



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

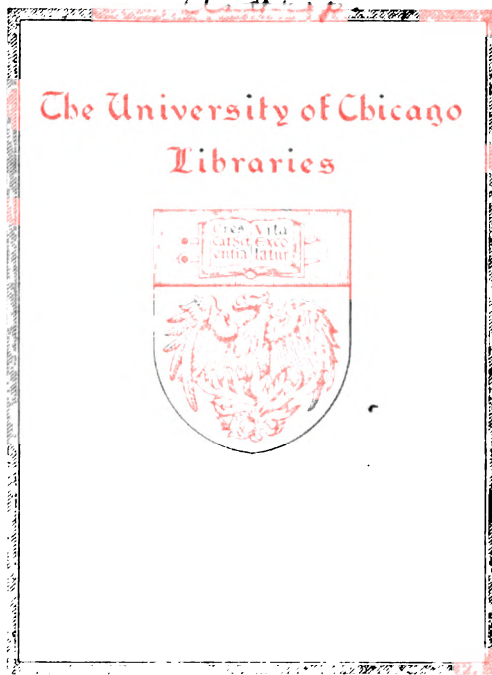
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Anthrop.



GN
M 28

Antiquar.

MANUS



Zeitschrift für Vorgeschichte
begründet und für die Gesellschaft
für deutsche Vorgeschichte

her herausgegeben von
Prof. Dr. Gustaf Kossinna

X. Band (1918)

Leipzig und Würzburg
Verlag von Curt Kabitzi
1919.

WILHELM
VON
SCHAFFEL

G. N.
M. 22

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz & Co., Würzburg.

OL

613613

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Zueignung an Gustaf Kossinna zum 60jährigen Geburtstag	I
Beiträge zur Festschrift	1
Abhandlungen	159
Mitteilungen	179
Bücherbesprechungen	243
—————	
Almgren, Oskar: Zur Rugierfrage und Verwandtes. Einige Andeutungen . . .	1
Bayer, Josef: Die Unhaltbarkeit der bisherigen Eiszeitchronologie Norddeutschlands. Mit 3 Textabb.	179
Bezzenger, Adalbert: Ein masurisches Steinzeitgrab. Mit 5 Textabb.	10
Bing, Just: Der Kultwagen von Strettweg und seine Gestalten. Ein Deutungsversuch. Mit 15 Textabb.	159
Bing, Just: Der Urnenedel von Merzin Kr. Köslin. Deutungsversuch. Mit 1. Textabb.	223
Girke, Georg: Feldbrief.	157
Hahne, Hans: Zueignung der Festschrift an Gustaf Kossinna zum 60. Geburtstag	III
Heß v. Wichdorff, Hans: Die neuere Geologie Ostdeutschlands und die vorgeschicht- liche Wissenschaft	192
Hörter, Peter: Grabfunde der Latènezeit im Museum zu Mayen, Rhld. Mit 10 Textabb.	231
Jahn, Martin: Der Spätlatène-Sund von Tschiläsen Kr. Guhrau. Mit 3 Textabb. und 1 Tafel (I)	15
Kossinna, Gustaf: Erläuterungen zur Karte der Sunde gebänderter Feuersteingeräte. Mit 1 Tafel (IV).	202
Langer, Franz: Zwei Bronzeschwert-Funde aus Wensidendorf Kr. Niederbarnim, Prov. Brandenburg. Mit 1 Tafel (V).	210
Lechler, Jörg: Feldbrief	157
Lienau, Michael Martin: Die bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz. Mit 2 Textabb. und 2 Tafeln (II, III)	25
Lienau, Michael Martin: Die bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz. Noch ein Hinweis	207
Lienau, Michael Martin: Ein großes und ein kleines Schildkröten-Tongefäß aus Kliestow Kreis Lebus, bei Frankfurt a. O. Mit 3 Textabb. und 1 Tafel (VI)	212
Lissauer, Fritz: Feldbrief	156
Mötefindt, Hugo: Die Entstehung des Wagens und des Wagenrades. Mit 46 Textabb.	31
Montelius, Oskar: Die Dorfahnen der Germanen. Mit 2 Textabb.	64

IV

Inhaltsverzeichnis. — Bücherbesprechungen.

	Seite
Näbe, Mag: Die Bodenstempel auf wendischen und frühdeutschen Gefäßen des 9.—14. nachchristlichen Jahrhunderts. Mit 10 Textabb.	71
Netolický, Friz: Die Ursache der starken Zahnabnützung an prähistorischen Schädeln	89
Peiser, S. E.: Der Goldfund von Hammersdorf.	92
Rademacher, E.: Zur Chronologie der niederrheinischen Hallstattgräber	97
Schulze, Martin: Vorgeschichtliche Untersuchungen während der Kriegszeit. Mit 6 Textabb.	103
Schulz, Walther: Urnenfriedhöfe und Grabhügel des letzten Jahrtausends v. Chr. im nordöstlichen Westfalen. Mit 20 Textabb.	108
Schulz, Walther: Urnenfunde der vorrömischen Eisenzeit bei Warmßen Kr. Stolzenau, Prov. Hannover. Mit 7 Textabb.	226
Wahle, Ernst: Der moderne Krieg, ein Minderer der vor- und frühgeschichtlichen Bodenfunde	117
Wilke, Georg: Die Zahl Dreizehn im Glauben der Indogermanen. Mit 41 Textabb.	121

Sachregister	257
Verzeichnis der Abbildungen im Text und auf den Tafeln	267

Bücherbesprechungen.

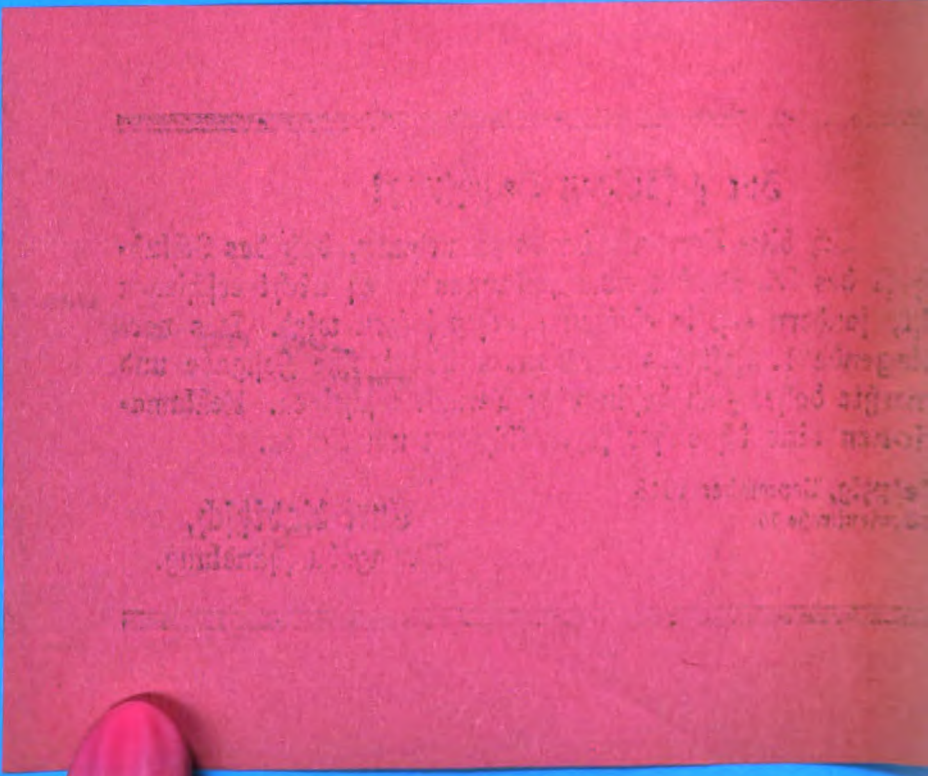
	Seite
Åberg, Nils: Die Typologie der nordischen Streitärte. Würzburg 1918 (E. Wahle)	251
Ehrlich, B.: Keramische und andere ordenszeitliche Funde in der Stadt Elbing und in der Elbinger Umgegend. Thorn 1917 (S. M. Näbe)	257
Kossinna, Gustaf: Altgermanische Kulturhöhe, ein Kriegsvortrag. Die Vornen, Januar 1918 (E. Walter-Stettin).	243
Male, Emil: Studien über die deutsche Kunst. Herausgegeben mit Entgegnungen von Paul Clemen usw. von Otto Grautoff. Leipzig 1917 (E. Wahle)	246
Monumenta Germaniae architectonica, herausgegeben von Albrecht Haupt. II. Die Pfalzkapelle Kaiser Karls des Großen zu Aachen. Leipzig (K. Mohrmann) .	252
Sprater, Friedrich: Die Urgeschichte der Pfalz, zugleich Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung des historischen Museums der Pfalz. Speier 1915 (E. Wahle)	250

Zur gefälligen Beachtung!

Ich bitte Kenntnis davon zu nehmen, daß das Schlußheft des IX. Bandes vom „Mannus“ noch nicht erschienen ist, sondern erst in einigen Wochen folgen wird. Das vorliegende 1. Heft des X. Bandes bildet eine Festgabe und mußte daher zum bestimmten Termin erscheinen. Reklamationen bitte ich daher freundlichst zu unterlassen.

Leipzig, September 1918.
Dörrienstraße 16.

Curt Kabitzsch,
Verlagsbuchhandlung.





Gustaf Toffinuer

GN 1
.M 28

Dem 60jährigen
Gustaf Kossinna
zum
28. September 1918.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz & Co., Würzburg.

Zueignung.

Das vorliegende Doppelheft des Mannus ist ein Geburtstagsgruß an den 60jährigen Gustaf Kossinna. Wenn es nicht jetzt im Kriege herauskommen mußte, wäre es ein noch weit stattlicherer Band geworden, an dem vor allem auch die Jugend einen viel wesentlicheren Anteil beigetragen hätte; denn Kossinna, der erste Inhaber des ersten deutschen Lehrstuhles für Vorgeschichte, hat wirklich Schule im höheren Sinne machen können, allein schon als Ordner und Zusammenfasser der bereits vorgebildeten Arbeitsweisen, als Lehrer einer wachsenden Zahl akademischer Schüler und als Anreger, Förderer und Wegweiser eines weiten Kreises von Freunden und Mitarbeitern. Zudem ist aber die Kossinna zu verdankende grundsätzliche Einführung der Siedlungsgeographie bzw. Siedlungsarchäologie in die Vorgeschichte, wo sie früher nur gelegentlich in unvollkommenen Ansätzen angewendet war, und ihre Ausbildung zu einer äußerst verfeinerten Methode eine notwendige und nicht mehr wegzudenkende Stufe in der Entwicklung der Vorgeschichte zur selbständigen geschlossenen Wissenschaft geworden¹). Nicht nur seine eigentlichen Schüler arbeiten heute, unbeschadet aller Mannigfaltigkeit sonstiger Fragestellung in der Vorgeschichtsforschung bewußt siedlungsarchäologisch, d. h. mit dem Bestreben der Herausarbeitung von Kulturbildern und -kreisen aus dem Mosaik der zeitlichen und geographischen Fundverteilung, und zwar durch einen Analogieschluß aus geschichtlicher Zeit, nämlich mit Verwendung der Erfahrung, daß geschlossene Kulturbilder grundsätzlich geschlossenen menschlichen Lebenseinheiten, wie Völkern und Stämmen entsprechen: im Gegensatz zu Kulturzusammenhängen weniger beherrschender Art, wie z. B. den durch Handel bedingten. Allein schon als zeitliches und geographisches Ordnungsprinzip für die Fundmaterialien weiter Gebiete hat sich die siedlungsarchäologische Methode glänzend bewährt; aber weiter auch als Grundlage für die längst gesuchte und versuchte „geschichtliche Durchdringung“ des rein vorgeschichtlichen Stoffes mittels Gleichsetzung von zunächst rein archäologisch gewonnenen, vorgeschichtlichen, daher namenlosen Kulturgruppen mit theoretisch vorauszusetzenden vorgeschichtlichen Anfängen geschichtlicher Stammes- und Völkergruppen. Der exakt methodische Ausbau dieses Grundgedankens

und seine Anwendung auf die verschiedenen Fälle in der Vorzeit wird allerdings noch viel Arbeit und weiterhin noch manchen wissenschaftlichen Streit erfordern, da in diese an die Geschichte anknüpfenden Schlüsse der „ethnographischen“ Hilfsmethode allerlei an sich auch noch nicht felsenfest begründete philologisch-historische Theorien und sprachgeschichtliche Hypothesen hineinspielen und gar leicht vom Wege besonnener Induktion ablenken können.

Zur Beurteilung von Kossinnas Stellung in der Entwicklung unserer Wissenschaft erinnern wir uns, daß die rein archäologische Vorzeiterforschung ihren Ausgang im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts von den nordeuropäischen Ländern Dänemark, Deutschland und Schweden genommen hat: Den Thomsen, Eisch, Danneil, Worsaae, Wedel, Undset, Tischler, Spohus Müller und Montelius sind die ersten großen Arbeitsleistungen und Bindungen zu danken, besonders auf dem Gebiete der aller weiteren Forschung zugrunde liegenden kulturarchäologisch-stilistischen und zeitlichen Ordnung (Typologie und Chronologie) des Fundmateriales. Hiermit gewann die vorgegeschichtliche Archäologie eine erste scharfe Begrenzung auf Grund ihres besonderen Stoffes und seiner speziellen Verarbeitungsweisen als selbständiges Forschungsgebiet gegenüber anderen, auch gelegentlich vorgegeschichtliche Zustände behandelnden Wissenschaften, wie der Geschichts- und Sprachforschung, Erdkunde, Völkerkunde, Anthropologie und der klassischen Altertumswissenschaft. Diese Abgrenzung mußte geschehen unbeschadet der vielfachen Herübernahme wichtiger kulturgeschichtlicher Einzelheiten, wertvollen Tatsachenermaterialies und anregender Hypothesen aus diesen und anderen Forschungsgebieten, z. B. auch der Zoologie, Technik und Chemie.

Seit jenen ersten bahnbrechenden Anfängen arbeiten in zunehmender Anzahl Sachforscher auf weiterem oder engerem örtlichen und zeitlichem Gebiet innerhalb der Vorgeschichte erfolgreich an der Festigung und Mehrung der Tatsachen. Solange unsere Wissenschaft jedoch noch keinen geschlossenen Aufgabenkreis und feste Methoden bei klarer Fragestellung besaß, bestand die Gefahr des Zurückfallens in irgend eine Abhängigkeit. Einen weiteren großen Schritt zum methodischen Ausbau und somit zur Stärkung der Selbständigkeit der Vorgeschichtsforschung als Wissenschaft bedeuten deshalb Kossinnas mit den gesamten wissenschaftlichen Mitteln unserer Wissenschaft in Angriff genommene Arbeiten über Indogermanen- und Germanenarchäologie: fühne und erfolgreiche erste methodische Zusammenfassungen!

Auch das moderne Museumswesen ist von dem Kreise um Kossinna nicht unwesentlich beeinflusst worden im Sinne klarerer Fragestellung für die praktische Arbeit auf vorgegeschichtlichem Gebiete. Denn auch der Aufdeckung, Bergung und Weiterverarbeitung der Bodenfunde als des für den weiteren Ausbau unserer Wissenschaft immer notwendigen Grundmateriales kommt die Anwendung möglichst scharfer chronologischer und typologischer Unterscheidungen und siedlungsgeographischer Gesichtspunkte sehr wesentlich zugute.

Den kommenden Förderern und Vollendern unserer Wissenschaft ist auf alle Fälle ihr Schaffen durch Kossinna wesentlich erleichtert, das können wir, seine Schüler, Mitarbeiter und Freunde, besonders gut beurteilen, zumal diejenigen, die als reifere Männer zu ihm oder seiner Methode kamen und bei ihm Wegweisung und Ordnung des eigenen Erstrebten erfuhren.

Gustaf Kossinna ist am 28. September 1858 zu Tilsit als Sohn eines Gymnasialprofessors geboren. In Göttingen, Leipzig, Berlin und Straßburg studierte er 1876 bis 1881 neben klassischer Philologie vor allem germanische Philologie, deutsche Geschichte und Geographie. Karl Müllenhoff, der Berliner Germanist, beeinflusste ihn entscheidend und wies ihn auf die Erforschung des germanischen Altertums²⁾, was bereits Kossinnas Doktorarbeit (über die ältesten hochfränkischen Sprachdenkmäler, in den Straßburger Quellen und Forschungen zur germanischen Sprach- und Kulturgeschichte Heft 46) Orts- und Personennamen betreffend, erkennen läßt. Die Erforschung des Ursprunges und der Verzweigung der Germanen bis zum Werden des deutschen Volkes, also die deutsche Stammeskunde, die Müllenhoffs eigenstes Feld gewesen war, hat Kossinna fortgesetzt, aber unter immer zunehmender Betonung der eigentlichen Sachforschung. Seine frühen Arbeiten, die ihm den Ruf eines tüchtigen Germanisten sicherten, waren noch fast rein philologisch gewesen³⁾; sein erstes Auftreten in dem Kreise der deutschen anthropologischen Gesellschaft⁴⁾, die damals das einzige Forum für die Vorgeschichtsforschung in Deutschland war, zeigte bereits, daß er die grundlegende Bedeutung der bis dahin von der philologischen Altertumforschung völlig vernachlässigten jungen Wissenschaft der vorgeschichtlichen Archäologie (Prähistorie), die ihm selbst zunächst auch nur als gelegentliche Hilfe bei der philologischen Erforschung geschichtlicher Privataltertümer erschienen war, voll erkannt hatte: zumal für die Fragen der Siedelungsgeschichte und vorgeschichtlichen Stammeskunde. Das war etwas Neues und trug reife Früchte, nachdem Kossinna die Herkulesarbeit geleistete hatte, die jammervoll zerstreuten Sonderveröffentlichungen europäischer, zumal deutscher vorgeschichtlicher Archäologie, zu sammeln, und, nachdem er dann vor allem auch mit unglaublichem Fleiß die in noch böserem Zustande in Museen und Sammlungen zersplitterten prähistorischen Sachaltertümer zunächst Nord- und Mitteleuropas in jahrelangen Museenreisen bewältigt hatte. Damit hatte er zum ersten Male die eigentlichen sachlichen Quellen der deutschen vorgeschichtlichen Archäologie in einer Hand vereinigt. Diese Materialsammlung ist erstaunlich und immer wieder Anlaß zu uneingeschränkter Bewunderung für jeden, der hier Einblick gewann. Dem Wissenden erwacht nur immer wieder der eine Wunsch, daß diese kostbaren Schätze doch erst veröffentlicht wären; wieviel Streit würde dann auch überflüssig sein. Aber welche Riesenarbeit erforderte zunächst noch ihre Sichtung: Fleiß und Sachkenntnis! Jede der Veröffentlichungen Kossinnas brachten einen Teil, einen Ausschnitt des Ganzen;

ganze Reihen solcher Arbeiten sind im Keim oder schon weiter gediehen bereits vorhanden in seinen Museumsbüchern, den Früchten seiner Reisen⁵⁾ und den daraus unter Zufügung der einschlägigen Literatur zusammengestellten Fundmappen mit der chronologischen Durcharbeitung des Riesensateriales und seiner Übertragung in typengeschichtliche und siedelungsgeographische Karten.

Die Weiterentwicklung und Dervollkommnung der Verarbeitungsverfahren dieses Materiales und die Ausbreitung ihrer Anwendung auf größere Fragen zeigen die Arbeiten nach 1895. Die Abhandlung über „Die ethnologische Stellung der Ostgermanen“ (indogermanische Forschungen VII S. 276) 1896 nahm bereits eine Sonderfrage siedelungsarchäologisch mit Hilfe der ethnographischen Hilfsmethode, die rein archäologische Gruppen und Kulturkreise mit historischen und sprachgeschichtlichen Kreisen verbindet, in Angriff, wobei die neuen Erkenntnisse, die der vorgeschichtlichen Archäologie entsprangen, sogleich weit von den älteren Anschauungen der reinen Sprachforschung, auch denen Müllenhoffs, wegführten und ihm die ersten Anerkennungen und die ersten Feindseligkeiten brachten.

Die Bekanntschaft mit Kossinnas Arbeiten blieb auf engere wissenschaftliche Kreise beschränkt, so lange er noch im königlichen Bibliotheksdienst stand (seit 1881 in Halle, Berlin und Bonn und wieder Berlin; dort 1894 zum fgl. Bibliothekar, 1900 zum Professor ernannt). Im Atlas von Erkerts von 1900 konnten bereits einige ihrer Ergebnisse verwertet werden und wurden so weiteren Kreisen bekannt. Im Jahre 1902 wurde Kossinna dann zum „Professor für deutsche Archäologie“ und zum „Vorsteher des prähistorischen Apparates an der Universität Berlin“ ernannt, womit der erste deutsche Lehrstuhl für Vorgeschichte begründet war. Schon im gleichen Jahre erschien Kossinnas umfassendere Arbeit „die indogermanische Frage archäologisch beantwortet“ (Zeitschrift für Ethnol. 1902), deren rein induktiver Teil mit einem Schläge weiten Kreisen die Bedeutung und Leistung Kossinnas klar machte, an deren deduktive ethnographische Folgerungen sich heftige Sehden angeschlossen, die durch das Fernstehen vieler Beurteiler gegenüber dem archäologischen Stoff verschärft wurden. Allgemeinere Anerkennung⁶⁾ erwarben die methodisch und stofflich begrenzteren und leichter faßlichen Arbeiten zur Germanenstammeskunde: verzierte Lanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen“ 1905 und „Die Grenzen der Kelten und Germanen in der Latènezeit“ 1907, sowie „Germanische Mäanderurnen“ 1907.

Damals gingen aus dem Kreise begeisterter arbeitsfroher Schüler um Kossinna die ersten zu eigener Wirksamkeit hinaus und auch sonst begann Kossinnas Lehrtätigkeit und weitwirkende Anregung Früchte zu tragen; das zeigte sich auch an dem großen Erfolge des im Dezember 1908 ergangenen Gründungsaufufes zu einer „Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte“, die die endgültige Befreiung der Vorgeschichtsforschung aus veralteter Forschungs-

organisation bedeutete und deshalb doppelt wirksam war. In den Veröffentlichungsschriften der Gesellschaft, dem „Mannus“ und der „Mannusbibliothek“ erschienen nun in schneller Folge auch Kossinnas eigene weitere Arbeiten⁷⁾ und Aufsätze, in denen das ihn von Anfang an besonders fesselnde Indogermanenproblem und namentlich die Germanenarchäologie bisher im Vordergrunde stehen: jenes in den großen Arbeiten über die „Urfinnen und die Urindogermanen“, dieses in allgemeinerer Form besonders in der „Herkunft der Germanen“ 1911 und zuletzt in dem weitverbreiteten Buche „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragende nationale Wissenschaft“, dessen zweite Auflage 1915 erschien als „Weihegabe an das zum ersten Male geeinigte deutsche Gesamtvolk, das siegreich im Weltkriege und zugleich das erste Kulturvolk der Welt, beides allein kraft seines wohlbewahrten Schatzes altgermanischer Rassenwerte“.

Unbeschadet voraussetzungsloser rein wissenschaftlicher Arbeitsweise wahrte sich Kossinna gleich großen Vorbildern gerade der klassischen Zeiten der Wissenschaft aller Völker das Recht der nationalen Sinnesart und nationaler Ziele, im bewußten Gegensatz zu der so vielfach mißbrauchten Betonung des angeblich internationalen Charakters aller Wissenschaft: ein Grund mehr für begeisterte Anhängerschaft und hartnäckige Anfeindung, zwischen denen Kossinnas, nur dem Nächstehenden verständliches, nicht einfaches Charakterbild hin- und herschwankt.

Kossinna ist der erste ernste Forscher auf einem deutschen Lehrstuhl, der mit ganzer Kraft und vollem Interesse sich nur der Vorzeitforschung und in erster Linie der deutschen Vorzeitforschung gewidmet hat, der von der Heimat ausgegangen ist und vom germanischen zu weiteren Kreisen fortschreitet. Er beherrscht vor allem bis heute noch mehr als jeder andere den nötigen sachlichen Stoff, deshalb gehört er zu denjenigen, die meist, auch wenn es recht unbequem ist und gar manchem ärgerlich, zunächst in sachlichen Materialfragen meist Recht behalten. Daran mag er sich heute freuen; die Wissenden freuen sich mit ihm vor allem daran, daß es eifernstem Fleiße, meist fern jeder erleichternden Unterstützung mächtiger Einflüsse, trotz schwieriger allgemeiner Lage der jungen Wissenschaft, trotz körperlicher und anderer Hemmungen einem einzelnen gelungen ist, einen Markstein in einer Wissenschaft aufzurichten, die heute nicht nur mehr und mehr anerkannt in dem großen Gesamtbild der Geschichte der Menschheit dasteht, sondern auch den in heutiger Zeit endlich wieder geltenden Ruhmestitel beanspruchen darf, einen hohen vaterländischen Gehalt zu haben; denn Kossinnas bisherige Hauptleistung ist die Klärung der Herkunft der Germanen und ihrer Kultur, was eine hochbedeutungsvolle Stufe in der Erkenntnis deutschen Wesens bedeutet. — Möchte unser Lehrer und Führer aus schwerer Zeit neue Kräfte gewinnen zu neuer Mühe und Arbeit, die des Forschers Leben kostbar machen für die Allgemeinheit! —

hahne.

Anmerkungen.

¹⁾ Über Kossinnas Methode vgl. besonders seine Ausführungen in „Herkunft der Germanen“ und der „Deutschen Vorgeschichte“. Sie ist eine Fortbildung von ursprünglich bei tier- und pflanzengeschichtlichen, paläontologischen Forschungen sowie in der Völkerkunde und gelegentlich schon früher in der Archäologie, besonders der nordischen Prähistorie angewandten Arbeitsweisen.

²⁾ Dgl. Kossinnas Nachruf über Müllenhoff in Bezzenbergers „Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen“ 1884.

³⁾ Dgl. u. a. Über den Volksstamm der Sweden und ihren Namen. Westdeutsche Zeitschrift 1890; Der Ursprung des Germanen-Namens 1895; Zur Geschichte des Volksnamens der Griechen 1896.

⁴⁾ Vortrag in Kassel 1895 über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen (wiedergegeben erst 1906 in der Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde S. 1).

⁵⁾ Die erste große Reise ging 1896 nach Riga bei Gelegenheit des 10. Russischen archäol. Kongresses, wo der Inhalt sämtlicher baltischer Museen vereinigt war. Drei- bis viermonatliche Reisen gingen 1899—1901 in die Museen Deutschlands und Dänemarks, 1904 eine nach Dänemark und Schweden, 1905 nach Süddeutschland und Österreich, 1907 und 1908 nach Belgien und Frankreich, 1909 nach Österreich, Ungarn, Rumänien, Galizien, 1911 nach Württemberg und Bayern, 1912 nach Thüringen, Schweden und Norwegen, 1913 nach Nordwestdeutschland, Rheinlande und Österreich, 1915 nach Pommern, West- und Ostpreußen. Dgl. hierzu auch den archäol. Reisebericht von 1899, Deutsche Geschichtsblätter II.

⁶⁾ Zum Beispiel Höfer, Deutsche Erde 1909 S. 66.

⁷⁾ Da ein vollständiges Verzeichnis der vor 1909 erschienenen Aufsätze und Arbeiten Kossinnas bisher noch nirgends erschienen ist, mag es hier, nach seinen eigenen Zusammenstellungen, Platz finden.

Kossinna, selbständige Bücher vor 1909.

1. Die ältesten hochfränkischen Sprachdenkmäler. 1881. Straßburger Quellen und Forschungen zur germanischen Sprach- und Kulturgeschichte. Heft 46.
2. Bibliotheca philologica. 1883.
3. K. Baedekers „Berlin und Umgebung“. 5. Aufl. 1887.

Kossinna, kleine Schriften vor 1909.

1. Das alte Hermundurenland. „Ausland“ 1882. Nr. 35. S. 690—692.
2. Straßburger Studien. Heft 1. Straßburg 1882. Deutsche Literaturzeitung 1882. 640 f. Rez.
3. Friischbier, Preuß. Wörterbuch I. 1—6. Deutsche Literaturzeitung 1882. 1644—1646). Rez.
4. Straßburger Studien. Heft 2, 3. Deutsche Literaturzeitung 1883. 483 f. Rez.
5. Straßburger Studien. Heft 4. Deutsche Literaturzeitung 1883. 1363. Rez.
6. Friischbier, Preuß. Wörterbuch II. Deutsche Literaturzeitung 1884. 834 f. Rez.
7. E. Lemke, Volkstümliches aus Ostpreußen I. Deutsche Literaturzeitung 1884. 1427. Rez.

8. Die landesfundliche Literatur für Nordthüringen. Deutsche Literaturzeitung 1884, 1509 f. Rez.
9. Rezension Adermann, Bibliotheca Hassiaca. Kassel 1884. Zentralbl. f. Bibliothekswesen 1884. 451 f.
10. Rezension, Beiträge zur Landesfunde Bayerns. München 1884.
11. Rezension. „Auch ein deutscher Literaturhistoriker“. Grenzboten 1884. IV. 267—275.
12. Karl Müllenhoff, Beitr. zur Kunde der indogermanischen Sprachen. Göttingen IX. 135—150. 1884.
13. Nachtrag zu dem Verzeichnis der Schriften Müllenhoffs. Ebenda S. 252. 1884.
14. *Γαιθρομαρος* Zeitschr. f. deutsches Altertum. 1885. 29. 268.
15. Libri confraternitatum Sancti Galli Augiensis Fabariensis. Deutsche Literaturzeitung 1885. 85 f.
16. „Erklärung“. Deutsche Literaturzeitung 1885. S. 887.
17. K. A. Hahn, Mittelhochdeutsche Grammatik. 4. Ausg. 1884. Deutsche Literaturzeitung 1885. 1481 f. Rez.
18. Rezension Hofmeister, Medlenburg altniederländische Literatur. Schwerin 1885. Zentralbl. f. Bibliothekswesen 1886, 39.
19. Rezension Schloßar, Bibliotheca historico-geographica Stiriaca. Graz 1886. Zentralblatt f. Bibliothekswesen 1886. 235 f.
20. Rezension Göbinger, Reallexikon der deutschen Altertümer. Leipzig 1885. Anz. f. deutsches Altertum u. deutsche Lit. XII, 1—17. 1886.
21. Rezension P. Höfer, Der Feldzug des Germanicus im Jahre 16 v. Chr. 2. Bernburg 1885. Ebenda XII, 165—167. 1886.
22. Rezension Th. Mommsen, Römische Geschichte. Bd. 5. 2. Berlin 1885. Ebenda XIII, 193—210. 1887.
23. Th. v. Grienberger, Die Ortsnamen des Indiculus Arnonis. Deutsche Literaturzeitung 1887. 379. Rez.
24. E. Lemke, Volkstüml. in Ostpreußen. II. Deutsche Literaturzeitung 1887. 1589 f. Rez.
25. Rich. Ed. Ottmann, Gramm. Darstellung der Sprache d. althochdeutschen Glossars Rb. Deutsche Literaturzeitung 1887. 1773 f. Rez.
26. Rezension R. Henning, Die deutschen Runendentmäler. Korrespondenzbl. d. westdeutsh. Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst. 1889. VIII, 254—257. Straßburg 1889.
27. Rezension Karl Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. Bd. 2. Berlin 1887. Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur 1890. XVI, 1—60.
- 27a. Erwiderung. Literarisches Zentralbl. 1890. Nr. 7.
28. Nachtrag zu 27. Anzeiger XVI, 339. 1890.
29. Die Sweden im Zusammenhänge der ältesten deutschen Völkerbewegungen. Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst. 1890. IX, 199—216.
30. Germanische Vorzeit. Jahresber. d. Geschichtswissenschaft f. 1888. II. 260—270. 1890.
31. Zeitschr. f. Volkstunde. Herausgegeben von E. Dedenstedt. Bd. 1. Deutsche Literaturzeitung 1890. 1229—1231. Rez.
32. Die Herkunft der „Heriman“. Zeitschr. f. deutsches Altertum 35, 264. 1891.
33. Germanischer Dativ aus der Römerzeit. Anz. für deutsches Altertum u. deutsche Lit. 17, 78. 1891.
34. Nochmals die Sweden. Westd. Zeitschr. 1891. X. 104—110.
35. Germanische Vorzeit. Jahresber. d. Geschichtswissenschaft f. 1889. II. 1—17. 1891.
36. Arminius deutsch? Indogermanische Forschungen 1892. II, 174—184.
37. Rezension R. Much, Deutsche Stammsiße. Halle 1892. Ebenda 1894. IV. 46—49.

38. Arminius. (Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschr. d. allg. deutschen Sprachvereins. 1892. III. 126—129.)
39. Rezension Sr. Stolz, Die Urbevölkerung Tirols. ². Innsbruck 1892. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde. Berlin 1893. S. 99 f.
40. Rezension Karl Lerp, Die alten Dölker, Gaue und Ansiedlungen im heutigen Lande Gotha. Gotha 1892. Anz. f. deutsches Altert. u. deutsche Lit. 1894. Bd. 20. 199.
41. Gesellschaft f. deutsche Philologie (Seuilleton der Berliner Zeitung „Post“. 14. Dez. 1894.)
42. Desgleichen 2. Juni 1895.
43. Desgleichen 26. September 1895.
44. Desgleichen 23. Oktober 1895.
45. Desgleichen 17. November 1895.
46. Desgleichen Ende Dezember 1895.
47. Desgleichen 17. Januar 1896.
48. Über die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland. Korrespondenzbl. d. deutsch. anthrop. Gesellsch. 1895. Nr. 10. S. 109—112.
49. Der Ursprung des Germanennamens. Beitr. z. Gesch. d. deutschen Sprache 20. 258—301. 1895.
50. Über die deutsche Altertumskunde und die vorgeschichtliche Archäologie. Verhandl. d. 43. Versamml. deutsch. Phil. u. Schulm. Köln 1895. S. 126—129.
51. Rezension L. Wilser, Stammbaum und Ausbreitung der Germanen. Bonn 1895.
52. Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland. Zeitschr. d. D. f. Volkst. Berlin 1896. 1—14.
53. Zur Geschichte des Volksnamens Griechen. Festschr. zum 50jährigen Doktorjubiläum Karl Weinhold's. Straßburg 1896. S. 27—42.
54. „Sollflore“. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde. Berlin 1896. S. 188—192.
55. Professuren für deutsches Altertum. Grenzboten 1896. II. 600—605.
56. Welchem Volke gehören die Nauheimer Latènesfunde? Correspondenzbl. d. deutsch. anthrop. Ges. 1896. 30—32.
57. Die geschichtliche Entwicklung der germanischen Volksgrenzen in Ost und West. Globus 1896. Bd. 69. S. 106—109.
58. Beiträge zur Jubiläumsausgabe des Brodhäuschen Konversationslexikons. 1891 ff.
59. Vorgeschichtliche Archäologie 1895. Jahresbericht für germanische Philologie. Bd. 17. S. 74—94. 1896.
60. Die ethnologische Stellung der Ostgermanen. Indogermanische Forschungen. 1896. Bd. VII. 276—312.
61. Rezension R. Loewe, Die Germanen am Schwarzen Meere. Halle 1896. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde. 1896.
62. Rezension Georg Holz, Beiträge zur deutschen Altertumskunde I. Halle 1894. Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswissensch. I. 1896/97. Monatsbl. 19—21. 76—78.
63. Germanen am Gebirge „Hercynia“. Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Sprache u. Literatur. 26. 282 f. 1900.
64. Eine archäologische Reise durch Teile Norddeutschlands. Deutsche Geschichtsblätter II. 1900. S. 23—26.
65. Rezension Karl Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. Bd. IV. Berlin 1899. Literarisches Zentralbl. 1900. 731—735.
66. Vorgeschichtliche Stammeskunde Schlesiens. Globus LXXXI, 93 f. 1902.
67. Vorgeschichtliche Stammeskunde Schlesiens. Schles. Zeitung 18. Januar 1902.
68. Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet. Zeitschr. f. Ethn. 1902. S. 161.
69. Die Zeitbestimmung der Skelettgräber von Trebiß, Mansfelder Seetreis. Nachrichten über deutsche Altertumskunde. 1903. 53—59.

70. Bronzedeptoffund vom Rittergut Piesdorf bei Belleben, Mansfelder Seetreis. Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. 1903. 485—487.
71. Über das „Strépyien“. Korrespondenzbl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthropologie 1904. S. 85.
72. Rezension L. Wilfer, Die Germanen. Archiv f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie Berlin 1904. I. 780—785.
73. „Erklärung“. Ebenda Heft 6.
74. Rezension Wolfgang Schlüter, Über Milluchs Werk: Die Heimat der Indogermanen. Deutsche Erde. 1905. S. 22 f.
75. Rezension Willibald Stavenhagen, Altdeutsches Stottenwesen. Deutsche Erde. 1905. S. 103 f.
76. Rezension Adolf Beck, Baiern, Goten und Langobarden. Deutsche Erde. 1905. 221.
77. Rezension Julius Wilbrand, Die deutschen Stämme an der Lippe zu Zeiten des Drusus und des Germanicus. Deutsche Erde. 1905. 221.
78. Rezension H. Lehbert, Das Germanische Gehöft. Deutsche Erde. 1905. 221 f.
79. Rezension Eduard Halter, Auf den Spuren der Haruder im Elsaß. Deutsche Erde. 1905. 222.
80. Verzierete Lanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen. Zeitschr. f. Ethn. 1905. S. 369.
81. Zum Goldfund von Sköfde. Zeitschr. f. Ethn. 1905. 471 f.
82. Zum Brandgrubengraberfeld von Wilhelmsau. Zeitschr. f. Ethn. 1905. S. 596—599.
83. Geschäftliches auf der Anthropologerversammlung 1905 zu Salzburg. Korrespondenzbl. d. deutsch. Gesellsch. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1905, 153 f.
84. Rezension Ludwig Wilfer, Die Bedeutung der Germanen in der Weltgeschichte. Deutsche Erde 1906. Heft 1.
85. Die Grenzen der Kelten und Germanen in der Latènezeit (Korrespondenzbl. d. deutsch. anthrop. Ges. 1907. S. 57—62).
86. Über germanische Mäanderurnen. Ebenda 1907. S. 57.
- 87—89. Zeitschr. f. Ethnol. 1908. S. 569 ff., 631 ff., 815 ff.
- 90—91. Korrespondenzbl. des Gesamtvereins 1908: 1. eingerichtete Zeichnungen in Stein-
kistengräbern, 2. steinzeitlicher Leichenbrand.
92. Rezension O. Schrader, Sprachenvergleichung und Urgeschichte (Buschans Zentralbl. f. Anthr. 1908. S. 225 ff.).
93. Bodes Deutsches Museum. Tägl. Rundschau, Unterhaltungsbeilage 11. 3. 1908. S. 238 f.
94. Archäologische Vorbemerkung zu Oskar Fleischer: Musikalische Bilder aus Deutschlands Vergangenheit. (Textbuch zu einer Aufführung auf der Bühne.)

Don 1909 ab finden sich Kossinnas wesentliche Arbeiten im Mannus und der Mannusbibliothek. Außer vielen kleinen Mitteilungen, Sitzungsberichten und Anmerkungen sind es besonders die folgenden:

Mannus I. 1909.

1. Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten. S. 17 u. 225.
2. Vergessener Bericht über ein Urnengraberfeld der Latènezeit. S. 127.
3. Germanendarstellungen in der antiken Skulptur. S. 144.
4. Göße, Höfer, Zischiesche „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens“. Bespr. S. 154.
5. Jacob, Die Latènesfunde der Leipziger Gegend. Bespr. 159.

Mannus II. 1910.

6. Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen . . . II. S. 59.
7. Zum Homo Aurignacensis. S. 169.
8. Zur Wochengötterbase vom Fliegenberg bei Troisdorf, Siegtreis. S. 201.
9. Die kulturgeschichtliche Stellung der Priegnitz in der Vorzeit. S. 234.
10. Gedrehte Gefäße und Mäandergefäße der Latènezeit. S. 242.
11. Zum Dreiperiodensystem. S. 309.
12. Gallische Gottheiten und ihre Darstellungen in germanischen Funden. S. 317.
13. Städtisches Museum für Völkertunde zu Leipzig; illustr. Führer durch die vorgesch. Abteilung. Bespr. S. 322.

Mannus Ergänzungsband I. 1910.

14. Vorgeschichtlicher Handel in Mitteleuropa. S. 2.
15. Exkurs über den Surnamen Jostaviso. S. 90.

Mannus III. 1911.

16. Anmerkungen zum „heutigen Stand der Vorgeschichtsforschung“. S. 127.
17. Ansprache bei der Einweihung des Museums zu Neuruppin. S. 310.
18. Zum „Trichterrandbecher“. S. 287.
19. Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas. S. 316.

Mannus Ergänzungsband II. 1911.

20. Die Frau in der Vorgeschichte Mitteleuropas. S. 2.
21. Eine merkwürdige Baummarke. S. 41.

Mannusbibliothek Nr. 6.

22. Die Herkunft der Germanen. 1912.
23. **Deutsche Erde** 1912, Heft 4/5, Taf. 14. Siedlungsgebiete der Germanen, Kelten und Illyrier in Nord- und Mitteldeutschland während der älteren Bronzezeit — als Erweiterung zu Nr. 22.

Mannus IV. 1912.

24. Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. S. 17.
25. Die Einweihung des neuen städtischen Kunst- und Gewerbemuseums zu Dortmund. S. 130.
26. Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas II. S. 173.
27. " " " " III. S. 271.
28. Der erste baltische Archäologenkongreß zu Stockholm im August 1912. S. 415. (Dabei Kossinna: Die Herkunft der ostdeutschen Bevölkerung der Bronzezeit. S. 421.)
29. v. Miste, Die prähistorische Ansiedlung Delem St. Vid. Bd. 1. Bespr. S. 340.

Mannusbibliothek Nr. 9.

30. Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. 1912. Stark vermehrte Auflage II. 1914.

Mannus V. 1913.

31. Westfälische Vorgeschichte. S. 31.
32. Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas. IV. S. 160.
33. Tummel und Kossinna, Das Gräberfeld in Wilhelmshöhe bei Aisch, Prov. Posen. S. 319.
34. Mitteilung betr. vorgeschichtlichen Hirse. S. 380.
35. Deutscher Volkswart. Bespr. S. 383.

Mannusbibliothek Nr. 12.

36. Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit I. 1913.

Mannus VI. 1915.

37. Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit. S. 1.
 38. Mente und Kossinna, Ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus dem hannoverschen Wendlande. S. 192.
 39. Neue Goldgefäße aus Frankreich. S. 216.

Mannus VII. 1916.

40. Die illyrische, die germanische und die keltische Kultur der frühesten Eisenzeit im Verhältnis zu dem Eisensfunde von Wahren bei Leipzig. S. 87.
 41. Zu den vorgeschichtlichen Eisenbarren. S. 339.

Mannus VIII. 1917.

42. Die goldenen „Eidringe“ und die jüngere Bronzezeit in Ostdeutschland. S. 1.

Mannus IX. 1918.

43. Krötendarstellungen auf neolithischen Gefäßen. S. 69.
 44. Der goldene Halsring von Peterfik bei Kolberg in Hinterpommern. S. 97.
 45. Schrader, Sprachvergleihung und Urgeschichte. Bespr. S. 110.

Zur Rugierfrage und Verwandtes.

Einige Andeutungen

von Oscar Almgren.

In seiner trefflichen Arbeit „Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit“ (I. S. 175 ff.) hat Erich Blume die hinterpommersche Skelettgräbergruppe der jüngeren Kaiserzeit nebst verwandten Funden der angrenzenden Gebiete bis einschließlich Häven in Mecklenburg und Sacrau in Schlesien, dem Stamme der Rugier zugeschrieben, allerdings mit gewissem Vorbehalt. Er deutet dabei auch auf die Verwandtschaft dieser Kultur mit der gleichzeitig in den dänischen Inseln und in Norwegen herrschenden hin, sowie auch auf die bekannte sprachliche Verknüpfung der Rugier mit den Rygir in der westnorwegischen Landschaft Rogaland (jetzt Ryfylke).

Von diesem Punkte aus könnte man vielleicht etwas weiter kommen. Bekanntlich hat Salin¹⁾ das Auftreten der betreffenden Kulturgruppe in Norwegen auf die Einwanderung eines südgermanischen Stammes zurückgeführt, weil dieses Land keine Voraussetzungen gehabt hätte, durch bloße Handelsbeziehungen einen so mächtigen Einfuhrstrom südlicher Luxuswaren heranzuziehen. Nun hat weiter Schetelig²⁾ als die wahrscheinliche Einbruchsstelle dieser Einwanderung in Westnorwegen die Insel Karmö bezeichnet, wo in einem großen Hügel bei Avalsnes ein sehr prächtiger Grabfund der bezüglichen Art angetroffen ist. Von hier aus hat sich nach Schetelig die fremde Kultur weiter im norwegischen Westlande ausgebreitet, wie verschiedene Funde ausweisen. Dieser Ort Avalsnes entspricht aber dem aus der Wikingerzeit bekannten Königshofe Agvalsnes, der damals eben ein Hauptort des

¹⁾ Vitterhetsakademiens Månadsblad 1896. S. 44 ff.

²⁾ Vestlandske Graver fra Jernalderen (Bergen 1912). S. 58 f.

Rogalandes war¹⁾. Dies merkwürdige Zusammentreffen spricht ja recht stark für die Richtigkeit von Blumes Ansetzung. — Was die Einwanderungsfrage betrifft, so ist es wenig wahrscheinlich, daß ein südgermanischer Stamm sich ohne besonderen Anlaß in Norwegen angesiedelt hätte. Wenn man aber nun weiter mit Kossinna²⁾ annimmt, daß die deutschen Rugier einmal aus dem norwegischen Rogaland ausgewandert sind, so verknüpft sich das ganze zu einem verständlichen Zusammenhange. Die von Salin und Schetelig angenommene Einwanderung in Norwegen im dritten Jahrhundert wird zu einer Wiedereinwanderung von Rugiern, ganz analog mit der von Prokop erzählten Rückkehr einer Abteilung der Heruler zu dem alten Sitze ihres Stammes in Südschweden. Doch können auch die betreffenden archäologischen Erscheinungen auf längerdauernde Beziehungen zwischen Nord- und Südrugiern zurückgeführt werden, indem einzelne Mitglieder der ersteren an den Kriegszügen der letzteren teilnahmen und bei ihrer Heimkehr fremde Sitten und Geräte mitbrachten. Also eher eine Parallelerrscheinung zu dem bekannten Rückstrom der gotischen Kultur aus Südrußland nach den zurückgebliebenen Nordgoten.

Ob nun alle die von Blume herangezogenen nordostdeutschen Funde der betreffenden Gattung wirklich, wie er will, nur den Rugiern zuzuschreiben sind, ist wohl fraglich, wenigstens für die Gräber von Sadrau. Diese könnte man wohl mit besserem Recht den aus Schlesien bekannten Silingen zusprechen, zumal man auch dabei eine vorzügliche Verknüpfung archäologischer und sprachlicher Zusammenstellungen gewinnen kann. Denn einerseits hat ja Kossinna (a. a. O.) den Namen der Silingen und damit auch ihren Ursprung aus Silund, dem jetzigen Seeland, hergeleitet; was sprachlich sehr gut begründet ist, da Ableitungen desselben Wortstammes mit -und für den Gaunamen und -ing für den Namen der Einwohner in Scandinavien sehr gewöhnlich sind³⁾. Andererseits bietet ja eben Seeland die allerzahlreichsten Gräberfunde der betreffenden Kulturgruppe. Also haben wir hier eine vollständige Parallele zur Rugierfrage.

Die ganze Sache liegt wohl eigentlich so, daß das Odermündungsgebiet und die Oderlinie überhaupt den wesentlichsten Auswanderungs- und Verkehrsweg für die Bewohner der westdänischen Inseln⁴⁾ und Norwegens nach dem Süden hin bildeten. Wenn wir unter den skandinavischen Aus-

¹⁾ Snorre Sturlason, Olav Tryggvasons Saga Kap. 70; vgl. seine Saga Olavs des heiligen Kap. 124. Wenn in der Saga des Harald Hårfagri Kap. 40 Agvaldsnes scheinbar dem Hordaland zugerechnet wird, so beruht dies darauf, daß die zuerst aufgezählten Königshöfe dieser Landschaft angehören.

²⁾ Indogermanische Forschungen. VII. S. 281.

³⁾ Dies ist oft von Noreen hervorgehoben worden, der auch die Zusammenstellung Silingen=Silund gutheißt, wie er mir mitgeteilt hat.

⁴⁾ Westdänische Inseln im Gegensatz zu Bornholm.

wanderern im Oberggebiet literarisch nur solche aus Seeland und Rogaland belegen können, so beruht dies offenbar darauf, daß eben die Silingen und die Rugier sich eine leitende Stellung über die Angehörigen anderer skandinavischer Stämme errungen haben, genau so wie es Kossinna¹⁾ von den ostdeutschen Burgunden annimmt, die wohl nicht alle aus dem kleinen Bornholm stammen konnten.

Auf die vorrömische Periode dieser mutmaßlichen Auswanderungen aus den dänischen Inseln und Norwegen nach dem Odermündungsgebiet kann ich hier nicht eingehen. Ich möchte nur weiter hervorheben, daß schon die Odermündungskultur der älteren Kaiserzeit, deren ethnische Bestimmung Blume (I S. 157) offen läßt, manche Beziehungen eben zu jenen Teilen Scandinaviens aufweist und mit ihnen zusammen fast ein einheitliches Kulturgebiet bildet, das sich sowohl von dem westlich als dem östlich angrenzenden deutlich abhebt. Besonders gilt dies für das 2. Jahrhundert, und zwar gelangt in diesem ganz wie in der jüngeren Kaiserzeit jene Verwandtschaft besonders durch das Vorkommen mit zahlreichen römischen Gefäßen und anderen Kostbarkeiten üppig ausgestatteter, meist brandloser Bestattungen in allen den erwähnten Gebieten zum Ausdruck. Dies scheint mir anzudeuten, daß die ganze Skelettgräbergruppe der älteren Kaiserzeit im Odermündungsgebiet von keinem anderen Gesichtspunkt aus angesehen zu werden braucht als die jungkaiserzeitliche. In beiden Perioden dürfte es sich um eine Bevölkerung handeln, die mit derjenigen der westdänischen Inseln und Südnorwegens eng verwandt und wahrscheinlich von zusammengeströmten Auswanderern verschiedener Kleinstämme gebildet war, unter denen indessen die Rugier schon zur Zeit des Tacitus die Leitenden geworden waren. So braucht man wohl nicht mit Blume nur die Brandgrubengräber der älteren Kaiserzeit in Hinterpommern den Rugiern zuzuteilen und anzunehmen, daß sie erst am Anfang der jüngeren Kaiserzeit plötzlich zur Leichenbestattung übergegangen sind. Eben in den dänischen Inseln und in Norwegen kommen ja besonders in der älteren Kaiserzeit Skelettgräber und Brandgräber nebeneinander vor. Man hat ja sogar jetzt im südöstlichen Norwegen das erste germanische Skelettgrab der Spätlatènezeit angetroffen²⁾.

Die Odermündung war wohl immer ein Knotenpunkt des Verkehrs, wo ziemlich unstete Bevölkerungsverhältnisse herrschten; daraus erklären sich wohl auch die vielen vereinzeltten Gräber und kleineren Gräbergruppen des Gebietes. Daß darunter auch westgermanische Einschläge, wenigstens im 1. Jahrhundert vorkommen, hat ja Kossinna längst nachgewiesen³⁾.

Die oben ausgesprochene Behauptung, daß die an römischen Gefäßen besonders reichen Gräber des 2. Jahrhunderts eine kulturelle Eigentümlichkeit

¹⁾ Die deutsche Vorgeschichte. 2. Aufl. S. 145.

²⁾ A. W. Brögger, Oldtiden. VII. S. 68.

³⁾ Zeitschr. f. Ethnol. 1905. S. 395.

des Odermündungsgebietes der dänischen Inseln (außer Bornholm) und Südnorwegens bilden, möchte ich nun in aller Kürze etwas näher begründen. Ich zähle zu dieser Gruppe die folgenden, den Sachgenossen wohl bekannten Funde:

a) **Odermündungsgebiet** (im weiteren Sinne, westlich etwa bis zur Warnow gerechnet): Lübsow, Kr. Greifenberg (Pernice, Praehist. Zeitschr. IV, S. 126 ff.); Cossin, Kr. Pyriß (Baltische Studien 34 S. 335, 39 S. 134); Klawow, Kr. Demmin (Mus. f. Völkert. Berlin, II 3078—85)¹⁾; Bietkow, Kr. Prenzlau (Weigel, Nachr. üb. d. Altertumsfunde 1890 S. 39 ff.); Groß Kelle und Brunow im süd-östlichen Mecklenburg (Belß, die vor-geschichtlichen Altertümer S. 342 f.)

Wahrscheinlich gehört hierzu auch der Fund von Segenthin, Kr. Schlawa im mittleren Hinterpommern, von woher das Berliner-Antiquarium einen schön verzierten Bronzeimer und eine Kasserolle mit Stempel besitzt (Blume, II. S. 138, Willers, Die römischen Bronzeimer von Hemmoor S. 147, 218).

b) **Dänemark**: Juellinge auf Lolland (Sophus Müller, Nordiske Sortidsminder II. S. 1 ff.); Espe, Ringe und Nørre Broby auf Sünen (ebenda S. 39 mit weiteren Literaturhinweisen).

Zu diesen inseldänischen Funden gesellt sich, wie Sophus Müller (Aarbøger 1916 S. 293) hervorhebt, der Fund von Bodum bei Apenrade im östlichen Nordschleswig.

c) **Südostnorwegen**: Storedal, Amt Smaalenene (Gustafson, Opuscula Oscari Montelio dicata, Stockholm 1913. S. 265 ff.; Jan Petersen, Norske Olfund I S. 38).

Alle diese Funde, die mindestens zwei, in vielen Fällen mehrere (in Lübsow sogar neun) römische Gefäße als Beigaben zählen, sind im wesentlichen gleichzeitig und können wohl alle der Blumeschen Stufe B jgr. hinzugerechnet werden. Sie gehören wohl hauptsächlich in die Zeit um 100 und in die ältere Hälfte des 2. Jahrhunderts²⁾. Auch betreffs der Grabanordnung sind sie ziemlich gleichartig. Die allermeisten sind zweifelsohne brandlose Bestattungen gewesen. Vollkommen festgestellt ist dies betreffs derjenigen von Bietkow, Juellinge und Storedal. Bei den meisten übrigen deuten sowohl die Fundbeobachtungen als die Abwesenheit aller Brandspuren an den Fundsachen nach derselben Richtung hin. Auch in dem Funde

¹⁾ Nach meinen 1896 gemachten Notizen besteht der Fund von Klawow aus einem Bronzeimer ähnlich dem von Bietkow, einem kleineren, rundbauchigen Bronzeimer, verbrannten Bruchstücken einer schweren Kasserolle, einer leichten Schöpfkelle mit Sieb, bronzener Trinkhornbeschlüge, knöcherner Spielsteine und eines langgestreckten Würfels, bronzener Riemenzunge u. a. m. (Über die Fundumstände s. weiter unten!)

²⁾ Zur Datierung s. besonders Gustafson, a. a. O. Müller hat bekanntlich eine spätere Ansetzung.

von Lübsow sind weder die Schmudsfachen noch die übrigen Gegenstände von Feuer beschädigt, und hier soll eine manneslange gemauerte Steinfiste vorhanden gewesen sein. Darum wird man geneigt mit Schuchhardt die am Boden der Kiste beobachtete „Kohlschicht“ als Überreste einer vermoderten Holzbekleidung zu erklären; und die Behauptung, daß ein zerfallenes Tongefäß „Asche“ enthielt, ist eine bekannte stereotype Funderangabe, die keineswegs, wie der Herausgeber des Fundes will, als Beweis für Leichenbrand gelten kann. Nach dem nur von Arbeitern herrührenden Bericht über den Fund von Cossin sollen hier die beiden Glaschalen „Asche und Knochen“ enthalten haben, warum man ihn allgemein als ein Brandgrab auffaßt. Aber die Anlage des Grabes, mehr als 6 Fuß tief unter mächtiger Steinbedeckung wäre für ein germanisches Brandgrab dieser Zeit (wenn es sich um ein Flachgrab handelt) wohl eben so beispießlos wie die Verwendung von Glaschalen als Knochenbehälter. Man könnte bei den Knochen vielleicht auch an unverbrennte Tierknochen als Überreste mitgegebener Speisen denken. Nur der Fund von Kladow dürfte mit Gewißheit einem Brandgrabe entstammen, denn hier sind mehrere Gegenstände stark vom Feuer beschädigt (s. oben S. 4, Note 1)¹⁾. Der Fund soll in einem von Feldsteinen künstlich errichteten Hügel angetroffen sein.

Außerhalb dieses geographisch eng zusammenhängenden Gebietes kenne ich aus dem ganzen damaligen Germanien nur zwei mitteldeutsche Funde, die mit jenen Gräbern vollkommen gleichartig sind, nämlich diejenigen von Wichulla, Kr. Oppers in Oberschlesien²⁾ und von Schladiß-Zwochau, Kr. Delitzsch, nördlich von Leipzig³⁾. Auch sie sind offenbar als Stelettgräber aufzufassen⁴⁾. Jeder von ihnen steht in seiner Gegend unter anderen gleichzeitigen Funden ganz einzigartig da, bildet aber zugleich gewissermaßen einen Vorläufer für je eine Gruppe reicher Stelettgräber der jüngeren Kaiserzeit: Wichulla für Sacktau, Schladiß für die thüringische Gruppe von Voigtstedt, Dienstedt, Hasleben usw.⁵⁾. Also genau wie die behandelte Oder-

¹⁾ Es ist mir darum sehr auffallend, daß Weigel bei seiner Besprechung des Bietower Fundes (Nachrichten 1890 S. 40) die Vermutung äußert, daß auch der Fund von Kladow einem Stelettgrabe entstamme.

²⁾ Seger, Schlesiens Vorzeit. VII. S. 413 ff.

³⁾ K. h. Jacob, Jahrbuch des städtischen Museums für Völkertunde zu Leipzig. 3. 1908—1909). S. 130 ff.

⁴⁾ Da der Fund von Schladiß 2—3 m tief lag, handelt es sich nach allen Analogien gewiß auch hier um ein Grab, nicht, wie Jacob meint, um einen Depotfund. Auch die Zusammensetzung des Fundes mit Trinkhornbeschlügen und geschweiftem Messer, spricht unbedingt für ein Grabinventar; nur die ungewöhnlich große Zahl der Kasserollen ist etwas auffällig.

⁵⁾ Göze-Höfer-Zschiesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens S. XXXVII, wo weitere Nachweise. Über Hasleben: Möller, Praehist. Zeitschrift V. S. 573.

mündungsgruppe in den späteren Sunden von Häven, Damme, Arnswalde und die entsprechende dänische Gruppe in den reichen spätkaiserzeitlichen Gräbern Südens und Seelands ihre Fortsetzung haben. Es ist somit nicht zu bezweifeln, daß auch jene mitteldeutschen Gebiete mit den genannten nordischen in engen kulturellen Beziehungen standen, was ja auch direkt durch solche Erscheinungen wie den Fund einer Sibel vom Sadrauer Typus auf Sünen¹⁾ und denjenigen eines nordischen goldenen Schlangentopfarmringes bei Apolda in Thüringen²⁾ erwiesen wird.

Suchen wir nun nach älteren Voraussetzungen dieser an römischen Gefäßen reichen germanischen Gräber des 2. bis 4. Jahrhunderts, so finden sich entsprechende Gräber des 1. Jahrhunderts eigentlich nur in zwei Gebieten: in Böhmen und in Dänemark. Ich berücksichtige nämlich auch hier nur solche Gräber, die mindestens zwei römische Gefäße als Beigaben enthielten. Sunde mit nur einem Beigefäß dieser Art sind aus den meisten germanischen Gebieten mehr oder weniger bekannt³⁾. Aber es handelt sich hier um die üppige Ausbildung der Sitte, dem Toten ein ganzes Trint- (und Eß-) service römischen Ursprunges ins Grab mitzugeben. In den frühkaiserzeitlichen Markomannengräbern Böhmens finden wir diese Sitte schon reichlich vertreten, hauptsächlich in Brandgräbern (z. B. Holubice, Žliv, Dobřichow-Pichora), aber auch in wenigstens einem Skelettgrabe bei Straž⁴⁾. Aber spätere Gräber dieser Art versagen in Böhmen ganz⁵⁾.

In ganz Norddeutschland sind ähnliche Gräber des 1. Jahrhunderts meines Wissens unbekannt, soweit nicht solche unter den Sunden von Hagenow im südwestlichen Mecklenburg vorhanden sein sollten⁶⁾. Aus dem 2. Jahrhundert kenne ich außer den schon erwähnten Sunden nur das Urnengrab von Hankenbostel, Kr. Celle, das zwei römische Gefäße (eine schwere Kasserolle und eine leichte Schöpfstelle) als Beigaben enthielt⁷⁾.

Aus Dänemark sind dagegen für das 1. Jahrhundert die Gräber von Byrsted, Amt Aalborg, Kjaerumgaard auf Sünen und Stangerup auf Falster

¹⁾ Aarbøger 1877. S. 373. — Müller, Ordnung Sig. 262.

²⁾ Blume, I S. 80. — Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte. 2. Aufl. S. 166.

³⁾ Die im ganzen Germanien seit der vorrömischen Eisenzeit übliche Sitte, ein Bronzegefäß als Knochenbehälter zu benützen, kommt natürlich hier nicht in Betracht.

⁴⁾ Píe, Die Urnengräber Böhmens. Sp. 413 und Textfigur 50.

⁵⁾ Es wäre höchstens an den Fund von Liber zu erinnern (Píe, Taf. LVIII, wo einem Brandgrabe aus dem Ende des 2. Jahrh. mit Bronzeurne eine Schöpfstelle mit Sieb beigegeben war.

⁶⁾ Belz, Die vorgeschichtlichen Altertümer S. 342 f. Für die älteren Sunde von Hagenow sind die näheren Sundumstände nicht bekannt, aber bei den späteren, systematisch untersuchten handelt es sich um Brandgräber mit Bronzeurnen, denen in einzelnen Fällen Kasserollen beigegeben waren. Die Sunde gehören wohl zum Teil noch dem 2. Jahrh. an.

⁷⁾ Willers, Die römischen Bronzeimer S. 74 ff.

zu nennen, alle offenbar Skelettgräber¹⁾. Das erstgenannte Grab liegt innerhalb des Gebietes der frühkaiserzeitlichen nordjütischen Skelettgräber mit zahlreichen tönernen Beigefäßen. Diese Gräbergruppe und die bis jetzt behandelte bilden, wie Sophus Müller in seiner Nordischen Altertumskunde dargelegt hat, zwei verschiedene Abarten der Sitte, den Toten mit reichem Geschirr für die Mahlzeit auszurüsten. Gegenüber dem in Norddeutschland besonders im Elbgebiet während der Kaiserzeit üblichen Mangel auch an tönernen Beigefäßen, ist diese in Dänemark im 1. Jahrhundert aufgekommene und auf den Inseln durch die folgenden zwei Jahrhunderte fortbestehende Sitte um so auffälliger. Inwiefern bömische Einflüsse dabei mitwirkend waren, wage ich nicht zu entscheiden. Aber die norddeutschen Gräberfunde des 2. bis 3. Jahrhunderts mit zahlreichen römischen Gefäßen können schwerlich mit den böhmischen aus der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts in näherem Zusammenhang stehen, sondern sind wohl als eine weitere Ausbreitung der dänischen Sitte nach norddeutschen, mit den Inselndänen verwandten Stämmen aufzufassen, zumal ihr Schwerpunkt anfangs, im 2. Jahrhundert, an der Odermündung liegt. Wenn dies richtig ist, hätten wir in dem Verbreitungsvorgang dieses Grabritus eine sehr merkwürdige Parallele zur Ausbreitung des Brandgrubenritus, wie diese von Kossinna²⁾ und Kostrzewski³⁾ dargelegt ist.

Besonders hervorzuheben ist noch, daß Gräber der betreffenden Art in dem sonst so fundreichen nordostgermanischen Kulturgebiete, das aus dem unteren Weichselgebiete, Ostpreußen⁴⁾ und den drei großen Ostseeinseln Bornholm, Öland und Gotland besteht, so gut wie gänzlich fehlen. Aus diesem ganzen Gebiete weiß ich nur zwei einschlägige Funde anzuführen. Sie stammen beide aus der jüngeren Kaiserzeit⁵⁾ und aus Westpreußen. Bei Mißischewitz, Kr. Karthaus fand man in einem Skelettgrabe einen gewellten Bronzeimer und einen Glasbecher (Blume II. S. 139. Hügel VII). Aus Ruda, Kr. Strasburg stammt eine Bronzeschüssel mit figürlichen Darstellungen, die in einem Hügel nebst Gläsern und einem Bronzeimer, die leider verschollen sind, gefunden sein soll (Blume I S. 142).

Diese Armut des gotisch-burgundischen Kulturkreises an Gräberfunden mit mehreren römischen Gefäßen stimmt gut überein mit der von Salin a. a. O. hervorgehobenen Erscheinung, daß auch die jungkaiserzeitliche Verzierungsart der gestanzten Bleche und eingefaßten Steine in diesen östlichen Gegenden sehr selten sind. Die Einwohner Südnorwegens, der dänischen

¹⁾ Nordiske Fortidsminder II. S. 38, wo weitere Literaturnachweise.

²⁾ Zeitschr. f. Ethnol. 1905. S. 391.

³⁾ Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit (Mannusbibliothek Nr. 18. S. 5 f.).

⁴⁾ Ostpreußen war allerdings nur zum Teil germanisch.

⁵⁾ Aus der älteren Kaiserzeit wäre nur ein Grab aus der Kiesgrube bei Randsen anzuführen, wo eine als Knochenurne dienende Bronzeanne von einer Bronzeplatte und von Fibeln des 1. Jahrh. begleitet war (Blume, II. S. 160).

Inseln und des Odergebietes hatten offenbar ihre südlichen Beziehungen mit anderen Gegenden als die Goten, und der nach den ersteren hingehende südöstliche Kulturstrom war ja auch, wie Salin nachgewiesen hat, später als der gotische. Wenn wir übrigens im ersteren Falle von südöstlichen Einflüssen sprechen, so müssen wir uns klar machen, daß dies nicht von allen Bestandteilen der reichen jungkaiserzeitlichen Skelettgräberfunde jenes Gebietes gilt. Denn gewisse Gefäßarten, wie die Eimer vom Hemmoortypus und die Gläser mit blauen und weißen Säden, stammen ja aus der Rheingegend. Auch der Grabritus selbst ist gewiß nicht in der jüngeren Kaiserzeit aus dem Südosten eingeführt worden, sondern hat sich offenbar in dem genannten nordischen Gebiete selbst seit dem 1. Jahrhundert ausgebildet, zwar wohl anfangs durch römischen Einfluß¹⁾.

Die beiden Gräberfunde von Mischischewitz und Ruda in Westpreußen sind wohl also auf vereinzelte Einwirkungen aus dem Odergebiet zurückzuführen. Ebenso kennt man auf dem schwedischen Festlande drei vereinzelte Gräberfunde ähnlicher Art, unter denen die von Öremölla bei Ystad und Överbo, Ksp. Warnhem in Westergötland durch ihre südwestliche Lage, das von Gödåter in Uppland durch seine aus der Rheingegend stammenden Gefäßformen sich zunächst als Ausstrahlungen der inseldänischen Kultur erweisen dürften²⁾. Die Gräber von Öremölla und Gödåter waren indessen Brandgräber und zeigen in dieser Beziehung landschaftliche Abweichungen. Aber jedenfalls stehen alle drei Funde ebenso wie der etwas spätere, von Salin behandelte und von Litslena in Uppland mit seinen durch gestanzte Bleche und eingefasste Steine geschmückten Arbeiten in Schweden als Fremdlinge da und haben keine Weiterentwicklungen angeregt.

Ganz anders in Norwegen, wo die reichen spätkaiserzeitlichen Skelettgräberfunde an vielen weit geschiedenen Orten, nicht nur im Westlande, auftreten, und, wie Schetelig nachwies, die Vorbilder für die überaus zahlreichen und köstlichen norwegischen Skelettgräber des 5. bis 6. Jahrhunderts ausgemacht haben. Damit sind wir zum Ausgangspunkt unserer Untersuchung zurückgekehrt.

Betreffs der Rugier möchte ich noch die Frage aufwerfen, ob doch nicht der Name der Insel Rügen mit dem der Rugier zusammenhängt, obwohl man seit Zeuß³⁾ allgemein den ersteren als slawisch erklärt, weil er in den

¹⁾ Die provinzialrömischen Gräber sind ja mit Ton- und Glasgefäßen reich ausgestattet, wogegen Bronzegefäße kaum in ihnen vorkommen.

²⁾ Öremölla: H. Hildebrand, *Månadsblad* 1874. Montelius, *Svenska Fornsafer* zu Fig. 294. Överbo: *Mus. Stodholm Inv.-Nr.* 5766. (Der Fund enthält eine große Bronzeanne, eine Schöpfkelle mit Sieb wie die von Öremölla, zwei Bronzenadeln und einen Goldfingerring.) Gödåter: Almgren, *Fornvänner* 1916. S. 76 ff. (Grab 1), besonders S. 95 ff. und 101 f.

³⁾ Zeuß, *Die Deutschen und ihre Nachbarstämme*. S. 665. Vgl. Ludwig Schmidt, *Geschichte der deutschen Stämme I*. S. 327. Anm. 1.

Urkunden der wendischen Fürsten meistens ohne das *g* als *Ruja*, *Roja* auftritt. Es wäre doch sehr nötig, daß diese Frage von seiten der modernen Sprachforschung, besonders der slawistischen, wieder aufgenommen würde. Denn archäologisch würde eine Zusammenstellung Rügens mit den Rugiern sehr gut passen, da ja die Insel ganz zur Odermündungskultur gehört, obgleich die bekannten Funde meistens aus dem 2. Jahrhundert stammen und keine von ihnen besonders reich sind¹⁾.

Schließlich benutzte ich diese Gelegenheit, um einen sehr bedauerlichen Fehler zu berichtigen, den ich bei der Zusammenstellung meiner sehr schematischen Karte zu Blumes Arbeit (*Mannus VIII S. 291*) leider begangen habe. In dem fundreichen ostpreußischen Kreise *Sischhausen* sollten nämlich die Skelettgräber der Periode *B* viel stärker zum Vorschein kommen (mit 4 oder 5 Zeichen statt 1). Danach muß ich auch meine ebenda *S. 290* gemachte diesbezügliche Bemerkung gegen *Blume* zurüdnehmen, was jedoch nicht bedeutet, daß ich seine Auffassung von der gotischen Herrschaft im *Samland* *Bezzenberger* und *Hollad* gegenüber unbedingt annehme. Umgekehrt sind in der Gegend von *Elbing* und *Marienburg* der Zeichen der „gemischten“ Gräberfelder vielleicht etwas zu viel geworden, indem ich damit z. B. die Gräberfelder von *Braunswalde*, *Willenberg*, *Kidelhof* und *Grunau* bezeichnet habe, obwohl man für diese entweder nur Urnengräber oder gar nichts über den *Grabritus* kennt. Allerdings ist es hier recht wahrscheinlich, daß man es mit gemischten Gräberfeldern zu tun hat, weshalb ja auch *Blume* sie in seine *Beilage 73* (nicht *75*) aufgenommen hat. — Vielleicht werde ich einmal in anderem Zusammenhange eine bessere Karte bringen können.

¹⁾ *Blume II. Beilage 74. Dgl. Kojfinna, Zeitshr. f. Ethnol. 1905. S. 395.*

Ein masurisches Steinzeitgrab.

Don A. Bezzenberger.

Mit 5 Textabbildungen.

Am 17. März 1915 wurde das Prussia-Museum von dem stellvertretenden Generalkommando in Allenstein durch Fernruf benachrichtigt, daß bei Befestigungsarbeiten in der Johannisburger Forst unweit der Station Puppen¹⁾ ein vorgeschichtlicher Fund gemacht sei, welcher die sofortige Entsendung eines Sachverständigen erwünscht erscheinen lasse. Zugleich wurde mitgeteilt, daß die Bahnstrecke frei, und der Bauleiter der Befestigungsarbeiten, Herr Korallus, mit den erforderlichen Anweisungen versehen sei. Fahrtausweise seien von der Königsberger Lazientkommandantur zu erbitten.

Obgleich die Angaben über den Fund Zweifel an seiner Bedeutung erregten, und die Witterungsverhältnisse (scharfer Frost bei tiefem Schnee) einer Bodenuntersuchung sehr ungünstig waren, gab es für Herrn Peiser und mich doch kein langes Besinnen; bot uns doch die Nachricht des Generalkommandos neben der Möglichkeit einer vorgeschichtlichen Feststellung die Gelegenheit, den frischen Spuren der masurischen Winterschlacht nahe zu kommen! Unverzüglich besorgten wir also alles Nötige und fuhrten am Abend des 18. März ab. Bis Löben war vom Kriege nichts zu merken, aber unsere Hoffnung, dort ein paar Stunden schlafen zu können, ging nicht in Erfüllung, denn der Zugang zur Stadt, dem damaligen Quartier Hindenburgs, war gesperrt, der Bahnhof aber übervoll von Feldgrauen, die in allen erdenklichen und undenkbaren Stellungen rasteten. So behalfen wir uns denn mit einem leeren Plätzchen im stidluftigen Zimmer des Bahnhofsz-

¹⁾ In den Jahren 1902 und 1903 ist dort ein ausgedehntes Gräberfeld aufgedeckt, über das Holland, Zeitschr. f. Ethnol. XL. (1908) S. 145 ff. Andeutungen gemacht hat. Es enthielt Funde der Perioden C, D, E.

kommandanten, brauchten aber erfreulicherweise nur etwa zwei Stunden zu warten, denn der Führer eines leeren Güterzuges erklärte sich bereit, uns in seinem Gepädwagen bis Johannsburg mitzunehmen, und wir gingen hierauf um so lieber ein, als wir dadurch in die Gesellschaft einiger Leute kamen, welche die schweren Tage der Russeneinfälle und Kämpfe als Augenzeugen erlebt hatten. Anfangs war durch die winzigen Fensterchen unseres Wagens nichts zu erblicken, aber allmählich traten bald rechts, bald links vom Bahndamm aus dem Morgengrauen zerschossene Gehöfte, Reste von Stacheldrahtverhauen und Schützengräben hervor, und in Arys lagen bei Tageslicht die Trümmer des von den Russen gesprengten Wasserturmes vor uns. Von diesen stumm sprechenden Zeugen abgesehen, war aber die Landschaft vollkommen tot: kein Mensch, kein Schlitten, keine Rauchsäule! selbst Krähen ließen sich nicht blicken.

In Johannsburg, wo wir unseren Zug verlassen mußten, waren Uhr, Türen und Fenster des Bahnhofgebäudes durch Flintenfugeln zerschossen, aber ein Warteraum war geheizt und unser Aufenthalt von erträglicher Dauer. Ein Militärzug, der eine Artillerieabteilung von Suwalki her beförderte, nahm uns mit und brachte uns in anderthalb Stunden nach Puppen, wo wir von Herrn Korallus mit Fuhrwerk erwartet wurden, die unverzüglich ausgeladene Artillerie aber sich in Marsch setzte. In leichtem Schneetreiben verschwand sie in der Richtung auf Przasnysz, aus welcher bis in die sinkende Nacht Kanonendonner herüberrollte.

Die Stelle, zu der wir geführt wurden, liegt auf dem Dienstlande der Försterei Waldersee (früher Koczef) nahe dem Zusammenstoß des Uplid- und des Sdrusno-Sees, nordnordöstlich von der hier befindlichen Brücke (früher Fähre), über welche die Straße Gr. Kurwig—Waldersee—Alt-Kelbonken führt, und zwar 80 m nördlich von der Westecke des Forsthauses und 25 m östlich von der Mitte des Weges, dicht am Wasser des Uplidsees. Ihre Höhe über dem Wasserpiegel mag 5 m, wenn nicht mehr, betragen haben. Auf der Generalstabkarte ist an ihrer Stelle ein kleiner Hügel eingezeichnet¹⁾.

Hier hatte man begonnen, hinter einem bereits ausgebauten gedeckten Schützengraben einen zweiten herzurichten und war hierbei auf den Fund gestoßen, der unsere Fahrt veranlaßt hatte. Worin er tatsächlich bestand, war aus der uns gewordenen, aber von uns selbst nicht entgegen genommenen telephonischen Nachricht nicht zu entnehmen gewesen, und so waren wir denn sehr angenehm überrascht, als uns ein stattlicher, gut geglätteter schwarzer Steinhammer aus Diabas (nach Herrn Prof. A. Bergeat) mit Zylinderbohrung (Abb. 1) übergeben und gesagt wurde, daß er bei einem Skelett gefunden sei. Die hierdurch in uns erweckten Hoffnungen gingen indessen leider nicht ganz

¹⁾ Vor Jahren soll ebenda schon ein Skelett gefunden worden sein. Näheres war darüber aber nicht zu ermitteln.

in Erfüllung, denn bei steilem Abstechen der Grabenwände waren die Ruhestätte des Skelettes und es selbst schwer beschädigt. Ueberdies war der Boden über 1 m tief so fest gefroren, daß wir fast daran verzweifelten, in ihm arbeiten zu können. Da aber die Grabanlage unverzüglich vernichtet werden mußte, wollten wir wenigstens versuchen, ihr Verstandnis abzugewinnen, und wider Verhoffen ist uns das genügend gelungen.

Die Grabenwände zeigten als natürliche Bodenschichtung unter einer 20 cm hohen Humusbede ein Kieslager von 1,20 m Höhe über Sand, zugleich aber innerhalb des Kieses dunkle Erde, die sich äußerlich von dem Humus nicht unterschied und deren Verfolgung eine von ihr ausgefüllte Grube von

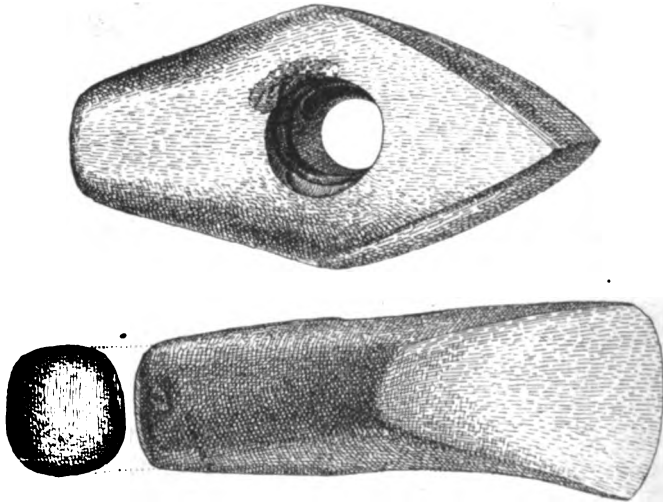


Abb. 1. 1 : 2.

etwa 2 : 4 m Ausdehnung und 1 m Tiefe ergab. In ihr, 80 cm unter der Oberfläche, und zwar an der Ost- und Südseite, fanden wir horizontal liegende menschliche Knochen, die sich zum Teil in den Grabenwänden vorzeichneten, nämlich: a) zwei in süd-nördlicher Richtung nebeneinander liegende Unterschenkel mit nordwärts vorgelagerten Fußknochen und dicht bei den Unterschenkeln den linken Oberschenkelknochen; b) westlich vom südlichen Ende der Unterschenkel (also der Knie) in ostwestlicher Richtung aufeinander folgend ein als Teil des Beckens anzusprechendes Knochenstück, sowie Arm-¹⁾ und Handknochen. — Die Abstände der einzelnen Stücke genau zu bestimmen, war nicht möglich, da wir uns genötigt sahen, den Boden gewaltsam zu lockern und viele Fragmente erst den abgesprengten Erdschollen abgewinnen konnten. Trotzdem ergab sich aber noch ein klares Bild von

¹⁾ Die linken und rechten Unterarmknochen und nach Herrn Prof. M. Braun das untere Ende des linken Oberarmbeins „eines Mannes oder eines sehr großen Weibes“.

der Körperlage des Bestatteten. Sie kann nur die eines liegenden Hoders gewesen sein, da alle Reste der oberen Extremitäten ostwestliche, die Unterschenkel dagegen süd-nördliche Richtung hatten. Des weiteren bewies die Knochenlage, daß der Leichnam auf der rechten Körperseite (Blick nach Süden) geruht hatte. Daß er in einer ausgehobenen Grube beigelegt ist, bedarf kaum noch der Bemerkung, und daß es sich um eine Flachgrube handelte, wurde dadurch wahrscheinlich, daß größere Steine fehlten und auch von Niemand bemerkt sind.



Abb. 2. 2 : 3.



Abb. 3. 1 : 1.

Die Knochen waren aber nicht das einzige, was das Grab barg. Nach Aussage des Schachtmeisters hatte das uns eingehändigte Steinbeil (wegen dessen ich an Bronze-Analysen S. VII, Fig. IV erinnere) etwa 70 cm tief, etwa 40 cm nördlich von den Knochen b mit der Schneide nach Westen auf

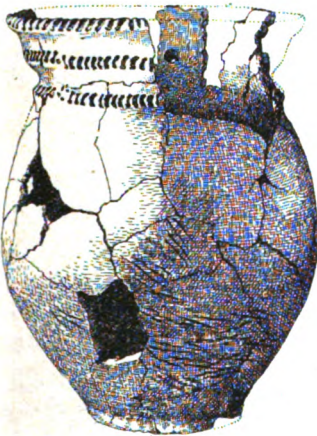


Abb. 4. 1 : 3.

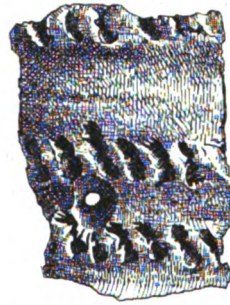


Abb. 5. 2 : 3.

einer Schmalseite gelegen (vgl. Prussia-Berichte XVIII. S. 46: Lage von Feuersteinmesser und Knochenadel neben dem unteren Steinzeit-Skelett), und in gleicher Tiefe wollte derselbe ein Stück Rötcl von der Größe einer kleinen Birne gefunden haben, das sich habe zerreiben lassen — eine Angabe, die erheblichen Zweifeln Raum gibt. Vermutlich war der vermeintliche Rötcl ein vermorschtes rotes Gesteinstückchen. Wir selbst fanden:

1. südlich von den Knochen b, in geringer Entfernung von ihnen, ein Feuersteinmesserchen (Abb. 2) und ein winziges Feuerstein-Spaltstück;

2. bei den Fußknochen eine Feuerstein-Pfeilspitze (Abb. 3);
3. über dem linken Fuß Knochen eines Tieres, vielleicht eines jungen Schafes;

4. über dem rechten Fuß Scherben, die das fragmentierte rötlich-bräunliche Gefäß Abb. 4 ergaben. Es besteht aus gut geschlemmtem Ton (Wandungsstärke 6 mm) und hat eine glatte ebene Stehfläche, die äußerlich in ihrer Höhe unbedeutend hervortritt. Wegen seiner Form verweise ich auf die von Kossinna Mannus I. S. 232 behandelten spätneolithischen Tonbecher. Im Rande enthält es (Abb. 5) ein unregelmäßiges rundes Loch (durch Gegenbohrung im trockenen Ton hergestellt), und es ist anzunehmen, daß neben diesem in der fehlenden Wandung ein zweites vorhanden war. Analoga sind in der steinzeitlichen Keramik der Kurischen Nehrung nicht selten (vgl. Prussia-Berichte XVIII. S. 131. Abb. 33. XIX. S. 156. Abb. 11). Die Verzierung ist sorglos mit Hilfe eines Stäbchens hergestellt, dessen Ende eingedrückt, schräg oder im Bogen durch die Wandung gezogen und wieder eingedrückt wurde. Die Zwischenräume zwischen den Ornamentteilen sind wulstig.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß uns das Glück zu einem der sehr seltenen ostpreußischen Gräber der jüngeren Steinzeit geführt hatte.

Den Rückweg nahmen wir über das furchtbar zerstohene Ortelsburg, vor dessen Bahnhof 1000 eben eingebrachte russische Gefangene standen, und von da führte uns ein überfüllter und ungeheizter Soldatenzug in nicht viel weniger als 12 Stunden (im Frieden dauert die Fahrt noch nicht 1 Stunde) nach Allenstein. Dort gegen Morgen eintreffend, fanden wir die Nachricht, daß Memel von den Russen genommen sei.

Der Spätlatène-Fund von Tschiläsen Kr. Guhrau¹⁾.

Don Martin Jahn, Breslau.

Mit 3 Textabbildungen und 1 Tafel.

Bei der Kreisstadt Guhrau beginnt der schlesische Landgraben, der eine bruchartige Niederung, den Guhrauer Stadtwald, erst nach Norden entwässert und dann dem polnischen Landgraben, der Grenzscheide zwischen Schlesien und Posen, folgend, in die Bartsch kurz vor deren Vereinigung mit der Oder mündet. Bei der Mündung des Grabens liegt das bekannte Gräberfeld der Spätlatènezeit von Zeppern, Kr. Guhrau²⁾ und jenseits der Grenze der gleichzeitige Friedhof von Schlichtingsheim, Kr. Graustadt²⁾. In der Nähe des Ursprunges des Landgrabens ist nun ein neuer Fund aus derselben Zeitstufe gehoben worden, der reichste und bedeutendste Grabfund Schlesiens aus dem letzten Jahrhundert vor Christi Geburt.

Die Fundstelle liegt auf dem linken Ufer der Landgrabenniederung in der Feldmark Tschiläsen. 600 m östlich vom Dorfe durchquert der Weg nach Juppendorf ein kleines Gehölz, in dem am Südrande des Weges eine Sandgrube angelegt worden ist. Diese kaufte die Stadt Guhrau an, um Kies zur Wegverbesserung zu schachten. Im Frühjahr 1914 stießen dort Schachtarbeiter auf den Grabfund. Das Breslauer Museum erhielt hiervon durch Herrn Rittergutsbesitzer von Loesch auf Gabel Kunde und erlangte vom Magistrat der Stadt Guhrau die Überweisung der Fundstücke in die Breslauer Sammlung. Herr Museumsdirektor Professor Seger erkundete an Ort und Stelle die Fundumstände, soweit die Arbeiter darüber noch Auskunft geben konnten,

¹⁾ Die Abbildungen für diese Arbeit hat Herr Direktor Seger in freundlichster Weise zur Verfügung gestellt, wofür ich ihm auch an dieser Stelle meinen Dank abstatte.

²⁾ Seger, Schlesiens Vorzeit. N. F. II S. 31 ff.

und veranlaßte weitere Grabungen, die jedoch kein Fundstück aus der Spätlatènezeit mehr zutage förderten. Wohl aber wurden 40 Gräber von einem Urnenfeld ausgegraben, das aus der jüngsten Bronzezeit (Periode V) stammt. Das Latènegrab ist dicht neben diesem älteren Friedhof angelegt worden. Auch einige Verbrennungsstätten oder Steinherde wurden angeschnitten. Schließlich sei noch erwähnt, daß zwei Kilometer östlich der Fundstelle am gegenüber liegenden Rande des Bruches auf der Feldmark von Juppendorf kurz vorher ein spätkaiserzeitliches Gräberfeld aufgedeckt wurde¹⁾.

Nach den Angaben der Arbeiter, auf die man sich freilich nicht allzu sehr stützen kann, bestand das Spätlatènegrab aus einer länglichen, mit schwarzer Erde und Holzkohlenstückchen ausgefüllten Mulde, die sich unter der Humusdecke noch 50 cm hinabsenkte und etwa 0,60 m breit und 1,50 m lang war. In der Mitte der Grube stand ein Bronzeeimer, rings um ihn herum die Eisenbeigaben. Der eine der beiden Schildbuckel soll in dem Eimer gelegen haben. Obwohl die Arbeiter bei der Auffindung keine Knochen Spuren bemerkt haben, unterliegt es keinem Zweifel, daß der Bronzeeimer als Graburne diente und die verbrannten Knochen des Toten enthielt. Im Innern des Eimers sind nämlich noch einige kleine Knochenstückchen vom Leichenbrand am Boden und an der unteren Wandung fest angebacken. Auch bemerkt man am unteren Teil der Innenwandung eine ganze Reihe von Rostspuren, die kaum alle von dem einen inliegenden Schildbuckel herrühren. Dielmehr müssen mehrere Eisenbeigaben im Inneren der Bronzeurne beigelegt worden sein. Wahrscheinlich lagen, wie gewöhnlich, die kleineren Beigaben im Eimer, die größeren, wie Schwert, Lanzen und Dolchmesser, die nach damaliger Sitte in verbogenem Zustande beigelegt wurden, außen rings um den Eimer herum. Der in der Urne gefundene Schildbuckel bedeckte wohl ursprünglich die Mündung des Gefäßes, wie dies auch sonst in Kriegergräbern üblich ist, und ist nachträglich in den Eimer hineingeglitten. Um und über die Urne hat man die Aschen- und Kohlenreste und Rückstände des Scheiterhaufens geschüttet, so daß die Grabgrube mit ihrer tiefschwarzen Füllung ganz den Eindruck einer für diese Zeitstufe so typischen Brandgrube gemacht hat. Trotz der ungenügenden Beobachtung der Fundumstände erscheinen sie mir in dem angegebenen Umfange genügend gesichert, zumal sie mit den sonst zu dieser Zeit üblichen Grabgebräuchen gut übereinstimmen. Wir haben ein typisches Spätlatènegrab vor uns, das allen Anzeichen nach vereinzelt lag; denn obwohl in ziemlich weitem Umkreise die Erde teils weggeschachtet, teils bei der späteren Ausgrabung völlig durchgegraben wurde, fand sich keine Spur eines zweiten gleichzeitigen Grabes. Es ist ja diese vereinzelt Lage gerade bei reich ausgestatteten, italische Bronzegefäße enthaltenden Gräbern aus den Jahrhunderten um Christi Geburt häufig beobachtet worden.

¹⁾ Schlesiens Vorzeit. II. S. VII. S. 113 ff.

Die erhaltenen Fundstücke des Grabes sind folgende:

a) Bronzeimer der Spätlatèneform mit eingezogenem Hals. Wandung stark verbeult und mehrfach durchbrochen; nur der stärkere Hals ist wohl erhalten. An ihm zwei einfache Henkelösen aus Eisen, die mit je zwei durchgehenden, an den Enden breitgeschlagenen Eisennieten befestigt sind. Der eiserne, in zwei Bruchstücken erhaltene Henkel ist aus einem einfachen runden Stabe von 0,8 cm Stärke geschmiedet, dessen Enden zu einem schlanken Dreieck ausgehämmert sind. Die Eisenteile sind stark verrostet und unvollständig. Der flache Boden zeigt weder außen noch innen Drehrillen, ebensowenig wie der Unterkörper; nur am Hals und auf der Schulter bemerkt man Spuren einer Abschleifung. Sichere Zeugnisse für eine Herstellung durch Guß fehlen. Nach Aussage eines Sachmannes ist der Eimer getrieben. Hammer Spuren sind nur am Rande des Halses klar erkennbar, sonst sind sie offenbar durch Abschleifen und Abpußen absichtlich entfernt worden.

An der äußeren Bodenfläche ist in der Mitte eine Marke eingeschnitten worden, die einem dreizehigen Fuße oder einem Pfeilzeichen ähnelt. Die Maße des Eimers in dem verbeulten Zustande sind: Höhe bis zum Rande 24,5, Mündung 21, Bodendurchmesser 16,5 cm. Inv.-Nr. 255 : 14. Abb. 2—3 a.

b) Drei Stücke eines eisernen zweischneidigen Schwertes, das in der eisernen Scheide steckt. Es war bei der Beisetzung verbogen worden. Die untere Bruchflanke des mittleren Stückes (Taf. I, Abb. 5) liegt gerade an einer Biegungsstelle. Die Schaufseite der Scheide war mit Querstegen verziert, von denen einer erhalten ist. Die Bruchstücke sind an einer Seite stark mit angerostetem Kies belegt — ein Beweis, daß das Schwert neben der Urne im Grabe lag — während an der bei der Biegung nach innen kommenden Seite vielfach Holzteilchen und andere Bestandteile mit Abdrücken von Gräsern, Wurzelfasern oder ähnlichem angehaften sind. Die Breite der Scheide steigt an den Bruchstücken von 6 bis zu 6,5 cm. Länge der Bruchstücke 9,5; 10,5 und 15 cm. Inv.-Nr. 256 : 14. Abb. Taf. I, 5 und 5 a.

c) Eiserner, sehr unvollständiger Schildbuckel mit starkem Brandrost. Der gewölbte Rest des Mittelteiles deutet auf eine halbkugelige Form hin. Der breite Rand trug ursprünglich sechs Nietlöcher. Von den eisernen Nietnägeln sind noch vier erhalten, davon zwei fest aneinander gerostet, ein Beweis, daß sie schon bei der Bestattung vom Buckel gelöst waren. Die Nägel haben große, flach gewölbte Köpfe von 5 cm Durchmesser, ihre Enden sind winklig umgeschlagen. Sie lassen für den Holzschild eine Stärke von 1,8 cm frei. Buckeldurchmesser 22, Randbreite 5, Höhe noch 4,5 cm. Inv.-Nr. 257 : 14. Abb. Taf. I, 1 und 1 a.

d) Eiserner Schildbuckel in zwei Bruchstücken, die außerdem verbogen sind. Die Spitze des konischen Mittelteiles ist eingebuckelt. Der breite, nach außen abfallende Rand trug ursprünglich sechs Nietlöcher. Von den eisernen Nägeln sind vier erhalten. Ihre flachen, 4 cm großen Köpfe haben in der Verlängerung des Nietes eine kleine Spitze; die Enden der Nägelstiele sind durch kleine, kreisrunde Scheibchen gesichert. Für die Holzplatte des Schildes bleibt ein Raum von 1 cm übrig. Buckeldurchmesser 19, Randbreite 4,5, Kragehöhe 1,2, Gesamthöhe ursprünglich etwas über 6 cm. Inv.-Nr. 258 : 14. Abb. Taf. I, 2 und 2 a.

e) Eiserner, stark verrosteter Lanzenspitze mit schlankem Blatt und scharfem Mittelgrat; in der Mitte einmal fast rechtwinklig gebogen. Die dicke angerostete Kiesschicht spricht ebenso wie bei der nächsten Lanzenspitze dafür, daß die Stücke außerhalb der Urne beigelegt wurden. Länge gestreckt 40, Tülle 8, Breite 4 cm. Inv.-Nr. 259 : 14. Abb. Taf. I, 13 und 13 a.



Abb. 1. $\frac{1}{2}$. Muster der verzierten Lanzenspitze.

f) Desgleichen, von gleicher Form, nur etwas größer. Der jetzige Zustand der Lanze macht es wahrscheinlich, daß sie in der Mitte ebenso umgebogen war wie e, bei der Auffindung aber wieder auseinander gebogen wurde. In der Tülle ist der durchgehende, aus den beiden Löchern herausragende Niet erhalten. Am untersten Blatteil erkennt man ein Muster von unregelmäßigen, großen, erhabenen Feldern und Punkten, das durch Ätzung hervorgerufen worden ist, wie ich bereits früher ausführlich dargelegt habe¹⁾. Länge gestreckt 45,5, Tülle 8,2, Breite 4,7 cm. Inv.-Nr. 260 : 14. Taf. I, 14 und Abb. 1.

g) Eisernes Messer mit gerader Klinge, einmal umgebogen und offenbar wie f nach der Auffindung wieder aufgebogen. In der Griffangel ein eiserner Niet mit zwei Endscheiben, am Griffabschluß eine quadratische, im Querschnitt dreieckige Griffhülse. Die Ränder der Nieldscheiben und Hülsenflächen werden von feinen Furchen begleitet. Die Dicke des vergangenen Griffes betrug 0,8 cm. Länge gestreckt 24, Griffangel mit Hülse 5,8 lang, Breite 2,5 cm. Inv.-Nr. 261 : 14. Abb. Taf. I, 8 und 8 a.

h) Griffteil eines ähnlichen geraden Messers, das gebogen war, jetzt an der Biegung abgebrochen ist. Die Schneide ist stark ausgeweht, die Griffangel an den Rändern schräg abgetanzt. Länge noch 12, Griffangel 5, Breite 2,7 cm. Inv.-Nr. 263 : 14. Abb. Taf. I, 9.

i—k) Unter den eingelieferten Fundstücken befinden sich drei Klingenreste und zwei Griffteile von Messern, die wohl zu zwei großen, einschneidigen Dolchmessern mit geradem Rücken gehörten. Da die Bruchstücke nicht unmittelbar aneinanderpassen, ist ihre Zusammengehörigkeit nicht mehr sicher festzustellen. Die beiden Klingenstücke Taf. I, 12 und 10 stammen wohl von einer Klinge, die ebenso geformt und in gleicher Weise einmal umgebogen war, wie die andere Klinge Taf. I, 7. Zu den Klingen gehören offenbar die beiden bronzenen Griffteile Taf. I, 3—4. Es müssen also zwei, in unverkehrtem Zustande völlig gleichgeformte und gleichgroße Messer vorgelegen haben, die die ansehnliche Länge von mehr als 30 cm gehabt haben. Der Klingenteil Taf. I, 7 ist gestreckt 25,5 cm lang, 2,6 cm breit; Inv.-Nr. 265 : 14. Das Stück Taf. I, 12 ist gestreckt 12,7 lang, 2,7 cm breit; Inv.-Nr. 262 : 14. Das Spizengstück Taf. I, 10 ist 10,5 lang, 2,3 cm breit; Inv.-Nr. 264 : 14. Die beiden bronzenen Messergriffe Taf. I, 3 bis 4 sind einander völlig gleich, nur ist bei dem einen (Taf. I, 4) schon in alter Zeit das Ende abgebrochen. Sie greifen mit dem breiten, hohlen Griffelabschluß über die eiserne Messerklinge und haben einen dreieckigen Querschnitt wie die Messergriffhülse Taf. I, 8a. Die Griffe bestehen aus einem dreieckigen, halsartigen Hauptteil, der in ein zu einem Vogelkopf ausgestaltetes Ende übergeht. Der stark nach einwärts gebogene Papageien schnabel umschließt ein kreisrundes Loch und ist vom Halse durch eine schmale Rippe getrennt. Während der Griff sonst flach ist, tritt der eigentliche Vogelkopf mit den ovalen Augen beiderseits in starker Wölbung hervor. Das Mittelloch ist mit einer Punktreihe umgeben, die Längskanten des Halses werden durch eine Linie und eine Reihe eingestempelter Kreise hervorgehoben, während die Abschlußkante zur Klinge von zwei Punktstichfurchen begleitet wird. Die den Klingentrüden verlängerte Schmalkante trägt zwei Furchen, welche über den Scheitel des Tierkopfes hinweglaufen und hier besonders tief eingegraben sind. Von ihnen gehen zwei ebenso tiefe, parallele Furchengruppen sichgrätenartig über den Kopf nach den durch leichte Doppelfurchen umrahmten Augen. In den tiefen Furchen war eine Einlage, wohl von Blutemail, von der noch Reste vorhanden sind. Die spiralähnlichen flachen kleinen Auflagerungen auf dem Klingende des Griffteiles Taf. I, 4 sind wohl keine beabsichtigten Verzierungen. Länge des vollständig erhaltenen Bronzegriffes 5,5, Dide des Kopfes 1,2 cm. Inv.-Nr. 671 : 14; Inv.-Nr. des anderen Griffes 266 : 14.

¹⁾ Schlesiens Vorzeit. N. S. VII. S. 94, 100—105, Taf. I, 6.

l) Eisernes Rasiermesser mit kurzem, nicht ganz vollständigem Griff. Spitze fehlt. Infolge der geringen Biegung des Rückens und der Schneide ist die Klinge fast rechteckig. Länge mit Griff 8,5, Breite 4 cm. Inv.-Nr. 267 : 14. Abb. Taf. I, 11.

m) Eiserner Niet mit etwas verdicktem Kopf, 3,8 cm lang. Inv.-Nr. 268 : 14. Abb. Taf. I, 6.

Die Beigaben des Grabes lassen erkennen, daß hier ein vornehmer Krieger bestattet worden ist. Zu seiner Rüstung gehören Schwert, Lanzen, Schilde und wohl auch die Dolchmesser. Gewöhnlich liegen zwei Lanzen bei einer vollständigen Ausrüstung, von denen die eine als Wurfspieß, die andere als Stoßlanze diente. Von unseren fast gleichen Lanzenspitzen gehörte wohl die größere, verzierte zur Stoßlanze. Auffallend hingegen ist die Zweizahl der Schildbündel, da ein Gebrauch zweier Schilde im Kampfe ausgeschlossen ist. Man könnte versucht sein anzunehmen, daß die Ausstattungen zweier Gräber von den Arbeitern bei der Auffindung zusammengeworfen wurden. Das wäre aber nur möglich bei der gleichzeitigen Annahme, daß fast alle übrigen Funde des zweiten Grabes verloren gegangen sind. Auch stimmen die Fundstücke sonst mit der gewöhnlichen Ausstattung eines Kriegergrabes überein. Ungewöhnlich ist nur noch die große Zahl der Messer. Als völlig unnötig erweist sich jedoch die Annahme eines zweiten Grabes durch den Umstand, daß auch sonst — und zwar auch bei planmäßig gehobenen Gräbern — mitunter zwei Schildbündel in einem Grabe nachgewiesen worden sind¹⁾. Aus welchem Grunde die doppelte Ausstattung mit Schilden stattgefunden hat, bleibe dahingestellt.

Das wichtigste Stück des Grabfundes ist der Bronzeimer (Abb. 2 u. 3). Er gehört zu den latènezeitlichen Eimerformen, die Willers eingehend behan-

¹⁾ Da ich in meiner Arbeit über die Bewaffnung der Germanen auf diese Frage nicht eingegangen bin, führe ich die mir bekannten germanischen Kriegergräber mit zwei Schildbündeln hier auf: 1. Nauheim, Kr. Friedberg, Fund 148. Quilling S. 56 und Taf. XVI, 148. Unsystematischer, unsicherer Fund. 2. Rieste, Kr. Ülzen, Grab 484 mit 2 Bündeln und 2 Sesseln. Mus. Lüneburg. 3—6. Nienbüttel, Kr. Ülzen, Grab 44 mit 2 Bündeln und 2 Sesseln. Mus. Hannover 16097—16099. Ein anderes Grab, Mus. Hannover 16359—16361, enthält 2 Schildfesseln. In einem „Depot“, Mus. Hannover 16250 bis 16251, befinden sich zwei Bündel, ebenso in einem „Depot“, das ich in Hamburg in der Sammlung Schwantes sah. Inwieweit sich diese „Depots“ von Gräbern sondern, oder ob sie überhaupt nicht als Gräber anzusehen sind, ist mir unbekannt. 7—9. Körchow, Medlenburg, Grab 38: Bronzeurne mit 2 Bündeln. Grab 42: 2 Bündel, Belz Altertümer Taf. 53, 10—11. Grab 139: 2 Bündel Mus. Schwerin. 10. Radow, Medlenburg, Grab 79 b: 2 Bündel Mus. Schwerin. 11. Langaa auf Sünen. Bronzeurne mit reichen Beigaben, u. a. 2 Bündeln. Sehested. Fortids-minder og oldsager fra egnen om Broholm S. 172 ff., Taf. 38 v. 12. Ronsjen, Kr. Graudenz. Brandgrube 8 vom 10. X. 1887. Anger S. 16 f., Nr. 1177 erwähnt einen Bündel aus 2 übereinanderliegenden Eisenlagen. Es sind aber in Wirklichkeit zwei verschieden große Bündel, deren Bündelnieten sich auch voneinander durch die verschiedenen Größen sondern.

Bei der Mehrzahl der Gräber sind die beiden Bündel von verschiedener Form. Die Funde stammen meist aus dem letzten Jahrh. v. Chr. und dem 1. Jahrh. n. Chr. :

delt hat¹⁾, und zwar fällt er in die letzte Gruppe E. Im Profil weist er im allgemeinen die Form der Eimer mit delphin- oder blattförmigen Henkelösen auf, wenn er auch deren wohlgefällige Form nicht erreicht. Seine Henkelösen sind nicht aus Bronze gegossen, sondern aus Eisen geschmiedet und einfach festgenietet, nicht angelötet. Auch ihre Gestaltung ist von größter Einfachheit, eine reine Zweckform. Der Henkel ist aus einem einfachen, runden Eisenstabe gebildet, dessen umgebogene Enden wenig auffallende Verstärkungen tragen. Bei den vielen im Norden gefundenen Latèneeimern sind die Henkel nur selten erhalten. Die besseren Stücke hatten Bronzehenkel, die entweder knaufförmig



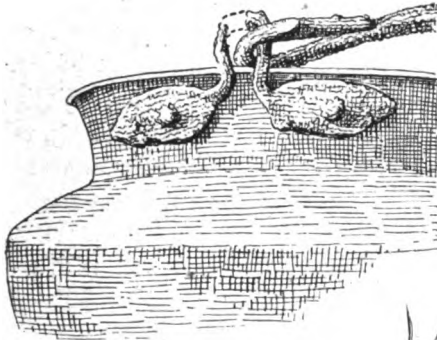
Abb. 2. $\frac{1}{4}$.

profilierte oder in Dogelköpfe auslaufende Enden hatten. Für letztere bieten gute Beispiele die Eimer von Hoby auf Laaland (Willers a. a. O. Taf. IV, 2) und von Groß Starzin, Kr. Puzig²⁾. Die Henkel bilden unmittelbare Vorstufen der Schwanentopfhengel an den frühkaiserzeitlichen Bronzeeimern, von denen sie sich durch ihre einfachen unverzierten Bügel und das Fehlen der mittleren Aufhängeöse unterscheiden. Die Dogelköpfe der Bronzehenkel sind offenbar bei den Tschiläsjener Henkel in roher Weise in Eisen nachgeahmt worden. Die Eimer mit eisernen Henkelösen, aber mit schön geschwungenem Profil, wie unser schlesisches Stück, stehen ebenso wie Willers Gruppe C in der Mitte zwischen den formvollendeten Eimern mit kunstvollen Bronzehenkelösen (Willers Gruppen A und B) und den ganz einfachen, plumpen,

¹⁾ Willers, Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie 1907 S. 1—29.

²⁾ Der Willers unbekannt gebliebene Eimer von Groß Starzin (Danziger Amtlicher Bericht XX (1899), S. 42, Abb. 19), der auch als Urne in einem Waffengraße diente, gehört der Gruppe C mit einfachen Bronzehenkelösen an.

bauchigen Formen mit eisernen Hentelösen, wie der Eimer von Westermanna (Willers a. a. O. Taf. III, 2, Gruppe D). Willers (a. a. O. S. 12) hält diese Bronzeeimer ausnahmslos für gegossen; ein Beweis hierfür sind ihm die Spuren der Abdrehung. In dieser Verallgemeinerung ist die Auffassung von Willers sicher unrichtig, wie auch schon von anderen Forschern hervorgehoben wurde. So ist der Tschiläsener Eimer getrieben, nicht gegossen. Ein Zapfenloch an der Bodenmitte, wie es beim Abdrehen der Reitnagel der Drehbank hinterläßt, fehlt hier, ebenso eingedrehte umlaufende Linien. Wohl aber erkennt man am Hals und auf der Schulter feine, umlaufende Rigen, die durch Schleifen und Abpußen entstanden sind, und zwar wurde der Eimer dabei in der Tat auf einer Drehbank oder drehbaren Unterlage bewegt. Diese Schliff- und Drehspuren sind jedoch kein zwingender Beweis

Abb. 3. $\frac{1}{3}$.

Hentelösen

3a. $\frac{1}{3}$.

Bodenzeichen

des Bronzeeimers.

für die Herstellung des Eimers durch Guß. Vielmehr kann auch ein getriebener Eimer in dieser oberflächlichen Weise auf der Drehbank bearbeitet werden, um ihm ein gleichmäßigeres, glatteres Aussehen zu geben. Durch den Schliff sind die Spuren des Treibhammers fast völlig verwischt. Nur an der Oberkante des starkwandigen Halses erkennt man sie noch deutlich. Mein Gewährsmann stellte es für unmöglich hin, daß diese Vertiefungen etwa vom Modellierholz beim Formen eines Wachsmodells herrühren könnten, die dann in der verlorenen Form mitgegossen wären. Ihre Form entspricht vielmehr vollkommen den Einschlägen eines Treibhammers. Die Heimat der Eimer ist Italien, von wo sie durch Vermittlung der Kelten über die Ostalpen und Böhmen nach Deutschland eingeführt wurden. Am häufigsten sind sie daher im unteren Elbgebiet gefunden worden. Für Schlesien ist der Eimer von Tschiläsen das erste sicher schon in der Spätlatènezeit dem Erdboden anvertraute Stück. Im Museum Breslau befindet sich noch ein zweiter Eimer der Latèneform von der formvollendeten Gruppe mit bronzenen Delfinhentel-

ösen (Willers Gruppe A) aus Petrigau bei Markt Bohrau, Kr. Strehlen¹⁾. Da jedoch über seine Fundumstände nichts bekannt ist, wäre es bei diesem Stück möglich, daß es erst in der frühen Kaiserzeit vergraben wurde, da sich die Eimer noch bis in die ersten Jahrzehnte des ersten Jahrhunderts n. Chr. halten²⁾.

Der Eimer von Tschiläsen ist noch besonders durch die in der Mitte des Bodens eingeschnittene Marke (Abb. 3 a) ausgezeichnet. Meines Wissens sind an den veröffentlichten Eimern der Latèneform bisher nie Bodenmarken bemerkt worden. Die Form des aus drei Strichen bestehenden Zeichens weist offenbar auch nach Italien, wo schon in den letzten Jahrhunderten v. Chr. Geb. auf Tongefäßen u. a. vielfach ähnliche, roh eingeritzte Zeichen (Scraffiti) angebracht wurden. Ich verweise z. B. auf ein ganz gleiches Zeichen auf dem Boden eines Tonbeckers aus einem latènezeitlichen Grabe von Giubiasco (Südschweiz), einem Gräberfelde, auf dem auch zwei Bronzeimer derselben Untergruppe E wie unser Stück gefunden worden sind³⁾.

Die Waffen des Fundes bieten bis auf die verzierte Lanzenspitze keine Besonderheiten. Es sind Stücke von gewöhnlicher Form, wie ich sie in meiner Abhandlung über die Bewaffnung der Germanen näher besprochen habe⁴⁾. Die Bedeutung der verzierten Lanzenspitzen hat zuerst Kossinna in einer seiner wichtigsten und grundlegendsten Arbeiten dargelegt, deren Ergebnisse durch die zahlreichen neuen Funde immer von neuem bekräftigt worden sind⁵⁾. Da ich kürzlich die Tschiläsen-Lanze im Zusammenhange mit den übrigen verzierten Waffen Schlesiens näher besprochen habe⁶⁾, kann ich hier von einer Behandlung absehen.

Auffallend ist die große Zahl der beigegebenen Messer. Nach den erhaltenen Resten lagen mindestens vier Messer mit geradem Rücken und ein Rasiermesser in dem Grabe. Zwei Messer (Taf. I, 8 u. 9) haben eine gewöhnliche Form. Bei dem größeren, dessen Länge 24 cm beträgt, ist der eiserne Griffbeschlag vollständig erhalten. Der vergangene, 0,8 cm dicke

¹⁾ Schlesiens Vorzeit VII S. 436 Abbildung.

²⁾ Vgl. z. B. die Eimer mit Delphinhenkelösen in frühkaiserzeitlichen Gräbern von Dobrichow-Pichora und Holubitsch in Böhmen. Pic, Urnengräber Böhmens, Taf. 53, 11—12 und Taf. 65, 3. So fand sich auch die in der Latènezeit hergestellte bronzene Schnabelkanne von Polnisch-Neudorf, Kr. Breslau, in einem Grabe der frühesten Kaiserzeit. Schlesiens Vorzeit VII, S. 239. Abbildung.

³⁾ Ulrich, Die Gräberfelder von Bellinzona S. 535 und Taf. 86 a Abb. 1. Die Marke bedeutet nach Bohn den Buchstaben A. Die beiden Bronzeimer (ebendort Taf. 62, 15 und Taf. 75, 11) sind bereits von Willers a. a. O. Taf. IV, 3—4 abgebildet worden.

⁴⁾ Ich habe in dieser Arbeit den Fund von Tschiläsen schon verwerten können. Vgl. dort S. 64 f., 153 und 230 f.

⁵⁾ Kossinna, Über verzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen. Zeitschr. f. Ethnol. 1905. S. 369 ff.

⁶⁾ Schlesiens Vorzeit. N. S. VII. S. 93 ff.

Griffmantel aus Holz oder Knochen wurde durch einen Niet festgehalten und gegen die Klinge durch eine quadratische Hülse abgeschlossen, deren Querschnitt genau dem der Klinge entspricht. Der Griffbeschlag ist durch einfache, die Ränder begleitende Furchen verziert¹⁾.

Außerdem lagen in dem Grabe zwei gleiche, sehr lange, gerade Messer, die wohl am besten als Dolche oder Dolchmesser zu bezeichnen sind. Leider sind sie nur in mehreren, nicht aneinander passenden Bruchstücken erhalten (Taf. I, Abb. 3, 4, 7, 10 und 12). Ihre Länge war größer als 30 cm. Die Klingen erreichen eine Breite von 2,7 cm und laufen spitz zu, doch behält der Rücken in der ganzen Länge eine schnurgerade Richtung. Die beiden Dolchmesser sind durch bronzene Griffe von geschmackvoller Form ausgezeichnet, die über die Klingendenen hinweggreifen. Die beiden flachen Bronzeplatten sind zu Vogelsköpfen ausgestaltet, deren etwas gebogene Hälfte in geschickter Weise zu den Klingen überleiten. Die stark gebogenen Papageischnäbel und die aus der Ebene herausquellenden Köpfe mit den ovalen Augen haben recht naturalistische Züge und sind flott und sicher modelliert. Die übrigen Teile jedoch deuten die Tiergestalt nur noch schwach an und sind rein ornamental behandelt. Der von Schnabel und Hals umschlossene Raum ist genau zirkelrund. Seine Kreisform wird noch durch einen punktierten Saum hervorgehoben. Auch die Ränder des Halses werden von Linien und Reihen eingestempelter Kreise begleitet. Die Wölbung des Kopfes war ein willkommener Platz zur Einlage von Blutemail in tiefen, fischgrätenartig angeordneten Furchen. In der Verbindung von Naturtreue und Stilisierung sind die Griffe echte Vertreter spätkeltischer Kunst. Besonders kennzeichnend für keltische Arbeit ist der Furchenschmelz, der mit Vorliebe in solche Kugelflächen am Ende eines Gegenstandes, wie z. B. in Nagelsköpfe, in die Knöpfe von Sporen oder in die Endungen von Trinkhornspitzenbeschlägen u. ä. eingelegt wurde. Spätlatènezeitliche Messergriffe in Tierform sind ziemlich selten. So enden die Messergriffe von Heppenheim, Kr. Worms²⁾ und von Beubray (Frankreich³⁾) in Köpfe von Säugetieren. Ein Messer von Rondsén läuft in einen strichverzierten Entenkopf mit stark geschwungenem Hals aus (Anger, Rondsén, Taf. XVIII, 6). Die Form eines freilich nur sehr flüchtig angedeuteten Vogelskopfes mit langem, abstehendem Schnabel weist der bronzene Messergriff aus Großromstedt (Sachsen-Weimar) Grab 24 auf, dessen Halsteil auch mit Reihen von Kreisen verziert ist⁴⁾. Die Dolchmesser von Tschiläsen sind sicher aus keltischem Gebiet eingeführt, und zwar am wahrscheinlichsten

¹⁾ Ein sehr ähnliches Messer stammt z. B. aus Rondsén. Anger Taf. XVIII, 11.

²⁾ Reinede, Mainzer Festschrift Taf. VI, 10.

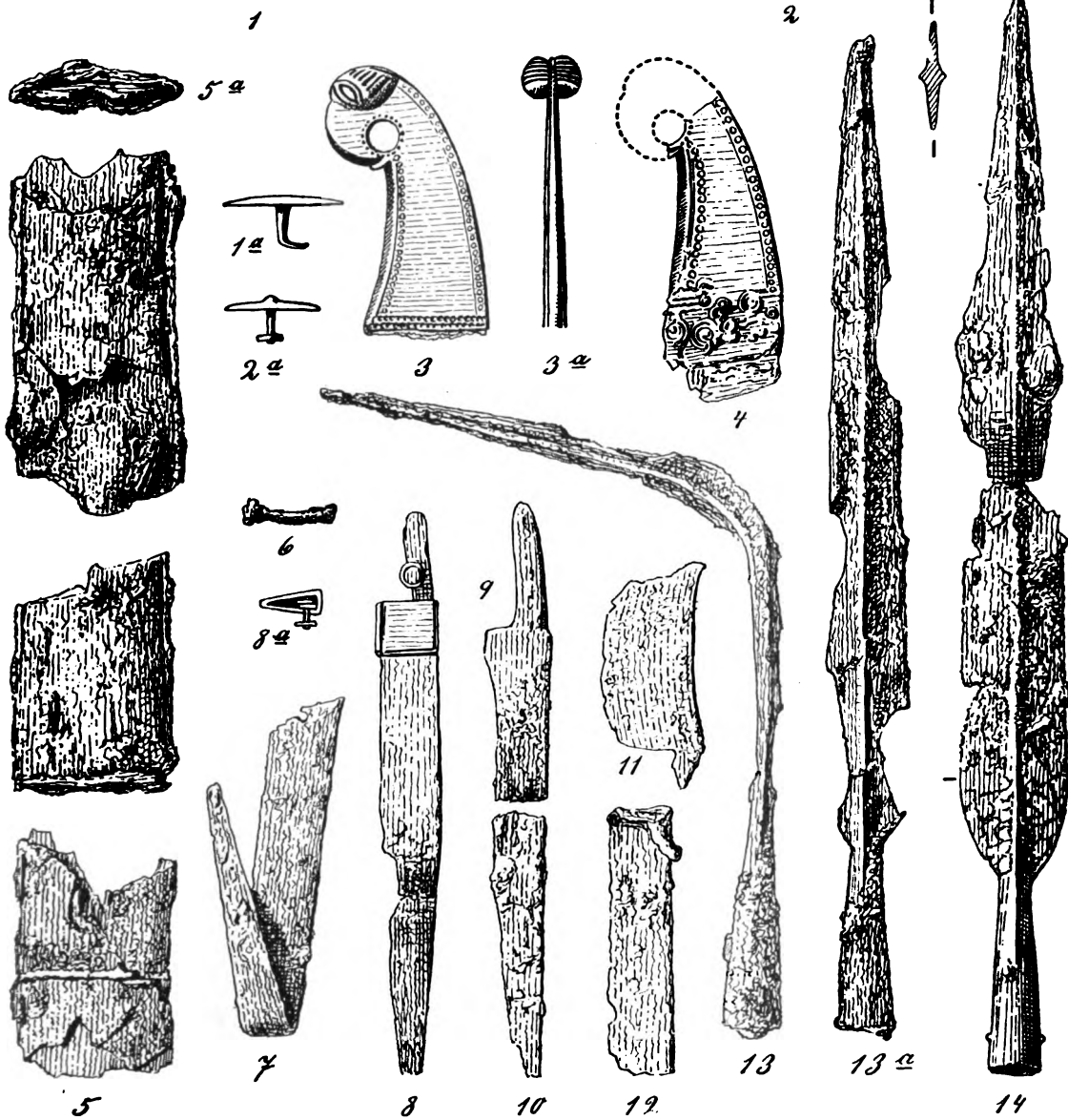
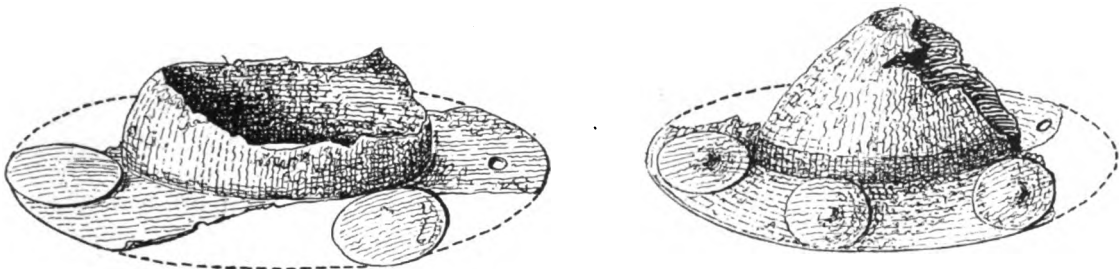
³⁾ Déchelette, Manuel d'archéologie. Bd. II, 3. S. 1364. Abb. 60.

⁴⁾ Zeitschr. d. Ver. f. thüring. Gesch. N. S. 18 (1908), Taf. Abb. 9. Ungenügende Abbildung. Die Augen des Vogels sind auf der Schmalkante angedeutet, daher auf der Abbildung nicht sichtbar.

aus Böhmen, über welches Land auch der italische Bronzeimer nach Schlesiens gekommen ist.

Das Rasiermesser (Taf. I, 11) besitzt nicht die gewöhnliche grifflose Sichelform, sondern hat einen recht gedrungenen, hachmesserartigen Körper, an den sich ein kleiner Griff ansetzt.

Das Grab von Tschiläfen hebt sich von den übrigen gleichzeitigen Funden Schlesiens durch den aus Italien stammenden Bronzeimer und die keltischen Dolchmesser mit Vogelkopfgrieffen ab. Trotz dieser fremden Bestandteile ist es unzweifelhaft das Grab eines Germanen. Dafür sprechen die Begräbnisart, — Bestattung des verbrannten Leichnams in einer Urne, die in Branderdeshüttung steht — die echt germanischen Formen der Schildbüdel und die für die Ostgermanen charakteristische Form der verzierten Lanzenspitze. Da es innerhalb der schlesisch-südpolenschen Kulturgruppe liegt, waren in ihm die Gebeine eines vandalischen Edlen aus dem letzten Jahrhundert v. Chr. beigesezt.



Тшчилäfen, Kr. Guhrau. Abb. 3 und 4 in $\frac{2}{3}$, alles andere in $\frac{1}{3}$ nat. Gr.

Die bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz.

Ein Nachtrag.

Von Michael Martin Lienau, Frankfurt a. O.

Mit 2 Text- und 2 Tafelabbildungen (Tafeln II und III).

Im IX. Bande (Neue Folge, 1907, 4. Heft) des „Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde“ befindet sich eine Abhandlung von Dr. J. Heierli über „Die bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz“. Kleinere Berichte desselben Forschers über diese Quellfassung findet man im XXXVIII. Jahrg. Nr. 9/12 des „Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, sowie in „der Balneologischen Zeitung, XVIII. Jahrg. Nr. 25 vom 10. Sept. 1907“ und im „I. Jahr.-Ber. der Schweiz. Gesellsch. f. Urgeschichte, S. 38.“

In der erstgenannten Abhandlung sagt Heierli in einer Anmerkung auf S. 276: „Erst während des Druckes dieser Arbeit erhielt ich Bericht, daß in einer Ecke der Röhrenfassung eine Blodleiter, bestehend aus einem Baumstamm mit Einschnitten, und beim Ausräumen der Einzelröhre vier hölzerne Hasen zum Vorschein gekommen waren.“ Diese Anmerkung veranlaßt meinen Nachtrag.

Ich befand mich zur Zeit der Aufdeckung der uralten Quellfassung, im Anfang des Jahres 1907, als Kurgast nach eben beendeten Studien in St. Moritz. Als erster Sachmann sah und begutachtete ich die Funde und berichtete sofort an meine hochverehrten Lehrer Montelius und Heierli (Heierli, a. a. O. S. 269). Bei einem späteren Aufenthalt in St. Moritz ließ ich, mit Erlaubnis des Engadiner Museums (St. Moritz), die Blodleiter und Holzhasen photographieren (Textabb. 1).

Neuerdings sandte mir Herr Architekt Chr. Gartmann, welcher sich um die sachgemäße Freilegung und Fixierung der alten Quellfassung durch Photographie, Zeichnung und Modellierung in hervorragender Weise verdient ge-

macht hat, eine Skizze, welche die Blockleiter in situ bei der Auffindung zeigt (Textabb. 2). Ich statue hiermit Herrn Gartmann auch dafür meinen verbindlichsten Dank ab.

Die Leiter hat eine Länge von etwa 2,50 m bei 20 cm Durchmesser. Das Material wird wohl mit demjenigen aller übrigen Holzteile übereinstimmen, also Lärche (*Larix europaea*) sein (Heierli, a. a. O. S. 272).



Abb. 1.

Man vergleiche mit Textabb. 2 die Abbildungen 58 und 59 bei Heierli (a. a. O. S. 268 und 270), sowie meine Taf. II.

Die Photographie von Taf. II stellte mir seinerzeit Herr Gartmann zur Verfügung. Sie zeigt ihn (vorn in der Röhre stehend) „in den Sielen“ bei Bergung der zwei Holzröhren, welche innerhalb eines Pflanzenrahmens standen (Heierli a. a. O. Abb. 58/59). Nun bringe ich noch eine bisher nicht publizierte Photographie der im Quellgrund gefundenen Schwerter auf Taf. III.

Man vergleiche mit Taf. III die Abb. 58 (Querschnitt), 63 und 64 bei Heierli (a. a. O.). Diese Schwerter geben mir Gelegenheit zu einer kurzen chronologischen Bemerkung.

Heierli setzt die Bronzefunde (a. a. O. Abb. 63) in die jüngere Bronzezeit, insbesondere wegen des Schwertes mit achteckigem Griffes (a. a. O. Abb. 63, oberes Schwert — meine Tafel III rechts) und der Keulenkopfnadel mit Reifen am Hals. Als „absolute Zeit“ gibt er „zirka 3000 Jahre“ vor 1907 n. Chr. an — also etwa 1100/1000 vor Chr. (a. a. O. S. 276, Abf. 3). Bei dem Schwerte beruft Heierli sich auf J. Naue (a. a. O. S. 274, Abf. 2 und Anm. 1).

Nun hat aber Kossinna auf Grund eingehender neuerer Untersuchungen diese Schwerter seiner Bronzeperiode II c (1550—1400 vor Chr.) zugewiesen. So sagt Kossinna im Mannus Bd. IV auf S. 286, Abf. 2: „Daß die be-

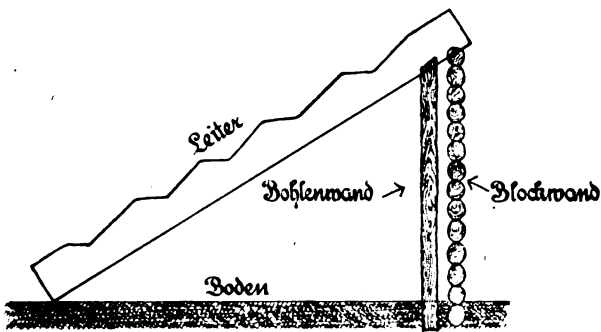


Abb. 2.

sonders in Bayern so häufigen Schwerter mit achtkantigem Bronzegriff der Periode II c“ aus den germanischen Griffzungenschwerten der Periode II b sich entwickelt haben scheint mir aus der Tatsache hervorzugehen“

Das zweite Schwert von österreichisch-ungarischer Form (Heierli a. a. O. Abb. 63, unteres Schwert — meine Taf. III links) „dürfte ungefähr gleichzeitig“ sein mit dem ersten. „So“ schrieb mir Reichsantiquar Montelius auf meinen Fundbericht. Montelius nennt den Fund „hochinteressant“ und zählt die Bronzen „seiner zweiten Periode des nordischen Bronzealters“ zu (vgl. Montelius, „Tidsbestämning inom Bronsåldern“ Pl. 2). Sämtliche bei Montelius auf Pl. (Tafel) 2 abgebildeten Gegenstände (mit Ausnahme von 42, 43, 35, 22) zählt Kossinna zu seinem Abschnitt II c. Montelius spricht von „ungefährer Gleichzeitigkeit“ der beiden Schwerter; vielleicht ist das zweite Schwert von österr.-ungar. Typ ein wenig jünger.

Einen weiteren guten Anhaltspunkt für die Chronologie bietet nach Heierli die „Keulenkopfnadel mit Reifen am Hals“, welche Heierli gleichfalls „der jüngeren Bronzezeit und dem Anfange der Eisenzeit“ zuweist.

Diese Nadeln sind, wie auch unser Quellfund zeigt, gleichzeitig mit den achtedigen Schwertern („Die Alt. unj. heidn. Vorzeit Bd. V. Taf. 62¹⁾), welche, wie wir sahen, der Kossinna'schen Periode II c angehören. Die angeführte Taf. 62 gehört zu einer Abhandlung von P. Reinecke über „Jüngerbronzzeitliche Grabfunde aus Nord- und Süddeutschland“, und zwar ist sie „gewidmet der Analyse“ seiner Bronzzeitstufe C für Süddeutschland, „welche den Anfang des jüngeren reinen Bronzealters in Mitteleuropa einnimmt.“

P. Reinecke's Taf. 62 führt nun lauter Funde, welche nach „Kossinna“ dessen Stufe II c zuzuteilen sind — so auch das „Schwert von Hammer“, welches Kossinna ganz an den Schluß dieses Abschnittes setzt (Mannus Bd. IV. S. 285).

Das führt mich zu den Grenzstreitigkeiten der „Absoluten Chronologie“. Wenn ich von den Kossinna'schen Zahlen ausgehe, so schließt mit dessen Periode II c, 1550—1400 vor Chr., die ältere Bronzzeit. Seine Periode III, 1400—1200 v. Chr., umfaßt die mittlere Bronzzeit (für den germanischen Norden setzt Montelius für Periode III die Zeit von 1300—1100 v. Chr. an), seine Perioden IV, 1200—1000, und V, 1000—800 v. Chr. bezeichnen die jüngere Bronzzeit.

Betrachtet man die Aufstellung von G. Behrens (Katalog Nr. 6 des Röm.-Germ. Zentralmuseums: „Bronzzeit Süddeutschlands“), so entspricht dessen Periode „B Hügelgräberzeit“ den „Perioden P. Reinecke's: B. C. D“ und zwar ist Behrens B₁ (ältere Hügelgräberzeit) = Reinecke B, (B.) B₂ (mittlere Hügelgräberzeit) = (R.) C., (B.) B₃ (jüngere Hügelgräberzeit) = (R.) D. während die Behrens-Periode A Früheste Bronzzeit der Reinecke-Periode A (Kossinna I um 2100—1750, Montelius I 1800—1500 v. Chr.) und die Behrens-Periode C Späteste Bronzzeit (Kossinna IV und V, Montelius IV und V¹⁾ den Hallstatt-Perioden A und B von P. Reinecke entsprechen²⁾.

Halten wir uns an das Schema von Kossinna, so endet Behrens A (Reinecke A) um 1750, und Behrens B₃, jüngere Hügelgräberzeit (Reinecke D), Bd. V. Taf. 38 der Alt. unj. heidn. Vorzeit um 1200 v. Chr. (Behrens a. a. O. S. 91/92, S. 220 Abs. 4 und S. 221 Abs. 1.)

Wenn wir nun vorher gesehen haben, daß Reinecke's Periode C (Behrens B₂) der Kossinna-Periode II c, 1550—1400, entspricht, so werden wir seine Periode D (Behrens B₃) mit Kossinna III 1400—1200 gleichstellen dürfen, jedenfalls läßt Behrens seine Periode B (1. 2. 3.) um 1200 v. Chr. mit B₃ enden.

So ergibt sich folgende tabellarische Übersicht:

¹⁾ Die dort abgebildete Nadel (1129) ist jedenfalls mit der „St. Moritzer“ nahe verwandt.

²⁾ G. Behrens (a. a. O. S. 91/92. S. 219/221. S. 276).

Bronzezeitliche Perioden.

A. Mittel-Europa.

Bronzezeit:	{	Ältere	Koffinna	I. 2100(?)—1750 =	Reine de A	(Alterbronzezeitliche Stufen)	=	Behrens A (Früheste Bronzezeit)
			"	IIa/b. 1750—1550 =	" B	"	"	B ₁ (Ältere Hügelgräberzeit)
			"	IIc. 1550—1400 =	" C	{ Jüngerer reines Bronzealter, Beginn }	"	B ₂ (Mittlere Hügelgräberzeit)
			"	III. 1400—1200 =	" D	{ Jüngerer reines Bronzealter, Schluß }	"	B ₃ (Jüngere Hügelgräberzeit)
			"	IV. 1200—1000 =	"	Hallstatt A (1150—1000).	"	} C (Späteste Bronzezeit)
"	V. 1000—800 =	"	" B	"				

Die Koffinnaische Einteilung gilt auch für Nordeuropa.

B. Nordisches Bronzealter.

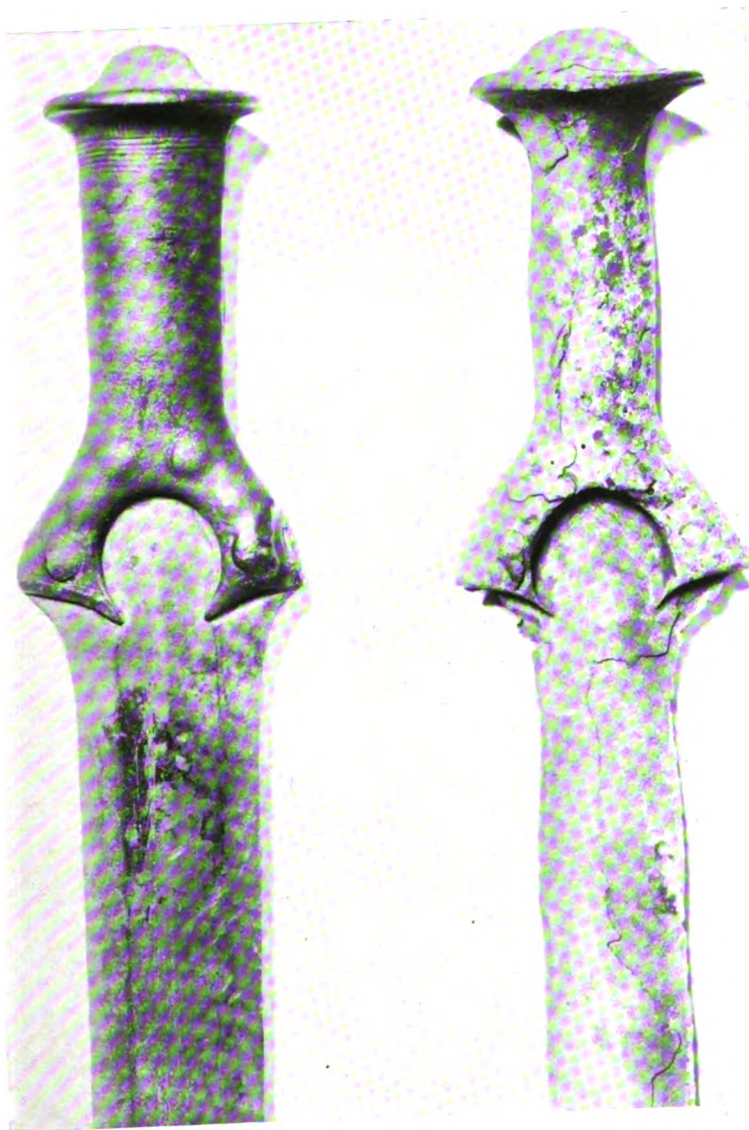
Montelius	I. 1800—1500
"	II. 1500—1300
"	III. 1300—1100
"	IV. 1100—900
"	V. 900—700

Um schließlich auf unseren Quellfund zurückzukommen, so ergibt sich aus vorstehenden Ausführungen für ihn die Zeit um 1400 v. Chr. Um diese Zeit etwa sind also die Bronzen als Weihgaben für den Quell (Quellgott) niedergelegt worden. Sie kamen sämtlich im Grund der Röhre A innerhalb der Pflanzen-Einfassung, welche zwei Röhren A und B umschloß, zum Vorschein (Heierli a. a. O. Abb. 58).

Aus einer dritten älteren, abseits stehenden Einzelröhre (Heierli a. a. O. S. 276) stammen die vier Holzhasen, von denen 2 meine Textabb. 1 zeigt.

Diese Einzelröhre ist also noch vor 1400 v. Chr. in den Felschutt, aus welchem die Heilquelle hervordrang, gestellt worden: als älteste Fassung. Eine ältere Quellfassung werden Mittel- und Nordeuropa nicht aufzuweisen haben.





Die Entstehung des Wagens und des Wagenrades.

Von Hugo Mötelfindt, Mannheim (Pfalz).

Mit 46 Abbildungen.

1.

In unserer Zeit ist die Anschauung geläufig, daß jede Erfindung mit dem Namen eines Erfinders verknüpft sein muß. Dieselbe Anschauung herrschte auch im Altertum: jede Erfindung von irgendwelcher Bedeutung war mit dem Namen eines Gottes, eines Heros oder irgend einer anderen bekannten Persönlichkeit verknüpft, sehr oft sogar mit mehreren Namen, da die Tradition darüber bereits damals weit voneinander abwich. So ist es nicht weiter auffällig, daß auch für die Erfindung des Wagens uns aus dem Altertum Namen erhalten sind (Castor, Erichthonios, Onomaos, Prometheus, Neptolemos u. a.).

Unsere moderne Forschung hat freilich längst erkannt, daß die Erfindungen derartiger Kulturgüter in eine Zeit zurückreichen, von der weder Namen noch Jahreszahlen erhalten sind, und wir wissen, daß all diese Erfindungen nicht, wie wir uns das heute so gerne vorstellen, mit einem Schlage erfolgt sind — wie die Athene aus dem Haupte des Zeus entsprungen, sondern ganz allmählich geworden sind, so daß wir auch besser von Entstehung statt Erfindung reden.

Mit der Frage, wie die Entstehung des Wagens vor sich gegangen ist, ob der Wagen ein „Allgemeingut der Menschheit“ war, ob er an vielen Stellen zugleich und unabhängig voneinander erfunden, ob die Form durch natürliche Gedankenverbindung ursprünglich dieselbe, wenn auch später mit kleinen lokalen Varianten ausgestattet, nur das Material je nach Boden und Klima verschieden — mit all diesen Fragen hat sich die wissenschaftliche Forschung erst sehr spät befaßt.

Als der gelehrte Professor Johannes Scheffer sein Werk „De re vehiculari veterum“ schrieb (Frankfurt 1671), da ahnte man noch nichts von all diesen Fragen. Wohl befindet sich in dem ersten Bande dieses Buches ein besonderes Kapitel „De vehiculorum primo auctore“; es enthält jedoch nur eine fleißige Zusammenstellung all der mythologischen Namen, die in der großen Weltliteratur irgendwann einmal als Erfinder des Wagens bezeichnet sind.

Welche Fortschritte die Wissenschaft in den folgenden 150 Jahren durchgemacht hat, läßt ein Vergleich des Buches von Scheffer mit dem Werke von Ginzrot, „Die Wagen und Fuhrwerke der Griechen und Römer usw.“ (München 1817) erkennen. Gleich das erste Kapitel des Ginzrotschen Wertes führt die Überschrift „Über den Ursprung der Wägen“. Schon diese Überschrift zeigt, daß Ginzrot nicht mehr an eine Erfindung denkt, sondern von einer allmählichen Entstehung überzeugt ist. Über diesen allmählichen Werdegang hat Ginzrot scheinbar sehr eingehend nachgedacht; er ist dabei zu der Ansicht gekommen, daß der Wagen aus der Schleife entstanden sein müsse. Die Schleife sei gewiß das erste Fuhrwerk gewesen, dessen sich die Menschen bedient hätten. Mußte man nun Steine oder andere schwere Lasten auf dieser Schleife fortschaffen, so wurden der Schleife natürliche Walzen untergelegt, wodurch deren Fortbewegung sehr erleichtert und beschleunigt wurde. Dieser Vorteil mag dann die Menschen auf den Gedanken gebracht haben, die Scheibenwalzen oder Scheibenräder zu erfinden und unter der Schleife zu befestigen: so sei dann der erste Wagen entstanden.

Seit 1817 ist diese Schleifentheorie nicht wieder zur Ruhe gekommen; zwar vergehen zunächst volle fünfzig Jahre, in denen die Theorie unbeachtet geblieben zu sein scheint, aber um so schärfer wird das Problem in der Folgezeit erfaßt. Im Jahre 1867 nimmt der General von Schlieben in seinem Buche „Die Pferde des Altertums“ (Neuwied und Leipzig 1867) die Theorie wieder auf und vermutet, daß die Wagenräder „ursprünglich sehr breite Bloßräder“ gewesen seien (S. 162). 1875 erscheint der erste Band der „Theoretischen Kinematik. Grundzüge einer Theorie des Maschinenwesens“ von S. Reuleaux (Braunschweig 1875); hier findet sich auf S. 202 ff. die Entstehung des Wagens und der Wagenräder vom Standpunkt des Technikers aus behandelt. Reuleaux kommt dabei zu folgendem Ergebnis (S. 205): „Die Forschung ihrerseits scheint dahin zu führen, daß der Wagen nicht aus der Schleife, dem Schlittenartigen, lastenförmigen Bauwerk, sondern aus dem rollenden Körper, dem Rade selbst, ausgebildet worden ist. Man hat sich vielleicht zu denken, daß aus dem rollenden Baumstamm, dann der unter Lasten gelegten Walze, welcher das scheibenförmige Rad und insbesondere das formosjanische Räderpaar noch nahe steht, die allmähliche Entwicklung stattgefunden habe.“

Wenige Jahre später findet sich das Problem von dem Anthropologen Tylor wieder aufgegriffen. In dem seinerzeit viel gelesenen Werke „Anthropology. An introduction to the study of man and civilization“ (London 1881; deutsche Ausgabe von G. Liebert unter dem Titel „Einleitung in das Studium der Anthropologie und Zivilisation“, Braunschweig 1883) finden wir die Ansicht vertreten, daß der Wagen aus der Rolle derart entstanden sei, daß man dem mittleren Teile der letzteren eine geringere Dicke gab und hierdurch ein Räderpaar mit einer Achse aus einem Stück erhielt (engl. Ausg. S. 199, deutsche Ausg. S. 235). Dieselbe Anschauung findet sich übrigens in einer in demselben Jahre vom gleichen Verfasser erschienenen Abhandlung „On the origin of the plough and wheel-carriage“ (Journ. of the anthr. Inst. X, 1881. S. 74 ff) noch einmal eingehend auseinandergesetzt.

Nach Tylor hat sich Eduard Hahn mit diesen Fragen eingehend beschäftigt. Von Hahns zahlreichen Schriften kommen hier vor allem in Betracht ein Aufsatz mit dem Titel „Heilige Wagen“ (Verhandl. d. Berl. anthr. Ges. 1895. S. 342), das didleibige Werk „Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen“ (Leipzig 1896. S. 94 ff), die Studie „Demeter und Baubo, Versuch einer Theorie der Entstehung des Ackerbaues“ (Lübeck 1896. S. 30 ff.), zwei weitere Aufsätze „Zur Theorie der Entstehung des Ackerbaues“ (Globus LXXV, 1899. S. 281 ff., bes. S. 284) und „Zur Entstehung des Rades und des Wagens“ (Zentralbl. f. Anthr. VIII, 1903. S. 1 ff.), das Buch „Die Entstehung der Pflugkultur“ (Heidelberg 1909. S. 41) und vor allen Dingen die kleine zusammenfassende Schrift „Von der Hacke zum Pflug“ (Leipzig 1914. S. 60).

Hahn kann eine Erklärung, die den Wagen aus seiner Nützlichkeit herausentwickelt, für den Anfang überhaupt nicht gelten lassen (Demeter und Baubo S. 33). Seiner Meinung nach ist der Wagen in den ältesten Zeiten lediglich für den Transport der Götterstatuen und Göttersymbole bestimmt gewesen (ebend. S. 32), er war ein heiliges Gerät, ein Kultgegenstand (ebend. S. 33). Von diesem Gesichtspunkte aus sucht Hahn deshalb auch die Entstehung des Wagens zu erklären.

Von vornherein ist es für ihn völlig undenkbar, daß die Räder an den Achsen (und damit der Wagen) aus der Walze entstanden sein sollten, indem man die Räder aus dem vollen Stamm herausgearbeitet und den Stamm zwischen den Rädern zur Achse verdünnt haben sollte. Vom Beginn seiner Untersuchungen an hat Hahn gegen diese Ansicht Einwendungen erhoben, zunächst nur aus rein ethnologischen Erwägungen, die sich auf die Tatsachen der Verbreitung und der Benutzung des Wagens gründeten (Demeter und Baubo S. 31). In neuerer Zeit stützt er sich in diesem Punkte auf die „technische Autorität“ des Inspecteur général des ponts et chaussées G. Forestier, der 1900 ein Buch unter dem Titel „La roue. Etude paléo-

technique“ (Paris und Nancy) veröffentlicht hat. In diesem Buche hat Forestier, ebenso wie vor ihm Hahn, die Anschauung ausgesprochen, daß das Rad lange vor dem Wagen vorhanden war (Forestier a. a. O. S. 126). Als Beweis für diese Ansicht werden die kleinen Zierscheiben aus Knochen, Horn, Stein usw. in Scheibenform, die „der Bearbeitung halber“ in der Mitte oft durchbohrt sind (sic!), herangezogen und von ihnen behauptet, daß sie dem Wagen lange vorausgegangen seien, und daß sie auch in den Gebieten vorkämen, in denen niemals ein Rad unter dem Wagen gegangen ist (Forestier a. a. O. S. 126. — Hahn, Hacke und Pflug S. 59).

Hahn und Forestier sind der gleichen Ansicht, daß das Scheibenrad in der ältesten Zeit keine so große Rolle gespielt haben könnte, daß es nicht die älteste Form des Rades sei, wie die meisten Forscher heute annehmen¹⁾. Zum Beweis dieser Ansicht weist Hahn darauf hin, daß er auf alten einschlägigen Abbildungen nur ein einziges Scheibenrad gefunden hätte (Zur Theorie usw. S. 284), und sucht außerdem seine Ansicht durch eine Äußerung Forestiers zu stützen, daß das plumpe Scheibenrad, das sich um seine Achse unter dem Wagen dreht, nur scheinbar primitiv sei, und viel, viel später auftrete als der erste Wagen (Pflugkultur S. 41). Die Ansicht, man wäre zuerst auf die Schleife geraten und zu gleicher Zeit oder weiterhin wäre aus der Verbindung der Walze und der Schleife der Gedanke des Wagens entstanden, bleibt Hahn vollkommen unverständlich (ebend. S. 40). Nach Hahn ist vielmehr deshalb der Wagen entstanden, weil das Rad vorhanden war (Demeter und Baubo S. 33 u. a. m.). Die durchbohrte Scheibe ist nicht immer mit dem Gedanken verbunden gewesen, der uns nahegelegt wird, das Rad wäre dazu da, um einem Wagen zu dienen oder auch nur, daß das Rad sich dreht oder drehen lassen muß.

Was nun die Erfindung des Wagens angeht, so vertreten Hahn und Forestier vollkommen gleich und unabhängig voneinander denselben Gedankengang. Beide Forscher vermuten, den Anlaß zur Erfindung des Wagens hätten zwei Spinnwirtel — runde Scheiben, die in der Mitte durchbohrt waren — gegeben, die man auf eine Achse gesteckt hätte. Wenn sich nun herausstellte, daß man über eine oder zwei Achsen dieser Art etwas befestigen und es dann auf diesen Rädern rollen könne, dann war der Wagen erfunden (Demeter und Baubo S. 34. Forestier a. a. O. S. 126). Nur in einem ganz nebensächlichen Punkte weichen sie voneinander

¹⁾ Zum Beispiel Ginzrot a. a. O. I. S. 78. Schlieben a. a. O. S. 162. Karuz im Globus 74, 1898. S. 336. Thrämer, Die Form des hesiodischen Wagens (Straßburger Festschr. zur XLVI. Vers. deutsch. Phil. herausgeg. von d. phil. Fak. Kaiser Wilhelms-Univ. Straßburg 1901. S. 162.) Heyne, Fünf Bücher deutsch. Hausaltertümer. Band 2. Leipzig 1901. S. 27. Montelius, Das Sonnenrad und das christliche Kreuz. Mannus 1, 1909. S. 53.

ab: Hahn vermutet, daß diese älteste grundlegende Erfindung einem Priester zu verdanken sei, der seine müßige Zeit mit dergleichen Spielerei ausfüllte (Häde und Pflug S. 60). Forestier dagegen nimmt an (S. 126), daß eine Mutter ihrem Kinde aus zwei Spinnwirteln ein Spielzeug gebaut hätte und dadurch die Erfindung des Wagens veranlaßt sei. Forestier und Hahn begegnen sich also in der Voraussetzung, daß das kleine unpraktische Gerät, das Modell, der praktischen Verwendung des Wagens mit Zugtieren auf der Straße vorausging, und daß die Entstehung des lose auf der Achse beweglichen Rades in irgend einer Art oder Form damit zusammenhängt, daß der Wirtel, jenes wichtige Gerät der Urzeit, schon vorhanden war.

Gegen diese Theorien von Hahn hat sich Göze im Zentralblatt für Anthropologie XVIII, 1897. S. 12 ablehnend ausgesprochen, ohne seine Ansichten näher zu begründen.

Späterhin hat sich dann Weule mit der Entstehung des Wagens eingehend beschäftigt (Die Urgesellschaft und ihre Lebensfürsorge. Stuttgart 1912. S. 71). Weule nimmt hier im wesentlichen Hahns Theorie der Entstehung des Wagens an, freilich ohne sich dessen zu verhehlen, daß noch weitere Schwierigkeiten bestehen.

Die jüngste Äußerung über die Entstehung des Wagens ist schließlich die Ansicht eines erfahrenen Technikers, S. M. Feldhaus, der in seinem Handbuch „Die Technik der Urzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker“ (Leipzig-Berlin 1914. S. 1253) folgendes über die Entstehung des Wagens anführt: „Daß der Wagen aus der Schleife entstanden ist, möchte ich nicht ohne weiteres annehmen. Erst müßte eine der wichtigsten Erfindungen, die Drehbewegung, gemacht sein, ehe man einen Wagen auf Rädern setzen konnte. Wo und wann die Drehbewegung erkannt und ausgeführt wurde, ist ungewiß. Der endlosen Drehbewegung des Rades ging wahrscheinlich die begrenzte Drehbewegung des Scharniers voraus. Die Drehbewegung des Scharniers hat in dem Gelenk des Tierkörpers ja ein Vorbild; die endlose Drehbewegung des Rades hat aber in der Natur kein Vorbild.“

Über die Entstehung des Wagens haben sich demnach bisher nur Ethnologen und Techniker geäußert, während ein Archäologe von seinem Arbeitsgebiet aus der Frage noch nicht näher getreten ist. Und doch sollte man eigentlich meinen, daß aus den vorgeschichtlichen und geschichtlichen Denkmälern gerade über diesen Punkt einige Aufklärungen zu gewinnen wären — weit eher als aus dem ethnologischen Material, denn bei den vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern besitzen wir das Kriterium der Chronologie, das für das ethnologische Material uns bei weitem nicht in dem Maße zur Verfügung steht. So mag denn in den folgenden Seiten einmal der Versuch unternommen werden, festzustellen, was die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler über die Entstehung des Wagens aussagen.

2.

Für die älteste Zeit dürfen wir vier verschiedene Fahrzeugformen als bekannt voraussetzen: die Schleife, den Karren, den Streitwagen und den vierrädrigen Wagen. Über all diese vier Fahrzeuggruppen bieten uns die archäologischen Denkmäler in Gestalt von einigen wenigen Originalfunden wie in den Darstellungen auf den Felsenzeichnungen, den Einritzungen auf Tongefäßen, den Vasenbildern, Skulpturen, Gemmen und Münzen reiche Aufschlüsse.

Aus der Reihe dieses an der Hand der Denkmäler gewonnenen Materials ist von vornherein eine kleine Gruppe von Wagen auszusondern, die als Kultwagen oder Tafelgerät gedient haben. Was an derartigen Kultwagen aus dem germanischen Kulturkreise bekannt geworden ist, habe ich vor kurzem zusammenfassend behandelt¹⁾; dabei habe ich u. a. nachgewiesen, daß diese Kultwagen im germanischen Kulturkreise nicht vor der Periode II c der Bronzezeit, d. h. vor 1550 bis 1400 v. Chr. auftreten — also zu einer Zeit, als der Streitwagen und der vierrädrige Wagen im Norden bereits bekannt waren. Durch diesen Nachweis ist die Behauptung, die Ed. Hahn an das Vorkommen dieser Kultwägelchen im Norden geknüpft hatte, daß nämlich erst diese Kultwägelchen gewissermaßen als Modelle vorhanden gewesen seien und danach die eigentlichen Wagen gefertigt, von vornherein erledigt. Für den zweiten Teil dieser Annahme, daß diese kleinen Kultwagen als Modelle für die eigentlichen Wagen gedient haben könnten, lagen ja von Anfang an keinerlei Anhaltspunkte vor. Für den Archäologen ist es zu offensichtlich, daß die Kultwägelchen all das, was sie an Ähnlichkeiten mit den Wagen besitzen, vom Wagen her übernommen haben; das zeigt sich besonders deutlich an dem „Sonnenwagen“ von Trundholm, der ja überhaupt kein richtiger Wagen ist, sondern lediglich eine Art „Räderpielzeug“. Nicht anders steht es mit den Kultwagen in den anderen Kulturkreisen, worauf ich aber an dieser Stelle nicht näher eingehen möchte, um den Rahmen der Zeitschrift nicht allzu sehr zu überschreiten.

Wagen und Schleife unterscheiden sich auf den ersten Blick dadurch, daß der Wagen Räder besitzt, die Schleife dagegen ohne Räder auskommt. Irgendwelche Belege für das Vorkommen der Schleife in der europäischen Urzeit stehen der archäologischen Forschung nicht zur Verfügung. An der Hand der Denkmäler läßt sich die Schleife lediglich in Ägypten und Assyrien nachweisen. Trotzdem dürfen wir sie auch wohl für das urzeitliche Europa voraussetzen und den Mangel an Beleg-

¹⁾ H. Mötefindt, Der Wagen im nordischen Kulturkreise zur vor- und frühgeschichtlichen Zeit. Zeitschrift Ed. Hahn zum 60. Geburtstage dargebracht von Freunden und Schülern. Stuttgart 1917. S. 209.

material lediglich darauf zurückführen, daß wir aus den bildlichen Darstellungen, die uns aus jenen frühen Zeiten des europäischen Menschengeschlechtes erhalten sind, überhaupt sehr wenig Aufschlüsse über das Leben und Treiben dieser Völkerscharen gewinnen können; Originalfunde derartiger Holzschleifen lassen sich infolge der Vergänglichkeit des Materials von vornherein nicht erwarten.

Für den Streitwagen habe ich gleichfalls in meiner früheren Arbeit nachzuweisen versucht, daß eine seiner Formen, ein leichter Rennwagen aus Holz, im Norden erfunden ist und von dort aus über Gallien, Italien, Griechenland bis nach Ägypten verbreitet wurde, während eine andere Form, ein plumper Kastenwagen, ihren Ausgangspunkt in Vorderasien hatte, wo sie zuerst auf der Steinstele des Cannatum von Lagasch um 2700 v. Chr. erscheint und von dort gleichfalls zu den Ägyptern und Griechen gelangt ist.

Der vierrädrige Wagen ist wohl aus zwei aneinandergespoppelten Streitwagen entstanden. Diese Theorie, die, soviel ich sehe, Wilkinson als erster ausgesprochen hat¹⁾, gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß die Heimat des vierradrigen Wagens mit den für die Heimat des leichten Rennwagens in Frage kommenden Gebieten identisch ist. Die Voraussetzungen, die Seldhaus an der oben angeführten Stelle (vgl. S. 10) für die Erfindung des Wagens gefordert hatte, haben sich als hinfällig erwiesen, seit ich die falschen Anschauungen, die Seldhaus sich von den Deibjergwagen gebildet hatte, richtig stellte und dieselbe Konstruktion bereits auf einer norwegischen Selsenzeichnung nachwies (Hahnestschrift S. 218 ff.).

Während wir für den Streitwagen und den vierradrigen Wagen den nordischen Kulturkreis als Heimatland angeben konnten, erscheint es recht auffällig, daß der ein- bis dreiradrige Karren im Norden zur vor- und frühgeschichtlichen Zeit sich überhaupt nicht nachweisen läßt. Die ältesten Karrenformen, die wir nachweisen können, finden sich vielmehr in Assyrien, Ägypten, Griechenland und in Italien.

Hier verdient zunächst einmal die Frage nach dem Verhältnis des Karrens zum Streitwagen unsere Beachtung. Die assyrischen Verhältnisse liegen noch recht unklar. Im babylonisch-assyrischen Gebiet herrscht jene plumpe, kastenförmige Streitwagenform, die von vornherein sehr viel Übereinstimmendes mit dem Karren hat. Nach den Denkmälern ist hier der Streitwagen älter als der Karren. Der Streitwagen findet sich bereits auf der „Geierstele“ um 2700 v. Chr., während der Karren auf babylonischen Denkmälern überhaupt nicht vorkommt, sondern sich erst für die assyrische Zeit durch die Wandreliefs aus den Palästen von Khorabad und Nimrud

¹⁾ *Manners and customs of the ancient Egyptians*. Band II. London 1837 S. 120.

(um 720 v. Chr.) belegen läßt. Dazu kommt noch die auffallende Tatsache, daß der älteste Streitwagen ein Scheibenrad zeigt, daß bei den Karrendarstellungen sich jedoch keine Scheibenräder finden. Demnach scheint der Karren hier in Assyrien tatsächlich jünger zu sein als der Streitwagen.

Die ägyptischen Verhältnisse sind gegenwärtig noch recht wenig geklärt. Hier mag nur kurz angedeutet werden, daß der Karren auch in diesem Lande nicht heimisch gewesen zu sein scheint, da er nur in ganz wenigen Fällen bei großen Schlachtdarstellungen auftritt und vielleicht als eine unägyptische Erscheinung anzusehen ist.

Die italischen und griechischen Verhältnisse sind gleichfalls noch recht ungeklärt. Immerhin lassen sich für diese beiden Gebiete einige Aufklärungen an der Hand eines Studiums der Radformen ermitteln, mit dem ich mich seit langem beschäftigt habe. Inwieweit diese Studien für die in dem vorliegenden Aufsatz angeschnittene Frage von Wichtigkeit sind, mag der folgende Abschnitt zeigen.

3.

Immer und überall waren Achse und Rad im Anfang fest miteinander verbunden; nicht das Rad bewegte sich an den Achsenspindeln, sondern die Achsen drehten sich mit den Rädern in einer Gabel am Boden des Wagens zugleich herum. Diese Erscheinung ist vor allen Dingen für die Scheibenräder charakteristisch. Sie bietet uns sogar Anlaß, die große Masse der Scheibenräder nach der Form der Achsenspindel in zwei Gruppen zu zergliedern: Einmal finden wir Scheibenräder mit viereckiger Mittelhöhlung, in welche die hölzernen Achsenspindeln eingelassen und verteilt wurden, daneben gibt es auch Scheibenräder, welche sich um runde Achsenspindeln drehten. Noch bis heute haben sich beide Konstruktionsarten in Portugal erhalten. Auch auf Sormosa sollen die Eingeborenen ihre Wagen noch heute ebenso bauen¹⁾.

Betrachten wir zunächst den Entwicklungsgang der ersten Gruppe.

a) Das Scheibenrad mit viereckiger Achse.

Formen. Die älteste Form zeigt eine rohe, einfache Holzscheibe, die in der Mitte ein viereckiges Achsenloch aufweist (Form 1 = Abb. 1). Sehr bald wird die Achsenspindel verziert (Form 2). Später tritt zur Sicherung der Verbindung zwischen Rad und Spindel ein Holzzapfen hinzu, der durch die Spindel vor der Radscheibe hindurchgetrieben wird (Form 3). Im weiteren Entwicklungsgange wird die Holzscheibe mit sechs Löchern, die ringsum in gehöriger Entfernung vom Rande durch die Scheibe gebohrt werden, ver-

¹⁾ Reuleaux a. a. O. I. S. 204.

sehen (Form 4). Der ursprüngliche Zweck dieser Löcher war wohl der, einen Bremsstod oder eine Sperrkette durchstecken zu können.

Soweit die einfachen Formen des Scheibenrades mit viereckigem Achsenloch. Neben diesen einfachen Formen finden sich späterhin auch zusammengesetzte. Zunächst wird um die Scheibe ein einfacher Metallreifen

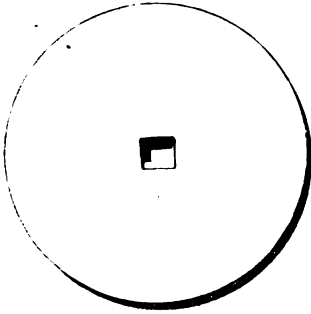


Abb. 1 (Form 1).

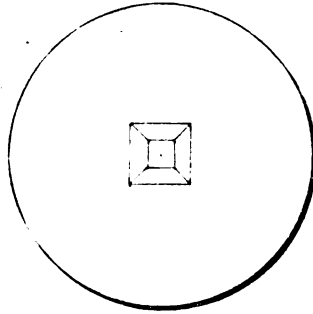


Abb. 2 (Form 2).

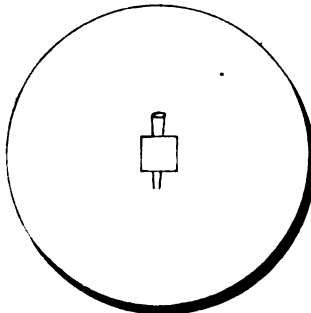


Abb. 3 (Form 3).

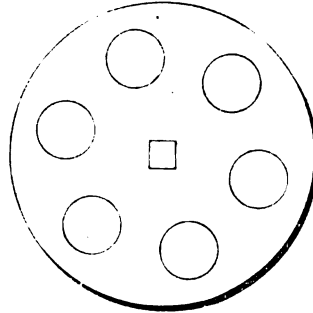


Abb. 4 (Form 4).

Abb. 1—4. Scheibenräder mit viereckiger Achse, einfache Formen.

Form 1. Von einem Relief aus der Dilla Albani in Rom.

Form 2. Aus einem Wandgemälde aus Civitã.

Form 3. Nach einem ägyptischen Wandgemälde.

Form 4. Von einer Terrafotta unbekanntes Fundort.

(Bronze oder Eisen) gelegt (Form 5); dieselbe Form treffen wir auch wieder mit reich verzierter Spindel (Form 6) und mit dem durch die Spindel hindurchgehenden Holz- oder Metallzapfen (Form 7). Mit diesen Formen begnügt man sich jedoch nicht. Zur besseren Haltbarmachung der Scheibe setzt man diese aus mehreren Holz- oder Metallscheiben zusammen (Form 8). Endlich befestigt man zur Verstärkung der Scheibe auf dieser ein Viereck aus Holzbrettern oder Metallbeschlägen (Form 9). Eine besonders schwierig aus vier Teilen zusammengesetzte Scheibenradform finden wir schließlich lediglich in Assyrien vorkommend (Form 10).

Verbreitung. Form 1. Relief in der Villa Albani in Rom. Zoëga, Basilievi di Roma. II. Rom 1808. Taf. LXXX. Karl Otfried Müller, Denkmäler der alten Kunst. 2. Bearb. durch Friedr. Wieseler Bd. II. Göttingen 1856. Taf. XLII. Abb. 518. — Terrafotta von Myrina in Kleinasien. Im Louvre zu Paris. Reinach und Pottier, La nécropole de Myrina. I. Paris 1887. S. 570. Nr. 368. Daremberg-Saglio, Dictionnaire des antiquités grecques et romaines. III, 2. S. 1357 Abb. 4636.

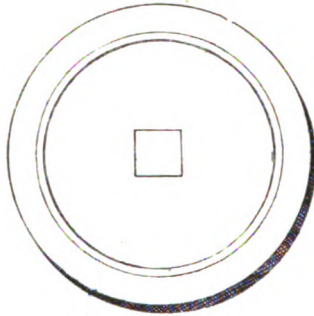


Abb. 5 (Form 5).

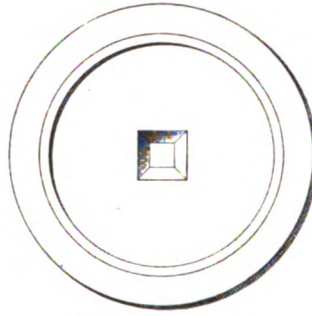


Abb. 6 (Form 6).

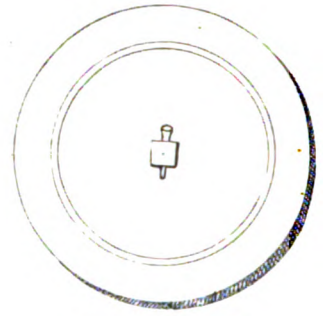


Abb. 7 (Form 7).

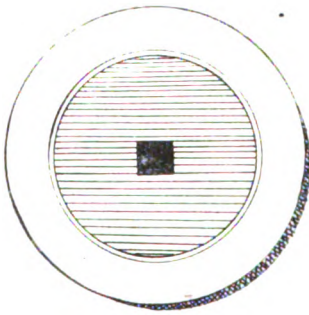


Abb. 8 (Form 8).

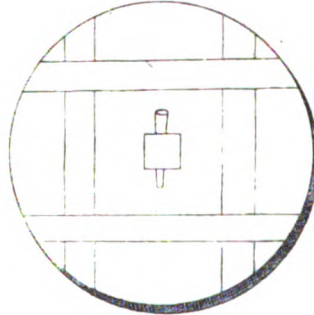


Abb. 9 (Form 9).

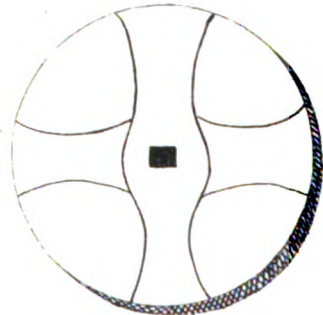


Abb. 10 (Form 10).

Abb. 5—10. Scheibenräder mit vierediger Achse, zusammengesetzte Formen.

Form 5. Nach einem Relief an der Markusäule.

Form 6. Nach einem Relief im Palast Barbarini in Rom.

Form 7. Nach einem Relief an der Markusäule.

Form 8. Nach einem Wandgemälde aus Herculanum.

Form 9. Nach einem Relief aus dem Palast Barbarini in Rom.

Form 10. Nach einem Relief aus Niniveh.

Form 2. Wandgemälde aus Cività. Zahn, Über Darstellungen des Handwerks und Handelsverkehrs. Berichte d. sächs. Ges. d. Wissensch. zu Leipzig. Phil.-histor. Klasse. XIX, 1867. S. 82. Taf. III. Abb. 3. Daremberg-Saglio a. a. O. IV, 1. S. 505. Abb. 5707.

Form 3. Ägyptisch: Kleiner Tempel von Karnak (Ramses III.). Roffelini, Monumenti dell' Egitto e della Nubia. Pisa 1832 ff. Taf. 128. Champollion, Monuments de l'Égypte et de la Nubie. Band III. Paris 1845. Taf. 120. Maspéro, Histoire ancienne de l'Orient classique. Les premières mêlées des peuples [= Band 2]. Paris 1897. S. 462.

Römisch: Wilkinjon, Manners and customs of the ancient Egyptians. II. London 1837. S. 156. Abb. 142.

Form 4. Terrakotta unbekanntes Fundort. Ginzrot a. a. O. I. Taf. XIV. Abb. 9.

Form 5. Relief an der Markusäule in Rom. Petersen, v. Domaszewski und Calderini, Die Markusäule auf Piazza Colonna in Rom. II. München 1896. Taf. 101 B. 120. — Schwarzfigurig = attische Amphora im Museum zu Berlin. Gerhard, Trinkschalen und Gefäße des kgl. Museums zu Berlin. I. Berlin 1848. Taf. XXX. Abb. 15.

Form 6. Relief im Palast Barbarini in Rom. Ginzrot a. a. O. I. Taf. VI. Abb. 1.

Form 7. Relief von der Markusäule. Petersen, Domaszewski und Calderini a. a. O. II. Taf. 115. Salomon Reinach, Répertoire des reliefs grecs et romains. I Paris 1909. S. 323. — Relief vom Triumphbogen des Septimius Severus in Rom. Ginzrot a. a. O. I. Taf. VIII. Abb. 5.

Form 8. Wandgemälde aus Herculaneum. Ginzrot a. a. O. I. Taf. VII. Abb. 6.

Form 9. Relief aus dem Palast Barbarini in Rom. Ginzrot a. a. O. I. Taf. VII. Abb. 1.

Form 10. Relief aus Niniveh. Layard, Monuments of Niniveh. London 1849. Taf. 17. Forestier a. a. O. S. 72. Abb. 84. Paterson, Assyrische Skulpturen. Haarlem 1901 bis 1906. Taf. CXIX.

Das Hauptverbreitungsgebiet der ersten Gruppe liegt demnach in Italien; hier haben sich die Formen in der etruskischen Zeit entwickelt und sich in der Folgezeit bis um 200 n. Chr. gehalten. Außerhalb dieses Verbreitungsgebietes fällt ein Vorkommen in der Nekropole von Myrina am Golf von Tschandarly in Kleinasien, was bei den mannigfaltigen Beziehungen, die zur gleichen Zeit zwischen Italien und Kleinasien durch den rhodischen Handel bestanden¹⁾, nicht weiter verwunderlich ist. Die Beispiele in Ägypten weisen entweder auf eine Sonderentwicklung in diesem Lande hin, oder stehen im Zusammenhange mit dem eigenartigen Rade aus Niniveh, das ich eigentlich nur deshalb hier angeschlossen habe, weil es die eigenartige viereckige Achsenkonstruktion aufweist und in gewissem Sinne ja auch ein Scheibenrad ist.

Zeitstellung. Die ältesten etruskischen Vertreter dieser Formengruppe gehören dem 4. vorchristlichen Jahrhundert an. Das Exemplar von Myrina fällt gar in das 8. vorchristliche Jahrhundert. Alle diese ältesten Stücke der Gruppe verteilen sich auf die Formen 1 bis 4. Aus der späteren Entwicklungsreihe sind einige Formen für die frühe und mittlere Kaiserzeit charakteristisch und dementsprechend datiert (Wandgemälde aus Herculaneum von 79 n. Chr.; Markusäule 193 n. Chr.; Triumphbogen des Septimius Severus 210).

b) Das Scheibenrad mit runder Achse.

Formen. An der Spitze dieser Gruppe finden wir die rohe einfache Scheibe wieder, die bei dieser Gruppe ein rundes Achsenloch in der Mitte

¹⁾ Poulsen, Der Orient und die frühgriechische Kunst. Leipzig-Berlin 1912. S. 91 ff.

aufweist (Form 11); eine plumpere und rohere Abart dieser Form zeigt uns die Achse stark verdickt, so daß sie bald die Hälfte der Scheibe einnimmt (Form 12). An der ersteren Form finden wir zur Sicherung der Verbindung zwischen Rad und Spindel den Holzzapfen wieder, der durch die Spindel vor der Radscheibe hindurchgetrieben ist (Form 13). Die gleiche Radform ist auch wohl auf einem Vasenbilde gemeint, wo die Achse nur durch ein Kreuz angedeutet ist (Form 14).

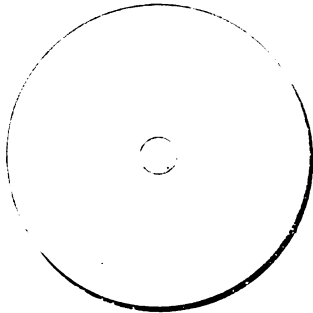


Abb. 11 (Form 11).

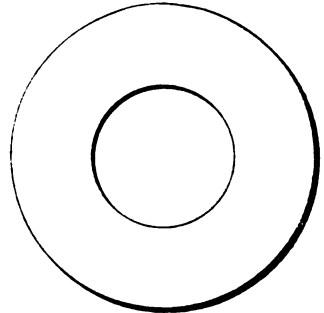


Abb. 12 (Form 12).

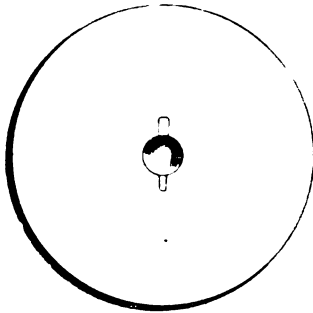


Abb. 13 (Form 13).

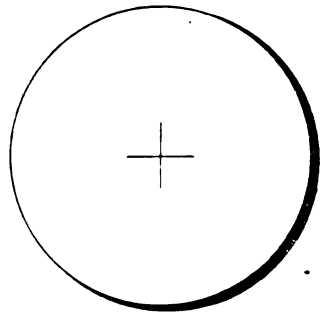


Abb. 14 (Form 14).

Abb. 11—14. Scheibenräder mit runder Achse, einfache Formen.

Form 11. Von einem Sarkophag in Assisi.

Form 12. Nach einem Relief im Tempel von Sebaste.

Form 13. Nach einem Relief von Kom-el-Gahri.

Form 14. Von einer rotfigurigen Vase.

Die Reihe der zusammengesetzten Formen eröffnet Form 15. Hier ist um die hölzerne Scheibe ein einfacher Reifen, wohl aus Metall (Bronze oder Eisen) gelegt. Daran reiht sich eine Terrakotta, bei der durch rote und schwarze konzentrische Kreise die Wiederholung dieser Radreifen angedeutet ist (Form 16). Von der Form 15 kommt auch noch eine Abart mit durch die Spindel hindurchgehendem Holz- oder Metallzapfen vor (Form 17). Aus dem Torfried von Waldsee-Aulendorf ist uns ein hölzernes Scheibenrad von

60 cm Durchmesser erhalten, das in die Entwicklung der Formen wohl an dieser Stelle einzureihen ist (Form 18). Die eigentliche Radscheibe ist an der Peripherie 3 cm dick und besteht aus zwei Teilen, die beinahe gleich groß und durch hölzerne Zapfen an- und ineinander befestigt sind. Die Nabe, die aus einem Baumknorren gearbeitet ist, hat eine Höhe von 8 cm und

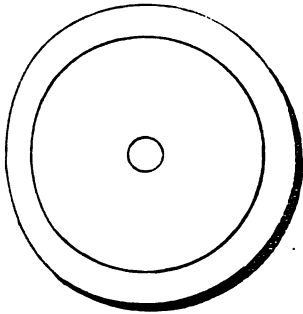


Abb. 15 (Form 15).

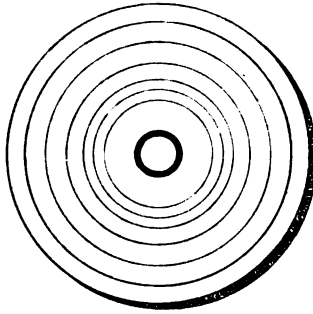


Abb. 16 (Form 16).

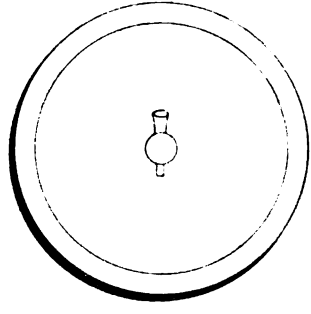


Abb. 17 (Form 17).

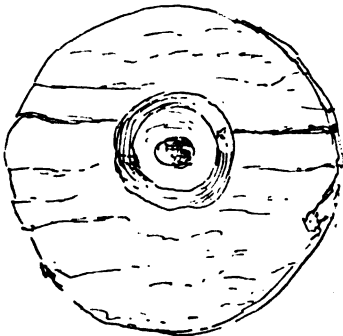


Abb. 18 (Form 18).

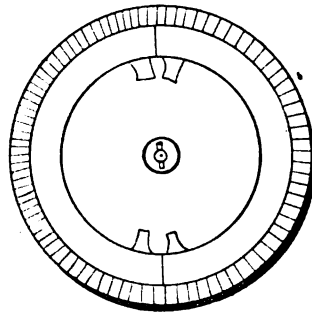


Abb. 19 (Form 19).

Abb. 15—19. Scheibenräder mit runder Achse, zusammengesetzte Formen.

Form 15. Nach einem Relief der Markusäule.

Form 16. Nach einer Terrakotta aus Karpasso.

Form 17. Nach einem Relief der Trajansäule.

Form 18. Holzernes Wagenrad aus dem Torfried von Waldsee=Alendorf.

Form 19. Von der Gudea=Stele.

einen inneren Durchmesser von 6,8 cm, außen einen solchen von 17 cm; sie ist gleichfalls mittels zweier hölzerner, etwa 1 cm dicker Zapfen auf der Radscheibe befestigt. Eine weit kompliziertere zusammengesetzte Form ist uns auf der Gudea=Stele erhalten: ein Scheibenrad mit Spindelzapfen, darum herum ein aufgezapfter Holzreifen und ein Metallreifen, der aus einzelnen Nägeln gebildet zu sein scheint (Form 19).

Eine besondere Gruppe fügt zur Verstärkung der Scheibe zwei sich kreuzende Verstärkungsbretter ein (Form 20). Eine Abart dieser Form weist vier Löcher auf, die zunächst nur in gehöriger Entfernung vom Rande durch die Scheibe gebohrt werden; diese Form findet sich sowohl einfach (Form 21), wie zusammengesetzt (Form 22); in der Gruppe der zusammengesetzten Radscheiben kommen wieder auch solche mit sechs Löchern vor (Form 23). An der Hand einer größeren Materialsammlung läßt sich beobachten, wie diese vier bzw. sechs Löcher, die zunächst in der Mitte zwischen

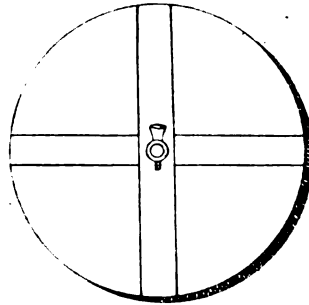


Abb. 20 (Form 20).

Abb. 20. Scheibenrad mit runder Achse und Verstärkungsstäben.
Form 20. Nach einem römischen Relief.

Radrand und Achse durch die Scheibe hindurch gebohrt waren, allmählich immer mehr an die Achse heranrücken (Form 24); sehr bald nehmen sie sogar eine lanzettförmige Form an, die nach der Achse zu spitz ausläuft (Form 25), bei anderen wird dieser Ausschnitt mehr eckig (Form 26). Daraus entwickelt sich dann die Form 27, bei der die Speichenform mehr oder weniger ausgeschnittene Vierecke andeutet — eine Formengruppe, die in ihrem weiteren Entwicklungsgange direkt zum vierspeichigen Rade überführt.

Verbreitung. Form 11. Ägyptisch: Relief im Theben-Luxor, Palast Ramses III. Champollion, *Monuments de l'Égypte*. Bd. IV. Taf. 324. Lenormant, *Histoire ancienne de l'Orient*. 9. Auflage. Bd. II. Paris 1882. Taf. zu S. 258.

Griechisch: Vasen. 1. Reinach, *Répertoire des vases peints grecs et étrusques*. I. Paris 1899. S. 17. 2. Fröhner, *Catalogue du collection van Branteghem*. Brüssel 1895. Taf. 46. Nr. 211. Terrakotten: Von Kertsch, jetzt in der Eremitage in Petersburg. Wiener Studien XXIV, 1902. Taf. I. *Pamiaty XIX*, 1896. S. 226. Hörnes, *Natur- und Urgeschichte des Menschen*. Band 2. Wien u. Leipzig 1909. S. 482.

Hellenistisch-römisch: 1. Relief der sog. *Tabula iliaca* im Mus. Capit. zu Rom und in den Papieren Emiliano Sartis. Jahn, *Griechische Bilderchroniken*. Bonn 1873. Taf. I und II. Baumeister, *Denkmäler des klassischen Altertums*. Bd. I. Leipzig-München 1885. S. 4. Foggini, *Museo Capitolino*. Bd. 4. Roma 1782. Taf. 17. — 2. Relief aus Villa Conti in Frascati. Caylus, *Recueil d'antiquités*. Bd. 3. Paris 1759. Taf. LVIII. Abb. 1.

Sarkophage. 1. Im Lateranischen Museum. *Archäologische Zeitung* 1861. Taf. CXLVIII. Garucci, *Museo Lateranense*. Roma 1861. Taf. XXXI. Benndorf=

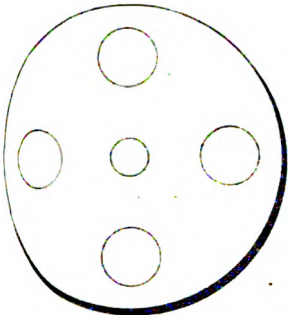


Abb. 21 (Form 21).

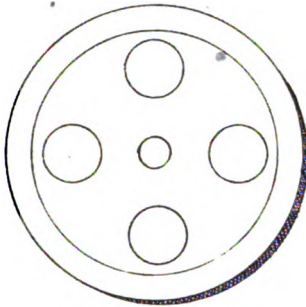


Abb. 22 (Form 22).

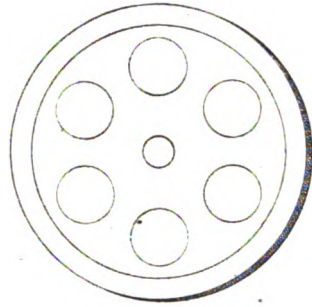


Abb. 23 (Form 23).

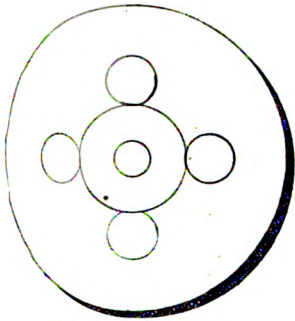


Abb. 24 (Form 24).

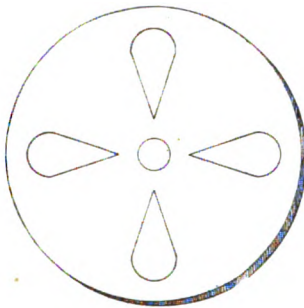


Abb. 25 (Form 25).

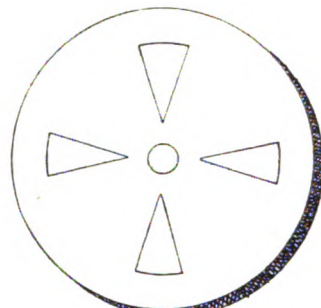


Abb. 26 (Form 26).



Abb. 27 (Form 27).

Abb. 21—27. Scheibenräder mit runder Achse und Durchbohrungen.

Form 21. Von einer Tanagra-Terrakotta.

Form 22. Von einer römischen Statue.

Form 23. Vom Diskos auf Phästos.

Form 24. Knochenscheibe aus der Terramare von Gorziano, Prov. Modena.

Form 25. Von einem Trinkgerät aus Caere.

Form 26. Nach einer kampanischen Terrakotta.

Form 27. Vom Olympiagiebel.

Schöne, Lateranisches Mus. Leipzig 1867. Nr. 488. Daremberg-Saglio a. a. O. IV, 1. S. 505. Abb. 5706. — 2. In Assisi. Robert, Die antiken Sarkophagreliefs. Bd. III, 1. Berlin 1897. S. 101. Abb. 80. — 3. In Girgenti. Arch. Zeitung 1847. Taf. 5 und 6. Baumeister a. a. O. III. S. 1508. Abb. 1450.

Kleingerät. 1. Wagenmodell aus Pompeji. Mus. Borbonico XV, 1856. Taf. Abb. 49. Baumeister a. a. O. III. S. 2082. Abb. 2320. — 2. Dogelwagen unbekanntes Fundortes. Zeitschr. f. Ethn. 1890. S. 54. Abb. 4. — 3. Hirschhornscheibe aus der Terramare von Gorzano, Prov. Modena. Montelius, La civilisation primitive en Italie. I. Stodholm 1895. Taf. 17. Serie B. Abb. 8. Text S. 116. — 4. Steinscheibe vom Valle della Vibrata, Prov. Teramo. Montelius a. a. O. II, 1. Stodholm 1910. Taf. 114. Abb. 4. Text S. 114. — 5. Tonscheibe aus der Terramare von Campeggine, Prov. Reggio nell' Emilia. Montelius a. a. O. I. Serie B. Taf. 15. Abb. 17. — 6. Desgl. von Bisenzio, Prov. Roma. Montelius a. a. O. II, 2. Taf. 257. Abb. 16. Derselbe, Die vorläufige Chronologie Italiens. Stodholm 1912. S. 53. Abb. 14. — 7. Desgl. von Detulonia, Prov. di Grosseto. Montelius, Civilisation II, 1. Taf. 178. Abb. 14. Text S. 834.

Nordisch. Zeichnungen an den Hausurnen von Lindebuden bei Groß-Wöllmiß, Kr. Slatow und Wittkau, Kr. Slatow. Lissauer, A., Die prähistorischen Denkmäler der Prov. Westpreußen und der angrenzenden Gebiete. Leipzig 1887. S. 85. Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. 1. Aufl. Wien 1898. Taf. XVII. 2. Aufl. Wien 1915. S. 529. Abb. 15. S. 531. Abb. 4. Schriften d. naturforsch. Ges. zu Danzig. Neue Folge VIII, 1892. S. 206. Taf. 3. Abb. 10. Taf. 4. Abb. 4. Braungart, Die Südgermanen. I. Heidelberg 1914. S. 74. Abb. 15. S. 75. Abb. 16. Mötefindt a. a. O. S. 221.

Form 12. Ägyptisch: Tempel von Sevek. Champollion a. a. O. II. Taf. CXL.

Nordisch: 1. Zeichnung an der Gesichtsurne von Esenau, Kr. Schlochau. Verhandl. d. Berl. anthropol. Ges. 1878. Taf. XX. S. 350. Conwenz a. a. O. S. 205. Taf. IV. Abb. 3. Braungart a. a. O. I. S. 75. Abb. 14. Mötefindt a. a. O. S. 221. — 2. Selsenszeichnung von Lille Berge, Smaalene, Norwegen. Mötefindt a. a. O. S. 220.

Form 13. Ägyptisch: Relief vom Tempel von Medinet Habu (Ramses III). Wilkinson a. a. O. I. S. 369. Abb. 65. — Relief eines Apisjarges aus der Zeit um Christi Geburt von Kom-el-Gahri. Mariette, Monuments divers. Paris 1872. Taf. 35. S. 10.

Römisch: Relief vom Bogen des Septimius Severus. Reinach, Reliefs usw. I. S. 268.

Sarkophag aus Florenz. Robert a. a. O. II. Berlin 1890. S. 150. Abb. 159.

Von einer Lampe. Ginzrot a. a. O. I. Taf. VII. Abb. 4.

Form 14. Rotfigurige Vase. Stadelberg, Gräber der Hellenen. Berlin 1857. Taf. 17. Abb. 3. Lenormant et de Witte, Elite céramographique II. Paris 1844. Taf. 89. Gazette archéologique IV, 1878. Taf. 7. Abb. 1. Baumeister a. a. O. II. S. 779. Abb. 831. Daremberg-Saglio a. a. O. III, 2. S. 1557. Abb. 4635.

Form 15. Griechisch: Münze von Delphi. Head, Historia nummorum. 2. Aufl. Oxford 1911. S. 289. Journ. of hell. stud. VIII, 1887. S. 17. Zeitschr. f. Numismatik 20, 1897. S. 65.

Hellenistisch-römisch: Statuen im Louvre. Salomon Reinach, Répertoire de la statuaire grecque et romaine. I. 1909. Taf. 38 und 61.

Reliefs. 1. Von der Via Appia, jetzt in Berlin. Reinach, Reliefs usw. II. S. 16. Kefulé, Die griechische Skulptur. 2. Auflage. Berlin 1907. S. 295. — 2. Von der Martusäule. Domaszewski, Peterfen und Calderini a. a. O. Taf. 120. Reinach, Reliefs usw. I. S. 329.

Sarkophag. 1. Von Florenz. Robert a. a. O. II. Taf. LI. Nr. 139. — 2. In der Kirche von Cadeneti, Dacluse. Reinach, Reliefs usw. II. S. 217. — 3. Von Philippeville in Algier. Reinach a. a. O. II. S. 4.

Wandgemälde. 1. Von Herculeum. Ginzrot a. a. O. I. Taf. XIV. Abb. 4. —
2. Aus den Titusthermen in Rom. Ginzrot a. a. O. I. Taf. VII. Abb. 2. Pouce,
Description des bains de Titus. Taf. XXX. Abb. 49. Smugliewitz et Carloni, Thermes
de Tito. Roma. Taf. 32. (Die beiden letzten Werke mir nicht zugänglich.)

Gemme im Museum zu Berlin. Tölken, Erklärendes Verzeichnis. III. Abtlg. 2.
Berlin 1835. Nr. 387. Müller-Wiefeler a. a. O. Bd. 2. Zweite Aufl. Taf. XXIII.
Abb. 251.

Münze der Colonia Laus Julia Corinthus. Müller-Wiefeler a. a. O. Taf. XXVI.
Abb. 287. S. 155.

Gallisch: Münze der Remer. Blanchet, Traité des monnaies gauloises. Bd. II.
Paris 1905. S. 380. Abb. 386.

Nordisch: Felsenzeichnung von Bafta, Bohuslän. Balzer, Glyphes des rochers
du Bohuslän. Gothenburg 1881. Taf. IV ff. Balzer und Montelius, Några af de viktiga-
gaste hållristningarna samt en del af de faste Formminnerne i Bohuslän. Göteborg
1911. Taf. III ff. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragende nationale
Wissenschaft. 2. Auflage. Würzburg 1914. S. 92. Abb. 288.

Form 16. Terratotta aus Karpasso. Fröhner, Catalogue du collection Baire. Paris
1878. S. 20.

Form 17. Relief von der Trajarsäule. Ginzrot a. a. O. I. Taf. XXVII. Abb. 5.

Form 18. Aus dem Ried von Waldsee=Aulendorf. Donautreis, Württemberg.
Sammlung in Friedrichshafen. E. von Tröltzsch, Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes.
Stuttgart 1902. S. 95.

Form 19. Gudea-Stele. Eduard Meyer, Sumerier und Semiten in Babylonien.
Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften. Berlin 1906. Taf. 7. Meißner, Baby-
lonisch-assyrische Plastik. Leipzig 1915. S. 45. Abb. 73.

Form 20. Römisches Relief. Ginzrot a. a. O. I. Taf. VII. Abb. 3.

Form 21. Griechisch: 1. Von einer Tanagra-Terratotta. Ephemeris archaologike
1896. Taf. 3. Drexler, Homer. 2. Aufl. München 1915. S. 101. Abb. 81. Hirsch, Auktions-
katalog XVII. S. 106. Nr. 1707. — 2. Von einem Streitwagenmodell aus Olympia.
Surtwängler, Die Bronzen und die übrigen Kleinfunde von Olympia. Olympia IV.
Berlin 1890. Taf. 25.

Hellenistisch-römisch. Statuen. Reinach, Stat. II, 2. S. 744. IV. S. 339.

Illyrisch. 1. An einer Wagenfibel von Santa Lucia. Marchesetti, La necropole
di S. Lucia. 1886. Taf. VII. Abb. 5. S. 31. Derselbe, Scavi nella necropoli di S. Lucia.
1893. S. 313. — 2. Conrad von Mondschütz, Schlesiens. Büsching, Heidnische Altertümer
Schlesiens. I. Breslau 1820. Taf. IX. Abb. 4.

Iberisch. Bronzerädchen von Cabaza del Bueg, Prov. Bodajoz. Pierre Paris,
Essai sur l'art primitive de l'Espagne. Bd. II. Paris 1904. S. 125. Abb. 370.

Form 22. Von einer römischen Statue. Reinach, Stat. II, 2. S. 536.

Form 23. Kretisch-mykenisch: Auf dem Distos von Phaiistos. Evans, Scripta
minoa. Oxford 1909. Taf. XII. S. 24. Abb. i. S. 276. Abb. 12.

Römisch: Auf einer Lampe. Ginzrot a. a. O. I. Taf. XVII. A. Abb. 3.

Form 24. Hirschhornscheibe aus der Terramare von Gorzano, Prov. Modena.
Montelius, Civ. I. usw. Taf. 17. Abb. 7. S. 116.

Form 25. Von römischem fahrbaren Trinkgerät („portavivande“). 1. Regulini-
Galassi-Grab in Cäre. Zeitschr. f. Ethn. 1890. S. 72. Abb. 18. — 2. Polledrara-Grab in
Cervetri. Ebendort S. 71. Abb. 15.

Form 26. Campanische Terratotta. Reinach, Reliefs usw. II. S. 280.

Form 27. Griechische Reliefs. 1. Giebel von Olympia. Michaelis, Kunstgesch.
d. Altert. 9. Aufl. Leipzig 1911. S. 222. Abb. 410. — 2. Giebel von Eleusis. Reinach,

Reliefs usw. II. S. 347. — 3. Relief der sog. wagenbesteigenden Frau. Michaelis a. a. O. S. 207. Abb. 389. — 4. Relief von Phalerä. Reinach a. a. O. II. S. 346. — 5. Aus dem Heroon von Gjölbaschi-Trussa. Ebendort i. S. 454. — 6. Dom Amphiareion in Attika. Ebendort II. S. 421.

Terrattotten: Aus dem dithaischen Zeustempel. Reinach, Reliefs II. S. 334.

Vasen: Reinach, Vasen I. S. 44. 118. 167. 190. 204. Michaelis a. a. O. S. 122. Abb. 256.

Kleingerät. 1. Bronzescheibe aus dem dithaischen Zeustempel. Reinach, Stat. IV. S. 341. 2. Knochenbeschlag vom Dipylon. Athenische Mitteil. XVIII, 1893. S. 124.

Hellenistisch-römisch. Sarkophag in London. Reinach, Reliefs II. S. 500.

Campanische Terrattotta. Reinach a. a. O. II. S. 266.

Kleingerät. Von einem „Portavivande“ von Dulci. Montelius, Civ. usw. II, 2. Taf. 267. Abb. 12.

Illyrisch. Tonscheiben von Delem St. Vid. Miste, Die präh. Ansiedelung von Delem St. Vid. I. Wien 1908. Taf. LVI. Abb. 13 und 15.

Keltisch. Tonrad aus dem Pfahlbau von Wollishofen bei Zürich. Anz. f. Schweiz. Altertumskunde 1887. Taf. I. Abb. 6.

Nordisch. 1. Tonscheibe von Walsleben, Kr. Osterburg. Stendaler Beitr. III. S. 88 und 99. Abb. 51. — 2. Selsenzeichnung von Tanum, Schweden. Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst. 2. Aufl. S. 235. Abb. 1.

Das Verbreitungsgebiet dieser Gruppe erstreckt sich von Babylonien über Ägypten, Griechenland, das illyrische Kulturgebiet, Italien und die nordischen Länder. Interessant ist dabei die Beobachtung, daß in einigen Ländern nur gewisse Formen verbreitet zu sein scheinen. Der ganze Entwicklungsgang liegt so, wie wir ihn zusammengestellt haben, nur aus Italien vor. Läßt sich schon auf griechischem Boden dieser Entwicklungsgang lange nicht in dem Maße belegen wie in Italien, so finden wir im Norden nur die ersten beiden Entwicklungsstufen (Formen 11 und 12), dann dieselbe Form mit umgelegtem Metallband (Form 15) und die Endform der Entwicklung (Form 27); alle übrigen Formen fehlen hier. In Ägypten finden sich nur die Anfangsstufen der Entwicklung (Formen 11—13). In Babylonien ist lediglich die sehr komplizierte Form 19 erhalten, alle übrigen Entwicklungsglieder fehlen hier. Demnach dürfen wir Italien als das Heimatland der Gruppe betrachten; Ägypten kann einfach aus dem Grunde nicht in Betracht kommen, weil dort nur die Anfangsglieder der Entwicklungsreihe vorliegen, die weitere Entwicklung aber dort vollkommen spurlos vorübergegangen zu sein scheint.

Zeitstellung. Die Formen 11—13 finden sich in Ägypten vor der XIX. Dynastie, d. h. vor der Zeit um 1350 an (Ramses II), bis in die Zeit um Christi Geburt (Relief von Kom-el-Sakhri). Die babylonische Form gehört der Zeit des Königs Gudea an, den wir um 2550 v. Chr. anzusetzen haben. Die nordischen Stücke finden sich bereits auf den Selsenzeichnungen, die vielleicht bereits der jüngeren Steinzeit angehören, auf keinen Fall jedoch jünger sind als die zweite Periode der Bronzezeit, d. h. um 1500 v. Chr. Geburt, und auf den Gesichtsurnen, die der Zeit um 800 v. Chr. zuzu-

schreiben sind. Vermutlich steinzeitlich ist wohl auch das Holzrad von Waldsee-Aulendorf. Unter den italischen Stücken finden sich einige alte Stücke der Form 11 und 24 aus Norditalien aus der Terramarenzeit, vielleicht sogar in die neolithische Epoche (vor 2000 v. Chr.) gehörig. Unter den griechischen Stücken finden sich einige sehr späte Entwicklungsstufen darstellende Formen, die aber trotzdem noch der kretisch-mykenischen Kultur angehören. Keltisch kommt die Formengruppe auch bereits frühbronzezeitlich vor, und auch in dem illyrischen Kreise ist ihr Auftreten in dieselbe Periode zurückzudatieren. Das hindert natürlich nicht, daß die Formen andererseits sehr langlebig sind und sich bis in die Zeit der Trajanssäule (106 n. Chr.) halten.

Auch diese Gruppe dürfte in Italien ihre Heimat haben und von dort aus in die übrigen Länder verbreitet sein.

Interessant ist es, im Zusammenhange mit dieser Gruppe die Geschichte des Achsenspindelnagels zu beachten. Das älteste Beispiel für diese Verbindungsform von Achse und Scheibe dürfte uns das Relief des Gudea (Form 19) bieten (2550 v. Chr.); dann verschwindet diese Verbindungsmöglichkeit rund 2000 Jahre und taucht erst in der Zeit um Christi Geburt in Ägypten (Form 13), in Italien im 2. Jahrhundert nach Christi wieder auf (Form 13); aus Griechenland, den nordischen, keltischen sowie illyrischen Kulturkreisen ist sie völlig unbekannt.

e) Das Castione-Rad.

Formen. Die Herstellung eines Scheibenrades aus einem Baumstamm stößt immer wieder auf eine Schwierigkeit: die Holzscheiben fallen entweder zu dünn oder zu dick aus. Ist die Scheibe zu dick, so bekommt dadurch der ganze Wagen etwas Schwerfälliges. Ist die Scheibe zu dünn; so wird sie bei einer großen Belastung des Wagens zerreißen, zumal wenn sie aus Holz besteht, das Neigungen zu Spaltungen aufweist. Diesen Schwierigkeiten läßt sich dadurch abhelfen, daß man entweder zwei dünne Scheiben aufeinander legt und derart fest miteinander verbindet, daß die Spaltungsrichtungen in beiden Fällen entgegengesetzt sind, oder indem man gegen die Holzscheibe zwei oder mehrere Bretter zur Verstärkung nagelt oder einzapft. Ob man auf dem ersteren Wege sich bereits im Altertum beholfen hat, vermögen wir heute nicht mehr festzustellen, da wir diese Herstellungsart nur aus der Auffindung von Originalholzrädern wieder ermitteln können — Holzräder uns aber leider nur sehr selten erhalten sind. Die zweite Herstellungsart, die man auch heute noch in primitiven Ländern anwendet¹⁾, hat man im Altertum bereits gekannt.

¹⁾ Beispiele aus Kleinasien und Afghanistan bei Forestier a. a. O. S. 43, Fig. 45. und S. 45. Fig. 47.

Zweierlei verschiedene Arten der Herstellung lassen sich unterscheiden: Einmal hat man diese Streifen auf die Scheibe aufgenagelt oder durch Zapfen mit der Scheibe verbunden (Form 28). In einem anderen Falle, den wir noch dazu an einem Originalholzrade nachprüfen können, hat man jedoch an einem Scheibenrade vier Stücke zur Verstärkung eingesetzt (Form 29), die wahrscheinlich aus einer anderen Holzart gefertigt waren und dem ganzen Rade dadurch eine größere Festigkeit verliehen —

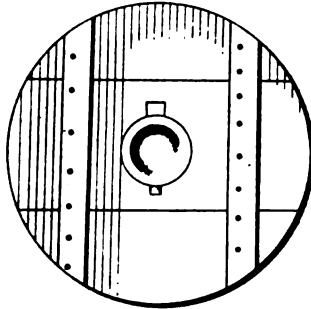


Abb. 28 (Form 28).

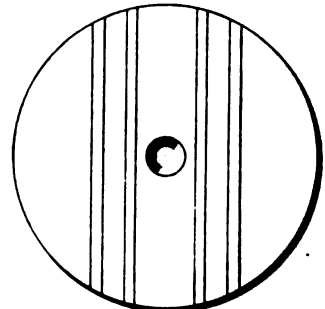


Abb. 29 (Form 29).

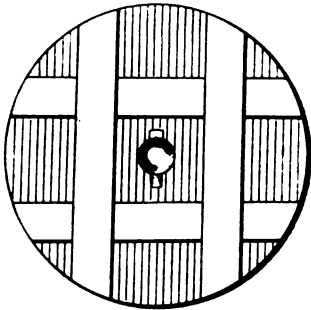


Abb. 30 (Form 30).

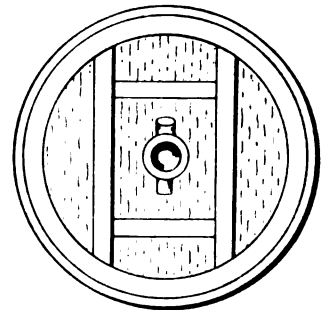


Abb. 31 (Form 31).

Abb. 28—31. Scheibenräder der Castione-Gruppe mit Verstärkungsstücken.

Form 28. Nach einem Relief der Markus säule.

Form 29. Holzrad aus Castione, Prov. Parma.

Form 30. Nach einem römischen Relief.

Form 31. Nach einem römischen Relief.

eine Technik, der wir übrigens in der folgenden Gruppe noch mehrmals begegnen werden.

Sehr bald begnügte man sich aber nicht damit, zwei derartige Verstärkungsstücke auf- oder einzusetzen, sondern nahm vier Stücke, die man dann zu einem Viereck zusammenstellte (Form 30) — eine Form, die wir unter den heutigen primitiven Wagenrädern noch erhalten finden¹⁾. Während

¹⁾ Mitteil. d. anthr. Ges. in Wien. XII, 1882. S. 89. Abb. 4.

bei der soeben beschriebenen — wohl älteren — Form diese vier Verstärkungsstücke bis an den Rand der Scheibe heranreichen, kommt noch eine jüngere, mit einem besonderen Felgenkranz versehene Form vor, bei der nur zwei Verstärkungsstücke bis an den Rand gehen, die beiden übrigen jedoch nicht soweit durchgeführt sind (Form 31).

Von diesen vier in quadratischer Anordnung auf dem Scheibenrande befestigten Verstärkungsstücken ging man dann wohl dazu über, nur drei Verstärkungsstücke anzubringen, und zwar so, daß ein Verstärkungsstück durch die Mittelachse ging, während die beiden übrigen senkrecht dazu angeordnet wurden und diese überschritten (Form 32).

Nun erfolgt plötzlich ein großer Umschwung: Bisher haben wir immer nur Scheibenträder vor uns gehabt (Formen 28—32); jetzt setzt man plötzlich diese drei Verstärkungsstücke als Speichen in einen Felgenkranz hinein und erhält dadurch ein Speichenrad (Form 33 und folgende). Damit beginnt eine neue Formenreihe, die außerordentlich zahlreich auf den Denkmälern vertreten ist.

Die ältesten Entwicklungsformen dieser neuen Reihe zeigen eine vollständig glatte und gerade Mittelspeiche (Form 33). Sehr bald aber bildet sich um die Mittelachse eine kreisförmig verbreiterte Nabe heraus (Form 34). Aus dieser kreisförmigen Verdickung entwickelt sich dann weiter eine ovale Verdickung der Nabe (Form 35), und der weitere Entwicklungsgang führt dann schließlich dazu, daß die ganze Mittelspeiche eine ovale, nach beiden Seiten zu sich verzügende Form erhält (Form 36).

Von der Form 35 zweigt sich eine andere Nebenform ab, bei der die Mittelspeiche geschmackvoll geschweift wird; diese Schweifung ist zunächst ganz einfach gehalten (Form 37), wird aber allmählich kunstvoll ausgestaltet (Form 38).

Am Schluß dieser Gruppe, die wir nach einem Originalstück als Castione-Gruppe bezeichnen, sei schließlich noch eine Radform angefügt (Form 39), die wohl lediglich als ein verunglücktes Gebilde eines Vasenmalers zu betrachten ist, mit der aber wohl doch eine Radform aus der vorliegenden Gruppe gemeint ist.

Verbreitung. Form 28. Relief an der Marc Aurelsäule. Ginzrot I. Taf. IX. Sorestier a. a. O. S. 39. Abb. 39.

Form 29. Holzrad aus der Terramare von Castione, Prov. Parma, im Mus. zu Parma. Bull. di paleon. ital. VII, 1881. Taf. IV. Abb. 58. Montelius, *Civilisation primitive en Italie*. I. Serie B. Taf. 13. Abb. 18. Text I. S. 102.

Form 30. 1. Relief nach Lucius Petus. Ginzrot a. a. O. I. Taf. VII. Abb. 1. 2. Keltische Münze. Evans, *The coins of the ancient Britains*. Suppl. London 1890. Taf. M. Abb. 12.

Form 31. Relief vom Begräbnisplatz der Freigelassenen des Augustus in Rom. Ginzrot a. a. O. I. Taf. VI. Abb. 2. Sorestier a. a. O. S. 45. Abb. 48.

Form 32. Dase. Müller-Wieseler S. 15. Abb. 2.

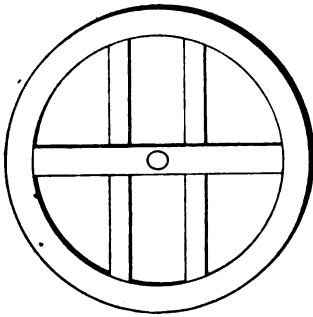


Abb. 32 (Form 32).

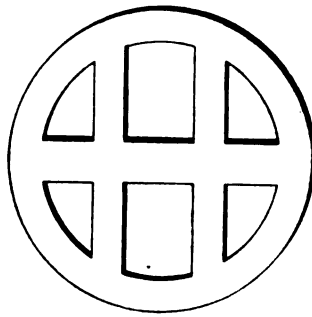


Abb. 33 (Form 33).

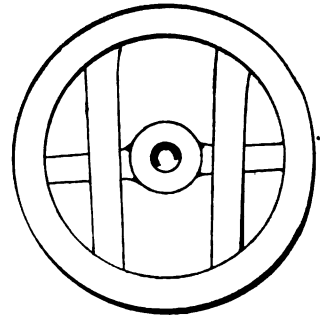


Abb. 34 (Form 34).

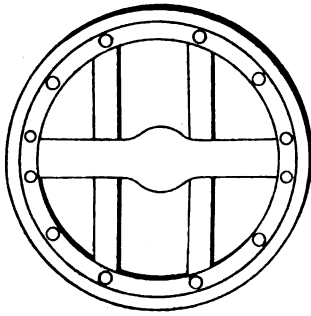


Abb. 35 (Form 35).

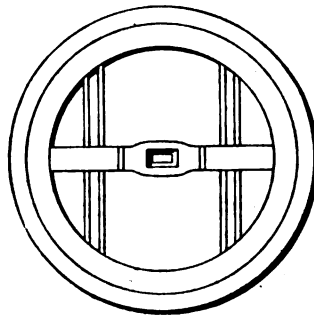


Abb. 36 (Form 36).

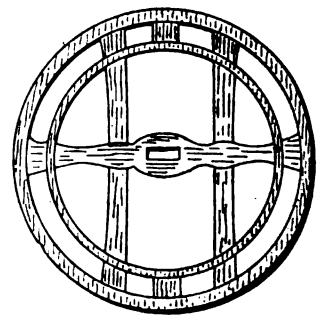


Abb. 37 (Form 37).

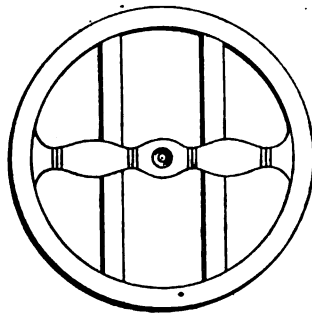


Abb. 38 (Form 38).

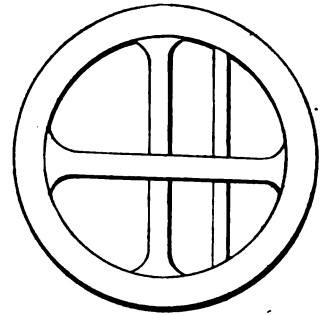


Abb. 39 (Form 39).

Abb. 32—39. Räder der Castione-Gruppe.

Form 32. Nach einer griechischen Vase.

Form 33. Von einem Sarkophage in Rom.

Form 34. Von einer schwarzfigurigen Vase in London.

Form 35. Von einer schwarzfigurigen Vase in Paris.

Form 36. Von einer athenischen Münze.

Form 37. Von einem korinthischen Pinax in Berlin.

Form 38. Von einer panathenäischen Amphora in London.

Form 39. Von einer panathenäischen Amphora.

Form 33. Sarkophag mit der Darstellung des Raubes der Proserpina in Rom. Baumeister, Denkmäler d. klassischen Altertums. I. München 1885. S. 419. Abb. 459 b. Annali dell' Instituto 1873. Taf. E. F. Abb. 2.

Terrakotten. 1. Von Cypern im Mus. zu Athen. Journ. of Hellenic studies XXIII 1903. S. 40. — 2. Aus Athen im Louvre zu Paris. Benndorf, Sizilische Vasenbilder. Taf. I. Daremberg-Saglio II, 2. S. 1376. Abb. 3343. Gazette des beaux arts 1878. Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer. 6. Auflage von R. Engelmann. S. 482. Abb. 697. Rayet, Monuments des l'art antique. I. Paris 1880. Taf. 9. Forestier a. a. O. S. 55. Abb. 63. Reinach, Reliefs II. S. 30.

Vasen. Schwarzfigurig = attischer Stil. 1. Aus Akras in Sizilien. Mus. in London. Archäol. Jahrb. 1912. Beilage 1. Abb. 2 zu S. 61. — 2. Akropolis von Athen. Mus. in Athen. Jahrb. a. a. O. Beilage 1. Abb. 1. Gräf, Vasen der Akropolis. II. Taf. 74. Nr. 1281. — 3. Unbekannter Fundort. Cabinet des médailles in Paris. Micali, Monumenti degli antichi popoli italiani. Seconda edizione. Sirenze 1834. Taf. 96. Abb. 1. Rayet, Monuments usw. I. S. 3. Abb. 1. Panofka, Bilder antiken Lebens. Berlin 1843. S. 47. Taf. XX. Abb. 2. Milliet-Girardou, Vases du cabinet des médailles. Nr. 37—39. Daremberg-Saglio, Dictionnaire II, 2. S. 1375. Abb. 3341.

Schwarzfigurig-böotischer Stil. 1. Kabirisches Heiligtum bei Theben. Journ. of hell. stud. 23, 1893. S. 137. Abb. 3. 4. Berl. phil. Wochenschr. 1888. S. 1483. Athenische Mitteilungen XIII, 1888. S. 422.

Rotfiguriger Stil. 1. Nola. Mus. in München. Gerhardt, Auserlesene Vasenbilder. Taf. 217. Reinach, Vases. II. S. 110. Abb. 2. — 2. Unbekannten Fundorts im britischen Mus. in London. Journ. of Hellenic Studies I, 1880. S. 202. Atlas dazu Taf. VII. Daremberg-Saglio IV, 1. S. 504. Abb. 5703. — 3. Unbekannten Fundorts. Mus. in München. Journ. of Hellenic Studies XXIII, 1903. S. 142. Abb. 8. — 4. Unbekannter Fundort und Verbleib. Ebendort I. 1880. Taf. VII.

Kleingerät. Bronzerad von Olympia im Museum zu Berlin. Olympia IV. Taf. XXV. Abb. 510.

Gemmen. Abdruck im Mus. zu Berlin. Daremberg-Saglio II. 2. S. 1483. Abb. 3536. Babelon, Catalogue des camées antiques et modernes. Paris 1897. S. 126. Surtwängler, Meisterwerke der griechischen Plastik. Berlin-Leipzig 1893. S. 257.

Münzen. Münze der Derronier in Mazedonien¹⁾. Head, Macedonia. London 1879. S. 154.

Form 34. Vasen. Schwarzfigurig = chalcidischer Stil. 1. Britisches Mus. (früher Sammlung Hamilton). Hancarville, Vases d'Hamilton. Bd. II. Taf. XCIV. Ginzrot a. a. O. I. Taf. VII. Abb. 5. Panofka Taf. XVII. Abb. 1. S. 36. Historisch-philologische Abhandl. d. Igl. Akad. d. Wissensch. zu Berlin aus dem Jahre 1833. Berlin 1835. Taf. III. Abb. 50. Daremberg-Saglio II. 2. S. 1153. Abb. 3081. Journ. of hellenic stud. XXIII, 1903. S. 139. Abb. 6.

Kleingerät. Bleiwagen aus Salamis auf Cypern. Alex. Palma di Cesnola, Salamina. London 1882. Taf. VI. Abb. 1.

Münzen. 1. Sog. Wappenmünze. Nach Regling, (Zeitschr. f. Numismatik. XXV, 1906. S. 40. Anm. 1. Die griechischen Münzen der Sammlung Warren. Berlin 1906. S. 131) von Chalcis stammend, nach Curtius von Euböa (Hermes, X 1876. S. 224), nach Babelon (Journ. intern. d'arch. VII, 1904. S. 247) von Athen geprägt. Vgl. Revue numismatique. N. S. I. 1856. Taf. XI. Abb. 7. Mionnet, T. C., Description des médailles antiques. Paris 1837. II. S. 112. Nr. 6. III. S. 64. Nr. 15. Taf. XL. Abb. 4. Historisch-

¹⁾ Über diese zu vergleichen Hugo Gäbler, Zur Münzkunde Makedoniens II. Die Münzen der Derronier. Zeitschr. f. Numismatik. Berlin. XX, 1897. S. 289 ff.

philologische Abhandl. d. kgl. Akad. d. Wissensch. zu Berlin aus dem Jahre 1833. Berlin 1835. Taf. II. Abb. 32. Delaroché-Dupont-Lenormant, Trésor de numismatique. Paris 1850. Taf. XXVI. Abb. 6. Beulé, Monnaies d'Athènes. Paris 1858. S. 23. — 2. Münze der Derronier. Head, Macedonia. London 1879. S. 151. Imhoof-Blumer, Monnaies grecques. Paris-Leipzig 1883. Taf. D. Abb. 1. Babelon, Traité III. Taf. XLIV. Abb. 4.

Form 35. Vasen. Schwarzfiguriger Stil. 1. Dulci. Museum zu Compiègne. Rapporte volcente not. 256 a. De Witte, Collection Beugnot. Nr. 19. Elite céramographique. III. Taf. 48. 49. S. 163. Gerhard, Auserlesene Vasenbilder I. Taf. 41. Reinach, Vases II. S. 32. — 2. Unbekannten Fundortes im Louvre zu Paris. Jahn, Über Darstellungen des Handwerkes und Handelsverkehrs auf Vasenbildern. Berichte d. sächs. Ges. d. Wissensch. zu Leipzig. Phil.-histor. Klasse. XIX. 1867. S. 78. Taf. I. Abb. 1. Daremberg-Saglio I. 1. S. 249. Abb. 285. Baumeister a. a. O. I. Taf. I. Abb. 13a. Forestier a. a. O. S. 55. Abb. 62. Perrot-Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité. Bd. X. S. 231. Abb. 148.

Form 36. Münzen. 1. Athen (vorjolonisch oder jolonisch). Babelon, Traité III. Taf. XXXIII. Abb. 14. — 2. Melos. Revue numismatique 1909. Taf. V. Abb. 5. Münchener Jahrb. f. bildende Künste. I, 1910. Taf. A. Abb. 1. — 3. Cyrenaita. E. Müller, Numismatique de l'ancienne Afrique. IV. Kopenhagen 1874. S. 20. Nr. 206. Taf. Numismatique Chronicle 1881. Taf. I. Abb. 14. Babelon, Traité III. Taf. LIV. Abb. 9.

Form 37. Vasen. 1. Korinthischer Pinax in Berlin. Journ. of hell. stud. XXIII, 1903. S. 139. Abb. 5.

Form 38. Terratotten. 1. Aus Griechenland. Früher Sammlung Hoffmann; jetziger Verbleib unbekannt. Kollektion H. Hoffmann, Catalogue des objets d'art. I. Paris 1886. Taf. II. Abb. 3.

Vasen. 1. Panathenäische Amphora aus Athen im Brit. Mus. in London. („Vase Burgon“). Millingen, Ancient unedited monuments. I. Taf. 1—3. Annali del Instituto. 1877. S. 299. 1878. S. 309. Monumenti X. Taf. XLVIII. Abb. k. Daremberg-Saglio II, 2. S. 1153. Abb. 3080. IV, 2. S. 1511. Abb. 6637. Reinach, Vases I. S. 214. Abb. 5.

Form 39. Vasen. 1. Aus Athen. Panoffa, Bilder antiken Lebens. Berlin 1843. Taf. XVII. Abb. 2. S. 36. Derselbe, Cab. Pourtalès. Taf. VIII. Abb. 3. Daremberg-Saglio IV. 1. S. 504. Abb. 5072.

Die Verbreitung der dritten Gruppe ist demnach höchst merkwürdig. Die Urform der Gruppe (Form 29) ist lediglich aus Norditalien belegt. Auf italischem Boden finden sich weiter einige zeitlich allerdings erheblich jünger anzusehende Vertreter dieser Gruppe, die ich in den Entwicklungsgang jedoch mit an eine recht frühe Stelle einsetzen zu müssen glaube. Die jüngsten Entwicklungsstadien sind fast ausschließlich auf griechischem Boden erhalten; hier ist es im wesentlichen das Zentrum von Athen, erst in zweiter Linie kommen daneben Böotien und Korinth, dann Mazedonien, Jonien, Melos, und unter dem Einfluß des griechischen Mutterlandes dann auch Cypern und die Cyrenaita.

Zeitstellung. Die eine Urform der Gruppe (Form 29) gehört der Terramarenzeit an, und zwar wahrscheinlich der Altbronzezeit, also rund der Zeit um 2000 v. Chr. Die zweite Urform können wir zwar erst aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. belegen (Marc Aurelsäule, 193 n. Chr. beendet); ich glaube aber, für diese Form gleichfalls ein hohes Alter voraus-

sehen zu dürfen, vor allen Dingen, wenn wir die Konservativität beobachten, mit der einige Radformen sich durch Jahrhunderte gehalten haben. Die Weiterentwicklungen der Form 29, also die Formen 30 und folgende, gehören in den uns heute vorliegenden Belegen gleichfalls den ersten beiden nachchristlichen Jahrhunderten an; das darf uns aber nicht darin täuschen, daß wir hier eine Entwicklung vor uns haben, die sich bereits in sehr alter Zeit vollzogen hat; denn die Formen 30 und 31, die doch unzweifelhaft die Voraussetzung zur Bildung der Formen 32 und 33 darstellen, gehören gleichfalls den beiden ersten Jahrhunderten n. Chr. an, während die Form 32 sich bereits für die Zeit um 500 v. Chr., die Form 33 aber gar schon für die Zeit um 600 v. Chr. belegen läßt.

Gerade an der Form 33, für die uns, wohl durch einen Zufall, einmal eine größere Reihe von Belegen erhalten geblieben ist, läßt sich so hübsch beobachten, wie lange eine bereits in früher Zeit weiterentwickelte Form noch in einem alten Stadium beibehalten und immer weiter verwendet wird. Der älteste Beleg der Form 33 reicht zum mindesten in die Zeit um 600 v. Chr. (Bronze von Olympia); schon etwas jünger sind die beiden Terrakotten aus Cypern und Athen, von denen das Cyperner Stück Ende des 6. oder Anfang des 5. Jahrhunderts gesetzt wird, und etwa gleichalt sind auch die Münzen der Derronier. Gleichzeitig hält sich die Form, wie wir mit Hilfe der Vasenbilder feststellen können, durch die Zeit der schwarzfigurig-attischen und schwarzfigurig-böotischen Stile, die ungefähr in die Zeit um 600 gehören, bis in den rotfigurigen Stil um 450 hinein, wir finden sie sogar auch wieder auf einer Gemme des 4. Jahrhunderts.

Ähnliche Beobachtungen können wir an den Belegstücken der Formen 34 und folgende machen. Form 34 tritt sowohl im schwarzfigurig-chalkidischen Stil um 600 auf, wie unter altertümllichem Bleigerät des 6. oder 5. Jahrhunderts von Cypern, außerdem findet sie sich auf einer Reihe von Münzen, die dem Ende des 6. Jahrhunderts angehören. Der Form 35 begegnen wir nur auf Vasen des schwarzfigurigen Stils, während sich die Form 36 lediglich auf Münzen der Zeit um 480 findet. Form 37 ist uns nur durch einen korinthischen Pinax aus der Zeit um 600 belegt, Form 38 weist in den panathenäischen Kreis und damit in die Zeit um 600, und demselben Kreis und derselben Zeit gehört auch das eigenartige Gebilde der Form 39 an.

d) Das altitalische Rad (Mercurago-Gruppe):

Formen. In dem Pfahlbau von Mercurago bei Arona am Lago Maggiore, Prov. Novara, wurde uns ein hochinteressantes Holzrad erhalten, das sich heute im Museum von Turin befindet (Form 40). Dieses Holzrad besteht aus drei Brettern (von Nußbaumholz?) und wird zusammengehalten durch zwei Verstärkungen, die sich in der Mitte des Rades

begegnen und schwalbenschwanzartig in die Bretter eingelassen sind. Diese Verstärkungen sind indessen nicht in gerader Linie, nämlich parallel mit dem Durchmesser des Rades, sondern in einem Bogen, fast parallel mit der Peripherie angebracht, indem sie, um eingefügt werden zu können, biegsam gemacht werden mußten. Diese Einfügungen sind von Lerchenholz und auf der unteren Seite verfloßt¹⁾.

Wir stellen dieses Rad von Mercurago an den Anfang der dritten Gruppe, weil diese hier im Originalstück erhaltene Form uns viel leichter verständlich wird als eine andere typologisch noch etwas ältere Form, die uns durch zwei Darstellungen, ein etruskisches Relief und mehrere Münzen²⁾

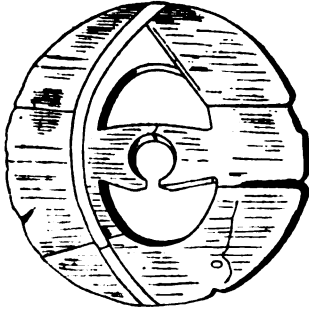


Abb. 40 (Form 40).

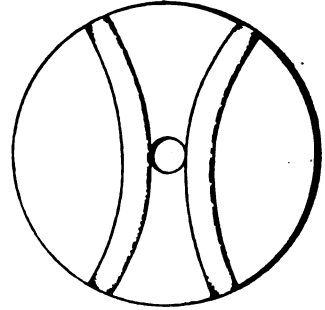


Abb. 41 (Form 41).

Abb. 40–41. Scheibenräder der altitalischen (Mercurago-) Gruppe mit Verstärkungseinlagen.

Abb. 40. Holzrad von Mercurago, Prov. Novara.

Form 41. Nach einem etruskischen Relief.

erhalten ist, und die wir hier als Form 41 vorführen. In diesen beiden Fällen weist das Rad lediglich zwei gebogene Verstärkungsstücke auf, sonst ist es scheibenförmig gearbeitet.

Diese beiden Verstärkungsstücke sollen nun in der Folgezeit eine eigenartige Rolle spielen. Derselbe Pfahlbau von Mercurago, Prov. Novara, hat uns noch ein zweites Holzrad erhalten (gleichfalls im Museum zu Turin; Form 42). Es handelt sich um ein Rad mit sechs Speichen, von denen zwei mit der Nabe des Rades aus einem Stücke Holz bestehen, die vier anderen aber in das Mittelstück und in die Felgen eingesetzt sind. Die verschiedenen Teile des Radrings (Felgen) sind durch Stücke Holz miteinander verbunden,

¹⁾ Dieselbe Herstellungsart findet sich auch heute noch in primitiven Ländern; so findet sich z. B. in der indischen Abteilung des Museums für Völkerkunde zu Berlin ein Modell, das von dem Reisenden Dr. Sédor Jagor aus Birma (Rangun) aus den Jahren 1876 — 1877 herrührt.

²⁾ Ob das auf diesen Münzen dargestellte Rad wirklich in diesen Zusammenhang gehört oder nur eine plump ausgeführte Darstellung einer späteren Entwicklungsform dieser Gruppe zeigt, läßt sich nicht entscheiden.

welche in Einschnitte (Zapfenlöcher) eingefügt sind. Diese mit großer Genauigkeit ausgeführten Löcher weisen auf die Anwendung eines Instrumentes mit gebogener Schneide hin. Ein Teil des Rades ist aus einem Stück gefertigt, das, wie die übrigen Teile des Radringes, aus Nußbaumholz gemacht zu sein scheint. Die beiden Querstäbe mit dem innersten Ringe sind ohne

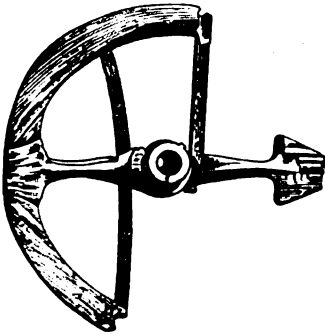


Abb. 42 (Form 42).

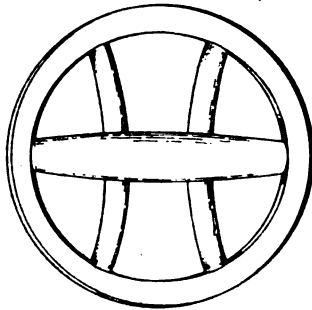


Abb. 43 (Form 43).

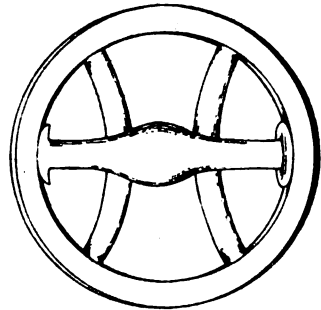


Abb. 44 (Form 44).

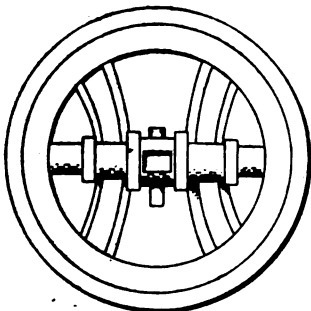


Abb. 45 (Form 45).

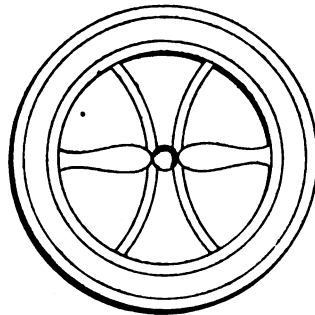


Abb. 46 (Form 46).

Abb. 42—46. Räder der altitalischen (Mercurago-) Gruppe.

Form 42. Holzrad von Mercurago, Prov. Novara.

Form 43. Nach einer Grabstele von Selsina, Prov. Bologna.

Form 44. Nach einer Münze von Jchnä.

Form 45. Nach einer Münze unbekanntes Prägeortes.

Form 46. Nach einer umbrischen Münze.

Zweifel von Kastanienholz. An dem ganzen Rade findet sich keine Spur von Metall.

Ein eigenartiger Entwicklungsgang läßt sich vor unseren Augen verfolgen, wenn wir die beiden aus demselben Pfahlbau von Mercurago erhaltenen Holzräder miteinander vergleichen. Das, was wir an dem ersten Rade (Form 40) als Verstärkungsstücke auf einem scheibenförmigen Rade kennen gelernt haben, finden wir bei dem zweiten Rade (Form 42) als Speichen in ein Speichenrad eingesetzt. Diese neue Form ist uns mehr-

fach belegt: einige Vasenbilder¹⁾, mehrere Sarkophage und Reliefs, ein Rad an einem anderen Gerät und zahlreiche Münzbilder (vgl. weiter unten). Die Münzbilder weisen alle den gemeinsamen Zug auf, daß sie die Mittelspeiche, ohne welche die Konstruktion des Rades gar nicht ausführbar ist, nicht als einheitliches Gebilde darstellen, sondern als ein geteiltes, unterbrochenes Stück wiedergeben; auf diese kleine Abweichung ist wohl kein besonderer Wert zu legen.

Durch zahlreiche Darstellungen ist uns eine Abart dieser eben geschilderten Form erhalten, die durch die eigenartige mittlere Verdickung der Mittelspeiche und ihre langsame Verdünnung nach den Seiten zu auffällt (Form 43).

Eine andere Form zeigt gleichfalls diese Verdickung der Mittelspeiche auf, nur sind an diese Mittelspeiche an beiden Enden zwei besondere Stücke angefügt, mit denen die Speiche an den Felgenkranz ansetzt (Form 44).

Eine Weiterentwicklung der Formen 42 und 43 stellt schließlich folgende komplizierte Form dar: die Mittelspeiche ist ohne jeden Absatz an den Felgenkranz befestigt; das Mittelstück der Achse ist verdickt und mit einem viereckigen Loch versehen. An den Stellen, wo die gebogenen Speichen die gerade Mittelspeiche treffen, ist diese mit je zwei Wülsten versehen. Diese Form 45 steht auch in Verbindung mit der Form 44, wie die Abbildung der etruskischen Münze unbekanntes Prägeortes bei Sambon I. S. 46. Nr. 27 dartut.

Eine weitere Abart der altitalischen Radform entwickelt sich schließlich unter dem Einfluß der Gruppe c (Castione-Gruppe): wir treffen hier die beiden gebogenen Speichen wieder, die Mittelspeiche dagegen ist durch zwei profilierte Einzelstücke ersetzt (Form 46).

Mit dieser Form schließt der Entwicklungsgang dieser Gruppe ab, die wir nach ihrer Verbreitung als altitalische Gruppe bezeichnen.

Verbreitung. Form 40. Holzrad von Mercutago, Prov. Novara. Mus. in Turin. Ferdinand Keller, Pfahlbauten. IV. Bericht. Mitteil. d. antiquarischen Ges. in Zürich. Bd. XIV. 1861. Taf. I. Abb. 12. Gastaldi, Lake habitations and prehistoric remains on the turbaries and marl-beds of northern and central Italy. London 1865. S. 111. Abb. 36. Robert Munro, The lake-dwellings of Europe. London 1890. S. 208. Abb. 58. O. Montelius, La civilisation primitive en Italie. I. Stockholm 1895. Serie B. Taf. I. Abb. 12. Text I. S. 32. G. Forestier, La roue. Paris 1900. S. 51. Abb. 5 b. Journ. of hellenic studies 23, 1903. S. 146. Abb. 9. Salomon Reinach, Album des moulages de Saint-Germain I. Paris 1909. Taf. XVII. Abb. 30094. Déchelette, Manuel d'archéologie préhistorique. II, 1. Paris 1910. S. 289. Abb. 110.

Form 41. Relief. Micali, Monumenti per servire alla storia degli antichi popoli italiani. Firenze 1832. Taf. LIII. Abb. 3. Dasselbe, Seconda edizione. Firenze 1833. Taf. LIII. Abb. 3.

¹⁾ Auf einigen der in Frage kommenden Vasen sind die Räder allerdings in seitlicher Ansicht wiedergegeben und machen dadurch einen verzerrten Eindruck, so daß diese Belegstücke nicht sehr zuverlässig sind.

Münzen. 1. *Detulonia*. Carelli-Cavedoni, *Numorum italiae veteris tabulae*. Leipzig 1850. Taf. LVII. Abb. 18. 2. *Tuder in Umbrien*. R. Garrucci, *Le monete dell' Italia antica*. I. Roma 1885. Taf. LIII. Abb. 3. Mommsen, *Geschichte des römischen Münzwesens*. S. 273. Sambon, *É., Recherches sur les monnaies de la presqu'île italique*. Naples 1870. S. 63. Taf. IV. Abb. 17. Deede, *Etruskische Forschungen II*. Berlin. S. 55. Nr. 90. Taf. IV. Abb. 90. Poole, *Italy*. London 1878. S. 18. Nr. 2. — 3. *Syracus* (287 bis 278). Regling, *Die Sammlung Warren*. Berlin 1906. Taf. X. Abb. 408. Du Châtel. Taf. XIV. Abb. 18.

Form 42. Holzrad von *Mercurago*, Prov. *Novara*. Mus. in *Turin*. Keller a. a. O. Taf. I. Abb. 13. *Gastaldi* a. a. O. S. 112. Abb. 32. *Munro* a. a. O. S. 209. Abb. 55. *Montelius*, *Civilisation usw.* I. Serie B. Taf. I. Abb. 13. *Tert* S. 32. *Forestier* a. a. O. S. 54. Abb. 60. *Journ. of hellenic studies* 23, 1903. S. 146. Abb. 10. *Reinach* a. a. O. I. Taf. XVII. Abb. 30095. *Déchelette* a. a. O. II, 1. S. 289. Abb. 110.

Sarkophag von *Dulci*. *Monumenti dell' Instituto VIII*, 1865. Taf. XIX. *Annali* 1866. S. 244. *Daremberg-Saglio* I, 2. S. 1528. Abb. 1993. *Martha*, *L'art étrusque*. S. 357. Abb. 246. *Forestier* a. a. O. S. 55. Abb. 61. *Reinach*, *Reliefs III*. S. 63.

Vasen. Schwarzfigurig = attischer Stil. 1. *Gerhard*, *Auserlesene Vasenbilder*. Taf. 193. *Reinach*, *Vases*. S. 96. — 2. Vase aus *Dulci* im Brit. Mus. *Elite céramographique I*. Taf. XI. S. 17. *Walters*, *Catalogue*. II. S. 10. Abb. 20. Nr. B. 252. — 3. Vase aus *Dulci*, früher in der Sammlung *Leate*, jetzt im *Sizwilliam Museum* in *Cambridge*. *Gardner*, *Catalogue*. S. 27. Nr. 52.

Feuerzange. *Micali* a. a. O. Taf. CXIII. Abb. 2. Dasselbe, *Seconda edizione*. Taf. CXIII. Abb. 2.

Münzen: 1. *Aretrium*. *Garrucci*. I. Taf. LIII. Abb. 1. — 2. *Asculum in Apulien*. Ebendort. Taf. LXV. Abb. 1—5. — 3. *Bundesmünze*. Ebendort. Taf. LIII. Abb. 2 — 4. *Cortona*. Ebendort. S. 6. Taf. LII. Abb. 3 a b. — 5. *Etruskisch*, unbestimmten Prägeortes. Beschreibende Darstellung *Berlin*. III. S. 6. — 6. *Thermä in Mazedonien*. *Rev. numismatique N. S. V.* 1860. Taf. XII. Abb. 3. S. 268. 7. Münze der *Derronier* (Volksstamm in Mazedonien). *Reinach*, *Ép.*, *L'histoire par les monnaies*. Paris 1902. Taf. V.

Form 43. Reliefs. Stelen von *Selsina*. *Monumenti antichi XX*, 1910. S. 600. Abb. 52. Nr. 63. Ebendort S. 595. Abb. 50. Nr. 169. Ebendort. Taf. V. Nr. 173. Ebendort. S. 594. Abb. 49. *Etruskisches Sarkophagrelief*, jetzt in *Musignano* in *Italien*. *h. Lamer*, *Römische Kultur im Bilde*. 3. Aufl. Leipzig 1915. S. 67. Abb. 103.

Münzen 1. Unbestimmten *etruskischen Prägeortes* (angeblich *Saesulae*). *Annali XII*, 1840. Taf. P. Abb. 1. Head, *Historia nummorum*. 2. Aufl. Oxford 1911. S. 14. Abb. 5. — 2. Münze mit *ΘΕΤΙ*. *Sambon* a. a. O. I. Taf. I. Abb. 12. S. 41. Nr. 12. — 3. Münze unbestimmten *Mazedonischen Fundorts* (vielleicht *Idnä*). Beschreibende Darstellung der antiken Münzen *Berlin*. II. Taf. VII. Abb. 67. 68. *Rev. Num.* 1860. *Imhoof-Blumer*, *Monnaies grecques*. Paris-Leipzig 1883. S. 78. — 4. Münze der *Derronier* (*thrakisch-mazedonischer Volksstamm*): *Babelon*, *Traité III*. Paris. Taf. XLIV. Abb. 3 und 7. — 5. *Idnä*. *Imhoof-Blumer*, *Monnaies grecques*. Taf. C. Abb. 18. S. 78. *Babelon*, *Traité usw.* III. Taf. XLIX. Abb. 11 und 12. *Sallet*, Beschreibung des *Berliner Münz-Kabinettes* S. 176. Nr. 90. Taf. VII. Abb. 68. *Head*, *Historia nummorum* S. 178. — 6. *Derronier*. *Head*, *Macedonia* S. 154.

Form 44. Münzen: 1. *Cyntenon* (Genetiv einer unbekanntem Stadt oder Völkerschaft). *Berl. numismat. Zeitschr.* III, 1876. Taf. II. Abb. 1. S. 132. Beschreibende Darstellung *Berlin* II. Taf. VI. Abb. 55. S. 162. — 2. *Thermä in Mazedonien*. *Berliner numismatische Zeitschrift* a. a. O. S. 132. Taf. II. Abb. 3. — 3. *Aineia bei Thermä*. *Babelon*, *Traité usw.* III. Taf. XLIX. Abb. 14. *Head*, *Macedonia*. S. 41. Nr. 1. *Sallet*, *Beschr. von Berlin*. II. S. 33. Nr. 2.

Form 45. Münzen: 1. Unbekannten Prägeortes (angeblich Faesulae oder Veji) Bull. dell' Instituto 1842. S. 156. Abeken, Mittelitalien. Taf. XI. J. 4. 5. S. 288. Duc de Luynes, Choix des monnaies grecs. I. Taf. I. Abb. 5. Rev. numismat. N. S. III. 1858. Taf. XV. Abb. 4. S. 366. Mommsen, Geschichte des römischen Münzwesens S. 216. Revue archéologique. N. S. XXXVIII. 1879. Taf. XVI. Abb. 4. Sambon I. S. 46. Abb. 27. — 2. Mit *ΘΕΤΙ*. Garrucci a. a. O. II. Taf. LXXIII. Abb. 29—31. Sambon a. a. O. I. S. 41. Head, Guide usw.² Taf. 15. Nr. 108. Nr. 1. — Sambon, L., Recherches sur les monnaies de la presqu'île italique. Naples 1870. S. 51. Nr. 38. Taf. 3. Abb. 11 und 12. Marchi und Tessieri, Aes grave del Museo Kircheriano. S. 37. cl. III. A. spl. n. 9. Friedländer, Beiträge. I. S. 166. Corssen, über die Sprache der Etrusker. Bd. I. Leipzig 1874. S. 872. Taf. XXI. Abb. 5. Deede, Etruskische Forschungen II. Taf. I. Abb. 6. S. 9. Nr. 6c.

Form 46. Münzen: 1. Tudet in Umbrien. Carelli-Cavedoni usw. Taf. XV. Abb. 1. Deede, Etruskische Forschungen. II. Taf. IV. Abb. XVI. — 2. Unbekannten Prägeortes in Etrurien. Garrucci II. Taf. LXXIII. Abb. 22. 23. Sambon a. a. O. I. S. 46. Nr. 26.

Die Verbreitung der Formen 40 und folgende gruppiert sich demnach um drei Zentren:

1. Norditalien. Aus diesem Gebiet stammt die Urform (Form 40: Mercurago am Lago Maggiore), und hier kommen späterhin noch einmal eine größere Reihe von Belegen für zwei spätere Formen (Form 42 in Mercurago, Form 43 in Selsina-Bologna) vor.

2. Mittelitalien. In Etrurien und Umbrien kommt die Gruppe von Form 41 an vor. Von Form 42 gesellt sich dazu Apulien, von Form 45 an endlich auch Latium; die Formen 45 und 46 zu guter Letzt sind über ganz Italien verbreitet.

3. Thracien und Makedonien. Von Form 42 an tritt die Gruppe auch in Thracien und Makedonien auf. Zunächst ist es das thrakisch-makedonische Volk der Derronier und die Stadt Thermä, die Münzen mit dem Bildnis eines Wagens, an dem unsere Radform zu finden ist, späterhin lediglich mit dem Bilde des Rades zeigen. Dazu kommt späterhin dann noch Ichnä (Form 43 und 44), die thrakisch-makedonische Stadt oder Völkerschaft, die ihre Münzen mit Tyntenon signierte (Form 44), und einige andere nicht näher lokalisierte Beispiele aus demselben Gebiet.

Außerhalb dieser drei Zentren steht das einmalige Vorkommen auf Münzen von Syrakus, das durch seine zeitliche Ansetzung gleichfalls außerhalb des Rahmens der ganzen Gruppe fällt.

Der Ursprung der Gruppe scheint demnach in Oberitalien zu suchen zu sein; von dort aus dürfte sie sich nach Mittelitalien und nach Thracien-Makedonien verbreitet haben.

Nicht uninteressante Beziehungen sind es, die diese unscheinbare Gruppe der Wagenräder hier enthüllt. Der Werdegang der etruskischen Kultur ist immer noch nicht klargelegt; die Mehrzahl der Forscher hält an kleinasiatischem

Ursprung fest, und tatsächlich liegen zahlreiche Beziehungen zwischen beiden Gebieten vor. Unsere unscheinbare Wagenradgruppe enthüllt uns nun in umgekehrter Richtung laufende Beziehungen, die vielleicht mit Rückströmungen in Verbindung stehen, die bereits um 600 v. Chr. von Oberitalien über Mittelitalien nach Thracien und Makedonien gingen und einen Rückschlag der Etruskereinwanderung vorstellen.

Zeitstellung. Die Urform dieser Gruppe, die uns in einem Originalfundstück durch den Pfahlbau von Mercurago erhalten ist, gehört der Zeit um rund 2000 vor Christi Geburt an. Die Weiterentwicklung scheint sich einerseits sehr schnell vollzogen zu haben; derselbe Pfahlbau von Mercurago, der uns das hochinteressante Original unserer Urform geliefert hat, hat uns noch ein zweites Originalstück erhalten (Form 42), das gleich wie das erste Stück in die Zeit um 2000 zu datieren sein dürfte. Andererseits haben sich gerade diese weiterentwickelten Formen noch sehr lange gehalten. Dasselbe gilt von den übrigen Beispielen, die wir für die Form 42 zusammenstellen konnten. Die Beispiele, die wir an der Form 41 aufzählen können, gehören dem 5. Jahrhundert an (Sarkophag von Dulci); ein anderes Stück dieser Form gehört erst ins 4. Jahrhundert. Die Formen 43 und 44 gehören dem Anfang des 5. Jahrhunderts an; die Form 45 läßt sich in die Zeit um 480 ansetzen. Die Beispiele für die Form 46 ergeben eine Datierung in die Zeit um 450. Während die Entwicklung also sich anfangs sehr schnell vollzieht, tritt in dem mittleren Entwicklungsstadium eine Verlangsamung ein, die erst gegen Ende der Entwicklung (Form 45 ff.) beschleunigt wird.

Außerhalb des Rahmens dieser Gruppe fällt auch hinsichtlich der Datierung die Münze aus Syracus, die der Zeit um 287—278 zuzuweisen ist. Wir haben aber bereits oben gezeigt, daß dieses Stück auch im Hinblick auf die Verbreitung der Gruppe sich nicht recht in den Rahmen einfügen will. Vielleicht vermag ein Numismatiker von Sach hier Klarheit zu schaffen.

Beziehungen zwischen den Gruppen c und d. Zu guter Letzt wäre noch die Frage aufzuwerfen, ob zwischen den beiden verwandten Gruppen von Castione und Mercurago irgendwelche Beziehungen vorliegen. Der Gedanke daran liegt gerade für die ältesten Formen sehr nahe. Außerdem kommen auch einige Radformen vor, die sich mit Bestimmtheit weder der einen noch der andren Gruppe zuteilen lassen; hierher gehören vor allen Dingen eine Reihe von Münzen der Derronier, wobei auch noch die Kleinheit der Darstellung zu berücksichtigen ist. So Head, *Guide Taf. V. Abb. 17. Babelon, Traité* usw. III. *Taf. XLIV. Abb. 6. Jakob Hirsch, Auktionskatalog der Sammlung Weber. Taf. XIV. Abb. 1164.* Trotz allem möchte ich im Hinblick darauf, daß beide Formengruppen einen vollständig selbständigen Entwicklungsgang genommen haben, derartige Beziehungen ablehnen. Diese Ablehnung läßt sich außerdem noch durch die Beobachtung stützen, daß eigenartige Bildungen der einen Gruppe

(wie die Profilierung der Hauptspeiche der Formen 37 und 38 der Gruppe c, oder die wulstige Hauptachse der Form 45 oder die Zwischenlagen von der Hauptachse der Form 44 der Gruppe d) in der anderen Gruppe nicht vorkommen.

4.

Durch die vorstehenden Untersuchungen über die Scheibenräder haben wir einmal das Ergebnis gewonnen, daß die bereits öfter geäußerte Ansicht, das Scheibenrad sei die älteste Radform, bei einer Nachprüfung des verhältnismäßig reichhaltigen einschlägigen archäologischen Materials sich als richtig erwiesen hat. Weiterhin findet an der Hand der in der vorliegenden Untersuchung dargelegten Entwicklung der Scheibenräder die auffällige Beobachtung ihre Erklärung, daß an den ältesten Streitwagen sowohl vier speichige wie sechs speichige Räder vorkommen, denn die von uns auf konstruktivem Wege gewonnene Entwicklung der verschiedenen Scheibenradgruppen hat uns einmal bei der Gruppe der Scheibenräder mit runder Achsen spindle zu dem vier speichigen Rad, bei den Gruppen der Castione- und Mercurago-Formen dagegen zu dem sechs speichigen Rade geführt. Die hölzernen Scheibenräder, die uns ein glücklicher Zufall in den Terramaren von Castione und Mercurago erhalten hat, gehören zu den ältesten Wagenrädern, die wir nachweisen können, und das älteste gegenwärtig bekannte Wagenrad überhaupt, das Rad von der Gudeastele (um 2550 v. Chr.) ist gleichfalls ein Scheibenrad. Vor die Gruppe der Scheibenräder mit runder Achsen spindle sowie die vom Typus Castione und Mercurago ist die Gruppe der Scheibenräder mit viereckiger Achsen spindle anzusetzen, die auf die Entwicklung der an den Streitwagen und vierrädrigen Wagen verwendeten Radformen ohne jeden Einfluß geblieben ist. Einige Formen aus den Castione- und Mercuragogruppen ermöglichen uns die Beobachtung der Zähigkeit, mit der sich diese altertümlichen Radformen durch Jahrhunderte, ja sogar durch Jahrtausende halten, und lassen uns den Gedanken an eine scheinbare Primitivität der Scheibenräder überhaupt, den u. a. Eduard Hahn ausgesprochen hat, als irrig erkennen.

Die Sunde von Castione und Mercurago haben uns leider keinerlei Aufschlüsse darüber gegeben, ob die hier entdeckten Scheibenräder zu Streitwagen, zu vierrädrigen Wagen oder zu Karren gehört haben. Wenn wir jedoch in der späteren Zeit dem Scheibenrade im Zusammenhange von Wagendarstellungen begegnen, so handelt es sich in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle immer um Karrendarstellungen. Demnach dürfen wir auch wohl für die Zeiten, aus denen wir bloß Scheibenräder und nicht die dazu gehörigen Wagen kennen, Karren voraussetzen.

Wenn wir also das Scheibenrad als das älteste Rad überhaupt ansehen, so machen wir damit den Karren zur ältesten Wagenform, und wenn wir an die Spitze der Entwicklung des Scheibenrades die Gruppe der Räder mit viereckiger Achse stellen, so kommt damit an die Spitze der Entwicklung des Wagens eine Wagenform zu stehen, die den Ethnologen als „Formosaner Karren“ (vgl. S. 32) geläufig ist. Diesen Formosaner Karren haben unsere Ethnologen seit langem als älteste Wagenform angesehen, und — wohl mit Recht — als Stütze für die Ansicht, daß sich der Wagen aus der Schleife entwickelt hat, ins Feld geführt. Wenn wir jetzt diese Wagenform auf Grund unseres archäologischen Materials als älteste Wagenform überhaupt erklären, so brechen wir damit gleichzeitig eine Lanze für die Theorie, die vor genau hundert Jahren Ginzrot als erster ausgesprochen hat, daß sich nämlich der Wagen aus der Schleife entwickelt hat. Der Ausgangspunkt für die Entwicklung des Scheibenrades scheint nach allem in Norditalien zu suchen zu sein. Demnach müßte auch die Entwicklung von der Schleife zum Wagen in diesem Lande stattgefunden haben. Über die Verhältnisse in Babylonien und Assyrien lassen die gegenwärtig bekannten Funde noch keine Klarheit gewinnen; nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnis erscheint es jedoch nicht unmöglich, daß hier dieselbe Entwicklung sich selbständig und unabhängig von der ersten Entwicklung in Italien wiederholt hat.

Die Vorfahren der Germanen.

Von Prof. Dr. Oscar Montelius, Stockholm.

Mit 2 Abbildungen.

Während der Zeit, die verfloßen ist, seit ich 1884¹⁾ in der „Nordist Tidskrift“ die Einwanderung unserer Vorfahren nach dem Norden behandelte, hat die rastlos fortschreitende Forschung viele, für eine endgültige Lösung dieses Problems wichtige Tatsachen ans Licht gebracht.

Damals wies ich nach, daß unsere germanischen Vorfahren bereits während des jüngeren Steinalters, also vor mehr als fünf Jahrtausenden, hier im Norden lebten. Zwei Gründe sprachen hauptsächlich dafür. Der eine, daß unter allen diesen Jahrtausenden kein Zeitpunkt nachzuweisen ist, von dem man berechtigt wäre anzunehmen, daß damals die Einwanderung unseres Volkes stattgefunden habe. Der zweite Grund war, daß bei weitem der größte Teil der in den jüngeren Steinaltersgräben Ruhenden von dolichocephalem, für die Germanen charakteristischem Typus befunden wurde.

Die Richtigkeit dieser Ansicht ist wohl heutzutage allgemein anerkannt worden.

Eine wichtige Frage blieb jedoch unbeantwortet: Waren unsere Vorfahren die ersten Bewohner des Landes oder fanden sie bereits ein anderes Volk vor?

Auf Grund des damals vorliegenden Materials hielt ich es 1884 für wahrscheinlich, daß ein anderes Volk, von anderer Rasse, schon vor unseren Vorfahren hier gelebt habe.

¹⁾ Diese Abhandlung ist auch im „Archiv für Anthropologie“ 1888 (S. 151 u. f.) unter dem Titel: Über die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden (übersetzt von J. Mestorf) gedruckt.

Alles, was wir heute in dieser Frage wissen, scheint mir indes dafür zu sprechen, daß unsere germanischen Dorfahren die ersten waren, welche nach dem Ende der Eiszeit das jetzige Schweden in Besitz nahmen.

* * *

Viele tausend Jahre vor dem Anfang unserer Zeitrechnung lag der ganze skandinavische Norden unter einer ungeheuren Decke von Eis und Schnee, einer Periode, welche unter dem Namen die „letzte Eiszeit“ bekannt ist. Vor ihrem Anfang herrschte eine wärmere Periode, welche die „Zwischeneiszeit“ genannt wird, da sie zwischen der „letzten Eisperiode“ und einer älteren Kälteperiode lag, die man die „große Eiszeit“ nennt. Unter dieser älteren Periode, als die Kälte ihre Herrschaft noch weiter als unter der letzten Eiszeit ausstreckte, lag der Eisrand noch viel südlicher in Deutschland als während der letzten.

Auch in Mittel- und Westeuropa fanden solche Wechsel statt. Frankreich, dessen herrliches Klima jetzt den Neid der Nordländer erregen kann, war lange Zeiten hindurch von Rentieren und anderen Arten nördlicher Gegenden bewohnt. In Frankreich, wie überhaupt in Mitteleuropa, hat man, ebenso wie im Norden, eine letzte Eiszeit, eine dahinterliegende Zwischenzeit und eine dieser noch vorhergehende vorletzte Eiszeit nachweisen können, — um nicht von den großen Veränderungen des Klimas, der Flora und Fauna zu reden, die in noch älteren Zeiten stattgefunden haben. Als in Frankreich und Süddeutschland noch die Kälte herrschte, erstreckte sich die Schneegrenze der Pyrenäen und Alpen viel tiefer hinab als in unseren Tagen.

Während der letzten Eiszeit hat auch ein großer Wechsel des Klimas stattgefunden und ein solcher ist wohl auch ferner noch zu gewärtigen. Man nennt unsere Zeit gewöhnlich die „Postglazialzeit“. Es scheint mir aber berechtigt zu fragen: Ist dieser Ausdruck richtig in der Hinsicht, daß dieser letzten Eiszeit, nach deren Abschluß wir jetzt leben, nie eine neue folgen wird? Die letzte Eiszeit hat Vorgänger gehabt. Wird ihr, wenn auch erst nach zehntausenden von Jahren, nie eine neue folgen, in der unsere skandinavische Halbinsel wiederum von „ewigem Eis und Schnee“ bedeckt sein wird, wo niemand länger hier wohnen kann und jede Spur der vieltausendjährigen Kultur, deren wir uns jetzt erfreuen, verschwunden sein wird?

* * *

Ein Blick auf die Karte Europas zeigt uns, wie verhältnismäßig kurz die Entfernung zwischen den Nordabhängen der Alpen und den Gegenden Deutschlands ist, die in der letzten Eiszeit von „ewigem Schnee“ bedeckt

waren. Unter der vorletzten Eiszeit war die Entfernung zwischen der Schneegrenze der Alpen und dem Eisrande Deutschlands eine noch kürzere. Bedenkt man, wie verhältnismäßig unbedeutend dieser Zwischenraum ist, so erkennt man leicht, daß die klimatischen Erscheinungen einerseits im Norden und andererseits in Mittel- und Westeuropa insofern im allgemeinen dieselben gewesen sein müssen, daß, als die Kälte im Norden herrschte, auch Mittel- und Westeuropa eine Eiszeit erlebten, und daß die Zwischeneiszeiten in den skandinavischen Ländern und auf Frankreichs Ebenen einander entsprochen haben müssen.

Durch langwierige energische Arbeit haben die Altertumsforscher mehrere in Frankreich aufeinander folgende Perioden während des älteren Steinalters feststellen können.

Von diesen entspricht die Moustierperiode der letzten Eiszeit; auf diese folgt zunächst die Aurignacperiode und darauf die Solutré-, die Madeleine- und die Azylienperiode. Diese alle zählt man zur paläolithischen Zeit. Den Übergang in Frankreich zur neolithischen Zeit nennt der Altertumsforscher die Campignienperiode.

Trifft man nun das Ende der letzten Eiszeit im nordischen Gebiete fast gleichzeitig mit dem in Frankreich an, so muß die Zeit, in der die Eisante am Ende der letzten Eiszeit anfang sich nach dem Norden zurückzuziehen, mit dem Anfang der Aurignacperiode zusammenfallen.

Wir sind berechtigt, a priori anzunehmen, daß, als die vorher mit Eis bedeckten Gebiete des nördlichen Europas eisfrei wurden, es nicht lange dauerte, bis Pflanzen und Tiere aus dem Süden, d. h. aus Mitteleuropa, nach dem Norden, in die vom Eis befreiten Gegenden gelangten. Und sicherlich dauerte es auch nicht lange, bis der Mensch nachfolgte und der skandinavische Norden seine ersten Besucher erhielt.

Weiß man etwas über diese ältesten Einwohner des Nordens?

Ja, man weiß, daß sie derselben Rasse angehören mußten, die damals Mitteleuropa bewohnte. Deutsche wie französische Forscher sind darüber einig, daß es eine dolichocephale Rasse war, die unter dem Namen Cro-Magnon-Rasse bekannt ist. Erst am Ende der paläolithischen Zeit, also lange nach der hier in Frage stehenden Zeit, zeigen sich Brachycephale in Mitteleuropa. Von Südosten scheinen sie nach der Ostsee vorgedrungen zu sein und das Gebiet der dolichocephalen Rasse in zwei voneinander ganz verschiedene Teile getrennt zu haben: in Skandinavien und Westfrankreich.

Es muß demnach ein Volk der Cro-Magnon-Rasse gewesen sein, das nach Schweden und in die anderen skandinavischen Länder einwanderte, nachdem das Schwinden des Eises es dem Menschen ermöglichte, sich hier niederzulassen.

* * *

Die Cro-Magnon-Rasse zeichnet sich nicht nur durch Dolichocephalie, sondern auch durch verschiedene andere Züge aus, die beweisen, daß es eine im Vergleich mit den Menschen der vorhergehenden Zeiten recht hoch entwickelte Rasse war.

Sind nun, kann man fragen, in Schweden oder den anderen Teilen des nordischen Gebietes Umstände vor, welche die Resultate, zu denen wir gelangten, bekräftigen können, daß nämlich die ersten Bewohner unseres Landes Dolichocephale von der Cro-Magnon-Rasse waren?

Ja: vom älteren Steinalter hier im Norden hat man einige Skelette dieser Rasse gefunden, und während des jüngeren Steinalters gehörten, besonders in Schweden, die größte Anzahl seiner Bewohner dieser Rasse an. Dasselbe gilt von der Bevölkerung Schwedens noch heutigen Tages.

Alles spricht demnach dafür, daß wir Schweden von jenen Menschen abstammen, die nach dem Ende der Eiszeit von Mitteleuropa nach dem Norden eingewandert sind.

Zwar befanden sich hier bereits während des jüngeren Steinalters Brachycephale neben den Dolichocephalen; sie gehörten zu denen, die am Ende der paläolithischen Zeit sowohl hier im Norden, wie in Mitteleuropa sich zu zeigen begannen. Ihre Anzahl ist aber eine bedeutend geringere in den schwedischen Landschaften nördlich von Schonen, als in letzterem und in Dänemark. Und bis zu unseren Tagen hat sich die dolichocephale Rasse auf der skandinavischen Halbinsel ungewöhnlich rein erhalten, trotz der vielen Jahrtausende, die seit ihrer Einwanderung verfloßen sind.

Da die Dolichocephalen, die sich in Frankreich befanden, nach dem Eindringen der Brachycephalen während langer Zeiten sich mit diesen vermischt haben, sind die Völker der skandinavischen Halbinsel wohl die reinsten jetzt lebenden Nachkommen der Cro-Magnon-Rasse, die am Ende der Eiszeit in Mitteleuropa lebte.

* * *

Weiß man etwas über die Zeit, zu der Schweden seine ersten Bewohner erhielt? Oder, mit anderen Worten, weiß man, wann die Herrschaft des Eises ihr Ende fand?

Durch geistvolle Untersuchung der Lager, die sich bildeten, als die Eiskante sich von Schonen zurückzog, hat der schwedische Geologe Freiherr Gerard de Geer gefunden, daß, in runder Zahl, 15000 Jahre vergangen sind, seitdem die Eiskante anfang, sich von Schonens südlichster Küste nach Norden zurückzuziehen.

Da, wie schon gesagt, es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht lange dauerte, bis der Mensch auftrat, nachdem das Schwinden des Eises es ihm ermöglichte, hier zu leben, können wir auf die oben aufgestellte Frage antworten:

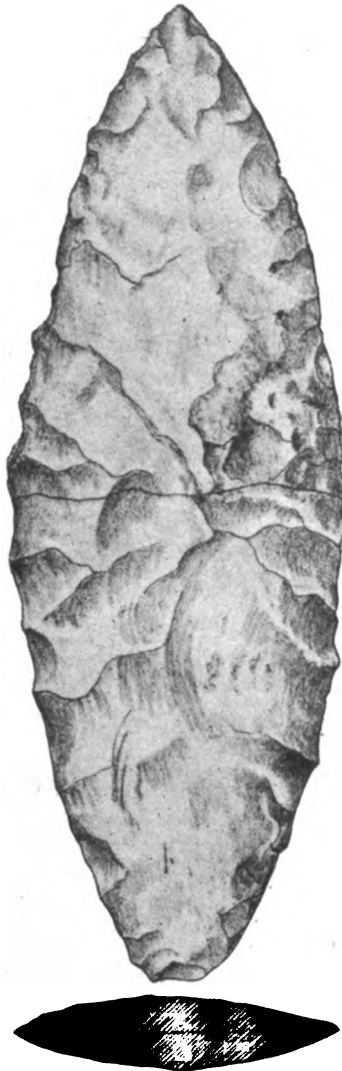


Abb. 1. $\frac{2}{3}$. „Mandelförmiges“
Feuersteingerät aus der Solutré-
Periode. Frankreich.



Abb. 2. $\frac{2}{3}$. „Mandelförmiges“
Feuersteingerät. Südschweden.

Es war vor ungefähr 15000 Jahren, als unsere Vorfahren anfangen, Schweden in Besitz zu nehmen.

Man stellt dann gern die neue Frage: Hat man irgendwelche Gegen-

stände gefunden, die von jenen ältesten Einwohnern Schwedens herrühren können? Auch diese Frage kann bejahend beantwortet werden.

Die „mandelförmigen“ Feuersteinsgeräte, die gerade in den Teilen unseres Landes gefunden wurden, wo das Eis zuerst verschwand und der Mensch sich zuerst niederlassen konnte, haben auffallende Ähnlichkeit mit Feuersteinarbeiten der Solutréperiode in Frankreich. Von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen wir uns leicht durch Vergleichen des Abb. 1 abgebildeten französischen „mandelförmigen“ Feuersteinwerkzeuges mit dem Abb. 2 abgebildeten schwedischen von gleicher Form und ungefähr derselben Größe.

* * *

Wir Schweden sind, wie die Norweger, Dänen und Deutschen, Germanen.

Waren es unsere Dorfahen, die kurz nach dem Ende der Eiszeit hier einwanderten, so müssen diese Einwanderer Dorfahen der Germanen gewesen sein.

Nach meiner Überzeugung sind nämlich die Germanen nicht als Germanen hier eingewandert, ebensowenig wie die Kelten als solche in ihr Gebiet, oder die Slaven als Slaven in ihr Land.

Zu jenen fernen Zeiten, als unsere Dorfahen anfangen sich in Schweden anzusiedeln, war der Unterschied zwischen den Stämmen, die in den verschiedenen Teilen von Nord-, Mittel- und Südeuropa umherstreiften, wohl nicht sehr groß.

Die Verschiedenheiten sind erst allmählich entstanden, als Folge ungleicher Naturverhältnisse in den betreffenden Gebieten und der verschiedenen Kulturentwicklung im Laufe der Jahrtausende.

Durch derartige Differenzierung entwickelten sich die Einwohner des heutigen Englands und Frankreichs zu Kelten, im skandinavischen Gebiet zu Germanen und in gewissen östlicheren Gegenden unseres Weltteiles zu Slaven.

* * *

Kelten, Germanen und Slaven, wie viele andere Völker in Europa, sprechen, wie Perser und Inder, Sprachen, die untereinander verwandt sind und die große indoeuropäische oder indogermanische Sprachenfamilie bilden. Man hat angenommen, daß alle diese Völker nicht nur Sprachen, die einer gemeinsamen Wurzel entsprangen, sprechen, sondern auch, daß diese Völker selbst einen gemeinsamen Ursprung haben.

Einige Forscher meinen, daß die indogermanische Urheimat in den Ländern der Ostsee zu suchen sei.

Nach meiner Ansicht kann indes diese Annahme nicht richtig sein.

Hier im skandinavischen Norden haben wir die Heimat der Germanen, aber nicht die Heimat der Indogermanen zu suchen.

Alles, was wir über die entlegenen Zeiten wissen, in denen die Indogermanen sich über die Welt verbreiteten, hat mich davon überzeugt, daß wir uns nicht die Ehre anrechnen können, die Wiege der Germanen habe in unseren Landen gestanden.

Es ist schon genug, daß in unseren Gegenden die Germanen zu Germanen geworden sind: ein Volk, das seinen Namen auf so manches Blatt der Kulturgeschichte geschrieben hat, und das — wie ich hoffe — auch in der Zukunft eine große Aufgabe in der für alle Völker gemeinsamen Arbeit für das Wohl der Menschheit haben wird.

Die Bodenstempel auf wendischen und frühdeutschen Gefäßen des 9.—14. nachchristlichen Jahrhunderts.

Don Feldw.-Leutnant Max Nabe, Brambach i. Sa.

Sichtbilder von Leutn. d. L. W. Berthold, Zeichnungen von Landstm. Dr. A. Fischer.

Mit 10 Abbildungen.

Die Bodenstempel, die sich auf Topfböden an Fundplätzen mit slavischer und frühdeutscher Keramik in Mittel- und Ostdeutschland ziemlich oft vorfinden, sind bis heute noch eine unaufgeklärte, umstrittene Erscheinung. Lange Zeit wurden sie und werden sie es zum Teil auch heute noch für ausschließlich wendisch gehalten. Die einen sahen in ihnen bloße Töpferzeichen, gewissermaßen Fabrikmarken, während andere, veranlaßt durch das starke Überwiegen des Radkreuzes, göttliche Symbole, Sonnenbilder, darin erblickten.

Gegen die Deutung als Fabrikmarken spricht die große Ähnlichkeit der Zeichen in räumlich weit voneinander entfernten Gebieten, gegen die wendische Herkunft die Tatsache, daß sich mit Bodenzeichen versehene Gefäße auch in Gegenden finden, in denen nie Slaven gesessen, gegen die Erklärung der Zeichen als heidnische Symbole das Auftreten dieser Ware in deutschmittelalterlichen Kulturschichten, ja selbst im Mauerwerk frühromanischer Kirchen. Zusammenfassende Arbeiten über die Bodenstempelfrage liegen zeitlich weit zurück¹⁾. Da sich das Fundmaterial inzwischen ganz bedeutend vermehrt und

¹⁾ Dirchow, Über die Anwendung von Stempeln und über das Zeichen des Kreuzes auf alten Töpfen. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. 3. 1871. S. 25 f.

Dirchow, Das Radornament auf Topfböden von slavischer Herkunft. Zeitschr. f. Ethn. Bd. 7. 1875. S. 98.

Senf, Das heidnische Kreuz und seine Verwandten zwischen Oder und Elbe. Arch. f. Anthr. Bd. XX. S. 17 f.

Zapf, Das erhabene Radornament auf slavischen Topfböden. Prähist. Blätter. 1889. S. 17

besonders mein Forschungsgebiet Westsachsen und die Altstadt Leipzig selbst eine große Anzahl neuer Funde, auch ganzer Gefäße, geliefert hat, erscheint der Versuch berechtigt, an Hand dieser Funde die Lösung des Problems zu versuchen.

Die Sitte, den Boden von Gefäßen mit Zeichen zu versehen, ist sehr alt. Bereits im Neolithikum können wir sie nachweisen. Kupka¹⁾ erwähnt vom spätneolithischen Brandgräberfeld Schönfeld, Kr. Stendal, eine Schale, die am Boden eine dem Genfer Kreuz ähnliche Sigur trägt. Im gleichen Gräberfeld fand sich der Boden einer zweiten Schale, verziert mit drei konzentrischen Kreisen, die nach außen eine dreifache Reihe von Zickzacklinien nimbusartig umgibt. Man könnte hier recht wohl an eine Sonnendarstellung denken. Ganz bekannt sind die vielen verzierten Böden aus der Hallstattstufe III und IV, zum Beispiel von Gaisheim²⁾ oder aus den Hügelgräbern mit dem Fürstengrab von Pullach³⁾. Endlich ganz ähnliche Böden aus der Bycistalahöhle⁴⁾. — Sind es bei ersteren zwei Fundplätzen meist geometrische Figuren, denen das Kreuz zugrunde liegt, so kommen bei letzterem Kreise, sowie ein siebenstrahliger flammender Stern in Betracht. Charakteristisch ist auch bei Gaisheim der Strahlennimbus, der den Boden umrahmt.

Die Zahl dieser Funde ließe sich noch erweitern.

Wir treffen dann den verzierten Boden wieder mit Vorliebe angewandt bei den schönen schwarzglänzenden Mäandergefäßen unserer provinziäl-römischen Brandgräberfelder. Vom Urnengräberfeld Darzau⁵⁾ verzeichnet Hofmann fünf Böden. Wieder sind es Kreuzfiguren, einmal das Hakenkreuz, dann das Kreuz mit einem es im Kreise umgebenden Strahlennimbus und konzentrische Kreise, die vorherrschen. Auch das von mir untersuchte, noch unveröffentlichte provinziäl-römische Gräberfeld von Hänichen bei Leipzig lieferte eine schöne Mäanderurne mit großem, in den Boden mit dem Kilt- rad eingedrückten Hakenkreuz.

Die Lösung der Frage, warum man den Boden mit in das Verzierungssystem der Gefäße einbezog, liegt wohl in der Ausübung der Verzierungstechnik. Man mußte, um bei den besseren, reich verzierten Kunstgefäßen eine gleiche Anordnung der Ornamentik zu erreichen, das halbtrockene Gefäß beim Dekorieren mit dem Boden nach oben vor sich hinlegen. Die leere Bodenfläche forderte geradezu zur Ausfüllung heraus. Ihre kreisrunde Form ließ aber die Anwendung der üblichen horizontalen Ornamentik nicht an-

¹⁾ Kupka, Prähist. Zeitschr. III. 1900. Neue Funde vom spätneolithischen Brandgräberfeld bei Schönfeld, Kr. Stendal.

²⁾ Sorfter, Nürnberger Festschrift. Kongreß 1913. Grabhügelgruppen bei Gaisheim.

³⁾ Naue, Die Hügelgräber mit dem Fürstengrab bei Pullach. Beitr. zur Anthr. u. Urgesch. Bayerns.

⁴⁾ Undset, Erstes Auftreten des Eisens in Nordeuropa.

⁵⁾ Hofmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau.

gebracht erscheinen, sie war aber wie geschaffen für die Anbringung bereits vorhandener kultureller Zeichen. Denkbar ist auch, daß die flachen Schalen oft zum Bedecken von Gefäßen bestimmt waren, ihre Bodenverzierung also auch den Zweck hatte, gesehen zu werden. — Kurz zusammenfassend läßt sich folgendes sagen:

Die Sitte der Anbringung figürlicher Zeichen auf Gefäßböden ist bereits früh von den indogermanischen Völkern geübt worden und findet sich auch bei den Stämmen des freien Germaniens bis ins dritte und vierte nachchristliche Jahrhundert. Angewandt werden mit Vorliebe Kreuzfiguren in mannigfachen Variationen, Kreise, konzentrische Kreise und das Hafenkreuz. Der siebenstrahlige Stern und das Umgeben der Figuren mit nimbusartigen Strahlen und Zacken, deuten auf Sonnentkultus hin. Die Zeichen sind nie eingestempelt.

In überraschend großer Zahl und Mannigfaltigkeit treten nun die Bodenzeichen um die Wende des ersten nachchristlichen Jahrtausends auf der frühen blaugrauen Ware auf, besonders oft finden sie sich auf Burgwällen und in frühmittelalterlichen Kulturschichten. Ihr Vorkommen auf Burgwällen hat wohl in erster Linie dazu geführt, daß man sie oft direkt für wendisch angesprochen hat. Auch die Art ihrer Verbreitung sprach für diese Ansicht. Sie finden sich in Norddeutschland hauptsächlich östlich einer Linie, die von der Saale und Elbe, also ungefähr dem Limes sorabicus Karls, gebildet wird. In ganz Ostdeutschland sind sie weit verbreitet und reichen bis nach Rußland hinein. Ebenso finden wir sie sehr zahlreich in Böhmen und dem übrigen Österreich bis hinunter zum Karst. Westlich strahlen sie vereinzelt nach Thüringen aus, kommen aber auch in Bayern und selbst in Württemberg vor. Allerdings deckt sich dieses Verbreitungsgebiet, abgesehen von großen Teilen Süddeutschlands, ungefähr mit der Ausdehnung der Slaven in Europa. Es ist aber auch andererseits wieder das Gebiet, wo ab 1000 die deutsche Kolonisation einsetzt, und dieser Periode haben wir einen großen Teil der Keramik mit Bodenstempeln zuzuschreiben.

In Herdstellen und Ansiedelungen, die nur rein frühwendische Keramik enthielten, habe ich Bodenzeichen, denen das Kreuz zugrunde liegt, nie gefunden. Dagegen enthielt eine Herdgrube von Lützschena bei Leipzig¹⁾ mit ausschließlich früher Wendenkeramik einen groben Topfboden, der in der Mitte eine erhabene kreisrunde Erhöhung zeigt. Auch Pfau beschreibt eine wendische Anlage des 7. und 8. Jahrhunderts zu Zieggra bei Waldheim²⁾, die nur Böden mit erhabenen und eingedrückten Kreisflächen lieferte. Nach

¹⁾ Völkermuseum Leipzig. Sammlung Nähe.

²⁾ Pfau, Die Wallanlagen zu Zieggra und Kriebstein. Waldheimer Anz. 1913. Nr. 288/93.

Mitteilung von Hofrat Deichmüller besitzt die Dresdener Sammlung solche Bodenmarken einfachster Form von Zöhda bei Nerchau, von dem Festenberg bei Mügeln, von Burgberg bei Lodwitz, der Schanze Brohna bei Radibor (sächs. Lausitz), Schanze Dobranitz ebendort, und Klein Dölzig bei Leipzig. Es sind stets runde, manchmal recht scharfkantige Vertiefungen. Ähnliche einfache Marken lieferten die Ausgrabungen einer rein wendischen Dorfanlage bei Cüstrin¹⁾ und die Untersuchungen des Schloßberges bei Burg²⁾. Jentsch bemerkt zu den Funden vom heiligen Land bei Niemißsch, Kreis Guben³⁾: „Unter den bezeichneten Böden kommt die schlichteste und anscheinend älteste Marke, der kreisförmige Eindruck eines Stabes, ausschließlich auf roher geformten Gefäßen vor. In gewissen Burgwällen hat sich nur dieses Zeichen gefunden.“ Stimming erwähnt aus der Mark Brandenburg⁴⁾ drei wendische Gefäße, die am Boden eine zentrale kreisrunde Vertiefung tragen, und zwei mit je zwei konzentrisch aufgelegten Kreisleisten am Boden. — Alle diese Gefäße haben eine rein nationale wendische Ornamentik und verraten noch keinerlei Beeinflussung durch die deutsche Keramik. Sie sind wohl auch zweifellos zu einer Zeit entstanden, als von einer solchen noch keine Rede sein konnte.

Wir dürfen demnach wohl sagen, daß in der Zeit von 500 bis 900 die rein wendische Keramik die Gefäßböden meist unverziert läßt und nur in selteneren Fällen kreisrunde Vertiefungen, zentrisch gestellte kreisförmige Erhöhungen oder konzentrische Kreise als Bodenmarken verwendet.

Im Gegensatz hierzu treten nun etwa vom zehnten nachchristlichen Jahrhundert an in frühdeutschen Kulturschichten, im Schutte früher Burgen, auf Wüstungen und Wällen oder auf vereinzelt gefundenen Töpfen Zeichen auf, die mehr oder minder das Kreuz als Grundmotiv zeigen und zweifellos frühdeutsch sind. Schon frühzeitig, als man allgemein noch jeden Bodenstempel für slawisch erklärte, ist von mehreren Seiten die Frage aufgeworfen worden, wie das Vorkommen solcher Zeichen an weit in Süddeutschland gelegenen Fundplätzen zu erklären ist⁵⁾, in Gegenden, wo nie Slaven geblieben, ja selbst in den Mauern frühromanischer Kirchen.

Der Grund für die voreilige Bestimmung aller Bodenstempel als slawisch ist wohl hauptsächlich darin zu suchen, daß oft nur die Böden oder Bruchstücke solcher vorliegen, ganze Gefäße, deren Technik, Form und Verzierungsweise ausschlaggebend ist, sich nur selten finden. Ich habe daher die ganzen erhaltenen Gefäße mit Bodenmarken auf den Abb. 7, 8 und 9 mit abgebildet

¹⁾ Kiefebusch, Ausgrabungen des Märk. Museums bei Cüstrin. Zeitschr. f. Ethn. 1914.

²⁾ Göze, Der Schloßberg bei Burg im Spreewald. Prähist. Zeitschr. Bd. IV. 1912.

³⁾ Jentsch, Das heilige Land bei Niemißsch, Kr. Guben. Zeitschr. f. Ethnol. 1886.

⁴⁾ Stimming, Die wendische Zeit in der Mark Brandenburg. Mannus Bd. VII.

⁵⁾ Schiller, Prähist. Blätter. I. 1889. S. 80.

und werde weiter unten darauf zu sprechen kommen. Ziemlich häufig begegnet uns auf dem Scherbenmaterial der älteren frühdeutschen Keramik als Ornament die Wellenlinie. Daher wurde die gesamte blaugraue Ware, die auf Burgruinen, Wüstungen und in den oberen Schichten slavischer Wälle zutage tritt, vielfach als slavisch oder doch spätslavisch angesprochen, weil man in der Wellenlinie das slavische Leitmotiv erblickte. Und doch muß uns schon der Augenschein lehren, daß die auf frühdeutscher Keramik angebrachte Wellenlinie sich stark von dem prähistorischen wendischen Burgwallornament unterscheidet. Während der slavische Töpfer die Wellenlinie meist mehrfach mit dem Kamm anbringt und sich nicht genug tun kann in Kombinationen, begegnen wir auf der deutschen Ware der einfachen, mit dem Stichel hervorgebrachten nüchtern steifen Wellenverzierung. Nur selten treten mehrfache parallele Wellen auf. Bereits im Neolithikum ist die Wellenverzierung bekannt¹⁾. Das Motiv ist ja auch so naheliegend, daß zu allen Zeiten die verschiedensten Völker darauf kommen mußten. Seger²⁾ nimmt wohl mit Recht an, daß die Slaven die Kenntnis der Wellenlinie als Erbe der provinziälrömischen Töpferei erhielten. Diese Bekanntschaft muß in den östlichen Provinzen des Römerreiches erfolgt sein, die den Südslaven zuerst zur Beute fielen. Derselbe Vorgang wiederholte sich aber in der Rheingegend mit germanischen Volksstämmen. Diese lernten hier von der in hoher Blüte stehenden gallisch-rheinischen Töpferei den harten Brand, die vollkommenerere Arbeit und die Verzierung mit Gurtfurden, Laufrad und Wellenlinie. So finden wir die Wellenlinie in spätmerovingischen Gräbern von Medenheim und in frühkarolingischen Kulturschichten³⁾.

Zusammenfassend läßt sich folgendes sagen: Die Wellenlinienverzierung wird als Erbe des römischen Imperiums im Osten von den Slaven, im Westen von den Germanen übernommen. Aber während sie bei den Slaven gewissermaßen als nationales Ornament weitergebildet wird, führt sie in der frühdeutschen Keramik nur ein untergeordnetes Dasein. Ganz verschwunden ist sie auch hier nicht, wie ihr Auftreten in der Bauertöpferei noch heute beweist.

Die Zahl der im Gebiete des Königreichs Sachsen zutage gekommenen Bodenzeichen ist, wie eine Betrachtung von Abb. 7 ergibt, keine geringe. Sie sind über das ganze Land verteilt, in der fruchtbaren, reich besiedelten Ebene finden wir sie am zahlreichsten, nur das unwirtliche höchste Waldgebirge, dessen Erschließung erst im 15. und 16. Jahrhundert erfolgt, wird von ihnen gemieden. Dennoch reichen sie bis in die Gegend von Herlaßgrün und Plauen

¹⁾ v. Majewski, Warschau, Neuentdeckte Schnurkeramische Gruppe mit Schnurwellenverzierung (Südpolen). Zeitschr. f. Ethnol. 1906.

²⁾ Seger, Schlesiens Urgeschichte S. 23.

³⁾ Koenen, Gefäßkunde. T. XX. Fig. 25. Serner Nürnberger Festschrift 1913. Germanische Gefäße des 3. Jahrhunderts von Pfünz.

im Dogtlande und bis auf den Kapellenberg. Bezeichnend erscheint mir der Umstand, daß in Westsachsen, also dem Gebiete, wo die deutsche Kolonisation zuerst einsetzt, ausschließlich das Kreuzzeichen mit seinen Variationen vorherrscht, während im Osten des Landes, in dem das Deutschtum und Christentum erst später Eingang findet und die eingeseßene wendische Bevölkerung länger mit ihren Stammesgenossen in Böhmen und Schlesien in Verbindung stand, auch andere Zeichen sich vorfinden (Abb. 7).

Die im Boden der Altstadt Leipzig gefundenen Stempel (Abb. 1 bis 6) entstammen sämtlich frühmittelalterlichen Kulturschichten. Nur Abb. 4 ist in einer Herdstelle an der Straße Leipzig-Merseburg bei Zöschen gefunden, zusammen mit wenigen schwarzgrauen Scherben.

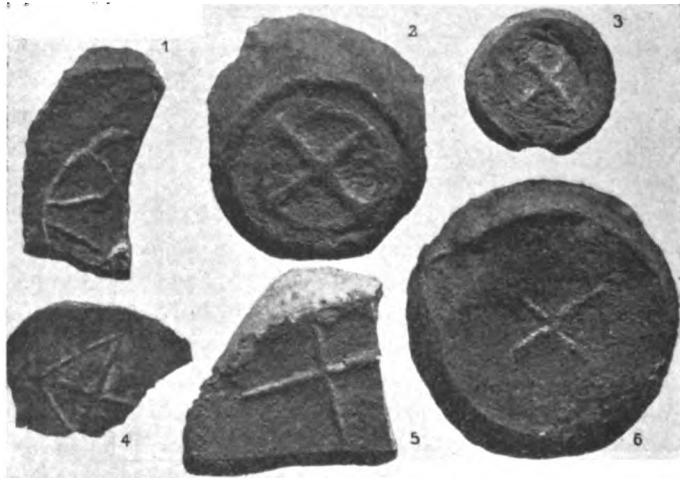


Abb. 1—6. Bodenstempel aus Leipzig.

Besonders hinweisen möchte ich auf Abb. 3. Es ist der Knauf eines frühmittelalterlichen Deckels, in den man den Kreuzstempel eingepreßt hat. Der Deckel ist der slavischen, vorgeschichtlichen Keramik fremd, aber in späterer geschichtlicher Zeit von den Slaven vom Westen übernommen worden. Einen solchen spätslavischen Deckel bildet Stimming ab¹⁾. Der Knauf desselben trägt ebenfalls das Kreuzzeichen (Abb. 9). Unser Leipziger Deckelfragment gehört nach Technik, Brand und Färbung zur deutschmittelalterlichen Ware.

Zu derselben Datierung führt uns die Betrachtung der wenigen erhaltenen westsächsischen Gefäße (Abb. 7). Das graublau Gefäß von Borna entstammt einer frühdeutschen Hausanlage. Die Form des weitmundigen Topfes ist eiförmig, also deutsch, während die wendischen Gefäße durch den

¹⁾ Stimming, Die wendische Zeit in der Mark Brandenburg. Mannus Bd. VII. S. 127. —

erst im zweiten Drittel der Höhe erfolgenden Wandumbruch eine eimerförmige Gestalt erhalten. Begleitfunde waren eiserne Schlüssel, Hufeisen, Pferdeknochen, Scherben mit deutscher Lauftraderverzierung und eine Pferdefigur aus Ton¹⁾. Der Krug von Carsdorf bei Pegau ist ein Einzelfund, Form und Henkel lassen an seiner deutschen Herkunft keinen Zweifel. Das gleiche

Bodentempel des 10.—13. Jahrhunderts
aus dem Königreich Sachsen.

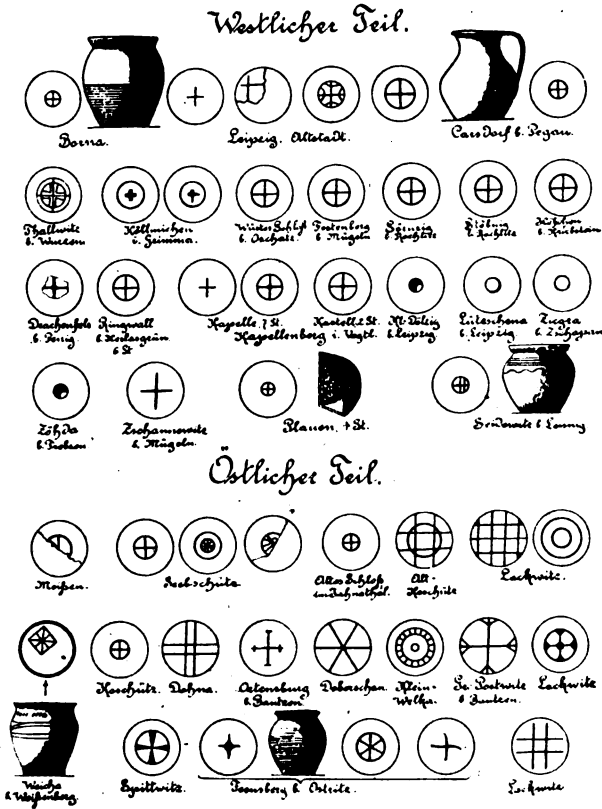


Abb. 7.

gilt von dem Gefäß von Seidenwitz bei Leisnig, mit dem charakteristischen Randprofil und der einfachen mittelalterlichen Wellenlinie (Abb. 7).

Eine Sonderstellung unter den sächsischen Gefäßen mit Bodenzeichen nimmt der Fund von mehreren Napfcheln ein, der in Plauen beim Bau

¹⁾ Bernhard, Sagen aus der Leipziger Pflege. Jahrb. d. Städt. Mus. f. Völkereunde. Bd. III. 1908/1909. S. 72.

des neuen Rathhauses gemacht wurde. Die Kacheln sind innen grün glasiert und tragen auf der Rückseite ein nur wenig erhabenes Radkreuz. Sie dürften frühestens ins ausgehende 14. Jahrhundert, wahrscheinlich schon ins 15. zu setzen sein, stellen also das jüngste Vorkommen von Gefäßen mit Bodensampeln in Sachsen dar. Wir müssen annehmen, daß sich in dieser etwas abseits gelegenen Gegend in Töpferfamilien die alte Sitte länger erhalten hatte und die Anwendung des Bodensampels noch erfolgte, ohne daß man sich ihres früheren Grundes mehr bewußt war. Vielleicht liegt auch Beeinflussung seitens des nahen Böhmens vor, wo der Gebrauch auch länger bestehen blieb. So erklären sich auch die zahlreichen Funde von Bodensampeln bei unseren Ausgrabungen am Kapellenberg, die in der Hauptsache auch erst ins dreizehnte bis fünfzehnte Jahrhundert fallen¹⁾.

Die mit Zeichen versehenen Gefäßböden sind meist etwas nach innen gedrückt. Es ist dies gleichzeitig ein Beweis dafür, daß die Marken mit Hilfe eines Stampels eingepreßt wurden. Die Meinung, daß das Zeichen in den hölzernen Teller der Töpferscheibe eingeschlagen gewesen sei, ist nicht richtig, denn dann würde sich das Gefäß nicht von der Scheibe lösen lassen. Die Anwendung der Stampel wird uns auch durch Funde bestätigt. Buchholz²⁾ bildet vom spätslawischen Stelettgräberfeld von Blossin, Kr. Beestow Starkow, einen Gefäßboden ab, dessen einfaches freistehendes Kreuz von einer ganz schwachen Kreislinie umgeben ist. Er schreibt: „Diese periphere Linie tritt kaum hervor und scheint mir unbeabsichtigt und nur durch die runde Form des Stampels entstanden zu sein“. Wie er weiter bemerkt, fehlt das Wellenornament, die Gefäße sind hart gebrannt und tragen Parallelfurchen. Alles hinweist auf verhältnismäßig junge Datierung des Fundes. Einen weiteren Beweis für die Stampelanwendung erbringt von der Hagen³⁾ vom Sergißer Burgwall. Der stark eingedrückte Gefäßboden trägt als Zeichen ein zentrisch gestelltes Balkenkreuz. Nach dem Rande zu erblickt man aber den schwachen Abdruck eines gleichen Stampels. Hier hat der Töpfer den ersten, ungeschickt angebrachten Abdruck durch eine zweite Stampelung ersetzt. Auch dieses Gefäß gehört der spätslawischen Zeit an. Den Burgwall versteht von der Hagen in die Zeit vom 8. bis 12. Jahrhundert (Abb. 9).

Von Wichtigkeit ist es festzustellen, wieweit sich die Bodenzeichen nach Westen erstrecken. Wir finden sie vereinzelt in Thüringen, und zwar in Kleinprießnitz, Münchenrode, mehrere um Koburg, vom alten Schloß bei Rodendorf (Döbneck) und vom alten Schloß bei Hohenleuben. Das große Thüringer Sammelwerk zählt nur vier Fundstellen auf, was aber seinen Grund wohl

¹⁾ Berthold und Näbe, Ausgrabungen auf dem Kapellenberg. Mitt. d. Vereins f. vögtl. Geschichte u. Altertumskunde. Plauen 1917.

²⁾ Buchholz, Vorgeschichtl. Begräbnis und Wohnstätten. Zeitschr. f. Ethnol. 1890. S. 376.

³⁾ v. d. Hagen, Der Sergißer Burgwall. Mannus Bd. III. S. 90.

Gebieten Württembergs. Die Fundverhältnisse lassen an ihrer Anwendung seitens deutscher Stämme keinen Zweifel. Schon die Tatsache, daß das verhältnismäßig kleine Gebiet, über welches sich die slavische Invasion in Bayern erstreckte, bei weitem überdeckt wird von dem, in welchem Bodensstempel vorkommen, gibt uns Klarheit über die Träger dieser Sitte. Wieder liegt sämtlichen Marken das Kreuzmotiv zugrunde. Ein einziges Mal ist auf einem Bodenstück aus Alt-Nürnberg das Pentagramm angebracht. Ich werde auf die Bedeutung dieses Zeichens, dessen Nachweis ich der Güte des Herrn Kustos Hörmann verdanke, noch zu sprechen kommen (Abb. 8).

Ganz besonders interessant ist der Nachweis von Bodenmarken auf sogenannten Schallgefäßen im Mauerwerk süddeutscher Kirchen des frühen Mittelalters. Ich kann auf die Bedeutung dieser Gefäße nicht näher eingehen und verweise auf die untenstehende Literatur¹⁾. Wahrscheinlich verfolgte man mit ihrer Einmauerung akustische Zwecke. Die Gefäße aus der Kanonikatskirche zu Isen, Amt Wasserburg, sind in der Form unserer frühdeutschen Ware ähnlich. Die auf Abb. 8 ausgeführten Skizzen sind leider nur nach der flüchtigen Zeichnung in „Die Denkmalspflege 1904. Nr. 14/16“ angefertigt. Zwei aus Isen stammende Gefäße befinden sich im Museum zu Traunstein, eines im germanischen Museum zu Nürnberg. Die Kirche ist 1177 bis 1212 erbaut. Abweichend in der Form ist das ebenfalls auf Abb. 8 dargestellte Gefäß aus der alten Kirche zu Burgfelden auf der Schwäbischen Alb. Es hat ausgesprochene Tonnenform. Diese Form, sowie der blumentopfartige Becher von der Burgstelle Theinselberg bei Memmingen, kommt bei uns nicht vor, ist aber zweifellos deutsch.

Aus dem Angeführten ergibt sich folgendes: In Norddeutschland westlich der Elbe und in Süddeutschland finden sich die Bodenzeichen ausschließlich auf frühmittelalterlicher deutscher Ware des 10. bis 13. Jahrhunderts. Stets liegt ihnen das Kreuz zugrunde. Es findet sich variiert als Radkreuz und gefiedertes Kreuz, seltener als sechs- oder achtspeichiges Radkreuz. Das Hafenkreuz und andere Zeichen, wie sie östlich der Elbe und in Österreich zahlreich auftreten, fehlen vollständig. Die Fundorte, frühe Burganlagen, frühdeutsche Siedelungen, romanische Kirchen, die Gefäßformen sowie die Technik, endlich vereinzelt Münzfunde des 10. bis 12. Jahrhunderts lassen es unzweifelhaft erscheinen, daß die Gefäße mit Bodenzeichen in den besprochenen Gebieten dem frühen deutschen Mittelalter angehören.

¹⁾ Die Denkmalspflege 1904. Nr. 11. 14. 16. — 1905. Nr. 6. 7. 10. — Prähist. Jahrg. I. 80. — Westermanns Monatshefte. Januar 1877. Nr. 244. S. 396. — Lausitzer Magazin. Bd. 40. 1863. S. 25. — 1876. S. 322. — Gurlitt, Besch. Darstell. d. Bauten und Kunstdentm. XIX. 95.

Wir wenden uns nun der Betrachtung des östlichen Deutschlands rechts der Elbe und der österreichischen Länder zu. Die hier sitzenden slavischen Völkerstämme hatten sich ihre politische Selbständigkeit und ihre nationale Kultur mehrere Jahrhunderte länger zu behaupten gewußt. Sie waren aber vom 10. Jahrhundert an fortdauernd westlichen deutschen Einflüssen unterworfen. Ihre fortschreitende Christianisierung brachte mannigfache deutsche Kulturelemente ins Land. Das können wir besonders gut bei den Erzeugnissen der Keramik beobachten. Ein treffendes Beispiel für die Beeinflussung der alten nationalen slavischen Keramik durch Deutschtum und Christentum geben uns die Funde von Alt-Lübeck. Hier hatten bis zum Jahre 1138 historisch bekannte Wendenfürsten gesessen, die aber bereits christlichen Priestern ihren Schutz gewährten. Die Form und Ornamentik der Gefäße trägt noch den Charakter des rein Wendischen. Für spätwendische Datierung sprechen die zahlreich auftretenden Tonleisten, die komplizierten Wellenmuster und die schräg gestellten Einstiche. Den starken deutschen Einfluß beweist das Auftreten von Stielen und Henkeln, Stürzen und noch sehr ungeschickt behandelten Rillen oder Furchen. Ebenso deutsch sind die auf der Außenfläche angebrachten kleinen Stempel mit verschiedenen eingeschnittenen Mustern. Den Bodensmarken liegt immer das Kreuz zugrunde (Abb. 8 oben). Wir dürfen in dem einfachen Kreuz sowohl wie in dem vier- und mehrspeichigen Radkreuz nur das von Westen eingeführte christliche Heilszeichen erblicken, wie ich weiter unten nachweisen werde. Alt-Lübeck bietet uns eines der schönsten Beispiele spätslavischer, durch Deutschtum und Christentum beeinflusster Kultur. Die gleiche Erscheinung haben wir bei Mecklenburger Funden. Der von Belß abgebildete Topf von Rehna hat noch durchaus slavische Dekoration des Bodens mit drei erhabenen konzentrischen Kreisen. Deutschen Einfluß verraten dagegen die noch wenig geschickt ausgeführten Parallelrillen. Das Gefäß von Stove ist nach der Form ein Mittelding zwischen slavischem halbhohem Napf und deutschem weitmündigem Topf. Slavisch ist die vierfache Durchbohrung unterhalb des Randes, deutsch die Rillen und die plumpen Henkel. Der Boden trägt ein aus Doppellinien gebildetes Radkreuz (siehe Abb. 9).

Mit dem weiteren Vordringen des deutschen Einflusses nach Osten, mit der Aneignung deutscher Technik auf keramischem Gebiet, wie Hartbrand, Rillendekor, Henkel, geht auch die Einführung des Kreuzes als Bodenszeichen weiter. Nur hatte diese Neuerung ein sehr verschiedenes Schicksal. Wir finden das Kreuz häufig in seiner ursprünglichen Form als einfaches und Radkreuz. Wohl durch Ordenseinflüsse wird es zum Balken- oder Malteserkreuz verändert oder erhält Formen, wie wir sie auf Münzen des 10. und

1) Zeitschr. zur VIII. Vers. d. deutsch. Anthrop. Ges. Lübeck. 1897.

2) Belß, Vorgeh. Altertümer d. Großherzogtums Mecklenburg.

11. Jahrhunderts antreffen. Vielfach hat auch Unkenntnis oder Ungeschick sowie nachträgliches Herumschneiden an den Stempeln das Bild verzerrt. Eine große Rolle spielt in der spätslawischen Keramik des Ostens ein direkt als heidnisch aufzufassendes Symbol, das Hakenkreuz. Sein Werdegang wird uns weiter unten noch beschäftigen. Den freien heidnischen Germanen

Badenstempel aus dem östlichen Deutschland.

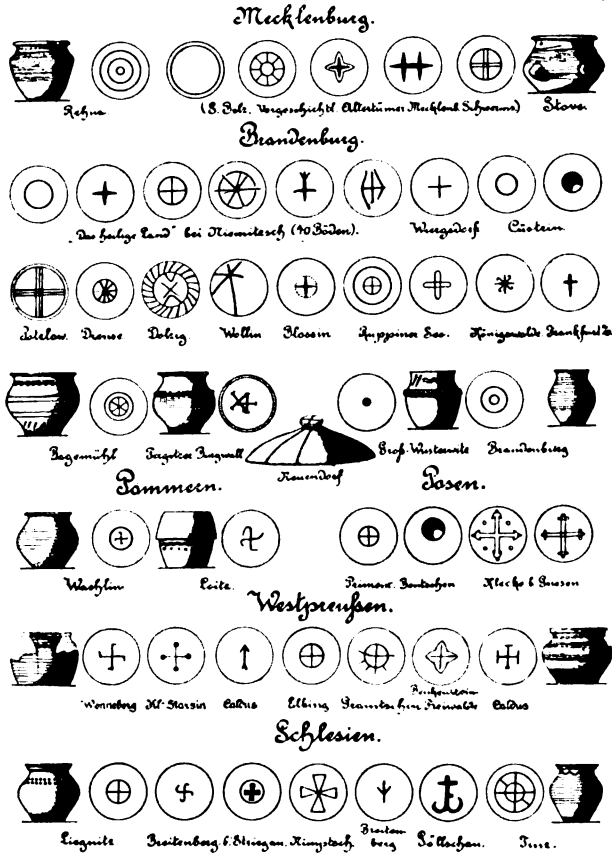


Abb. 9.

des dritten und vierten Jahrhunderts war es noch geläufig, ebenso dem Urchristentum auf klassischem Boden. Seitdem war es aus dem christlichen Westen verschwunden und vom Kreuz verdrängt. Im Osten hatte es aber seine Stellung behauptet, und so finden wir es in der spätslawischen Keramik als Symbol des heidnischen Kultus. Die schöne Urne von Loitz bei Stettin¹⁾

¹⁾ Kühne, Stettin, Bericht des Freiherrn v. Böttigk, Demmin. Zeitschr. f. Ethn. 1883.

ist ein solches Beispiel des dem Christentum Trotz bietenden slavischen Heidentums. Das um hundert Jahre jünger anzusehende Gefäß von Wachlin¹⁾ hat daselbe Zeichen. Mehrfach finden wir es in Ost- und Westpreußen, besonders zahlreich in Schlesien. Reich vertreten sind Hafenkreuze auf den mir von Prof. Seger, Breslau, gütigst mitgeteilten Funden vom Breiten Berge bei Striegau. Eine Ausnahmestellung unter den schlesischen Funden nimmt ein Gefäß ein, das im Hedwigsturm in Liegnitz mit einer Anzahl anderer mittelalterlicher Gefäße gehoben wurde²⁾. Seine Technik und Form, vor allem aber die Lauftrichterverzierung lassen es als unzweifelhaft erscheinen, daß es deutschen Ursprunges ist; als Bodenmarke trägt es ein Radkreuz. Hahn ver-
setzt das Gefäß an das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, was mit der Datierung unserer gleichen westelbischen Gefäße ins 11. bis 12. Jahrhundert in keinem Widerspruch stehen würde. (Sämtlich abgebildet unter Fig. 9.)

Eine Verschmelzung beider Zeichen, des einfachen griechischen Kreuzes und des Hafenkreuzes, gibt uns der Boden von der Bischofsinsel bei Königs-
walde³⁾. Soweit ich den Stoff übersehen kann, kommt diese Kombination nur dieses eine Mal vor. Was sie bezweckt, wage ich nicht zu deuten (Abb 9).

In den österreichischen Ländern finden wir das Hafenkreuz auch an verschiedenen Fundstellen. Ich erwähne Časlau, Königgrätz und Kettlach.

Wir werden weiter unten sehen, daß der Gebrauch, Bodenzeichen auf den Gefäßen anzubringen, in den Gebieten westlich der Elbe nur von ver-
hältnismäßig kurzer Dauer war. Er scheint schon im dreizehnten Jahrhundert seltener geworden zu sein und verschwindet im vierzehnten Jahrhundert gänzlich. Ganz anders ist der Entwicklungsgang in den zwar christlich ge-
wordenen, aber politisch frei gebliebenen Slavengebieten. Hier wird um jene Zeit das Bodenzeichen in erstaunlicher Menge und Verschiedenheit angewandt. Ein Zentrum für diese Art später Bodenzeichen ist der Hradec von Časlau, Sein Erforscher, Prof. Čermák, unterscheidet drei Schichten. Die unterste, älteste zeigt eine Keramik mit Anklängen an den Lausitzer Typus. Darüber folgt eine Schicht mit älterer Burgwallkeramik, also altwendisch, etwa 500 bis 900. Dann kommt die jüngste Schicht, welche durch Denare böhmischer Fürsten bis in die Zeit von 1250 datiert ist. In letzterer Schicht sind eine Unmenge verzierter Topfböden zutage gekommen. Čermák bildet deren 74 verschiedene ab (siehe nachstehende Abb. 10 aus „Jubilejni Sbornik památek čáslavských. Časlau 1904“⁴⁾). Schon die Art ihrer Technik ist von

¹⁾ Dirchow, Urne von Gr. Wachlin bei Stargard. Zeitschr. f. Ethnol. 1882. S. 398.

²⁾ Hahn, Die keram. Bedeutung des Fundes im Hedwigsturm. Mitt. d. Geschichts- u. Altertumsvereins Liegnitz. J. heft. S. 160.

³⁾ Dirchow, Anwendung von Stempeln und über das Zeichen des Kreuzes auf alten Töpfen. Zeitschr. f. Ethn. 1871. S. 27. Taf. VI. 1.

⁴⁾ Čermák, Zeitschr. f. Ethnol. 1886. S. 659. — Šerner Jubilejni Sbornik památek čáslavských. Časlau. 1904. Taf. VI.

der unseren abweichend. Čermák schreibt: „Einige der Zeichen waren in den Gefäßboden eingedrückt, die meisten eingeritzt. Nur einige sind plastisch und angeklebt. Noch nirgends fand man so viele und verschiedene Zeichen, welche gewiß das Vorhandensein einer Töpferwerkstätte bezeugen.“ Er vermutet, daß die Zeichen den Zweck unserer heutigen Schutz- und kaufmännischen Warenmarken gehabt hätten. Ich möchte eher der Ansicht zuneigen, daß es



Abb. 10. Bodenstempel von Hradec von Caslau.

sich um Besitzzeichen handelt. Wir dürfen somit in vielen der Zeichen Haus- oder Familienmarken erkennen. Dafür spricht auch der Umstand, daß, nach Čermák, die Zeichen vielfach nur eingeritzt sind, allerdings wohl bereits vor dem Brennen der Gefäße. Um als bloße Fabrikmarken gedeutet zu werden, erscheint mir die Zahl von 74 verschiedenen Caslauer Zeichen als zu groß.

Eine ähnliche Sülle von Zeichen lieferten Ausgrabungen in Königgrätz. Wocel erwähnt von dort 22 Bodenornamente, die er ins elfte Jahrhundert

setzt¹⁾. Böhmen insbesondere, wie auch das übrige Österreich, bis hinunter zum Karst, sind reich an Keramik mit Bodenzeichen. Nach Osten können wir diesen Gebrauch bis nach Rußland verfolgen²⁾.

Im 15. Jahrhundert scheint diese Sitte so gut wie allgemein erloschen zu sein.

Aus dem bisher Betrachteten ergibt sich folgendes:

Die weit verbreitete Ansicht, daß die Slaven die eigentlichen Träger der mit Bodenstempeln versehenen frühmittelalterlichen Keramik seien, ist falsch. Es ist sicher, daß die Keramik reiner Slavengebiete der Zeit von 500 bis 900 meist keine oder nur die seltene Bodenverzierung durch kreisrunde Vertiefungen, erhabene Kreisflächen oder konzentrische Kreislinien verwendet, die wohl als echt wendischer Kulturbesitz anzusehen sind. Die Betrachtung der älteren slavischen Keramik zeigt uns deutlich ihren Charakter als eine einheitliche, in sich abgeschlossene nationale Kultur. Sie empfing bis dahin nichts von den Deutschen und wollte auch nichts empfangen, ebenso wenig wie die deutsche Kultur von der slavischen. Die Abneigung und Verachtung, die zwischen beiden Völkern nach Zeugnis der zeitgenössischen Schriftsteller bestand, sowie die wirtschaftliche Sperre, welche seit Karl dem Großen mit militärischer Macht aufrecht erhalten wurde, läßt eine gegenseitige Befruchtung auch ausgeschlossen erscheinen. Erst als um die Jahrtausendwende die slavischen westlichen Randvölker von den Deutschen christianisiert und unterworfen werden, tritt eine Beeinflussung der slavischen Keramik auch in den frei gebliebenen Gebieten durch die vollkommenere westliche Töpferei ein. In kurzem verbreiten sich die Vorzüge der deutschen Keramik, Hartbrand, Hentel, Stürze, blaugrauer Überzug über Osteuropa. Stets ist die deutsche Keramik die gebende, die wendische die empfangende. Der Gedanke ist grotesk, daß in jenen Zeiten des Glaubenseifers und der Verachtung alles heidnischen der Deutsche von den Slaven das Radkreuz als früher heidnisches Sonnensymbol übernommen hätte.

Die Sitte der Anbringung von Bodenzeichen in Gestalt von Kreuzen oder Radkreuzen ist jedenfalls auf deutschem Boden entstanden, und zwar in den Randgebieten, wo deutsches Christentum und Heidentum im Kampfe miteinander standen. Das Gefäß sollte dadurch nicht etwa einen sakralen Charakter erhalten. Die Anbringung des christlichen Heilszeichens auf Waffen und Geräten des täglichen Gebrauches war eine sehr allgemeine. Unter meinen Leipziger Metallfunden der Früh-

¹⁾ Wocel, Sitzungsbericht d. K. K. Akad. d. Wissensch. Wien. 1855. Bd. XII. v. Saden, Daselbe. Bd. XXIV. 1873. S. 616.

²⁾ Uyszkiewicz, Über Kurgane in Litauen. Berlin 1868. Tafel X, XII. — Grewint, heidnische Gräber russ. Litauens. Verh. d. estnisch. Gesellsch. zu Dorpat. VI. (1870). S. 109—110, 193.

zeit befindet sich eine eiserne Sichel, von der Form der sogenannten Wenden-
sicheln, die ebenfalls eine Marke in Kreuzform trägt. Solche Marken kenne
ich ferner von Eisenschwertern und Kupfergraben. Pfau weist mit Recht auf
die Ähnlichkeit der Bodenkreuze mit den Konsekrationskreuzen romanischer
Kapellen und Kirchen hin¹⁾. Das Pentagramm auf dem Nürnberger Gefäß-
boden ist ebenfalls als christliches Heilszeichen zu deuten. Dasselbe Symbol
findet sich angebracht auf dem frühromanischen Portal der Kirche zu Knaut-
hain bei Leipzig. Es kann hier nur als Heilszeichen oder Abwehrmittel ge-
dacht sein.

Wie will man es mit der Ansicht, daß unter dem Radkreuz das heid-
nische Sonnensymbol zu verstehen sei, vereinbaren, daß sich in den Mauern
christlicher Kirchen Töpfe mit diesem Zeichen finden, und zwar nicht etwa
an verborgener Stelle, sondern so angebracht, daß ihre Bedeutung als Bau-
teile deutlich zu erkennen ist? Die Anbringung dieses Heilszeichens auch auf
zu profanem Gebrauch bestimmten Geräten entspricht vollkommen der An-
schauung jener glaubenseifrigen Zeit. Wir haben nicht nötig anzunehmen,
daß die Gefäße zu irgendwelchen sakralen Zwecken dienten. Vielleicht sollten
die Zeichen auch mitbekunden, daß die Verfertiger der Gefäße Christen waren,
denn man war damals ängstlich besorgt, mit nichts Heidnischem in Berührung
zu kommen. Das Kreuzzeichen begleitete den Christen, wie ich schon oben
bewies, auch auf anderen Geräten des täglichen Gebrauches. Noch heute
schlägt der bayerische Holznacht in den Stumpf des gefällten Baumes dieses
Zeichen ein!

Die Form, welche man für die Bodenzeichen nahm, war zunächst das
einfache griechische Kreuz. Noch öfter wurde aber das im Kreis stehende
Radkreuz erwählt. Wie wir weiter oben sahen, ergab sich der Kreis von
selbst, wenn man den in ein rundes Holzstück geschnittenen Kreuzstempel in
den weichen Ton einpreßte. Man hat aber dann absichtlich die Kreislinie
mit in den Stempel eingeschnitten, um das Radkreuz hervorzubringen, das
den Deutschen, wie vielen anderen Völkern, aus ihrer heidnischen Vorzeit
geläufig war und bereits in der Frühzeit des Christentums von diesem als
Symbol erwählt wurde. War es doch ein wohl berechneter Schachzug der
Kirche, die neue Lehre den Befehrten dadurch annehmbar zu machen, daß
man manches früher Heidnische mit christlicher Bedeutung versah. Nicht
selten finden wir auch das Kreuz anstatt in den Kreis, in ein Viereck gestellt.
Ein solcher Stempel war bedeutend leichter anzufertigen, wie denn über-
haupt die größere oder geringere Geschidlichkeit wohl der Grund mancher
Bodenzeichenvariationen ist. Zuweilen kommen Böden mit sechs- oder acht-
speichigen Rädern vor. Wir müssen aber auch hierin Kreuzdarstellungen er-
blicken. Wilser schreibt darüber:²⁾ „Wie schon im Heidentum wurde auch in

¹⁾ Pfau, Geschichte der Töpferei in der Rochlitzer Gegend.

²⁾ Wilser, Das Hatentkreuz. Zeiß 1917. Sis Verlag S. 6.

christlicher Zeit außer dem vierarmigen das acht- oder sechsstrahlige Kreuz verwendet, ja dieses letztere zum bevorzugten Wahrzeichen des Christentums erwählt, da es, wenn dem mittleren Stabe rechts oben ein seitlicher Bogen angefügt wird, die beiden griechischen Buchstaben X und P, den Anfang von Christus, enthält.“ Schwieriger ist das Kreuz mit gefiederten Balken zu erklären, das uns in den alten Kulturgebieten Westsachsens, Bayerns und Württembergs, hier auch einmal ohne Kreis, entgegentritt. Der Versuch, in der Dreiteilung der Balken einen Hinweis auf die Dreieinigkeit zu sehen, erscheint wohl gewagt. Übrigens tritt uns diese Form schon in früher vorgeschichtlicher Zeit entgegen¹⁾.

Im Verlauf des 12. und 13. Jahrhunderts wurden, wohl hauptsächlich durch die Einflüsse geistlicher und ritterlicher Orden, die Kreuzfiguren weiter verändert. Wir finden zuweilen Anker-, Balken- und Gabelkreuze. Es ist wohl kein Zufall, daß uns diese Bilder vor allem in den östlichen Landesteilen entgegentreten, in denen Ritterorden kolonisationsmäßig tätig waren. In Westsachsen und Süddeutschland war um jene Zeit der Gebrauch schon im Erlöschen und die Christianisierung vollkommen durchgeführt.

Als Gegenstück zu dem christlichen Kreuz und seinen Spielarten finden wir, wie ich schon oben ausführte, in den noch heidnischen slavischen Gebieten das Hakenkreuz als Bodenzeichen. Das Hakenkreuz war ja ein uraltes, nicht nur den Germanen in vorgeschichtlicher Zeit, sondern auch den meisten indogermanischen Völkern gemeinsames göttliches Symbol²⁾. Es reicht bis in die jüngere Steinzeit zurück, wie die Sunde vom Priesterhügel bei Kronstadt und von Tordos beweisen. Wir finden es auf nordischen Felszeichnungen zusammen mit Scheiben, konzentrischen Kreisen und Radkreuzen. Ferner auf Waffen und Schmucksachen sowie auf Goldmünzen mit Runendarstellungen. Dieselben Darstellungen besitzen wir noch aus den germanischen Brandgräberfeldern der römischen Kaiserzeit, des zweiten und dritten nachchristlichen Jahrhunderts. Damit ist also der Gebrauch, symbolische Darstellungen, wir dürfen wohl sagen Sonnenbilder auf Gefäßböden anzubringen, für die Germanen bis in die erste Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrtausends sichergestellt. Das Urchristentum verwendete, wie Darstellungen in den römischen Katakomben beweisen, neben Kreuz und Radkreuz auch das Hakenkreuz als Symbol. Wie Wisler bemerkt³⁾, verschwand aber das Hakenkreuz früh wieder aus dem christlichen Sinnbildeschatz und blieb den noch unbefehrten heidnischen Völkern vorbehalten. Das Christentum wurde uns von Rom gebracht und mit ihm Kreuz und Radkreuz, das heidnische Hakenkreuz war seit den Stürmen der Völkerwanderung aus Westdeutschland verschwunden. Die Slaven, welche

¹⁾ Wofjinsty, Die intruistierte Keramik usw. Berlin 1904. T. CXII. Fig. 7.

²⁾ Müller, Det saakaldte Hagekors's Anvendelse og Betydning i Oldtiden. Kopenhagen 1877.

³⁾ Wisler, Das Hakenkreuz. Zeitz. Sis Verlag. S. 6.

auch zur großen indogermanischen Völkerfamilie gehören, werden das Hakenkreuz ebenfalls besessen haben. Leider sind wir über die Kultur der Slaven vor ihrem Eindringen in Deutschland (etwa 500 n. Chr.) höchst mangelhaft unterrichtet. Wir werden aber nicht fehlgehen, wenn wir das zahlreiche Auftreten des Hakenkreuzsymbols in der Zeit der Kämpfe zwischen Christentum und slavischem Heidentum als eine bewußte Betonung des alten Glaubens gegen die neue Lehre auffassen.

Was uns sonst noch an Bodenzeichen im slavischen Osten entgegentritt, ist ziemlich bedeutungslos und leicht zu erklären. Alle jene Zeichen, Haken, Pfeile, Dreistrahl, Gitter, Ring sind als Haus- oder Geschlechtsmarken der Besitzer oder Verfertiger zu erklären. Auch bis zur Unkenntlichkeit verballhornte Kreuz- und Hakenkreuzzeichen kommen vor. Die Sitte, die Gefäße mit Besitzzeichen zu versehen, ist im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert besonders in Böhmen wohl sehr stark ausgeübt worden. Sie verschwindet im vierzehnten Jahrhundert. Die Erklärung für das Erlöschen dieses Gebrauches gibt folgende Betrachtung. Die frühere, rein handwerksmäßige Herstellung der Töpferwaren war im ausgehenden Mittelalter mehr und mehr dem gewerblichen Großbetrieb gewichen. Damit war eine Entwertung des gewöhnlichen Gebrauchsgeschirrs Hand in Hand gegangen. Wer je spätmittelalterliche Kulturschichten untersucht hat, kann sich die Verschwendung, die mit Tongefäßen getrieben wurde, nur durch deren Wohlfeilheit erklären. Auf fast wertlosen Sachen braucht man aber keine Eigentumsmarken! Dagegen finden wir solche auf den kostbaren Steinzeug- und Hafnerarbeiten, allerdings nicht mehr als Bodenzeichen, sondern plastisch als Wappen oder Signum an bevorzugter Stelle angebracht.

Nachschrift. Die kriegerischen Verhältnisse gestatteten es mir leider nicht, die Arbeit so, wie ursprünglich geplant, auszugestalten. Die Abb. 7—9 sollten als Tafeln erscheinen und mit einem ausführlichen Nachweis der Funde versehen werden. Die Papiernappheit machte dies unmöglich. Ich kann somit nur hierdurch allen Sachgenossen und Sammlungen, die mich durch Angaben reichlich unterstützt haben, meinen herzlichsten Dank aussprechen. Ich füge die ergebene Bitte hinzu, mich auf unerwähnte Funde von Bodenzeichen auf slavischer und frühdeutscher Ware aufmerksam machen zu wollen.

S. Max Nabe.

Die Ursache der starken Zahnabnutzung an prähistorischen Schädeln.

Don Prof. Dr. Srij Netolišky (Czernowiß).

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß die Zähne an vielen prähistorischen Schädeln selbst bei jugendlichen Individuen häufig ganz unverhältnismäßig stark, ja selbst bis auf die Wurzeln, abgekaut sind. Dasselbe kann man an den Zähnen von Primitivvölkern beobachten. Soweit ich sehen kann, erklärt man diese Erscheinung damit, daß die gelegentliche Verschmutzung der Nahrung mit Herdasche, Erde und Sand dieses Abschleifen bedingt habe.

Genauer und richtiger spricht sich Prof. Dr. G. Elliot Smith¹⁾ anlässlich der Untersuchung der Zähne prädynastischer Naturmumien in Oberägypten aus: „Im allgemeinen findet man, daß die Zähne der in den alten Begräbnisstätten beigesezten Leichen gesund sind. Ihr vorzeitiger Durchbruch und ihre frühzeitige Abnutzung sind Tatsachen, die uns bei jeder der alten Begräbnisstätten, mit denen wir es zu tun hatten, auffielen. Allein trotz dieser großen Abnutzung der Zähne gab es nur wenig Zahnerkrankungen unter den Angehörigen der älteren Bevölkerungen.“

„Die Nahrung dieser Leute findet sich oft in den Eingeweiden in einem sehr vollkommenen Zustande erhalten und scheint von sehr derber Art gewesen zu sein; Gerstenhüllen und beträchtliche Stücke harter Fasern sind die am leichtesten erkennbaren Bestandteile für das freie Auge. Zu dieser natürlichen Derbheit der Kost tritt noch die Tatsache hinzu, daß die von den alten Nubiern genossene Nahrung eine gewisse Beimengung von Sand besessen haben muß. Diese Verhältnisse haben zu einer ganz außergewöhnlichen Abnutzung der Zähne geführt und wir haben beobachtet, daß die Milchzähne

¹⁾ The archaeolog. survey of Nubia 1907—1910. II. Vol.: Report on the human remains. Cairo 1910. S. 279.

junger Kinder bis zu einem viel größeren Ausmaße abgenützt werden können, als dies für gewöhnlich selbst bei den dauernden Zähnen der erwachsenen zivilisierten Europäern vorkommt."

Smith hat mit der Betonung der Gerstenspelzen als Ursache der Zahnabnützung zweifellos das Richtige getroffen; aber nicht die „Derbheit“ an und für sich ist es, sondern der normale und hohe Gehalt von Kieselförpern in den Getreidespelzen trägt die Hauptschuld an der so großen Abschleifung der Zähne. Es wird dies ganz besonders bei der Gerste, den bespelzten Weizenarten, und den hirseähnlichen Gramineenfrüchten der Fall sein, bei denen die Epidermiszellen der Spelzen (Schalen) derart stark verkieselt sind, daß in der Asche nach Behandlung mit Salzsäure ganze Kieselplatten unter dem Mikroskop zu sehen sind.

Das Rösten und Anfeuchten der Zerealienfrüchte vor dem Essen als urtümlichste Zubereitung entfernt diese Getreidehüllen nicht; aber auch durch Stampfen und Mahlen wird nur ein kleiner Teil entfernt. Selbst unser höchst entwickeltes Mühlengewerbe läßt noch Spuren in das Mehl übertreten. So lästig die unveränderten Spelzen von uns beim Essen empfunden würden, so unmerklich sind sie nach der Röstung des Kornes, wovon man sich selbst leicht durch Kauen einer Malzkaffeeprobe überzeugen kann, die aus gerösteten und gefeimten, sonst aber unveränderten, mit allen Hüllen versehenen Gerstenfrüchten besteht.

Ich selbst habe durch Prof. E. Smith eine große Zahl von Proben von den Inhaltsmassen der Eingeweide gerade jener Mumien aus dem Niltale erhalten, die oben erwähnt wurden. Meine mikroskopische Untersuchung¹⁾ ergab, daß es sich um das ganz regelmäßige Vorkommen von Gersten- und Weizenspelzen (oft in sehr großer Menge) handelt. Daneben spielen aber noch die gleichfalls kieselreichen Spelzen von Hirse und ein kieselreiches Blatt (*Trichodesma*) eine Rolle. Aber auch die vorhandenen Wurzelknollen von *Cyperus esculentus* besitzen eine Kieselsschichte, die allerdings gegenüber der unvermeidlichen Verunreinigung mit Sand und Erde als abschleifende Ursache zurücktreten mag. Jedenfalls müssen diese regelmäßigen Bestandteile der Nahrung wegen ihres Kieselgehaltes sicherlich abschleifend und polierend auf die Zähne gewirkt haben. Daß ein Sandgehalt diese Abschleifungen noch nebenbei begünstigt, ist selbstverständlich. In der Tat fehlen diesen Nahrungsmittelresten niemals größere Mengen von Sand, der aber wohl ausschließlich bei dem schadhafte[n] Zustande der Leichen, die ganz im Sande ruhen, nachträglich in die Bauchhöhle eingedrungen ist.

Vielleicht könnten diese Massen von Getreidespelzen als Zufälligkeit

¹⁾ Hirse und *Cyperus*, Aus dem prähistor. Ägypten. (Beihfte 3. bot. Zentralbl. 1912. Abt. II.)

aufgefaßt werden, die eben nur das Zeichen allereinfachster Getreidenahrung wären. Demgegenüber möchte ich betonen, daß ich ganz gleichartige Reste von Nahrungsmitteln aus dem prähistorischen Salzbergwerk von Hallein¹⁾ und von Hallstatt untersucht habe; die zweifellos nichts anderes sind, als durch das Salz wunderbar erhaltener Kot der prähistorischen Bergleute. Auch deren Zähne sind stark abgekaut (Kyrle, Jahrb. f. Altertumskunde. Bd. VII. 1913. 18. 29).

Wenn wir also Schädel mit stark abgeschliffenen Zähnen finden, so werden wir annehmen können, daß es sich um solche Menschen gehandelt, deren Hauptnahrung nicht aus tierischen, sondern aus pflanzlichen Stoffen bestand, und zwar in erster Linie aus nicht genügend entspelzten Getreidefrüchten. Wenn man diese Beobachtung und Schlußfolgerung in kritischer Weise an größerem Materiale verwertet, dürften Hinweise auf die Lebensführung in prähistorischen Zeiten gewonnen werden können.

¹⁾ Netolišty, Hirse aus antiken Funden. Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wissensch. Bd. CXXIII. Abt. 1. 1914.

Der Goldfund von Hammersdorf¹⁾.

Don S. E. Peifer.

Kossinna hat in Mannus IX S. 97 ff. über goldene Halsringe gehandelt, welche nach ihm zweifellos skandinavischer, genauer schwedischer Herkunft sind und nach Montelius in das 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. fallen. Er zieht es vor, die sämtlichen Ringe in das 6. Jahrhundert zu setzen, gibt eine Teilung in zwei Arten, welche durch eine Übergangsart verbunden sind und fügt ein Verzeichnis der ihm bekannten Stücke an. Hierdurch hat er für jede weitere Bearbeitung eine sichere Grundlage geschaffen.

Zu seinem Verzeichnis kann ich nun zwei neue Stücke hinzufügen, nämlich zwei Halsringe aus dem schönen Funde bei Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil, nahe bei Braunsberg.

Diese Ringe (1) sind im Jahre 1917 an das tgl. Museum für Völkerkunde in Berlin verkauft worden. Sie gehörten aber zu einer Bestattung, welcher teils sicher, teils wahrscheinlich noch mehrere andere Stücke entstammen, von denen einige schon in alter Zeit, die anderen im Jahre 1917 in das Preussia-Museum in Königsberg gekommen sind:

(2) Zwei Stücke einer großen, starken, silbernen, teilweise vergoldeten Schale mit bildlichen Darstellungen und großen Perlen als Randverzierung.

(3) Mehrere Stücke einer dünneren silbernen Schale, ebenfalls mit Perstrand.

¹⁾ Eine ausführliche Bearbeitung dieses Fundes habe ich vorzubereiten begonnen, wobei ich aber durch ein langwieriges Augenleiden sehr behindert war und noch bin. Jetzt, seit mehreren Wochen in Bad Salzschlief, wo ich mich von einer schweren Gicht zu befreien suche, bin ich von allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln abgeschnitten und stelle diese vorläufige Mitteilung auf Grund einiger Notizen her, welche ich glücklicherweise mit mir genommen hatte. So kann ich sie als bescheidenen Beitrag zu der Festschrift liefern, welche den so hochverdienten Herausgeber des Mannus zu seinem 60. Geburtstage ehren soll.

Zu 2 und 3 siehe Hirschfeld in *PB XI 77*, Drexel in *Bonner Jahrbüchern*, Heft 118 (Bonn 1909), S. 192/193 und passim, ferner *Arch. Jahrb. XXX. S. 205* (Drexel konnte dort das kleinere Stück von 2, welches Hirschfeld noch nicht kannte, nach einer Photographie des *Prussia-Museums* veröffentlichen.), Zahn in *amtl. Berichte aus den kgl. Kunstsammlungen Jahrg. XXXVIII. Nr. 11. Sp. 276.*

Das kleinere Stück von Nr. 2 ist erst lange Jahre nach dem größeren aus Privatbesitz in die Hand der *Prussia* gekommen. Die Berichte über den Fund von 2 und 3 sind nicht genau und nicht ganz zuverlässig. Die Fundstelle, einige 100 m von der anzunehmenden Bestattung entfernt, ist ziemlich sicher angegeben. An dieser kann es sich aber nur um sekundäre Lagerung handeln¹⁾. Darüber unten mehr.

(4) Eine Goldfibel mit Sehnenkonstruktion, großer halbrunder Kopfplatte und (verloren gegangenen) Nadelhalter. Auf der Kopfplatte vier Drachen, wie bei der Fibel von Szilagyi-Szomlyo s. Hampel, *Ung. Altert. Bd. III. Taf. 21 links*, danach Salin, *Tierornamentik S. 18, Fig. 28*. Die Fibel, deren Fußende etwa dem der Fibel bei Hampel a. a. O. Tafel 20 1 u. 2 entspricht, nur daß die zwei oberen Seitenlinien merklich, die zwei unteren ganz unwesentlich eingebogen sind, ist reich verziert durch Siligran in Schlangelinien, Perldraht, Kügelchen und in Kassetten eingelegte Halbedelsteine und Bernsteinplättchen. Zu der Fibel gehörte das Stück einer goldenen Kette, die zwar abgerissen ist, deren karabinerartige Befestigung aber links neben der kleinen Sehne an der Achse der Fibel noch in der ursprünglichen Lage hängt.

(5) Ein Goldmedaillon des Konstantius II.

(6) Eine Goldberlocke. (Eine zweite, die genau der ersten gleich gewesen sein soll, ist von einem Braunsberger Goldarbeiter eingeschmolzen worden.)

Der Fund 1 ist beim Eggen eines Landstückes gemacht worden, auf welches Erde von einem daranstoßenden Hügel, der abgetragen wurde, verbracht worden ist.

Der Fund 4 soll aus einem ehemaligen Wasserloch desselben Stückes stammen, das durch Erde von diesem Hügel aufgefüllt wurde.

Fund 5 ist von einem Jungen auf einem etwa einem Kilometer entfernten Stück oberflächlich liegend beim Hüten gefunden worden; dort scheint er nach Aussagen von einem der Leute verloren zu sein, die sich eines Teiles der Funde bemächtigt hatten.

Fund 6 ist auf demselben Stück wie 1 gefunden worden.

¹⁾ Diese, sowie weitere Angaben verdanke ich Herrn Dr. Behn, der die Fundstellen im Auftrage der *Prussia* untersuchte, soweit es die späte Jahreszeit, Ende 1917, gestattete.

Aus den Angaben zu 1, 4, 5, 6 ergibt sich, daß es sich um eine Bestattung handeln wird, welche auf dem in seinem höchsten Teil jetzt abgetragenen Hügel angelegt worden war. Dieser Hügel liegt hart an der Chaussee Braunsberg-Heiligenbeil und war, wie jetzt noch zu erkennen ist, beim Chausseebau in den dreißiger Jahren durchschnitten worden.

Die Angaben der Arbeiter lassen schließen, daß sich in dem oberen Teil des Hügels verbrannte Knochen und ein von den Arbeitern zerschlagenes Beigefäß befunden haben. In der Nähe der Stelle steht noch ein größerer Stein, der von oben herabgerollt sein kann. Danach vermute ich, daß es sich um ein Knochenhäufchen handelte, auf welchem und um welches Beigaben lagen, während die ganze Bestattung mit Steinen umstellt war, eine Anlage, welche für Zeit und Gegend typisch ist.

Diese Bestattung wurde nun wahrscheinlich in den dreißiger Jahren bei dem Chausseebau zur Hälfte abgeschnitten. In diesem Teil fanden bei dem Bau beschäftigte Arbeiter nach meiner Vermutung die Silberchalen, während der Rest der Bestattung, von der wohl nur einige verbrannte Knochen zu sehen waren, während die anderen Gegenstände in der unberührten Erde nicht zum Vorschein kamen, ungestört liegen blieb. Die Schalen sind dann augenscheinlich durch Zerschneiden verteilt worden; die anderen Anteile werden wohl eingeschmolzen oder sonst verwertet worden sein; nur die noch vorhandenen Reste (2 und 3) sind von ihrem neuen Eigentümer einige hundert Meter von der Fundstelle entfernt in der Erde verborgen worden. Dort blieben sie, bis sie in den siebziger Jahren wieder aufgepflügt worden sind.

Nach den vorstehenden Ausführungen wird es also als möglich angenommen werden dürfen, daß 1—6 zu einer geschlossenen Bestattung gehören. Unter dieser Voraussetzung sehe ich in dem Gesamtfund die Habe einer fürstlichen Frau. Ob eine andere, männliche Bestattung bei dem Chausseebau zerstört worden ist, läßt sich nicht mehr feststellen.

Diese Habe setzt sich nun aus Stücken zusammen, welche sowohl eine Verbindung mit dem nordischen Kreis, wie eine solche mit dem südlichen resp. südöstlichen, ergeben; und zwar ist 1 nordischen Ursprunges, während die anderen Gegenstände nach Süden weisen.

Die Ringe kenne ich vorläufig nur nach schlechten Photographien; trotzdem wage ich die Vermutung, daß sie den Typus bieten, welchen Kossinna in seiner lehrreichen Arbeit als Übergangsart bezeichnet. Genauere Untersuchung der Stücke wird ergeben müssen, ob dies richtig ist, oder ob sie noch zur älteren Art zu rechnen sind (siehe am Schluß).

Die Schalenreste werden von Zahn, der zuletzt darüber gehandelt hat, ins 5.—6. Jahrhundert gesetzt; sie weisen auf eine Herkunft aus einem südöstlichen Kulturkreis.

Die Sibel, welche im wesentlichen der von Szylagyi Szomlyo entspricht, vielleicht etwas älter sein dürfte, zeigt als besondere Eigentümlichkeit, daß die Steine regelmäßig angeordnet sind. Dies, wie die ganze Ausführung spricht für ihre Erzeugung durch Angehörige des römischen Kunsthandwerks. Sie muß zeitlich zwischen die Sibeln von Sakrau und die Childerichsibel fallen und dürfte wohl nahe an letztere gerückt werden; deshalb nehme ich als Zeit ihrer Herstellung etwa die Mitte des 5. Jahrhunderts.

Das Medaillon dürfte aus der späteren Regierungszeit des Konstantinus II. stammen, also zwischen 350 und 361 geprägt sein. Die Köpfe, und nur diese, der Figuren auf der Rückseite sind stark abgerieben; es ist also lange getragen worden, aber so, daß nur die am stärksten hervortretenden Teile gelitten haben. Es ist mit einer Öse versehen worden, wie entsprechende aus den schwedischen und ungarischen Funden bekannt sind. Um die Öse anzubringen, ist sein Oberteil durch Hämmern verbreitert worden, wobei zwei Buchstaben fortgedrückt worden sind.

Die Berloche zeigt Ähnlichkeit in der Verzierung sowohl mit der Öse des Medaillons, wie mit der Sibel. 4—6 weisen auf das gleiche Milieu, und, soweit es sich um die Öse von 5 handelt, auf die gleiche Zeit. Ich nehme an, daß das Medaillon ursprünglich in einer reichen Fassung gefassen hatte und erst später, nach Verlust derselben, mit der Öse versehen worden ist. Daraus dürfte es sich dann auch erklären, daß von der Abnutzung nur die Köpfe der Figuren betroffen worden sind. Da zu der Sibel eine Kette gehörte, welche nach der Art ihrer Befestigung auf ein am anderen Ende der Kette befindliches Gegenstück hinweist, ist weiter anzunehmen, daß eine zweite Sibel verloren gegangen ist. Diese könnte entweder bei der sicher stürmischen Inbesitznahme durch die Arbeiter verloren gegangen sein; dann ist es nicht ausgeschlossen, daß eine Untersuchung der abgefahrenen Sande im Herbst sie noch zutage bringen wird; oder sie ist noch im Besitz eines Arbeiters, der sie verheimlicht — wenn sie nicht etwa gar schon eingeschmolzen sein sollte. Auf der Kette waren wohl die beiden Berlochen und das Medaillon aufgereiht, so daß das Ganze einen stattlichen Schulter- und Brustschmuck bildete.

Der Schmuck, welcher also in oder etwas nach der Mitte des 5. Jahrhunderts, d. h. in der Zeit, wo Goten nach Pannonien übertraten, dort hergestellt sein wird, kam von dort nach der Ostsee, wohl mit rückwandernden Goten oder ihnen angeschlossenen Stammsplittern. Um 500 dürfte dann die Bestattung erfolgt sein, wobei ein gewisser Spielraum natürlich gelassen werden muß. Die Halsringe sind demgemäß auch in die letzten Jahre des 5. Jahrhunderts oder in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts zu setzen, wobei die Wahrscheinlichkeit mehr für dessen Anfangsjahre spricht.

[Korrekturzusatz: Nachdem ich auf der Rückfahrt nach Königsberg Gelegenheit hatte, die Ringe im Berliner Museum für Völkertunde zu sehen, kann ich jetzt angeben, daß sie zur ersten Art Kossinnas gehören und innerhalb derselben als älteste Stücke angesehen werden dürften. Die Verzierungen sind mit Stempeln eingeschlagen, durch welche Kreise und Kreisabschnitte erzeugt waren, die aus mehreren konzentrischen Linien gebildet werden, ferner Dreiecke, welche ein feines gitterförmiges Muster zeigen. Kossinnas neue Datierung im Anschluß an Brenner wird damit durch unseren Fund vortrefflich bestätigt.]

Zur Chronologie der niederrheinischen Hallstattgräber.

Don E. Rademacher.

Unter dem Titel „Das Gräberfeld von de Hamert von Dr. Holwerda“ hat letzterer eine Schrift erscheinen lassen, die in eigentümlicher Weise Gutes und Falsches vereint. Die ausgeführten Gedanken sind durchaus nicht neu. Holwerda und seine Freunde, besonders Evelein, haben sie in den Mitteilungen des Reichsmuseums zu Leiden (siehe Oudheidkundige Mededeelingen Bd. IV. 1910. S. 36) und an anderen Orten mehrfach gebracht. Es erscheint uns an der Zeit, auf gewisse Unsicherheiten hinzuweisen, da zwar nicht der Sachmann, wohl aber der Laie gegen die Bestrebungen unserer prähistorischen Forschungen durch sie mißtrauisch gemacht werden könnte.

Es handelt sich in oben erwähnter Schrift um die Aufdeckung und Erforschung eines kleinen Grabhügelfeldes von etwa 100 Hügeln bei De Hamert, nicht weit von Kevelaer, hart jenseits der deutschen Grenze. Der Besitzer, Herr Rittergutsbesitzer Artur Mauritz, hat in dankenswertester Weise die Untersuchung ermöglicht und die Funde der Wissenschaft erhalten. Dr. Holwerda hat in mustergültiger Art die Aufdeckung ausgeführt. Es wäre sehr zu wünschen, daß überall bei vorgeschichtlichen Untersuchungen mit solcher Großzügigkeit und Sorgfalt, unter steter Festlegung durch die Photographie gearbeitet würde. Allerdings gehört dazu viel Zeit und Geld.

Holwerda ermittelte die Anlage der Grabhügel mit ihren Ringgräben, einige alte Wege und Nebenanlagen, von denen er hervorragend, gelungene Photographien bringt.

Die Grabhügel ergaben etwa in der Mitte eine Urne, ein Tongefäß, das die verbrannten Knochenreste des Toten barg. Um die Zeitstellung und völkische Zugehörigkeit dieser Gefäße dreht sich nun der größte Teil der Ausführungen Holwerdas.

Das Kölner Prähistorische Museum hat gerade auf dem Gebiete der rheinischen Hügelfelder umfangreiche Arbeiten hinter sich und besitzt neben den einzig dastehenden Sammlungen aus den speziell rheinischen Feldern auch große Serien aus dem niederrheinischen Gebiet an der holländischen Grenze. Infolgedessen sind uns auch in praktischer Beziehung die Verhältnisse dieser Gegend durchaus nicht fremd.

Herr Holwerda geht in folgender Weise vor: Aus einer Schrift „Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit im Gebiete zwischen Sieg- und Wuppermündung von E. Rademacher“, erschienen 1912 im *Mannus*, in der für unsere Gegend eine Folge von 4 Stufen der frühen Eisenzeit nachgewiesen worden ist, nimmt er durch Vergleich mit den Funden von de Hamert für die letzteren Datierungen. Diese trägt er in eine Karte ein und findet das Ergebnis sinnlos. Folglich sind, so schließt Holwerda, die Datierungen der Schrift falsch, das ganze System ebenso, und damit die zeitlichen Ansätze für die sämtlichen rheinischen Hügelfelder seiner Ansicht nach um 600 Jahre zu früh. Nachdem er so die Ergebnisse der Sieg-Wupper-Ausgrabungen abgetan, trennt er selbst die Funde von de Hamert in zwei Klassen, eine mit glatten Gefäßen und eine mit rauhen, durch Singernageleindrücke verzierten. Die ersteren erklärt er für hallstattisch beeinflusste gallogermanische, die letzteren für germanische Funde. Die Zeitstellung wird durch eine Reihe von Beobachtungen in die Zeit um Christi Geburt und das erste Jahrhundert n. Chr. angelegt.

Diese Behauptungen mögen uns an dieser Stelle beschäftigen; eine eingehendere Erledigung der ganzen Frage wird vorbehalten. Zunächst verdient die Art und Weise der Diskreditierung der prähistorischen Forschung und ihre Methode ernsthaftesten Widerspruch.

Herr Holwerda wirft nämlich den deutschen Prähistorikern vor, daß kritiklos einer die Behauptungen des anderen übernehme. Er macht es anders, indem er keinem glaubt und dabei übersehen dürfte, daß doch auf diesem Gebiete Erfahrungen gemacht worden sind, die nicht hinter den seinigen zurückstehen.

Dann tadelt er, daß die deutschen Forscher Forschungsergebnisse von einer Gegend in die andere verpflanzen, wohin sie gar nicht gehören können. Und wiederum zieht er selbst aus seinen in Holland gemachten Beobachtungen den Schluß, daß die Hügelfelder in den südlich gelegenen Gebieten bei Köln falsch datiert worden sind. Die Ergebnisse langjähriger Untersuchungen auf dem Gebiete zwischen Sieg- und Wuppermündung verpflanzt er ohne weiteres nach Holland, und wenn sie da nichts Passendes zu ergeben scheinen, dann sind sie nach seiner Meinung falsch. Unsere Meinung aber ist, daß Herr Holwerda sich dabei des von ihm selbst gerügten Fehlers in ausgeprägtestem Maße schuldig macht.

Im übrigen sind Herrn Holwerda die rheinischen (Kölner) Funde fast

so gut wie unbekannt. Die schon erwähnte Schrift über die Chronologie der Hallstattzeit zwischen Sieg und Wupper hat eine Reihe von Tafeln. Aus den dort abgebildeten Urnen hat er Analogien zu den Funden von de Hamert herausgesucht. Von diesen Analogien stimmt keine einzige aus den früheren Hallstattstufen, die aus der letzten Stufe dagegen besser. Wenn Herr Holwerda sich die Mühe gegeben hätte, die Sammlungen des Kölner Museums zu besuchen, die die größte und wichtigste für diese Hügelgrabkeramik ist, dann hätte er nicht z. B. einen rohen, schlechten, dickwandigen, ziemlich formlosen grauen Napf mit einem eleganten, sehr dünnwandigen, fein profilierten, durch ein Killensystem verzierten und mit roter und schwarzer Farbe bemalten Gefäße verglichen, nur weil die Umrisse eine sehr entfernte Ähnlichkeit zu haben scheinen (Hügel 61, Holwerda, mit Tafel XX, 9, Rademacher).

Auf die einzelnen Vergleichspunkte einzugehen, ist überflüssig. Sicher ist jedenfalls, daß neben mancherlei fremden Bestandteilen eine deutliche Verwandtschaft der Keramik von de Hamert mit der späteren Hallstattware der Kölner Gegend (Stufe 3 und hauptsächlich 4) vorhanden ist. Die Brücke und zugleich Erklärung dazu geben die Funde im Gebiete von Duisburg. Von großer Wichtigkeit wäre ein Ende eines Armringes, das Holwerda mit einem Stück der Kölner Gegend aus der letzten Hallstattstufe vergleicht. Der leider minderwertigen Abbildung nach scheint es sich vielmehr um einen sogenannten Pufferarmring zu handeln, der mit Sicherheit der spätesten Hallstattzeit oder frühesten Latènezeit, das ist etwa dem 5. Jahrhundert, zuzuweisen wäre. Ein derartiges Stück (Halsring) befindet sich im Kölner Museum samt der dazugehörigen Urne aus dem Reichswald an der holländischen Grenze, ein weiterer Halsring aus dem Grabfeld Hardt bei München-Gladbach (Ausgrabung C. Rademacher) in Berlin. Die Urne aus dem Reichswalde paßt zu denen von de Hamert völlig.

Nach unserer Ansicht gehört das Grabfeld de Hamert etwa in die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. Die Erbauer sind keltischen Stammes, aber beeinflusst durch südliche (rheinische) Einwirkungen aus der (ligurischen) Hallstattkultur, was sich auch an einzelnen Urnen deutlich offenbart.

Die Zeitansetzung von Holwerda verdient auch genauer betrachtet zu werden. Wieder stellt er die alte Behauptung auf, daß diese Hallstatt-Hügelgräber bis in die Römerzeit hineingehen sollen. Als Beweis werden angeführt: Vor 20 Jahren durchwühlten die Bauern ein Hügelfeld bei Weert, 50 km von de Hamert. Die Reste der Funde kamen nach Leiden. Darunter befinden sich mehrere Sibern frührömischer Zeit. Wo diese Sibern gelegen haben, ist unbekannt. Daß derartige Funde keine Beweiskraft haben, ist klar; denn nach diesem Verfahren könnten wir z. B. in Wahn (Siegkreis) ein großes Hallstattgrabfeld in die Steinzeit, Bronzezeit, germanische Latènezeit, frühe und späte römische Kaiserzeit setzen. Dann sollen in Deurne und

Posterholt und Hoog-Soeren Hallstatturnen mit römischen Fibelfragmenten und einer ganzen Fibel gefunden sein. Ob diese Urnen wirklich dieselben wie de Hamert sind? Ferner: Im römischen Grabfeld von Cnyk sollen in geschlossenen Sunden aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. typische Hallstattformen, mit abgesetztem konischen Halse — ganz die süddeutsche Art — (Chronologie der Hallstattzeit C: Rademacher XXI, Fig. 1) vorgekommen sein. Das ist durchaus ausgeschlossen. Es widerspricht so vollkommen allen bisherigen Ergebnissen aus gut erforschten Gebieten, daß es mit Sicherheit als Irrtum angesehen werden kann. Möglich wäre, daß hier eine Verwechslung vorliegt mit germanischen Formen, bei denen gerade im 1. Jahrhundert n. Chr. dieser konische Hals wieder auftritt. Nach geschichtlichen Zeugnissen haben wir auch im 1. Jahrhundert n. Chr. in den fraglichen Gegenden sicher Germanen. In welcher Weise „Grabfunde“ sich übrigens „zusammenfinden“, zeigt sehr lehrreicherweise folgendes: Im Düsseldorfer Historischen Museum war früher ein Grabfund aus der Umgebung ausgestellt, der neben spät-römischen Gefäßen ein schlesisches, spät bronzzeitliches Gefäß enthielt. Auch im Crefelder Museum gibt es einen derartigen Fund, dessen Fundumstände allerdings ebensowenig sicher sind. Die Erklärung für manches Derartige geben Vorfälle auf den Kölner Hüggelfeldern. Bei den Ausgrabungen von Wahn brachte uns ein Ausgräber Urnen mit dabei gefundenen römischen Terra sigillata-Scherben aus Hüggeln. Nachher stellte sich bei systematischer Durchgrabung des Gebietes heraus, daß über das Hüggelfeld sich ein germanischer Begräbnisplatz aus dem 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. mit sehr vielen muldenförmig in den Boden eingeschnittenen Flachgräbern hinzog. Von diesen Brandgruben lagen nun einige auch auf den Hüggeln, und so waren die römischen Scherben in die unmittelbare Nähe der Hallstatturnen gekommen. So oder ähnlich werden sich wohl noch manche derartige Vorkommnisse erklären. Jedenfalls kann von einem Hineinreichen der früheisenzeitlichen Hüggelgräber in die Römerzeit keine Rede sein; wohl aber ist ihre frühe Ansetzung richtig. Das geht auf das Deutlichste aus Parallelen mit südlicheren Gebieten hervor. Erinnert sei nur an die mit den Hallstatt 1 (Villanova) Typen beginnende, durch die frühen Leierfibeln belegte Verwendung des Eisens; dann die Entwicklung unserer (Köln und nördlich) Hallstatt-4-Kultur zur 1. Latènestufe, die im Trierer Museum absolut einwandfrei zu studieren ist. Vielleicht wird ja allerdings Herr Holwerda auch die Datierung dieser 1. Latènestufe trotz der griechischen Gefäße, Bronzestüde und Münzen zu früh finden. Herr Holwerda vermißt besonders einen Beweis für die zeitliche Folge der vier Stufen. Zwar ergibt sie sich auch genetisch von selbst, aber der Beweis sei hier angedeutet: Die vier Stufen liegen auf mehreren langgestreckten Feldern der Reihe nach nebeneinander, so z. B. Altenrath, Siegburg, Iddelsfeld und Hardt. Das war 1912 uns noch nicht in diesem Maße so bekannt. Auf mehreren Feldern ist eine der Stufen theoretisch ge-

funden worden, z. B. Iddelsfeld. Hier lag 2, 3, 4 hintereinander, und beim Nachsuchen fand sich an der angegebenen Stelle in kaum erkennbaren Hügeln die 1. Stufe.

Der wichtigste Beweis aber für die frühe Ansetzung der Hallstatthügelfelder ist die Auffindung der späteren Kulturen. Und das ist jetzt für die Kölner Gegend so ziemlich gelungen. Germanisches Frühlatène, Spätlatène, frühe, mittlere und späte römische Kaiserzeit sind im Kölner Museum zusammengetragen und beweisen mit ihrer durch viele Jahrhunderte langen Entwicklung aufs klarste das größere Alter der Hallstatthügel.

Wenn Holwerda in den römischen Kastellen zu Dachten und Arentsburg Scherben vom Typus derer von de Hamert gefunden haben will, so möchten wir das noch nicht so ohne weiteres annehmen. Eine ähnliche rohe Keramik mit Singernageleindrücken mag ja wohl vorkommen, aber Derartiges gibt es mehr. Ein Teil der Ware von de Hamert ist übrigens derart roh und schlecht, daß sie mit jeder schlechten Keramik Ähnlichkeit haben kann; und aus der Singernagelverzierung lassen sich keine Schlüsse ziehen, da sie zu allen Zeiten vorkommt.

Zu welchen Folgen eine derartige unsichere Chronologie führt, zeigt sehr drastisch eine Veröffentlichung von Dr. Evelein über das Urnenfeld von Riedhofen in Mededeelingen Bd. IV. 1910. S. 31—42. Auch hier ist Herr Holwerda für die Chronologie verantwortlich, da sich Evelein ihm gänzlich angeschlossen hat.

Das Grabhügelfeld Riedhofen ist ein kleines Feld mit Hügeln ähnlicher Anlage wie de Hamert. Die Sunde unterscheiden sich allerdings ziemlich. Zwar gibt es auch hier zwei Arten, eine glatte, polierte Art von Gefäßen, die gallogermanisch, eine andere, rauhe, mit Singernageleindrücken verzierte, die germanisch sein soll. Außerdem gibt es aber auch noch anderes, z. B. einen Steinhammer, der steinzeitlich sein soll, aber in eine Urne gehört; ferner viele Bronzen, Nadeln, die bronzezeitlich sein sollen. Das ganze gehört nach folgender chronologischer Untersuchung in das 1. Jahrhundert n. Chr.: Urne 21 Riedhofen ist derselbe Typus wie ein Gefäß aus Hoog Soeren. Bei diesem letzteren wurde eine andere Urne von ungefähr demselben Typus gefunden und in dieser eine römische Sibel. (Wörtlich übersetzt, Mededeelingen Bd. IV. 1910. S. 35, Zeile 6—8 von unten). Dabei ist gerade Urne 21 von einer sehr alten Form, die durch Sunde aus Baden, Mittelrhein gut datiert ist für die frühe Hallstattzeit, etwa 1200 v. Chr. Es ist eben sehr leicht, keramische Verschiedenheiten zu übersehen und dadurch ganz unterschiedliche Dinge zusammenzubringen. Überhaupt gehört Riedhofen ganz einheitlich in die spätere Bronzezeit. Das beweisen die frühen Dillanova-Formen, die Kerbschnittverzierung, die noch niemals einer um Christi Geburt angelegt hat, die Henkelformen und vieles andere an der Keramik. Ebenso der Steinhammer, der typisch bronzezeitlich ist, die Nadeln bekannten Typus, der Bronzetutulus

u. a. m. Die Vorstufe der Riedhofener Keramik besitzt das Kölner Museum in Grabfunden von der holländischen Grenze, von Rees und von Hünge. Salls Holwerda mit seiner Chronologie recht hätte, müßten diese Funde, die an Keramik kaum abweichen, mit ihren Bronzelanzenspitzen, Bronzeschwertern frühen Typs, bootförmigem Steinhammer auch den Jahrhunderten um Christi Geburt angehören.

Holwerdas Ansicht, daß die Steinzeit, Bronzezeit, Hallstattzeit u. ff. etwa beliebig lange gedauert und nebeneinander bestanden haben sollen, ist durchaus unbegründet. Unserer Ansicht nach fehlt es noch sehr an einer systematischen Durchforschung der Hügelgräberfelder im holländischen und am Niederrhein. Ehe man Keramik sicher beurteilen kann, muß man viele Hunderte von Gefäßen sich durch die Hände gehen lassen. Keine Alt Sachen verlangen zum richtigen Verständnis auch nur annähernd soviel Material wie die Keramik. Wir haben in der Kölner Gegend dieselbe Unsicherheit gehabt. Nur durch glückliches Zusammenfassen von Material hat sich die Erkenntnis gehoben. Zweifellos wird auch in Holland, dank der vorzüglichen Grabungstechnik und dem großen Eifer die Sache sich langsam aufklären, und man wird nicht mehr Scherben, die Fingernageleindrücke aufweisen, für ohne weiteres gleichzeitig halten — und gar eo ipso für germanisch —, mag der eine auch dem Ende der Bronzezeit angehören und der andere der Römerzeit. Jedenfalls aber möchten wir zum Schluß noch einmal hervorheben, daß wir die Berechtigung eines jeden Schlusses aus den noch unsicheren Verhältnissen an der holländischen Grenze auf die viel besser bekannten rheinischen Sieg-Wupper-Gebiete ablehnen.

Wer da mit Holwerda glauben will, daß man die Chronologie doch nie genau ergründen kann, der mag auf seiner Ansicht beharren; der Gang der Vorgeschichtswissenschaft ist bisher ein anderer gewesen und wird erfolgreich weiter gehen.

Vorgeschichtliche Untersuchungen während der Kriegszeit.

Don Martin Schulke.

Mit 6 Abbildungen.

Innerhalb der verfloffenen Kriegsjahre habe ich einige Untersuchungen auf vorgeschichtlichem Gebiete sowohl in der Heimat wie draußen im Felde vornehmen können, deren eingehende Veröffentlichung der kommenden Zeit vorbehalten bleiben muß. Hier sollen nur die wichtigsten Ergebnisse kurz angedeutet werden.

Zu Beginn des Krieges war ich mit der Untersuchung eines bereits in früherer Zeit aus landwirtschaftlichen Gründen bis auf die Erdoberfläche abgetragenen Hügelgrabes beschäftigt. Die Fundstelle liegt auf dem Areal des Rittergutes Neuenfeld im Kreise Prenzlau unweit des bekannten Neuenfelder Dolmen, woselbst noch mehrere Hügelgräber liegen, die teilweise abgetragen, einige jedoch noch gut erhalten sind. Außer einer Menge Gefäßscherben, Feuersteingeräten, Feuersteinpfeilspitzen und einem Stückchen Bronze brachte die Grabung als wichtigstes Ergebnis die Feststellung, daß in den Hügel zwei Kammern eingebaut gewesen waren. Dieselben hatten rechteckigen Grundriß und jede von ihnen sechs Rundpfosten. Bemerkenswert war der Einbau der Pfosten. Dieselben ruhten auf einem sorgfältig gelegten freisunden Steinpflaster, waren dann nach oben hin sorgsam mit Steinen umstellt. Nach Herausnahme der Erde sah ein solches Pfostenloch wie ein kleiner, mit Feldsteinen ausgemauerter Brunnen aus, der nach unten zu auf einer runden Steinunterlage ruhte. Die Kammern sind durch Brand zugrunde gegangen. In einem Pfostenloch stand noch der verkohlte Unterteil des Pfostens. Solche Einbauten mögen auch in anderen Hügeln gewesen, aber nicht erkannt worden sein, was mich eine alte Ausgrabungsnotiz in den baltischen



Abb. 1. Hügelgrab Neuenfeld. Pfostenloch 2. Nach Wegnahme der umliegenden Steine zeigt sich der vertohlte Pfosten innerhalb des Loches.



Abb. 2. Hügelgrab Neuenfeld. Der Unterbau der östlichen Kammer mit den Pfosten 7—12. In der Mitte sieht man den mit Steinen gepflasterten Boden. Die an den Ecken liegenden großen Steine zeigen die Pfosten 7, 8, 10, 11 an. Die Pfosten 9 u. 12 liegen in der Mitte der Längsseiten. Oben links zeigt sich Pfostenloch 3 von der westlichen Kammer.

Studien vermuten läßt. Über den Gang der Grabung liegen zahlreiche Aufnahmen vor.

In Rußland konnte ich in West-Wolhynien dicht bei dem Dorfe Buzany, hart an der galizischen Grenze, etwa 12 km von der galizischen Stadt Radziechow,

ein steinzeitliches Hügelgrab untersuchen, das zur genaueren Erforschung völlig abgetragen wurde. Die Möglichkeit zu dieser Grabung verdanke ich dem überaus freundlichen und verständnisvollen Entgegenkommen des Stabes der 22. Inf.-Division. Ich spreche den Herren auch an dieser Stelle für alle mir hierbei gewährte Unterstützung meinen besten Dank aus. Im oberen Teile lagen drei Gräber jüngerer Zeit. Die Leichen waren hier in ausgehöhlten Baumstämmen bestattet. In einem Grabe fand sich etwas Eisen. Das steinzeitliche Grab fand sich unter der Erdoberfläche — die Leiche in Hoderlage.

Beigaben waren durch den ganzen Hügel verstreut. Ein Tongefäß stand über dem Grabe. Die Sunde schließt sich ganz den aus der Literatur bekannten Sunden der steinzeitlichen wolhynischen Hügelgräber an. Sämtliche Sundegegenstände, sowie das



Abb. 3. Hügelgrab Neuenfeld. Pfostenloch 2 u. 3 von der westlichen Kammer. Zwischen beiden Pfostenlöchern eine Steinwand.

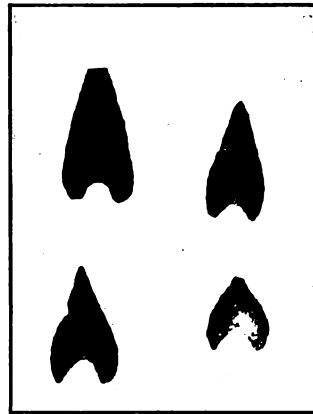


Abb. 4. Feuersteinpfeilspitzen aus dem Hügelgrabe Neuenfeld.

in situ gehobene Skelett wurden von mir dem kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin überwiesen. Außer diesem untersuchten Hügel waren noch mehrere Hügelgräber in dortiger Gegend vorhanden. Sie alle lagen weißlich sichtbar auf den die umliegende Gegend beherrschenden Höhen.

Auch steinzeitliche Siedelungen konnte ich hier, wie dann später im Bezirk Kowel, mehrfach feststellen. In letzterer Gegend fand sich eine ganze Dorfanlage. Hier war auf der Sanddüne, auf der die Siedelung gelegen hatte, vom Winde die obere Sandschicht fortgeweht und nun zeigten sich

mitten im hellen Sande zahlreiche Pfostenlöcher. Leider konnte ich hier keine genaue Aufmessung aus Mangel an Zeit vornehmen, sondern nur zahlreiche Feuersteingeräte, prismatische Messer, Bohrer, Schaber, Pfeilspitzen, Behau-



Abb. 5. Steinzeitliches Hügelgrab bei Buzany (Wolhyniert).



Abb. 6. Der aufgegrabene Hügel, im Hintergrunde rechts Schlosspark von Buzany. Der schwarze Strich links vom Spaten zeigt das im Hügel gefundene Tongefäß. 50 cm unter dem Tongefäß lag das Hodersteilett.

steine und Scherben sammeln, von denen einige verziert waren. In dem Sumpfgebiet am Stochod kamen gleichfalls auf den Sanddünen Feuersteingeräte vor. In neolithischer Zeit scheint die Gegend mithin stark besiedelt gewesen zu sein.

Die Hügelgräber Wolhyniens lassen sich nach meinen Beobachtungen

äußerlich in vier Typen sondern. Die einen liegen innerhalb einer eine größere Fläche umschließenden Erdumwallung, wie solche auch noch die heutigen Friedhöfe dort zeigen. Dieselben mögen jüngerer Zeit angehören. Ein anderer Teil zeigt bei einem Durchmesser von etwa 12 m nur eine Höhe von $\frac{1}{2}$ m. Diese liegen in der Niederung und fanden sich zahlreich. Eine dritte Klasse hat bis zu 2 m Höhe und liegt gleichfalls in der Niederung, während die steinzeitlichen Hügel auf Höhen liegen und dann nicht gruppenweise, wie oft Klasse 2 und 3, sondern einzeln. Ringwallartige Anlagen sah ich im Gebiet der Stochod-Sümpfe mehrfach. Doch scheinen dieselben aus jüngerer Zeit zu stammen und der Gewinnung von Holzteer gedient zu haben.

Hiermit sei nur kurz das Wichtigste meiner Untersuchungen und Beobachtungen auf vorgeschichtlichem Gebiet angedeutet. Hoffentlich gestattet bald eine neue Friedenszeit, das zusammengebrachte Material zu sichten und die einzelnen Ergebnisse im Zusammenhang darzustellen.

Im Felde den 18. Juli.

Martin Schulze.

Urnenfriedhöfe und Grabhügel des letzten Jahrtausends v. Chr. im nordöstlichen Westfalen.

Von Dr. Walther Schulz, Halle a. S.

Mit 20 Abbildungen.

Abkürzungen.

- Jahresbericht = Jahresbericht des historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg.
Müller-Reimers = Müller-Reimers: Vor und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover. 1893.
Nachrichten = Nachrichten über deutsche Altertumsfunde.
R. Bl. = Ravensberger Blätter.
Urnenfriedhöfe = Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen. Bd. 1. 1911.

In älteren Berichten besteht häufig Unsicherheit in der Bezeichnung Urnenfriedhof und Grabhügel. Ein Grabhügel ist ein über der Bestattung künstlich aufgeworfener Hügel; Urnenfriedhöfe sind dagegen oft auf einer natürlichen Bodenerhebung angelegt. Man muß annehmen, daß ursprünglich die Gräber hier durch kleine Erdaufwürfe oder Holzpfähle bezeichnet waren, die aber längst verschwunden sind.

Derartige Friedhöfe sind bei Stemmer¹⁾, Nordhemmern²⁾, Wittenhusen an der Porta Westfalica³⁾ im Kreise Minden, bei Südlengern⁴⁾ und Herford⁵⁾ im Kreise Herford gefunden worden. Die verbrannten Knochen wurden in der Regel in Urnen beigesetzt; eine Leichenbrandgrube ohne Urne wurde einmal bei Stemmer beobachtet. Steinkisten oder Steinpadungen sind nicht

¹⁾ Museum Bielefeld und Minden. Schulz: R. Bl. 1911. S. 69. Zeitschr. f. vaterländ. Gesch. (Münster) 1913. S. 495.

²⁾ Museum Bielefeld. Schulz, a. a. O.

³⁾ Museum für Völkertunde Berlin. Mus. um Budeburg und Minden. Göge: Nachrichten 1898. S. 90.

⁴⁾ Museum Bielefeld. Realgymn. Bände.

⁵⁾ Museum Herford.

befannt geworden. Zuweilen finden sich Beigefäße; Deckschüsseln nur vereinzelt in Stemmer. Metallbeigaben sind selten.

Die Friedhöfe sind sämtlich in der jüngeren Bronzezeit belegt gewesen.

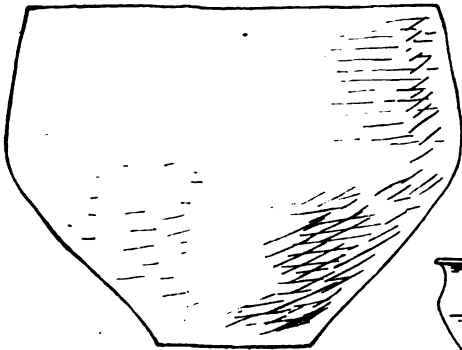


Abb. 1. Wittenhusen bei der Porta Westfalica (Kr. Minden). Nach: Göhe, Nachrichten 1898. $\frac{1}{6}$.



Abb. 2. Wittenzmesser (Kr. Minden). Nach Göhe. $\frac{1}{3}$.

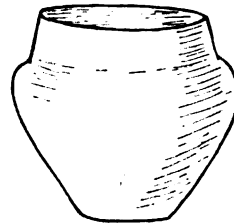


Abb. 3. Stemmer (Kr. Minden). Etwa $\frac{1}{12}$.

Eine nähere zeitliche Bestimmung ist durch die folgenden Bronzefunde gegeben:

Wittenhusen: in Urne Abb. 1 Bronzemesser Abb. 2; in einer anderen eine Bügelpfattenfibel, ähnlich Fibel von Rethwisch (Amt Dechta, Olden-

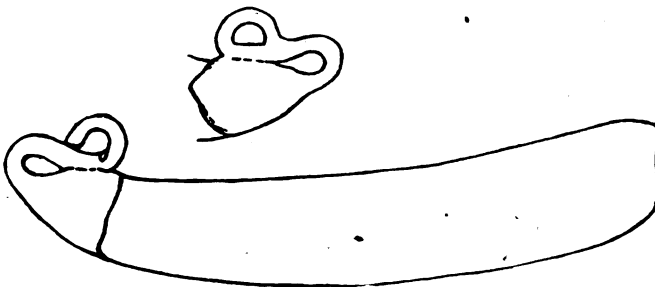


Abb. 4. Stemmer (Kr. Minden). Nat. Gr.

burg, vgl. Martin, Mannus IV. 1912. S. 222), beide Beigaben gehören dem Ende der Bronzezeitperiode 4 an.

Nordhemmern: Bronzefibel der Periode 4 (Abb. bei Kossinna, Mannus V. 1913. S. 36).

Stemmer: in Urne Abb. 3. Bronzemesser der Periode 5 (1000–800 v. Chr.) (Abb. 4).

Die Urnen haben meist die in der jüngeren Bronzezeit üblichen Formen; zwei Urnen aus Südlengern tragen von einem Hofe umgebene kleine Budel, die nach Kossinna auf westdeutscheltische Einflüsse zurückgehen¹⁾.

Aus Stemmer und Nordhemmern besitzen wir nun weitere Funde, die eine Benutzung dieser beiden Urnenfriedhöfe bis in die frühe Eisenzeit (jüngere Hallstattzeit) sicherstellen. Wittenhusen wird im Ausgange der Bronzezeit

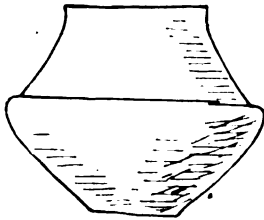


Abb. 5. Wittenhusen bei der Porta Westfalica (Kr. Minden). Nach Göge. $\frac{1}{6}$.



Abb. 6. Stemmer (Kr. Minden). Etwa $\frac{1}{10}$.

aufgegeben sein. Für die Friedhöfe von Herford und Südlengern liegen zu wenig Funde vor, um diese Frage zu entscheiden.

In Wittenhusen fand sich die Urne Abb. 5. Lianau, der die Form von der doppeltonischen ableitet,

setzt sie in die Zeit um 700 v. Chr.²⁾ Aus Stemmer gehören in die Übergangszeit einige Terrinen mit gerundetem Umbruch und eingeschwungenem Unter- und Oberteil (Mus. Bielefeld).

Früheisenzeitliche Gefäßformen aus Stemmer sind:

Urne Abb. 6 mit gerauhtem Unterteil, entstanden aus Form wie

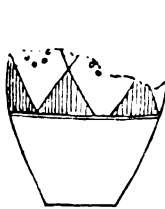


Abb. 7. Stemmer (Kr. Minden).

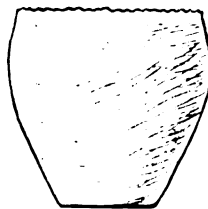


Abb. 8. Stemmer (Kr. Minden).

Abb. 3; gleiche Urnen in einem der früheisenzeitlichen Gräber von Nienburg (Prov. Hannover) (Abb. Nachrichten 1892. S. 70), ferner in dem früheisenzeitlichen Friedhof von Warmjen (Kr. Stolzenau, Prov. Hannover) (Mus. Minden).

Urne Abb. 7: glänzend schwarz; nach Bau und Verzierung ähnliche Urnen in Nienburg, z. B.

in dem oben erwähnten Grabhügel (Mus. für Völkert. Berlin, Mus. Hannover), ferner wiederum in Warmjen.

Bruchstück einer Terrine mit ausladendem, aber nicht scharf abgesetztem Rande, wie er im östlichen Hannover in der Stufe Wessenstedt und Jastorf auftritt³⁾.

Der hohe, gerauhte Topf mit gewelltem Rande (Abb. 8). Er ist im nordwestlichen Deutschland besonders in der frühen Eisenzeit bis in die frühe

¹⁾ Mannus IV. 1912. S. 183.

²⁾ Urnenfriedhöfe I. S. 47. Abb. 3 und S. 48.

³⁾ Schwantes, Prähist. Zeitschr. I. 1909. S. 142. Urnenfriedhöfe Bd. 1. S. 6.

Latènezeit verbreitet. In den keltischen Gräbern am Niederrhein tritt er nach Rademacher in der Hallstattstufe 4 auf (600—500 v. Chr.)¹⁾, offenbar unter germanischem Einflusse. Randscherben liegen auch aus Nordhemmern vor. Ein kleiner Napf mit gewelltem Rande fand sich im Urnenfriedhofe Herford.

Aus Nordhemmern stammt Beigefäß Abb. 9 mit abgesetztem Fuße und einer Kappe (Mus. Bielefeld). Im nördlichen Hannover kommen Beigefäße mit abgesetztem Fuße in der Stufe Wessensstedt und Jastorf a vor²⁾, im Keltengebiet am Niederrhein in Hallstattstufe 2 und 3 (1000 bis 600 v. Chr.)³⁾.

Von Metallfunden gehören in die frühe Eisenzeit:

Nordhemmern: Bronzenadel mit Näpfschenkopf; gekröpfte Bronzenadel mit Kopfscheibe mit Budelverzierung (Mus. Bielefeld). Abb. 10.

Stemmer: ein Eisenring in einer Leichenbrandgrube, Durchmesser 5 cm, Stärke $\frac{3}{4}$ cm (Mus. Minden).

Hügelgräber liegen in größerer Zahl am Südrande des Teutoburger Waldes⁴⁾. Sie werden bereits im 17. Jahrhundert erwähnt⁵⁾. Wenigstens über einige besitzen wir Ausgrabungsberichte, so über Hügel bei Lämmers-
hagen, Kr. Bielefeld⁶⁾ und auf der Friedrich Wilhelm-Bleiche bei Bielefeld⁷⁾. Nach Wilbrand sind manche Hügel über 2 m hoch. Sie enthalten mehrere Bestattungen. Die Urnen sind auf dem natürlichen Boden beigelegt, der Brandspuren zeigt. Doch in dem Grabhügel der Friedrich Wilhelm-Bleiche standen die Urnen über dem gewachsenen Boden. Die Hügel bei Lämmers-
hagen waren bis 1 m hoch, der Durchmesser der größeren betrug 20—30 m, der kleineren nur 2,50 bis 3 m. Zuweilen sind die Urnen mit einer Deck-
schüssel und mit Beigefäß versehen. Beigaben sind selten⁸⁾.

Unter den Tongefäßen begegnen uns meist schon bekannte Formen.

Urne Abb. 11 von der Friedrich Wilhelm-Bleiche könnte noch bronzezeitlich sein; sie erinnert an Urne Abb. 3. Bei einer weiteren Urne Abb. 12



Abb. 9.
Nordhemmern
(Kr. Minden).

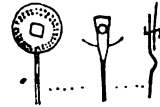


Abb. 10. Nord-
hemmern (Kr.
Minden). Etwa $\frac{1}{6}$.

¹⁾ Mannus IV. 1912. S. 207. Taf. 24. Abb. 15 und 16.

²⁾ Schwantes, Urnenfriedhöfe. Bd. 1. S. 3 und 6.

³⁾ Rademacher, Mannus IV. 1912. S. 203. 204. Taf. 19. 21. 23.

⁴⁾ Sie werden verschiedentlich in den Ravensberger Blättern und Jahresberichten erwähnt, besonders 11. Jahresbericht 1897, S. 39. Auf Kartenauschnitten eingetragen sind sie bei Wulfmeyer: „Stätten germanischer Freiheitskämpfe und Götterhaine bei Bielefeld“. 1901.

⁵⁾ Vgl. Wilbrand, Jahresbericht 1897. S. 45.

⁶⁾ Weigel, Jahresbericht 1897. S. 101.

⁷⁾ Wilbrand, Jahresbericht 1906. — R.Bl. 1905. S. 85.

⁸⁾ Museum Bielefeld, von Lämmers-
hagen auch Mus. f. Dölterfunde Berlin.

ist die Schulter nur noch schwach angedeutet, sie wird sich aus der ersten Form, vielleicht unter dem Einfluß der doppelkonischen Urne, entwickelt haben.

Mehrere Urnen lassen die Herkunft von der bronzezeitlichen Form, wie Abb. 3 und Abb. 11, erkennen, nämlich:

Urne Abb. 13 (Unterteil eingeschwungen, Hals eingezogen und ein wenig nach innen gerichtet, Rand schwach ausladend),

Urne Abb. 14 (ähnlich, doch der Unterteil hat nicht den Schwung und setzt sich schärfer von der Schulter ab)

und gehenkelt Urne Abb. 15.

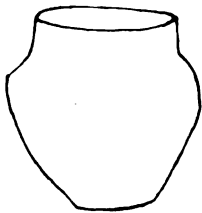


Abb. 11. Bielefeld.
Nach Wilbrand: Jahresbericht 1906.

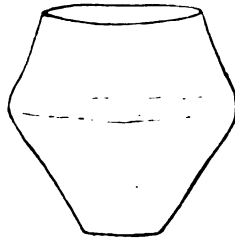


Abb. 12. Bielefeld. Nach
Wilbrand.

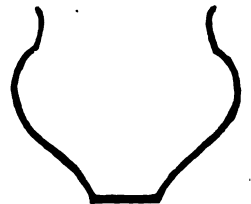


Abb. 13. Bielefeld. Nach
Wilbrand.

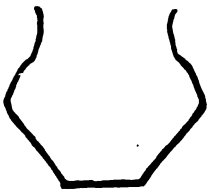


Abb. 14. Bielefeld.
Nach Wilbrand.

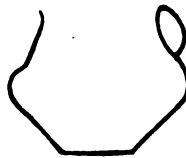


Abb. 15. Bielefeld.
Nach Wilbrand.

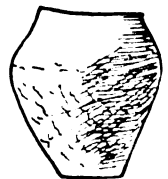


Abb. 16. Bielefeld.
Nach Wilbrand.

Der hohe Rauhtopf mit gewelltem Rande ist viermal in dem Hügel der Friedrich Wilhelm-Bleiche vertreten; einmal ein verwandtes Gefäß, gerauht, mit nicht scharf abgesetztem, nach innen gerichteten Halse (aber ohne Wellenrand). Abb. 16.

Urnen mit gewelltem Rande stammen auch aus Hügelgräbern bei Dierschlingen bei Brachwede (Cfr. Bielefeld) und vom Blömkeberge bei Bielefeld¹⁾ (Mus. Bielefeld).

Von Beigefäßen des Hügels der Friedrich Wilhelm-Bleiche sei der Fußbecher aus der Urne Abb. 16 erwähnt (Abb. 17), über die Zeitstellung ist oben bereits gesprochen; ferner der Becher Abb. 18 mit ausgesprochenem Schrägrand.

¹⁾ Wilbrand, Jahresbericht 1898. S. 85.

Von Metallbeigaben liegen vor: zwei Bronzenadeln mit umgerollten Kopfsenden vom Blömkeberge und ein kleiner offener Bronzearmring aus einer Leichenbrandschüssel von Bradwede (Landkr. Bielefeld) (Mus. Bielefeld).

Weiter treten Hügelgräber im nördlichsten Teile unseres Gebietes auf der Loffumer Heide zwischen Seelenfeld (Kr. Minden) und Loffum (Pr. Hannover) auf¹⁾. Es sind Grabhügel von etwa 10 m Durchmesser. Neuerdings sind in ihnen Holzeinbauten festgestellt worden. Nach den Angaben bei Müller-Reimers sind die Urnen in den Hügeln unregelmäßig verteilt. Auf der Urne liegt eine Dedschüssel; Beigefäße finden sich häufig. Eine Anzahl Urnen wird im Mus. Minden aufbewahrt, darunter auch die während des Krieges gehobenen, die aber noch der Bearbeitung harren. Diese letzteren Sunde werden für die Zeitbestimmung sicherlich von Bedeutung sein. Vorläufig kann man sagen, daß die Gefäße denen der oben behandelten Hügelgräber nahestehen. Vielfach findet man künstliche Rauhung, auch durch Kammstrich. Der Rauhtopf mit gewelltem Rande ist hier wieder vertreten. Ausladende Ränder scheinen aber bei den Urnen zu fehlen. Als Beigaben sind mir zweimal Eisenstücke (das eine wohl die Spitze eines großen Messers) bekannt geworden. Auch ein Wendelring soll dort gefunden sein²⁾.



Abb. 17.
Bielefeld.



Abb. 18.
Bielefeld.

Westlich der Weser sind Grabhügel südwestlich von Ovenstedt (Kr. Minden) vorhanden gewesen. Nach den Scherben zu urteilen (Mus. Minden) gleichen die Gefäße denen der Loffumer Heide.

Ein Hügelgrab wurde in der Nähe der Loffumer Heide auf dem Nollenberg bei Neuenknick (Kr. Minden) ausgegraben³⁾. Auf dieser Bodenerhebung liegen im östlichen Teile größere Hügelgräber, nach Westen zu nehmen sie an Größe ab und auf dem westlichen Teile finden sich Flachgräber. Der untersuchte Hügel, etwa auf der Mitte des Berges, hatte eine Länge von 5,90 m und eine Breite von 3,75 m. Er enthielt mehrere Bestattungen; eine wurde ordnungsmäßig untersucht. Es standen hier zwei Urnen in einer Steinsetzung. Die eine ist ein gerauhter Topf mit gewelltem Rande, die andere ist besser gebrannt und nicht gerauht, es läuft um den Hals ein flüchtig eingerissenes Band. Dedgefäße besaßen beide Urnen; das der zweiten hatte einen umgelegten Rand. Ein Beigefäß fand sich in der zweiten Urne.

Alle diese Grabhügel, sowohl die südlich des Teutoburgerwaldes wie die zuletzt behandelten, gehören, soweit überhaupt zeitlich bestimmbar, der

¹⁾ Schuchhardt, Prähist. Zeitschr. 1914. S. 360. — Müller-Reimers S. 24. — Schulz, R.Bl. 1911. S. 70.

²⁾ Wengler, R.Bl. 1914. S. 24.

³⁾ Wengler a. a. O.

beginnenden Eisenzeit an¹⁾. Ob ein zeitlicher Unterschied zwischen den Gräbern der Loffumer Heide und denen des Nollenberges besteht, kann noch nicht entschieden werden.

In der frühen Eisenzeit war also Bestattung in Urnenfriedhöfen und in Hügelgräbern im nördlichen Westfalen üblich. Es hebt sich eine Urnenfriedhofgruppe zwischen zwei Grabhügelgebieten ab (vgl. Abb. 19). Sollte

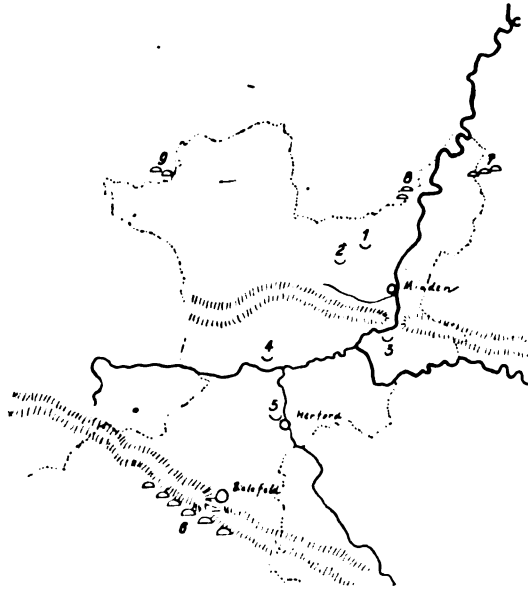


Abb. 19. 1 Urnenfriedhof von Stemmer, 2 von Nordhemmern, 3 von Wittenhusen, 4 von Südlengern, 5 von Herford, 6 Hügelgräber südlich des Teutoburger Waldes, 7 der Loffumer Heide, 8 südwestlich Ovestedt, 9 südöstlich des Dümmer.

diese Trennung nicht der Wirklichkeit entsprechen, sondern nur auf Lücken in der Fundzusammenstellung beruhen? Es liegen Nachrichten über weitere Urnenfunde vor, doch sie sind unbrauchbar, da zu unbestimmt. Über die Unsicherheit der Benennungen ist schon anfangs gesprochen worden; vor allem fehlen aber auch Angaben, die nur einigermaßen über die zeitliche Stellung aufklären können²⁾; denn es sind bekannt Grabhügel der älteren Bronzezeit (mit Körperbestattung) auch im Gebiet der Urnenfriedhöfe, ferner ein Urnenfriedhof der jüngeren römischen Zeit am Südrande des Teuto-

¹⁾ So auch Schumacher, R.BI. Jahresbericht 1906, für die Urnen der Friedrich Wilhelm-Bleiche.

²⁾ Einmal sind sogar mittelalterliche Siedlungsreste als Grabstätten beschrieben.

burger Waldes. Weiter westlich sind in der jüngeren Bronzezeit und in der beginnenden Eisenzeit besonders Hügelgräber verbreitet (bei den Germanen wie auch bei den benachbarten Kelten); doch auch Urnenfriedhöfe werden in der Literatur erwähnt.

Ich habe einmal die Vermutung ausgesprochen, daß die Siedelungen am Südrande des Teutoburger Waldes, die durch die Grabhügel gekennzeichnet sind, nicht von der Bevölkerung nördlich des Teutoburger Waldes, sondern vom Emsgebiet ausgegangen sind¹⁾. Diese Annahme findet auch eine Stütze in Schlüters Karte der frühgeschichtlichen Besiedelungsfläche des mittleren Deutschland (Auschnitt Abb. 20)²⁾. Ein breiter Waldstreifen trennt danach die Siedelungsfläche des Emsgebietes, in der die südliche Grabhügelgruppe liegt, von der des Weser-Werregebietes mit den Urnenfriedhöfen.

Durch die waldfreien Striche wurde den Germanen bei ihrer Ausbreitung die Richtung gewiesen; die trennenden Wälder und Sümpfe sind dann auch zu Völkergrenzen geworden. Schon in der jüngeren Bronze-

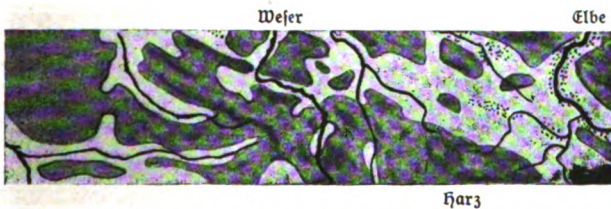


Abb. 20. Wald und Besiedelungsfläche in frühgeschichtlicher Zeit. Nach Schlüter in Hoops: Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Bd. 1. Taf. 24.

zeit waren die Germanen in Westfalen bis zum Lippegebiet vorgedrungen³⁾. Zu Beginn unserer Zeitrechnung haben im Emsgebiete die Bructerer, nördlich von ihnen, also nördlich des Teutoburger Waldes, die Cherusker, nördlich von diesen wieder die Agridarier gesiedelt. Vermuten möchte ich, daß zu Beginn der Eisenzeit bereits dieselben Verhältnisse geherrscht haben, daß also die Hügel südlich des Teutoburger Waldes den Bructerern, die Urnenfriedhöfe im Weser-Werregebiete den Cheruskern angehören. Die Cherusker reichen im Südosten bis zum Harz. Nach R. Much haben sie zur Zeit Cäsars in dem Gebiet von Harz bis zur Weser bereits seit ein paar Jahrhunderten gesessen⁴⁾; d. h. also schon in der frühen Eisenzeit. Wahle hat auf Grund der sprachlichen Forschungen von Much die früheisenzeitlichen Gräberfelder des nördlichen

1) R.Bl. 1911. S. 71.

2) In Hoops Reallexikon der germanischen Altertumskunde Bd. 1. Taf. 92.

3) Vgl. Karte über „Ausbreitung der Germanen von Kossinna in „Deutsche Erde“ 1912. Taf. 14.

4) Deutsche Stammeskunde S. 91.

Harzvorlandes als cherskisch angesprochen¹⁾). In unserem Gebiete bleibt die Verbindung der früheisenzeitlichen Begräbnisse mit etwa 500 Jahre später überlieferten geschichtlichen Völkerschaften deshalb noch unsicher, weil bisher nicht die fortlaufende Besiedelung bis zur römischen Zeit nachweisbar ist. Wir haben noch keine Gräber, die wir mit Sicherheit in die letzten Jahrhunderte v. Chr. stellen könnten; sie sind aber auch im übrigen Westfalen nur in geringer Zahl zutage getreten²⁾).

¹⁾ Sächsisch-thüringische Jahreschr. 10. S. 137.

²⁾ Vgl. Mötelfindt, Zeitschr. f. Ethnol. 1913. S. 101.

Der moderne Krieg, ein Minderer der vor- und frühgeschichtlichen Bodenfunde.

Don Ernst Wahle, Heidelberg.

Die letzten Jahrzehnte haben uns eine große Entwicklung der Waffentechnik gebracht, eines der Ergebnisse des hohen Standes der Technik überhaupt. Im Zusammenhang hiermit steht die im Vergleiche mit früheren Kriegen ganz andere Art des Kampfes in der Gegenwart. Zu den Folgeerscheinungen der hochentwickelten Technik gehört das Zurücktreten der Entfernungen im Kampf. Der Einflußbereich der kriegerischen Handlungen ist größer geworden im Vergleiche mit ehemals. Und ferner sind die Zerstörungen, die der Krieg hervorruft, jetzt viel gründlicher als einst.

Infolgedessen stehen wir heute einer sehr starken Minderung der Kunst- und Kulturdenkmäler gegenüber, die — fern von Festungen und Landesgrenzen gelegen — bisher im wesentlichen als außerhalb jeder Gefahr befindlich angesehen wurden. Für die Zukunft ist eine Milderung oder gar ein Aufhören der Kriegführung nicht zu erwarten. Die der Denkmalpflege nahestehenden Kreise haben bereits die Folgerungen hieraus gezogen und Vorschläge beraten zum Schutz der kunst- und kulturgeschichtlich wertvollen Bauten und der öffentlichen Sammlungen. Daß sie mit diesen Bestrebungen Erfolg haben werden, ist nicht anzunehmen. Einerseits ist eine Rücksichtnahme auf solche Dinge vielfach überhaupt nicht möglich; und wenn andererseits ein Gegner etwas zerstören will, dann fragt er nicht nach Abmachungen, die auf dem Papier stehen, oder nach Kulturwerten (vgl. die Zerstörung der Freiburger Anatomie).

Die Kunstwissenschaft ist in der Lage, im Frieden alles für sie in Betracht kommende in Bild und Schrift zu sammeln; und wenn dann auch ideelle Werte verloren gehen, so bleibt doch der Forscher das Zerstückte für ihre Zwecke. Die Bauten von Ufern liegen in Trümmern, und doch arbeitet die Wissenschaft weiter mit ihnen, als ob sie noch vorhanden wären.

Die Kunstforschung befindet sich so in ungleich günstigerer Lage als die vorgeschichtliche Wissenschaft. Wenn vorgeschichtliche Sammlungen vernichtet werden, so sind diese für den der Sache ferner stehenden wohl soweit für die Forschung erhalten, als sie bereits Bearbeitung gefunden haben. Allein was wissen wir heute davon, mit einer wie gründlichen Bearbeitung die Möglichkeit der Auswertung der in den Sammlungen aufgespeicherten Funde überhaupt erschöpft ist! Und einmal hiervon ganz abgesehen: Die vorgeschichtliche Forschung ist angewiesen auf all das noch im Boden ungehoben ruhende Material und auf die stetige Verfeinerung der Methode seiner Ausgrabung. Gerade dieses aber trifft der moderne Krieg in nicht geahnter Weise.

Früher spielte sich der Krieg hauptsächlich auf der Erdoberfläche ab; der heutige dagegen geht ganz in den Boden hinein, und in Zukunft wird dies wohl noch in viel stärkerem Maße als jetzt der Fall sein. Ausgedehnt sind die Grabenetze, zahlreich die Einbauten — ganz gleich, ob diese miniert oder als Tagebauten gebaut sind. Doch wird durch diese Anlagen im allgemeinen nur wenig zerstört. Denn das Grabenetz ist weitmaschig im Verhältnis zu dem durch das Ausheben eines Grabens aus der ursprünglichen Lagerung gebrachten Erdreich. Und auch die Einbauten verteilen sich in der Regel so, daß durch sie eine größere vorgeschichtliche Fundstelle kaum jemals vollständig zerstört werden kann. In der Zone des Kampfes, d. h. im vordersten Teile des Grabenetzes der beiden Gegner häufen sich natürlich Gräben und Einbauten im Vergleiche mit weiter rückwärts; hier tobt mancherorts der unterirdische Minenkrieg, der in beschränktem Umfange vollständige Veränderungen der Erdoberfläche hervorruft. Doch ist auch diese eigentliche Kampfzone des Stellungskrieges, längs der eine verschieden starke Umwühlung des Bodens durch die Geschosse stattfindet, zumeist nur schmal.

In den Gebieten heftigerer Kämpfe ist sie natürlich wesentlich breiter, und auch die Umwühlung des Bodens ist hier stärker als sonst. Dies trifft zu für manchen Abschnitt der Westfront, z. B. die Gegend der französischen Herbstoffensive 1915. Vielleicht sind mit dem hier zu beobachtenden Grade der Zerstörung der obersten Erdschicht einzelne Abschnitte der ehemaligen Ostfront und anderer Kriegsschauplätze zu vergleichen.

Aber auch die Durchpflüfung des Bodens in diesem Maße wird in Schatten gestellt durch die Verhältnisse, wie sie in den Großkampfgebieten der Westfront seit den Tagen des Sturmes gegen Verdun an der Somme und der Aisne, im Artois und in Flandern in Erscheinung getreten sind. Kennzeichen dieser Gebiete ist neben ihrer räumlichen Ausdehnung über ganze weite Landstriche die Stärke der Umwälzung der obersten Erdschicht, welche allen Pflanzenwuchs verschwinden läßt und an seine Stelle den erdfarbenen Ton des locker aufgewühlten, bei feuchter Witterung tief verschlammten Bodens setzt.

Eine scharfe Abgrenzung des Begriffes Großkampfgebiet ist natürlich

nicht möglich. Und nur schwer kann man ein solches trennen von dem Gebiet, über das die offene Feldschlacht der Gegenwart hinweggeht und bei welcher die Einwirkung der zusammengefaßten Artilleriemassen, insbesondere bei Gelegenheit der Stodungen im Fortschreiten des Kampfes, auch eine starke Durchwühlung der obersten Bodenlagen hervorruft.

Sind somit verschiedene Grade der Beeinflussung des Bodens durch den modernen Krieg festzustellen, so ist doch eine scharfe Abgrenzung der einzelnen Typen nicht möglich. Aber das ist auch gar nicht nötig! Die Überlegung, wieviel vorgegeschichtliches Material ein Kampfgebiet bisher geliefert hat und in welchem Maße daselbst der Krieg tobte, läßt relativ vermuten, wieviel wissenschaftliche Werte dort vernichtet worden sind. Bei im wesentlichen gleicher Durchwühlung des Erdreiches wird in dem an Sunden reichen Sommegebiet viel mehr zerstört sein als in dem fundarmen flandrischen Boden. Der vom Kampfe berührte Teil der Champagne ist weniger reich an Sunden als mancher Abschnitt der Ostfront; und doch werden wir — entsprechend dem Maße des Kampfes — in ihm den Verlust von mehr Denkmälern der vor- und frühgeschichtlichen Zeit zu erwarten haben als in letzteren Gebieten.

Ein absolutes Maß für den Verlust ist natürlich niemals möglich. Das, was an Zufallsfunden in mehr oder weniger gestörter Lagerung jetzt und später aus diesen Gebieten auf uns kommt, reicht hierfür nicht in entferntem Maße aus. Dies wäre auch dann nicht der Fall, wenn eine staatliche Sorge um diese im Boden schlummernden Denkmäler im Kriege vorhanden gewesen wäre, wie sie kurz nach unserem Einmarsch in Belgien für die dortigen Kunstdenkmäler sofort einsetzte. Immerhin darf darüber nicht vergessen werden, daß eine umfassende Organisation zum Schutze der gelegentlich der kriegerischen Handlungen zutage tretenden Fundstellen trotzdem ungemein erfolgreich hätte arbeiten können, und daß das Versäumnis, das neben der großzügigen Fürsorge für die Kunstdenkmäler der Kampfeszone und des besetzten Gebietes überhaupt besonders befremdlich sich ausmacht, ein schwarzer Fleck in der Geschichte unserer Wissenschaft bleiben wird. Denn das, was teils durch die Tätigkeit deutscher Museen und Geschichtsvereine, zumeist aber durch die Arbeit von Privatpersonen im Soldatengewande von Gelegenheitsfunden hat gerettet werden können, ist und bleibt kümmerlich im Vergleiche mit der Masse sicherlich unbeachtet gebliebener Denkmäler.

Ein wirksamer Schutz der dem Boden noch nicht entnommenen Dinge vor zukünftiger Zerstörung durch den Krieg ist leider nicht denkbar. Unsere Vorstellungen von der Kriegführung haben durch die ganze Art der gegenwärtigen eine solche Wandlung erfahren, daß man sich den Kampf der Zukunft, der mit seinen Mitteln auf den Fortschritten von Wissenschaft und Technik einiger weiterer Jahrzehnte aufbaut, gar nicht recht vorstellen kann. Nur soviel läßt sich wohl sagen, daß große Offensiven nicht in Gebirgen, Waldgebieten und Sumpfgenden möglich sein werden, daß also später ebenso

wie heute im allgemeinen gerade die fundleeren und fundarmen Gebiete weniger vom Kampfe heimgesucht werden als die anderen.

Der einzige Schutz der noch im Boden ruhenden vorgeschichtlichen Denkmäler wird somit in unablässiger, zielbewusster Friedensarbeit zu suchen sein.

Vorsicht wird in Zukunft walten müssen hinsichtlich des Aufschubes der Ausgrabung von Fundplätzen, die nach dem Ergebnis von Probeuntersuchungen wohl schöne Ergebnisse zu zeitigen versprechen, aber vorläufig als nicht gefährdet gelten und deshalb im Interesse einer weiter entwickelten Ausgrabungsmethode noch zurückgestellt werden sollen. Eine solche Sicherstellung noch nicht gehobener vor- und frühgeschichtlicher Denkmäler ist für die Zukunft nur bei im Inneren des Landes und nicht in der Nähe militärisch wichtiger Punkte gelegenen Plätzen geboten, nahe der Grenzen nur in Sonderfällen, so wenn es sich z. B. um Pfahlbauten oder um in Mooren gelegene Fundstellen handelt.

Der Schutz der bereits in den Sammlungen befindlichen Funde und der nicht minder wichtigen Sundarchive wird — wie die Sicherung unserer Sammlungen überhaupt — in bombensicheren Kellern zu suchen sein.

Im Anschluß an diese Betrachtungen sei noch dessen gedacht, daß die Erforschung der Glurnamen und der Glurformen wertvolle Hilfsmittel für die Erkenntnis der Vor- und Frühgeschichte bietet. Nach einem Kriege, der Ortschaften so zerstört, daß kein Stein auf dem andern bleibt, der Äder, Wälder und Wege so verwüstet, daß sie mit Friedensschluß neu vermessen werden müssen, der die Bevölkerung ganzer Gebiete zur Auswanderung zwingt und die später Zurückkehrenden vor die Notwendigkeit stellt, noch einmal mit der Arbeit von vorne anzufangen, nach einem solchen Kriege wird es zu Sammlungen und Untersuchungen auf den genannten Wissensgebieten wohl für immer zu spät sein. Auch hier ist somit rastlose Friedensarbeit die einzige Vorsorge.

Nach dem Gesagten ist es ohne weiteres klar, daß die vorgeschichtliche Forschung hinsichtlich der Sicherstellung ihres Materiales vor kriegerischen Einflüssen viel ungünstiger gestellt ist als alle anderen Wissenschaften. Kunstforschung, Erdkunde und Volkskunde können sich durch Sammlung des Materials in Friedenszeiten sichern. Geologie und Biologie erleiden überhaupt keine Einbuße, ja können vielleicht im Gegenteil manche wertvollen Beobachtungen machen. „Arbeit“, so wird nach dem Kriege das Lösungswort der ihn überlebenden Sachgenossen, wie überhaupt unseres ganzen Volkes, lauten.

Heidelberg, Mai 1918.

Die Zahl dreizehn im Glauben der Indogermanen.

Don Georg Wilke, Leipzig.

Mit 39 Textabbildungen und 1 Tafel.

Das Unangenehmste, was einer Hausfrau passieren kann, ist, wenn von einer auf 14 Personen berechneten Gesellschaft im letzten Augenblick noch jemand absagt. 13 Personen bei Tisch — undenkbar! Denn eine davon muß in Jahresfrist unfehlbar sterben. Ebenso wird es wohl kaum ein Hotelbesitzer wagen, einem seiner Fremdenzimmer die Nr. 13 zu geben; der Gast, der dort untergebracht werden sollte, würde sicher schleunigst feht machen und lieber in einem anderen, wenn auch weit schlechteren Gasthof Unterkommen suchen. Und einer meiner Bekannten erzählte mir einmal vor einer langen Reihe von Jahren eine ganze Menge von Schreckensereignissen in seiner eigenen Familie, die alle in irgendwelcher Weise mit einer 13 in Verbindung standen. Er prüfte daher stets ängstlich, wenn er verreiste, die Wagenzahl des Zuges, um ja nicht in den 13. Wagen zu kommen, und nichts hätte ihn dazu vermocht, an einem 13. des Monats sich der Eisenbahn oder irgend einem Schiffe anzuvertrauen. Die 13 ist nun einmal eine ganz ausgesprochene Unglückszahl, die ohne Zweifel — so meint man wenigstens ziemlich allgemein — mit der Abendmahlsgeschichte Christi zusammenhängt.

Ich war daher nicht wenig erstaunt, daß ich unter den zahlreichen und mannigfaltigen Amuletten, die ich während des Krieges in Frankreich zu beobachten Gelegenheit hatte, kaum eines so häufig vertreten fand, wie die 13. Nicht nur trägt man sie dort als bloße Zahl in Form kostbarer, goldener, bisweilen noch mit Edelsteinen geschmückter Medaillons (Abb. 1), sondern auch in Verbindung mit anderen Amuletten, allen voran der berühmten, meist in zierlicher Silber- oder Goldfiligranarbeit hergestellten „Hand der Satme“, deren apotropäische Bedeutung und Herleitung ich früher bei

anderer Gelegenheit behandelt habe (Abb. 2). Bei diesen Amuletten, die ich dann später auch in den Juwelierläden und Antiquitätengeschäften in Brüssel vielfach angetroffen habe, bildet also die 13 eine ausgesprochene Glückszahl.



Abb. 1.



Abb. 2.

Abb. 1 und 2. Französische Amulette aus der Gegend von Lille.

Wenn ich auch persönlich niemals an die Herleitung der Unglückswirkung der 13 von der soeben erwähnten Abendmahls-geschichte geglaubt hatte, so befremdete mich doch diese Doppelbedeutung der Zahl um so mehr, als ich sie sonst auch anderwärts immer nur als Unglückszahl kennen gelernt und insbesondere in allen von mir früher besuchten slavischen und romanischen Ländern, darunter auch in Frankreich, dem Aberglauben von den 13 bei Tisch

begegnet war. Ich hielt es daher für erwünscht, dem Dreizehnglauben etwas näher zu treten und insbesondere die Frage nach seiner Verbreitung, Entstehung und Herkunft aufzuklären.

1. Verbreitung der symbolischen Zahl 13.

Wie viele andere symbolische Zahlen ist auch die 13 außerordentlich weit verbreitet und namentlich begegnen wir ihr in scharf ausgeprägter Weise im alten Mexiko, wo sie vorwiegend als Glückszahl erscheint. Die mexikanische Mythologie kennt 13 Himmel mit 13 Gottheiten. Der Tag zerfällt bei ihnen in 13 Tages- und 9 Nachtstunden und im Tonal-amatl (d. h. Schicksalsbuch) ist die 13 (13 Wochen zu 20 Tagen = 1 Jahr von 260 Tagen) eine der Grundzahlen (Jeremias, Handb. d. altor. Geisteskult. S. 161).

13 oberste Schlangengottheiten treffen wir weiter bei den südlichen Nachbarn des alten Aztekenreiches, den Maya, doch sind die Namen dieser Gottheiten bis auf einen, Dotan, verloren gegangen (J. G. Müller, Gesch. d. amerif. Urreligionen S. 487). Auch findet sich hier der auch bei den Mexikanern gelehrte Glaube, daß die Welt nach 5 Venusperioden (5×13) untergeht. Hier erscheint die 13 also als Unglückszahl.

Spuren der 13 finden sich dann weiter bei Indianern Nordamerikas. Bei dem Feste, das dem Manitu des Feuers zu Ehren gegeben wird, kommt dieser als 13. hinzu, wie auch 13 Indianer dabei eine besondere Rolle zu spielen haben (J. G. Müller, a. a. O. 91 ff.). Auch legt, wie E. Böflens¹⁾

¹⁾ Diese Abhandlung kam mir leider erst zu Gesicht, als das Manuskript der vorliegenden Arbeit bereits fertig war. Bei dem hohen Wert, den ich der Abhandlung Böflens

in seiner verdienstvollen Arbeit, „Die Unglückszahl dreizehn“ (Myth. Bibl. V. Heft 2) ausführt, die geflüchtliche Betonung der 13 in den Vereinigten Staaten (13 Sterne und 13 Strahlen an der ersten amerikanischen Flagge, 13 Blitze in der Klaue des Wappenaedlers usw.) die Vermutung nahe, daß sie mit dem Vorkommen der 13 bei den Indianern in Verbindung steht, und daß vielleicht die 13 Vereinigten Staaten, aus denen sich die heutige Union ursprünglich zusammensetzte, schon eine Art Vorläufer bei den Rothäuten Nordamerikas gehabt haben (E. Böhlen, a. a. O. 6³).

Döllig unbekannt — wie wohl auch die sonstigen symbolischen Zahlen — ist die 13 anscheinend den Buschmännern und den gesamten Negervölkern. Nur da, wo arabische und semitische Einflüsse eingewirkt haben, wie in dem Gebiete zwischen Viktoria- und Tanganjikasee, dürften sich vielleicht Spuren von ihr finden.

Ebensowenig habe ich sie in den daraufhin von mir geprüften Sagen Polynesiens, Mikronesiens und Australiens feststellen können. Dagegen findet sie sich im Malaischen Gebiete, wo zugleich auch nach Mond-Sonnenjahren gerechnet wird (S. K. Ginzler, Handb. d. math. u. techn. Chron. I. 499 ff.).

Ebenso begegnen wir ihr in Japan. So fragt ein Kinderlied aus dem Koujaku-Monogatari („Es war einmal“) aus dem 11. Jahrhundert, das noch heute gesungen wird, den Mond nach seinem Alter und nennt „dreizehn sieben“ als Mondphasenzahlen (A. Jeremias, Handb. d. altor. Geisteskultur S. 151).

Von Tibet, wo man früher die Zeit nach einem 19jährigen Zyklus mit 7 Schaltmonaten rechnete (Ginzler a. a. O. 404), berichtet Sven Hedin, daß die Büßer durch 13malige Umkreisung des heiligen Berges Kailato Abjuration suchen. Hier ist also die 13 eine Glückszahl.

Eine gewisse Rolle scheint ferner die 13 als Glückszahl und Unglückszahl bei den Sumerern und Babyloniern gespielt zu haben, die ursprünglich gleichfalls nach Mond-Sonnenjahren mit Einlegung von Schaltmonaten rechneten (Ginzler a. a. O. 130 ff.), und eine Gruppe von 13 Gottheiten kennt auch die altägyptische Götterlehre (Maspero, Études de mythol. et d'archéol. égypt. II. 385).

Ungemein weit verbreitet endlich ist die 13 unter den indogermanischen Völkern, denen wir uns besonders widmen wollen.

Bei den Indern läßt sich die Zahl schon für die ältesten Zeiten nachweisen. In den Samhita ist von einem „zugeborenen“ 13. Mond die Rede und ähnlich auch in den Brähmana (Ginzler, I 313). In einer indischen Eidesformel werden neben dem Dharma 13 kosmische Mächte angerufen (Bausfay,

trotz meiner gerade den wichtigsten Punkt (Entstehung der 13) betreffenden abweichenden Auffassung beilege, hielt ich es für geboten, ihr noch nachträglich, soweit es ohne allzu große Textänderungen möglich war, die gebührende Berücksichtigung zu geben. Auf eine Besprechung der von ihm angeführten Belege konnte ich jedoch nicht mehr eingehen.

Pentschatantra II. 42, 117. Anm. 179), und eine Gruppe von 13 Göttheiten findet sich auch sonst noch erwähnt (Sr. Bopp. Gloss. comp. ling. sanscr. ed. 3. 1867. S. 167). Vor seiner Menschwerdung bespricht sich Buddha mit den Tusitagöttern, in welcher Gestalt er in den Schoß der Mutter eintreten solle; erst der 13. Vorschlag wird verwirklicht.

Bei den Armeniern in Nordwestpersien und Transkaukasien fand ich den eingangs erwähnten Glauben an die 13 bei Tische wieder, und von einer merkwürdigen Abart der auch sonst noch auf der Balkanhalbinsel (Wilke, Ind. Or. u. Eur. S. 197) wiederkehrenden Polyphemensage bei den Armeniern Rumäniens berichtet h. v. Wislocki (Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürg. Arm. (1891) V. XLV.). Nur ist hier, wie wir dies auch bei zahlreichen anderen Sagen beobachten, die 13 mit der 12 vertauscht.

Bei den heutigen Griechen gilt die 13, wie anderwärts, gewöhnlich als Unglückszahl, doch findet sie sich daneben auch, wie in dem erwähnten armenischen Polyphemmärchen, als Glückszahl, so insbesondere in dem neu-griechischen Märchen „Der Kapitän Dreizehn“, in dem der Held mit seinen Gefährten in einen Abgrund geworfen wird, aber, da er zuletzt hinabgestürzt wird, auf seine Gefährten fällt und so gerettet wird (B. Schmidt, Griech. Märchen usw. 1877. Nr. 11).

Außerordentlich häufig findet sich die 13 im griechischen Altertum wieder, und zwar sowohl als Glücks- wie als Unglückszahl. Nach Diodor XVI. 92 ff. ließ Philipp von Makedonien gleichzeitig mit den Bildern der 12 Götter sein eigenes als 13. im Festzug herumtragen, um sich dadurch als Mitherrscher der 12 Götter darzustellen; unmittelbar darauf wurde er ermordet. Bei den Bufolikern findet sich zur Bezeichnung eines Dummkopfes der Ausdruck *τρικαυδεκάπηγος* (Menge, Griech. Wörterb. s. v.), der sein Gegenstück im Riesen mit 13 Ellbogen der germanischen Sage hat (Grimm, Deutsche Myth. III. 153). Im gefesselten Prometheus des Aischylus erklärt Prometheus der Io, daß ein Nachkomme von ihr im 13. Geschlecht ihn befreien werde¹⁾. 13 Freier werben bei Herodot VI. 126 ff. um Agarista, die Tochter des Königs Kleisthenes von Sikyon. Von den 13 Personen, die einschließlicly Odysseus in die Höhle Polyphems gelangen, soll Odysseus als letzter seiner 12 Gefährten verspeist werden; tatsächlich werden von diesen ja nur 6 aufgeessen, doch dürfen wir auf Grund der anderwärts wiederkehrenden Abarten dieser Sage wohl annehmen, daß ursprünglich Odysseus als der alleinige Gerettete galt. Jedenfalls ist er der einzige, der von den 13 die Heimat wiederseh. Einer Gruppe von 13 Göttheiten begegnen wir im Pythagoristes bei Aristophon, wo Eros als 13. aus dem Götterkreis aus-

¹⁾ Aischyl. *Προμ. δεσμώτης* v. 768 ff.

Πρ: τῶν σῶν τιν ἀδίων ἐγγόνων εἶναι χρέων

Ἴω: Πῶς εἶπας ἤμος παῖς σ' ἀπαλλάξαι κακῶν;

Πρ: τρίτος γε γένναν πρὸς δέν' ἄλλαισιν γοναῖς.

gestoßen wird, und die gleiche Zahl erscheint bei Philostr. Ep. 39, wo von den Athenern berichtet wird, daß sie verschiedenen Göttern auf ihrer Flucht gastliche Aufnahme gewährt und auch „dem Mitleid“ als 13. Gott einen Altar errichtet hätten¹⁾.

Daß in Italien, der Hochburg aller möglichen Art von Aberglauben, wo selbst ein Mann wie Crispi sich nicht scheute, in der Kammer sein großes Korallenhorn gegen mal occhio-verdächtige Abgeordnete zu richten (Seligmann, Der böse Blick u. Derw. II. 136), auch die 13 eine ungeheure Rolle spielt, ist selbstverständlich. Auch kehrt hier das Märchen vom Kapitän 13 in mehrfachen Abarten wieder (Visentino, Fiabe montovane No. 4 Tredicino; Imbriani, La novellaja milanese (Bol. 1872), No. 1 Tredesin. u. a.).

Aber auch schon bei den alten Römern läßt sich die Zahl nachweisen. So finden wir, wie bei den Indern und Griechen sowie auch bei den Kelten und Germanen (s. unten S. 127), neben der sonst üblichen Zwölfzahl der Götter auch eine Gruppe von 13 bei Ovid. Metam. VI. 72

Bis sex coelestes medio Iove sedibus altis

Augusta gravitate sedent,

wo Juppiter als 13. in der Mitte der 2×6 Himmlischen sitzt.

Ganz allgemein verbreitet fand ich den Glauben an die Unglückszahl 13 in den von mir besuchten slavischen Ländern (Böhmen, Slawonien, Serbien, Bulgarien, Rußland). Doch findet sich die Zahl, besonders als Glückszahl, auch in einzelnen Märchen der Sammlung Afanassiew (Народныя Русскія сказки), so in dem von mir früher (Ind. Or. u. Eur. S. 144) in anderem Zusammenhange erwähnten Märchen von Iwan dem Kuhsohn, der sich vor der in ein Schwein verwandelten Drachennutter in eine Schmiede rettet und sie hier, als sie ihn auffressen will, mit Hilfe der 12 Schmiede tötet (a. a. O. Nr. 27). Und in einer wendischen Fassung des Märchen vom Schneewittchen stehen ihm 13 Beschützer zur Seite. Dem auch anderwärts häufig wiederkehrenden Motiv von 13 Gemächern begegnen wir in einem esthnischen Märchen „Die Meermaid“, die in einem Schloß mit 12 Gemächern wohnt, jeden Donnerstag aber sich in einer lichtdicht abgeschlossenen (dreizehnten) Kammer verbirgt, um hier als Fischweib herumzuschwimmen (Kreuzwald, Esthn. Märch. Nr. 16). Die Polyphemsgage kehrt, freilich in völlig abgewandelter Form, bei den Südslaven wie in Finnland wieder (Wilke, Ind. Or. u. Eur. 197 f.).

In den keltischen Ländern findet sich die 13 außer in der Form von Amuletten, derer ungeachtet aber auch der Glaube an die unglücksbringende Bedeutung fortlebt, ziemlich häufig, und insbesondere kehrt der Kapitän 13 in mehrfachen Abarten wieder. Die Polyphemsgage erscheint — gleichfalls

¹⁾ Philostrat. Epist. 19: ἐδέξαντο καὶ Ἀθηναῖοι Δήμητραν φεύγουσαν καὶ Διώνυσον μετοικοῦντα καὶ τοὺς Ἡρακλέους παῖδας ἀλωμένους, ὅτε καὶ τὸν Ἑλέου ἐστήσαντο βωμὸν ὡς τρισηκαίδεκάτου θεοῦ.

in abgeänderter Form — in dem bretonischen Märchen le géant, qui n'avait qu'un œil (P. Sébillot, Contes des landes et des grèves, Rennes 1900). Das bekannte Rabenmotiv begegnet uns in einem gälischen Märchen bei Campbell. Und im Kultus der alten Kelten war das Bild des Cen Cruach von 12 anderen Idolen umgeben (J. Loth, L'année celt. d'après les textes irlandais. Rev. celt. XXV (1904) S. 157).

Außerordentlich zahlreiche Belege endlich liegen für das Vorkommen der 13 bei den germanischen Völkern vor, wo sie ebensowohl als Unglücks-, wie als Glückszahl¹⁾ erscheint. So in einer Sage vom Greifenstein bei Thum, wo ein Bauer nachts von einem Zwerg nach einer Geisterhöhle geschleppt wird und dort als 13. an einer Tafelrunde von 12 Rittern Platz nehmen muß, dann aber reich beschenkt entlassen wird (Meiche, Sagenb. d. Königr. Sachsens S. 29. Nr. 28). Umgekehrt wird in dem Märchen Marienkind die 13. Kammer

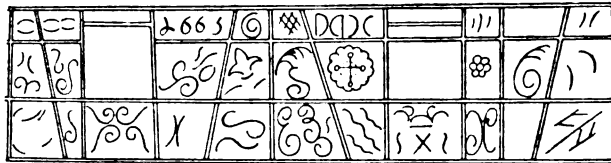


Abb. 3. Dreizehnblättrige Rosette in einer Gruppe von Hausverzierungen. Eschhoven a. d. Lahn.

dem neugierigen Mädchen zum Verhängnis (Grimm, Kind u. Hausm. 403). In Gutenberg bei Halle sitzt unter einem Hügel eine Henne auf 13 goldenen Eiern, und nach einem anderen Märchen erhält die Braut von der Sonne ein goldenes Kleid und vom Mond ein Ei, aus dem 12 Küchlein herauskommen (Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 88). Dieses Zahlenverhältnis Mutter oder Vater + 12 Kinder kehrt auch sonst oft wieder; ebenso in der Form Meister + 12 Gesellen oder Führer + 12 Mannen (wie in der Odysseus-sage). 12 war die Zahl der Schöffen, zu denen als 13. der Richter hinzutrat (Grimm, Deutsche Rechtsaltert. I. 572). Mit 12 Gesellen arbeitet Mimir als Schmied und in der Thidreksaga fechten Thidrek und Isung von je 12 Mannen begleitet, 13 Zweikämpfe gegeneinander aus. Bereits oben erwähnt war der Riese mit 13 Ellbogen. Unter den Göttern hieß Loti der 13., unter den Göttinnen Gnä die 13. (Grimm, Deutsche Myth. I. S. XXXIX). In Grimnism. 36 sendet Odin 13 Walküren in die Schlacht, um die Männer auszuwählen, die zu fallen bestimmt sind. Auf dem Idafelde in Gladsheim

¹⁾ Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht auch ein von einer 13 blätterigen Rosette eingefasstes Kreuz unter den Verzierungen eines Hauses von Eschhoven an der Lahn (Nachr. Alt. 1899, 1. Fig. 2 = Abb. 3). Serner weisen die alten Roßtämme, mit denen man früher die Pferdekumete verzierte, und deren apotropäische Bedeutung ich Mannus VII. 20 dargetan habe, meist 13 Zähne auf.

waren 12 Sitze für die Götter errichtet und einer für den Allvater selbst (Gylfag 14; vgl. hierzu die Gruppe von 13 Göttern bei den Römern, Griechen und Indern S. 125).

Schon die hier im vorstehenden angeführten Beispiele, die sich noch durch zahlreiche andere vervollständigen lassen¹⁾, zeigen uns, wie tief die 13 im Glauben der indogermanischen Völker wurzelt, zugleich aber auch, wie uns namentlich ihr Auftreten bei den Griechen und Indern lehrt, daß sie hier bis in die allerfrühesten Zeiten zurückreicht. Wir dürfen daher mit vollem Recht annehmen, daß dieser Glaube schon in der indogermanischen Urzeit bestanden hat und daß ihn die indogermanischen Einzelsvölker bei ihrer Trennung von ihrer einstigen Heimat nach ihren neuen Wohnsitzen mit hinübergenommen haben.

2. Die 13 in der vorgegeschichtlichen Kunst Mitteleuropas.

Bei dieser weiten Verbreitung, die die symbolische 13 nach den vorstehenden Ausführungen sowohl bei verschiedenen nicht indogermanischen, wie namentlich den indogermanischen Völkern gefunden hat, mußte sich ganz von selbst die Frage aufdrängen, ob nicht die gleiche symbolische Bedeutung auch schon für das vorgegeschichtliche Mitteleuropa nachzuweisen ist, das wir ja heute mit vollem Rechte als das Heimatgebiet der Indogermanen betrachten dürfen. Allerdings sind wir ja bei der Aufspürung dieser Zahl bei den vorgegeschichtlichen Bewohnern Mitteleuropas in einer etwas mißlichen Lage, da uns diese weder irgendwelche schriftliche Zeugnisse noch eigentliche Darstellungen von Zahlen hinterlassen haben, wie wir sie etwa in den französischen Amuletten vor uns sehen. Wir bleiben daher zur Beantwortung dieser Frage lediglich auf die uns hinterlassenen künstlerischen Erzeugnisse angewiesen und müssen dementsprechend festzustellen suchen, inwieweit sich der jeweilig herrschende Verzierungsstil einer dreizehnmaligen Wiederholung bestimmter Motive oder dreizehnteiliger Figuren oder Figurengruppen bedient. Dieser Weg erscheint auf den ersten Augenblick sehr wenig aussichtsreich, da ja die Kunst bei der Gruppierung alle möglichen Zahlen verwenden und die 13 daher recht wohl auf bloßem Zufall beruhen kann. Indessen werden wir verschiedenerlei Anhaltspunkte kennen lernen, auf Grund deren wir recht wohl entscheiden können, ob und inwieweit ein Zufall auszuschließen und die Zahl 13 als bewußt und mit Absicht gewählt aufzufassen ist.

Ich gebe nun nachstehend eine Zusammenstellung von Gegenständen und Verzierungsmustern, bei denen sich die dreizehn verwendet findet. Die Liste macht natürlich keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit, die für den vor-

¹⁾ Ein ungemein reiches Material hat Böhlen in seiner Arbeit zusammengestellt, die auch ausführlich auf das Verhältnis der 13 zu anderen Zahlen, das hier nur gelegentlich berührt worden ist, eingeht.

liegenden Zweck weder nötig, noch ohne weitläufige Museumsreisen erreichbar war. Dafür habe ich aber wahllos alle mir gerade zur Hand befindlichen Fälle herangezogen, um damit ein Bild über die relative Häufigkeit der Verwendung in der profanen Kunst und bei Gegenständen talismanischen oder sakralen Charakters zu gewinnen.

1. Zwei kleine scheibenförmige Goldanhänger mit je 13 getriebenen, kreisförmig angeordneten Buckelchen aus Kamunta, Kaukasus. Stythisch-byzantinische Periode (E. Chantre, Rech. anthrop. dans le Caucase T. II. pl. XIV. 25 und T. III. pl. XIII. 19). Die Anhänger sind als Schmuckstück aufzufassen. Da aber die Goldschmiedekunst wie noch heute (goldenes vierblättriges Kleeblatt, goldene Anhänger mit der Zahl 13, goldene Spinne mit Netz, Glücksschweinchen, schubförmige Anhänger, Kreuze usw.) sich gern irgendwelcher talismanischer oder sakraler Motive bei ihren kunstgewerblichen Erzeugnissen bedient, so wäre es immerhin möglich, daß die Dreizehnzahl hier beabsichtigt ist. Jedenfalls würde sich ein deutscher Kunsthandwerker umgekehrt sehr davor hüten, daß ihm die Zahl bei einem Schmuckstück unterlaufe.



Abb. 4. Silberplatte mit 13 Sonnenfiguren aus einem kaiserzeitl. Grabf. von Dienstädt b. Remda, Sachsen-Weimar. ²/₃. J. f. C. 1908, 913. Fig. 19.

2. Rechteckige Silberplatte mit abgerundeten Enden und 13 Gruppen eingestempelter Kreise aus dem kaiserzeitlichen Grabfelde von Dienstädt in Thüringen (Abb. 4). Von dieser Platte gilt das unter 1 Gesagte.

3. 13- und 9strahliger Stern auf dem Schilde der Kriegerfiguren im obersten Bildfelde des Runenhorns von Gallehus (Abb. 5). Offenbar My-



Abb. 5. Darstellung auf dem Runenhorn von Gallehus.

thische Darstellung, wie sich auch aus den zahlreichen Sternfiguren ergibt. Nach der Form der Runen 2. oder 3. Jahrh. n. Chr.

4. Aufarmband mit 13 Hohlshalen aus dem Gräberfelde von Mannersdorf am Leithagebirge; Latène C. Reinecke. Bedeutung wie Nr. 1.

5. Spinnwirtel mit 13 Einkerbungen aus dem latènezeitlichen Gräberfelde von Bodenbach a. E. (Wiener Pr. 3. I. Taf. IV. 29). Bei der kleinen Öffnung handelt es sich vielleicht um eine Tonperle.

6. Klapperblech mit 13 rechteckigen Bronzeblechplatten (Abb. 6) aus dem hallstattzeitlichen Gräberfelde von Gering bei Mayen (Mann. VII. 334).

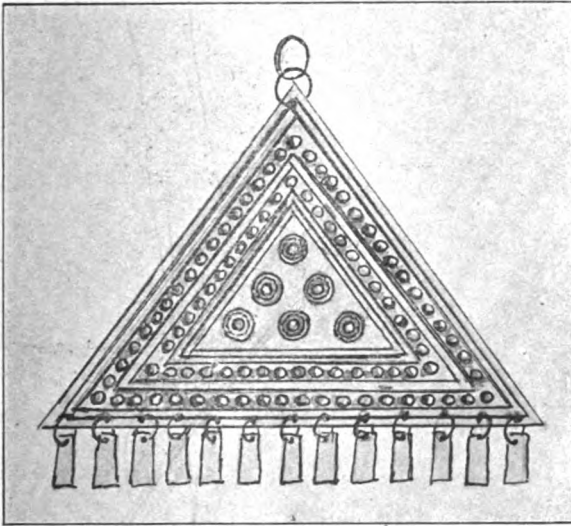


Abb. 6. Klapperblech von Gering bei Mayen.

Abb. 4). Die apotropäische Bedeutung dieser Klapperbleche wird wohl allgemein angenommen¹⁾.

7. Gehängefibel mit 13 Klapperblechen aus dem Grabfelde von Hallstatt (Hörnes, U. d. K. 492. Fig. 159 = Abb. 7). Bedeutung wie unter Nr. 6.

8. Rasselring mit Tierköpfen und 13 konzentrischen Kreisen von Hallstatt (Sorrer, Urg. d. Eur. Taf. 160, 4). Auch hier ist die apotropäische Bedeutung klar.

9. Bronzene Notivart von Hallstatt mit 13 konzentrischen Kreisen, von denen 10 auf den Stiel, 3 auf das Artblatt entfallen (Sorrer a. a. O. S. 423, Fig. 316). Über die sakrale Bestimmung des Stückes herrscht kein Zweifel. Die Zahl kann natürlich sehr wohl auf Zufall beruhen, da die Kreise nicht zusammenliegen.

¹⁾ In römischer Zeit dienten hierzu die sog. Crepundia (von crepare „klappern, rasseln“). Nur verwendete man hierzu gewöhnlich statt der viereckigen Klapperbleche aus Blech ausgeschnittene oder gegossene Miniaturgegenstände, von denen jeder noch eine besondere apotropäische Wirkung hatte. (Nach Plautus: ein goldener Degen mit dem Namen des Vaters, ein kleines doppeltes Doppelbeil mit dem Namen der Mutter, ein kleiner silberner Dold, zwei verschlungene Hände, ein kleines Schwein, eine goldene Bulle.)

10. Gefäß aus dem hallstattzeitlichen Grabfelde von Kehrig bei Mayen mit 26 ($= 2 \times 13$) = strahligem Stern (Bonner Kat. Taf. VIII. 1). Als



Abb. 7. Gehängesichel von Hallstatt.



Abb. 8. Gefäß von Kehrig bei Mayen.



Abb. 9. Omphaloschale von Gering bei Mayen.

Totenbeigaben haben die Grabgefäße selbstverständlich eine gewisse kultische Bedeutung (Abb. 8).

11. Gefäß mit 13 strahligem Stern aus dem hallstattzeitlichen Gräberfelde von Gering bei Mayen (Mannus IV. Taf. XV.), hier Abb. 9).

12. Grabgefäß aus einem Hügelgrab der Hallstattzeit mit 13 strahligem Stern auf dem Gefäßrande. Markung Aisch (Attilau) bei Blaubeuren (Die Alt. d. O. A. Blaubeuren S. 23. Abb. 6 Nr. 7, hier Abb. 10).

13. Zierteller mit 13 strahligem Stern aus Baden (Sorrer a. a. O. S. 461. Sig. 366). Grabgefäß.

14. Tonschüssel mit 13strahligem Stern aus dem Gräberfelde von Willmersdorf, Kr. Beestow-Storkow. Früheste Hallstattzeit (Nachr. Alt. 1900. S. 17. Abt. 2, hier Abb. 11).

15. Gefäßtragende weibliche Figur mit 4 Hafentkreuzen und 2 aus je 13 Punkten gebildeten Kreisen (Abb. 12). Curium, Cypern (Cesnola-Stern Taf. LXIX, 1). Über den sakralen Charakter der Figur ist jeder Zweifel ausgeschlossen.



Abb. 10. 13zadiger Stern auf einem Gefäßrande. Martg. Asch b. Blaubeuren. Alt. Blaubeuren, S. 23, Abb. 6, Nr. 7.



Abb. 11. Dedelteller einer Aschenurne mit 7 Gruppen von senkrechten Strichen und 13 Halbkreisen. Grabfeld von Willmersdorf, Kr. Beestow-Storkow, Nachr. Alt. 1900, S. 17.



Abb. 12. Gefäßtragende Figur von Curium, Cypern.



Abb. 13. Gemme von Kreta.

16. Gemme von Kreta: Wappenartig gestellte phantastische Tiere, deren Vorderfüße auf einem Untersatze (entarteter Pfeiler) ruhen, und zwischen deren Köpfen sich eine 13strahlige Sonnenfigur befindet (Abb. 13).

17. Tonfarg von Ueben mit Hafentkreuzen und 13blättrigen Rosetten (Abb. 14). Sakrale Bedeutung ist zweifellos (Bertrand).

18. Knotenfibel mit 13 Knoten aus einem Hügelgrabe von Wies, Steiermark (Abb. 15). Die Zahl 13 ist wohl rein zufällig (doch vgl. Nr. 1). (Mach, Kunsthist. Atl. XLIII, 15).



Abb. 14. Sarkophag von Theben.

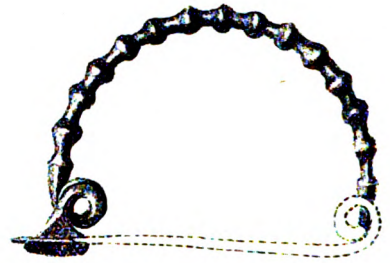


Abb. 15. Sibel mit 13 Knoten aus einem Grabhügel von Wies, Steiermark. Much, Atl. Taf. XLIII, 15.



Abb. 16 a.

Eimerdedel von Wies, Steiermark.



Abb. 16 b.

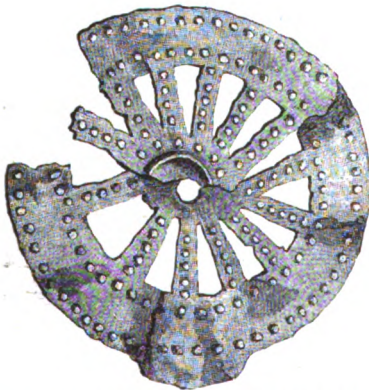


Abb. 17. Bronzerad von Ober-Dintl, Pustertal.

von Ober-Dintl, Pustertal (Much, Taf. LXIX, 3). Sakraler Charakter nicht zu bezweifeln.

19. Reich verzierter Deckel eines Bronzeimers mit einem Innenkranz von 5 punktiert herausgetriebenen Doppelschwänen und einem Außenkranz von 13 in gleicher Weise dargestellten Sonnenrädern. Vom Deckelrande hängen Klapperbleche herab (Abb. 16). Grabhügel von Wies, Steiermark (Much, Taf. XLII. 2 a, c, b). Die sakrale Bedeutung ergibt sich mit voller Sicherheit aus der Art der Verzierungen (Doppelschwäne, Sonnenräder).

20. Bronzerad mit 13 Speichen (Abb. 17) aus einem Bronzefunde

21. Goldgefäß Nr. 2 vom Messingwerk bei Eberswalde (Abb. 18). Kranz von 13 Sonnenfiguren, dem nach außen ein Kranz von 22¹⁾ gleich-



Abb. 18. Goldschale von Eberswalde.

artigen Figuren folgt (Kossinna, Der germ. Goldreichtum in der Bronzezeit, Mannus-Bibl. 12, Taf. III, 2).

22. Goldschale von Eilby Lund, Sünen (Abb. 19) mit anscheinend 13 Sonnenfiguren und Hängezierat (Kossinna a. a. O. S. 26. Abb. 6).

23. Goldschale von Langendorf, Kr. Srenzburg, Dorpommern (Abb. 20). Kranz von 13 Sonnenfiguren (Kossinna a. a. O. Taf. XIV, 2).



Abb. 19. Goldschale von Eilby Lund, Sünen.

Über die sakrale Bestimmung dieser Goldgefäße kann nach der eingehenden Begründung Kossinnas meines Erachtens schon in Anbetracht der Zürich-Altstettener Goldschale, auf der

¹⁾ Eine wichtige, in der vorgeschichtlichen Kunst Mitteleuropas öfter wiederkehrende Kalenderzahl.

7 Mond- und 7 Tierfiguren dargestellt sind, gar kein Zweifel herrschen, und die anscheinend sehr häufige Verwendung symbolischer Zahlen (7, 9, 11, 13, 40 u. a.) bei der Verzierung dieser Gefäße, wofür eine nochmalige genaue Prüfung wahrscheinlich noch weitere Beispiele liefern würde, bildet nur eine neue Stütze für diese Annahme. Wer aber trotzdem an der Deutung K. Schuchhardts festhält, daß diese scharfrandigen Gefäße Trinkschalen eines metzfreudigen Semnonenfürsten gewesen seien, dem empfehle ich, selbst einmal einen Versuch damit zu machen; nur rate ich im Interesse der Lippen den Versuch abzubringen, bevor der Met anfängt, die Hand zu meistern.



Abb. 20. Goldschale von Langendorf, Kr. Franzburg.

24. Griffplatte eines prächtigen Bronzedolches mit 13 konzentrischen Kreisen und 13 strahligem Stern (Abb. 21). Bronzefund von Rothengrub, Niederösterreich (Muck, Atl. Taf. XXXVII, 14). Früheste Bronzezeit. Waffen werden begreiflicherweise sehr gern mit einem wirksamen Zauber versehen.



Abb. 21. Dolchgriffplatte von Rothengrub.

25. Gefäß mit 13 vom Bodenrande sternförmig ausstrahlenden, schräg nach oben verlaufenden Einritzungen. Grabfund von Buchholz, Kr. Greifenhagen. Frühe Bronzezeit (Mannus III. 147. Abb. 4 IV und IV a).

26. Bronzenes Zierbeil mit 19 Budeln, die so angeordnet sind, daß je 7 beiderseits dem oberen Randteile des stark ausladenden Beilblattes folgen, während auf den Stielteil eine einfache Reihe von 6 Budeln kommt. Jede Seite für sich betrachtet enthält also 13 Budeln (Abb. 22). Da die Budeln am Blatteile ziemlich weit von der Schneidenecke enden, ist die Zahl vermutlich beabsichtigt. Dänemark (Madsen, Bronzealderen Taf. 3, 9).

27. Mit fortlaufenden Voluten verzierte Zierart. Anordnung der einzelnen Voluten ähnlich wie bei der vorhergehenden (Abb. 23). Doch setzen sich hier die dem oberen Blattrande folgenden Muster in eine den Schneiden-

rand begleitende Ornamentlinie fort. Dänemark (Madsen, Bronzealderen Taf. 3, 10). Beide Stücke sind wohl als Zeremonialärte aufzufassen.



Abb. 22. Zierbeil aus Dänemark.

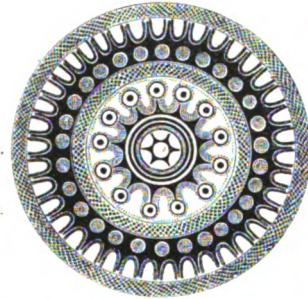
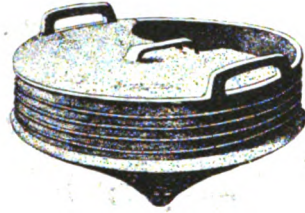


Abb. 24. Hängedose aus Seeland.



Abb. 23. Zierart aus Dänemark.

28. Hängedose aus einem Hügelgrab von Seeland mit sechsstrahligem Stern in der Mitte und 13 durch gleich viele Bögen miteinander verbundenen Kreisen; darum ein Kranz von 29 konzentrischen Kreisen (Abb. 24).

29. Gürtelplatte von Seeland (Abb. 25) mit 3 konzentrischen, aus verwickelten Volutenmustern gebildeten Kränzen. Der innerste von ihnen setzt sich aus 7, der mittlere aus 11, der äußere aus 13 Doppelvoluten zusammen¹⁾. Per. II. (Madsen, Bronzealderen Taf. 39, 1).



Abb. 25. Gürtelplatte von Seeland.

Die Anlegung des Gürtels erfolgte bei den Indogermanen ganz allgemein erst bei der Jünglingsweihe, die — wie bei vielen Naturvölkern der Gegen-

¹⁾ Die symbolische Bedeutung der 7 ist allgemein bekannt, doch spielt auch die 11 sowohl im babylonischen wie im indogermanischen Glauben eine ziemlich wichtige Rolle. In Württemberg hängt man zahnenden Kindern am 11. eines Monats 11 Uhr vor-

wart und in der abgewandelten Form der Konfirmation auch noch bei uns — mit großen religiösen Feierlichkeiten verknüpft war. Der Gürtel erlangte

dadurch eine gewisse sakrale Bedeutung, an die sich die Erinnerung in mancherlei an ihn anknüpfenden Heil- und apotropäischen Bräuchen bis heute erhalten hat¹⁾.



Abb. 26. Goldschale von Ledegaard.

30. Reich verzierte Gürtelschließe der frühesten Bronzezeit vom Burgberge bei Jägerndorf in Mähren. Unter den Einzelmustern 3 Sonnenräder zu 12, 13 und 14 Speichen (Mach, Atl. LXXVII. 1 = Abb. 27). Über die Bedeutung des Gürtels s. u. Nr. 29.

31. Norddeutsche Scheibennadel mit 13 Buckeln aus dem

frühbronzezeitlichen Depotfunde von Clempenow in Pommern (Nachr. Alt. 1897 S. 8. Abb. 4). Über die Bedeutung gilt das unter Nr. 1 Gesagte.

mittags Amulette mit dem frischen Kraute von Eisenkraut (*Verbena officinalis*) zur Verhütung von Krämpfen um den Hals (v. Hoporta und Kronfeld, Vergl. Volksmedizin II. 831).

Elf lebten noch vom Asenstamme
Als Baldes Leiche auf den Brandstoß sank.

lautet es in der Edda (Hyndl. 30). Und wie bei der elfseitigen Harfe von Telloh (Jeremias, Handb. d. altor. Geistesult. S. 285. Abb. 184) und dem von 11 Sternen umgebenen Marduk auf einem babylonischen Zylinder (a. a. O. 275. Abb. 175), so findet sich die Zahl 11, namentlich in Form von Sternen und Sonnenfiguren, auch sehr häufig in der vorgeschichtlichen Kunst Mitteleuropas wieder. So bei den Goldschalen von Ladegaard (Kosinna a. a. O. Taf. XIV, 3 = Abb. 26) mit elfspeichigem Sonnenrade und einem Kranze von 11 Sonnenkreisen; beim Totisfunde von Lavindsgaard, Sünen, der in einem Bronzegefäße 11 Goldschalen enthielt (Kosinna a. a. O. S. 21), auf dem Näpfschenstein von Seskilgreen, Grafschaft Tyrone, wo man neben Sonnenkreisen mehrere Sonnenräder mit 11 und 13 Strahlen sieht (Hörnes a. a. O. S. 230. Abb. 1) usw.

Die Zahl leitet man gewöhnlich vom Tierkreis her, weil ein Bild immer von der Sonne bedeckt ist (Jerem. a. a. O.). Wahrscheinlicher aber ist wohl, daß sie mit den Epagomenen zusammenhängt, die zum Ausgleich des 354 tägigen Mondjahres gegenüber dem 365 tägigen Sonnenjahre dem Mondjahre angefügt wurden (s. unten S. 145).

¹⁾ In Persien reibt man einen Beherzten mit der Gürtelschnur ein (Seligmann, Der böse Blick u. Verw. I. 306). Auf den kanarischen Inseln schützen sich die Bauern gegen den bösen Blick durch Umdrehen des Gürtels (a. a. O. II. 222). In manchen Gegenden Rußlands tragen der Bräutigam und seine Freunde eng geschnürte Gürtel, weil ein Zauberer jemandem nur dann schaden kann, wenn er ihm den Gürtel gelöst hat.

32. Reich verziertes Beil aus zinnarmer Bronze von Dänemark. Das mittlere Band an der Seite des Beilkörpers wird ausgefüllt durch eine Reihe von 13 hängenden und stehenden schraffierten Dreiecken, die mit den Spitzen zusammenstoßen und 12 glatte Rauhen einschließen (Madsen, *Bronzealderen Taf. I. 1 = Abb. 28*). Das der Periode Ic angehörige Stück ist als Zeremonialart aufzufassen.

33. Spinnwirtel mit 13 leicht bogenförmig gekrümmten Einfurchungen, die strahlenartig von der Durchbohrung nach außen verlaufen. Terramare von Polada (Munro, *Stat. lac. Fig. 68, 38*). Sakrale Bedeutung mit Rücksicht auf die sonnenradartige Verzierung wahrscheinlich.

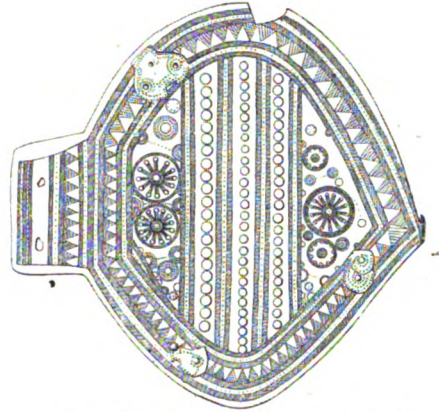


Abb. 27. Gürtelschließe von Jägerndorf.

34. Bronzescheibe mit 13 strahligem Stern aus einem frühbronzezeitlichem Grabe von Staadorf, Oberpfalz (*Nachr. Alt. 1903 = Abb. 29*).

35. Tonerne, rot gefirniszte und weiß inkrustierte Sepulkralkuule mit 12- und 13strahligen Leitern verziert (Sorrer, a. a. O. S. 182. Fig. 106).



Abb. 28. Zierteil aus Dänemark.

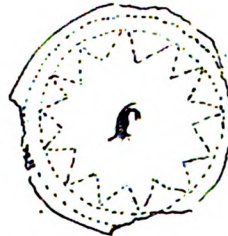


Abb. 29. Staadorf, Oberpfalz.

Über die religiöse und apotropäische Bedeutung der Leiter habe ich Mannus VI. 36 eingehend gesprochen. Über die kultische Bestimmung der Tonkuule kann kein Zweifel herrschen.

36. Tonfigur von Klievac in Serbien. Auf beiden Seiten der Brust je ein 12strahliger, darüber ein 13strahliger Stern (Hörnes, U. d. K.

In Tunis läßt eine Frau gegen den bösen Blick an die Zimmerdecke den Gürtel ihres Mannes befestigen und hält das andere Ende während der Arbeit fest; selbst einige Zeit nach ihrer Niederkunft hütet sie sich, es loszulassen (a. a. O. II. 225). In China läßt man die Kinder als Schutzmittel gegen die bösen Einflüsse Gürtel aus zerschnittenen Sischnen tragen, wobei allerdings zugleich der Knotenzauber mitwirkt (Mannus VII, 31).

1. Aufl. Taf. I. = Abb. 30). Zweifellos Kultfigur. Wahrscheinlich Per. 1, vielleicht noch älter.

37. 13strahlige Sonnenfigur auf einem Gefäßscherben aus dem steinzeitlichen Pfahlbau von Weyeregg im Attersee, Oberösterreich (Hörnes, Urgesch. d. K. = Abb. 31).



Abb. 30. Tonfigur von Kliccevac.

38. 13strahlige Sonnenfigur auf einem Gefäßscherben einer bandkeramischen Siedelung von Regensburg (Pr. Zschr. II. 120. Abb. 13 d = Abb. 32).

39. 13strahlige Sternfigur auf dem Boden einer reich verzierten Schale von Großgartach (Pr. Zschr. II. Taf. 26 d = Abb. 33).

40. 11- und 13strahlige Sonnenfiguren auf dem Näpfschensteine von Seskilgreen, Grafschaft Tyrone (Hörnes, U. d. K. S. 230. Abb. 1).

41. Durch 13 breite flache Furchen in 13 Segmente gegliederte durchbohrte Steinscheibe von 3 Zoll Durchmesser und 1 Zoll Stärke aus Schlesien (Klemm. Handb. der german. Altertumskunde, Dresden 1836, § 48 und Taf. XI, 9, hier Abb. 34). In ähnlicher

Weise gegliederte Steingebilde, die zweifellos eine sakrale Bedeutung hatten, kommen schon in den frühneolithischen Dolmen von Alvão in Portugal vor (Wilke, Südwesteurop. Megalithkult. u. ihre Bez. 3. Or. S. 49. Fig. 36) und kehren anderseits auch in Troja wieder (a. a. O. S. 130. Fig. 121).



Abb. 31. Sonnenrad von Weyeregg.



Abb. 32. Regens-



Abb. 33. Schale von Großgartach.

42. Tonplatte von Schäßburg in Siebenbürgen mit einem doppelten Kranze verwickelter Doppelvoluten im Stil der steinzeitlichen Spiral-Mäanderkeramik (Abb. 35). Der äußere Ring enthält 11, der innere 13 Doppelvoluten. Die Platte, die starke Brandwirkung zeigt und ursprünglich jedenfalls einen Durchmesser von etwa 80 cm hatte, diente als Deckplatte eines tönernen Feuerherdes, der in der Mitte weißgrau gebrannt ist, nach den Rändern zu dagegen in rötliche bis schwärzliche Farben übergeht. Auch der

unter den Ornamenten liegende Teil zeigt starke Feuerwirkung, zuerst rote, dann schwärzliche Farbe. In der näheren und weiteren Umgebung fanden sich viele Tonscherben, zum Teil auch ganze Töpfchen mit und ohne Verzierung. In einer Urne fand sich auch ein ganzes Kinderskelett (ohne Brandspuren) und in einem anderen Topfe ein bloßer Kinderschädel. Außerdem sind noch eine Unmasse von Knochen von Kindern, Ziegen, insbesondere

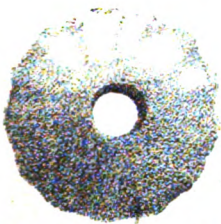


Abb. 34. Durchbohrte
Steinscheibe aus
Schleien. $\frac{1}{3}$.

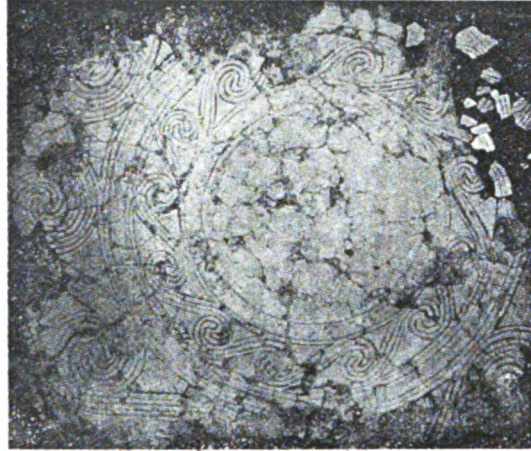


Abb. 35. Tonplatte von Schäßburg.

Schweinen und auch Pferden, 3. T. auch von Menschen zutage gefördert worden (Nachr. Alt. 1902, 73). Die Tonplatte, die nach dem Verzierungsstil nur der Zeit der Bandkeramik entstammen kann, ist schon von ihrem Entdecker C. Seraphim als Opferplatte aufgefaßt worden, und ich halte diese Deutung in Anbetracht der geschilderten Sündumstände für die einzig mögliche.

43. Endlich erwähne ich noch die Darstellung eines Ruderbootes mit 12 Ruderern und 1 Führer auf einer Felsenzeichnung von Upsala (Pr. 33hr. II. Taf. 34 b), die lebhaft an das oben erwähnte Motiv vom „Kapitän Dreizehn“ und die Odysseus Sage erinnert (Abb. 36). Die gleiche Zahl wiederholt sich noch mehrfach, so.

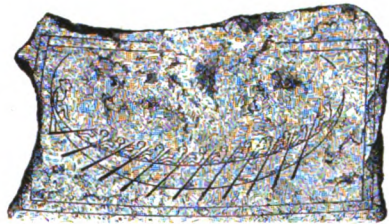


Abb. 36. Stein von Håggeby in Uppland.

44. bei einem Boote auf der Steinplatte eines Kammergrabes von Herrestrup, Nordwest-Seeland (Hörnes, U. d. K. S. 235. Abb. 3).

45. Bei einem der Schiffsbilder von Kyrforyst, Bohuslän (Mannus VI. 270. Abb. 11).

46. Bei dem Schiff von Dillfarahögen, Schonen (Mannus a. a. O. 266. Abb. 7). Hier zugleich eine Gruppe von 13 Näpfchen. (Abb. 37.)

47. Bei mehreren Schiffen auf norwegischen Gelsenbildern.

Was lehrt uns nun diese Zusammenstellung? An reinem Körperschmuck konnten wir die 13 nur viermal feststellen. Hier ist die Zahl vielleicht oder sogar wahrscheinlich eine rein zufällige; immerhin ist bei den auch noch heute selbst bei den höchsten Kulturvölkern bestehenden engen Beziehungen zwischen Amulett und Körperschmuck auch hier mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Zahl absichtlich gewählt ist, um mit ihr dem Schmuckstück zugleich eine apotropäische Wirkung zu verleihen.

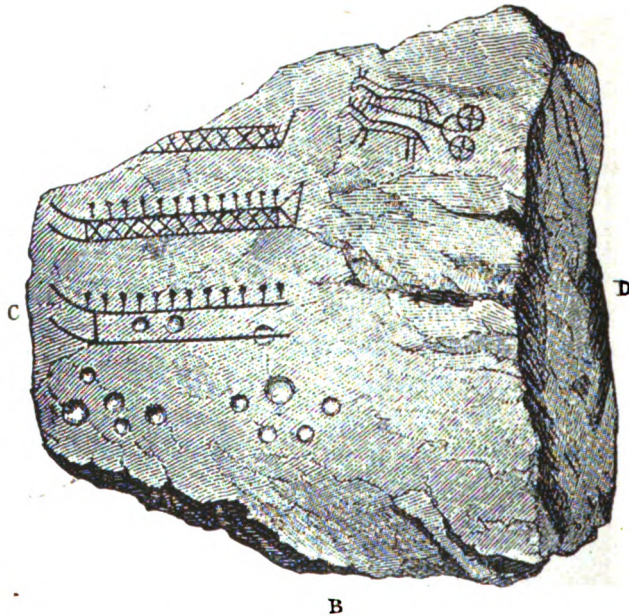


Abb. 37. Dillfara Högen, Schonen.

Bei allen übrigen Stücken jedoch weist teils die Art des betreffenden Gegenstandes: Klapperbleche, Sarkophage, Grabgefäße, Totivärte, Bronzerad und namentlich die Kultfiguren und die Opferherdplatte von Schäßburg, teils die Form der Verzierungen: Sonnen-, Stern- und Radfiguren, teilweise in Verbindung mit Hakenkreuzen, Doppelschwänen und anderen sakralen Motiven, mit größter Wahrscheinlichkeit und vielfach selbst mit voller Bestimmtheit auf einen talismanischen oder sakralen Charakter hin. Erscheint hiernach die 13 im allgemeinen an Geräte und Ornamente apotropäischer oder religiöser Bedeutung gebunden, so ist bei der großen Sorgfalt, die die religiöse Kunst auch auf scheinbare Kleinigkeiten und Einzelheiten zu verwenden pflegt, wohl die Annahme gerechtfertigt, daß auch der Zahl selbst ein ganz bestimmter Sinn zugrunde liegt. Dabei muß man noch bedenken,

was für große technische Schwierigkeiten bei der Unteilbarkeit der 13 eine einigermaßen korrekte und gleichförmige Darstellung eines 13teiligen Kreisornamentes dem Künstler darbieten mußte, namentlich wenn es sich um so verwickelte und schwierige Muster handelt, wie wir sie bei vielen der oben abgebildeten Gegenstände in so vollendeter Ausführung vor uns sehen. Ich meine, schon dieser Umstand allein weist mit voller Bestimmtheit darauf hin, daß der Künstler die Zahl bewußt und mit voller Absicht gewählt hat, um damit einen ganz bestimmten Gedanken zum Ausdruck zu bringen.

Nach alledem halte ich es für erwiesen, daß den vorgeschichtlichen Bewohnern Mitteleuropas die heilige Zahl 13 wohl bekannt war, und zwar reicht sie hier, wie die Sonnen- und Sternfiguren von Weyeregg, Regensburg und Groß-Gartach, und namentlich die Opferkultplatte von Schäßburg lehren, schon ziemlich weit ins Neolithikum zurück.

3. Entstehung der symbolischen Bedeutung der 13.

Über die Entstehung der symbolischen Bedeutung der 13, an deren Stelle, wie wir gesehen hatten, in vielen Sagen auch die 12 erscheint, gehen die Ansichten noch weit auseinander. Die bereits eingangs erwähnte, auch von namhaften Forschern¹⁾ vertretene Meinung, daß sie auf das Abendmahl Christi zurückgehe, ist nach dem von uns vorgebrachten Material über das Vorkommen der Zahl natürlich gänzlich unhaltbar. Denn wir finden sie nicht nur in Amerika bereits zu einer Zeit, wo von irgendwelchen christlichen Einflüssen noch keine Rede sein kann, sondern auch in der Alten Welt schon Jahrtausende vor Christus. Die ganze Abendmahllegende ist vielmehr nur als eine Variante des oben behandelten uralten Motivs vom „Kapitän Dreizehn“ aufzufassen.

Andere Forscher, unter ihnen vor allem Ed. Meyer (Gesch. d. Alt. I. § 426 A), haben die Erklärung einfach im geheimnisvollen Wesen der Zahl 13 selbst gesucht. Die 12, sagt man, sei, weil durch verschiedene Zahlen (2, 3, 4, 6) teilbar, eine harmonische und deswegen glückbringende, die 13 dagegen als unteilbar eine unharmonische und daher unglückbringende Zahl (Muttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. S. 90). Erscheint diese Erklärung an sich schon etwas gesucht und gezwungen, so trifft sie auch insofern nicht zu, als die 13 keineswegs immer eine Unglücks-, die 12 nicht notwendig eine Glückszahl bildet²⁾, sondern beide Zahlen nicht selten ihre

¹⁾ W. H. Roscher, Die Sieben- und Neunzahl im Kultus und Myth. d. Griechen. Abhandl. d. K. S. G. d. W. Bd. 53 (1906). S. 72 A 161. v. Hovorta und Kronfeld, Dgl. Volksmedizin. Bd. II. 882.

²⁾ Von den 12 Söhnen Jakobs wird Joseph als 12. in die Grube geworfen und in Sklaverei verkauft. Der vom blinden Hodr getötete Baldr ist der 12. vom Asenstamme (Edda, Hyndl. 30). Statt des 13. holt der Teufel auch schon den 12. vom Glücksrade.

Bedeutung wechseln¹⁾. Vor allem aber läßt sie alle die mannigfaltigen Sagen unerklärt, wo die Zahlen nicht nur scheinbar und oberflächlich bestimmten astralmythischen Erscheinungen anhaften, sondern auf das Engste organisch mit ihnen verbunden sind. Wenn Ed. Meyer a. a. O. meint, man habe die symbolischen Zahlen (auch 7 usw.), nachdem sie primär infolge ihres geheimnisvollen Charakters ihre Bedeutung erlangt hätten, nun sekundär mit den Vorkommnissen in der Natur und namentlich den Himmelserscheinungen in Verbindung gebracht, so erscheint es mir doch viel einfacher und näherliegend, daß man sie unmittelbar vom Himmel abgelesen hat.

Diese Annahme, daß die 13, wie fast alle symbolischen Zahlen, ganz unmittelbar aus der Beobachtung bestimmter astraler Erscheinungen hervorgegangen ist, hat daher heute wohl die meisten Anhänger, und nur hinsichtlich der Frage, welche Erscheinungen als Quelle für sie zu betrachten sind, gehen die Meinungen noch auseinander. Nach einer neuerdings stark in Aufnahme gekommenen Auffassung sollen, wie die übrigen Mythen, so auch die mit der 12 und 13 verknüpften lediglich aus der Beobachtung der Mondphasen hervorgegangen, also rein lunaren Ursprunges sein, im Gegensatz zu der Ableitung von den 12 Monden, was zugleich ein lunarer und solarer Ursprung wäre. Dieser Gedanke ist schon von Leon y Gama für die Herkunft der 13 bei den Mexikanern ausgesprochen und dann von S. Selser übernommen worden (S. Selser, Codex Borgia II. 207). Für die gleiche Herkunft bei den Naturvölkern der alten Welt ist dann neuerdings E. Böttler in seiner mehrfach erwähnten Arbeit sehr entschieden eingetreten und er hat sich zur Begründung seiner Auffassung auf ein sehr reiches Sagenmaterial bezogen. Indessen erscheint mir keiner der von ihm beigebrachten

Von 12 Schülern auf der hohen Schule für Schwarzkünstler in Wunsiedel gingen nur 11 wieder fort, der 12. ward nicht mehr gesehen. Vgl. Böttler S. 7.

¹⁾ Gegen diese Erklärung spricht auch noch, daß bei der ungemein verwickelten Form der arithmetischen Division im früheren Altertum die Teilbarkeit einer Zahl gar nicht die große Bedeutung hatte, wie bei unserer heutigen unmittelbaren Division. Wollte man z. B. im alten Ägypten 47 durch 7 teilen, so mußte man nach einem wahrscheinlich auf die XII. Dynastie zurückgehenden Rechenbuch wie folgt verfahren. Man ging von einer Multiplikationstabelle aus, in der die 7 als Multiplikation erscheint:

1	7	
2	14	(= 2 × 7)
4	28	(= 2 × 14)
8	56	(= 2 × 28)
16	112	(= 2 × 56)

u. s. f.

und suchte nun in der zweiten Zahlenreihe den nächst unteren Wert von 47 auf. Diesen (28) zieht man von 47 ab, von dem verbleibenden Rest (19) wieder die nächst niedrige Zahl der Tabelle 14. Es bleibt dann Rest 5. Nun entsprechen der 28 und 14 in der linken Zahlenreihe die 4 und 2. Mithin ist $47 : 7 = 47 : (4 + 2) + \text{Rest } 5$. (Nach H. Schneider, Kult. u. Denken d. alt. Ägypt. 2. Ausg. S. 301.)

Gründe zwingend. Die von ihm zunächst unter seinen „direkten Zeugnissen“ angezogene Stelle Rigv. I. 25. 8, wo es von Daruna heißt, „der Ordnungsschirmer, der die 12 an Kindern reichen Monde kennt und auch den nachgeborenen Mond“ scheint mir doch viel mehr auf die 12 Monate und einen Schaltmonat, als auf die einzelnen Mondphasen hinzuweisen, und zwar gerade auch mit Rücksicht auf die von Böhlen zur Befräftigung seiner Auffassung angezogene weitere Stelle Rigv. I. 164, 11 f., wo vom 12speichigen Rade, das, ohne sich abzunutzen, um den Himmel rollt, und auf das 720 Zwillingssöhne (= 360 Tage und Nächte) hinaufsteigen, und von dem zwölfgestaltigen (dvadasakrtih), weithin blickenden (wicaksanah) Vater am Himmel die Rede ist. Und ebensowenig vermögen mich die übrigen, von Böhlen beigebrachten Belege, die Sage von den Rbhüs und den von ihnen angefertigten Bechern (Rigv. I. 20, 6), die Sage vom 12strahligen Mond, das Märchen vom singenden, springenden Löwenederchen bei Grimm KIM N 88 usw. von der Berechtigung der von ihm verfolgten Auffassung zu überzeugen. Am besten könnte noch die von Ginzler I. 322 A angeführte Stelle Nidānasūtra 5 in Betracht kommen, die wie folgt lautet:

Siebenundzwanzig Wohnungen sind des Reiches König aufgebaut,
und dreizehn Tage in jedem pakshatra (bringt der Mond zu),
dreizehn Tage und eines Tages Drittel zu vier Zehnden machend bei
dreien Malen ($13\frac{1}{3} \cdot 3 = 40$) den 3 mal 9 weiten Pfad, den altgewohnten,
mit vierzig Neuntagezeiten (= 360) er durchmißt.

Hier wird wenigstens die Zahl 13 unmittelbar auf die Mondphasen bezogen, doch handelt es sich hier um eine rein astronomische Begriffserklärung des Jahres und die hier behandelte Zeitrechnung gehört erst dem Zeitalter des Mahābhārata an.

Haben wir hiernach den von Böhlen angeführten Gründen kaum irgendwelche erheblichere Beweiskraft für die Herleitung der 13 von den Mondphasen beizumessen, so spricht meines Erachtens die von ihm selbst so betonte öftere Vertauschung der 13 mit der 12 geradezu dagegen. Denn die Zahl der einzelnen Mondphasen von Neumond zu Vollmond und umgekehrt beträgt eben nicht 12 und 13, sondern 13 und 14, und wenn man die letzte und erste, sehr dünne und darum nur schwer sichtbare Mondsichel unberücksichtigt lassen will, 11 und 12.

Ich halte es daher für viel wahrscheinlicher, daß die 12 und 13 auf einem lunisolaren Jahre beruhen, wobei die 12 den das regelmäßige Jahr bildenden synodischen 12 Monaten zu $29\frac{1}{2}$ Tagen entspricht, die 13 dagegen sich auf einen zum Ausgleich des Mondjahres (354 Tage) mit dem Sonnenjahr (365 Tage) hinzugefügten Schaltmonat bezieht, dem im zwölfteiligen Tierkreis das als dreizehntes hinzugefügte Bild des Raben¹⁾ entspricht

¹⁾ Daher der überall wiederkehrende „Unglücksrabe“, weil die Schaltmonate — ebenso wie die Schalttage — im allgemeinen für unglücksbringend galten.

(A. Jeremias, Das alte Testament im Lichte des Orients). Allerdings nimmt man ja für gewöhnlich an, daß man ursprünglich die Zeit nur nach dem Mondlaufe eingeteilt habe, und dies mag vielleicht auch in den allerfrühesten Perioden der Fall gewesen sein. Doch muß man daneben auch schon frühzeitig auf das Sonnenjahr abgekommen sein. Zu dieser Annahme berechtigt uns nicht nur die verhältnismäßig hohe Entwicklung, die der im Norden schon im Campagnien einsetzende, in seinen einzelnen Phasen: dem Pflügen, Eggen der Aussaat und Ernte völlig an die Jahreszeiten und den Stand der Sonne gebundene Ackerbau innerhalb des Neolithikum erreicht¹⁾, sondern das wird für die der neolithischen Kulturstufe entsprechende indogermanische Urzeit auch noch durch eine Reihe von Sprachgleichungen ausdrücklich belegt. Auch weist die von mir anderwärts ausführlich behandelte reiche Ausbildung des Sonnenkultus beim indogermanischen Urvolke wie im neolithischen Mitteleuropa mit voller Bestimmtheit auf die Bekanntschaft der Indogermanen wie der neolithischen Bewohner Mitteleuropas mit dem Sonnenjahre hin.

Haben wir also schon für sehr frühe Perioden des Neolithikums eine Zeitrechnung sowohl nach Mondläufen wie nach dem Sonnenlauf voraussetzen, so dürfen wir auch — schon mit Rücksicht auf die an bestimmte Tage gebundenen kultischen Feste — annehmen, daß sich schon frühzeitig das Bedürfnis herausgestellt haben muß, beide Formen der Zeitbestimmung miteinander einigermaßen in Einklang zu bringen. Auf das Sonnenjahr mit 365 Tagen entfallen nämlich 12 Mondmonate (zu rund 29 $\frac{1}{2}$ Tagen), die zusammen nur 354 Tage umfassen. Zwischen Mond- und Sonnenjahr besteht also der immerhin sehr erhebliche Unterschied von 11 Tagen.

Den Ausgleich dieses Unterschiedes konnte man nun in verschiedener Weise bewirken. Zunächst dadurch, daß man dem 354-tägigen Mondjahre die fehlenden 11 Tage als Schalttage anhängte, wobei man jedoch, wie J. Grimm u. a. annahmen, zur Herbeiführung einer gewissen Harmonie mit der Monatszahl, statt 11 Tage 12 setzte, so daß man ein Jahr von 366 Tagen erhielt. Diese Zeitrechnung hat man früher allgemein für das indogermanische Urvolk angenommen, und insbesondere hat man daraus die heiligen 12 Nächte zu erklären versucht. Allein einen einigermaßen sicheren Beweis für diese Annahme hat man nicht erbringen können und man ist daher neuerdings mehr und mehr davon zurückgekommen²⁾.

¹⁾ Dies kommt auch in der altgermanischen Bezeichnung der Monatsnamen deutlich zum Ausdruck. Das altisländische Jahr kennt folgende Monate: 1. Gormanadr (Schlachtmonat), 2. Frermanadr (Gefriermonat), 3. Hrutmanadr (Widdermonat), 4. Thorri, 5. Goi, 6. Einmanadr, 7. Gaukmanadr (Kududmonat), 8. Eggtid (Eierzeit) oder Stekktid (Einhegezeit der Lämmer und Schafe), 9. Selmanadr (Zeit des Beziehens der „Selden“ oder Sennhütten), 10. Heyannir (Heuertemonat), 11. Tvimanadr (Kornschmittmonat), 12. Haustmanadr (Herbstmonat). Die Bedeutung Thorri, Goi und Einmanadr ist nicht klar.

²⁾ Es klingt nicht sehr wahrscheinlich, daß man bei dem Bestreben, den Zeitunterschied auszugleichen, lediglich aus dem oben angeführten Grunde bewußt und absicht-

Ein anderer Weg war der, daß man die Monate einfach weiter zählte, bis der Voll- oder Neumond ungefähr wieder mit dem Jahresanfang zusammenfiel. Dies erfolgt annähernd schon nach 25 Monaten. Denn 25 Mondmonate umfassen $29\frac{1}{2} \times 25 = 737$ Tage, während die beiden entsprechenden Sonnenjahre 731 Tage zählen. Man erhielt also ein Jahr zu 12 und eines zu 13 Mondmonaten. Der dann noch verbleibende Unterschied mußte dann von Fall zu Fall durch Einfügung weiterer Schaltmonate ausgeglichen werden. Lange Zeit wird man sich in dieser primitiven Weise geholfen haben, bis man schließlich durch weitere Beobachtung, wozu ja der sich mehr und mehr entwickelnde Sonnen- und Mondkult hinreichend Veranlassung gab, zur Aufstellung des gebundenen Mondjahres (Lunisolarjahr) gelangte, der die Umlaufzeiten der Sonne und des Mondes in der Weise in der Zeitrechnung ausgleicht, daß eine Anzahl ganzer Sonnenjahre zugleich eine Anzahl ganzer synodischer Mondmonate umfaßt. Den einfachsten derartigen Zyklus bildet eine achttjährige Periode mit drei Schaltjahren, wie sie der ältesten griechischen und der türkischen Zeitrechnung zugrunde liegt; schon wesentlich genauer ist der 11jährige mit vier Schaltjahren, den die arabischen Astronomen verwendeten und einen bereits sehr vollkommenen bildet der von Menon im 5. Jahrhundert v. Chr. eingeführte 19jährige mit sieben Schaltjahren, bei dem der Unterschied erst nach 219 Jahren einen Tag beträgt.

Ob die Indogermanen bereits vor ihrer Trennung das gebundene Mondjahr gekannt haben, läßt sich zwar nicht mit voller Bestimmtheit behaupten, doch ist es in höchstem Grade wahrscheinlich, da es fast für sämtliche Einzelvölker nachweisbar ist.

Bei den Indern wird, wie wir oben sahen, der Mond als „Ordner der Zeiten“ bezeichnet und in den Samhitā ist von einem „zugeborenen“ 13. Monat die Rede. Ebenso in den Brāhmana, hier freilich öfter mit Zusätzen, die auf eine Unsicherheit oder Unbestimmtheit in der Schaltung hindeuten (Ginzel I. 313).

Das älteste sicher nachweisbare persische Jahr war ein Sonnenjahr von 12 Monaten mit 360 Tagen und 5 Epagomenen, das sich mithin (da die wirkliche Jahreslänge $365\frac{1}{4}$ Tage beträgt), alle 4 Jahre um 1 Tag, in 120 Jahren also um 30 Tage verschob. Zur Ausgleichung des Unterschiedes wurde daher alle 120 Jahre ein Schaltmonat eingefügt (Ginzel I. 290 ff.). Noch früher scheint aber auch ein Mondjahr bestanden zu haben, wie sich besonders aus den im Bundesheßch namentlich angeführten, in Spuren aber auch schon im

lich einen neuen Fehler in der Zeitrechnung gemacht habe. Wohl aber mußte man zu einer Schaltung von 12 Tagen gelangen, wenn man die wirkliche Jahreslänge (rund $365\frac{1}{4}$ Tage) annähernd kannte, was ja sehr wahrscheinlich ist. Denn dann mußten dem Mondjahre für gewöhnlich 11, in jedem vierten Jahre aber 12 Tage angehängt werden. Durch diese Annahme ließe sich — außer den Zwölfnächten — die symbolische Bedeutung der 11 erklären (s. oben S. 136).

älteren Avesta nachweisbaren Mondstationen ergibt. „Da das Sonnenjahr zum ältesten Bestande der Perser-Chronologie gehört, müßte das Mondjahr in vorhistorische Zeiten zurückreichen“ (Ginzel I. 297 f.).

Einem achtjährigen Lunisolarzyklus (Oktasteris) begegnen wir nach Geminus VIII. 34 schon in den allerfrühesten Zeiten bei den Griechen. Aus ihm haben sich dann später die Olympiaden entwickelt.

Gleichfalls einen achtjährigen Zyklus mit drei Schaltjahren zu 13 Monaten haben wir nach Ginzel I. 237 ff. ursprünglich bei den Römern vorauszu-
sehen, der dann unter Numa noch weitere Verbesserungen erfuhr.

Nur sehr spärlich fließen die Quellen über die altgermanische Zeitrechnung, doch ist uns wenigstens bei den Angelsachsen die Einfügung eines (13.) Schaltmonats durch Beda (De temp. rat. 13) verbürgt. Dieser spricht von den 13 Monaten des Schaltjahres, und zwar wurde der Schaltmonat (Thrilidus) im Sommer am Ende des ersten Halbjahres eingelegt (Ginzel, III. 37).

Weit besser sind wir über die Zeitrechnung der Kelten unterrichtet, über die uns die 1897 entdeckten, leider nur in Bruchstücken erhaltenen Bronzetafeln von Coligny bei Lyon (Abb. 36) einigermaßen aufgeklärt haben. Sie gehören nach der Form der (römischen) Schriftzeichen, die zur Schreibung verwendet sind, dem 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. an, und zwar enthalten sie, wie zuerst P. Dissard, der Direktor des Museums in Lyon, richtig erkannt hat, einen Kalender, der etwa fünf Jahre umfaßt¹⁾. Aus ihm ergibt sich, daß die alten Druiden mit einem dreijährigen Zyklus zu 37 Mondmonaten rechneten. „Das gewöhnliche Mondjahr wurde zu 354 Tagen, aber auch, um den Mondphasen möglichst zu folgen, zu 355 Tagen angesetzt. Nahm man also zwei Jahre zu 355 Tagen und ein Jahr (mit Schaltmonat) zu 385 Tagen, so war man nach diesen drei Jahren um 2½ Tage gegen den Mond und nur wenig gegen die Sonne im Unterschied; wurden hierauf zwei Jahre zu 354 Tagen und ein Jahr zu 384 gerechnet, so näherte man sich wieder dem Eintreffen der Mondphasen, aber man wich mehr gegen die Sonne ab. Das Abweichen des Kalenders gegen die Sonne konnte vom Volke erst nach einer längeren Jahresreihe konstatiert werden Wir haben sehr wahrscheinlich in dem Kalender von Coligny gerade die Bruchstücke jener Jahre vor uns, die zu 355 resp. 385 gerechnet worden sind; würden uns die übrigen Stücke erhalten geblieben sein, so würden uns wahrscheinlich Jahre von 354 resp. 384 entgegentreten.“ (Ginzel III. 86 f.)

Von mancher Seite ist bezweifelt worden, daß der Kalender ein gallischer oder keltischer sein könnte, und man hat daher keinen fremden Ursprung angenommen. Doch wendet Ginzel mit vollem Rechte dagegen ein, daß die

¹⁾ Ein Bruchstück eines ganz ähnlichen Kalenders ist schon 1802 bei Moirans (Lac d'Antre) im Jura gefunden worden, woraus zu schließen, daß wahrscheinlich die gleiche Zeitrechnung im ganzen Sequanerlande üblich war.

Druiden dieser Zeit, wenn sie einen Import aus Griechenland benutzen wollten, einen wesentlich besseren Kalender hätten herstellen können, da doch zu jener Zeit das Kalenderwesen Griechenlands auf einer viel höheren Stufe stand. Daß der Kalender auch in sprachlicher Hinsicht unzweifelhaft keltisch ist, hat Thurneysen (*Der Kalender von Coligny*, *Zeitschr. f. kelt. Phil.* II. Bd. 1899. S. 523 ff.) nachgewiesen.

Läßt sich hiernach für fast alle indogermanischen Einzelvölker — teilweise sogar schon für sehr frühe Zeiten. — eine Zeitrechnung belegen, die auf einem Ausgleich des 354tägigen Mond- und 365tägigen Sonnenjahres beruhte, und die sich zur Ausgleichung der bestehenden Zeitunterschiede der Einlegung von Schaltmonaten bediente, so dürfen wir nunmehr allein schon deshalb mit großer Wahrscheinlichkeit die erste Entstehung des Lunisolaresjahres schon für die indogermanische Urzeit voraussetzen. Die Quelle für diese Zeiteinrechnung war mithin für alle Völker die gleiche, nur die weitere Ausgestaltung war eine verschiedenartige. Diese Annahme ist jedenfalls viel wahrscheinlicher als die, daß jedes der Einzelvölker für sich die Zeiteinteilung erfunden oder gar erst in verhältnismäßig später Zeit von fremder Seite entlehnt habe, da die vorderasiatischen Völker, die hier nur in Betracht kommen könnten, schon ziemlich früh vom lunisolaren zum reinen Sonnenjahre übergegangen sind, und andererseits die Zeitrechnung der meisten indogermanischen Einzelvölker noch lange Zeit hindurch auf einer verhältnismäßig primitiven Stufe stehen geblieben ist.

Diese Auffassung findet nun eine volle Bestätigung durch die größten uns erhaltenen vorgehichtlichen Baudenkmäler, den Stonehenge und den Avebury, deren wahre Bedeutung zuerst klar erkannt zu haben ein Verdienst O. Stephans bildet (*Mannus VIII.*)¹⁾.

Der Stonehenge, der auch noch in seinen Trümmern ungemein stimmungsvoll wirkt, bestand aus einem Außenring von 30 gut behauenen Pfeilern von 3,80 m Höhe (den sogenannten Sarsensteinen), die einen fortlaufenden Kranz von 1,10 m starken Auflagesteinen tragen. Ihnen folgte

¹⁾ Niemand, der diese gewaltigen Steindenkmalen aus eigener Anschauung kennt und nur einigermaßen eingehend beobachtet hat, wird der ebenso naiven wie phantastischen Vogelbauhypothese K. Schuchhardts (*Pr. Ztschr.* II 292 ff. und IV 446) folgen können, nach der diese mächtigen Steintreife im Grunde weiter nichts sind, als große Freiluftvolieren, und die sie zusammensetzenden mächtigen Steinpfeiler und Steinplatten, deren Abmessungen beim Avebury etwa 3 : 3 : 1,5 m betragen, bloße Seelenvogelpfähle, wie die Papageienpfähle auf den Rasenflächen unserer zoologischen Gärten, auf die man an schönen warmen Sommertagen die Katadus zu setzen pflegt. Jeder, der unter dem Eindruck dieser auch noch in ihren Trümmern überwältigend wirkenden, altehrwürdigen Bauwerke gestanden hat, wird vielmehr die Überzeugung mit nach Haus genommen haben, daß wir hier in der Tat die Trümmer riesiger Tempelanlagen vor uns sehen, wie sie Hekataeus von der dem Keltenslande gegenüber liegenden Insel der Hyperboräer und Macrobius (*Saturn. I. 18*) auf dem Berge Zilmiffos in Thracien kennt.

nach einwärts ein zweiter Kreis, der aus etwa 1,80 m hohen Säulen aus bläulichem Gestein (blue stones) gebildet wird, das wahrscheinlich aus der Bretagne herbeigeschafft worden ist. Über ihre Zahl fehlen ältere Nachrichten, doch berechnet sie sich aus den noch vorhandenen Steinen und dem Grundriß auf 48. Noch weiter einwärts folgen, das Ganze wuchtig überragend, fünf in Hufeisenform angeordnete, sehr sorgfältig behauene Trilithen, die von der Mitte nach außen an Größe abnehmen und deren mittelster die stattliche Höhe von 7,9 m erreicht. Sie bestehen, wie der Außenring, aus Sarsenstein. Die innerste Gruppe endlich setzt sich wieder aus einer Reihe von Blausteinen von 2,40 m Höhe zusammen, die ursprünglich entweder hufeisenförmig oder zu einem Oval geordnet waren, und deren Zahl in diesem Falle 22 betragen haben müßte. Endlich erhob sich vor dem mittleren Trilithen und einwärts vom inneren Blausteinring noch ein mächtiger (jetzt umgestürzter) Monolith von 4,4 m Höhe und 1,1 m Breite (der „Altarstein“), und ihm gegenüber außerhalb des Außenringes ein zweiter Monolith, die beide zusammen die Achse der ganzen Anlage bezeichnen, aber nicht ganz mit ihr zusammenfallen, sondern die Disirlinie nach der aufgehenden Sonne zur Zeit der Sommer- sonnenwende freiließen. Mit dieser Disirlinie hat Biereye (Mitt. d. D. d. Saalburgfreunde Heft 32/33) etwas abweichend von Lockyer, der als wahrscheinliches Erbauungsjahr 1680 errechnet hat, als Zeit der Errichtung das Jahr 1750 bestimmt, was mit den archäologischen Funden ziemlich gut übereinstimmt.

In der Umgebung dieser Anlage befinden sich dann noch zahlreiche, der gleichen Zeit angehörige Grabhügel und etwa 500 m davon entfernt ein noch heute deutlich erkennbarer, durch einen niedrigen Wall abgegrenzter Raum von 2900 m Länge und 150 m Breite, den man schon von jeher als Rennbahn gedeutet hat, und der mit dem Tempel durch eine besondere, heute freilich nur noch in Spuren erkennbare „Feststraße“ verbunden war.

Aus dem Zahlenverhältnis der verschiedenen Steinringe läßt sich nun nach Stephan folgendes ablesen: Die 5 Trilithen bezeichnen die 5 Wochentage entsprechend der Zahl der damals bekannten Planeten (Dauer der Olympischen Spiele 5 Tage!) Die 30 bedeutet die Zahl der Monatstage. 48 solche Monate bildeten einen vierjährigen Zyklus, jedoch nicht ganz, vielmehr mußte, um das Jahr vollzumachen, noch ein Schaltmonat von 22 Tagen eingefügt werden, die durch den innersten Ring bezeichnet wurden. Es ergibt sich also ein vierjähriger Zyklus mit $30 \times 48 + 22 = 1462$ Tagen, oder $365\frac{1}{2}$ Tagen für ein Jahr.

Handelt es sich beim Stonehenge schon nicht mehr um ein eigentliches Lunisolarjahr, sondern bereits um ein reines Sonnenjahr, wie es bei den indogermanischen Einzelvölkern (mit Ausnahme bei den Indern und Persern) erst in späterer Zeit aufkommt, so liegt das erstere um so klarer bei dem zweiten großen Bauwerke vor, dem Avebury, der zwar in künstlerischer Hin-

sicht weit hinter dem Stonehenge zurücksteht, ihn dagegen durch die Wucht seiner Massen noch um ein bedeutendes überragt und der bereits dem reinen Neolithikum angehört¹⁾.

¹⁾ Über den Zustand des Avebury um die Wende des 17. und 18. Jahrhundert. liegen zwei ziemlich widersprechende Zeugnisse vor: von Aubrey und von Stukeley. Schuchhardt glaubt in seiner Arbeit: Stonehenge (Pr. Zschr. II. 292 ff.) den Angaben Aubreys volles Vertrauen entgegenbringen zu dürfen. Indessen sind diese Angaben, wie sich Schuchhardt durch eigene genauere Beobachtung hätte selbst leicht überzeugen können, teilweise völlig unzutreffend. Nach Aubrey verläuft nämlich die aus dem Südosttor der

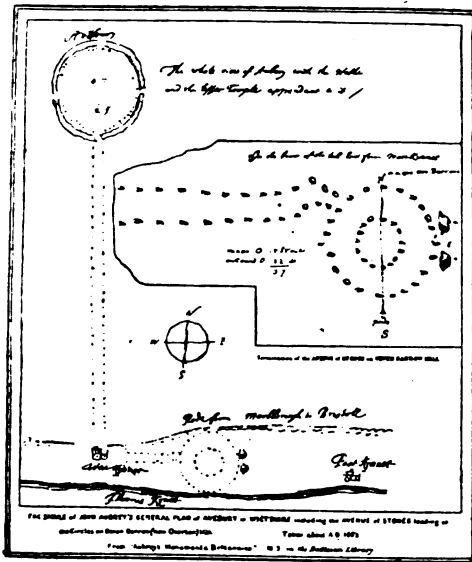


Abb. 38. Der Steintreis von Avebury nach einer Zeichnung Aubreys.

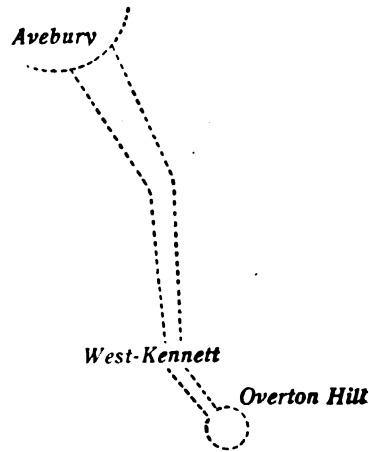


Abb. 39.

Hauptanlage nach West-Kennet führende Feststraße in schnurgerader Richtung, um hier plötzlich rechtwinklig nach dem Steintreise auf dem Overton Hill abzubiegen. Auch zeigt nach seiner Skizze die Straße überall die gleiche Breite und nur der kurze Schenkel vor dem Overton Hill verschmälert sich (Abb. 38). Die noch vorhandenen Reste lehren jedoch mit voller Gewißheit, daß die Feststraße ganz ähnlich wie die Alignements von Carnac in der Bretagne einen zweimaligen Knick machte, und zwar so, daß am nördlichen Knick der Winkel nach Westen, am südlichen nach Osten offen war und der nördliche und südliche Schenkel fast parallel verliefen, der letzte etwas schärfer nach Osten zu. Auch erkennt man an den noch vorhandenen Steinen deutlich, daß die Straße nach ihrem Austritt aus dem Tore sich ziemlich stark erweiterte, um sich dann ganz allmählich nach dem Overton Hill zu zu verschmälern (Abb. 39). Das aus den noch vorhandenen Resten zu gewinnende Bild entspricht also sehr gut der Darstellung Stukeleys, nur daß nach dieser die Feststraße statt eines zweimaligen Knickes eine zweimalige bogenförmige Schwingung aufweist, was sehr wohl der Fall gewesen sein kann.

Über die von Stukeley angegebene, nach Südwest führende Straße, die Aubrey

Die Hauptanlage des jetzt leider nur noch in dürftigen Trümmern erhaltenen Tempels, der durch zwei lange, zweimal geknickte Steinalleen mit zwei weiteren Steinkreisen in Verbindung stand, setzte sich aus einem umwallten, von gewaltigen Steinplatten gebildeten Außenkreis von 500 m Durchmesser und zwei von gleich großen Steinplatten gebildeten Doppelringen zusammen. Die Zahl der Platten des Außenkreises betrug nach Stephans sorgfältigen Berechnungen 99, während von den im Innern befindlichen Doppelringen der nördliche 29, der südliche 30 Platten zählte. Der Innenkreis bestand bei beiden aus 12 Platten. Endlich befand sich noch ein einzelner Stein, der den auffallenden Namen Ringstone führt, unmittelbar südlich des südlichen Doppelringes. „Was besagen nun diese Zahlen? Daß mit 29 und 30 der Mondumlauf, mit 12 die Anzahl der Monate im Jahr bezeichnet wird, ist einleuchtend, ebenso daß 30×12 eine arithmetisch bequeme Einteilung des Sonnenjahres darstellt. Was sollen aber die 99 Steine bedeuten? Mit 99 Jahren ist nichts anzufangen, wohl aber geben 99 Monate¹⁾ eine befriedigende Erklärung. Sowohl 29×12 als auch 30×12 weichen von der wirklichen

nicht erwähnt, lassen sich gegenwärtig zwar keine bestimmten Angaben machen. Ich habe jedoch persönlich den Eindruck gewonnen, daß der plötzliche Abbruch des Südwestquadranten des Hauptwalltes in den Gartenanlagen von Avebury tatsächlich einem alten Tore entspricht. Die in einem Winkel gestellten Long Stones südwestlich vom Dorfe könnten zwar von einem sehr mächtigen Steintreife herrühren. Viel wahrscheinlicher aber ist es, daß sie die Stelle der alten, von Stukeley angegebenen Südweststraße bezeichnen. Dafür spricht auch ein in dem Gärtchen des letzten Hauses von Little Avebury noch vorhandener, freilich nicht besonders mächtiger Steinblock, der bisher anscheinend noch von niemand beobachtet worden ist, der jedoch, wie mir die Leute mitteilten, schon immer dort gestanden und früher noch größer gewesen sein soll. Er bildet also anscheinend einen weiteren Rest der ursprünglichen Beckhampton avenue.

Jedenfalls ergibt sich aus dem Mitgeteilten, daß die Aufzeichnungen Stukeleys wesentlich genauer und zuverlässiger sind als die ganz flüchtigen Skizzen Aubreys, und wir dürfen daher auch seinen sonstigen Angaben, namentlich hinsichtlich der Doppelringe, der Zahlen und Stellung der Steine usw. trotz seiner phantastischen Deutung volles Vertrauen entgegenbringen.

¹⁾ Auf diese Monatszahl ist meines Erachtens die so häufig vorkommende symbolische 99 zurückzuführen:

„Die neunundneunzig (Würmer), die sich in den Schultern tummeln hin und her, Sie mögen hingehn allzumal, gleich wie ein Hummelschwarm versurt“, heißt es in einer altindischen Krankheitsbeschwörung (Atharvaveda VI, 25), und im Sächsischen Volksglauben lauern 99 Krankheitsdämonen dem Menschen auf (C. Seyfarth, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens S. 16). 99 Jahre war früher in Sachsen und Brandenburg die Pachtzeit bei Erbgütern (Ldf. d. Prov. Brandenburg Bd. III. 339), und niemand darf mehr als 99 Güter haben (ebenda). Eine schwarze Kaze wird in 9 Jahren mit 99 Knoten eingenäht und für einen Hedtaler in der Kirche verkauft. „Gott hilf raten für neunundneunzigerlei Steuer“ lautet es in einer öfter wiederkehrenden Beschwörungsformel gegen Rotlauf (v. Hovorka und Kronfeld, Vergl. Volksmedizin II. 733). In Dänemark wurden nach Dietmar von Merseburg alle 9 Jahr 99 Opfer gebracht. 99 Arme werden dem Uruna beigelegt (Rigv. II. 14, 4) usw.

Jahreslänge bedeutend ab. Das mußte die alten Chronologen darauf bringen, die Monate mit abwechselnd 29 und 30 Tagen so lange weiter zu zählen, bis Monatsende und Jahresende wirklich zusammenfielen und dies ist nach 99 Monaten der Fall. Denn damit sind 8 volle Jahre gezählt:

$$49 \times 29 = 1421$$

$$50 \times 30 = 1500$$

$$\begin{array}{l} 99 \text{ Monate} = 2921 \text{ Tage in 8 Jahren,} \\ \quad \quad \quad 365\frac{1}{8} \text{ Tage in 1 Jahr.} \end{array}$$

Mit anderen Worten, wir haben hier eine ausgeprägte Oктаsteris mit 5 einfachen 12monatlichen und 3 Schaltjahren zu 13 Monaten vor uns, wie wir es oben in ganz gleicher Weise bei der ältesten griechischen und römischen Zeitrechnung kennen gelernt haben.

Dürfen wir nunmehr auf Grund der vorstehenden Erörterungen schon für die neolithischen Bewohner Europas wie für die Indogermanen mit Sicherheit eine Zeiteinteilung voraussetzen, die mit einem Wechsel von 12- und 13monatlichen Mond-Sonnenjahren rechnete, so ist damit, wie ich meine, die Entstehung der archäologisch bereits für das europäische Neolithikum nachweisbaren symbolischen Bedeutung der 13 völlig befriedigend erklärt, und zwar halte ich diese Herleitung für um so mehr berechtigt, weil die 13 als heilige Zahl anscheinend nur bei solchen Völkern vorkommt, die eine gleiche oder ähnliche Zeitrechnung besitzen, dagegen allen übrigen Völkern, die diese Zeiteinteilung nicht kennen, fehlt. Warum sollten Buschmänner, Neger und sonstige Völker, die doch sonst soviel Sagen mit dem Mond verknüpft haben, nicht gleichfalls die Zahl der Mondphasen zum Gegenstand irgendwelcher Mythen machen?

Die Herleitung der 13 aus einem Mond-Sonnenjahr macht uns zugleich auch in zwangloser Weise den in den verschiedenartigen Sagen sehr häufig vorkommenden Wechsel zwischen der Zahl 13 und 12 verständlich¹⁾, die in der sakralen Kunst des hallstatt-, bronze- und steinzeitlichen Mitteleuropas gleichfalls ungemein häufig vertreten ist, ja sogar bisweilen mit der 13 zusammen vorkommt. So bei der Sigur von Klicévac, deren oberer Stern 13strahlig ist, während die beiden Bruststerne nur 12 Strahlen haben.

Endlich wird damit vielleicht auch noch die Doppelbedeutung der 13 (und 12) als Glücks- und Unglückszahl erklärt. Denn die Mondgöttheit, deren Kult ja mit dem Mondjahre im engsten Zusammenhange steht, war bekanntlich eine Göttin der Fruchtbarkeit und eine Totengöttheit in einer Person,

¹⁾ Zahlreiche Beispiele hierfür bei Böhlen, der auch (S. 7) noch auf die Vertauschung der 13 mit anderen Zahlen, insbesondere die 3, 7, 9 und 40 hinweist. Gerade diese Zahlen sprechen aber meines Erachtens ganz besonders gegen eine Herleitung der 13 von den Mondphasen, da sie ja mit ihnen gar nichts zu tun haben, sondern zweifellos mit der Zeitrechnung zusammenhängen.

eine lebengebende und lebennehmende, und sie hat, wie ich andeutungsweise bereits in meinem Buche „Indien, Orient und Europa“ und dann eingehend in meiner Arbeit über den Kult der Mondgöttheit bei den indogermanischen Völkern (Wissensch. Mitt. a. Bosnien u. d. Herzegow. XIII [1916] 171 f.) dargetan habe, diese Doppelnatur schon während des europäischen Neolithikum gehabt.

* * *

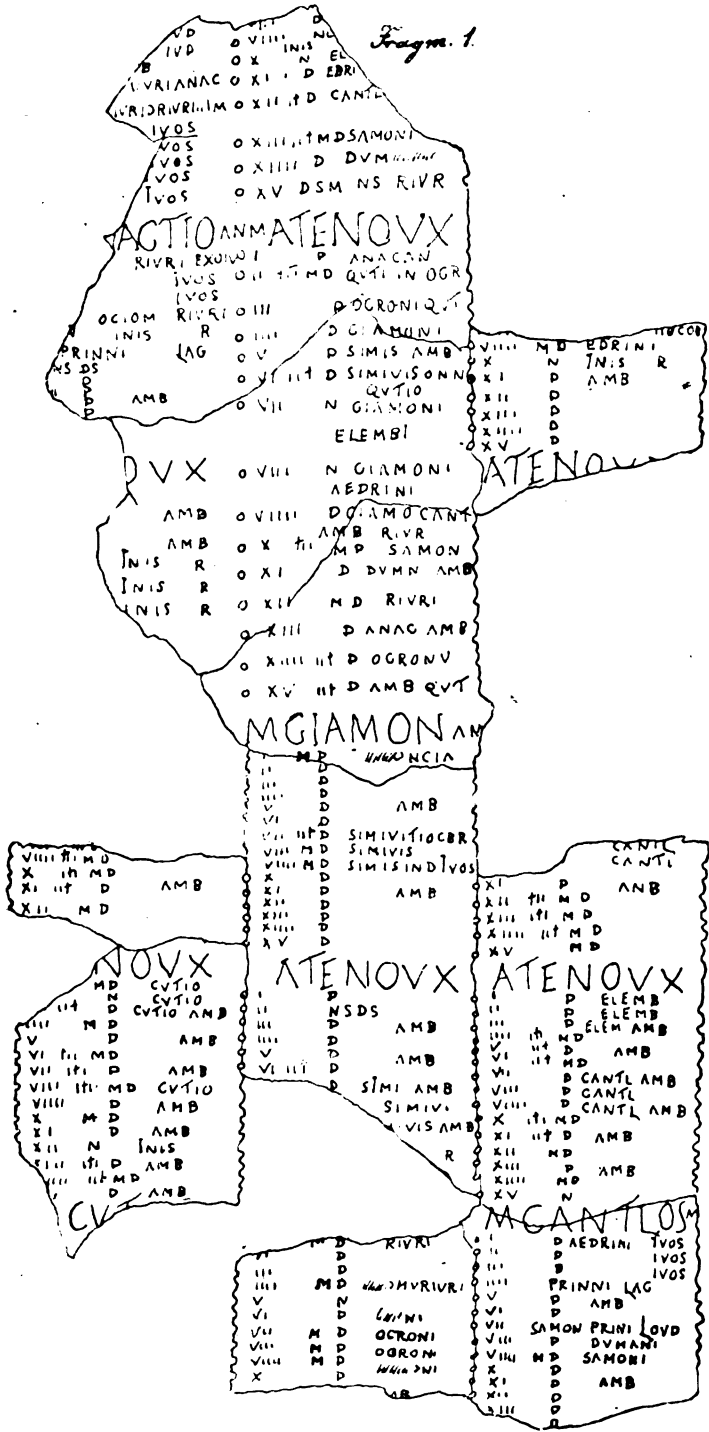
Wie fast unsere gesamte materielle und geistige Kultur, so hat man natürlich auch die Heiligkeit der 13 auf orientalische und insbesondere babylonische Einflüsse zurückführen wollen. Unsere Untersuchungen haben uns, wie ich meine, die Unhaltbarkeit dieser Auffassung gezeigt. Nicht nur läßt sich die Heiligkeit der 13 selbst bereits für das europäische Neolithikum erweisen, sondern auch die ihr zugrunde liegende Zeitrechnung. In dieser frühen Periode kann von einer Beeinflussung Mittel- und Nordeuropas durch die sumerisch-babylonische Kultur, die damals selbst noch in den ersten Anfängen steckte, und der europäischen jedenfalls noch in keiner Richtung überlegen war, nicht die Rede sein. Sollte aber doch ein engerer Zusammenhang zwischen beiden so weit getrennten Kulturgebieten bestanden haben, was ja namentlich in Anbetracht der Verwandtschaft des Sumerischen mit dem Indogermanischen einerseits und dem Urfinnischen andererseits keineswegs unmöglich erscheint, so kann die Kulturströmung nur von Westen nach Osten gerichtet gewesen sein und die Sumerer müßten dementsprechend die Anfangsgründe ihrer astronomischen Kenntnisse bereits auf europäischem Boden erworben und sie zugleich mit der damit verknüpften 13 nach Asien hinübergenommen haben. Doch geraten wir damit auf einen sehr schwankenden Boden, dem wir uns vorläufig lieber nicht anvertrauen wollen.

Erläuterung des Kalenders von Coligny.

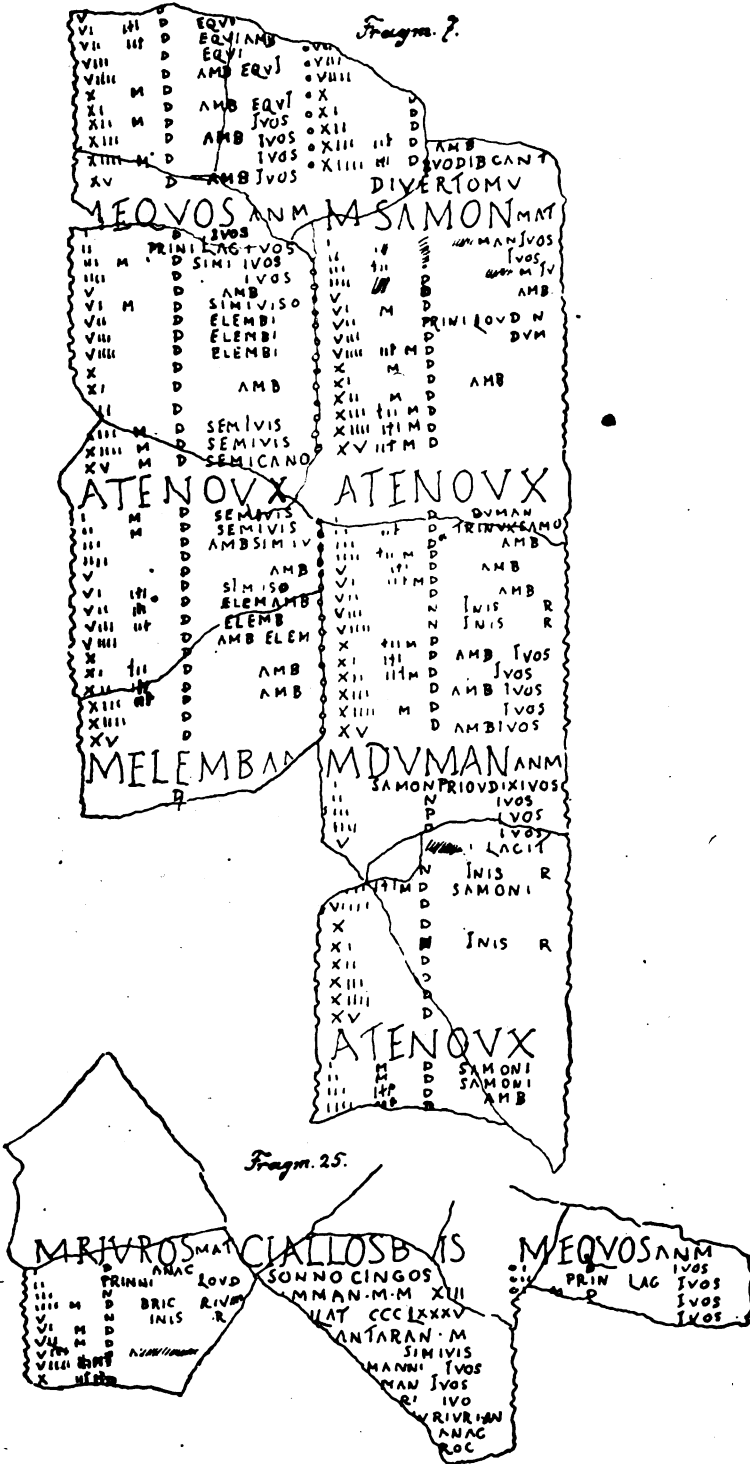
Die Namen der Monate (große Buchstaben) lauten:

Samon. mat	30	„	Giamon. anm	29	Tag
Dumann. anm	29	„	Simuisonn. mat	30	„
Riuos. mat	30	„	Equos. anm	30	„
Anagantios. anm	29	„	Elembiu. anm	29	„
Ogron. mat	30	„	Edrini. mat	30	„
Cutios. mat	30	„	Cantlos. anm	29	„

Jeder Monat wird durch das Vollmondsdatum in zwei Teile geschieden, und zwar ist der zweite Monatsteil überall durch die Bezeichnung ATENOUX (große Nacht“ = Vollmondnacht) eingeleitet. Vor den Monatsnamen steht immer ein M, ein- oder zweimal Mid, was sich auf „Monat“ (bret. miz, korn. mis.) bezieht. Unmittelbar hinter dem Monatsnamen folgt mat (oder m) oder anm, und zwar bei allen 30-tägigen („vollen“) Monaten mat, bei den 29-tägigen („hohlen“) anm. Eine Ausnahme macht der Monat Equos, der, obwohl er mit anm bezeichnet wird, 30 Tage zählt, also wohl im vorliegenden Falle einen Schalttag hat (355-täg. Mondjahr). Am Ende der hohlen Monate erscheint ein Ausdruck diuertomu (oder djuertio, djurtomu u. a.), der wahrscheinlich „Wenden, Umkehren“ bedeutet. Die Tage der Halbmonate sind mit I—XV und I—XIV (XV) numeriert. Neben den Tageszahlen stehen verschiedene Namen. Besonders auffällig ist die fortlaufende Reihe des D, die durch N, MD, seltener NSDS unterbrochen wird. D und MD beziehen sich auf den Tag (dydd = Tag), N auf die Nacht (nos = Nacht), NSDS auf den halbtägigen Zeitraum von Mitternacht bis Mittag. Die Buchstaben sollen anzeigen, welche Tage oder Nächte für besondere Handlungen geeignet sind. Die bisweilen vorkommenden Zeichen + II, | ++, || + stehen immer nur vor D oder MD, sind also irgendwelche Tageszeiten. Prinno (Prinno u. a.), das bisweilen in der D-Reihe erscheint, hat neben sich LAC (LAG, LACI) oder LOUD. Die Bedeutung ist zweifelhaft. Wahrscheinlich bezeichnet es solche Tage, bei denen sowohl der Tag wie die Nacht für gewisse Handlungen ungeeignet sind. Fraglich ist auch die Bedeutung von AMB bei den D-Tagen, INISR, IUOS u. a. Die kleinen Löcher links neben den Tageszahlen dienten zur Aufnahme eines kleinen Stiftes, um einen bestimmten Tag festlegen zu können.



Der Kalender von Coligny bei Lyon. Nach S. K. Ginzel,



Den 12. 7. 18.

Hochverehrter Herr Doktor!

Auf Ihre freundliche Aufforderung, an der Festschrift für Herrn Geheimrat Kossinna mitzuarbeiten, habe ich mich seinerzeit gerne bereit erklärt, einen Aufsatz einzulenden, falls ich einen Stoff dazu fände. Ich habe nun geharrt und gehofft, aber nicht die kleinste vorgeschichtliche Scherbe wollte mir unter die Hände kommen. Sammlungen und Büchereien finden sich im toten Land leider nicht und aus dem Gedächtnis kann man eine wissenschaftliche Arbeit auch nicht schreiben. Inzwischen fuhr ich auf Urlaub, eine Zeit, in der ich Gelegenheit fand, meinen verehrten Lehrer wieder zu sprechen und bei der auch Bestätigt zu sehen, daß sich sein Gesundheitszustand nicht zum besten entwickelt hatte. Ich wollte mir etwas Material zusammenbringen. Aber ehe ich mich recht versah, saß ich schon wieder im N. U. Zug und fuhr nach Frankreich. Nun liege ich wieder in meiner Erdhöhle, lausche dem Heulen und Krachen der Granaten und sehe sie ihre gewaltigen Erd-Sontänen aufwirbeln. Statt alte Geschichte zu erforschen, muß ich an der neuen mitarbeiten, wenn auch nur als ganz kleines Lichtchen, als ganz gewöhnlicher Seesoldat, „nur ein Gewehr bei anderen Gewehren“. So bleibt mir nichts übrig als meinem hochverehrten Lehrer zu wünschen, er möge sein Jubiläum bei möglichst guter Gesundheit feiern und uns noch recht lange auf den dunklen Pfaden der Vorgeschichte als Feuersäule voranschreiten, uns den Weg über weite Strecken erhellend, zeigen, was vergangene Zeiten großes getan haben. Ich aber werde weiter das Höhlenleben führen und oft mit Seufzen daran denken, daß es irgendwo schöne feste Häuser mit Tischen, Stühlen und weichen Betten, daß es schöne große Büchereien und Seminare gibt, und daß Millionen Menschen, die all das genießen könnten, sich in Schlick und Schlamm wälzen, jahrelang und mit ihrem Blut vielleicht die Brücken für einen bauen, der fern über See auf einer Insel sitzt und lächelnd seinen einstigen Lehrmeister sich schlagen sieht.

Mit dem Ausdrucke der vorzüglichsten Hochachtung
ergebenst

S. Lissauer,
Seef. 3.3. Mar.-Inf.-R.

(Brief an Herrn Prof. Hahne.)

Im Felde. Im Ernting 1918.

Heil unserem Führer!

Wir hier draußen sind mit all unseren Gedanken ganz in der Vergangenheit und Zukunft. Wir zehren von dem, was war, und hoffen auf das, was nach dem Kriege sein wird! All die geistige Anregung, die hier fehlt, das soll uns hundertfältig die Zeit nach dem Kriege einbringen. Wie unendlich oft denken wir an die Stunden zurück, wo wir uns mit der von uns erwählten Wissenschaft beschäftigen konnten. Leuchtende Stunden! Gehört doch der Vorgeschichte all unsere Liebe. So weilen unsere Gedanken unzertrennlich bei dem, der uns ein Verkünder wurde der Herrlichkeit der deutschen Vorgeschichte. Da webt sich ein festes Band vom Felde zur Heimat und umgekehrt; auch die Heimat hofft auf uns. Möchten sie uns doch, Herr Geheimrat, wenn wir wiederkehren, noch recht lange und recht viel von unserer lieben Vorgeschichte geben können!

Treudeutsch alle Wege!

Jörg Lechler
und Dr. Georg Girke.

GN1
.M28

I. Abhandlungen.

Der Kultwagen von Strettweg und seine Gestalten.

Ein Deutungsversuch von Just Bing.

Mit 15 Abbildungen im Text.

Der Wagen, der bei Strettweg in der Nähe von Judenburg in Steiermark 1851 gefunden wurde und eine Hauptzierde des Museums zu Graz bildet, ist ein vierrädriger Wagen von Bronze (Abb. 1). Das Gestell ist eigentümlich: in der Mitte eine Rundung, von der zehn Strahlen ausgehen. Die Seitenstangen des Wagens enden in Pferdeköpfen und vorn und hinten sind sie durch zwei Querstangen verbunden. In der Mittellandung steht die Hauptgestalt, ein Weib mit Leibgurt, das auf dem Kopfe einen Kessel trägt. Vorn und hinten findet sich zweimal wiederholt dieselbe Gruppe. Hinten an den Seitenstangen sind zwei Reiter mit spitzen Hüten oder Helmen. Auf der einen Seite haben sie Schilde; in der anderen Hand halten sie Stöcke, die wahrscheinlich Reste von Speeren sind. Auf der inneren Querstange stehen ein Paar, Mann rechts, Weib links, beide nackt. Der Mann ist phallisch und trägt eine Art, die Frau ist mit Ohrringen und Arming geschnitten. Auf der äußeren Querstange vor der Frau ist ein Hirsch mit auffallend hohem Geweih, an dem Geweih halten zwei nackte Menschen, deren Geschlecht nicht zu erkennen ist.



Abb. 1. Der Kultwagen von Strettweg.

Ich habe Herrn Geheimrat Kossinna für sprachliche und sachliche Bearbeitung des Aufsatzes zu danken, und Herrn Dr. Walther Schmid, dem Landesarchäologen von Steiermark, dafür, daß er die Angaben mit dem originalen Gegenstande verglichen hat.

Weil die große Mittelfigur einen Kessel trägt, ist man geneigt, den Wagen mit den Kesselwagen gleichzusetzen, von denen aus dem Bronzealter eine Reihe vorliegt. Die Einrichtung des Gestelles ist indes sonderbar und gewiß von ritueller Bedeutung. Die Rundung mit den zehn Speichen stellt wahrscheinlich die Sonne dar, die Pferdeköpfe der Seitenstangen deuten auf eine Pferdgottheit. Und die Anordnung mit zwei Stangen und zwei Querstangen ist bei solchen Gottheiten nicht ohne Seitenstück. In dem Dioskurentempel in Sparta war die Gottheit durch zwei Balken und zwei Querhölzern ausgedrückt. Dazu ist zu vergleichen, daß öfters die Dachbalken als Pferdeköpfe ausgeschnitten sind ¹⁾. Schon von vornherein tritt uns hier etwas Zusammengesetztes entgegen, in diesem Denkmal scheinen zwei Kulte vereinigt vorzukommen, der Kult des Kesselwagens und der Kult der Sonne und der Dioskuren. Letztere gehören bei den verschiedenen indogermanischen Völkern zusammen. Es wird darum nötig, daß wir Umschau halten, wie diese beiden sonst dargestellt werden und wie sie hier dargestellt sind.

I.

Den Kesselwagen kennen wir in einer Reihe von Stüden. In Krannon in Thessalien gab es einen heiligen Wagen, dessen Bild wir auf Münzen sehen.



Abb. 2. Kesselwagen von Milavetsch.

Auf dem Wagen stand der heilige Kessel und auf den Rädern saßen zwei Dögel (Krähen). Die Speichen der Räder waren nicht strahlenartig, sondern wie ein Doppelkreuz gestaltet; solche Räder kommen nur an farrenartigen Wagen vor, die mit Mauleseln oder Rindern bespannt waren. Auf einem gleichartigen Wagen sitzt auf einer attischen Münze die Erdgöttin, die Zeus anfleht, ihr Regen zu spenden. Und in der Tat wurde, wie uns berichtet wird, der Wagen von Krannon gebraucht, wenn Dürre

herrschte und man die Götter um Regen ersuchte ²⁾. Kesselwagen auf vier Rädern sind gefunden in Pedatel in Mecklenburg und in Milavetsch

¹⁾ Baumeister, Denkmäler des klass. Altertums, Art. „Dioskuren“; Grimm, Deutsche Myth. 4, S. 550.

²⁾ Surtwängler, Meisterwerke der griech. Plastik, S. 257 ff., bes. S. 259, Abb. 34 und Anm. 1.

in Böhmen¹⁾ (Abb. 2), Reste davon in Ystad in Schonen, in Perugia in Italien und in Côte Saint-André in Frankreich. Kesselwagen mit Dögeln sind gefunden in Stallerup in Dänemark und in Szászvaroszeit in Siebenbürgen²⁾. Alle diese Wagen sind vierrädrig. Auf den schwedischen Selsenzeichnungen ist nach Montelius der vierrädrige Wagen der typische Ochsenwagen, der zweirädrige der typische Pferdewagen³⁾. Und auf einer Urne von Odenburg⁴⁾ sehen wir den vierrädrigen Wagen, auf dem ein hoher kegelförmiger Gegenstand (vielleicht die untere Hälfte einer Frauengestalt, einer Göttin?) steht, von Rindern gezogen (Abb. 3). Man darf wohl hieraus schließen, daß diese kleinen Wagenbilder auf einen von Rindern gezogenen vierrädrigen Prozessionswagen zurückweisen. Dies ist zu beachten, wenn die dreirädrigen kleinen „Deichselwagen“ Rinderköpfe als Wagenschmuck tragen oder auf ihnen Vogel-

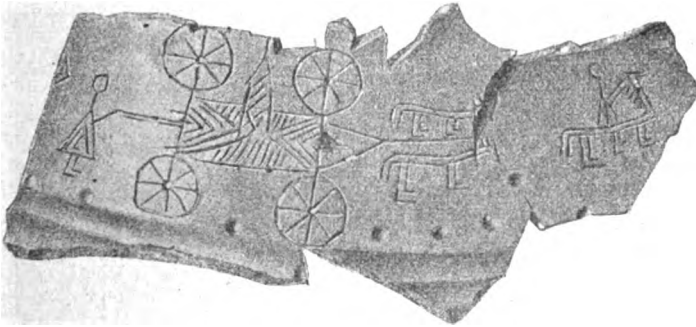


Abb. 3. Urnenbruchstück von Odenburg.

hölse mit Rinderköpfen vorkommen. Dögel um den Rand einer Schale, einer Urne oder einen Kessel haben wir auf der Kette von Némějice in Böhmen⁵⁾ und auf den Tongefäßen von Odenburg und Gemeinlebarn⁶⁾ (Abb. 4).

Dögel und Kessel gehören also zusammen und das ganze scheint darauf hinzudeuten, daß der Kessel mit den Dögeln auf einem vierrädrigen Prozessionswagen gestanden hat, der mit Rindern bespannt war.

Bis jetzt sind wir nicht bis zur Menschengestalt in dieser Verbindung gekommen. Nur auf der Urne von Odenburg steht vielleicht eine Frau, deren obere Hälfte verloren ist. Sie entspricht der Mittelgestalt unseres Wagens, der kesseltragenden Frau. Eine Frau, die wie die unsrige einen Leibgurt trägt und die einen Kessel hält, findet sich auf einem Bronzemesser von

¹⁾ Pič, Čechy předhistorické II, Taf. XXVII; Altertümer unſ. heidn. Dorz. V, S. 208, Taf. 39.

²⁾ Abb.: Hampel, Altert. d. Bronzezeit in Ungarn. Taf. LVIII, Abb. 2.

³⁾ Kulturgeschichte Schwedens, S. 86.

⁴⁾ Abb.: Hoernes, Urgeschichte der bild. Kunst in Europa, Taf. XXX Abb. 4.

⁵⁾ Abb.: Pič, Památky 1905, S. 638.

⁶⁾ Hoernes, a. a. O. Taf. XXIII, Abb. 1 und Taf. XIX, Abb. 13.

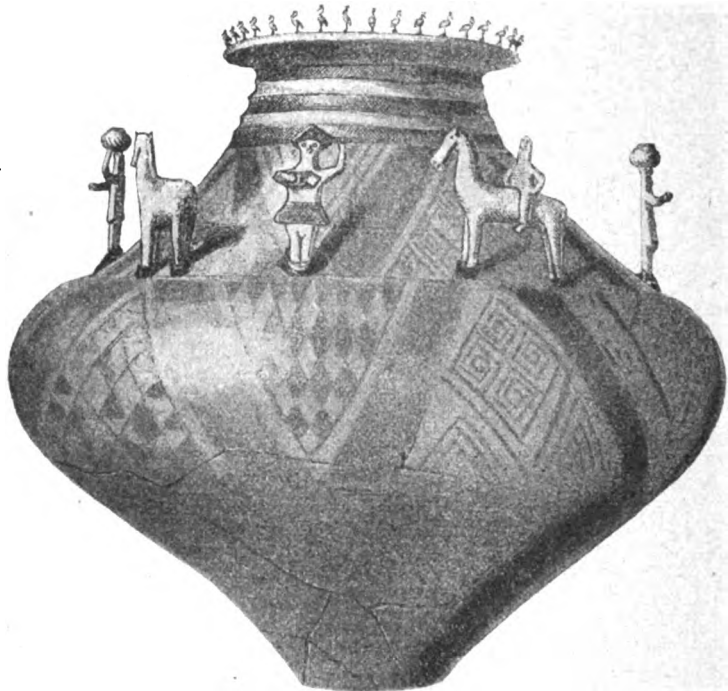


Abb. 4. Urne von Gemeinlebarn, Niederösterreich.



Abb. 5.
Bronzemesser
aus Ikehoe,
Holstein.

Ikehoe (Abb. 5). Frauen, die Urnen auf dem Kopfe tragen, haben wir aus den Funden von Novilara und Verona und den obengenannten aus Gemeinlebarn¹⁾. Zu diesen ist wohl die um Regen flehende Erdgöttin von Athen zu stellen, obwohl hier kein Kessel vorkommt.

Wenn wir uns an die schriftlichen Quellen wenden, tritt uns zuerst die Nerthus in Tacitus' Germania Kap. 40 entgegen. Sie fährt auf einem Wagen, der von Kühen gezogen wird, wie die Frau auf der Odenburger Vase auf einem Rinderwagen gefahren wird. Es ist anzunehmen, daß sie unserer Mittelgestalt entspricht. Die Deutung als die „Terra Mater“ stimmt mit der regenflehenden Göttin in Athen. Freilich wird hier nichts von einem Kessel berichtet. Eine Deutung des dunkeln Wortes „Penentrale“ nach dieser Richtung hin ist abzulehnen.

Nerthus ist der spätere Gott Njord. In einem Verse in Snorres Edda klagt Njord, daß er bei seiner Gattin Skade

¹⁾ Hoernes, a. a. O. Taf. VIII, Abb. 3, 4, 14.

im Gebirge nicht aushalten kann. „Der Wölfe Geheul schien mir böse zu sein neben Schwanengesang.“ Skade hält es umgekehrt bei Njord am Strande vor Dogelzwittern nicht aus. Daraus glaube ich schließen zu können, daß der Wolf Skades Tier und der Dogel Njords Tier ist. Njord ist nachweisbar ursprünglich eine Göttin und Skades Name ist männlich, so daß man glauben kann, daß sie ursprünglich ein Gott gewesen ist. Auf dem Gundestrupfessel¹⁾ sieht man eine Göttin, die einen Dogel hält; ihr ruht in dem einen Arm ein Mann und auf der anderen Seite ein Wolf (Abb. 6). Es ist gewiß die ursprüngliche Form der Ehe zwischen Njord und Skade. Wie die Kühe, die den Nerthuswagen ziehen, den Kindern



Abb. 6. Aus dem Kessel von Gundestrup, Jütland.

vor dem Kesselwagen auf der Ödenburger Vase entsprechen, stimmt der Dogel Njords mit den Vögeln um den Kessel auf den Wagen von Skallerup, von Krannon und von Szaszvaroszfek. Dies bekräftigt die hier versuchte Gleichsetzung der Göttin Nerthus (Njord) mit der Mittelgestalt unseres Wagens.

Die volle Gestalt der Kesselwagen haben wir nach dem Vorhergehenden also auf der Münze von Krannon, in den Wagen von Skallerup und von Szaszvaroszfek. Es ist ein vierrädriger Wagen mit Kessel und mit Vögeln an den Seiten. Der Wagen wird von Kindern gezogen wie auf der Ödenburger Urne. Wenn der ganze Wagen wie ein Kessel auf Rädern gebildet ist (Pedatel, Milavetsch) oder wenn in der gleichen Weise unter einem Dogel

¹⁾ S. Müller, Nord. Altertumskunde II, Abb. 102.

Räder gelegt sind, ja, unter einem Dogel mit Rindkopf, so ist es einfach als eine Kurzform der Miniatur zu verstehen. Ebenfalls sind die „Deichselwagen“ mit drei Rädern auf einer Achse und Dogel-, auch Dogel-Rind-Köpfen, als eine Spielform anzusehen. Im Süden (Athen) wie im Norden (Nerthus) ist die Deutung der Göttin des Wagens als Erdgöttin überliefert. Im Süden (Athen, Krannon) ist der Kultzweck Regen nach der Dürre, im Norden (Njord, Gundestrup) oder sagen wir nördlich der Alpen, wenn der Gundestruper Kessel, so wie Drexel will¹⁾, von den Donaufelken stammen soll (?), steht diese Erdgöttin im Gegensatz zum „Wintergotte“, zum Wolfsgotte, der im Gebirge haust. Dieser Unterschied ist sicherlich als vom Klima gegeben zu betrachten. Im Süden ist die Dürre der Hundstage, im Norden ist die Winterkälte das, was man am meisten fürchtet.

II.

Die Dioskuren kommen bei vielen indogermanischen Völkern vor. Bei den Griechen gibt es von diesen göttlichen Zwillingen verschiedene Formen, von denen Kastor und Polydeutes die Hauptform ist. Sie sind Brüder der schönen Helena, in der man mit Recht eine ursprüngliche Sonnengöttin sieht. Bei den Indern entführen die Asvinen die Sonnengöttin Surya oder die Tochter des Sonnengottes. Bei den Letten und den Littauern rauben die „Gottesöhne“ die Sonnentöchter, freien um sie oder sind ihre Brautführer. Bei den ostgermanischen Naharvalen im lugischen Kultverband werden zwei Brüder, die zusammen Alcis genannt werden, und die Tacitus mit Kastor und Pollux gleichsetzt, als Götter verehrt. Die Dioskuren kommen in verschiedenen Formen vor. Die Hauptform ist indes, daß sie als Reiter auftreten. Man hat gemeint, daß die Tierform hier älter sei als die Menschenform, und daß die zwei Reiter ursprünglich zwei Pferde sind. Bei den Griechen gibt es Anzeichen dafür und bei den Germanen ist die Pferdeform ganz sicher. In der Germania Kap. 10 erzählt Tacitus von den heiligen weißen Pferden, die in den heiligen Hainen unterhalten werden und den heiligen Wagen ziehen, den der Priester und der König oder Häuptling des Stammes begleiten, und deren Wiehern und Lärm als das heiligste Zeichen gelten. Es kann darüber kein Zweifel sein, daß diese Pferde Götter sind, wenn auch Tacitus es nicht ausdrücklich sagt, und sie sind wahrscheinlich für eine primitive Dioskurenform zu halten. Tacitus war wohl zu gebildet, um Tiergötter verstehen zu können.

Wir sahen, daß sie im Dioskurentempel in Sparta durch zwei Balken und zwei Querhölzer dargestellt sind, und wenn wir die gewöhnlich vorkommenden in Pferdeköpfe endenden Balken vergleichen, verstehen wir, daß zwischen Pferdeform und Balkenform kein Gegensatz besteht. Diese

¹⁾ Jahrb. d. k. arch. Inst. Berlin 1915.

Balkenform scheinen sie auch bei den Ostgermanen gehabt zu haben. Zu dem Iugischen Kultbunde gehören auch die Wandalen (bei Tacitus: Vandilii) und bei den Wandalen gibt es ein Königsgeschlecht, das an den Kult geknüpft ist, die Hasdinger. Von den Hasdingern nennt Dio Cassius die Namen zweier Könige, die griechisch Rhaos und Rhaptos heißen. Diese Namen sind sonderbar, allein als Kultbenennungen sind sie verständlich. Sie entsprechen den germanischen Wörtern *raus und *rafts, d. h. Balken und Querholz¹⁾. Diese Balken mit den Pferdeköpfen als Abschluß und den Querhölzern, die dazu gehören, habe ich gemeint im Gestell des Wagens wiederzufinden.

Dann aber bin ich auch geneigt nach dem Vorgang von Hoernes (a. a. O. S. 484 ff.) in den zwei Reitern, die zweimal wiederholt wie alle kleine Figuren hier sind, auf den Seitenstangen des Wagens stehen, das Reiterpaar der Dioskuren zu sehen. Sie stimmen mit den Dioskuren, wie sie auf antiken Münzen dargestellt sind, gut überein. Wie sie haben sie Speere und



Abb. 7. Situla von Kuffarn, Niederösterreich.

Spizhüte ($\pi\lambda\lambda\omicron\iota$) und sind als Reiter dargestellt²⁾. Freilich fehlen ihnen die antiken fliegenden Mäntel und die Dioskurensterne über den Köpfen, was wohl nicht wunderbarlich ist. Hier haben sie aber große runde Schilde, die die Dioskuren nicht führen, worauf ich später zurückkommen werde. Sie allein haben auf den in Pferdeköpfe auslaufenden Seitenstangen Platz, was wohl die hier vorgebrachte Annahme stützt, daß sie als Dioskuren zu betrachten sind, denn ihre mit den Dioskuren wohl übereinstimmenden Menschengestalten sind auf diese Weise mit einem sicheren Dioskurensymbol verbunden. Dioskuren (3) mit Spizhüten kommen auch vor auf dem Dreifuß von Detulonia, drei ebensolche nach Pausanias III, 24, 5 in Brasiai in Lakonien³⁾. Auf der Situla von Kuffarn sieht man ein Reiterpaar, nackt und mit Spizhüten wie auf dem Strettwegger Wagen. Nur tragen sie keine Schilde (Abb. 7).

¹⁾ Anm. des Herausgebers. Diese beiden Namen hat R. Much bereits 1892 so erklärt, daß er in Raus das gotische raus, „Rohr“, und in Raptos das altisl. raptr, „Balken“, sieht (Zeitschr. f. deutsch. Altertum XXXVI, S. 47 f.). Ob Much's Meinung, die beiden Namen seien Beinamen, die auf die äußere Erscheinung ihrer Träger hindeuten, das Richtige trifft, lasse ich dahingestellt. G. Kossinna.

²⁾ Baumeister, Denkm. d. klass. Altertums I, Abb. 498.

³⁾ Hoernes, a. a. O. S. 485.

Als Pferde glaube ich sie auf dem Kivikdenkmal zu erkennen, auf einer Platte — Nr. 3 Nilsson¹⁾ — sind sie zweimal, oben nacheinander und unten gegeneinander, dargestellt. Auf einer anderen Platte — Nr. 7 Nilsson²⁾ — sehen wir einen Aufzug. Zuerst kommen vier Männer, dann folgt ein Wagen mit zwei Pferden, die ein Mann mit einer langen Peitsche lenkt. Ich sehe darin den heiligen Wagen mit den zwei heiligen weißen Pferden, der bei Tacitus vom Stammespriester und vom Stammeskönig begleitet wird. Es ist wohl möglich, daß der Priester und der König im Bronzealter in einer Person vereinigt waren. Dies führt aber vielleicht ein Stück weiter. In seinem schönen Aufsatz über antike Wagen-Gebilde hat

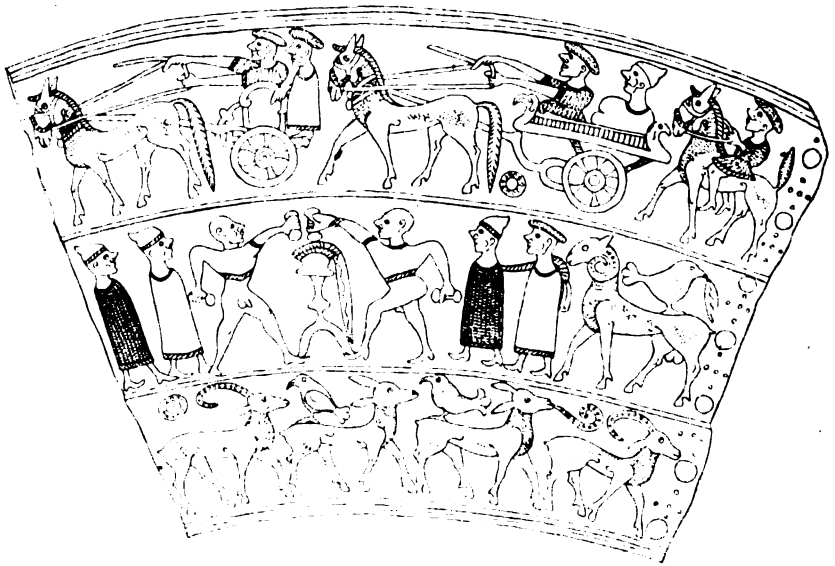


Abb. 8. Situla von Watsch, Krain.

Undset³⁾ als Abb. 5 einen Deckel, der vorne einen Vogelkopf trägt (Abb. 15). Es ist, wie Undset bemerkt, der Deckel einer Dose, die sonst als ein Vogel auf Rädern vorkommt. In diesen Vogelwagen haben wir eine Kreuzform der Miniatur unseres Kesselwagens mit Vögeln an der Seite des Kessels gesehen. Aber auf diesem Deckel ist ein Wagen dargestellt, wo ein Mann mit spitzem Hute zwei Pferde lenkt. Dieser Mann mit den zwei Pferden entspricht wohl dem Lenker der zwei Pferde auf dem Kivikdenkmal Platte Nr. 7, und sein Spizhut führt die ganze Gruppe in den Dioskurentreis hinüber. Wenn diese Gruppe dann eine primitive Dioskurengruppe ist und der Deckel zu einem Vogelwagen gehört, der nur als eine Kurzform unseres Kessel-

¹⁾ Mannus VI, S. 264, Abb. 4 = Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte², Abb. 200.

²⁾ Mannus VI, S. 265, Abb. 5 = Kossinna, a. a. O., Abb. 202.

³⁾ Zeitschr. f. Ethnologie 1890, S. 55.

wagens zu betrachten ist, dürfen wir hier vielleicht die Verbindung der beiden Kulte vor uns haben, die in unserem Strettweger Wagen vorkommt, die Verbindung des Kults des Kesselwagens oder sagen wir gleich: der Nerthus mit dem Kulte der Dioskuren. Leider ist die Fundangabe ganz unsicher, aber das Stück wird sicher bedeutend älter sein als der Strettweger Wagen. Und wenn ich es richtig verstanden habe, gibt das Stück zu dem wichtigen Schlusse Anlaß, daß diese Kulte, der Nerthuskult und der Dioskurenkult, schon zu einer Zeit miteinander verbunden waren, da die Dioskuren nur in Pferdegestalt auftraten und ihr Lenker den spitzen Dioskurenhut trug.

In der Kulturgruppe, der der Strettweger Wagen angehört, haben wir außerdem noch ein Zeichen für diese Verbindung. Auf der Situla von Watsch haben wir in der Oberreihe eine Gruppe, wo wir unseren Wagen erkennen. Er trägt Vogelköpfe und in ihm sitzen ein Mann und eine Frau, der Priester und die Göttin nach dem Kap. 40 von Tacitus' *Germania*. Allein vor dem Wagen finden wir nicht die Kühe des Tacitus, sondern ein Pferd, und das Weib, die Nerthus, trägt eine spitze Mütze, die dem Dioskurenpilos ähnlich sieht (Abb. 8). Der Kult des Kesselwagens ist hier mit dem Pferde- kult nicht bloß vereinigt, sie sind in eins verschmolzen. Auf der Urne von Gemeinlebarn (Abb. 4)¹⁾ sehen wir die Vögel oben am Rande, am Bande abwechselnd zwei Reiter mit Spitzhüten und zwei kesseltragende Frauen. Hier kommen die Teile der beiden Kulte vereinigt vor.

In der indogermanischen Mythologie glaube ich wesentliche Spuren der Verbindung dieser Kulte zu erkennen. In der nordischen Götterwelt sind die Kinder Njords Frey und Freya. Freya mit dem strahlenden Hals- schmucke Brisningamen ist wohl mit Sicherheit als eine Sonnengöttin zu betrachten. Frey ist ein unzweifelhafter Pferdegott. Neuerdings hat Magnus Olsen behauptet daß Frey und Ull ein göttliches Brüderpaar bilden und hat sie mit Alcis zusammengestellt, auch mit den wandalischen Rhaos und Rhaptos. Aber zu dem Zusammenhang mit den Dioskuren steht er zweifelnd, der doch wohl aus der Übereinstimmung zwischen Rhaos und Rhaptos mit den zwei Balken und den Querhölzern im Dioskurenheiligtum in Sparta einleuchtet. Frey wird demnach als ein zurückgebliebener Dioskur zu betrachten sein. Zusammen bilden diese Götter, Njord, Frey und Freya, die Göttergruppe der Danen. In der griechischen Götterwelt sind die Dioskuren und ihre Schwester Helena Kinder der Leda und des Schwans, in den Zeus verkleidet war. Wir erkennen hinter dem galanten Abenteuer des Zeus wohl den Vogel der Göttin, den wir neben dem Kessel gesehen haben. Als eine Abart dieser Sage möchte ich die Europe-Sage betrachten: hier sind die zwei göttlichen Brüder Minos und Rhadamantys geboren von der Jungfrau, die Zeus in Stiergestalt weg- trug. Die Dioskuren haben hier Leben gewonnen als die Göttin des Kessels

¹⁾ Hoernes, a. a. O. Taf. XIX, Abb. 13.

von den Kindern fortgeführt wird. Der Vogel da und die Kinder hier sind später zum Göttervater in Schwangestalt und Stiergestalt geworden, weil ja Zeus der Vater aller Götter sein sollte. Und als diese Götter nicht in den Olymp aufgenommen wurden, ward das ganze zu einer Liebesgeschichte des Göttervaters mit einer sterblichen Frau, hier tritt er als Schwan, dort als Stier auf. Wir aber, die wir die Tiere kennen, die mit dem heiligen Kesselwagen kultisch verbunden sind, lassen uns dadurch nicht beirren. Wie Frey und Freya Njords — d. h. der Nerthus — Kinder sind, stammen die verschiedenen Dioskuren, sie mögen Kastor und Polydeukes oder Minos und Rhadamantys heißen, und dazu die Helena, die Sonnenjungfrau, von der Göttin, deren Tiere Rind und Vogel sind, von der Mutter Erde. Im Norden wie im Süden ist die Göttin des nirgends erwähnten Kessels die Mutter und die Dioskuren und die Sonnenjungfrau die Kinder. Damit stimmt es wohl überein, daß überall auf den Kultgegenständen, die wir vor uns haben, der Kessel oder die Kesselgöttin das Herrschende ist, die Hauptgestalt wie auf dem Strettweger Wagen, oder das Ursprüngliche zu sein scheint, dem die Dioskuren-Gruppen beigelegt werden. Als das Zwiegespann sind sie auf dem Deckel des Vogelwagens von Saint-Germain en Laye gestellt, als Seitenfiguren auf der Urne von Gemeinlebarn, auf den Füßen des Dreifußkessels von Detulonia. Die kultischen Überreste und die alten Mythen im Süden wie im Norden berichten uns recht verstanden genau daselbe von der Verbindung dieser Kulte.

III.

Die Reiterpaare an den Seitenstangen des Strettweger Wagens sind schon von Hoernes als Dioskuren unter Vorbehalt erklärt worden. Die ganze Darstellung wird sonst von Meringer ¹⁾ und von Déchelette als ein Hirschopfer aufgefaßt. Wenn die zwei Reiter einfach Reiter und nicht Dioskuren sein sollen, sind sie beim Hirschopfer nicht übermäßig beteiligt. Sonst kann man gegen die klaren und scharfsinnigen Darlegungen Meringers nichts einwenden. Die Deutung als Hirschopfer, wo zwei Sklaven den Hirsch halten — eben weil sie Sklaven sind, ist ihr Geschlecht nicht bezeichnet — und wo der Häuptling das Beil zum Schlage führt, wo seine goldgeschmückte Königin neben ihm steht und vielleicht den Kessel für das Opferblut fertig hält, — die Hände sind verloren und nichts ist hinderlich, sie auf diese Weise zu ergänzen —, das ist alles klar und einleuchtend, und wenn ich das Ganze anders auffasse, kann ich doch nicht die Gültigkeit der Deutung Meringers widerlegen.

Mein Grund, die Gestalten anders zu deuten, ist der, daß meine ganze Deutung hinken würde, wenn ich mich mit den gefundenen Göttergestalten begnügen würde. Das Gestell deutet auf Kult der Sonne und der Dioskuren,

¹⁾ Indogermanische Forschungen 1904, S. 146 ff.

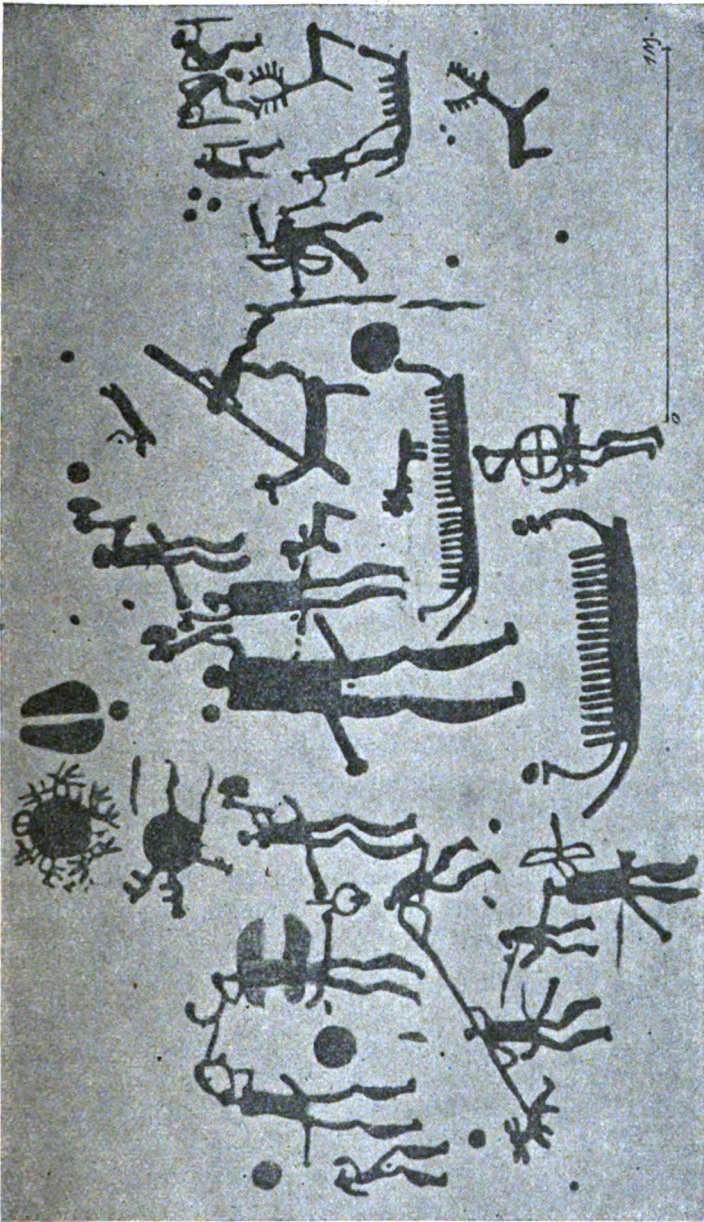


Abb. 9. Sessenzzeichnung von Sossun.

in Menschengestalt habe ich aber nur die Dioskuren gefunden. Die Gestalten, die noch übrig sind, sind jedoch sehr eigenartig. Indes glaube ich sie auf einer Sessenzzeichnung wiederfinden zu können.

Es ist die sonderbare Zeichnung vom Sossun (Abb. 9), wo eigen-

tümliche göttliche Gestalten auftreten¹⁾. Hier sehen wir zu vielen Malen den phallischen Mann mit der Art. Neben ihm kommt ein Hirsch vor, auf dessen Hörnern zwei Menschen reiten. Ihr Geschlecht ist nicht bezeichnet, doch scheinen sie wohl als Männer aufzufassen zu sein. Es ist diese Gruppe, die ich mit unserem Hirsch und den Zweien, die seine Hörner halten, gleichzusetzen wage. Wenn auf der Felsenzeichnung unten der Hirsch allein vorkommt, ist das wohl als eine Kurzform der Gruppe zu betrachten. Dann haben wir oben links zwei von den runden Scheiben mit astartigen Auswüchsen, die für alle Felsenzeichnungsforscher ein unlösbares Rätsel sind. Es ist zu bemerken, daß hier auf der Fossilumzeichnung und auf dem Strettweger Wagen der phallische Artmann und der Hirsch mit den Zweien — auf den Hörnern reitend oder an den Hörnern haltend — miteinander verbunden vorkommen, was sie auf den Felszeichnungen sonst nicht tun.

Den Artmann können wir weiter verfolgen²⁾. Er ist mit dem Gott mit den großen Händen gleichgesetzt („Stomataren“ und Felsenzeichnung von Kinnefulle). Letztere ist nachweisbar das Urbild für den lappischen Fruchtbarkeitsgott Waralden Olmay. Als Fruchtbarkeitsgott zeigt er sich, wenn er auf der Felsenzeichnung von Hvitlyde über dem Ehepaar steht³⁾. Dies stimmt mit der Deutung Wilkes, der in der Art ein Sinnbild der Fruchtbarkeit sieht. Es ist zu bemerken, daß auf der Felsenzeichnung von Fossilum und vermutlich auch auf der von Hvitlyde der Artmann noch keine großen Hände hat. Auf dem „Stomataren“ ist die Art oben auf der einen Hand zugefügt, das heißt: die Verbindung der beiden Teile, der Art und der großen Hände, ist nur äußerlich zustande gebracht. Dagegen sind sie auf der Felsenzeichnung von Kinnefulle in eine wirkliche Gestalt verschmolzen, und diese ist in den Waralden Olmay unmittelbar übernommen. Wenn der Artmann hier auf dem Strettweger Wagen so, wie ich glaube, mit dem Artmann von Fossilum und von Hvitlyde derselbe ist, dann ist er hier mit dem Gott der großen Hände unverbunden. Das aber zeigt, daß hier ein religiöses Element rein vorkommt, das auf den Felsenzeichnungen sonst mit einer anderen Göttergestalt in eins verschmolzen ist. Es ist dabei zu bemerken, daß es ganz gleich ist, ob man auf der Felsenzeichnung von Fossilum und hier auf dem Wagen von Strettweg den Artmann als einen Artgott auffaßt oder als einen Mann (Häuptling oder Priester), der die heilige Art hält. Durch den heiligen Gegenstand ist er jedenfalls in den Kreis der Göttlichkeit getreten. Und wenn er — vom „Stomataren“ an — mit dem Gotte der großen Hände gleichgesetzt wird, ist er sicher als Gott aufgefaßt. Die Art und die großen Hände sind als zwei „Synonyme“ zusammengestellt.

¹⁾ Balher, Taf. 49—50, Nr. 8, kleine Ausg. XXVI—XXVII.

²⁾ Mannus VI, S. 166 ff., Abb. 18—22 = Kossinna, a. a. O., Abb. 188—190.

³⁾ a. a. O. Abb. 18—22.

Die Art als Sinnbild der Fruchtbarkeit und die großen Hände, d. h. Feuerflammen, als Sinnbild der Fruchtbarkeit gehen von selbst zusammen. Was die einen durch die Art ausdrücken, drücken die anderen durch die großen Hände aus. Oder sagen wir vorsichtiger, um nicht zwei nebeneinander bestehende Religionen annehmen zu müssen: was auf die eine Weise durch die Art ausgedrückt wird, wird auf die andere Weise durch die großen Hände ausgedrückt. Dann vereinigen sich die Sinnbilder, d. h. die Auffassungen verschmelzen in eins.

Ich habe dies hier umständlich entwickelt, weil ich glaube, bei dem Hirsch einen ähnlichen Vorgang feststellen zu können. Auf der Sellsenzeichnung von Fossum kommt die Hirschgruppe sowohl in Vollform (Hirsch mit Zweien auf den Hörnern reitend — Hirsch mit Zweien, die an den Hörnern halten, hier auf dem Strettweger Wagen) als in der Kurzform (nur Hirsch) vor. Die Bedeutung dieser Formen ist, wie ich glaube, vollkommen gleich. Nun kommt auf der Sellsenzeichnung von Lilla Gerum der Hirsch mit einem Rad



Abb. 10. Aus der Sellsenzeichnung von Lilla Gerum.

durch ein geschlungenes Band verbunden vor (Abb. 10). Es ist klar, daß die Meinung nicht sein kann, der Hirsch ziehe das Rad, denn ein derartiges geschlungenes Band kann kein Zugzaum sein. Das Rad ist das gewöhnliche Zeichen der Sonne und der Hirsch muß dann irgendwie mit der Sonne in Verbindung stehen. Das Rad als Sonnenzeichen gehört zu derselben Gruppe wie der Gott „mit den großen Händen“, den wir mit dem Artmann als „Synonyme“ verbunden gesehen haben. Nach dieser Analogie wäre es möglich zu schließen, daß die beiden Zeichen, das Rad und der Hirsch, ebenso nebeneinander als Synonyme stehen und daß der Hirsch entweder allein oder mit den Zweien zusammen ein Ausdruck für die Sonne wäre. Zu einem ähnlichen Ergebnis sind die Mythologen gekommen. Im Sólarsljód V. 55 (56) steht: Den Sonnenhirsch sah ich — vom Süden fahren — ihn zügelten zusammen Zweie. Dr. Paasche hat in seinem Buche „Kristendom og Kvad“ (Kristiania 1915) erwiesen, daß dieser Sonnenhirsch mit den Zweien auf dieser Stelle die christliche Dreieinigkeit bedeutet. Doch hat Professor Salk in seiner Abhandlung und seiner Erklärung des Gedichts¹⁾ nachgewiesen, daß hinter

¹⁾ Sólarsljód: Kristiania Vidensk. Selsk. Skrifter 1915.

dem christlichen Hirsch ein alter heidnischer steht. Der Ausdruck des Sölarljóds von den Hörnern des Hirsches „en loku horn til himins“ ist deutlich nach dem Ausdruck des zweiten Helge-Hundingsbaneliedes D. 38 gebildet, wo der Held mit einem Hirsche verglichen wird, dessen „Horn glóa við himin sjálfan“. Freilich ist der Ausdruck von Christus „homo cervus“, wie Paasche nachgewiesen hat, der christlichen Mystik bekannt, aber er hat vielleicht eben Anlaß gegeben, daß der heidnische Sonnenhirsch hier gebraucht wurde. Diesen Hirsch erkennen wir nach dem Helge-Hundingsbaneliede an seinen leuchtenden Hörnern. Und es besteht kein Zweifel darüber, daß es für den christlichen Gedanken ein Gewinn sein würde, wenn die Dreieinigkeit in diesem Aus-

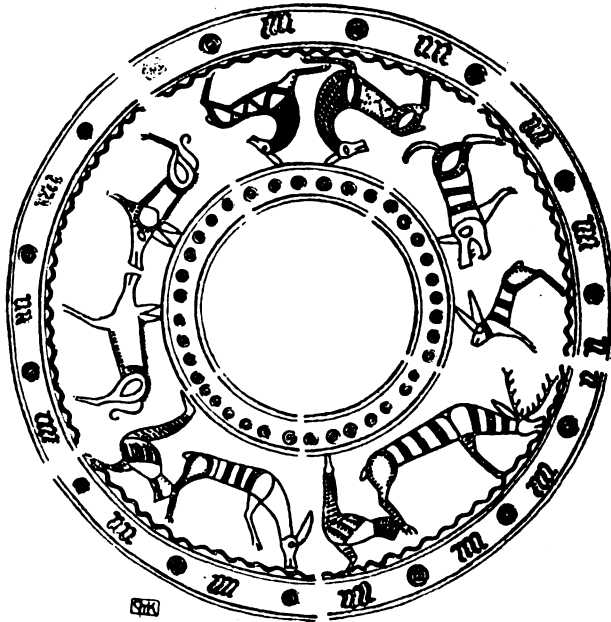


Abb. 11. Glasche von Maßhausen.

druck durch ein altes heidnisches Symbol bezeichnet worden wäre und daß man es nicht so zu verstehen brauchte, daß Christus unmittelbar als ein Hirsch dargestellt sei, den der Vater und der heilige Geist zügeln mußten. Wenn dem so ist, dann können wir wohl den Hirsch und die Zweie im Sölarljod mit dem Hirsch und den Zweien von Fossum und mit derselben Gruppe hier auf dem Strettweger Wagen gleichsetzen. Der Hirsch allein, so wie er im zweiten Helge-Hundingsbaneliede vorkommt, ist nach dem Vorhergehenden als eine „Kurzform“ mit derselben Bedeutung zu betrachten. In der Kulturgruppe, zu der der Strettweger Wagen gehört, ist der Hirsch sicher als heiliges Tier dargestellt. Als solches kommt er auf der Züricher goldenen

Schüssel¹⁾ und auf der Flasche von Maßhausen (Abb. 11) vor, und dann öfters auf den Situlen. Ich glaube, daß wir in diesem unzweifelhaft heiligen Hirsch an den Ritualgegenständen der Hallstätter und der Latène-Periode denselben Hirsch haben, wie auf den Selsenzeichnungen von Foffum und von Lilla Gerum, und daß wir ihn mit dem Sonnenhirsch des Sólarljóds und dessen Gegenstück mit den hohen leuchtenden Hörnern im zweiten Helge-Hundingsbaneliede gleichsetzen dürfen. Das Geweih dieser Hirsche auf den Selsenzeichnungen wie auf dem Strettweger Wagen ist überaus stattlich, so wie es in den beiden altnordischen Gedichten bis zum Himmel hinauf ragt. Auf dem Strettweger Wagen halten die Zweie am Geweih des Hirsches fest, das entspricht den Worten im Sólarljód: „hana teyndu tveir saman,„. In diesem Hirsch mit den Zweien sehen wir also einen Ausdruck für die Sonne.

Diese Gruppe wird natürlich mit der hinter ihr stehenden Frau im Zusammenhang aufgefaßt. Zwar sind sie nicht miteinander durch irgend ein Band verbunden wie der Hirsch und das Rad von Lilla Gerum, allein sie stehen sich so nahe, daß das Auge sie leicht als eine Einheit auffaßt. Nun ist der Hirsch mit den Zweien an sich ein vollkommener Ausdruck für die Sonne und hat als solcher keinen Zusatz nötig. Mit der Frau ist er also in Verbindung zu setzen nur unter der Bedingung, daß dieselbe eine Dienerin dieser Gottheit, eine mit der Sonne verwandte Gottheit oder auch ein anderer Ausdruck für dieselbe Gottheit sein soll. Für die letzte Möglichkeit spricht die Sachlage bei der Selsenzeichnung von Lilla Gerum.

Wir haben im Gestell des Wagens einen Ausdruck dafür gefunden, daß der Kult, dem der Wagen geweiht war, der Kult der Dioskuren und der Sonne gewesen. Die Rundung in der Mitte mit den zehn Strahlen schien die Sonne zu bedeuten und die Balken mit den Pferdeköpfen an den Enden und den beiden Querhölzern die Dioskuren. Die Dioskuren und die Sonne bilden zusammen eine Göttergruppe mit einheitlichem Kult. Und es ist daher von Wichtigkeit, daß wir in dem Sonnenhirsch einen Ausdruck für die Sonne gefunden haben. Denn sonst würde die Geltung der Menschengestalten auf dem Wagen nicht der Geltung der Form des Gestells entsprechen. Nun hängen der Sonnenhirsch und die Zweie neben ihm, wenn wir nach der Selsenzeichnung von Foffum urteilen sollen, mit dem phallischen Artmann zusammen, wie wir oben bemerkt haben. Allein in dieser Gruppe kommt kein Zeichen für die Dioskuren vor. Und freilich ist der Sonnenkult mit dem Dioskurenkult verbunden, aber der Ausdruck für die Sonne in diesem Kulte ist gar nicht der Sonnenhirsch. Es ist überall ein Weib, die Sonnengöttin, die Sonnentochter, die Sonnenjungfrau, die mit den Dioskuren verbunden auftritt. Nun sehen wir auf dem Wagen gleich hinter dem Hirsche und den Zweien eine Frau stehen, und es ist uns erlaubt, so wie ich nachgewiesen

¹⁾ Kossinna, Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit, Taf. XV, Abb. 5.

habe, dieselbe als „synonym“ mit dem Hirsche zu deuten. Ich glaube daher, daß es nicht zu gewagt ist, in dieser Frau die Verkörperung der Sonne zu sehen, so wie sie in der Verbindung mit den Dioskuren dargestellt ist.

In den Dioskurenmythen spielt der Goldschmuck der Sonnenjungfrau eine gewisse Rolle: In den indischen Mythen werden die Ohringe der Königin gestohlen und wieder zurechte gebracht ¹⁾. Dazu ist nach Müllenhoffs berühmtem Aufsatz „Srija und der Halsbandmythus“ ²⁾ auch der Streit Lokes und Vidars um Freyas Brislingamen zu rechnen. Die Frau auf dem Strettweger Wagen ist mit Goldschmuck reichlich ausgestattet. Sie hat Ohringe und sie hat Armring. Das ist auch ein Umstand, der dazu beiträgt, daß wir es wagen dürfen, sie mit der Sontentochter des Dioskurenkreises gleichzusetzen.

Überschauen wir das ganze Ergebnis unserer Ausführungen, so finden wir drei verschiedene Kulte hier vereinigt, zuerst den Nerthuskult, dann den Dioskurenkult und schließlich den Kult des Sonnenhirsches mit den Zweien und des Arzmanns. Überall ist die Menschengestalt vorherrschend. Statt des Kessels sehen wir die kesseltragende Frau, die Dioskuren sind zu Reitern geworden, mit dem Hirsch kommen seine Zweie und hinter ihnen steht als „synonym“ die goldgeschmückte Sontentochter des Dioskurenkreises. Es liegt auf der Hand, daß der Künstler die Menschengestalt für die rechte Darstellung der Gottheit ansieht. Daher ist der Sonnenhirsch, der sonst mit dem Arzmann verbunden ist, hier nur als Vorläufer vorgeschoben, und als das rechte und würdige Seitenstück zum Arzmann steht die mit dem Hirsch gleichbedeutende Sonnenjungfrau in ihrem Goldschmuck. Nur der Mensch darf sich als Teilnehmer zum Menschen stellen, daher ist nicht der Hirsch, sondern die Sonnenjungfrau, die ursprünglich zu einem anderen Götterkreise gehört, die Paargestalt des Arzmanns geworden.

IV.

Auf der Felsenzeichnung von Fossum finden sich neben dem phallischen Arzmann und dem Sonnenhirsch mit den Zweien links oben zwei runde Scheiben mit astartigen Auswüchsen. Sie sind dunkle Rätsel für alle Felsenzeichnungsforser, und vielleicht bietet sich hier eine Gelegenheit zu dem Versuche, in dies Geheimnis einzudringen. Wir müssen uns dabei zuerst über Vorkommen und Verbindung dieser sonderbaren Gestalt klar werden,

In Balzers Werk über die Felsenzeichnungen von Bohuslän habe ich mir dafür fünf sichere und zwei unsichere Fälle angemerkt, die unsicheren werden hier außer Betracht gelassen. Auf der Felsenzeichnung von Aspeberget³⁾ kommt diese „Gabelscheibe“ mit einem Weibe zusammen vor,

¹⁾ Gubernatis, Zoological Mythology I, 80—81.

²⁾ Zeitschr. f. deutsches Altertum XXX, 218 ff.

³⁾ Mannus VI, S. 176, Abb. 23; S. 178, Abb. 27.

auf der anderen Seite findet sich ein merkwürdiges zweibeiniges Tier (Hahn?) und ein feines Boot. Es sind gewiß alles göttliche Zeichen und die Frau die Göttin, die diesen Sinnbildern entspricht¹⁾. Mein Versuch, die Göttin des Bootes wegen mit der Taciteischen Isis gleichzustellen, hat keinen Untergrund, denn dies Vorkommen scheint vereinzelt dazustehen. Vielleicht findet sich auch noch einmal — Balzer 42—43 Nr. 2, Almgren 199 — die „Gabelscheibe“ mit einer Frau zusammen, doch ist die Menschengestalt sehr undeutlich. Es ist nach der Felsenzeichnung von Alpeberget wohl sehr unwahrscheinlich, daß die „Gabelscheibe“ die Sonne bezeichnen kann, so wie einige Archäologen gemeint haben. Denn sie kommt hier neben dem Sonnenrade vor, gehört zu einer anderen Gruppe der Felsenzeichnung, steht auch unten in der Wiederholung der Zeichen bei der Kampfgruppe für sich über derselben, während das Sonnenrad unter der Kampfgruppe steht. Sie bildet also etwas vom Sonnenrade Abgesondertes. Und wenn man auch nicht sagen kann, was sie bedeutet, so scheint es auf der Hand zu liegen, daß sie kein Zeichen für die Sonne sein kann. In einem Falle, auf der Felsenzeichnung von Hvitlycke, Balzer 18—21 Nr. 1, stehen die Gabeln, die wohl als Äste aufzufassen sind, außerhalb der Scheibe, in einem anderen Falle, Balzer 25—26 Nr. 8, Almgren 114 sind sie mit der Scheibe durch eine Art Mittelglied verbunden. Man kann demnach diese Scheibe vielleicht als einen runden Schild auffassen, an dem Äste befestigt sind. In der Hallstätter Kulturgruppe sind derartige Schilde mit Anhängseln in Kleinglein bei Wies in Steiermark gefunden, doch sind die Anhängsel als Äste und nicht als Äste geformt (Abb. 12)²⁾. Dagegen finden wir auf der berühmten Hallstätter Schwertscheide einen ast- oder blattartigen Vierpaß auf den Schilden der wandernden Schildträger (Abb. 13)³⁾. Nun ist nach Wille die Art ein Sinnbild der Fruchtbarkeit, so daß es möglich ist, daß dies Schildzeichen und dies Schildanhängsel, was die Bedeutung anlangt, nicht sehr



Abb. 12. Schild von Kleinglein.

¹⁾ Mannus VI, S. 178.

²⁾ Much, Kunsthistorischer Atlas, S. 101.

³⁾ a. a. O. S. 161.

weit voneinander abliegen. Der Aufzug der wandernden Schildträger ist auf dem Situlenbruchstück von St. Marein (Abb. 14) durch ein großes stilisiertes Pflanzenornament unterbrochen¹⁾. Auf dem oberen Ring der Certosa-Situla²⁾ findet sich ein gleichartiges Pflanzenornament, aber umgekehrt gestellt, die Blätter nach unten, ihr Stiel nach oben, und es steht hier nicht mitten in einem einheitlichen Aufzuge, wie auf dem Bruchstück von St. Marein.



Abb. 13. Ausschnitt der Hallstätter Schwertscheide.

Die Schilde der Schildträger, die vor dem Pflanzenmotiv sich befinden, haben in der Mitte einen Ring, die hinter dem Ornament aber ein eingeteiltes Tiered. Es scheint, daß dies Pflanzenmotiv in St. Marein noch als etwas Lebendiges aufgefaßt, in der Certosa zu Bologna aber zu einem reinen

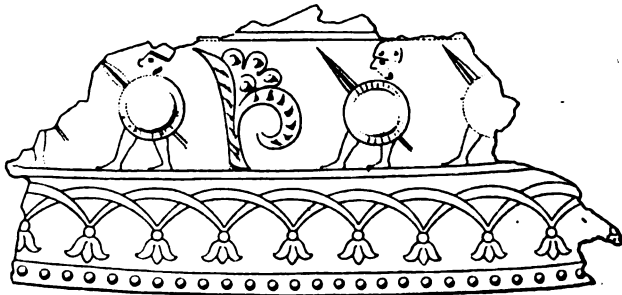


Abb. 14. Situla von St. Marein (Bruchstück).

Ornament erstarrt, mit der Spitze nach unten gefehrt und als Teilungszierat zwischen die verschiedenen Gruppen gestellt ist.

Es scheint, daß wir hier einer Verbindung von Schild und Pflanze auf der Spur sind, die gewiß von kultischer Art ist. Eine solche können wir auch in alten Sitten und mythologischen Namen als etwas Versteinertes nachweisen. Einen Schild mit einer Garbe setzen die Mönche von Abingdon

¹⁾ a. a. O. S. 145, Nr. 8.

²⁾ Hoernes, Urgesch. d. bild. Kunst. Taf. XXXII.

in die Themse und zeigen ihr Recht auf ein Wiesenstück, als der Schild um dieses herumtreibt. Scyld, der Sohn der Scef (Garbe), kommt in der englischen Königsreihe vor, und wenn in einer norwegischen Königsreihe in dem Ättar-tolur im Slatayarbók ein Skjoldr Sohn von Skelfir vorkommt, von dem die Skilfingar abstammen, ist dies gewiß als eine Abwandlung des englischen Scyld Scefing zu betrachten. Skjold ist der Stammvater der dänischen Skjoldungar: es ist, wie Axel Olrik gezeigt hat, der Korndämon, der als Stammvater des Volkes und des Königshauses betrachtet wird. Skjold heißt der Ehegatte der Fruchtbarkeitsgöttin Gefjon. Wenn wir weiter umblicken, finden wir bei den Römern den Frühlingsanfang der Salier mit dem Ancile. Es ist vielleicht möglich, daß wir einen entsprechenden Aufzug wiederfinden, wenn wir die Schildträger der Hallstätter Schwertscheide Äste als Schildzeichen führen sehen. Wenn auf unserem Wagen die zwei Reiter Schilde tragen, möchte ich vermuten, daß ihre Schilde aus diesem Kreise stammen und von da aus auf die beiden Dioskurenreiter übertragen worden sind. Weiter glaube ich, daß wir diesen Schild in den „Gabelscheiben“ der bohusländischen Felsenzeichnungen wiederfinden und daß diese ursprünglich dem Kultkreise, den wir auf der Felsenzeichnung von Fossun vor uns haben, angehören, von wo aus sie, so wie der Artmann, auf die Felsenzeichnungen der gewöhnlichen Art, z. B. die Aspebergzeichnung, aufgenommen worden sind. Auf der Fossunzeichnung fanden wir neben diesem Schilde, an dem Äste befestigt sind, auch den phallischen Artmann und den Hirsch mit den Zweien. Sie machen zusammen eine Gruppe von Göttern oder sagen wir vielleicht lieber eine Kultgruppe aus. Dieselbe finden wir hier als Block auf dem Wagen von Strettweg, während ihre Bestandteile sonst nur einzeln auf den gewöhnlichen Felsenzeichnungen aufgenommen sind. Diese Kultgruppe ist hier auf dem Strettweger Wagen mit dem Dioskurenkult in Verbindung gebracht. Der Hirsch mit den Zweien ist vor die goldgeschmückte Sonnentochter gestellt und die Dioskurenreiter tragen die Schilde, aber ohne die Äste, die auf der Fossunzeichnung an ihnen befestigt sind.

V.

Es soll nicht geleugnet werden, daß dem oben vorgetragenen Deutungsversuche vieles abgeht, um angenehm zu wirken und vorteilhaft zu erscheinen. Ihm fehlt das augenfällig Leichtfaßliche, das von vornherein Selbstverständliche. Er scheint auch mehr eine Gruppierung als eine Deutung zu sein. Man bleibt nach wie vor eigentlich ganz im unklaren über den Zweck und Sinn des Ganzen. Es ist nicht anders geplant und gewollt. Mir war es darum zu tun, die Gestalten des Wagens zu erklären aus ihrer Verbindung mit den archäologischen und schriftlich überlieferten Tatsachen und vor allem darum, ihren Platz in der Reihe dieser Tatsachen zu bestimmen. Die alte goldene wissenschaftliche Regel lautet: Non oportet causas investigare.

Für mich ist das Ziel gewesen, sorgfältig zu ordnen und nicht glücklich zu raten. Es war mir darum zu tun, die kultische und religiöse Bedeutung der Gestalten danach zu bestimmen, was wir durch Überlieferung und Ausgrabungen kennen. Was dahinter liegt, ist nicht Gegenstand dieser Untersuchung, und ich erkenne, daß meine Erklärung vielleicht mehr Rätsel bringt als löst.

Ich mache auf einige solche Sonderbarkeiten aufmerksam. Wie ist es z. B. möglich, daß der Vogel das Tier der Erdgöttin sein kann? Was ist die ursprüngliche Bedeutung des Kesselwagens mit dem Vogel daneben? Ist die Verbindung des Dioskuren- und des Nerthuskultes nur ein geschichtliches Zusammenwachsen zweier verschiedener Kulte oder ist sie innerlich begründet? Wie ist es möglich, daß eine Kultgruppe sich auf einer einzigen Selsenzeichnung und dann auf dem Strettweger Wagen, Hunderte von Jahren und von Meilen davon entfernt, fest zusammen und rein vorkommt, da doch sonst auf den Selsenzeichnungen ihre Bestandteile aufgelöst und einzeln aufgenommen und mit anderen verbunden auftreten? Es ist mir nicht möglich, auf diese Fragen jetzt Antwort zu geben, und besonders scheint mir die letzte eine schwierige Aufgabe zu stellen. Doch die Gestalten entsprechen sich ganz genau, so daß nicht daran zu zweifeln ist, daß es dieselben Götter sind. Es ist wahr, daß es den Dienern der Wissenschaft nicht immer gegeben ist, eine Erscheinung leichtfaßlich zu machen. Ein Ersatz dafür ist es, daß sie es vermögen, sicherer als zuvor dem vorkommenden Fall in der Reihe der Erscheinungen seinen Platz anzuweisen.

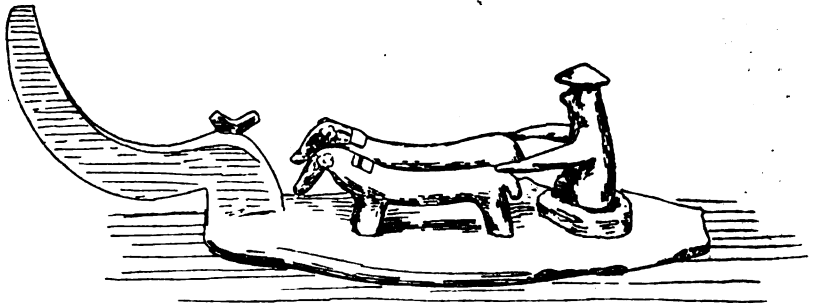


Abb. 15. Bronzefigur des Nationalmuseums zu Saint Germain en Laye.

II. Mitteilungen.

Die Unhaltbarkeit der bisherigen Eiszeitchronologie Norddeutschlands.

Antwort auf E. Werth's Kritik meines geologisch-paläontologisch-archäologischen Diluvialsystems.

Don J. Bayer.

Mit 3 Abbildungen.

Ende November 1918 aus Palästina zurückgekehrt, lese ich erst jetzt E. Werth's Kritik meines Chronologiesystems des Eiszeitalters im Zusammenhange mit der Kritik meiner Beurteilung von Marktleeberg¹⁾. Obgleich ich beabsichtige, das Problem ohnehin nächstens eingehend zu behandeln, veranlaßt mich doch die übergroße Häufung von unrichtigen Vorstellungen und Behauptungen Werth's zu einer sofortigen Erwiderung, die ich aus obigem Grunde ganz kurz fassen kann, um so mehr als die Einwände Werth's meine Eiszeitchronologie nicht im geringsten zu erschüttern vermögen.

Auch er steht bekanntlich auf dem Standpunkte der norddeutschen Diluvialgeologen, welche mit ihrem warmen Mousterien, postglazialen Löß usw. auf durchaus unhaltbarem Boden bauen.

Um es kurz zu sagen: Die Diluvialgliederung Norddeutschlands, wie sie heute von der Gesamtheit der norddeutschen Diluvialgeologen vertreten wird²⁾, ist ebenso unhaltbar wie die Alpen-Chronologie Penck-Brüdnere.

Die Erklärung dafür, wieso es möglich ist, daß beide Aufstellungen unrichtig sind, trotzdem sie von der Gesamtheit der deutschen Diluvialgeologen vertreten werden und untereinander noch dazu ganz gut übereinstimmen, erhält man, wenn man sich ihre Entstehung ins Gedächtnis ruft.

¹⁾ Prähistor. Zeitschr. IX (1917), S. 112—117.

²⁾ Meines Wissens gibt es keine Ausnahme, wie auch die einseitige Annahme eines lehtinterglazialen Alters der Ulmtalstationen seitens der norddeutschen Kongreßteilnehmer in Weimar 1912 gezeigt hat.

Man findet dann nämlich, daß die norddeutsche Gliederung fast lediglich unter alleiniger Berücksichtigung des norddeutschen Bodens entstanden ist, während die Aufstellung Penck's der Hauptsache nach auf den alpinen Verhältnissen fußt. Nun ist bis heute die geologische Landesaufnahme in Norddeutschland noch nicht so weit durchgeführt, um das ganze diluvialgeologische Bild in lückenlosem Zusammenhange erkennen zu lassen und damit Altersverwechselungen von Ablagerungen auszuschließen und in den Alpen wird es auch in Zukunft trotz genauester Aufnahmen aus naheliegenden Gründen unmöglich sein, das Alter aller Bildungen stratigraphisch zu ermitteln.

Mit einem Wort, die vereist gewesenen Gebiete sind ohne Berücksichtigung der dazwischen liegenden stets unvereist gewesenen Gebiete zur Aufstellung der diluvialen Zeitenfolge nicht hinreichend. Dazu kommt, daß jene Aufstellungen ohne ausreichende Heranziehung der Archäologie und Paläontologie, vor allem ohne Berücksichtigung des Altersverhältnisses der beiden in ausländischen Profilen, entstanden sind¹⁾. Der Hauptfehler ist also die zu enge Begrenzung des Gebietes, aus welchem jede der beiden Aufstellungen erwachsen ist. Gerade ein solches Problem setzt aber für seine verlässliche Lösung Aufbau auf breitester Grundlage voraus.

Wenn ich gesagt habe, das Studium der vereisten Gebiete allein genügt nicht, so liegt ein weiterer Grund dafür darin, daß hier die wertvolle Mithilfe der Archäologie bis zur Entdeckung von Marktleeburg fast ganz fehlte.

So ist es nur natürlich, daß die Entscheidung der Frage auf dem Boden des stets eisfreien mitteleuropäischen Gebietes herbeigeführt wurde.

In diesem Gebiete ist es wieder im besonderen Niederösterreich, das mit seinen mächtigen Lößablagerungen und reichen, übereinander gelagerten Kulturschichten den besten Einblick in den Verlauf des Eiszeitalters gewährt, während z. B. mit den geringmächtigen, mit keinem geologisch näher bestimmbaren Materiale gefüllten schwäbischen Höhlen trotz des Reichtums an archäologischem Material nichts Entscheidendes zu machen ist.

Aber die Mehrzahl der norddeutschen Diluvialgeologen beschränkte sich bisher auf das Studium des heimatischen Bodens und hält die daselbst aufgestellte Diluvialstratigraphie für so fest begründet, daß sie von vornherein eine andere Aufstellung für nicht erörterbar erklärt.

So geht es auch Herrn Werth!

Seine Denkungsweise ist bereits so konservativ, daß er auf meine vollständig begründete Aufstellung gar nicht eingeht, sondern sie einfach verwirft, weil sie mit der herrschenden Ansicht in Norddeutschland nicht übereinstimmt

¹⁾ Vernachlässigt wurden vor allem die westeuropäischen Profile, welche für das archäologisch-paläontologische Verhältnis im Diluvium von geradezu entscheidender Bedeutung sind.

und „zu einer gänzlichen Umgestaltung der bisherigen Diluvialstratigraphie Norddeutschlands führen würde“¹⁾.

Diese Befürchtung Werth's ist allerdings berechtigt: Die Diluvialgeologen Norddeutschlands werden ihre bisherige Ansicht überprüfen und von Grund auf ändern müssen.

Der große Umsturz in den Anschauungen über das Diluvium wird durch die sachliche Widerlegung der einzelnen Einwürfe Werth's, die ich in der Reihenfolge seines Artikels bringe, in Erscheinung treten und wird bildlich durch die am Schlusse gebrachte Gegenüberstellung des alten und neuen Systems veranschaulicht.

Wenn Werth behauptet, daß es „bisher nicht bekannt ist, daß Bayer sich mit dem Diluvium Norddeutschlands beschäftigt hat“, verweise ich auf „Die Chronologie der diluvialen Kulturen und Ablagerungen in den Alpen und in Norddeutschland“²⁾, wo zum erstenmal die Diluvialstratigraphie Norddeutschlands an und für sich und im Verhältnis zur alpinen Diluvialgliederung richtig dargestellt wird.

Ich lade Herrn Werth und seine wissenschaftlichen Freunde ein, diese Aufstellung umzustoßen! Aber sachlich, nicht mit subjektiven Ansichten über mein Können und unbegründeten wissenschaftlichen Einwänden!

Werth beginnt seinen Angriff auf meine Eiszeit-Chronologie mit einer Kritik meiner „Voraussetzungen“ bezüglich Marktleebergs, nämlich daß „die Funde von Marktleeberg zweifellos dem Alt- und Mittelmousterien angehören, die gerätekührenden Schotter von Marktleeberg aber ebenso zweifellos gegen Ende der vorletzten Zwischeneiszeit abgelagert wurden“³⁾.

Und zwar behauptet er, daß ich die fraglichen Schotter für interglazial halte und daß sich die Kultur nicht als Mousterien bestimmen lasse.

Wie ich zeigen werde, rührt ersteres daher, daß Werth meine Arbeiten, besonders meine Eiszeitchronologie, nicht genügend kennt, letzteres daher, daß er offenbar mit der paläolithischen Typologie auf keinem guten Fuße steht. Sonst würde Werth wissen, daß die Typengesellschaft von Marktleeberg, mit den maßgebenden westeuropäischen Fundserien verglichen, ein unzweifelhaftes Mousterien darstellt.

Nun zum geologischen Punkt!

Wenn Herr Werth meine Chronologie studiert, wird er sehen, daß ich niemals die Schotter von Marktleeberg für interglazial in dem ihm vorschwebenden Sinne (Höhestadium) gehalten habe, sondern ihre Ablagerung stets als am Ende des vorletzten Interglazials vor

¹⁾ a. a. O. S. 112.

²⁾ Zeitschr. f. Ethnologie 1914, S. 465—477.

³⁾ J. Bayer, „Die Bedeutung der Mousterienstation Marktleeburg bei Leipzig für die quartärchronologische Frage.“ Mannus 1916, S. 315—325.

sich gegangen ansah, was ihm ja ein Blick auf die Stellung des Moustérien in meiner Tabelle des Eiszeitalters gesagt hätte.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, um Mißverständnisse für die Zukunft auszuschließen, daß ich alles, was innerhalb zweier Vereisungs-Maxima liegt, als „interglazial“ zu bezeichnen gewohnt bin. Natürlich hat der andere ebenso recht, welcher als interglazial nur das Höhestadium einer Zwischeneiszeit nimmt und als glazial auch schon die Zeit der Klimaverschlechterung vor einer Eiszeit und die Zeit der Klimabesserung nach einer Eiszeit ansieht. Daher beabsichtige ich von nun an die Ausdrücke Früh-Rißzeit, Rißeiszeit, Spät-Rißzeit usw. zu gebrauchen.

Aber darüber, wie ich das Alter der Markfleberger-Schotter auffaßte, konnte Herr Werth gar nicht in Zweifel kommen, weil die Klimakurve in meiner chronologischen Übersichtstabelle dies deutlich erkennen läßt¹⁾; daher hielt ich es auch nie für nötig, besonders auseinanderzusetzen, wie ich das meinte.

Der selben Ausdrucksweise wie ich bedient sich übrigens ja auch Gagel — und sie kann daher doch nicht so ungewöhnlich und unverständlich sein —, wenn er sagt: „Solange nicht unsere ganze Diluvialgliederung umgeworfen und als falsch erwiesen wird, bleibt Markfleberg Schluß des vorletzten Interglazials“²⁾!

Da hat aber Werth auffallenderweise nichts einzuwenden, sondern stimmt eifrig zu!

Wenn Werth mein Chronologiesystem überhaupt studiert hätte, müßte er wissen, daß ich schon das spätere Acheuléen nicht mehr in das Höhestadium des vorletzten Interglazials stelle, sondern bereits in die Zeit bedeutender Klimaverschlechterung, um so weniger das Moustérien, das ich ja mit seinem jüngeren Abschnitte direkt mit dem Höhestadium der Rißvereisung parallelisiere³⁾.

Daß ich daher Markfleberg mit seinem Mittel-Moustérien knapp vor dem Riß-Maximum annehmen mußte, wenn ich von Übereinstimmung des Befundes mit meiner Aufstellung sprach, ist klar; hätte ich die Markfleberger Kiese in dem Sinne als „interglaziale“ Bildung bezeichnet, wie Werth von mir behauptet, so würde dies ja ganz und gar nicht in meinen „Kram“ passen,

¹⁾ J. Bayer, „Die Chronologie des jüngeren Quartärs.“ Mitt. d. präh. Kom. d. Akad. d. Wiss., Wien 1913, II. H. 2.

²⁾ K. Gagel, „Die altsteinzeitliche Fundstelle Markfleberg bei Leipzig.“ Mannus VI (1914), S. 370.

³⁾ Während ich meine älteren Aufstellungen in wesentlichen Punkten korrigiert habe und sie daher als überholt anzusehen sind, verweise ich als auf die absolut gültige Tabelle der Quartärchronologie auf die 1912 und später erschienenen Arbeiten, z. B. Chronologie des temps quaternaires, internat. Kongreß zu Genf 1912, Die Chronologie des jüngeren Quartärs, s. oben Anm. 1, Alpine und norddeutsche Chronologie, s. S. 3 Anm. 2.

sondern gerade das Gegenteil von dem sein, was meine Chronologie bezüglich der zeitlichen Stellung des Moustérien besagt.

Damit fällt Werth's ganze diesbezügliche Polemik unter den Tisch und er möge getroßt sein: Ich kenne die Literatur über Marktleeberg und über Thiede, aber schließlich lasse ich mir nicht vorschreiben, was ich zu zitieren habe und was nicht, zumal in dem vorliegenden Falle jedes Zitieren unnötig war, da ja die von Werth genannten Arbeiten über die geologischen Verhältnisse von Marktleeberg alle genau dasselbe besagen, was gar niemand bezweifelt, ich nicht, Gäbert nicht und alle anderen nicht.

Daß Gäbert besser getan hätte, für die Ablagerungszeit der Marktleeberger Schotter den Ausdruck „erstes Interglazial der Leipziger Bucht“ nicht zu gebrauchen, wo es sich doch nur um geringfügige Oszillationen des fast hocheiszeitlichen Inlandeises handelt, ist richtig. Aber sicher hat Gäbert trotz der nicht genauen Ausdrucksweise das Richtige gemeint.

Für den Geologen und Archäologen in einer Person treffen also meine beiden Voraussetzungen für Marktleeberg — Moustérien und Zeit knapp vor dem Maximum der Rib-Eiszeit — völlig zu und eben damit bestätigt Marktleeberg in glänzender Weise die unumstößliche Richtigkeit meines diluvialgeologisch = paläontologisch = archäologischen Systems¹⁾.

Zu der eben gekennzeichneten geologischen und archäologischen Stellung Marktleebbergs paßt auch die bekannte Sauna des Moustérien mit Mammut, wollhaarigem Nashorn usw., Tieren, die wohl Kälte ertragen konnten, jedoch nicht als ausgesprochen glazial anzusehen sind, denn sie verblieben während des kühlen letzten Interglazials in Mitteleuropa und verschwinden erst nach der letzten Eiszeit.

Ich suche mit dieser Tierwelt also weder ein Glazial noch ein Interglazial zu beweisen, dazu bedarf es ausgesprochenerer Vertreter der Tierwelt, z. B. der Tundren-Mikrofauna und der Antiquusfauna oder einer Saunengesellschaft, wie ich sie als charakteristisch für das Rib-Würm-Interglazial aufgezeigt habe: Waldfauna mit Hirsch und Reh, wärmeliebende Konchylien wie *Helix pomatia* usw.

Aber die Sauna von Marktleeberg stimmt mit der überein, welche das Moustérien in Frankreich und überall begleitet und das ist eine weitere erfreuliche Übereinstimmung mit der archäologischen Einschätzung Marktleebbergs.

Mit der Gesamtheit der deutschen Diluvialgeologen hält auch Werth Weimar-Taubach-Ehringsdorf für leztinterglazial.

¹⁾ Das während des Druckes dieser Arbeit erschienene Buch: „Löbe, Eiszeiten- und paläolithische Kulturen“ von W. Soergel (Verlag Fischer-Jena 1919) zeigt schon einen gewissen Fortschritt in meiner Richtung: Soergel legt seiner Auffassung bereits die drei von mir scharf getrennten Löbe zugrunde, stellt sie bereits vor die Würmeiszeit und wird, wenn er nur einmal die rheinische Mittelterrasse als Hochterrasse erkannt haben wird, noch ein tüchtiger Vertreter meiner Anschauung werden.

Daß das und damit die ganze Charakterisierung des letzten Interglazials falsch ist, ergibt sich u. a. aus folgendem:

Im Nmtal fehlen sicher datierbare glaziale Ablagerungen, wie ich mir zu wiederholen erlaube, denn sonst wären die dortigen glazialen Ablagerungen bisher doch wenigstens von einem Geologen richtig als mindelglazial bestimmt worden und nicht als ribglazial.

Wenn ich sie hier mit solcher Sicherheit so datiere, so habe ich diese Altersbestimmung zwar auch nicht im Nmtal gewinnen können — aber auf dem Umwege über Niederösterreich.

Dort hat sich nämlich, wovon weiter unten noch gesprochen werden soll, mit Sicherheit ergeben, daß in das letzte Interglazial ausschließlich das Aurignacien mit seiner eben charakterisierten Sauna fällt. Da weder hier noch an einer der auf der Welt bekannten Aurignacien-Sundstätten der Altelefant vorkommt, können die Nmtalstationen mit ihrer massenhaften Antiquusfauna eben nicht der letzten, sondern müssen der vorletzten Zwischeneiszeit angehören. Herr Werth wird mir zugeben: überall im letzten Interglazial die Primigeniusfauna und nur im Nmtal die Antiquusfauna — das gibt es nicht.

Also umlernen!

Bezüglich der Berufung Werths auf den Antiquitätenhändler Hauser als Sachverständigen und auf dessen wunderbares „Micoquien“ verweise ich auf die, glaube ich, genügend klare Charakterisierung dieses „Gelehrten“ durch mich im Mannus¹⁾. Ich warte schon lange vergebens auf den entsprechenden Nachweis, den Hauser für seine warme leztinterglaziale Micoquien-Sauna noch schuldig ist, — vielleicht liefert ihn der in der Literatur so beschlagene Herr Werth.

Nur soll er mir nicht wie Gagel mit den sekundär abgelagerten und nicht einmal sicheren Antiquusknochen von Rixdorf oder mit der an Ort und Stelle stratigraphisch noch nicht fixierbaren Taubacher Sauna kommen.

Wenn Werth bei Taubach von einer jüngeren Antiquusfauna spricht, der gewisse altertümliche Formen des älteren Diluviums fehlen und dann diesen Gegensatz zu der bekannten altdiluvialen Sauna als Beweis für das leztinterglaziale Alter anführt, übersieht er, daß auch die Sauna des Scheulöen, weil sie bereits der Endzeit des eigentlichen Mindelribinterglazials angehört, in Frankreich diese altertümlichen Formen nicht mehr aufweist, sondern mit der von Ehringsdorf usw. genau übereinstimmt, was eben ganz und gar für die Gleichzeitigkeit und Identität der beiden spricht. Das Nmtalpaläolithikum ist also nicht jünger als Marktleberg, sondern beträchtlich älter²⁾.

¹⁾ Mannus VIII (1917), S. 280 ff. und IX (1918), S. 105 ff.

²⁾ Eine genaue Untersuchung der glazialen Schotter im Liegenden der Kaltstufe wird sicher ergeben, daß selbe um eine Eiszeit älter sind als die artefatteführenden Schotter von Marktleberg. Hier wäre der Hebel anzusetzen.

Für dieses hohe Alter der Amtalkultur spricht auch der Unterkiefer von Ehringsdorf.

Den besten Beweis, daß Werth keine Ahnung von meinem Chronologiesystem hat, erbringen aber seine a. a. O. S. 115 zu lesenden Sätze, die in der Behauptung gipfeln, daß zwischen mir und allen anderen Diluvialforschern „keine chronologische, sondern nur noch eine nomenklatorische Streitfrage“ vorliege, wodurch sich, wie Herr Werth herablassend erklärt, „eine sachliche Auseinandersetzung darüber erübrigt“.

Er meint nämlich, daß es sich lediglich um meinen Eigensinn handelt, dahingehend, daß ich alles, was alle anderen letztes Interglazial nennen, vorletztes nenne.

„Diese Verschiebung“, fährt Werth fort, „führt aber weiter bei Bayer zur Aufstellung eines letzten Interglazials mit kalter Sauna!“

Nun, die Sache verhält sich doch etwas anders:

Jene vorletztinglazialen Ablagerungen, Sunde usw., die man allgemein unrichtig für letztes Interglazial hält, wodurch eine Doppelaufgabe des Mindel-Riß-Interglazials in Erscheinung tritt, wandern bei mir an ihre richtige Stelle in die vorletzte Zwischeneiszeit, so daß es im Diluvium nur ein Antiquus-Interglazial, die Mindel-Riß-Zwischeneiszeit, und nicht zwei Antiquus-Interglaziale gibt. Was aber allgemein als postglazial (nämlich Postwürm) gilt, sei es als Lößperiode nach der Höhe der letzten Vereisung wie bei den norddeutschen Geologen, R. R. Schmidt, H. Obermaier und den Franzosen, oder wie bei Penck als Achenschwankung zwischen Würmeiszeit und Bühvorstoß, ist bei mir leztinterglazial, also vor der Würmeiszeit. Die Eiszeiten selbst bleiben dabei die an und für sich unverrückbaren Begriffe, wenn auch die Auslegung einzelner Eiszeitablagen bei meinen Gegnern oft unrichtig ist, was eben mit der Verwechslung der Interglaziale und unrichtigen Ansetzung der Lößablagerungszeiten usw. zusammenhängt. Jedenfalls geben die drei Grundmoränen Norddeutschlands einwandfreie, allseits anerkannte Vertreter der letzten, vorletzten und vorvorletzten Eiszeit ab und sind so der feststehende Rahmen, in den eingebaut wird.

Daßer liegt zwischen meiner Aufstellung und denen meiner Gegner kein nomenklatorischer, sondern ein sehr wesentlicher sachlicher Unterschied vor, so daß sich nichts „erübrigt“, sondern Herr Werth es sehr nötig hätte, sich damit sachlich auseinanderzusetzen, was aber allerdings voraussetzt, daß man die gegnerische Ansicht überhaupt genügend kennt.

Die weitere Behauptung Werths, „Bayer macht eben aus dem letzten Interglazial, dem Löß zuliebe, ein kaltes Interglazial“, zeigt abermals das völlige Nichtverstehen meiner Aufstellung.

Sonst müßte Werth aus dem Verlaufe der Klimaturve in meinen verschiedenenorts erschienenen Chronologietabellen erssehen haben, daß ich mir die Löße in den Übergangszeiten gebildet denke, daß aber gerade das

Höhe stadium des letzten Interglazials völlig ohne Lößbildung ist (Bildung der Göttweiger Verlehmungszone).

Wenn ich den Löß gelegentlich als „interglazial“ bezeichnet habe, so gilt bezüglich dieses Ausdruckes hier wieder das oben bei Besprechung des Alters der Marktleeberger Schotter darüber Gesagte.

Die Behauptung Werth's, daß ich mich bei Aufstellung meiner Chronologie auf Thiede stütze oder gestützt habe, ist ebenfalls unrichtig.

Thiede ist — und da stimme ich ausnahmsweise mit Werth überein — nicht geeignet, Ausgangs- und Stützpunkt für eine Diluvialgliederung zu sein. Ich habe Thiede auch nur eingeordnet, nachdem ich auf Grund eines der wichtigsten Lößprofile der Erde, des Profils von Willendorf, meine quartär-chronologische Aufstellung längst geschaffen hatte.

Dieses entscheidende Profil von Willendorf habe ich in der „Chronologie des jüngeren Quartärs“ kurz besprochen:

Mitten zwischen zwei Lössen mit glazialen Konchylien eine Laimenzone mit darauf lagerndem Schwemmlehm, im Bereiche der Laimenzone Massen von Weinbergschnecken und Reste einer gemäßigten Waldfauna, aber ohne die charakteristischen Elemente der Antiquusfauna.

Auf diesen durch die Säugetier- und Konchylienfauna als zweifellos interglazial und zwar, wie nicht anders möglich, als leztinterglazial erwiesenen Horizont¹⁾ verteilen sich in Willendorf II fünf Kulturschichten mit einem schön ausgeprägten Mittelaurignacien²⁾, so daß also die Gleichstellung des mittleren Aurignacien mit dem letzten Interglazial eine erwiesene Tatsache ist.

Ein mit diesem Willendorfer Profil vollständig übereinstimmendes Profil aus der Stiftsziegelei in Wielandsthal bei Herzogenburg in Niederösterreich, das jedoch bisher keine menschlichen Spuren aufzuweisen hat, bringt Abbildung 1. Oben eine mächtige Ablagerung des Löss der Frühwürmzeit, mitten das hier durch mehrere Laimenzonen (Schwemmlehm-schichten) dargestellte letzte Interglazial, im Liegenden wieder rein äolischer Löss mit glazialen Konchylien, der Spätrixzeit angehörig.

Mit Hilfe des Willendorfer Profils habe ich Thiede nach dem von Nehring 1890 gegebenen Profil gedeutet und habe auch weiter noch den

¹⁾ Vgl. Hans Menzel, „Über die Fossilführung und Gliederung der Lössformation im Donautal bei Krems.“ Zeitschr. d. Deutsch. Geolog. Ges. Bd. 66 (1914), S. 195: „Durch diesen Saunenwechsel“ (nämlich glaziale Konchylien im oberen äolischen Löss, gemäßigte Sauna mit großen Helix-Arten im Bereiche des Schwemmlehmes), „ist auf das Schlagendste erwiesen, daß dieser Schwemmlehm und die unter ihm folgende Verlehmungszone (Göttweiger Verlehmungszone Bayers) aus einer Interglazialzeit, und zwar aus der letzten (Riß-Würm), stammt, während der darüber lagernde äolische Löss sich in einem Abschnitte der Würm-Eiszeit gebildet hat.“

²⁾ Die 4 jüngeren Kulturschichten (Jung-Aurignacien) liegen darüber im äolischen Löss.

„Mut“, Gagel, „den vollkommen ins nordeuropäische Diluvium hineingewachsenen Forscher über das Profil von Thiede aufzuklären“, der den arktischen Tierhorizont an der Basis des Thieder Profils für würmeiszeitlich hält, während er, wie aus obigem Profil von Willendorf für jedermann klar hervorgeht, rißeiszeitlich ist, zumal auch in Thiede über ihm Aurignacien gefunden wurde.

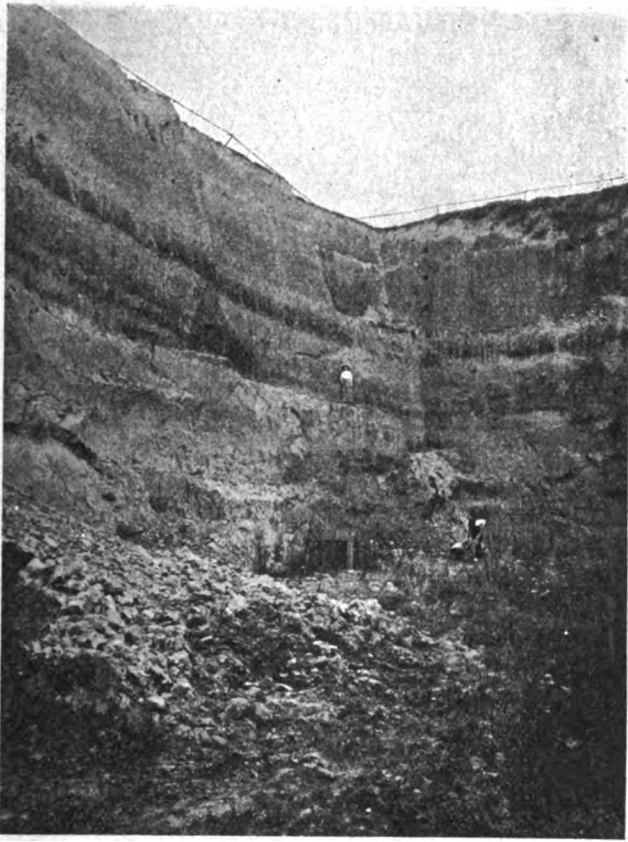


Abb. 1. Lößprofil in der Stiftsziegelei zu Wielandsthal bei Herzogenburg, N. O.

Die reiche Literatur über Thiede anzuführen, war für mich in der Abhandlung über Markfleeberg, wo ich Thiede wie gesagt nur nebenbei erwähnte, kein Anlaß; im übrigen überlasse ich es Werth, den Schluß daraus zu ziehen, daß ein Verfasser alles, was er nicht zitiert, nicht weiß.

Was die Deckande betrifft, handelt es sich natürlich um im Rißeiszeitlich-Interglazial verschwemmte Geschiebedeckande, die für unsere Frage vollkommen belanglos sind. Ich hielt es nicht für nötig, dem Sachmanne über die ursprüngliche Herkunft derselben eine Anmerkung zu machen.

Werth spricht schließlich von meinem Chronologie-Schema als einem vorgefaßten System und behauptet, daß ich diesem zuliebe alles so beurteile, daß es übereinstimmt.

Demgegenüber unterstreiche ich, daß meine Chronologie auf geologischer Grundlage erwachsen ist, sicher veranfert durch Archäologie und Paläontologie, keine Weisheit vom grünen Tisch, sondern Beobachtung im Gelände, auf der Schotterterrasse und an der Lößwand.

Wenn einmal die Veröffentlichungen über diese mehr als zehnjährigen archäologisch-geologischen Arbeiten erschienen sein werden — und das wird hoffentlich bald sein — dürfte eine etwas bescheidenere Ausdrucksweise bei Herrn Werth Platz greifen¹⁾.

Jedenfalls halte ich es für unvorsichtig, jemanden als geologischen Laien hinzustellen, gegen den man dann als Berufsgeologe die Schlacht auf der ganzen Linie verliert und darauf muß sich Herr Werth allen Ernstes gefaßt machen.

Seine Lehrmeisterhaften Sätze über meine Beurteilung der drei von Jakob auf Grund von Kollung und Patinierung unterschiedenen Horizonte von Marktleiberg erledigen sich durch das, was ich unlängst diesbezüglich Hauser erwidert habe²⁾.

Wenn ich schon Herrn Gagel gesagt habe, nur der Ausgang dieses Kampfes um die Diluvialchronologie, das Wichtigste, was heute die Diluvialarchäologie und Diluvialgeologie zu lösen hat, wird die geologische und archäologische Überlegenheit einer Partei zeigen, kann ich das gegenüber Werth nur wiederholen und rate ihm und seinen auf Irrwegen wandelnden Freunden zur raschesten Umkehr; denn wenn auch Gagel in seiner genannten Arbeit versichert: „Die Gliederung des norddeutschen Diluviums ist durch die nahezu 50jährige Arbeit einer großen Anzahl der angesehensten Geologen jetzt so einstimmig festgestellt, daß darüber wohl kein Wort zu verlieren ist“, hat meine

¹⁾ Ich verweise bei dieser Gelegenheit auf eine zweite Arbeit des gefallenen preußischen Bezirksgeologen Hans Menzel, „Die paläontologischen Grundlagen für die Chronologie des Diluvialmenschen“, Zeitschr. f. Ethnologie 1914, S. 241—248, wo der doch sicher vorurteilslose norddeutsche Forscher mein Chronologie-Ergebnis auf Grund eigener Untersuchungen im niederösterreichischen Löß bestätigt. Das sollte doch auch Herrn Werth und Genossen zu denken geben!

In einem Brief ddo. Nikolassee bei Berlin, 27. III. 1914 schrieb mir Menzel u. a.: „Seither“ (nämlich seit unserer gemeinsamen Exkursion im Donautal bei Willendorf und Wösendorf) „habe ich viel gelesen. Aber Sie haben recht. R. R. Schmidt und Kofen haben sich geirrt. Zwischen ihren Nagetierschichten liegt sicher ein Interglazial. Es paßt alles trefflich. Aurignacien ist in seiner Blüte interglazial. Die jüngeren Stufen werden älter. Daher das Ren.“

„Ich habe erkannt, daß Sie auf dem rechten Wege sind. Ob ich Ihnen in allem folgen kann, weiß ich noch nicht. Aber soweit ich kann, will ich mit meinem paläontologischen Rüstzeug für Sie eintreten.“

²⁾ Mannus IX (1918), S. 108.

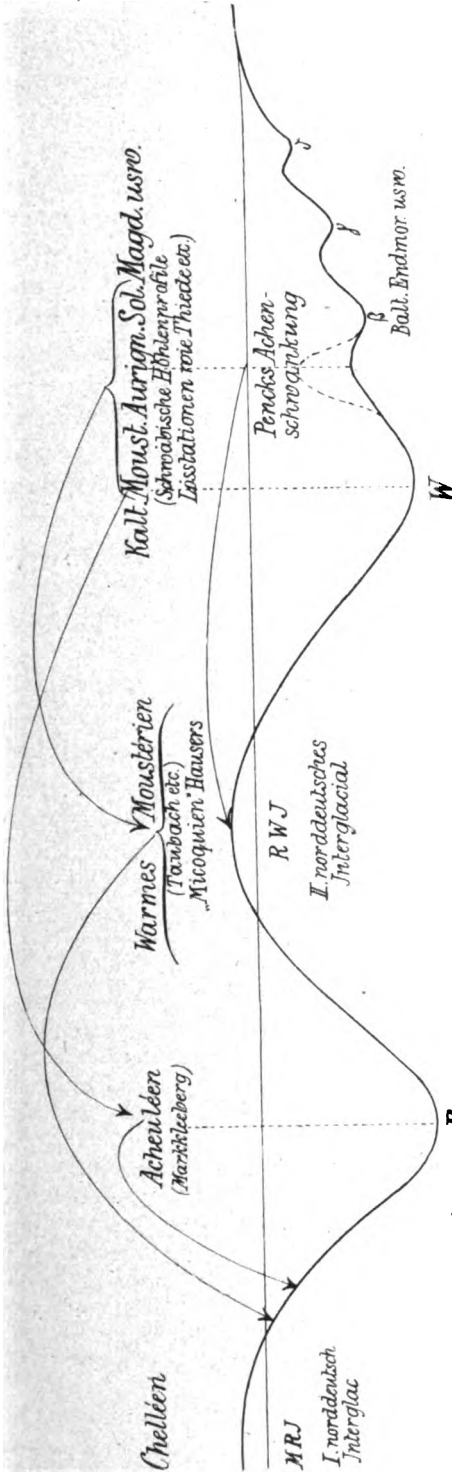


Abb. 2.

Der Umkehrz in der bisherigen Diluvialchronologie Norddeutschlands und der Alpenchronologie Pends, durch Pfeile dargestellt¹⁾: 1. Das Acheuleen fällt in die Früh-Rißzeit. 2. Das bisherige Riß-Würme-Interglazial ist eine Wiederholung des Mindel-Riß-Interglazials, sein „warmes Mousterien“ ist Chellen und Acheuleen. 3. Das sog. „kalte Mousterien“ entspricht zeitlich der Riß-Eiszeit und nicht der Würme-Eiszeit. 4. Das Aurignacien ist nicht postglazial, sondern die Kultur des letzten Interglazials. 5. Das Solutreen ist nicht postglazial, sondern die Kultur der letzten Eiszeit. 6. Die Achenischschwankung ist i. A. das letzte Interglazial.

¹⁾ Die kleinen Unterschiede in der Einteilung der Kulturstufen, welche zwischen mehreren Forschern bestehen, bleiben hier als nebensächlich unberücksichtigt.

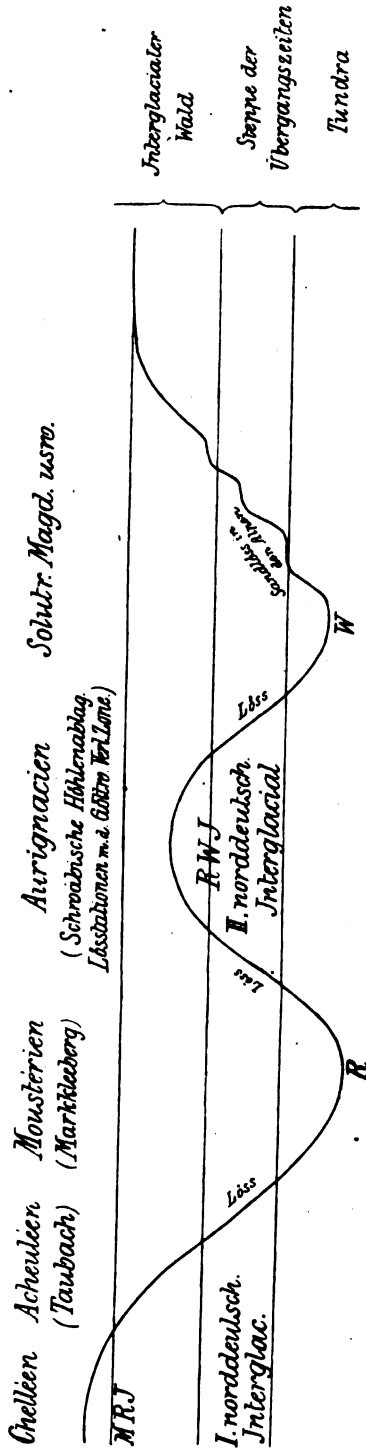


Abb. 3.

Die Chronologie des Eiszeitalters nach meiner zuerst auf dem internationalen Kongreß zu Genf 1912 gegebenen und seither nicht geänderten Darstellung. Man beachte den großen Unterschied zwischen der weit unter der Gegenwartslinie verlaufenden leghinterglazialen Kurve und der beträchtlich über dieser Linie verlaufenden der bisherigen Chronologie. Die Oszillationen während des Höheabfalls der Würmeiszeit blieben in dieser allgemeinen Übersicht unberücksichtigt.

Interglacialer
Wald
Steppe der
Übergangszeiten
Tundra

Aufstellung tatsächlich „zu einer gänzlichen Umgestaltung der bisherigen Diluvialstratigraphie Norddeutschlands“ geführt, wie die Gegenüberstellung der Abb. 2 und 3 zeigt.

Das Diluvium und damit die sichtbare Strecke der menschlichen Urgeschichte ist also ganz beträchtlich kürzer als man bis jetzt annehmen mußte, denn es fällt die bisherige letzte Zwischeneiszeit zur Gänze weg und es folgt als letztes Interglazial unmittelbar auf die Rib-Eiszeit die Klimaschwankung des Aurignacien, welche bisher in verschiedenen chronologischen Aufstellungen als „Achenschwankung“ im Postglazial angelegt war. Rib- und Würmvereisung schließen sich enge zusammen.

Die Verkürzung macht nach Pends Berechnung seiner letzten Zwischeneiszeit „mindestens 60000“ Jahre aus¹⁾.

Die Zahlen für das ausgehende Altpaläolithikum — die Mindelrib-zwischeneiszeit mit dem Chelléen läßt sich auch nicht annähernd auf Jahrzehntausende schätzen — können nun wohl kaum mehr sechsziffrig sein und die für das Jungpaläolithikum dürften stark unter 50000 bleiben.

Wien, 18. I. 1919.

¹⁾ „Alpen im Eiszeitalter“, S. 1169.

Die neuere Geologie Ostdeutschlands und die vorgeschichtliche Wissenschaft.

Eine Besprechung des Buches

von Dr. Ernst Wahle, Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch.

(Mit 2 Karten und 4 Tafeln. [Mannus-Bibliothek Nr. 15.] Ladenpreis brosch. M. 9,—, Subskriptionspreis M. 7,20).

Don Dr. Heß von Wichdorff, Preuß. Bezirksgeologe,
3. 3. im Felde.

Die vorliegende Arbeit ist eine in den Jahren 1912—1913 entstandene Heidelberger Dissertation, die in recht geschickter Weise geographische und geologische Methoden auf einen archäologischen Stoff anwendet. Auf archäologischem Gebiete konnte der Verfasser sich hierbei auf die bekannte bahnbrechende Arbeit Kossinnas über die verschiedenen neolithischen Kulturen Ostdeutschlands und Osteuropas (Mannus Bd. II) stützen, was wohl noch schärfer anzuerkennen gewesen wäre. Anders auf den in Betracht kommenden naturwissenschaftlichen Gebieten. Es ist außerordentlich anerkennenswert, was der Verfasser trotz der nur in geringem Maßstabe vorliegenden zusammenfassenden Vorarbeiten, insbesondere auf geologischem Gebiete, geleistet hat. Sehr richtig weist Wahle auf die außerordentlich großen Lücken hin, die heute noch in der geologisch-geographischen Erforschung Ostdeutschlands klaffen. Wenn er allerdings (S. 3) annimmt, daß „die Menge der aus den einzelnen Teilen des Gebietes bisher veröffentlichten geologischen Meßtischblätter die geologische Kenntnis der betreffenden Landesteile deutlich widerspiegelt“, so befindet er sich freilich in einem nicht geringen Irrtum. Vergehen doch oft viele Jahre, bis eine gesamte Kartenlieferung, die die geologischen Verhältnisse eines ausgedehnten Gebietes umfaßt, vollständig aufgenommen und im Druck vervielfältigt ist. Inzwischen aber hat der betreffende Staatsgeologe in vieljähriger Arbeit das ganze Gebiet und die angrenzenden Lande

so eingehend durchforscht, daß er ein eingehendes Bild weiter Landstrecken geographisch-geologisch gewonnen hat, während der Fernerstehende von dieser jahrelangen Arbeit und ihren Ergebnissen vor der Veröffentlichung der betreffenden Meßtischblätter zunächst nichts ahnt. Freilich geben die starken bündereichen Veröffentlichungen im Jahrbuch der Kgl. Preussischen Geologischen Landesanstalt und der Deutschen Geologischen Gesellschaft von den neuen Forschungsergebnissen eingehend Kunde, sie können aber trotzdem nur Bruchstücke der neuen Wissenschaft bieten, während inzwischen erst in mühseliger jahrelanger Einzelarbeit und mit wachsender Erfahrung gerade die wichtigsten Erkenntnisse sich Bahn brechen oder heranreifen. Gewiß empfinden auch die Geologen tief den Mangel an zusammenfassenden Darstellungen größerer Gebiete des norddeutschen Flachlandes, aber es ist dem Eingeweihten heute kein Geheimnis mehr, daß das Problem des geologischen Aufbaus der Diluvialgebiete Norddeutschlands ungemein verwickelt ist und daß nur in systematischer Einzelforschung allmählich für größere Gebiete eine sichere und bestimmte Grundlage und Darstellung gewonnen werden kann. So war z. B. vor zehn Jahren die Herausgabe einer geologischen Übersichtskarte von Ostpreußen noch ein wissenschaftlich nicht zu verantwortendes Unternehmen, während jetzt die allgemeine geologisch-geographische Erkenntnis dort derartige Fortschritte erzielt hat, daß in absehbarer Zeit der Veröffentlichung einer derartigen Übersichtskarte nichts mehr im Wege steht. Als dann wird auch die geographische Wissenschaft besonderen Gewinn aus den neuen geologischen Anschauungen schöpfen können. Mit gewaltigen Schritten geht zugleich die Erforschung des gesamten norddeutschen Flachlandes durch die beinahe anderthalb Jahrzehnte bestehende Einrichtung des Bohrarchivs der Kgl. Geologischen Landesanstalt vorwärts, in dem alljährlich viele Tausende von Brunnenbohrungen aus allen Landesteilen Norddeutschlands bearbeitet werden. Immer enger wird der Kranz der Bohrungen in den einzelnen Gebieten, immer genauer die Kenntnis des inneren Aufbaues des Diluviums, seiner Mächtigkeit und seines Untergrundes in weiten Landstrecken. Bald ist die Zeit nicht mehr fern, wo die genaue Ermittlung der Diluvialmächtigkeiten gestattet, durch Abdeckung der Diluvialablagerungen eine genaue orographische Karte Norddeutschlands vor den Eiszeiten zu liefern. Diese Karte wird dem Geographen sehr wertvolles Material liefern; sie wird ganz auffällige Beziehungen des heutigen Bodens der Ostsee zu der prädiluvialen Tiefenlage Norddeutschlands ergeben und damit mit einem Schlage erkennen lassen, warum das Inlandeis gerade so weite Gebiete Norddeutschlands bedecken mußte, kurz die geographisch-physikalischen Grundlagen des Eiszeitenproblems liefern.

Nach dieser Abschweifung über die stille Arbeit der norddeutschen Flachlandsgeologen — sie wird manchem auf Grenzgebieten der verschiedenen Wissenschaften arbeitenden Gelehrten willkommen sein und den Wert engerer

persönlicher Fühlungnahme zwischen den Vertretern der verschiedenen Wissenschaften deutlich erscheinen lassen — mögen nun eine Anzahl kurzer Bemerkungen folgen, die das geologisch-geographische Bild Ostdeutschlands, das der Verfasser aus vielen verstreuten Einzelbeobachtungen und eigenen Erwägungen als Grundlage seiner Darstellung aufbaut, auf Grund neuerer zum Teil unveröffentlichter geologischer Erkenntnisse erweitern, ergänzen und zum Teil berichtigen.

Was zunächst die jugendlichen tektonischen Störungen im norddeutschen Flachland (S. 13 des Buches) anlangt, so steht heute auf Grund eingehender Spezialaufnahmen und eines dichten Netzes von Bohrungen einwandfrei fest, daß die Oderniederung bei Stettin, die große Weichselniederung bei Danzig und das ausgedehnte Memeldelta auf keinen Fall jugendliche tektonische Einbruchgebiete darstellen. Sie stehen in keinerlei direkten oder indirekten Beziehungen zu den tektonischen Verhältnissen des Untergrundes, vielmehr zeigt der Untergrund die gleichen Umstände in der Niederung wie in der näheren und weiteren Umgebung des vermeintlichen Einbruchgebietes. Wie neuerdings festgestellt ist (vgl. die Erläuterungen zu Blatt Königsberg-Ost), ist der voreiszeitliche Untergrund des nördlichen Ostpreußen in ein enggliedertes Schollensystem zergliedert, das die gesamte sog. baltische Kreidetafel in eine große Reihe von schmalen Horsten und Einsenkungsgebieten teilt und verursacht, daß hier und dort noch namentlich auf den Horsten Glieder der Tertiärformation (Oligozän und Miozän) erhalten geblieben sind. Dieser Schollenzerklüftung des Untergrundes des nördlichen Ostpreußen verdanken die Vorkommen der dem Unteroligozän angehörenden Bernsteinformation des Samlandes ihre Erhaltung und ihre den Abbau des Bernsteins ermöglichende Höhenlage. Der Umstand, daß Glieder der Tertiärformation von dieser Schollenzerklüftung mit ergriffen sind, beweist deutlich, daß diese tektonischen Ereignisse nachcretazäisch sind und entweder am Ende der Miozänzeit oder in der Pliozänzeit erfolgt sind. Daß dieses Untergrundbild bereits vor den Eiszeiten vorhanden war, beweist nichts deutlicher als der Umstand der fortwährend stark wechselnden Mächtigkeit des Diluviums auf kurze Strecken. Die Grundmoräne hat sich in die tiefen Senten des vordiluvial gestörten Untergrundes hineingeschoben und weist hier einen abweichenden Aufbau gegenüber den gleichen Ablagerungen auf den Horsten auf (besonders hinsichtlich der Kies- und Sandhorizonte). Daß die Horste als solche bereits dem heranrückenden Inlandeis entgegenstanden, also bereits vorhanden waren, zeigt das massenhafte Vorkommen von großen losgerissenen Schollen und Teilen dieser Horste, die von dem heranrückenden Inlandeis von den Horsten abgeschoben, weitergeführt und schließlich in die Grundmoräne eingebettet wurden. Als Beispiel mag die 4 km lange, 1—2 km breite und 15—20 m starke Riesenscholle von unteroligozäner Bernsteinformation und Kreide dienen, die im Jahre 1910 vom Ref. bei Steinitten im Samlande nachgewiesen

wurde (vgl. Jahrbuch der Kgl. Geolog. Landesanstalt in Berlin für 1911, S. 344—352). Die tektonischen Störungen im Untergrund des Samlandes wie überhaupt des gesamten nördlichen Ostpreußen sind demnach nicht jugendlich, nacheiszeitlich oder eiszeitlich, sondern sicher spätertertiären Alters.

Was ferner die jungen Niveauveränderungen im Gebiete des Ostseebeckens betrifft (S. 13—14), so hat gerade neuerdings (1907—1914) die eingehende Durchforschung der Kurischen Nehrung seitens des Ref. die Annahme solcher Niveauschwankungen in junger Zeit vollkommen widerlegt. Die Verhältnisse der skandinavischen Halbinsel können nicht ohne weiteres auf norddeutsche Küstengebiete übertragen werden. Die Geschichte der Kurischen Nehrung zeigt deutlich, daß diese Küstenbildung im Laufe vieler Jahrtausende unter vollkommen demselben Ostseespiegel, der heute noch vorhanden ist, entstanden ist (vgl. Erläuterungen der Kurischen Nehrung 1918).

Sehr richtig stellt der Verfasser gegenüber älteren irrigen Anschauungen dar, daß der Baltische Landrücken (S. 16—17) seine auffallende Rolle keineswegs dem Vorhandensein eines älteren, voreiszeitlichen Gebirgsfernes verdankt. Er weist vielmehr mit Recht darauf hin, daß gerade im Gebiete des Baltischen Landrückens die größten Mächtigkeiten des Diluviums beobachtet worden sind (200—300 m), was gerade in neuerer Zeit durch die Häufung der Tiefbohrungen dauernd neue Bestätigung findet. Die angezogene Bemerkung Tornquists, daß der Baltische Höhenrücken umgekehrt genau über der zwischen einigen Sodeln des Untergrundes befindlichen Senke desselben aufgebaut ist, daß also das Diluvium die Höhenlage des Untergrundes genau verkehrt wiedergibt, ist nur eine geistreiche Verallgemeinerung von wenigen Beobachtungen, die durchaus nicht allen Tatsachen entspricht, vielmehr auf den viel verwickelteren Verhältnissen des Untergrundes beruht und erst durch die oben erläuterte neue Erkenntnis der Schollenzerflüstung im nördlichen Ostpreußen erklärt wird, die Tornquist 1910 noch nicht erkannt hatte.

Von großer Bedeutung in geographischer Hinsicht ist die Trennung, die der Verfasser (S. 16) in der Fortsetzung des Baltischen Landrückens eintreten läßt. Gewiß ist es auffällig, daß der Baltische Landrücken zunächst in zusammenhängendem Bogen von Mecklenburg nach Pommern und weiter durch Westpreußen bis zum Turmberg bei Danzig dahinzieht, während der preußische Landrücken in Masuren scheinbar eine parallele Bildung darstellt, jedenfalls nicht als unmittelbare Fortsetzung des westlichen Flügels anzusehen ist. Viel Nutzen würde der Verfasser bei dieser Darstellung gehabt haben, wenn er die später (1914) erschienene Arbeit des Referenten über das Masurische Interstadial (Jahrbuch der Geolog. Landesanst. 1914) hätte benutzen können. Diese Arbeit führt an der Hand der wichtigen Entdeckung des Masurischen Interstadials mitten hinein in alle die Probleme, die mit der Bildung des Baltischen (Preußischen) Landrückens in Masuren und mit der Entstehung der Seen in seinem Bereiche in Zusammenhang stehen. Im Gegensatz zu

anderen Forschern, die in dem Baltischen Moränenzug eine Rückzugstaffel des letzten Inlandeises sehen (S. 18 unten), hat der Referent in der Abhandlung über das masurische Interstadial exakt nachgewiesen, daß gerade der preußische Landrücken in Masuren die südliche Randlinie des letzten großen Vorstoßes des Inlandeises in diese Gegenden war. Damit erklärt sich ohne weiteres die besonders große Anhäufung von diluvialen Ablagerungen in dieser Randzone; alle die zahlreichen Schwierigkeiten, die der Verfasser mit vorzüglichem geographisch-geologischen Verständnis aus den bisherigen Theorien herausfühlt, lösen sich ohne weiteres in einer dem Verfasser annehmbaren einfachen Form.

Man versteht nun vollständig, warum gerade dieser gewaltige Moränenzug des Baltischen Landrückens die Endmoränenerscheinungen mit ihren ausgedehnten Blockpadungen, Kiesrücken und flachgewölbten Sandtuppeln in so einzig schöner Weise erhalten zeigt, warum man gerade hier das Seephänomen in allen Stufen der Abschmelzperiode des Eises bis zur Jetztzeit genau verfolgen kann, warum gerade hier so gewaltige flach nach Süden abdachende Sanderflächen meilenweit den Südbhang des Baltischen Landrückens in gleicher Ausbildung begleiten und im Norden des Landrückens die kuppige Grundmoränenlandschaft so modellgleich erhalten geblieben ist.

Ebenso wie der Preußische Landrücken in Masuren die Endmoräne des letzten großen Vorstoßes des Inlandeises am Ende der Eiszeiten darstellt, ist zweifellos der medlenburgisch-pommerisch-westpreußische Landrücken mit denselben orographischen Endmoränenerscheinungen, mit den gleichen Seebildungen, der jugendfrischen kuppigen Grundmoränenlandschaft längs des Nordabhanges und der ausgeprägten breiten, dachförmig abfallenden Sanderlandschaft im Süden des Höhenrückens das Ergebnis eines letzten großen Vorstoßes des Inlandeises am Schluß der Eiszeit kurz vor der endgültigen Abschmelzperiode. Die nördlicher liegenden kleinen Rückzugstaffeln haben niemals die Bedeutung wie diese gewaltige Randlinie des letzten Vorstoßes.

Die auf S. 18 unten bis S. 19 besonders betonte westpreußische Lücke an der Weichsel zwischen dem medlenburgisch-pommerischen Landrücken und dem preußischen Landrücken wird erst in naher Zukunft geklärt werden, wenn die oben erwähnte geologische Übersichtskarte von Ostpreußen erscheint und die wichtigen neuen Diluvialforschungen in Nordpolen den geographischen Vergleich mit den entsprechenden Urstromtalzügen in den angrenzenden deutschen Landen südlich des pommerisch-medlenburgischen Höhenzuges gestatten. Möglicherweise wird dann das Ganze lediglich als der Weichselbogen einer einzigen Hauptendmoräne oder eines einzigen Landrückens sich erweisen, dessen Erstreckung noch unendlich weit nach Rußland erstreckt und in gleicher Ausbildung wie in Masuren z. B. auch vor Dünaburg und am Dryswjatjy-See vom Referenten beobachtet wurde.

Wenn der Verfasser (S. 28 oben) bemerkt, daß beim preußischen Landrücken „nur soviel heute mit Sicherheit zu sagen ist, daß eine Gliederung des Landrückens in Zonen, wie sie auf dem Pommerischen Landrücken sich so einfach ergibt, nicht möglich ist“, so ist dies ein Irrtum, wie sich aus den obigen Darstellungen und der Arbeit über das masurische Interstadial ohne weiteres ergibt. Die in Vorbereitung begriffene geologische Übersichtskarte von Ostpreußen wird die Verbreitung der einzelnen Zonen beim Preußischen Landrücken ebenso zeigen wie die geologische Übersichtskarte Pommerns diejenige des Pommerischen Landrückens. Der Verfasser findet dagegen zweifellos Entschuldigung, da tatsächlich auf diesen Umstand bisher von geologischer Seite nirgends hingewiesen ist (erst 1914 vom Referenten und 1915 in Heß v. Wichdorffs „Masuren, Land und Leute“). Das gleiche gilt von der Bemerkung des Verfassers (S. 28), daß beim preußischen Landrücken „ein einheitlicher Endmoränenzug ebensowenig nachgewiesen werden kann wie — wenigstens auf deutschem Boden — eine zusammenhängende Zone der Sander“. Die Einschränkung des Verfassers besteht zu Recht, aber andererseits haben die neuen Untersuchungen des Referenten im nördlichen Polen die weite Verbreitung des Sanders und der angrenzenden Urstromtäler ergeben. Gerade die neueren Forschungsergebnisse in Nordpolen werden das geologische Bild des norddeutschen Flachlandes in wichtigen Punkten ergänzen und die Zusammenhänge klarer hervortreten lassen.

Auf S. 30 wirft der Verfasser die Frage auf „Wie wird man dem Memeler Höhenzuge gerecht“ und entscheidet sich S. 31 zur Auffassung als Endmoränenzug, als welcher er auch auf der morphologischen Übersichtskarte dargestellt wird. Referent hat den gesamten Memeler Höhenzug 1912—1914 in seiner ganzen Ausdehnung kartiert und als einen einfachen Grundmoränenrücken erkannt, der lediglich aus Geschiebemergel besteht. Die Diluvialinsel von Rossitten auf der Kurischen Nehrung mit ihrem fruchtbaren Lehmboden ist seine unmittelbare ehemalige Fortsetzung, die durch den ehemaligen Einbruch der Ostsee in das Gebiet des heutigen Kurischen Haffes von ihrer Wurzel abgeschnitten wurde. Den Memeler Höhenzug kann man unmöglich als Endmoräne auffassen.

Dagegen ist der Nachweis eines Endmoränenbogens bei Ragnit an der Memel durchaus richtig, nur hat Tornquist den weiteren Verlauf nach Norden entlang der bisherigen deutsch-russischen Grenze bis nach Dawillen nordöstlich Memel nicht erkannt, da sein Verlauf vielfach auf russischem Gebiete liegt. Sander und kleine Staubecken scheinen diese noch nicht im einzelnen untersuchte nördlichste Endmoräne Deutschlands auf ihrem Laufe zu begleiten.

Wenn der Verfasser S. (45) gegenüber anderen Forschern darauf hinweist, daß „jungsteinzeitliche Reste stets auf oder in den Dünen, niemals unter ihnen liegen“, so kann Referent dem aus eigener vielfältiger Anschauung nur durchaus beipflichten. Das gilt besonders von der Kurischen Nehrung,

wo die jungsteinzeitlichen Funde sämtlich auf der Oberfläche des alten Waldbodens der alten Parabeldünen liegen, die später durch die Wanderdünen verschüttet sind. Den alten Parabeldünen der Kurischen Nehrung ist aber auch aus geologischen Berechnungen heraus ein mehrtausendjähriges Alter zuzugestehen, das vollkommen mit der Zeitbestimmung der jungneolithischen Funde auf ihrer Oberfläche zusammenfällt (vgl. Erläuterungen der Kurischen Nehrung und Heß v. Wichdorff, Geologie der Kurischen Nehrung 1919). Auch hinsichtlich der vom Verfasser angenommenen gelegentlichen jugendlichen Umlagerungen in Dünengebieten stimmt Referent vollkommen mit dem Verfasser überein. Eine 1902 vom Referenten im Dünengebiet von Priemhausen in Pommern aufgefundene wendische Siedelung mit Hausgefäßen, Holzbohlen und Handmühlen in 1 m Tiefe unter kleinen Sanddünen lag lediglich in einem jugendlichen Umlagerungsgebiet, während die größeren Parabeldünen des Gebietes als älteste Bildungen unverändert in weiterer Umgebung erhalten waren.

Es ist dem Verfasser ferner durchaus beizupflichten, wenn er (S. 64) auf die Wichtigkeit der in großer Fülle auf der Kurischen Nehrung zutage getretenen jungneolithischen Kulturreste hinweist mit dem Bemerkten, daß diese Funde beweisen, daß die Kurische Nehrung zu jener Zeit bereits ganz entwickelt war, und zwar in heutiger Gestalt. Freilich muß der Verfasser infolge der älteren vorhandenen Literatur, die nicht nur in diesem Punkte grobe Irrtümer aufweist, die Einschränkung machen: „wenn man absieht von dem jüngeren nördlichsten Ende“. Referent hat in den Erläuterungen zur Kurischen Nehrung dagegen nachgewiesen, daß diese nördlichste Spitze nicht jünger ist und daß die Kurische Nehrung bis zur Zeit der Entstehung des Memeler Tiefs sogar noch weiter nördlich bis zur sog. „Holländischen Mütze“ gereicht hat, in dieser Erstreckung allerdings an das alte Ostseeteilufer angelehnt. Übrigens befand sich vor der Entstehung des Memeler Tiefs am Nordende der Nehrung in früheren, geologisch und zahlenmäßig nicht zu ermittelnden Zeiten am entgegengesetzten südlichsten Ende der Nehrung östlich von Kranz ein älteres Tief, das „Kranzer Tief“, das nach dem Durchbruch des Memeler Tiefs verlandete. Das Memeler Tief bestand schon im Jahre 1252 bei der Gründung der Ordensburg Memel, so daß das Kranzer Tief weit in vorgeschichtliche Zeiten zurückgreift oder gar noch älter als das Auftreten des Menschen in diesen Gegenden ist. Die vom Referenten herrührenden Erläuterungen zur Kurischen Nehrung enthalten (S. 76) folgende Bemerkung, die die Beachtung der Vorgeschichtsforscher verdient: „Ob zur Zeit der Steinzeitbewohner das Kranzer Tief noch bestand oder schon das Memeler Tief vorhanden war, ist noch unentschieden. Vielleicht läßt sich diese Frage später einmal durch das Studium der Zugehörigkeit der Nehrungs-Steinzeitkultur zum baltischen Kulturkreise oder zu westlicherer Kultur feststellen. Damit würde sich ergeben, ob die Nehrungssteinzeitbewohner von Norden oder Süden eingewandert sind, woraus man

auf die damalige Lage des Tiefs, das zweifellos ein starkes Hindernis bot, schließen könnte“.

Was die Litorina-Senkung anbetrifft, die der Verfasser im Einklang mit dem Referenten in die Zeit vor dem Auftreten des jungneolithischen Menschen setzt (S. 65), so muß betont werden, daß an der ostpreußischen Küste ihr Nachweis bisher nirgends gelungen ist. Die auf derselben Seite (S. 65) vorhandene Anmerkung (3) zeigt den Verfasser als vorzüglichen Kritiker ganz im Sinne der modernen Küstengeologie.

Auf S. 66 wird richtig darauf hingewiesen gegenüber G. Berendt, daß Kohlenstellen in Mooren ohne gleichzeitige Kulturrelikte nicht unbedingt Zeugen menschlicher Tätigkeit darstellen, sondern auch auf anderem Wege entstanden sein können, wie sie auch in anderen Torfmooren beobachtet werden. Hierzu mag als Bestätigung ein sorgfältig vom Referenten selbst untersuchtes Beispiel erwähnt werden. Im Jahre 1908 wurde beim Bahnbau Kruglanten-Marggrabowa in Masuren ein typisches Flachmoor durchschnitten, welches unter $\frac{1}{2}$ bis 1 m normalem schwarzen wasserreichen Flachmoortorf eine hellgelbe Torf-Aschenbrandschicht mit zahlreichen angekohlten und verbrannten Baumstämmen und Stüben zeigte, unter der dann eine 2 m starke gallertartige Teichschlammsschicht (Sapropelit) mit zahlreichen Fischschuppen folgte. Den tieferen Untergrund des Moores bildete derselbe Geschiebemergel, der die Berggruppen in der Umgebung des Moores zusammensetzte. Die Brandschicht verdankte augenscheinlich nur einem Blitzschlag in das früher bewaldete Torfmoor seine Entstehung; später hat sich dann über der Brandschicht ohne menschliches Zutun wieder genau ein solches wasserreiches Sumpfmoor gebildet wie früher, das nun bereits $\frac{1}{2}$ —1 m neuen Torf auf der alten Brandschicht abgelagert hat. Im vorliegenden Falle ist jedes menschliche Zutun ausgeschlossen.

Von besonderer Bedeutung sind die vom Verfasser mitgeteilten Feststellungen über die jungneolithischen Besiedelungsverhältnisse in Ostdeutschland (S. 149—159). In Zukunft wird bei Sunden und Grabungen auf die Bodenverhältnisse noch mehr zu achten sein, um nach Art des Verfassers daraus Schlüsse über damalige Bewaldung, Felder und Lichtungen zu ziehen. Auf S. 67 und 74 beschäftigt sich der Verfasser, ebenso wie so viele andere ernste Forscher vor ihm, mit dem sog. „Krantas“, jener niedrigen, höchstens 3 m hohen Scharfante im Kurischen Haff, die G. Berendt im Jahre 1869 heranzog, um seine Theorie der durch zahlreiche Senkungen und Hebungen entstanden sein sollenden Kurischen Nehrung zu stützen. Wie oben bereits gezeigt wurde, hat tatsächlich keinerlei Hebung oder Senkung bei der Entstehung der Kurischen Nehrung mitgewirkt, sie hat unter den noch heute vorhandenen Niveaubedingungen sich gebildet. Der viel besprochene Krantas stellt aber weiter nichts dar als den in jedem geschlossenen Wasserbecken durch die Wellenbewegung und den randlichen Auswurf des aufgewühlten Bodensandes

sich bildenden Uferstrand oder die „Schar“, die mit einem Steilabsturz („Scharfante“) plötzlich nach den tieferen Teilen des Wasserbeckens abstürzt, eine Erscheinung, die jeder einzelne Binnensee aufweist. Da zu Berendts Zeiten die „Seenforschung“ überhaupt noch nicht bekannt war, ist ihm die falsche Deutung der Scharfante des Haffes als versunkene Kliffküste nicht besonders zur Last zu legen. Wohl aber hat er durch die Wahl des auffälligen litauischen Namens „Krantas“ für eine so alltägliche geologische Erscheinung ein halbes Jahrhundert lang die Gelehrten mehrerer Wissenschaften über die Bedeutungslosigkeit der Sache hinweggetäuscht. Es ist zu wünschen, daß dieser zu Mißdeutungen Anlaß gebende Ausdruck aus der deutschen Wissenschaft verschwindet.

Im Sundatatalog, der eine ausgezeichnete Übersicht über die einschlägigen Funde bringt, wird u. a. (S. 168—172) die Kurische Nehrung eingehend behandelt. Hierzu noch einige einschlägige Bemerkungen. S. 169 wird von einem Berg bei Pillkopen das Vorkommen mehrerer Waldbodenschichten übereinander auf Grund früherer geologischer Darstellungen angenommen und angegeben, daß der unterste Waldboden derjenige der spätneolithischen Zeit mit den steinzeitlichen Funden ist. Die neueren geologischen Untersuchungen auf der Kurischen Nehrung haben nun ergeben, daß die häufig zu beobachtende Erscheinung mehrerer Waldböden übereinander nur scheinbar ist, daß es sich vielmehr um verschiedene Auswehungsanschnitte ein und desselben alten Waldbodens, der eben der neolithischen Zeit angehört, handelt (vgl. Erläuterungen zur Kurischen Nehrung und Heß von Wichdorff, Geologie der Kurischen Nehrung 1919). Mit dem Vorhandensein eines einzigen alten Waldbodens auf der Nehrung vereinfacht sich die ganze jungneolithische Besiedelung der Kurischen Nehrung zu einer klaren Anschaulichkeit. Die Angabe, daß der Sundreichtum auch in den nichtfestgelegten Wanderdünen jetzt stark abnehme und die Grenzlinie der Ansiedlungen nach Osten also schon überschritten sei, dürfte nicht ganz zutreffen, denn es fänden sich dauernd noch ziemlich reiche Funde, die wohl hauptsächlich durch Fremdenverkehr oft in unberufene Hände gelangen.

S. 170 wird irrtümlich angegeben, daß im alten Waldboden der Nehrung Baumreste nicht beobachtet worden sind. Dagegen zeigt jede Begehung auf weiten Strecken zahlreiche noch stehende Baumstubben und die bekannten kreisrunden Querschnitte sog. „hohler Bäume“ im Sande, deren schwarze Rinde noch erhalten ist, während das Innere vollkommen zu Mulm zerfallen ist, so daß der Fuß des Nehrungswanderers nicht selten in ihnen einbricht. Aber auch hohe Baumstämme sind dort, wo noch stärkere Wanderdünen sandbedeckung den Waldboden verhüllt, vielfach vorhanden. Sie werden wegen ihres starken Harzgehaltes „(Kienbäume“) alljährlich z. B. von den Bewohnern von Perwell in der Wanderdüne ausgegraben. Auf dem alten Waldboden finden sich nicht selten Kiefernzapfen in größerer Menge, vereinzelt auch Sichtenzapfen.

S. 171 stößt der Verfasser sich an den Angaben über das Vorkommen von altem Waldboden mit jungneolithischen Resten auch im Bereiche der alten Nehrungsplatte. In den Erläuterungen zur Kurischen Nehrung ist der Umstand eingehend erläutert, daß zur neolithischen Zeit und noch bis zum Ende des Mittelalters die ganze Nehrung, sowohl die Nehrungspalwe wie die alten Parabeldünen vollkommen bewaldet und mit einem starken alten Waldboden bedeckt waren. Die Angaben der benutzten Fundberichte beruhen also auf Tatsachen.

Der alte Waldboden ist übrigens ein torfartiger Rohhumus oder Trocken-
torf, wie er sich häufig bei Nadelshutt und Heidetrautbeständen in Wäldern bildet. Schlüsse aus dem Vorkommen von Grundwasser zu machen, liefert auf der Nehrung starke Fehlerquellen, da der Grundwasserspiegel der Nehrung uhrglasähnlich aufgewölbt ist und in der Mitte der Nehrung sich etwa 4—5 m, an einigen Stellen noch höher, über den Ostsee- und Haff-Wasserspiegel erhebt.

Die vorstehenden Bemerkungen können dem ausgezeichneten Werke keinen Abbruch tun. Sie sollen nur dazu dienen, ergänzend den neuesten Stand der Hilfswissenschaften darzutun und zu beweisen, daß es dem Verfasser gelungen ist, trotz der ihm zugänglichen unvollständigen Grundlagen ein in jeder Weise in seinen Schlüssen richtiges und wertvolles Werk zu schaffen, das zweifellos auch den in Betracht kommenden anderen Wissenschaften manchen wertvollen Wink und manche Anregung bringen wird. Alles in allem eine vortreffliche Gabe!

Erläuterungen zur Karte der Funde gebänderter Feuersteingeräte (Taf. IV).

Don Gustaf Kossinna.

Ich beabsichtigte, meiner ausführlichen Behandlung der gebänderten Feuersteinbeile (Mannus IX, S. 143 ff.) sogleich eine Karte beizugeben, die das dort mitgeteilte Fundverzeichnis darstellen sollte. Leider wurde diese Karte nicht mehr rechtzeitig fertig, so daß ich sie jetzt gesondert herausgeben muß. Sie ist von Herrn stud. geol. Arthur Ebert gezeichnet worden.

Ich gebe im folgenden ein die Zahlen der Karte erklärendes, ganz kurz gehaltenes Verzeichnis für die Orte der Lagerung gebänderten Feuersteins und der Funde von Geräten aus gebändertem Feuerstein, beides im Anschluß an meine Ausführungen a. a. O. S. 144 und 145 ff.

I. Orte der Lagerung gebänderten Feuersteins.

Ostgalizien.

1. Wiszenka Kr. Grodef.
2. Sprynia Kr. Sambor.
3. Przewodok oder Przewodow Kr. Sofal.
4. Wierzbowiec Kr. Trembowla.
5. Graniczestie Kr. Sereth.
6. Horodnica Kr. Horodenska.
8. Nizniow Kr. Tlumacz (vgl. Mannus I, S. 288).

Polen.

- 8a. Umgegend von Lublin.

II. Fundorte gebänderter Feuersteingeräte.

Ostgalizien.

- 1—6 siehe oben unter I.

Westgalizien.

7. Slotowa Kr. Pilzno.

Polen.

9. Nałenczow Kr. Pulawy.
 10. Chodel Kr. Lublin.
 11. Ciemno Kr. Lublin.
 12. Dieślawice Kr. Stopnica.
 13. Beszowa Kr. Stopnica.
 14. Grabowa Kr. Stopnica.
 15. Borzymow Kr. Stopnica.
 16. Diczow Kr. Olkusz.
 17. Olkusz Kr. Olkusz.
 18. Grzegorzewice Kr. Opatow.
 19. Blendow Kr. Grojec.
 20. Mazewo Kr. Pultusk.
 21. Szeromin Kr. Plońsk.
 22. Osiecz Kr. Wloclawek.
 23. Wloclawek Kr. Wloclawek.
 24. Brzezno Kr. Niezawa.
 25. Kujawien.
 26. Tymin Kr. Izbica.
 27. Chotel Kr. Izbica.

Litauen.

29. Dziewiantkowice Kr. Slonim.

Nordposen.

30. Rzeszynie oder Rzeszyn Kr. Strelno.
 31. Piaski Kr. Strelno.
 32. Tarnowek Kr. Strelno.
 33. Standau (früher Stanomin) Kr. Hohensalza.
 34. Szadlowice Kr. Hohensalza.
 35. Zelechlin Kr. Hohensalza.
 36. Szymborze Kr. Hohensalza.
 A. Neulinden (früher Kaczowo-Neudorf) Kr. Hohensalza: 1 Beil. —
 Städt. Mus. Thon II D 276, 6.
 37. Janowo Kr. Mogilno.
 38. Bisupin Kr. Znin.
 39. Kl. Drensen Kr. Silehne.
 40. Gr. Bartelsen Ldtr. Bromberg.
 41. Berdychowo Kr. Obornik.
 42. Johannismühl Kr. Posen-Ost.

Westpreußen.

43. Adlig Papau Kr. Thorn.

44. Czernewitz Kr. Thorn.

B. Abbau Rentschtau Kr. Thorn: 6 Geräte aus gebändertem Feuerstein. — Städt. Mus. Thorn III A 4,2 Beil; III A 4, 10.11 Bruchstücke von 2 Beilen; III A 9,14 großer Kernstein, etwa drei Pfund schwer; noch uneingetragen 2 Bruchstücke.

C. Sandige Höhen, nördlich bei Thorn: 1 Splitter — Städt. Mus. Thorn II B 110.

D. Gramtschen Kr. Thorn: 2 Splitter — Städt. Mus. Thorn.

45. Baiersee Kr. Kulm.

46. Golotty Kr. Kulm.

47. Wabcz Kr. Kulm.

48. Selens Kr. Kulm.

49. Josephsdorf Kr. Kulm.

50. Mygowo Kr. Kulm.

51. Schöngrund=Mzanno Kr. Strasburg.

52. Gatsch Kr. Graudenz.

53. Gr. Leistenau Kr. Graudenz.

54. Kittnau Kr. Graudenz.

55. Lipowitz Kr. Graudenz.

56. Rondsien Kr. Graudenz.

56a. Marienburg.

57. Buschin Kr. Schweß.

58. Kl. Czappeln Kr. Schweß.

59. Jawadda Kr. Schlochau.

60. Ossoweg Kr. Pr. Stargard.

61. Babenthal Kr. Karthaus.

62. Gowidlino Kr. Karthaus.

63. Kossi Kr. Karthaus.

64. Pelonken Kr. Danziger Höhe.

Ostpreußen.

65. Bartoschen Kr. Neidenburg.

66. Gr. Schläffen, Kr. Neidenburg.

67. Mörken Kr. Osterode.

68. Bergling Kr. Osterode.

69. Wawrochen Kr. Ortelsburg.

70. Wilhelmsthal Kr. Ortelsburg.

71. Gr. Borken Kr. Ortelsburg.

72. Pogobien Kr. Johannisburg.

73. Raftenburg Kr. Raftenburg.
74. Altrosenthal Kr. Raftenburg.
75. Kremitten Kr. Raftenburg.
76. Kruglanken Kr. Angerburg.
77. Soßolten Kr. Marggrabowa.
78. Näglad Kr. Mohrungen.
79. Pfeilings Kr. Mohrungen.
80. Nasseden Kr. Heiligenbeil.
81. „Natangen“.
82. „Samland“.
83. Corjeiten Kr. Sischhausen.
84. Naußwinkel Kr. Sischhausen.
85. Rossitten Kr. Sischhausen.
86. Wehlau Kr. Wehlau.
87. Insterburg Kr. Insterburg.

Hinterpommern.

88. Gnewinte Kr. Lauenburg.
89. Silligsdorf Kr. Regenwalde.

Schlesien.

90. Olßchino Kr. Lubliniß.
91. Amalienthal Kr. Gr. Wartenberg.
92. Bischwitz Kr. Ols.
93. Mersine Kr. Wohlau.
94. Buchwald Kr. Lüben.
95. Kreidelwiß Kr. Glogau.

Südposen und benachbartes Polen.

96. Raszów Kr. Adelnau.
97. Borowó Kr. Kosten.
98. Mieczownica Kr. Slupzy.
99. Niedzielsko Kr. Wielun.
100. Cieszcencin Kr. Wielun.
101. Otałew Kr. Wielun.
102. Strzegocin Kr. Lentßchiza.

Brandenburg.

103. Sorau Kr. Sorau.
104. Kl. Kreuz Kr. Westhavelland.

Vorpommern.

- 105. Wolgast Kr. Wolgast.
- 106. Hinrichshagen Kr. Greifswald.

Anhalt.

- 107. Coswig a. d. Elbe.

Provinz Sachsen.

- 108. Bretsch Kr. Osterburg.
- 109. Schkopau Kr. Merseburg.
- 113. Thierbach Kr. Weissenfels.

Königreich Sachsen.

- 111. Loßwitz bei Dresden.
- 112. Börtewitz bei Mügeln.
- 110. Elster=Luppe=Aue.

Mähren.

- 114. Businow oder Businovice bei Hohenstadt.
- 115. Gr. Raßlawitz bei Prerau.

Nachtrag: 75a. Rössel in Ostpreußen: 1870 in einem 18 Fuß tiefen Torfmoor gefunden, im Juli 1919 vom Prussia-Museum zu Königsberg angekauft (Inv. Pr. VII 9226), nach gef. Mitteilung von Professor Peifer.

Die Bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz.

Noch ein Hinweis.

Von Michael Martin Lienau, Frankfurt a. O.

In der *Kossmia*-Festschrift Band X, Heft 1/2 (S. 25—30) des „Mannus“ habe ich zum St. Moritzer Quellfund einen „Nachtrag“ geliefert. Dem möchte ich noch einen kurzen „Hinweis“ hiermit anfügen. Die Anregung dazu verdanke ich Herrn Geh. Rat Professor v. Duhn, Heidelberg, der mich aufmerksam machte auf eine Abhandlung Pigorini's: „Usò delle acque salutari nell' età del bronzo“ im „Bullettino di Paleontologia Italiana Serie IV. Tomo IV. Anno XXXIV (1908), s. 169—191“. Es handelt sich um eine — der St. Moritzer ähnliche — Quellfassung der chloridhaltigen Quelle von Panighina, 2 km von Bertinoro in der Provinz Forlì an der Ostküste Oberitaliens. Auch hier hatte man die Quelle durch einen ausgehöhlten Baumstamm (von etwa 40 cm Durchmesser und etwa 10 cm Wandstärke) gefaßt und diese Holzröhre war mit einem Pfahlwerk (palafitta) zu ihrem Schutze umgeben, welches gleichfalls große Ähnlichkeit mit der St. Moritzer Holz-Umwehrung der Röhren A und B hat, wie auch mit den Holzbauten (gabbioni), welche die Terramaren des Po-Tales mauerartig umschlossen (dazu bei Pigorini die Textfig. E¹ bis J).

Gefunden wurden in oder bei der Holzröhre ausschließlich Tongefäße und Scherben von solchen, abgesehen von wenigen anderen unbedeutenden Dingen: als Tierknochen und einem Nucleus. Dierzehn ganze oder fast ganz erhaltene Tongefäße wurden geborgen. Sowohl der Archäologe Santarelli, der den Quellfund von Panighina im Jahre 1902 zuerst veröffentlichte, wie auch Pigorini nehmen an, daß die Mehrzahl der Gefäße, wovon einige auch durch Zufall beim Schöpfen in die Röhre oder daneben gefallen sein könnten, Weihgaben (donari) darstellen von Brunnenkurgästen, die aus Dankbarkeit für ihre Genesung ihr Trinkgeschirr der Quelle (dem Quellgott) darbrachten. Und diese Annahme wird dadurch bekräftigt, daß die mehr

oder weniger gut erhaltenen Tongefäße zur Gattung der Becher oder Schöpfgefäße gehören.

Acht von den Gefäßen bringt Pigorini auf seiner Tafel V.

Die Quellfassung von Panighina ist nach Pigorini (in Übereinstimmung mit Santarelli) einer Pfahlbauten=Bevölkerung (palafitticoli) zuzuschreiben.

Während Santarelli aber die Gefäßfunde und somit auch die Quellfassung der Kupferzeit¹⁾ zuteilt und auf eine Pfahlbaubevölkerung zurückführt, die abstammt von den italienischen Neolithikern, deren Kulturreste wir aus Hütten oder Höhlen kennen (famiglie dei fondi di capanne e delle caverne), stellt Pigorini in überzeugender Beweisführung Quellfassung und Funde in die Bronzezeit unter Zuweisung an eine Pfahlbaubevölkerung, die völkisch zu trennen ist von den neolithischen und aeneolithischen „famiglie dei fondi di capanne e delle caverne“ — dies ist nach Pigorini das Pfahlbauvolk, das während der Bronzezeit Italien zu einer höheren Zivilisation führte und dessen in sich gut abgeschlossenen Kulturkreis²⁾ man von der Schweiz über Ober-Italien bis Bosnien verfolgen kann (dazu bei Pigorini Textfig. E¹ bis J).

Chronologisch bestimmt also Pigorini die Funde von Panighina als bronzezeitliche, und zwar stellt er sie in den Rahmen des reinen und ursprünglichen Bronzealters (pura e primitiva età del bronzo) im Gegensatz zu dem, seiner Meinung nach, jüngeren St. Moritzer Quellfund, nämlich diesen in eine „periodo che oltre le Alpi fu detto il secondo della età del bronzo, e che in Italia si è convenuto di considerare come l'inizio della prima età del ferro“.

Durch meine chronologischen Feststellungen im Band X, Heft 1/2 des „Mannus“ hoffe ich den sicheren Beweis erbracht zu haben, daß auch der St. Moritzer Quellfund dem „Reinen Bronzealter“ angehört, also älter ist, als Pigorini auf Grund der Ausführungen Heierli's annahm.

Zur Textabbildung 1. Mannus X 1/2 (Sestschrift) S. 26. — Holzleiter und 2 Holzhaßen aus der St. Moritzer bronzezeitlichen Quellfassung -- bemerke ich noch folgendes:

Im I. Jahr=Ber. der Schweiz. Gesellsch. f. Urgeschichte, S. 38 sagt Heierli: „Auf der Leiter mögen Badende in die Quelle hinunter und herauf gestiegen sein“ (vgl. Mannus a. a. O. Textabb. 2) und zu den Holzhaßen

¹⁾ „Che la gente venuta ad abirtala (Panighina) derivasse da quella dei fondi di capanne neolitiche e precorresse l'età del bronzo (demnach also in der Kupferzeit [periodo eneolitico] stand), serbando in parte la propria fisionomia industriale.“

²⁾ „Campo archeologico ben determinato, quale è quello delle stazioni con palafitte esteso dalla Svizzera all' Italia superiore ed alla Bosnia.“

macht mir Professor Almgren, Upsala, auf Postkarte freundlichst folgende Mitteilung: „Holzhaden wie die Ihrigen werden bei uns auf dem Lande noch beim Wasserschöpfen verwendet“. Zu diesem Zwecke werden wahrscheinlich auch die St. Moritzer (4) Holzhaden gedient haben — also als Schöpfhandhaben zur Arm-Verlängerung, da sie als „Had-Geräte“ in dem steinigem Felsboden faum dienen konnten.

Daß unsere Holzgeräte tatsächlich Schöpf-Handhaben gewesen sind, geht auch daraus hervor, daß sie beim Austräumen der (ältesten) Einzelröhre, — also nicht wild innerhalb der 4 Holzwände der Quellfassung —, gefunden wurden, in welche sie wahrscheinlich dadurch gelangten, daß sie dem Schöpfenden aus der Hand glitten. Die Gleichstellung in bezug auf Zweck und Gebrauch mit den noch heut, nach Almgren, in Nordschweden benutzten, wo sich auf dem Lande sehr alte Gewohnheiten und Geräte erhalten haben, ist demnach voll berechtigt und unser Fall liefert einen neuen Beweis, „wie wertvoll (nach Sophus Müller) zur Aufklärung der unbefannten fernen Zeiten ein Vergleich mit den historischen und mit den exotischen Völkern sein kann“.

Schließlich möchte ich noch hinweisen auf: „Déchelette, Manuel d'Archéologie II, Première Partie: Age du Bronze, S. 444—453, § V: Les chars processionnels à situle et le culte des eaux thermales“.

Zwei Bronzeschwert-Funde aus Wensickendorf Kr. Niederbarnim, Prov. Brandenburg.

Don Franz Langer, Weidmannslust bei Berlin.

Mit Tafel V.

Der Lehngutsbesitzer Karl Rathenow in Lübars Kr. Niederbarnim ließ im Jahre 1908 auf seiner zweiten Besingung in Wensickendorf am Rahmersee 1 m tief rigolen; hierbei wurden eine Anzahl Urnen gefunden. Nach einer Beschreibung der ihm inzwischen abhandengekommenen Fundstücke — größtenteils Beigaben der Urnen —, sowie der mir zu Gesicht gekommenen Reste, Urnen usw., handelt es sich zweifellos um Bestattungen aus der Bronzezeit. Da zu erwarten steht, daß gelegentlich beim Rigolen der anderen Hälfte des Gartens, das bald nach dem Kriege erfolgen soll, weitere Funde gemacht werden, so werde ich hierüber später berichten.

Herr Rathenow hatte für die Funde große Teilnahme, konnte aber die Arbeiten nicht beaufsichtigen. — Wensickendorf liegt 22 km von Lübars entfernt. — So wurde das Rigolen größtenteils in seiner Abwesenheit ausgeführt. Die Arbeiter hatten alle beim Graben zerbrochenen oder beschädigten Urnen als wertlos beseitigt. Die wenigen erhaltenen Fundstücke sind Herrn Rathenow später zumeist noch abhanden gekommen oder entwendet worden.

In seinem Besitze befinden sich u. a. noch zwei Bronzeschwerter.

1. Ein Kurzschwert (Abb. 1 B¹) wurde zusammen mit einem Steinbeil (Abb. 3) in einer Urne gefunden. Die Urne stand ungefähr 1 m tief und war mit Steinen umpackt. Das Schwert hat eine Länge von 290 mm bis zur Bruststelle — die Spitze ist nachträglich von unbefugter Hand abgebrochen worden. Die verloren gegangene Spitze betrug ungefähr 5 mm. Die Griffangel ist gleichfalls zum größten Teil abgebrochen und wurde so vorgefunden. Die größte Breite beim Ansatz zur Griffjunge beträgt 41 mm

¹) Die Abb. 1 B und 2 B sind die natürliche Größe, jedoch nicht die ganze Länge. Zu 1 B und 2 B sind die Schwerter in ganzer Länge dargestellt; Verhältnis etwa $\frac{2}{3}$.

und verjüngt sich bis zu 12 mm. Stärke der Mittelrippe 7 mm, sie verflacht sich bis zu 3 mm. Gewicht des Schwertes: 206 g. Das Steinbeil, welches mit dem Schwert in der Urne lag, ist von sauberer Arbeit. Die Bohrung des Schaftloches ist jedoch nur halb durchgeführt.

2. Bei der Herstellung eines Karpfenteiches, unweit des Rahmersees und in der Nähe der Urnenfunde, wurde, in einer Tiefe von beinahe 1 m, das zweite Schwert gefunden (Moorfund). Dieses Schwert (Abb. 2 B) ist im Verhältnis zu seiner Länge — 506 mm mit Griffangel bis zur Bruchstelle — (ein Teil ist abgebrochen¹⁾, auffallend schmal; gleichmäßige Breite 21,5 mm, die sich nur kurz vor dem Ansatze zur Griffangel bis zu 40 mm erweitert. Auf beiden Seiten des Schwertes befinden sich zwei parallellaufende Längsrippen. Stärke des Schwertes 6,8 mm. Gewicht: 361 g.

Beide Schwerter sind zweischneidig. Als Hiebwaaffe waren die Schwerter ungeeignet. Das Kurzschwert hatte keine genügende Länge und war zu leicht, um als Hiebwaaffe Verwendung zu finden, während das Langschwert zu schwach war und bei einem wuchtigen Hieb zerbrechen mußte. Es käme nur der Gebrauch als Stoßwaaffe in Frage. Die Schwertformen lassen daher auf die Kampfweise schließen. Das Kurzschwert mußte in seiner Handhabe als Dolch gebraucht worden sein, während das Langschwert mit einem Degen zu vergleichen ist. Das Stoßschwert stellte aber höhere Anforderungen in bezug auf Gewandtheit an die Kämpfenden, als das Hiebschwert. Es verlangte Ausbildung und Übung, um einem gewandten Gegner mit Aussicht auf Erfolg gegenüberzutreten zu können.

Beide Schwertformen liefern demnach den Beweis, daß man sich in der Handhabe der Stoß- oder Stichwaaffe geübt hatte.

¹⁾ An der Bruchstelle ist das Schwert noch ebenso breit, wie an dem höher gelegenen Teile, es ist daher anzunehmen, daß noch ein größeres Stück fehlt.

Ein großes und ein kleines Schildkröten-Tongefäß aus Kliestow (Kreis Lebus) bei Frankfurt a. O.

Von Michael Martin Lienau, Frankfurt a. O.

Mit 3 Textabbildungen und Tafel VI.

In Band IX Heft 1/2 des *Mannus* ist an drei Stellen über die Schildkröte, bzw. Kröte (Frosch) im germanischen und indogermanischen Altertum geschrieben worden:

Zuerst in der Anmerkung 8 zu Seite 29 der Abhandlung von Georg Wilke „Die Herkunft der Kelten, Germanen und Myrer“. Hier antwortet Wilke auf die Behauptung „Schrader's“ „Am Panzer dieser kleinen Tiere müssen alle Lehren vom nordischen Ursprung der Indogermanen abprallen“ mit dem Satz „Auch der so stark und fest erscheinende Panzer dieser kleinen Tiere hat dem Anprall der archäologischen Forschung nicht standhalten können“, indem Wilke „umgekehrt“ schließt, wie Classen, welcher Kelten und Germanen von südlichen nach nördlichen, schildkrötenfreien Gebieten abwandern läßt, „daß die Schildkröte nach dem großen Klimasturz um 800 v. Chr. (*Mannus* IV, 418) das nördliche Mitteleuropa verließ und für die zurückbleibende Bevölkerung nach ihrem Verschwinden keine Veranlassung mehr vorlag, das Wort noch fernerhin beizubehalten“. Und in einem „Nachtrage“ zu seiner Abhandlung bemerkt Wilke (a. a. O. S. 54 unter 2.): „Herr Prof. Kossinna macht mich darauf aufmerksam, daß die Schildkröte auch heute noch in weiten Gebieten Norddeutschlands angetroffen wird“, was Herr Prof. Selig, Leipzig, bestätigt mit dem Vorbehalte „freilich wird sie stets nur vereinzelt angetroffen und ist überall ein seltenes Tier“. Dies wiederum veranlaßt Wilke zu der Berichtigung „Wenn also auch die Schildkröte bei dem großen Klimasturze nicht vollständig abgewandert ist, so wurde sie doch so selten, daß sie für das wirtschaftliche und religiöse Leben ihre einstige Bedeutung verlor“.

Zudem lesen wir in einer „Nachschrift“ des Herausgebers (Prof. Kossinna's), a. a. O. S. 54, daß auch er sich zu diesem Gegenstande in dem-

selben Mannus=Hefte unter III. Bücherbesprechungen (S. 110/115) noch äußern wird. Hier bespricht Kossinna „Otto Schrader's Sprachvergleichung und Urgeschichte, Jena, 1907“. Die Seiten 114/115 (bei Kossinna) sind der Schildkröte gewidmet. „Danach (nach den Forschungen von Conwenh) findet sich (noch heute) die „Sumpfschildkröte“ (*Emys orbicularis* L.) in Ostpreußen, Westpreußen, Posen, Schlesien, Pommern, Brandenburg, Mecklenburg, Schleswig=Holstein, Altmark, Braunschweig, Hannover und über Ostpreußen hinaus noch in Kurland“ — und „für die indogermanische Urzeit ist ihr Vorkommen einwandfrei auch für Skandinavien erwiesen“.

Neuerdings (Lund 1917) ist eine schwedische Gelehrtenarbeit erschienen welche C. Kurd zum Verfasser hat: „Den Forntida Utbredningen af Kärrsköldpaddan (*Emys orbicularis* Lin.) i Sverige, Danmark och angränsande Länder. Mit einer Zusammenfassung in deutscher Sprache“. Der schwedische Text umfaßt 124 Seiten (Großformat), die Zusammenfassung in deutsch 4 Seiten. Am Schlusse des Werkes wird die frühere und jetzige Ausbreitung kartographisch vorgeführt (Karta öfver kärrsköldpaddans utbredningsområde fordom och nu i Europa). Auf dieser Karte ist mit einer roten Linie die heutige ungefähre Nordgrenze der Sumpfschildkröte in Europa eingezeichnet (Kärrsköldpaddans nuvarande, ungefärliga nordgräns) eingezeichnet. Der Zug dieser „Grenzlinie nach Norden“ ist nach Kurd etwa: von (südlich) Nantes nach Limoges — Lyon — (südlich) Turin — (nördlich) Venedig — (südlich) Graz — (nördlich) Belgrad — in nordöstlich laufendem Bogen nach (südlich) Großwardein — in nordwestlich laufendem Bogen (mittwärts) Brünn/Krakau — (mittwärts) Dresden/Breslau — Frankfurt a. Oder — (westlich) Berlin — in westwärts gerichteter Ausbuchtung nach Stettin — (südlich) Königsberg i. Pr. — Dünaburg — von da in fast gerader Linie über Smolensk nach Orenburg am Uralfluß.

Wie man aus dem Zuge der heutigen Grenzlinie ersieht, läuft diese auch bei Frankfurt a. Oder vorbei; dazu möchte ich bemerken, daß die Sumpfschildkröte in der Nähe Frankfurts vorkommt im „Elfensteig=See“, im „Saulen See“ (bei Tscheknow) und in den Eilang=Seen (bei Reppen); in letzteren ist sie nicht einmal besonders selten (freundliche Mitteilung des Herrn Professor Roedel, Frankfurt a. Oder, der mir auch aus seiner Bibliothek den „Kurd“ lieh, wofür ich nochmals herzlich danke).

Die „fossilen (oder subfossilen) Sundorte“ außerhalb dieser Nordgrenze, also in den heut Schildkrötenfreien Gebieten Mittel- und Nord-Europas sind eingezeichnet mit roten Punkten für die Sundorte aus post-glazialen oder alluvialen Erdschichten, mit schwarzen Punkten für die Sundorte aus älteren Erdschichten oder solchen, über deren Alter keine Nachricht mehr zu ermitteln war.

Abgesehen von Rußland, das für die fossilen Sunde außer Betracht

gelassen ist, sind fossile (oder subfossile) Fundstellen festgestellt worden für: England: 2, Frankreich: 5, Holland: 1, Belgien: 2, (Schweiz: 1)¹⁾, (Österreich: 1)¹⁾, Deutschland: 47, Dänemark: 37, Schweden: 25.

Außer der Übersichtskarte über Europa enthält die Abhandlung von C. Kurck noch 2 Sonderkarten über die fossilen Funde mit besonderer Berücksichtigung von Schonen und den südlichen Gestaden der Ostsee.

Nach C. Kurcks Untersuchungen ist die Schildkröte in der Ancylus-Zeit nach Dänemark und Schweden eingewandert, während die Frage: „zu welcher Zeit ist die Sumpfschildkröte in Schweden und Dänemark ausgestorben?“ gegenwärtig noch nicht zu beantworten ist. Sicher ist ihr Vorkommen noch während der „Ganggräberzeit“ auf Langeland. Wahrscheinlich aber hat die Schildkröte noch nach dem Ende der Steinzeit — vielleicht noch in der ausgesprochenen Bronzezeit in Dänemark und Schweden fortgelebt. „Die Hauptursache des Aussterbens der Sumpfschildkröte in Schweden und Dänemark hat man in dem Hindernisse zu suchen, das die postglaziale Wärmeabnahme der Fortentwicklung der Eier in den Weg gelegt hat.“

An dritter Stelle (a. a. O. S. 55/70) berichten Josef Kern, Leitmeritz, und Kossinna über „Krötendarstellungen auf neolithischen Gefäßen“, ersterer auf S. 55/69, Kossinna auf S. 69/70.

Zu den Krötendarstellungen (insbesondere zu vergleichen Kern, a. a. O. Abb. 1 und Abb. 5) möchte ich hinweisen auf eine vielleicht nicht allgemein bekannte Kröten-Darstellung auf einem italienischen Tongefäß-Fragment „im Bullettino di Paletnologia italiana. Serie IV. Bd. IV. 1908. S. 103, Fig. C.“

Allerdings handelt es sich nicht um einen neolithischen, sondern frühest-eisenzeitlichen Scherben vom „Quirinale in Rom“; aber, wenn auch zeitlich erheblich jünger, bestätigt dieser Scherben doch vorzüglich den Nachweis Kerns (a. a. O., S. 69 „Korrekturnote“ und Schlußabsatz vor „dieser“), daß Frosch und Kröte im Volksaberglauben eine große Rolle spielen (Tierzauber!), seinerseits dadurch, daß auf ihm unmittelbar links neben 3 Krötendarstellungen sich ein Hakenkreuz befindet — also das alte Sonnensymbol, dessen sich der Mensch zu Schutz und Trutz bediente.

Ich wende mich nun zu unseren Kliestower Gefäßen (Textfig. 1 und 2):

In den Jahren 1902 und 1903 habe ich als Enthusiast (meine Studienjahre bei den skandinavischen Forschern und dem Schweizer Heierli folgen erst von 1905 bis 1908) bei dem Bauerngutsbesitzer Friedrich Klemke in Kliestow (Kreis Lebus) bei Frankfurt a. Oder ein Urnenfeld untersucht, und zwar die ersten Gräber gemeinsam mit dem inzwischen verstorbenen Heimats-

¹⁾ Nicht im Text ausführlich besprochen, aber auf der Übersichtskarte von Europa eingezeichnet mit Punkten.

genossen und gleichgestimmten Enthusiasten M. Klittke, welcher die Sammlung des Naturwissenschaftlichen Vereins des Regierungsbezirks Frankfurt in seiner Obhut hatte. Klittke hat einige Male im „Helios“ (dem Organ des genannten Vereines) über prähistorische Funde berichtet und auch ein (wohl wenig verbreitetes) Sonderheftchen erscheinen lassen: „Prähistorische Funde aus Frankfurt a. Oder und Umgegend. 1902. Von M. Klittke. Mit 4 Tafeln.“ In diesem Sonderheftchen widmet Klittke die Seiten 11 bis 21 (II. Gräberfeld bei Kliestow) den ersten Grabungen bei Klemke, Kliestow, im Jahre 1902. Dazu gehört die Tafel II, die im ganzen 29 Abbildungen (hauptsächlich von Tongefäßen) vom Kliestower Gräberfelde aufweist, außerdem ein tierförmiges Tongefäß (Abb. 30/31) aus dem Kreise Beestow (a. a. O. S. 17, Absatz 2).

Die Abbildungen bei Klittke sind klein und Durchzeichnungen von Photographien. Abb. 19 (Tafel II bei Klittke) bringt unser großes Gefäß (siehe unsere Textfigur 1); es handelt sich um die Darstellung einer Schildkröte mit 2 Köpfen und 2 Schwänzen in Form eines Deckelgefäßes. Der Längs- und Querdurchmesser beträgt 13 und 12 cm, die Höhe (einschließlich des Deckel-hentels) 9 cm, die Öffnung 8, bzw. 7 cm. Die Köpfe und Schwänze sind je 2 cm lang, ebenso die Füße. Der Durchmesser des Salzdeckels beträgt überall 8 cm. Außer dem Deckelhentel zeigt das Gefäß an den Längsseiten je ein knopfförmiges Hentelchen mit horizontaler Durchlochung. Das Ornament besteht aus Reihen von Einstichen, die sich in einfacher Linie um die Halsenden legen. Außerdem befinden sich unter dem Bauche einige bandförmige Einstich-Ornamente, welche sich, wie an einer Stelle zu erkennen ist, bis zur halben Gefäßhöhe hinaufzogen; auch unter den Seitenhenteln befinden bzw. befanden sich Einstiche. In diesem Punkte weiche ich von Klittke ab, welcher unter dem Bauche kreuzende Einstich-Reihen erkennen wollte, aber selbst betont, daß das Gefäß zuviel abgeplattete Stellen aufweist, um über die Anordnung der Ornamente am Bauch und an den Seiten des Gefäßes ein klares Bild zu geben. Der Deckel ist mit zwei vom Hentel kreuzweise ausgehenden Doppelreihen von Einstichen geschmückt. Das Gefäß ist von rotgelber Färbung und innen glatt (ohne Ornamente).

Nach „Brehms Tierleben, IV. Band“, hat die Teichschildkröte (wie Brehm sagt statt Sumpfschildkröte) eine Gesamtlänge von 32 cm, wovon 8 cm auf den Schwanz fallen. Auf Seite 413 (Brehm a. a. O.) befindet sich in $\frac{1}{3}$ natürlicher Größe eine Abbildung der *Emys orbicularis*. Daß es sich (Abb. 1) um die Darstellung einer — wenn auch durch die Doppelung der Köpfe und Schwänze etwas phantastischen — Schildkröte handelt geht meines Erachtens hervor aus der rundlich-ovalen Form des Gefäßleibes, aus den kurzen Füßen, insbesondere aber aus den außer durch ihre abgeplattete Form dadurch charakteristischen Köpfen, daß sie sich nach oben recken. Wenn die Schildkröte Kopf und Hals unter dem Panzer herausbringt, so pflegt sie das nicht

in gerader, sondern in stark nach oben gerichteter Pose zu tun, ja sie kann bei dieser für ihr Gesichtsfeld notwendigen Aufwärtsbewegung sogar mit dem Halse fast einen rechten Winkel zum Panzerrande stellen. Auch das die Halswurzeln umfassende Stacheln-Ornament, welches Hals nebst Kopf quasi abschnürt — ihnen eine ganz besondere Betonung gibt, weist auf die Schildkröte hin, da diese (außer Schwanz und Füßen) nur Kopf und Hals aus dem Panzer herausbringen kann. Im ganzen ist unsere Schildkröte (Textfig. 1) stark stilisiert worden, worauf ich noch bei Vorführung eines mehr naturalistisch geformten schlesischen Fundes zurückkomme. Daß es sich zum mindesten um die Darstellung einer ganz bestimmten Tierart (nicht um das Erzeugnis reiner Phantasie) handelt, beweist unsere Textfig. 2, welche die kleine Tierfigur unseres Urnenfeldes (aus Grab 43) bringt, die ich gleichfalls als Schildkröten-Darstellung anspreche¹⁾. Der Kopf ist genau so geformt, wie die beiden Doppel-

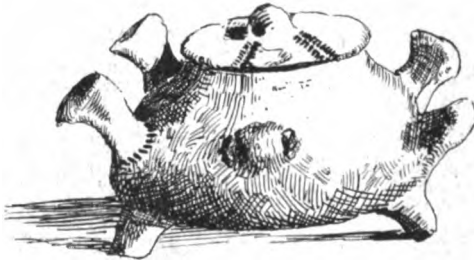


Abb. 1. $\frac{1}{3}$. Kliestow Kr. Lebus.

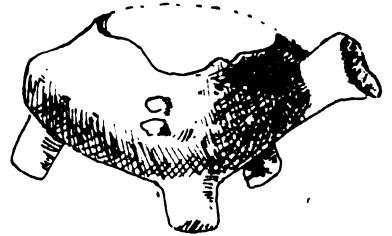


Abb. 2. $\frac{1}{3}$.

köpfe unseres großen Exemplares. Der Schwanz ist leider nicht aufgefunden worden, aber man sieht deutlich die Bruchstelle am Schwanz-Ansatz. Auch Leib und Füße gleichen dem großen Exemplar, allerdings hat unser kleines Exemplar nur 3 Füße. An der einen, gut erhaltenen Längsseite sieht man deutlich die Reste eines kleinen Henkels (mit horizontaler Öffnung), die andere Längsseite ist defekt. Das Gefäßchen ist von grau-schwarzer Färbung. Das Gefäßchen hat mit Kopf eine Länge von 7,01 cm, mit Füßen eine Höhe von 3,05 cm, von der Gesamtlänge (7,01 cm) fallen 3,08 cm auf die Öffnung. Das Gefäßchen ist unverziert. Während vorstehende Beobachtungen deutliche Hinweise auf die Schildkröte geben, liegt auch darin eine Stütze dieser Hinweise, daß die Gefäßform kaum auf ein anderes Tier bezogen werden kann. Ich berufe mich hier in erster Linie auf „Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa“ (Wien 1898 und 2. Auflage, neu illustriert, 1915). In

¹⁾ In demselben Grabe muß ursprünglich noch ein zweites ganz ähnliches Schildkröten-Gefäßchen gestanden haben, von dem aber nur ein Fuß und der Kopf (ohne Hals) gefunden wurden. Es ist ganz ausgeschlossen, wie eine Besichtigung unbedingt ergibt, daß etwa dieser Fuß und Kopf abgebrochene Teile unseres kleinen Gefäßes sind. —

beiden Auflagen bringt Hoernes eine ganze Reihe von Tierbildern aus dem „Hallstätischen Kulturkreise“ (unser Urnenfeld gehört unbedingt in den Rahmen der Hallstatt-Zeit), und zwar sowohl plastische Tierbilder aus Bronze und Ton (1. Aufl. S. 440—525, Tafeln XII—XV, XIX), wie auch figurale Zeichnungen (Gravierungen, Einritzungen usw.) in Metall und Ton (1. Aufl. S. 564—586, Tafeln XVII, XVIII (oben)). Für die 2. Auflage (1915) kommen in Betracht „Siebenter Teil, Abschnitt III, S. 502—534 u. S. 540—558 und die dazu gehörigen Textabbildungen und Texttafeln“.

Besondere Kapitel finden sich in der ersten Auflage „unter Plastik der ersten Eisenzeit“ über: „Roß und Reiter“, „Dogelfiguren“ und „Rind“ bzw. in der 2. Auflage über „Pferd, Rind, Vogel“. Alle diese Abbildungen bei Hoernes unterscheiden sich nicht nur deutlich von unseren Textfig. 1 und 2, sondern sind auch im einzelnen zu bestimmen: als Pferd, Rind, Schwein, Widder, Hirsch, Vogel. Auch die Sigur (Drillingsgefäß) 23 Taf. XV (a. a. O., erste Auflage), die gewisse Ähnlichkeiten mit unseren Gefäßen aufweist, auf die auch Klittke (a. a. O.) hinzeigt, trägt einen ausgesprochenen Widderkopf. Ebenso kann man in dem Gefäß, welches Klittke (a. a. O.) auf Taf. II Fig. 30/31 (Aussicht und Seitensicht) bringt, nur eine entfernte Ähnlichkeit entdecken. Dies Gefäß befindet sich im „Berliner Museum für Völkertunde“ und wurde „1891 im Lütkeberg zwischen Giesendorf und Falkenberg bei Beestow (Prov. Brandenburg) neben anderen Gefäßen zwischen vielen Steinen gefunden und besitzt eine Länge von 5 cm. „Es macht (wie auch Klittke sagt) den Eindruck einer Tierfigur.“ Klittke sagt über unsere Textfigur 1: „Wie sich aus der Zeichnung (bei ihm Taf. II, Abb. 19) ersehen läßt, gehört es zu den sogenannten Schildkrötenförmigen Gefäßen“, schließt aber seine Besprechung des Gefäßes mit dem Satze: „Ob unser Gefäß als eine Nachbildung eines Vogels oder einer Schildkröte aufzufassen ist oder ob die Köpfe Ähnlichkeit mit denen von Schafen haben, muß ich dahingestellt sein lassen“.

Demgegenüber besteht für mich kein (oder wenigstens kaum ein) Zweifel, daß unsere beiden Gefäße „Schildkröten“ darstellen und in diesem Dafehalten werde ich noch ganz besonders bestärkt durch die schlesischen Gefäße, die zweifelsohne „Schildkröten“ darstellen: Textfig. 3 bringt das Schildkrötengefäß von Glausche (Kr. Namslau), abgebildet in „Schlesiens Vorzeit, Bd. VII (1899)“. Hier handelt es sich um eine im allgemeinen naturgetreue Nachbildung. Insbesondere hebt sich das Ornament als ganzes betrachtet deutlich als Panzer ab, unter dem der nackte Leib heraustritt. Auch Einzelheiten des Ornaments deuten auf die in Felder und Platten gegliederte Panzerschale. Ferner ist der Schwanz nach der Natur geformt, nur nicht — aus technischen Gründen — so lang und spitz. Auch der (ergänzte) Kopf ist naturalistischer. Herr Professor Seger-Breslau, dem ich auch an dieser Stelle meinen ergebensten Dank, zumal für Beschaffung der Textfig. 3, ausspreche,

schreibt: „Die Ergänzung der Kopfpattie ist durch andere Originale unserer Sammlung so ziemlich gesichert“ und in bezug auf diese anderen Originale: „Nebenbei bemerkt haben wir noch mehrere plastische Darstellungen von Schildkröten in unserer Sammlung, meist allerdings in Klapperform. Zwei davon sind abgebildet in „Schlesiens Vorzeit Bd. VI (1896), S. 463, Sig. 8/9“.



Abb. 3. $\frac{1}{2}$. Glausche Kr. Namslau.

Leider war es mir nicht möglich, mir Band V (alte Reihe, 1896) zu verschaffen, so daß ich auf eine vergleichsweise Besprechung dieser Schildkrötenförmigen Klappern verzichten muß.

Gegenüber dem schlesischen Gefäße von Glausche wie auch anscheinend gegenüber den übrigen schlesischen Schildkrötengefäßen sind also unsere Gefäße (Textfig. 1 u. 2) erheblich stilisierter gehalten, ganz abgesehen

von den Verdoppelungen bei Textfig. 1. Besonders die Schwänze (Textfig. 1) sind stark stilisiert; dies mag damit zusammenhängen, daß unser Gefäß, worauf der Deckel, der Deckelhentel und die Seitenhentel hinweisen, als Gebrauchsgefäß aufzufassen ist, das man dem Toten später als Lieblingsgefäß mitgab; mit Rücksicht auf die Benutzung sind Köpfe und Schwänze kräftig gebildet, was zur Stilisierung führte.

Das schlesische Gefäß von Glausche dagegen hat wohl eine Öffnung, aber keinen Deckel, auch keine Hentel. Es macht mehr den Eindruck eines Zeremonial-(Opfer-)Gefäßes, das irgendwo im Hause seinen festen Stand hatte, so daß die Gefahr des Abbrechens von Kopf oder Schwanz geringer war. Dafür — für zeremoniale Benutzung — spricht auch die enge Öffnung.

Trotz dieser Unterscheidungen kommen unsere Gefäße den schlesischen im Gesamteindruck weit näher, als allen anderen tierförmigen Gefäßen oder sonstigen Gebilden der ersten Eisenzeit. Es handelt sich lediglich um zwei verschiedene Zweige ein und desselben Astes — um Gattung und Art.

Für die Richtigkeit meiner Auffassung spricht (wenigstens für mich) auch sehr lebhaft folgende Stichprobe: als ich meinen Aufsatz niederschrieb, zeigte ich einem gerade in meinem Hause beschäftigten jungen Handwerker die Zeichnung von Textfig. 1 und ohne einen Augenblick des Besinnens sagte er „das ist ja eine Schildkröte“. Absichtlich, um die Antwort auf meine Frage „welches Tier?“ schwieriger zu gestalten, hatte ich die phantastische Darstellung mit den Doppelungen vorgelegt. So „übet in Einfalt ein kindlich Gemüt“, was auch „der Verstand der Verständigen“ in diesem Falle nicht übersehen kann.

Die zeitliche Stellung unseres Urnensfeldes wird gut beleuchtet durch die auf Tafel VI abgebildeten Funde, welche darauf hinweisen, daß unser Gräberfeld in der überwiegenden Mehrzahl seiner Funde (im ganzen handelt es sich um einige 60 Gräber) der frühesten Eisenzeit, also etwa dem 8. Jahrhundert v. Chr., zuzuschreiben ist. Dies wird auch durch das Urnenmaterial bestätigt. Mit einigen Gräbern ragt das Feld allerdings in die letzte Bronzezeit hinauf, wie z. B. die auf unserer Tafel unter 1., 2., 3. abgebildeten Bronzenadeln zeigen. Dagegen sprechen für die ausgesprochene früheste Eisenzeit, unsere Abbildungen 4, 6 a/f und 8, wie auch die Urne 5. Die Abbildungen 6a, c—f gehören zusammen zum Grab 42a. Die Funde 6 a, c, d, f lagen in der fragmentarischen Urne 6 e¹⁾. Ganz besonders charakteristisch für die früheste Eisenzeit sind die schlichten eisernen Halsringe 6c und 6d²⁾ und auch die blauen Glasperlen, 6 b und 6 f mit den weißen Zickzacklinien, welche man in den Museen sehr häufig mit Gegenständen der frühesten Eisenzeit vergesellschaftet findet³⁾.

Unsere Abb. 8 zeigt das Bruchstück einer Schwanenhalsnadel, die aber nicht vom Urnensfelde selbst, sondern von der dazu gehörigen, etwa 150 m südöstlich gelegenen Ansiedelung herrührt. Die Schwanenhalsnadel ist ja ein wichtiges Inventarstück der frühesten Eisenzeit in Mittel- und Nordeuropa; sie wird vielfach dem 8. Jahrh. v. Chr. zugewiesen. Die blauen Glasperlen mit weißem Zickzack 6 f, reiten auf einem Bronzedraht, welcher das eine Ende eines den eisernen (Hals-) Ringen (6 c/d) entsprechenden Bronzeringes darzustellen scheint.

Das Konglomerat von blauen Zickzack-Glasperlen abwechselnd mit Bronzefugeln stammt ebenfalls aus dem Urnenfragment 6 e (Rekonstruktion Abb. 7 auf der Tafel).

Die Hauptmasse der blauen Glasperlen mit weißem Zickzack (Abb. 6 b, Tafel X) stammt aus Grab 46; sie waren auf einen geraden eisernen Rundstab gereiht, dabei fanden sich viele zerschmolzene kleine Bronzeflümpchen: beides in freier Erde. In unmittelbarer Nachbarschaft stand eine größere Hentelschale mit an 2 umlaufenden Einstichlinien hängenden Einstichguirlanden.

Außer anderweitig im Stile der frühen Eisenzeit dekorierten Gefäßen fanden sich auf dem Urnensfelde eine Reihe Gefäße mit stark entarteten Budelzierden, während ein Urnenrest noch einen ausgeprägten, wenn auch späten Budel aufweist.

¹⁾ Abb. 7 zeigt den Versuch einer Wiederherstellung nach dem großen Bruchstück 6 e.

²⁾ Die ich leider bei meiner Rückkehr in die Heimat in völligem Zerfall (mangels Konservierung) vorfand.

³⁾ Zu vergleichen „Altert. uns. heidn. Dorz. Bd. V, Taf. 14, Nr. 218“, dazu Textseite 62 unter Nr. 217—19 und Textseite 68, Abs. 2, woselbst auch unsere Klietower Glasperlen angeführt werden. Dort werden derartige Perlen den ersten 3 Jahrhunderten des letzten Jahrtausends v. Chr. zugewiesen.

Von meiner, vorstehend besprochenen, Chronologisierung des Urnenfeldes machte ich Herrn Museumsdirektor Professor Seger-Breslau Mitteilung, der mir darauf antwortete: „Gefäße, wie das von Clausche (Textabb. 3), treten im allgemeinen erst in der VI. Periode Montelius (I. Eisenzeit) auf. Das Flechtbandornament ist allerdings typologisch älter, aber es hält sich lange und ist hier überdies schon in der Auflösung begriffen. Ich würde also sagen: Anfang der Periode VI oder älteste Eisenzeit. Das stimmt ganz ausgezeichnet mit Ihrer Datierung“.

Gern hätte ich noch einen Beitrag geliefert über die Rolle der „Schildkröte¹⁾ im Volksglauben“. Da aber die Preuß. Staatsbibliothek-Berlin zur Zeit Bücher nach außerhalb nicht verleiht, so muß ich mich auf das beschränken, was der „Große Meyer“ (6. Auflage 1909) darüber meldet: „Die Schildkröte ist ein kosmogonisches Symbol, ein Sinnbild des aus dem Feuchten entstandenen Festen. Wischnu nahm, als er die Welt vom Untergang retten wollte, die Gestalt einer Schildkröte an. Daher war sie auch der schaffenden Venus geheiligt, und Hermes Demiurgos, der Weltbaumeister, verwendete ihre Schale zu seiner den Kosmos verbildlichenden Planetenleier. Die Töne der Lehern lenken die Kreisbewegungen des Himmels. Später erhielt die Schildkröte auch Bedeutung für das Familienleben; sie ist Sinnbild des Hauses und erscheint auch als solches bei der Venus, dann als Symbol der Frau, auch des Eigentums.“

Wie ich schon erwähnte: wurden bei Klemke, Kliestow, einige 60 Gräber aufgedeckt. Die Leichenbrand-Urnen waren zum Teil mit zahlreichen Beigefäßen umstellt, darunter auch eine Tonlapper in Gestalt eines sich nach beiden Seiten verjüngenden Vogelleibes mit einem aus der Mitte senkrecht aufsteigenden zylindrischen Griff. Das Urnenfeld ist auf einer Ader-Höhung (Welle) gelegen nahe dem Gutshofe und der Chaussee. Im Sommer 1918 wurde vom Verfasser — auf Grund einer Meldung des Herrn Klemke, dessen verständnisvoller Anteilnahme an den Grabungen großer Dank gebührt — eine Siedlungsstelle, etwa 150 m südöstlich vom Urnenfelde, aufgefunden, auf der aber vorläufig nur ein kleiner Probestich gemacht werden konnte. Dabei wurde außer zahlreichen Scherben von zum größten Teile sehr dickwandigen, groben Gebrauchsgefäßen, auch das besprochene Bruchstück einer bronzenen Schwanhalsnadel gefunden. Das Klemke'sche Bauerngut liegt in größerer Entfernung vom Dorfe Kliestow (in welchem selbst noch ein zweiter Besitzer Klemke siedelt) an der Chaussee Frankfurt-Lebus, und zwar auf und an dem Rande des nach der Oder hin ziemlich steil abfallenden, den Oberstrom von Frankfurt bis Reitwein im Westen begleitenden Höhenzuges (Plateaus). Zwischen diesem Plateau und der Oder liegen vielfach

¹⁾ Über die bezügliche Rolle der „Kröten und Frösche“ vergleiche man „Josef Kern“, a. a. O. S. 68/69.

sumpfige Oberwiesen; so liegt in der Niederung auch in nächster Nähe des Klemke'schen Gutes sumpfiges Terrain. Auch Gräben ziehen sich durch diese Wiesen-Niederung.

So hatte die Schildkröte dort gute Lebensbedingungen, ist aber aus dieser Gegend später, wohl infolge der stärkeren Wiesenkultur, verschwunden.

Nicht weit nördlich von unserem Urnenfelde befindet sich ein kleiner, fortifikatorisch sehr geschickt ausgesuchter slawischer Zufluchtsort, welcher im Süden in das Plateau übergeht und dort mit einem Walle bewehrt war, dessen Reste noch heute vor Augen liegen, während er im Westen, Norden und Osten (ohne Wallschutz) — aber dereinst wohl mit Palisaden versehen — ganz steil abfällt, im Westen nach einem (früher jedenfalls sumpfigen) Hohlwege, im Norden in ein sumpfiges enges Tal und im Osten nach den sumpfigen Oberwiesen. Heute befindet sich auf ihm ein trigonometrisches Zeichen. Daß es sich um ein slawisches Schutz- und Trub-Lager handelt, ergab sich aus einem vom Verfasser gemachten Herdfunde mit Einschüssen von Gefäßscherben und Tierknochen; sonst wurden keine vor- bzw. frühgeschichtlichen Hinterlassenschaften oder Hüttenreste gesichtet. Der zu dem kleinen Lager führende Plateau-Weg heißt noch heute der „Wendenweg“. In der Umgebung Frankfurts befinden sich auf dem westlichen Oderufer noch 2 wallumwehrte Plätze aus vor- oder frühgeschichtlicher Zeit, auf die ich aber hier nur flüchtig hinweisen kann: „an der steilen Wand“ und „bei Reitwein“.

Sämtliche Funde seiner Kliestower, wie überhaupt seiner Frankfurter Grabungen 1902/4 (Kliestow, am Dammkirchhof (Siedelung), Kleine Mühle (Kunersdorf), Trettin, Gräben bei Reppen, Kemnath bei Sternberg) hat Verfasser den Sammlungen „des Naturwissenschaftlichen Vereins für den Reg.-Bezirk Frankfurt“ schenkungsweise überwiesen. Diese Sammlungen befinden sich jetzt im Museum („Lienauhäuse“). Dort ist in einem Bodentraume auch das ziemlich große, vom Verfasser neuerdings geordnete Magazin untergebracht. Dem für die vorgeschichtliche Sammlung obwaltenden Platzmangel wird hoffentlich bald Abhilfe geschaffen werden. Inzwischen ist, hauptsächlich von Bersu'schen Grabungen herrührend, auch im Kellergeschoß des Realgymnasiums vorgeschichtliches Ausgrabungsmaterial aufgestellt worden, doch wohl nur vorläufig — da man unser schon weit verzweigtes vorgeschichtliches Sammlungsmaterial nicht noch in den einzelnen Städten verästelten soll.

Nachtragen möchte Verfasser noch, daß sich aus den Klemke'schen Funden 2 Glasperlen (blau mit weißem Zickzack) in Privatbesitz (je eine Klemke und Lienau) befinden und daß, wenn sein Gedächtnis ihn nicht täuscht, eine dritte ins Mainzer Zentralmuseum gelangte; schließlich ist ein flachscheibenförmiger Spinnwirtel aus Knochen, der unter einer zertrümmerten (wohl den älteren Gräbern zuzurechnenden) Urne lag, an das Kgl. Museum für Völkterkunde, Berlin, Vorgeschichtl. Abteil., verschenkt worden.

Solches verbrach Verfasser im Puppenstande des Enthüsiasten, dem die „fundamentale“ Bedeutung der „Geschlossenheit eines Fundes“ noch nicht von gelehrter Seite eingehämmert war. Nicht ein winziges Scherbchen darf zentrifugal werden.

Verfasser schließt in der Hoffnung, daß seine Gesundheit ihm gestatten wird, in die, an sich nicht umfangreiche, Frankfurter Schau-Sammlung, wie er es bereits im Magazin getan hat, endgültige Ordnung zu schaffen, insbesondere die verschiedenen Funde örtlich sichtbar zu scheiden. Vorbedingung zur Erfüllung dieser Absicht ist allerdings, daß der Naturwissenschaftliche Verein der Vorgeschichte einen anderen Raum anweist, damit jetzt noch magazinierte Stücke (so die Funde von Kemnath) gleichfalls zur Schau gestellt werden können.

Chronologisch ist die Vorgeschichte im Frankfurter Museum vor etlichen Jahren durch Professor A. Göze in großen Zügen durchgearbeitet und getrennt worden.

Der Urnendeckel von Mersin Kr. Köslin.

Deutungsversuch

von Just Bing, Bergen (Norwegen).

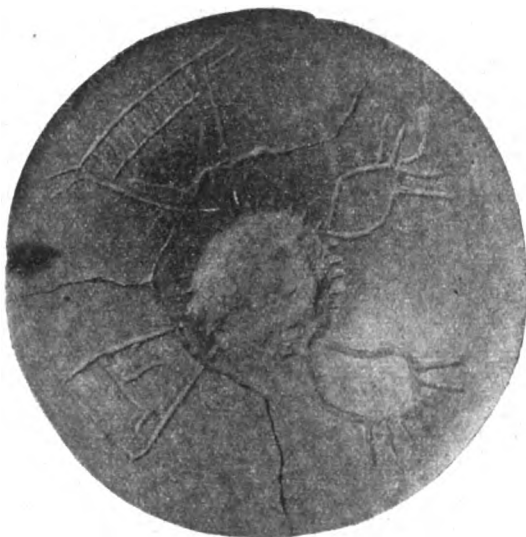
Mit einer Abbildung.

Die Zeichnungen auf dem Urnendeckel¹⁾ sind folgende: in der Mitte eine gezackte Rundung, von der kreuzweise vier Figuren ausgehen, rechts zwei Rhomben, die auf der äußeren Seite einen Kamm oder eine Mähne von gespreizten Strichen haben, links zwei Trapeze mit Zeichnungen, die später zu erwähnen sein werden.

Die Anordnung des Ganzen entspricht genau den Gabelscheiben von Tegneby und von Hvitlyde in Tanum

(Balzer: Hällristningar I 25—26 Nr. 8 und 18—21 Nr. 1). Dabei bieten die Figuren rechts auf unserem Urnendeckel eine gewisse Ähnlichkeit mit den Gabeln dieser bohussländischen Felsenzeichnungen. Allein diese Figuren auf Tegneby und Hvitlyde sind die seltenere Form der Gabelscheiben.

Häufiger kommt eine Anordnung vor wie die auf Aspeberget B I 23—24 Nr. 1, wo die Gabelscheibe mit einer Frauengestalt verbunden ist, oder auf Fossum B I 49—50 Nr. 8. Da stehen die Gabeln im Kreis eng um die Scheibe. Verbindung der Gabelscheibe mit Frauengestalt scheint auch auf der 53 von Löfåsen Balzer I 42—43 Nr. 2 vorzukommen. Diese Varianten bezeichne ich als Kurzform (Hvitlyde) und als Vollform (Aspeberget). Sie



Mersin Kr. Köslin.

¹⁾ Die Urne stammt aus einem ostgermanischen früheisenzeitlichen Steinkistengrabe und befindet sich in der Sammlung des Herrn Pastors Magdalinski in Schwefsin bei Köslin. G. K.

Mannus, Bd. X. S. 3 u. 7.

sind gewiß so zu verstehen, daß die Vollform den Gegenstand darstellt, so wie er aussieht, die Kurzform dagegen sich damit begnügt, die Einzelheiten, aus denen er zusammengesetzt ist, anzudeuten. Unsere Zeichnung wird also unter die Kurzformen zu rechnen sein. Wir haben die Teile vor uns, aus denen der dargestellte Gegenstand besteht, aber in der Wirklichkeit sind es mehr als die vier, die wir hier sehen.

Von der Bedeutung der Gabelscheibe ist zuerst zu bemerken, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach keine Sonnenscheibe mit Strahlen ist. Denn auf der $\S 3$ von Aspeberget ist die Sonne wie gewöhnlich als Rad dargestellt. Das Rad und die Gabelscheibe kommen auf verschiedenen Stellen vor, die Gabelscheibe in der obersten Gruppe, das Sonnenrad in der zweitobersten. Unten wo die Zeichen wiederholt sind, findet sich die Gabelscheibe oberhalb der Gruppe, das Rad unterhalb, wo es wie öfters von einem Ring umgeben ist¹⁾. Die Gabelscheibe ist mit einer Frauengestalt, das Sonnenrad mit einem großen und mit einem kleinen Mann verbunden, dem Sonnengott und seinem kleinen Diener, die öfters mit dem Rad verbunden sind.

Die einfachste Erklärung scheint mir die zu sein, daß die Rundung ein Schild sei, und die Gabel Zweige seien, mit denen der Schild gemait werde. Schilde in Frühlingsaufzügen werden überliefert, so das römische ancile. Freilich sind gemaite Schilde nicht bekannt, allein wir haben ein Entsprechendes in der Verbindung des Schildes mit der Garbe. Schild mit Garbe sehen die Abingdonmönche um 870 auf die Themse, um ihr Recht an einem Wiesenstück zu beweisen. Scyld Scefing — Schild, Sohn der Garbe, — kommt in der englischen Königsreihe vor. Wenn die Gabelscheibe mit einer Frau verbunden ist, so entspricht dem, daß Gefjon, eine Fruchtbarkeitsgöttin, die Frau vom König Sfold genannt wird. Der König ist gewiß nur eine Personifizierung des Schildes, der zum Kult der Göttin gehört.

Kehren wir zu unserem Urnendeckel zurück. Die Rundung in der Mitte wird als Schild zu deuten sein. Es kann keine gültige Einwendung dagegen sein, daß der Kreis der Rundung gezackt ist. Wenn wir genauer die Figuren rechts betrachten, scheinen sie geradezu eine primitive Darstellung einer Garbe zu sein. Die Garbe wird unten zugeschnürt sein, um am Schilde befestigt zu werden. Das Stroh wird als Block in der Rhombe dargestellt, oben spreizen sich die Halme, die Ähren sind fortgelassen. Diese Garben, die mit der Rundung verbunden sind, entsprechen der Garbe auf dem Schilde der Abingdonmönche und dem Scyld Scefing der englischen Königsreihe, während die Gabeln der bohusländischen $\S 3$ Maien darstellen, die mit Schilden zusammen sonst nicht bekannt sind, allein durch diese Analogie vorausgesetzt werden.

Auf der linken Seite des Schildes finden sich statt Garben zwei trapezartige Figuren. Wir dürfen annehmen, daß es Elemente sind, die demselben Vorstellungskreise oder Kultkreise angehören, müssen aber beachten,

¹⁾ Das Rad fehlt bei Balzer, findet sich aber auf der richtigeren Abbildung bei Almgren, die im Mannus VI, S. 78 wiedergegeben worden ist.

daß unsere Zeichnung nur die Kurzform darstellt, so daß es wahrscheinlich ist, daß sie in größerer Anzahl vorkommen und der Schild damit rundum besetzt sein wird. Und in der Tat kennen wir aus Erdfundenen Schilde mit solchen Anhängeln. Von Wies in Steiermark kennen wir zwei Totischilde, die mit kleinen trapezartigen Anhängeln garniert sind, sie sind bei Much Kunsthistorischer Atlas Tafel XIII Nr. 2 und 3 abgebildet. Dies ist die Vollform des Gegenstandes, während wir hier nur die Kurzform vor uns haben. Das Vorkommen solcher Schilde bekräftigt die Annahme, daß wir es hier mit einer Form von Schildkult zu tun haben, und weiter daß unsere Gabelscheiben auf den SZ von Bohuslän als gemalte Schilde aufzufassen sind. Allein was sie bedeuten, diese Trapeze, das können wir nicht feststellen. Vielleicht sind sie Abbildungen von Beilen. Daß das Beil ein Fruchtbarkeitsymbol ist, vermutet G. Wilke (Kulturbeziehungen S. 165). Der Iappische Fruchtbarkeitsgott Waralden Olmay trägt eine Hacke, und die Gestalt läßt sich Zug für Zug auf einen Mann der SZ zurückführen, der statt einer Hacke ein Beil trägt. Auf den SZ von Hvítlyða und von Högðem steht ein großer beiltragender Mann über einem Ehepaar. Allein diese Deutung ist nur eine Vermutung. Sicherer wird wohl sein, daß diese Symbole mit zum Schildkult gehören.

Die beiden Trapeze tragen Zeichnungen. Auf der unteren scheint ein Mann eine Waffe zu tragen, die Beine sind undeutlich, der Oberkörper aber ganz klar. Auf dem Schilde von Wies Nr. 3 sind entsprechende Gestalten abgebildet, die Übereinstimmung läßt uns erkennen, daß der Mann auf unserer Zeichnung behelmt ist, doch trägt der Helm hier keinen Busch, wie auf dem Schilde von Wies. Auf dem Schilde von Wies ist der Mann ausgeprägt phallisch dargestellt. Hier ist er es vielleicht ebenso, allein die Zeichnung ist unten so unklar, daß man es nicht deutlich erkennen kann. Die Bedeutung der Gestalt ist ganz unsicher.

Sehr rätselhaft sind die Zeichnungen auf dem anderen Trapez. Da haben wir eine Leiter mit 8 Sprossen, die Außenseite vom Trapez bildet die eine Seite der Leiter. Dieselbe ist nach beiden Seiten hin verlängert und ungefähr in der Mitte der Leiter ist auf beiden Seiten ein Strich parallel mit der Verlängerung der Außenseite. Parallel etwa mit den konvergierenden Seiten des Trapezes gehen innerhalb desselben zwei Linien, die einen Winkel bilden. Man kann die Leiter mit den Leitersymbolen zusammensetzen, über die Wilke Mannus VI, 36 handelt, dann bleiben aber alle die anderen Zeichen vollkommen unerklärlich und der Zusammenhang der Leiter mit dem Schildkult ist unbelegt. Man könnte auch das Ganze als eine Darstellung eines Schiffes auffassen: die zwei Striche außerhalb des Trapezes als die Steven und den Winkel als das Segel. Allein es sieht sehr wenig danach aus; die Deutung als Leiter ist ikonisch entschieden vorzuziehen, und als magisches Zeichen wird die Leiter durch Wilkes Untersuchung archäologisch mit einer Reihe von Beispielen belegt.

Urnenfunde der vorrömischen Eisenzeit bei Warmßen Kr. Stolzenau, Prov. Hannover.

Von Dr. Walther Schulz, Halle a. S.

Mit 7 Abbildungen.

Die Sammlung des Kreishauses zu Minden (Westfalen) besitzt einige bei Warmßen Kr. Stolzenau, Prov. Hannover (etwa 20 km unsw. von Minden), ausgegrabene Gefäße. Da die Fundstücke kleinerer Sammlungen leicht unbeachtet bleiben, so seien sie hier veröffentlicht.

Die Fundstelle ist ein flacher, natürlicher Sandhügel von etwa 1½ Morgen Ausdehnung südwestlich von Warmßen (Abb. 1). Er war vor einigen Jahren



Abb. 1. Lageplan 1:100000.

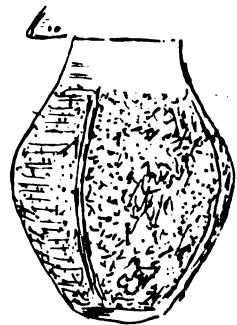


Abb. 2. 1/10.

größtenteils mit Kiefern bewachsen. Die beschriebenen Leichenbrandurnen standen etwa 50 cm tief frei im Sande ohne erkennbare Erdaufwürfe und sind nicht weit voneinander gefunden worden, Urne Abb. 2 dicht bei Urne Abb. 3. Es handelt sich also um einen Urnenfriedhof¹⁾.

¹⁾ Im Museum Nienburg sollen sich aus diesem Urnenfriedhof ein einfacher Bronzeohrring, ein Eisenring von der Größe eines Fingerringes und ein Beigefäß befinden.

Urne Abb. 2 (Samml. Nr. 9): Rand abgebrochen, doch ein Bruchstück erhalten. Höhe 37 cm, Bodendurchmesser 12 cm, Bauchdurchmesser 30 cm, Raddurchmesser 15 cm. Der nicht abgesetzte Halssteil geglättet; über den gerauhten Bauchteil gehen vier schmale, flüchtig eingeglättete Streifen hinab. Farbe gelblich bis rötlich. Der Inhalt der Urne ist noch nicht vollständig untersucht.

Dazu Scherben einer Schüssel, die als Deckgefäß diente. Sie trug am Rande eine doppelte Durchlochung. Farbe grau.

Urne Abb. 3 (Samml. Nr. 10): In Bruchstücken erhalten. Höhe 20 cm, Bauchdurchmesser 32 cm. Geglättet. Am Übergange von Schulter zu Hals Ansatze eines eingelassenen Henfels, der wahrscheinlich zur Schulter verlief. Die Schulter trägt eine Verzierung aus gegeneinander gestellten, mit Schrägstrichen ausgefüllten Winkeln. Farbe rotbraun. Dazu Deckschüssel. Da die Urne oberhalb des Leichenbrandes bis zur Höhlung der Schüssel mit Sand gefüllt war, ist die Deckschüssel nicht zusammengedrückt. Bodendurchmesser 8 cm, Raddurchmesser 29 cm, Höhe 10 cm. Farbe hellrotbraun, gelbbraun, grau.

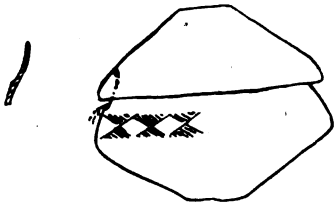
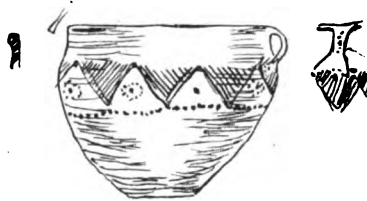


Abb. 3.

Abb. 4. $\frac{1}{10}$.

Urne Abb. 4 (Samml. Nr. 11): Höhe 23 cm, Bodendurchmesser 10 cm, Bauchdurchmesser 30 cm, Raddurchmesser 27 cm. Vom Rande zur Schulter läuft ein gefurchter Henkel, dessen unterer Ansatze sich verbreitert. Verzierung nicht sehr sorgfältig gearbeitet. Von der Schulter herabhängende mit Schrägstrichen ausgefüllte Reihe von Winkeln, die an den Schenkeln ein Grübchen tragen. Zwischen den Winkeln Kreise von Grübchen mit Grübchenmittelpunkt, doch in einem Felde nur ein Grübchen, in einem andern fehlt die Verzierung. Unterer Abschluß eine Grübchenreihe. Farbe des geglätteten Gefäßes fleckig, gelbbraun, rotbraun bis glänzend schwarz. Zwischen dem Leichenbrand mehrere Stüchchen geschmolzener Bronze.

Dazu Reste einer Deckschüssel.

Urne Abb. 5 a (Samml. Nr. 13): Höhe 20 cm, Bodendurchmesser 10 cm, größter Durchmesser 25 cm, Raddurchmesser 22 cm. Bauchteil bis zur Schulter gerauht. Farbe fleckig, gelbbraun, rotbraun bis grau. In der Urne über dem Leichenbrande ein Stüchchen geschmolzener Bronze und ein Beigefäß.

Das Beigefäß Abb. 5 b (Samml. Nr. 13): Höhe 10 cm, Bodendurchmesser $5\frac{1}{2}$ cm, Bauchdurchmesser 12 cm, Raddurchmesser 10 cm. An der

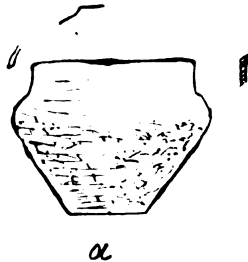
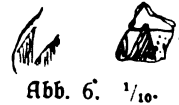
Schulter viermal wiederholt je zwei längliche senkrecht gestellte Wülste. Etwa in der Mitte der Bodenunterseite kleines Grübchen, vielleicht zufällig. Ge-
glättet. Farbe fleckig gelbbraun bis schwarz.

Zu der Urne Reste einer Deckschüssel, außen graubraun, innen grau.

Bruchstück von der Schulter einer Urne Abb. 6 a (Samml. Nr. 12): Form der Urne etwa wie Abb. 3. Die Schulter trägt Verzierung von stehenden mit Schrägstrichen ausgefüllten Dreiecken. Farbe graubraun.

Bruchstück von der Schulter einer Urne Abb. 6 b (Samml. Nr. 14): Verzierung stehende mit Schrägstrichen ausgefüllte Winkel. Im Scheitel Grübchen. Neben dem einen Winkel Grübchenkreis mit Grübchenmittelpunkt. Oben Abschluß durch Querlinien. Farbe rotbraun.

-Zeitbestimmung. Auf die Gefäße von Warmen habe ich in der Arbeit über „Urnenfriedhöfe und Grabhügel des letzten Jahrtausends v. Chr. im nordöstlichen Westfalen“ (Mannus X, 1918, S. 108 ff.) verschiedentlich

Abb. 5. $\frac{1}{10}$.Abb. 6. $\frac{1}{10}$.Abb. 7. $\frac{1}{10}$.

hingewiesen. Es bestehen besonders östliche Beziehungen, zu braunschweigischen Urnenfriedhöfen, mehr als zum nördlichen Hannover.

Zu Gefäßform Abb. 2 vgl. Urnenfriedhof des 6.—5. Jahrh. v. Chr. (nach Suhse) Groß-Steinum-Beienrode (Braunschweig) Mannus VIII, 1917, S. 174, Abb. 134. Eingeläutete Streifen sind im nördlichen Hannover von der Stufe Jastorf b an beliebt¹⁾.

Zu Urnenform Abb. 3 vgl. 3. B. Urnenfriedhof Groß-Steinum-Beienrode (Braunschweig), Mannus VIII, 1917, S. 181, Abb. 148 (doch andere Henkelstellung); Urnenfriedhof Königslutter (Braunschweig) des 5. Jahrh. v. Chr. (nach Suhse), Mannus VIII, 1917, S. 189, Abb. 178.

Zu Urnenform Abb. 4 vgl. 3. B. Urnenfriedhof Königslutter (Braunschweig), Mannus VIII, 1917, S. 188, Abb. 164, ferner S. 186, Abb. 158, hier wie auch bei der erwähnten Urne von Gr. Steinum-Beienrode Abb. 148, die Verbreiterung des unteren Henkelansatzes.

Zu der Grübchenrosette vgl. wieder die Urne von Groß-Steinum-Beien-

¹⁾ „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen“ 1911, S. 7.

rode Abb. 148, die Urne von Königslutter Abb. 164; Urne aus Urnenfriedhof Stemmer, Kr. Minden (Westfalen), Mannus X, 1918, S. 110, Abb. 7 aus der beginnenden Eisenzeit. Diese Verzierung stammt offenbar aus dem ostdeutschen (illyrischen) Kreise. Pie, der in „die Urnengräber Böhmens“ eine größere Anzahl Gefäße der beginnenden Eisenzeit mit diesem Muster abbildet, leitet das Rosettenornament weiter ab aus dem hallstättschen Kulturkreise der Ostalpen und Ungarns (Sp. 72 u. 96).

Zu der Verzierung gegeneinandergestellter mit Schrägstrichen ausgefüllter Dreiecke (wie bei Urne Abb. 3) vgl. Urnenfriedhof von Königslutter, Mannus VIII, 1917, S. 190, Abb. 184.

Zu der doppelten Durchlochung des Schüsselrandes vgl. gleichartig durchlochte Schüsseln von Groß-Steinum-Beienrode (Mannus VIII, 1917, S. 175), ferner von Königslutter (Mannus VIII, 1917, 3. B. S. 186, Abb. 155).

Zu der Urnenform Abb. 5 vgl. meine Angaben Mannus X, 1918, S. 110; ferner noch 3. B. Urnenfriedhof der beginnenden Eisenzeit Zwintschöna, Saalkreis (Prov. Sachsen), Mannus V, 1913, Taf. XXX, Abb. 2 und 3.

Nach allem gehören also die Urnen von Warmßen in der Mindener Sammlung der beginnenden Eisenzeit, rund um 500 v. Chr. (etwa 6.—5. Jahrh. v. Chr.) an. Da die Urnen nahe beieinander standen und anzunehmen ist, daß der Hügel mehr Urnen birgt, so kann man noch nicht sagen, daß der ganze Urnenfriedhof dieser Zeit entstammt. Der ausgegrabene Teil ist also gleichzeitig mit dem jüngeren Teile der Urnenfriedhöfe von Stemmer und Nordhemmen Kr. Minden (vgl. Mannus X, 1918, S. 110) und mit den älteren der Hügelgräber bei Nienburg (Hannover), um benachbarte Fundorte anzuführen.

Sämtliche vier enthalten Urnen besaßen Deckschüsseln. Auch die Funde aus den früheisenzeitlichen Hügelgräbern der Loffumer Heide Kr. Minden (Mannus X, S. 113) sprechen dafür, daß das Bedecken der Leichenbrandurnen mit Schüsseln damals Brauch war. Sie sind mir dagegen nicht bekannt bei dem bronzezeitlichen Friedhofe von Wittenhufen Kr. Minden (Mannus X, S. 108), auch nicht bei sicher bronzezeitlichen Urnen von Stemmer Kr. Minden oder den neuerdings gefundenen bronzezeitlichen Urnen von einem Urnenfriedhof von Schleddebrück bei Gütersloh Kr. Wiedenbrück (Mus. Bielefeld), also einem recht südlich gelegenen Urnenfriedhofe der nordwestfälischen Gruppe. Es soll damit aber nicht gesagt sein, daß hier Deckgefäße am Ausgange der Bronzezeit noch gänzlich fehlen.

* * *

Als Nachtrag zu S. 113 meiner Arbeit in der Kossinna-Festschrift, Mannus X, 1918, sei bemerkt, daß während des Krieges gehobene Funde aus den Hügelgräbern der Loffumer Heide (Kr. Minden) in der Kreisammlung

zu Minden — nämlich Beigefäße mit abgesetztem Fuße, wie „Urnenfriedhöfe“ Abb. 4 und 5 (aus Hügelgräbern bei Nienburg), Urne Abb. 7, die nach Form und Verzierung Urne Abb. 3 verwandt ist, Bruchstücke von Bronzeohrringen mit herzförmigem Blatt, dazu Bruchstück einer Glasperle, Bruchstücke einer Latènesibel von Eisen (genauere Form unsicher), — erweisen, daß diese Hügelgräber aus der beginnenden Eisenzeit und der Latènezeit stammen.

Es sei auch noch darauf aufmerksam gemacht, daß das Mannus X, S. 109, Abb. 2 wiedergegebene Bronzerasiermesser von Wittenhusen (Kr. Minden) eine Verzierung am Rücken, wie es nach der Abbildung scheinen könnte, nicht besitzt.

Grabfunde der Latène-Zeit im Museum zu Mayen (Rhd.).

Don Peter Hörter.

Mit 10 Abbildungen.

An derselben vorrömischen Straße, Neuwieder-Becken—Mayen—Kelberg—Lüttich, an welcher der Mayener Geschichts- und Altertumsverein in den Jahren 1910 bis 1913 bei Gering-Kehrig das Gräberfeld der älteren Hallstattzeit aufdeckte¹⁾, liegen dort, wo diese Straße den Mayener Stadtwald erreicht, mehrere Gruppen Hügelgräber der älteren Latènezeit, die vom Verein im Jahre 1907 untersucht, aber bisher nicht veröffentlicht wurden.

Zwei Hügel liegen etwa 2½ km von Mayen im Distr. Stocktal in der Nähe der Stelle, wo die alte Straße die Straße Mayen-Monreal schneidet, im dichten Sichtenwald.

Der zuerst untersuchte Hügel hat einen Durchmesser von 16 m und eine Höhe, vom gewachsenen Boden aus gemessen, von 1,10 m.

35 cm in den gewachsenen Boden eingehauen fand sich ein Schieferplattenbelag von 150 × 120 cm. Auf den Platten lagen auf einer Seite an drei Stellen Kohlenhäufchen ohne Knochenreste, ein Eisenring, ein großer Nagel und Scherben von einem rot geblättern Gefäß. Im Hügel zerstreut wurden noch einige Scherben von demselben Gefäß gefunden und ein Stück von einem Steinbeil. Leider ließ sich das Gefäß nicht mehr zusammensetzen.

Ein zweiter Hügel in der Nähe hat einen Durchmesser von 15 m bei einer Höhe von 1,30 m.

In der Mitte des Hügels fand sich, auf den gewachsenen Boden aufgesetzt, ein bienenkorbbähnlicher, 50 cm hoher Hügel aus 10 cm dicken Tonwänden aufgebaut. Im Innern fanden sich nur Quarzstücke und Sand ohne

¹⁾ Veröffentlicht *Mammus* B. IV, V, VII.

jede Skelett- oder Brandspur. Um den kleinen Hügel lagen Scherben von verschiedenen Gefäßen der Latènezeit. Ob es sich hier um ein Grab handelt, konnte nicht festgestellt werden.

Eine weitere Gruppe von 12 Hügelgräbern derselben Zeit liegt etwa 3 km von Mayen und 2 km von dem Dorfe Kürrenberg im Mayener Stadtwald, Distr. Stich=rechts, dicht an der Straße Mayen-Kürrenberg. Einige 100 m links läuft die oben genannte vorrömische Straße vorbei. Alle Hügel wurden in demselben Jahre geöffnet und die Funde im hiesigen Museum geborgen.

1. Hügel Stich=rechts.

Der Hügel hat eine Höhe von 1,70 m und einen Durchmesser von 16 m. Ziemlich in der Mitte des Hügels, nur ein wenig in den gewachsenen Boden

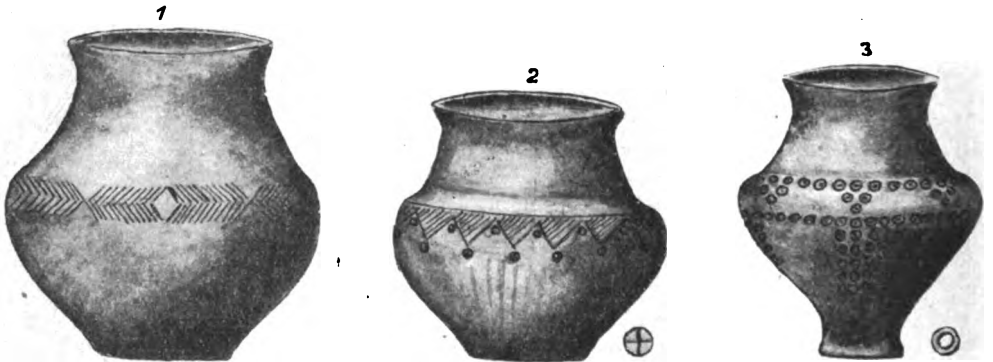


Abb. 1. Hügelgräber Distr. Stich rechts. $\frac{1}{4}$ natürlicher Größe.

eingetieft, stand eine 18 cm hohe, schwarz graphitierte Urne mit einem Fischgrätenband um den Bauch (Abb. 1 Nr. 1). Die Urne war mit kleinen Steinen umsetzt. In der Urne und um sie herum fanden sich mit Erde vermischte Holzkohlen, aber keine Knochen. Im Hügel fand sich noch eine größere Brandstelle und eine Partie Scherben.

2. Hügel.

Durchmesser 10 m, Höhe 1,80 m. Etwa in der Mitte des Hügels auf den gewachsenen Boden gestellt fand sich die Urne (Abb. 1 Nr. 2) mit von der Schulter abgesetztem Halse. Dieselbe ist geschwärzt und hat als Verzierung um den Bauch ein Band von hängenden schraffierten Dreiecken, dazwischen und an der Spitze jedes Dreiecks einen eingestochenen Kreis mit Kreuzstrich. Dicht neben der Urne lagen nach Süden zu auf einem Brandspuren zeigenden Steine ein Häufchen verbrannte Menschenknochen. Das Ganze war mit pyramidenförmig aufgesetzten Steinen überwölbt. In einer Tiefe von 70 cm von oben war der ganze Hügel mit Brandspuren durchsetzt.

3. Hügel.

Durchmesser 14,50 m, Höhe 1,80 m. In der Mitte auf dem gewachsenen Boden fand sich eine Lage von mit Erde vermischten Kohlen. Darüber stand eine schöne Fußurne von 16 cm Höhe (Abb. 1 Nr. 3). Als Verzierung laufen um den Bauch und den unteren Teil des Gefäßes aus kleinen Doppelkreisen gebildete wag- und senkrechte Reihen und Dreiecke. In der Nähe der Urne fand sich ein abgebrochenes Kurzschwert (Abb. 2 Nr. 9), noch 25 cm lang, Griffangel gebogen, mit Niete, 9 cm lang.

4. Hügel.

Durchmesser 12 m, Höhe 0,70 m vom gewachsenen Boden gemessen. In den gewachsenen Felsboden war 2,35 m lang, 0,80 m breit, 0,40 m tief ein Grab eingehauen, in der Richtung von Südwest nach Nordost mit Steinen umsetzt.

Vom Skelett keine Spur mehr vorhanden. Am Südwestrande lagen einige Holzkohlenstückchen. Nach der Mitte zu an jeder Seite auf einem Stein ein offener bronzenener Armring von 6 cm Durchmesser. In geringer Tiefe unter der Oberfläche fanden sich über den ganzen Hügel römische Gefäßscherben.

5. Hügel.

Durchmesser des Hügels 14 m, Höhe 2,20 m. Auch hier fand sich in der Mitte des Hügels in der Richtung von Ost nach West eine Vertiefung, 2,90 m lang, 0,80 m breit, 0,30 m tief, in den gewachsenen Boden eingehauen und mit Steinen umstellt, an den Enden in halbrunder Form. Am Ostende stand das Gefäß (Abb. 2 Nr. 4) von nur 10 cm Höhe mit eingeritztem Fischgrätenmuster auf der Schulter. 120 cm vom Westende lagen beieinander zwei dünne Bronzearmringe. 50 cm über der Grabsohle fanden sich einige Menschenzähne; sonst war vom Skelett nichts erhalten.

6. Hügel.

Durchmesser 10 m, Höhe 1,10 m vom gewachsenen Boden aus gemessen. Hier fand sich 15 cm tief ein Rechteck von 150 cm Länge und 70 cm Breite eingehauen, mit Steinen umstellt und überwölbt in der Richtung von Südwest nach Nordost. Auf dem Boden der Vertiefung lagen ungefähr in der Mitte beieinander zwei Bernsteinringe (Abb. 3 a), zwei bronzene offene Armringe, flach mit Mittelrippe auf der Außenseite von nur 4½ cm Durchmesser, ein geschlossener Ring von 6 cm Durchmesser und zwei Sibeln (Abb. 3 b). Nach den Maßen der Steinsetzung zu urteilen muß es ein Kindergrab gewesen sein.

7. Hügel.

Durchmesser 11,50 m, Höhe 1,40 m. In der Mitte des Hügels war eine Vertiefung von nur 10 cm in den gewachsenen Boden eingehauen in einer

Länge von 2,00 m und einer Breite von 0,65 m in der Richtung von West nach Ost. Auf dem Westende und noch ein Stück an der Südseite fortlaufend war eine 20 cm hohe Lehmschicht aufgesetzt. Am Ostende stand eine 15 cm hohe Urne (Abb. 2 Nr. 5) von grauer Farbe mit dicken Wänden. Als Verzierung laufen um den Bauch zwei Reihen eingestochener Punkte, dazwischen sind schräg gegeneinander gestellte Striche eingeritzt.

8. Hügel.

Durchmesser 13 m, Höhe 1,50 m. In einer Tiefe von 70 cm stieß man auf ein ziemlich gut erhaltenes Skelett in der Richtung von Nordwest nach

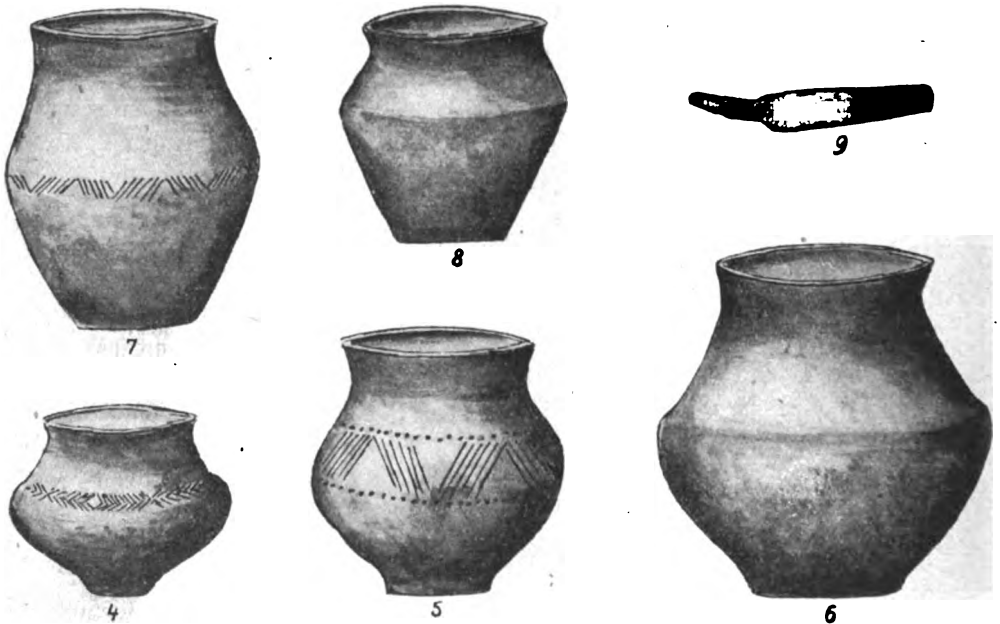


Abb. 2. Hügelgrab Distr. Stich rechts. $\frac{1}{4}$ natürlicher Größe. Kurzschwert $\frac{1}{8}$.

Südost, wahrscheinlich eine späte Nachbestattung. Außer einem Stückchen Eisen und einigen hart gebadenen unbestimmbaren Tonscherben fanden sich keine Beigaben. Das ursprüngliche Grab fand sich erst in einer Tiefe von 1,50 m und war hier 50 cm in den Felsen muldenförmig eingehauen. Als Beigabe fand sich eine 18 cm hohe schwarzbraune Urne (Abb. 2 Nr. 6) ohne Verzierung. Richtung der eingegrabenen Mulde Südwest—Nordost. Auch hier war vom Skelett nichts mehr erhalten. Dieser Hügel bestand ausnahmsweise aus mit Felsstücken vermischter Erde, die anderen aus feiner lockerer Erde.

9. Hügel.

Unter einem Hügel von 11 m Durchmesser und 1,25 m Höhe war auch hier ein Grab 20 cm tief in einer Länge von 2,40 m und einer Breite von 0,80 m in den Felsen eingehauen in der Richtung von Nordwest-Südost. Am Nordwestende stand ein 17 cm hoher, roh gearbeiteter Topf (Abb. 2 Nr. 7) mit dicken, mit Quarzstückchen vermischten Wänden. Nach der Mitte zu lag auf jeder Seite ein dünner Armring aus Bronzedraht von $6\frac{1}{2}$ cm Durchmesser.

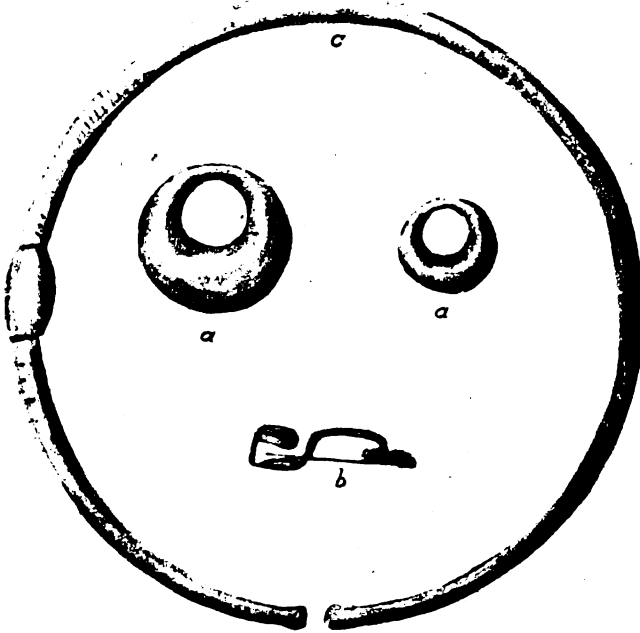


Abb. 3. Bronzering etwas weniger als die Hälfte natürlicher Größe. Sibel und Bernsteinringe $\frac{2}{3}$ natürlicher Größe. Distr. Stich rechts.

10. Hügel.

Kleiner niederer Hügel von nur 8 m Durchmesser und 0,80 m Höhe. Das eigentliche Grab war 20 cm in den Felsen eingehauen in der Richtung von Nordwest nach Südost in einer Länge von 2,40 m und einer Breite von 0,70 m. Vom Nordwestende aus 60 cm lag ein ganz schwach gerippter, massiver Bronzehalsring mit Anschwellung an einer Seite (Abb. 3c). Bei dem Halsring lagen sechs kleine Bronzeringelchen von nur 2 cm Durchmesser; 50 cm vom Halsring nach der Mitte zu lag auf jeder Seite ein flacher Armring von 6 cm Durchmesser und ein Eisenmangel.

11. Hügel.

So ziemlich in der Mitte des Hügels, der einen Durchmesser von 12 m bei einer Höhe von 1,20 m hatte, lag auf dem gewachsenen Boden ein Häufchen verbrannter Knochen mit Steinen umsetzt und überwölbt ohne sonstige Beigaben.

12. Hügel.

Kleinster Hügel von 6 m Durchmesser und 0,60 m Höhe. Unter einer Steinpackung war in den Boden ein Grab von 1,75 m Länge, 0,70 m Breite 20 cm tief eingehauen in der Richtung von Nordwest nach Südost. 80 cm von der Nordwestseite lag ein Bronzering von 6 cm Durchmesser. Am Südostende stand ein roh gearbeiteter Becher mit scharf vom Bauch abgesetztem Halse (Abb. 2 Nr. 8).

Hügelgräber Distr. Liebroth.

Wenn wir auf der Straße Mayen—Kürrenberg—Kelberg weiter gehen, beginnt dort, wo auf der rechten Seite der Weg nach Kürrenberg abgeht, der Distr. Liebroth, zum Mayener Hinterwald gehörig. So ziemlich in der Mitte des Distr. liegen im Buchenwalde zwei große Hügel.

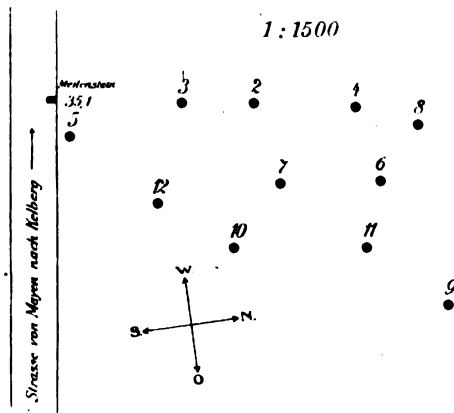


Abb. 4.

Der erste Hügel hat etwa 18 m Durchmesser bei einer Höhe von nur 1,30 m. In einer Tiefe von 50 cm stieß man auf eine etwa 10 cm starke, sich fast über den ganzen Hügel erstreckende Brandschicht. Hier fanden sich einige Bronzenagelköpfe und ein kleines Kügelchen. Auf der Sohle des Hügels war eine Mulde von 25 cm Tiefe in den Boden eingehauen. Hier standen nebeneinander zwei schwarzbraune Urnen (Abb. 5). Die Urne mit kantigem Bauch enthielt die Leichenbrandreste. Neben dieser standen aufrecht zwei Steine. In der auf der Abb. 5 links wiedergegebenen Urne fanden sich einige

Hafelnüsse. Die auf dem Halse der Urnen als Verzierung angebrachten hängenden Dreiecke mit Kautenmuster sind tief eingestochen; Höhe der Urne 24 und 25 cm.

Der zweite Hügel liegt in der Nähe nach Osten zu und hat einen ungefähren Durchmesser von 26 m bei einer Höhe von 2,50 m. Die Oberfläche ist vielfach durchwühlt und es hat den Anschein als wären früher schon hier Schatzgräber bei der Arbeit gewesen. Obschon nach zwei Richtungen ein 4 m breiter Graben durch den Hügel gegraben wurde, fanden sich nur zerstreute Brand- und Knochenreste und eine eiserne Pfeilspitze.

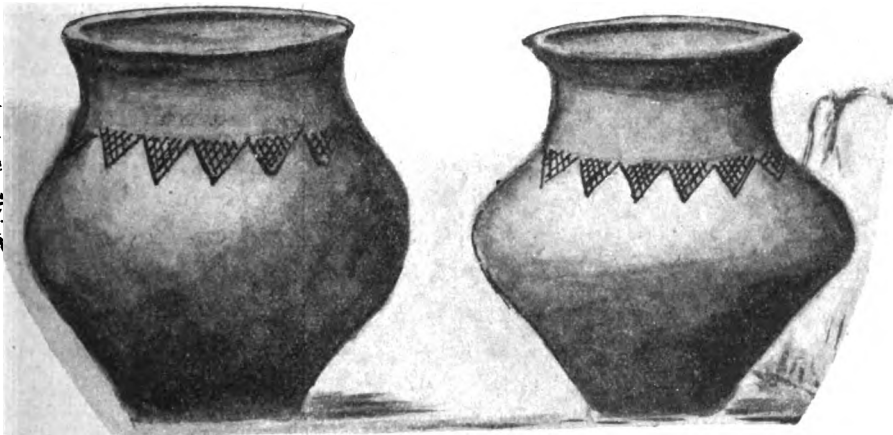


Abb. 5. Hügelgrab Distr. Liebroth. $\frac{1}{5}$ natürlicher Größe.

Hügelgrab im Mannebacher Gemeindefeld.

Mit der Provinzialstraße Mayen—Kelberg—Lüttich läuft die vorrömische stellenweise in der Nähe parallel, teils auf demselben Bett, teils schneidet die alte Straße Schleifen der neuen ab. Wenn wir nun von Kürrenberg auf der Provinzialstraße weiter wandern, haben wir zu beiden Seiten Hügelgräbergruppen der Hallstatt-, Latène- und römischen Zeit. Verschiedene davon wurden schon vom Verein aufgedeckt und die Funde wurden ins Mayener Museum gebracht. Von den Hügeln der Hallstatt- und römischen Zeit will ich jetzt nicht schreiben, sondern nur einen Grabfund der Latènezeit erwähnen, der zwar nicht vom Verein gehoben wurde, aber von einem Waldarbeiter, der schon öfter beim Aufdecken eines Hügels behilflich gewesen war. Von Kürrenberg an derselben Straße 13 km weiter liegt der Ort Boos. 2 km hinter Boos lagen auf der rechten Seite der Straße im Felde zwei jetzt eingeebnete Hügel der mittleren Hallstattzeit. Die Beigaben des einen befinden sich im Mayener Museum.

Etwas weiter links beginnt der Mannebacher Gemeindefeld. Hier liegen mehrere Gruppen von Hügelgräbern der drei genannten Perioden.



Abb. 6. Hügelgrab Mannebach.
Etwa $\frac{1}{4}$ natürlicher Größe.

Bei Wegearbeiten wurde nun ein Hügel angeschnitten. Er war nach den Angaben des betreffenden Arbeiters 1,30 cm hoch (der Durchmesser wurde nicht gemessen). In der Mitte des Hügels war ein Loch von 25 cm Tiefe in den gewachsenen Boden eingegraben. Hier lag eine zerdrückte Urne und gleich daneben ein Häufchen angebrannter Knochen. Aus den uns gebrachten Scherben ließ sich das schlanke Gefäß, Abb. 6, zusammensetzen.

Grabfund von Polch.

Ein Grabfund der mittleren Latènezeit wurde uns im Jahre 1912 aus Polch überbracht. Auch dieser Ort liegt an der öfter genannten vorrömischen Straße von Mayen aus nach dem Rheine zu, 10 km von Mayen. Der Fund wurde im angebauten Felde gemacht, nach Angabe des Finders 1 m tief. Die Sachen hätten in schwarzer Erde gelegen; 1 m davon wäre in der-



Abb. 7. Polch. $\frac{1}{6}$ natürlicher Größe.

selben Tiefe ein Pferdeschädel gefunden worden. Der Fund besteht aus zwei schön profilierten Fußurnen mit gewölbtem Boden, wie Abb. 7, und fünf Bronzeringen (Abb. 8). Ein Bronzering hat einen Durchmesser von $11\frac{1}{2}$ cm und zwei einen Durchmesser von $7\frac{1}{2}$ cm; alle drei sind aus einem 3 mm starken

Bronzedraht gefertigt mit Ösen an jedem Ende (Abb. 8 a). Ein vierter offener Bronzering mit einem Durchmesser von 52 mm zeigt leicht einge-

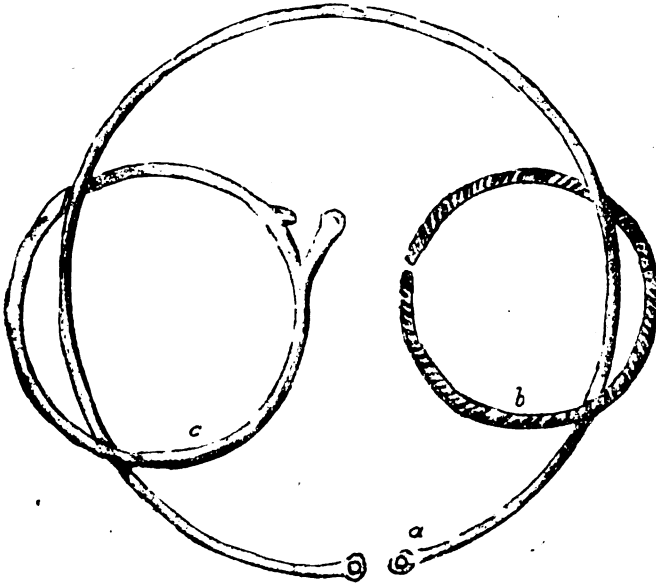


Abb. 8. Polch. $\frac{2}{3}$ natürlicher Größe.

schnittene Windungen (Abb. 8 b) und der letzte geschlossene Ring hat zwei sonderbare Ansätze, wovon der längere wie ein Vogelföpfchen aussieht (Abb. 8 c) [wohl unbeseitigte Gußzapfen? G. K.]

Grabfund aus Kruft.

Unsere beiden zuletzt noch zu beschreibenden Sunde führen uns an die römische Straße Andernach—Mayen—Trier, die, nach den Sunden zu urteilen, auch schon auf einer vorrömischen Straße angelegt wurde.

Das eine Grab wurde schon im Jahre 1887 von Herrn Baurat de Witt gehoben und das daraus aufbewahrte Schwertstück vor einigen Jahren von diesem Herrn dem hiesigen Museum geschenkt.

Die Fundstelle liegt in der Nähe des Ortes Kruft, von Mayen halbwegs nach Andernach. In einer Tiefe von 30—40 cm stieß man auf eine Tuffsteinplatte. Nach dem Aufheben der Platte zeigte sich in die Bruchschicht (sandigen Tuff) eine Vertiefung von etwa 35 cm eingehauen. Hier lagen Reste einer Urne mit Knochen und Asche und der untere Teil eines Schwertes von noch 21 cm



Abb. 9.
 $\frac{1}{4}$ nat. Gr.
Kruft.

Länge. Das Schwertende steckt in einer Eisenscheide, deren äußere Seite ganz mit Bronzeblech belegt ist (Abb. 9). Es gehört in die frühe Latènezeit (4. Jahrhundert).

Hügelgrab bei Kaiserseßch.

An derselben Straße nach Trietz zu bei Kaiserseßch im Gemeindewalde des Dorfes Eulchem liegen viele Hügelgräber, welche zum Teil schon durchwühlt sind. Nach Angabe des früheren Kaiserseßcher Lehrers Zender sollen die meisten aus der Steinzeit stammen. Einzelne Steinwaffen aus diesen Hügelgräbern sollen ins Bonner Provinzialmuseum gekommen sein. Gesehen habe

ich nichts davon. Nur ein Hügel wurde im Jahre 1906 vom Mayener Altertumsverein aufgedeckt. Die dort gefundenen Waffen gehören der Latènezeit an und werden im Vereinsmuseum aufbewahrt. Es ist ein großer, oben flacher Hügel von 1,70 m Höhe, dessen Durchmesser, da er ganz allmählich in den Waldboden übergeht, nicht festgestellt werden konnte. Anscheinend nicht in der Mitte fand sich auf dem gewachsenen Boden eine Brandschicht mit Quarzsteinen umlegt. Hier lagen beieinander ein eiserner Dolch und zwei Speerspitzen, rundum verschiedene Eisenbandstücke, einzelne mit Loch, andere mit Niete, wahrscheinlich zu einem Kastenbeschlag gehörend (Abb. 10).

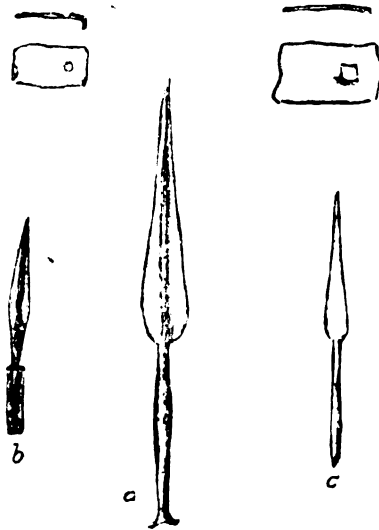


Abb. 10. Aus Hügelgrab Kaiserseßch. Etwa $\frac{1}{4}$ natürlicher Größe.

Der zweischneidige Dolch mit Mittelrippe (Abb. 10a) hat eine Länge von 26 cm, wovon 15 cm auf die Klinge entfallen. Der in der Mitte etwas verdickte Griffdorn hat an dem Ende zwei dünne Ausläufer, die zum Festhalten des Holzgriffes dienten. Der 13 cm lange Speer (Abb. 10 b) hat einen dünn zulaufenden Griffdorn, der in einem Holzstäbchen steckt und in diesem wieder in einer Eisenhülse. Der andere hat eine Länge von 14 cm mit dem Dorn. Auch an diesem haften Holzteile. Eine zweite Brandstelle zeigte sich im Hügel 2,50 m nach Osten zu in einer Tiefe von 1 m aber ohne jede Beigabe.

Mit vorstehend beschriebenen Grabinventar aus 18 Gräbern ist alles aus der frühen und mittleren Latènezeit im Mayener Museum Vorhandene aufgezählt. Es sind dort zwar noch die Flachgräberfunde aus Ettringen und Kottenheim zum Teil, aber diese gehören allem Anscheine nach einem rein

germanischen Volksstamme an und deshalb wird deren Veröffentlichung einer späteren Zeit vorbehalten. 16 Grabfunde wurden in Hügeln, 2 im beackerten Felde gehoben. Doch diese werden wohl ursprünglich auch Hügelgräber gewesen sein. Zum Teil waren es Brand-, zum Teil Skelettgräber. Wenn auch in den Hügeln Stich rechts bei Grab 4—5—6—7—8—9—10 und 12 vom Skelett nichts mehr zu finden war, deuten doch die Grabanlagen und die Lage der Schmuckstücke ganz sicher auf Leichenbestattung hin.

Die Hügel bestehen fast alle aus sehr feiner lockerer Erde. Es sieht aus, als hätte man Rasenstücke abgehoben und diese über dem Grabe aufeinander geschichtet. In einem derartig locker aufgesetzten Hügel war wegen des Luftdurchzuges die Leiche schnell der Verwesung ausgesetzt.

Bei acht Bestattungen liegt sicher Leichenbrand vor. Bei dem an zweiter Stelle beschriebenen Hügel, Distr. Stockthal, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob Skelettgrab, Brandgrab oder ob überhaupt ein Grab vorliegt. Bei den drei nicht vom Verein gehobenen Gräbern in Polch, Mannebach und Kruft scheint es sich ebenfalls um Leichenbrand zu handeln. Es liegen also mehr Brand- als Skelettbestattungen vor.

Es ist auch zu beachten, daß wir uns hier so ziemlich auf der Grenze zwischen Skelett- und Brandbestattung in der jüngeren Eisenzeit befinden, denn unterhalb Andernach sind aus dieser Zeit keine Skelettgräber mehr bekannt, während im nahen Neuwieder Becken und noch weiter den Rhein hinauf in der älteren Latènezeit fast nur Skelettgräber vorkommen¹⁾.

Ebenso steht es mit der Keramik. Zunächst fällt auf, daß die vom Neuwieder Becken aus beiderseits des Rheines aufwärts bis zum Nedar und auch im Trederergebiet so häufig vorkommenden Glaschurnen bisher hier ganz fehlen, obgleich sich bei den anderen hier gefundenen Gefäßen Seitenstücke in Form und Verzierungsweise mehrfach finden. Auch gleichen unsere beiden Urnen der mittleren Latènezeit aus Polch (Abb. 7) einer solchen aus Aaregg²⁾ (Schweiz) so sehr, daß man glauben könnte, alle drei seien von einer Hand verfertigt worden.

Es scheint mir, daß die Gefäßformen des Trierer und Birkenfelder Gebietes den unserigen mehr gleichen als die Gefäßformen aus dem Neuwieder Becken und weiter den Rhein aufwärts. Vergleiche besonders die Suburnen bei Hettner, Führer durch das Prov.-Museum zu Trier S. 124, Nr. 11 und 13 und S. 128, Nr. 4 und 6 mit unserer Abb. 1, Nr. 3. Aber auch am Niederrhein kommen in den Hügelgräberfeldern der Späthallstattzeit im Sieg-Wuppergebiet Graburnen vor, die sowohl in Form wie in der Verzierung mit den hier gefundenen viele Ähnlichkeit haben³⁾.

¹⁾ Vgl. Günther: Mannus Bd. III, S. 26 ff. und Bonner Jahrbücher Heft 119.

²⁾ Schumacher: Prähist. Zeitschr. Bd. VI, S. 237, Abb. 3.

³⁾ Rademacher: Mannus Bd. IV, Taf. XXIV und XXV.

Wir haben es also hier, nach den Brand- und Skelettgräbern und auch nach der Keramik zu urteilen, mit einer Mischkultur zu tun. Waffen kommen nur dreimal als Grabbeigaben vor. Ebenso fehlen die sonst so häufigen Schalen gänzlich.

Zum Schluß will ich noch mitteilen, wie sich in der Umgebung von Mayen nach den bisherigen Ausgrabungsergebnissen die Skelett- und Brandgräber verteilen.

Ältere und mittlere Hallstattzeit haben nur Brand-, jüngere Hallstattzeit hat nur Skelettgräber; ältere Latènezeit Brand- und Skelettgräber zusammen. Das eine Grab der mittleren Latènezeit aus Pösch war anscheinend Brandgrab. Spätlatènezeit oder germanische Zeit und römische Zeit bis ins 4. Jahrhundert zeigen nur Brandgräber, letztere mehrmals durch Münzen Konstantins I. bestimmt. Von da an, und durch die ganze Frankenzzeit herrschen nur mehr Skelettgräber.

III. Bücherbesprechungen.

Koffina, Geheimrat Professor Dr. Gustaf, Altgermanische Kulturhöhe, ein Kriegsvortrag. Die **Nornen**, 2. Heft, Januar 1918. Sonderabdruck. Preis 1 Mk.

Ein echter Kriegsvortrag, noch mitten aus dem Kampf der Geister in freudigem Einsetzen für unser Volkstum und schlagfertiger Abwehr feindlicher Angriffe geboren, und wenn auch nach dem jähen Umschwung jetzt wohl hier und da überholt, so doch in seinen Tatsachen und wissenschaftlichen Schlußfolgerungen von bleibendem Wert.

Der Ingrim über die schon vor dem Weltkriege einsetzenden Verleumdungen der Deutschen seitens unserer Feinde hat den Verfasser veranlaßt, einmal von seinem Betrug aus kräftig darzulegen, wie es denn eigentlich mit dem Vorwurf unserer Barbarei und Kulturfeindschaft in Wirklichkeit bestellt ist, wenn man ohne politische Voreingenommenheit die Zeugnisse der Geschichte und Altertumskunde befragt. Zuerst wird scharf gegen die Behauptung Salandras Stellung genommen, daß Deutschland gegenüber Italien um zweitausend Jahre kulturell rückständig sei. Das mußte den temperamentvollen Verfasser der Deutschen Vorgeschichte natürlich in Harnisch bringen und zu dem leichten Nachweis anfeuern, daß die mittelländische Rasse Süd- und Mittelitaliens mit den Merkmalen eines unruhigen Herdenvolkes so wenig wie die ruhigere, aber wenig unternehmungslustige alpine Rasse Norditaliens dem Lande eigenen Kulturfortschritt gebracht hat. Italien ist in der Steinzeit erstaunlich armselig, verglichen mit den vielgestaltigen Verhältnissen Mitteleuropas, von wo in der Bronzezeit erst indogermanische Stämme durch Tirol und über den Isonzo nach Italien zogen und das Land an der höheren mitteleuropäischen Kultur teilnehmen ließen. In nordischer Kernkraft übertrafen diese Einwanderer mit streng bäuerlicher Zivilisation bald das etruskische Städtevolk und bildeten das römische Weltreich, aber schließlich verbrauchte sich die dünne Herrenschicht und die Führung gelangte wieder an die lange niedergehaltene Urrasse. Noch zweimal ist indessen von Norden her neuer Zustrom kulturschöpferisch für Italien geworden, einmal durch Goten und Langobarden in der Völkerwanderung, dann nach deren Einschmelzung in die städtische Kultur Italiens durch die von derselben Oberschicht hauptsächlich heraufgeführte Renaissance. Seitdem hat das unzuträgliche Klima, der große Verbrauch im Kriege und das Aufhören der deutschen Römerzüge den Zustrom nordischen Blutes aufhören und in Italien einen Rückgang kulturschöpferischer Leistungen eintreten lassen. Selbst der patriotische römische Anthropologe Sergi muß die Überlegenheit Norditaliens zugeben und führt sie u. a. auf die lange Herrschaft Österreichs daselbst zurück.

Streilich hat bei uns selbst bis in die jüngste Zeit das Vorurteil geherrscht, unsere Vergangenheit sei kulturlose Wildheit gewesen, da doch das sog. finstere Mittelalter das farbenfrohe Ritterleben, die blühende Städteentwicklung, die von germanischen Altfranken in Nordostreich ausgehende Kunst der Gotik aufzuweisen hat. „Gotisch“ hat man aber

ebenso leichtfertig für barbarisch erklärt, wie man die „Wandalen“ fälschlich zu rohen Plünderern gestempelt hat, und besonders gefallen sich die Romanen darin, die staatenbildenden, kulturfördernden Germanen als „Barbaren“ zu brandmarken.

Darum wird im Hauptteil des Vortrages mit wohlthuender Wärme, die aus aufrichtiger Freude an den prächtigen Altertümern unserer Vorzeit auflodert, die Höhe der deutschen Kultur von der Völkerwanderung bis in die früheren Perioden zurückverfolgt, wobei der Eindruck des schweren Rüstzeuges der Wissenschaft vermieden und doch das Gefühl erweckt wird, daß man sich überall auf dem sicheren Boden der Endergebnisse befindet, die nur aus umfassenden Forschungen gewonnen werden konnten. Mündet der Kunststil der Völkerwanderung auf flandrisch-niederfränkischem Boden im 13. Jahrhundert in die Gotik aus, so fußt diese doch auf dem fälschlich romanisch genannten Stil des 10. bis 12. Jahrhunderts, der wiederum eng mit der lombardischen Kunst des 8. bis 10. Jahrhunderts zusammenhängt. Nun ist aber der germanische Kunststil der Völkerwanderung selbst durch die Goten geschaffen worden, die um 180 n. Chr. von der Weichselmündung ans Schwarze Meer gezogen waren und aus der griechisch-orientalischen Mischkunst daselbst in Verbindung mit eigenen Motiven einen neuen nationalen Stil bildeten, der sich dann durch Südrußland und Ungarn zu allen germanischen Stämmen bis Skandinavien und Spanien in Sonderbildungen verbreitete. Prachtstücke verdanken wir der gotischen Goldschmiedekunst, die uns die Nibelungensage erst verständlich macht, mit ihrem Reichtum an Edelsteinen, feinsten Filigranarbeit und mannigfaltigen Formen. Diese Kunst hat keine Seitenstücke im klassischen Süden, aber auch die vorhergehende „römische“ Periode der deutschen Vorgeschichte zeigt keineswegs, wie früher angenommen wurde, eine starke Beeinflussung der angeblichen Barbaren durch die höhere klassische Kultur. Wir kennen kaum einen Abschnitt unserer Vorgeschichte aus antiken Schriftquellen und eigenen Bodensunden besser, aber nirgends tritt die Selbständigkeit der Germanen deutlicher hervor als gerade im Kriegswesen. Den schweren Waffen der Römer entsprechen die Trukwaffen der Germanen ungefähr, die Schutzwaffen jedoch nicht, da die Germanen nach Charakter und Kampfweise sie mutig verschmähten. Im Seewesen erwiesen sie sich den Römern durchaus überlegen. Da sie seit der Steinzeit in der Ostsee allezeit Seefahrt getrieben, wofür auch die zahlreichen uralten germanischen Bezeichnungen für das Seewesen sprechen, brachten sie es zu hoher Vollkommenheit, wie schon die nordischen Felsenzeichnungen und die erhaltenen unvergleichlichen Funde des Nydambootes und der Wikingerschiffe, insonderheit des Osebergsschiffes, durch den Augenschein beweisen.

So könnte man mit Leichtigkeit auch auf anderen Gebieten die Selbständigkeit der Germanen in jener Zeit nachweisen, doch scheint besonders wichtig, wie das antike Rom im Vergleich zum modernen Italien und den heutigen welschen Völkern über unsere Vorfahren geurteilt hat. Gewiß waren die Germanen die gefährlichsten und gefürchtetsten Feinde Roms, aber gerade darum beschäftigte sich die öffentliche Meinung nun auch am eingehendsten mit ihnen, und mit herzlichster Freude und vaterländischem Stolz dürfen wir Nachkommen feststellen, daß sich überall nur hohe Achtung, ja Bewunderung ausdrückt. Tacitus hat in der Literatur nicht etwa als vereinzelter Schwärmer die Germanen günstig beurteilt, sondern er vertritt die herrschende Meinung der höchsten politischen Kreise. Und erst recht spielen die Germanendarstellungen in der griechisch-römischen Kunst eine durchaus edle, vornehme Rolle. Sowohl der Kopf des Basterners im Brüsseler Museum wie die bekannte sog. Thusnelda in Florenz, die Kossinna für eine Basternia halten möchte, die Darstellungen auf den Zinnen des Triumphbaues von Adamklissi in der Dobrußsca, für dessen möglichste Schonung im letzten Kriege sich der Verfasser beim Feldmarschall Madensen mit Erfolg bemüht hat, endlich die Darstellungen auf der Trajanssäule und der Gemma Augustea zeigen nicht nur eine hohe Achtung vor der Schönheit und Würde der Germanen, sondern auch eine ganz auffällige Abweichung von der Darstellung anderer als

niedrigere Barbaren gekennzeichneten Stämme. Die Germanen waren also zur Römerzeit kein Volk von halbnaekten Wilden, sondern im Gegensatz zu den unter anderen Zuständen lebenden Römern zwar nur ein einfaches Bauernvolk, aber von großer Körperlichkeit, geordneten staatlichen und hohen sittlichen Verhältnissen.

Es ist beschämend, daß noch deutsche Forscher, wie Meißner, die Germanen um Christi Geburt für Wanderhirten erklären wollten, so daß sie keine festen Wohnungen gekannt und bei dieser große Strecken Landes fordernden Wirtschaftsform etwa 200000 Seelen umfaßt hätten. Besser wird den Verhältnissen, daß ein so schwaches und verstreutes Volk die Römer schwerlich hätte besiegen können, die Annahme gerecht, daß etwa 250 auf die Quadratmeile kämen und im ganzen vielleicht drei oder vier Millionen zu errechnen wären. Selbst Ansiedlungen kannte ferner schon die Steinzeit, aus der wir nicht nur größere Burg- und Sessungsanlagen, sondern ganze Dörfer mit viereckigen und ovalen Bauten in Sachwert und Pfostenhäusern kennen, z. B. bei Heilbronn. Ganz falsch ist weiter die Ansicht, daß nach antiken Schriftstellern die Germanen erst durch die Römer den Ackerbau übernommen hätten, insonderheit den Anbau der Gerste, um möglichst viel Bier zu brauen und sich möglichst oft zu berauschen. Ein Zechervolk kann aber auf die Dauer kein Heldenvolk sein, und weil es eben in Wirklichkeit anders war, haben die mannhaften Germanen das Römerreich erobert und die eingangs erwähnten Blüten des Kunstlebens getrieben; zudem kann vielseitiger Getreidebau, darunter auch der der Gerste, bereits beim Übergang zur jüngeren Steinzeit durch die Kunde nachgewiesen werden. Und wenn früher der Grundsatz galt, nach der Formel ex oriente lux müßte jeder Fortschritt, also auch der Getreidebau aus dem Morgenlande zu uns gekommen sein, so wird am Beispiel der Hirse das Gegenteil erwiesen. Seit der Steinzeit kennen wir die deutsche Rispenhirse und die italienische Kolbenhirse, und wenn letztere wohl aus dem Mittelmeergebiet stammt, so ist es noch nicht gelungen, für jene das Ursprungsland nachzuweisen, schwerlich aber dürfte es Rußland sein, denn nach Polen und der Ukraine gingen wohl von den steinzeitlichen Indogermanen drei Züge aus, die übrigen Gebiete aber waren in der Steinzeit von einer dürftigen Jäger- und Fischerbevölkerung bewohnt, die dem Westen keine Ackerbaupflanze übermitteln konnte.

Auch die Sprachwissenschaft lehrt, daß die Namen der Getreidearten bei den Germanen uraltes Sprachgut sind und auch deshalb nicht von den Römern erst mit der Sache überliefert sein können, vielmehr waren Hafer und Roggen bereits seit der Bronzezeit in Mitteleuropa bekannt, während die Römer sie erst später von dort entlehnten, gerade wie den Räderpflug. Selbst in der Obstzucht soll nach allgemeiner Annahme alles edle und zahme Obst den Römern zu verdanken sein, in Wirklichkeit aber kannten die Germanen außer wilden Kirschen, Birnen, Pflaumen, Nüssen und Beerenobst schon in der Steinzeit kleinere und größere Äpfel, Edelobst dagegen ist erst seit dem 5. Jahrhundert nach Chr. gepflanzt worden, allgemeiner erst durch die Zisterzienserklöster. Auch die Viehzucht mit dem Zweck der Gewinnung von Milch, Fleisch, Wolle und Häuten ist eine Errungenschaft bereits der jüngeren Steinzeit, die aus den einheimischen Wildrassen schon Schaf, Ziege, Schwein und Rind zu züchten verstand, ja sogar das Pferd schon als Haustier besaß, wie Tremsenknebel aus Hirschgeweih in steinzeitlichen Wohnstätten und ein mit Feuersteindolch kunstgerecht getrossener Pferdeschädel beweisen. Dagegen brachten einwandernde Arier erst im 18. Jahrhundert vor Chr. das Pferd nach Babylonien und von da nach Ägypten und in den kretisch-mykenischen Kreis.

Schließlich sind Wolle und Glas nach Ausweis zahlreicher Spinnwirtel und Spulen schon seit der Steinzeit verarbeitet, und die Baumfärge haben uns die abwechslungsreiche und malerische Tracht der Männer und Frauen aus der Bronzezeit wunderbar erhalten. Die Gefäßkunst der nordischen Steinzeit war so eigenartig, daß man ihr Ausstrahlen in die Donaulandschaften deutlich verfolgen kann, aber erst nach der Gewinnung von ganz Mittel-

deutschland drangen die Nordindogermanen zu Beginn der Bronzezeit in die südlichen Halbinseln Griechenlands und Italiens ein. Wie kümmerlich die Kultur der Steinzeit dort gewesen ist, war schon zu Anfang erörtert worden.

So also sehen die Kulturbeziehungen der klassischen Südländer zu den Germanen in Wirklichkeit aus und man könnte die eben erwähnte Ausdehnung die erste germanische Völkerwanderung um 2000 vor Chr. nennen, der 400 nach Chr. die andere bekanntere folgte. Die während des Krieges noch gehegte Hoffnung auf eine abermalige Ausbreitung nach Südosten ist heute freilich getäuscht worden, aber die Erkenntnis unserer so lange und zielficher behaupteten Machtstellung darf uns nicht entmutigen, und vielleicht ist der erhoffte Zuwachs an Deutschösterreich auch nach kulturgeschichtlicher Seite nicht geringer anzuschlagen.

Prof. Dr. E. Walter-Stettin.

Emile Mâle, Studien über die deutsche Kunst. Herausgegeben mit Entgegnungen von Paul Clemen, Kurt Gerstenberg, Alfred Göhe, Cornelius Gurlitt, Arthur Haseloff, Rudolf Kautsch, H. A. Schmid, Josef Strzygowski, Geza Supta, Oskar Wulff von Otto Grautoff. Leipzig 1917. 3 Mk.

Der Deutsche ist in der Wissenschaft die objektive Betrachtungsweise gewöhnt, die der Erkenntnis der Wahrheit dient. Es kommt nicht vor, selbst jetzt nicht im Kriege, daß einmal jemand unter uns die Wissenschaft zu politischen Zwecken mißbraucht, oder daß die politische Gesinnung von Einfluß ist auf die Ergebnisse der Forschung.

Anders im Lager unserer jetzigen Gegner. Dort hat der Krieg die Gemüter sonderbar erhitzt und die Köpfe verwirrt. Von dieser neuen Krankheit sind sogar Vertreter der Wissenschaft ergriffen, so daß ihnen die Objektivität abgeht und die nationalistische Brille das Licht der Wahrheit verdunkeln läßt.

Selbst Emile Mâle, der kenntnisreiche französische Kunsthistoriker, der vor dem Kriege auch in Deutschland geachtet war, ist in die Reihen derer getreten, die jetzt mit einem Male entdecken, was für ein geringwertiges und verabscheuungswürdiges Wesen der Deutsche ist. Er sucht aus seinem Arbeitsfeld heraus den Nachweis zu erbringen, „daß Deutschland auf dem Gebiete der Kunst nichts erfunden hat“, um damit die „Untersuchungen“ anderer zu ergänzen oder zu bestätigen.

Otto Grautoff verdanken wir die Übersetzung und Wiedergabe dieser Schrift in den „Monatsheften für Kunstwissenschaft“. Eine Anzahl deutscher Gelehrter ist seiner Aufforderung nachgekommen, sich zu der Schmähschrift — eine solche ist sie zwar nicht ihrer Form nach, aber gemäß ihres Inhaltes und Zweckes — zu äußern. Arbeit und Antworten zusammen sind als Sonderabdruck käuflich und verdienen Beachtung und weitgehende Verbreitung. Nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen und nicht aus wissenschaftlichem Interesse, sondern lediglich als Beitrag zur Kenntnis des gegenwärtigen Geisteszustandes eines wissenschaftlichen Arbeiters jenseits unserer Kampffront.

Einen wissenschaftlichen Wert haben die Ausführungen Mâles nicht. Gleich zu Anfang entschlüpfen ihm die Sätze: „Nachdem die Söhne das Wert ihrer Väter entehrt haben, ist uns alles dort feindlich geworden. Ist es nötig, ja ist es billig, den Leser von einer Kunst zu unterhalten, für die man nicht mehr die innere Sympathie empfindet, die doch den Anfang jeglichen Verstehens bildet?“ Sehr unvorsichtig ist diese Äußerung des Franzosen, mit der er gesteht, daß eine sachliche Betrachtung, zu der doch nun einmal verständnisvolle Hingabe gehört, nicht von ihm erwartet werden darf. Und er erklärt damit außerdem, daß es keinen Zweck hat, sich mit ihm über die in Rede stehenden Dinge auseinanderzusetzen.

In der Einleitung sagt Mâle: „Deutschland hatte die Annäherung, sich für das große schöpferische Volk zu halten; es muß ihm gezeigt werden, daß es sich irrt“. Das bedeutet

mit anderen Worten und im Sinne der darauffolgenden „Beweisführung“: Die deutsche Wissenschaft ist darauf ausgegangen, vieles — wenn nicht alles Bedeutame auf der Welt vorhandene — als Schöpfung germanischen Geistes hinzustellen, ganz gleich, ob beweisbar, oder ob dieses Ziel nur durch Entstellung der Tatsachen zu erreichen ist.

Der Reid muß Måle lassen: er führt diese Aufgabe mit bewundernswertem Geschick durch, so daß — und darin liegt für uns die Gefahr — der laienhafte Leser ihm Recht geben wird. Anders freilich der Sachmann; er sieht sofort, wie alles für einen einzigen Zweck zurechtgestuft ist, wie ganze Reihen angesehenen deutscher Forscher totgeschwiegen und andere, deren Ergebnisse längst abgelehnt oder überholt, an den haaren herbeigezogen werden.

Hat irgendwo einmal ein Deutscher irgend eine Erscheinung der germanischen oder der deutschen Kunst als Schöpfung dieser Völker hingestellt und nicht als Entlehnung von anderswo, so wird er von Måle als Beweis seiner These herangezogen. Daß soundsoviele Nichtdeutsche — darunter auch Franzosen — ebenso eingetreten sind für die Schöpferkraft der Germanen, wird verschwiegen, obwohl diese Tatsache einem Gelehrten von dem Rufe Måles bekannt sein mußte. Und ebenso wird Måle wohl wissen, wie viele deutsche Gelehrte in ehrlicher Arbeit all' die Einflüsse zu ergründen suchen, die von den verschiedensten Seiten her auf die deutsche Kunst eingewirkt haben. Aber er verschweigt diese Tatsache, weil sie nicht in den Rahmen seiner Darlegung hineinpäßt.

Mit dieser Methode offenbart uns der Franzose die ganze Unehrlichkeit seines Kampfes. Im Gewande einer wissenschaftlichen Untersuchung — in der freilich an einigen Stellen die Sprache nur mühsam den Haß verbergen kann — bietet er dem Ahnungslosen Gift.

Seine Arbeit zerfällt in drei Teile. Der erste befaßt sich mit der „Kunst der germanischen Völker“, worunter diejenige der Völkerwanderungszeit, oder besser gesagt: der Merowingerzeit, zu verstehen ist. Måle sucht darin zu zeigen, daß die Germanen sowohl die Prachtstücke des Kunsthandwerkes, die wir mit ihrer reichen Verarbeitung von Gold und Halbedelsteinen aus den Schatzfunden und einer Anzahl reich ausgestatteter Gräber dieses Zeitabschnittes kennen, wie auch die gleichaltrigen zahlreichen Zeugnisse des einfacheren Kunstgewerbes von verschiedenen anderen Völkern entlehnt haben. Außerdem bespricht er die Miniaturen der merowingischen Manuskripte mit den Tierdarstellungen, die jenen eigenartigen Farbglanz aufweisen, der ein Fremdling ist „in der öden merowingischen Welt, in der die Sonne bleich erscheint“; nach Art und Technik sucht er ihre Heimat im Orient. Und endlich befaßt er sich mit der langobardischen Plastik Oberitaliens, insbesondere den mit Flechtwerkmustern verzierten Steinplatten, die in den Kirchen Verwendung fanden und nach ihm „ausschließlich orientalischen Ursprungs“ sind.

Der zweite Teil der Arbeit widmet sich der romanischen Baukunst, der dritte der gotischen Architektur. In beiden herrscht das gleiche Bestreben wie im ersten Teil. Auf die Darstellung ihres Inhaltes kann in dieser in einer vorgeschichtlichen Zeitschrift erscheinenden Besprechung verzichtet werden.

Zehn deutsche Gelehrte antworten auf diese Schmähchrift; der Herausgeber Grautoff spricht ein kurzes Schlußwort. Die Antworten sind verschieden umfangreich und auch verschiedenen Inhaltes. Teilweise untersuchen sie die Einzelheiten gar nicht, sondern fassen sich lediglich mit der Tendenz der Arbeit; teilweise antworten sie als Vertreter ihres Sachtes. So geht Supra auf den ganzen ersten Teil der Arbeit ein, Göze auf das Kunstgewerbe der merowingischen Zeit und Wulff auf die langobardische Plastik. Aber auch die letzteren verzichten von vornherein auf eine Widerlegung des Franzosen; sie halten mit Recht die Möglichkeit einer sachlichen Auseinandersetzung mit ihm für ausgeschlossen, und sehen sie auch deshalb für unangebracht an, weil mit einer solchen Måle zu viel der Ehre bewiesen würde. Ihre Hauptaufgabe erblicken alle die Antwortenden darin, die Kampfweise des Franzosen zu geißeln, seine ganze Unehrlichkeit der Gesinnung, seine Lügenhaftigkeit an

das Tageslicht zu ziehen, die sich unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Arbeitsweise verbirgt. Und ferner erheben sie Einspruch gegen die ganz einseitige Zuspitzung der These bei Mäle, „daß Deutschland auf dem Gebiete der Kunst nichts erfunden hat“. Viel wichtiger, als daß jemand der Welt zu etwas Neuem verhilft, so rufen sie fast einstimmig aus, ist, wie sich die verschiedenen Menschen zu übernommenen Kulturgütern verhalten. Besteht doch ein gewaltiger Unterschied zwischen slawischer Nachahmung und selbständiger Weiterbildung einer Anregung von außerhalb. —

Geschichte und Kultur der Merowingerzeit¹⁾ in Europa sind Grenzgebiete der Forschung. Die vorgeschichtliche Wissenschaft hört mit ihrer Betrachtung auf — außer im Norden und Nordwesten; für die Geschichtsschreibung und die historischen Hilfswissenschaften ist sie ein Gebiet, in dem die schriftlichen Nachrichten noch recht spärlich fließen. Die Teilnahme des Kunsthistorikers beschränkt sich weitaus in den meisten Fällen auf die Arbeiten in Edelmetall, die verwöhnteren Ansprüchen genügenden Plastiken und die Bauwerte. Die breite Masse des einfacheren Kunstgewerbes und die Zeugnisse einer primitiven Plastik liegen ihm im allgemeinen fern; und da erstere nur einen kleinen Teil des Denkmälervorrates dieser Zeit ausmachen und den Anfang einer langen und reichen Entwicklung bedeuten, so ist die Kunst der Merowingerzeit auch für ihn ein Grenzgebiet.

Es besteht immer die Gefahr, daß solche Grenzgebiete der Forschung vernachlässigt werden. Die Ursache ist leicht zu ergründen; man muß sie suchen in der Notwendigkeit für den Bearbeiter, in mehreren Wissenschaften beschlagen zu sein. Bei der Bearbeitung der Kultur der Merowingerzeit reichen sich die Geschichte mit ihren Hilfswissenschaften, besonders der Religionsgeschichte, Kunstgeschichte und Archäologie die Hand. Keines dieser Gebiete kann ohne Kenntnis der anderen der Bearbeitung unterzogen werden.

An der Erforschung der Verhältnisse der Merowingerzeit hat die deutsche Wissenschaft bereits eifrig gearbeitet. Auch die Archäologie ist dabei nicht müßig gewesen; und wenn gerade ihre Ergebnisse in vielem noch lückenhaft erscheinen, so hat das seinen Grund teils in dem Mangel an brauchbarem Stoff, teils an der Kleinheit des Kreises der deutschen Vorgeschichtsforscher überhaupt²⁾. Die in vorstehendem genannten Zweige der Forschung werden jetzt annähernd den Punkt erreicht haben, von dem aus nach Schaffung der notwendigen Einzelunterlagen die gemeinsame Arbeit zu beginnen hat. Die Forscher müssen sich darüber klar sein, wo überall sie Anschluß zu suchen haben und Aufklärung finden können.

Die Kenntnis der geschichtlichen Vorgänge und des gesamten Nachlasses jener Zeit an Denkmälern ist die Grundlage der Erforschung. Letztere sind nach den einzelnen Erscheinungen zu trennen, die zeitlich festgelegt und räumlich umschrieben werden müssen, deren Entwicklung verfolgt und deren Entstehung oder Entlehnung von anderswoher festgestellt werden soll. Die Aufgaben sind hier ganz die gleichen wie in den anderen vorgeschichtlichen Zeitabschnitten; ihre Lösung ist jedoch wesentlich schwieriger. Die Ursache hiervon ist zu suchen in den Verhältnissen jener Zeit.

Das wesentliche Ziel der vorgeschichtlichen Forschung der Gegenwart ist die Zurückverfolgung der geschichtlich festgestellten Völker in die vorgeschichtliche Zeit hinein. Da die Altersbestimmung der Kunde heute auf sichereren Grundlagen ruht — insbesondere die

¹⁾ Der Ausdruck „Völkerwanderungszeit“ als Bezeichnung für einen Kulturabschnitt ist im folgenden vermieden (vgl. E. Brenner, 7. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1912, 253).

²⁾ Den Vorwurf von Strzygowsti (Altai-Iran und Völkerwanderung 1917, 68), daß in Deutschland ein „Stilleben in bezug auf die Völkerwanderungsfunde“ herrsche und die Forscher im „halbischen“ verharren, muß man als nicht gerechtfertigt und deshalb besonders taktlos zurückweisen.

relative Chronologie —, so hat diese Forschung schon manche schöne Ergebnisse gezeitigt. Und die Zweifel, die anfangs gegen die Richtigkeit des von ihr zur Anwendung gebrachten Leitsatzes vorgebracht wurden, nämlich daß die Begriffe Volk und Kulturkreis sich decken, verstummen immer mehr. Diese „ethnologische Methode“ wird dadurch begünstigt, daß innerhalb der von ihr bearbeiteten Zeitabschnitte Nord- und Mitteleuropas eine im allgemeinen keinen gewaltigen äußeren Einflüssen ausgesetzte Entwicklung stattgefunden hat. Die Wanderungen der Völker vollzogen sich nur selten ruckweise als Stöße, vorwiegend als langsame Verschiebungen; gegenseitige Überlagerungen mit den für die Kulturverhältnisse so bedeutungsvollen Folgeerscheinungen sind eine Seltenheit gewesen; infolge der im großen und ganzen gleichen Kulturhöhe der Völker war das gegenseitige Gehen und Nehmen recht gering.

Ganz anders in dem hier in Rede stehenden Zeitabschnitt, innerhalb dessen die geschichtliche Überlieferung über die einzelnen Völker noch so spärlich ist, daß die archäologische Betrachtung ergänzend hinzutreten muß. Die germanischen Völker sind in Bewegung gekommen; sie durchbrechen die Schranken, die das alte Rom aufrichtete, und suchen sich neuen Siedlungsraum. Häufig werden binnen kurzer Zeitabschnitte weite Länderstreden von ihnen durchgemessen. Starke Antriebe erhält ihr Wandern durch die Einbrüche aus Osten kommende Steppenvölker, eine neue Nahrung für die Stürme der Zeit.

Wenn auch das alte Rom auf die Dauer nicht in der Lage war, ihnen politisch zu widerstehen, so hatte es in Anbetracht des Unterschiedes der Kulturhöhe doch den Germanen manches zu geben. Eine neue Welt trat letzteren hier entgegen, die nicht ohne Einfluß bleiben konnte auf ihr inneres und äußeres Leben. Ob dieser immer günstig war, ist eine Frage für sich; doch kommt er in den politischen Vorgängen und dem Kulturnachlaß der Zeit zum Ausdruck. Der Einfluß auf den letzteren muß um so deutlicher sein, als die Germanen vielfach eine Herrenschicht über der Masse der alteingesessenen Bevölkerung bildeten. Und zu allen diesen weltlichen Bewegungen gesellt sich noch eine geistige: der Siegeszug des Christentums.

Daß die diesen Zeiten angehörenden Funde alle diese Verhältnisse widerspiegeln, ist zu erwarten. Und in der Tat werden wir dereinst die Wanderungen und die Beeinflussungen, das ständige Kommen und Gehen deutlich verfolgen können. Aber eben deshalb, weil die Merowingerzeit von Stürmen durchweht ist, bedarf es besonderer Vorsicht des Forschers und einer besonders breiten archäologischen Grundlage. Und gerade die letztere ist heute noch sehr lückenhaft, insbesondere für ein Gebiet, das zur Lösung der in Rede stehenden Fragen viel beizutragen haben wird: Südrußland mit der Krim.

Heute sind die Ansichten gerade über die wichtigsten Punkte noch sehr geteilt. Die Herkunft des „germanischen Stiles der Völkerwanderungszeit“ ist noch unklar. Die Lösung dieser Frage ist um so wünschenswerter, als sich im Laufe der Zeit herausgestellt hat, daß die merowingische Ornamentik in Kunstgewerbe und Architektur als Grundlage der des romanischen Stiles anzusehen ist. Langsam fangen wir auf deutschem Boden und anderwärts an, aus den Funden der Merowingerzeit koptische, byzantinische, syrische und persische Einflüsse herauszukristallisieren, die teils politischen, teils religiösen Beziehungen, teils auch Handelsverbindungen ihr Dasein verdanken. Die Erkenntnis bricht sich Bahn, daß die Zeiten politischer Ruhe Grundbedingung waren für die Entstehung der nationalen Kunst der Germanenstämme, während die Wanderungen für deren Ausbreitung sorgten. Wir stehen in den Anfängen der Zuteilung bestimmter Schmuck- und Gerätearten zu den einzelnen Germanenstämmen. Ebenso wie wir für die Zeit um 500 v. Chr. einen Vorstoß keltischer Scharen aus der südrussischen Steppe in westlicher Richtung nach Mitteleuropa hinein bis in die Lausitz archäologisch nachweisen können, werden wir wohl noch in die Lage kommen, einen archäologischen Niederschlag der geschichtlich feststehenden Wanderung der Hunnen von dem germanischen Kulturgut zu trennen. Neuerdings wird die Heimat

der eigenartigen Verzierung der in den österreichisch-ungarischen Donauländern eine geschlossene Fundgruppe bildenden sogenannten Kézhely-Bronzen in den asiatischen Steppengebieten gesucht, von wo aus nomadische Völker sie nach Europa gebracht haben sollen. Auch wird darauf hingewiesen, daß die Zusammensetzung der großen merowingerzeitlichen Schatzfunde des Südostens entsprechend der Lage des Fundortes verschieden ist und somit geographische Gesichtspunkte berücksichtigt werden müssen: Die Schatzfunde aus den Mittelmeerländern enthalten fast nur Stücke hellenistisch-christlicher Herkunft; diejenigen aus der südrussischen und der ungarischen Steppe und deren Nachbargebieten sind alle mehr oder weniger östlich gerichtet.

Sind wir heute soweit, — zwar erst am Anfang der Erkenntnis, aber doch auf sicheren Grundlagen, — so verdanken wir das der wohl von Liebe zum Volkstum getragenen, aber doch — oder vielmehr besser: eben deshalb rein sachlichen deutschen Forschung. Die Mitarbeit des Auslandes an der Lösung dieser Fragen war bisher verhältnismäßig gering. Wir sind zu sehr davon überzeugt, daß nur das Streben nach Wahrheit unsere wissenschaftlichen Ergebnisse bestimmt; wir haben also keine Veranlassung, auf Grund der Anschuldigungen des Franzosen Mâle mit uns zu Gericht zu gehen. Wenn die französischen Forscher sich für berufen ansehen, auch nach Friedensschluß auf ihrem jetzigen Standpunkt zu verharren, für den die Arbeit Mâles nur ein Beispiel ist, so ist das ihre Sache. Die Folgen dieses Verfahrens, die in ihrer eigenen Wissenschaft sehr bald in Erscheinung treten werden, haben sie dann sich selbst zuzuschreiben.

Heidelberg, April 1918.

Ernst Wahle.

Friedrich Sprater, Die Urgeschichte der Pfalz, zugleich Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung des Historischen Museums der Pfalz. 80 Seiten mit 95 Abbildungen. Speier 1915.

Eine Fülle von Stoff auf wenige Seiten Text zusammengedrängt mit reichem Anschauungsmaterial. So bietet sich die neue Veröffentlichung Spraters dar, welche die vorgeschichtliche Entwicklung des Menschen in der Rheinpfalz von den ältesten Zeiten an bis zum Auftreten der Römer am Rhein umfaßt. Die Arbeit hält sich streng an diese zeitlichen und räumlichen Grenzen; nur im Abschnitt über die ältere Steinzeit greift sie aus naheliegenden Gründen darüber hinaus. Die Gliederung des Stoffes erfolgt nach Zeitabschnitten; auf die kurze Kennzeichnung eines jeden solchen folgt die Nennung der zugehörigen Funde.

Nach des Verfassers eigenen Worten ist „das Buch gleichzeitig als Katalog der vorgeschichtlichen Abteilung des historischen Museums der Pfalz ausgestaltet“. Der Sachmann wird es freudig begrüßen, auf diese Weise alles in der Sammlung in Speier befindliche Material zeitlich geordnet zusammen zu haben. Eine Übersicht über die eisenzeitlichen Ringwallanlagen ist ebenfalls vorhanden, und ein Verzeichnis der Fundorte am Schluß erleichtert die Benutzung. Wünschenswert wäre eine Aufstellung der pfälzischen Steinsäulen (Menhire) gewesen, von denen nur die schönste genannt und abgebildet wird.

Auch der Laie wird das Buch mit Nutzen verwenden können. Für ihn füllt es eine Lücke in der Literatur aus und ist, unterstützt durch die vielen Abbildungen, eine brauchbare Einführung. Im Anschluß an die Einleitung, die einen Einblick in die Geschichte unserer Wissenschaft bietet, sähe man gerne eine kurze Darlegung der Methoden der vorgeschichtlichen Forschung, wodurch dem Leser auch die große Bedeutung der Erkenntnis der Entwicklung der Geräte, wie z. B. des Beiles und der Sicherheitsnadel, vor Augen geführt worden wäre. Leider wird in der Einleitung der Däne Thomsen als Vater des Dreiperiodensystems angesprochen, während doch nach den Untersuchungen von Moetefindt und Kossinna es keinem Zweifel unterliegen kann, daß dem norddeutschen Forscher Danneil viel eher dieser Ruhm gebührt (Mannus 11, 1910, S. 294 ff. und 303 ff.).

In den Abschnitten über ältere und jüngere Steinzeit gibt Sprater in ganz großen Zügen ein Bild der natürlichen Verhältnisse, die der Mensch jeweils vorfand, doch werden die Kulturreste dazu nicht in Beziehung gebracht. Der ganz ungleichen Verteilung der Funde über die Pfalz wird nur S. 26 bei Nennung der Steinbeil-Einzelfunde gedacht, und auch da ohne den Versuch einer ursächlichen Begründung.

Wie Sprater S. 5 selbst sagt, stützt er sich in der metallzeitlichen Chronologie ganz auf die Arbeiten Reinedes, d. h. Bronze-, Hallstatt- und Latènezeit werden in je vier Unterabschnitte gegliedert. Diese Einteilung der Latènezeit hat sich allgemein eingebürgert, und es herrscht auch unter den Forschern Übereinstimmung darüber, wie die Hallstattzeit zu gliedern ist. Nur ist wiederholt dem widersprochen worden, daß Reinede eine bestimmte süddeutsche Urnensfelderstufe, die er in den Altertümern unsh. heidn. Vorg. V, Taf. 43—44, S. 231—247 zur Darstellung brachte, als „Hallstatt A“ bezeichnet. Sprater hätte besser getan, diese noch zur Bronzezeit zu zählen, wie dies neuerdings z. B. erst wieder von G. Behrens geschehen ist (Bronzezeit Süddeutschlands. Katalog Nr. 6 des Röm.-Germ.-Zentral-Museums, Mainz 1916). Auch die Einteilung der vorangegangenen Bronzezeit Süddeutschlands ist leider bis heute noch nicht ganz klar. Uns fehlt noch immer eine chronologische Darstellung derselben unter Vorführung der geschlossenen Funde in Form etwa von Tabellen, wie Splieth sie für Schleswig-Holstein und Belz für Mecklenburg geschaffen haben. Ehe eine solche vorliegt, dürfte es sich empfehlen, das Material so einzuteilen, wie es Behrens in seinem bereits genannten Buche getan hat: in frühe Bronzezeit und Hügelgräberbronzezeit.

Heidelberg, Februar 1918.

Ernst Wahle.

Nils Åberg, Die Typologie der nordischen Streitärte. Würzburg 1918 (Mannus-Bibliothek, herausgeg. von Professor Dr. Gustaf Kossinna, Nr. 17), IV, 60 Seiten mit 75 Abb. im Text.

Eine bereits 1915 in schwedischer Sprache erschienene Arbeit ist nach 3 Jahren noch in deutscher Übersetzung veröffentlicht worden. Der Grund hierfür wird darin zu suchen sein, daß die Ergebnisse des jungen schwedischen Gelehrten einem möglichst weiten Kreise deutscher Sachleute in bequemster Weise zugänglich gemacht werden sollen. In der Tat wird wohl keiner von diesen das Buch unbefriedigt aus der Hand legen.

Wenngleich die Arbeit das Material des „Festlandes“ ausschließt — Åberg faßt diesen Begriff im Gegensatz zu den Inseln und Halbinseln —, so verdient sie doch die Beachtung auch der deutschen Sachleute, weil das Verbreitungsgebiet der nordischen Streitärte fast ganz Norddeutschland mit umfaßt und ferner die Typologie dieser Geräte bisher so gut wie gar nicht von uns betrieben worden ist.

Den größten Teil des Buches nimmt die Betrachtung der einzelnen größeren Gruppen von Streitärten und ihrer Entwicklung ein. Einleitend kommt Åberg auf die Entstehung der Streitärte zu sprechen, und was er hierüber sagt, ist beachtenswert. Er unterscheidet scharf zwischen dem schaftlochen Beil, das während seiner ganzen Entwicklung vom einfachen zum vollkommenen Werkzeug fast immer ein Gerät für den täglichen Gebrauch geblieben ist, und den schaftlochärten oder Streitärten, die mit jenen in keinem typologischen Zusammenhang stehen. Die ältesten Ärte mit Schaftloch waren lediglich Pruntwaffen; durch ihre Entartung wurden sie im Laufe der Zeit zu einfachen Geräten für den täglichen Gebrauch. Dies ergibt sich aus der typologischen Würdigung des ganzen Materials. Die Verteilung der Typen in den Grabfunden verschiedenen Alters, insbesondere in den Einzelgräbern, worauf der Verfasser im Schlußkapitel eingeht, erweist die Richtigkeit dieser Typologie. Das Rätsel des plötzlichen Auftauchens der Streitärte in hochentwickelter Form

löst Åberg, indem er sie von der Steinkeule herleitet. Früher suchte man in Ermangelung anderer Anhaltspunkte die Frage der Herkunft durch die Annahme eines Einflusses von einer südlichen Metallkultur zu lösen. Wenn auch Åberg nicht in Abrede stellt, daß „die Streitärte im Verlaufe ihrer Entwicklung Anregungen von einer südlicheren Metallkultur empfangen konnten“ (S. 4/5), so sieht er sie in der Hauptsache doch als eine Errungenschaft des Nordens an.

Die Herleitung der doppelschneidigen Streitart von der Schaftlochkeule muß als ein guter Erklärungsversuch gelten. Die typologisch ältesten Schaftlochärte kommen in England und Schottland vor; freilich sind sie noch nicht in zeitlich bestimmbareren Funden erschienen, und so spricht Åberg auch noch nicht dieses Gebiet als Heimat der Streitärte an. Ebenso entscheidet er sich auch aus typologischen Gründen nicht für ein bestimmtes Teilgebiet des Nordens als engeres Ursprungsland. —

Diese neue Ansicht über die Entstehung der nordischen Schaftlochärte wird hoffentlich zu weiteren Arbeiten über Steingeräte die Veranlassung sein. Es drängt sich uns die Frage auf, wie weit nach Süden und Osten diese Geräte nordischer Herkunft sich finden, und wie die durchlochten Ärte, Haden und Pflüge aus dem Gebiete der Donaukultur sich zu ihnen verhalten. Die nordischen Schaftlochärte aus Stein treten zwar erst verhältnismäßig spät auf im Verlaufe der jüngeren Steinzeit — „eine Folge der technischen Schwierigkeiten, die das Bohren in Stein darbot“, Åberg, S. 5 —, doch erscheinen sie sicher schon während der älteren Ganggräberzeit. Welche Kultur der Bandkeramik dieser zeitlich gleichzusetzen ist, wissen wir noch nicht; auch ist noch unbekannt, wie eigentlich die Entwicklung der Steingeräte dieses Kulturkreises verlaufen ist. Im Zusammenhang mit der Lösung dieser Fragen wird sich dann vielleicht entscheiden, ob die Erfindung der Steinbohrung etwa mehrfach unabhängig voneinander erfolgt ist, oder ob sie vom Norden auf den Süden übertragen wurde oder umgekehrt. Bei der Betrachtung so manches Steingerätes aus dem Kulturkreise der Bandkeramik kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß diesen oftmals ein Schaftloch gleichsam aufgepfropft worden ist, indem die Schäftung ursprünglich auf ganz andere Weise beabsichtigt war. Åberg sagt, daß die nordischen Schaftlochärte „sich nicht aus den Beilen ohne Schaftloch entwickelt haben, da diese für die neue Technik nicht geeignet waren und ihr auch nicht angepaßt werden konnten“ (S. 5); eine Durchsicht der Geräte des bandkeramischen Kreises nach gleichen Gesichtspunkten wird nötig sein. Vielleicht wird dann auch durch diese Arbeiten Klarheit geschaffen über die Stellung der zahlreichen Schaftlochärte, die wir aus Deutschland kennen und die keinem ausgeprägten Typus angehören.

Kehl, August 1918.

Ernst Wahle.

Monumenta Germaniae architectonica, herausgegeben von Albrecht Haupt. II. Die Pfalzkapelle Kaiser Karls des Großen zu Aachen. Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

Im ersten Bande der schon ihrem Titel nach großzügig angelegten Veröffentlichung hat das Grabmal Theoderichs in Ravenna den Reigen eröffnet, der zweite Band wendet sich der größten erhaltenen Bauschöpfung des mächtigen Frankenkönigs zu, der gleich dem großen Ostgoten das römische Imperium aus germanischer Kraft mit germanischer Weltanschauung neu errichten wollte. Beide Reiche haben ihre machtvollen Schöpfer wenig überdauert, das Verhängnis der Deutschen, durch Uneinigkeit und Zerstückelung die eigene Größe zu unterwühlen, hat sie bald zusammensinken lassen. Die beiden Denkmäler aber stehen als steinerne Urkunden vor uns erzählend und mahnend. Ortslich weit getrennt haben sie doch nähere Beziehungen. Nachdem die Ostgoten durch Ost Römer, diese durch Langobarden und letztere durch die Franken niedergeworfen waren, hatte Karl das Erbe

Dietrichs angetreten, er nutzte es aus und führte Banteile aus dem glanzvollen Palaste zu Ravenna fort, um seine Pfalz und deren Kapelle damit zu zieren.

Der Verfasser weist darauf hin, daß die Aachener Kapelle, die im Zentralbau einen Schritt vorwärts bedeutete und einen Markstein in der aufstrebenden vom Holz zum Steinbau sich wendenden deutschen Kunst bildet, nicht nur als Schloßkapelle, sondern als Hof- und Staatskirche Karls errichtet und von dem in Aachen anwesenden Papste Leo selbst um die Wende der Jahre 804—805 geweiht wurde.

Das nach Grundriß, Aufbau und künstlerischer Wirkung gleich geistreiche Werk mit dem 30 Meter hohen und $14\frac{1}{2}$ Meter weiten achteckigen Kuppelraum und seinem zweigeschossigen, nach außen ins Sechzehneck überleitenden Umgang, dessen obere ansteigende Gewölbe den Wölbschub der Kuppel abfangen, wird eingehend beschrieben. Die Bauglieder außen und innen werden unter vergleichender Heranziehung anderer Bauten gewürdigt, besonders wird über die nach Paris verschleppten, 1815 zumeist zurückgeholtten, aber erst 1843 wieder eingebauten Säulen berichtet. Die von verschiedenen südlichen Bauten stammenden Säulenschäfte aus wertvollem Gestein haben durch Aufarbeitung an diese eingebüßt, auch sind die Basen und meisten Kapitelle erneuert.

Des Verfassers Annahme, daß die zweigeschossigen Säulenstellungen in den 8 oberen Bögen einst im Einklang mit dem Bilde von H. van Steenwijk d. A. von 1573 drei gleiche Rundbögen trugen und erst beim Wiedereinbau der dünneren Säulen die Mittelöffnung etwas vergrößert sei, hat viel Wahrscheinliches. Auch die Mutmaßungen über die einstige Gestalt und Zweckbestimmung des Westvorbaues, die in Abb. 62 und Tafel XII in 2 Abwandlungen dargestellt ist, dürften der Wirklichkeit nahe kommen. Ebenso ist die Anordnung der 1,75 Meter hohen durchbrochenen Steinschranken am unteren Umgang und die vorwiegend auf Buchtemers eingehende Forschung gestützte Ergänzung des westlich vorgelegerten Vorhofes (Abb. 62 und Taf. XXVII) ziemlich überzeugend.

Sonst hat der Verfasser es vermieden, zu weitgehend in Vermutungen über nicht erhaltene Teile und in Streitfragen über Herkunft einzelner Dinge, so der berühmten Bronzegitter, einzugreifen; der Wert ist gelegt auf eine möglichst gewissenhafte und ausführliche Darstellung des Baues und seiner Ausstattungsstücke, die ganz besonders durch die Textbilder und 27 große Tafeln erreicht ist. Die vorzügliche Ausführung der Lichtbilder sowie die gründliche und vornehme Behandlung der Zeichnungen verleiht dem Werke Wert und Würde.

Möchte der fühne Plan, neben den geschichtlichen Urkunden auch den baulichen ein großzügiges Sammelwerk in den „Monumenta“ zu schaffen, bald über die ersten Anläufe hinausgelangen. Wie der Verfasser mitteilt, hat er die Bearbeitung vom Palaste Theoderichs und von Werken in Cividale in Vorbereitung, denen sich frühe deutsche Denkmäler anschließen sollen.

Hannover.

K. Mohrmann.

B. Ehrlich, Keramische und andere ordenszeitliche Funde in der Stadt Elbing und in der Elbinger Umgegend. — Mitteilungen des Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn. 25. Heft. Thorn 1917. 76 Seiten, 10 Tafeln, 3 Textabbildungen.

Der Verfasser führt uns in seiner wertvollen Arbeit eine erstaunliche Fülle westpreussischer Bodenfunde aus der Zeit von Beginn der deutschen Landnahme bis zum ausgehenden Mittelalter vor, aus einer Periode also, über deren keramisches und anderes Fundmaterial wir auch sonst im Reiche höchst lückenhaft unterrichtet sind. Die frühmittelalterliche Keramik ist ja bis heute ein nur zu oft auch von maßgebenden Stellen vernachlässigtes Stiefkind. In den vor- und frühgeschichtlichen Sammlungen findet sie oft gar keine Stätte oder wird nur als Anhängsel geduldet, während die historischen und kunst-

geschichtlichen Museen den oft recht unscheinbaren Resten noch weniger Beachtung schenken. Am günstigsten liegen die Verhältnisse noch in Westdeutschland, wo die römisch-germanische Forschung auch genügend Kulturreste aus den dem Zusammenbruch des Römerreiches folgenden Jahrhunderten zutage brachte und uns eine genauere Kenntnis der merowingisch-
karolingisch-sächsischen Keramik vermittelte. Höchst lückenhaft sind aber unsere Kenntnisse der frühgeschichtlichen Keramik Mittel- und Ostdeutschlands. Hier setzt erst ums Jahr 1000 in den bis dahin rein vorgeschichtlich slawischen Gebieten die ostdeutsche Kolonisation ein. Die Ehrlich'sche Arbeit führt uns also in noch vollständiges Neuland.

Einleitend beschäftigt sich der Verfasser mit der Keramik der letzten vorgeschichtlichen Periode Westpreußens, jener der Esten und Pruuzzen. Er gibt dazu reiche Literaturangaben, was um so dankenswerter ist, als gerade dieses Gebiet manchen Sachgenossen ferner liegen dürfte. Sodann folgt eine Zusammenfassung der wichtigsten ordenszeitlichen Funde aus älterer Zeit; der Hauptteil ist der Beschreibung der größtenteils unter Ehrlich's Leitung gemachten Funde seit 1913 gewidmet. Es kommen drei Fundstellen in Frage: der Neubau eines Warenhauses in der Stadt Elbing, die Stelle des alten Ordensschlosses, und ein Ordenshof auf der kurischen Nehrung.

Die ausführliche Beschreibung der Fundgegenstände umfaßt die Keramik, Funde aus Holz, Glas, Leder, Stoff, Metall und Knochen.

Für den Vorgeschichtsforscher ist besonders die Keramik und die Ornamentik von Bedeutung.

Als älteste frühgeschichtliche Gefäßform wird der hentellose, eiförmige Topf festgestellt. Der Umbruch der Gefäßwand liegt ungefähr in der Mitte der Gefäßhöhe. Diese auch anderwärts überall festgestellte Tatsache ist ein wichtiger Unterschied gegenüber dem vorgeschichtlich wendischen weitmundigen Topf, dessen Gefäßumbruch immer im zweiten oberen Drittel der Gesamthöhe liegt, was dem Gefäß eine eimerförmige Gestalt gibt. — Es folgen dann Töpfe mit Henteln, Grapen, Deckeltürzen, Tiegel, Krüge, Kannen, Schüsseln, Leuchter, Fliesen, Kacheln. Allerdings gehört die größere Menge dieser Gefäße dem 14. und 15. Jahrhundert an. Die Grapen und Henteltöpfe gehen bis ins 13., die hentellosen Töpfe bis ins 11. Jahrhundert zurück. — Es wird eine wichtige und dankbare Aufgabe der Landesforschung bleiben, in den Gegenden Mitteldeutschlands, wo die deutsche Kolonisation bereits mehrere Jahrhunderte früher einsetzt, die hier entsprechend ältere frühdeutsche Keramik zu erforschen. Vielsach wurde, und wird zuweilen noch heute, diese frühe deutsche Ware für spätwendisch gehalten, was zu irrigen Ansichten über die Verbreitung der Slawen, z. B. in Süddeutschland, geführt hat.

Ein höchwichtiges Kapitel ist das der frühdeutschen Ornamentik. Ehrlich führt von Elbing folgende Gruppen ordenszeitlicher Ornamentik an: Horizontalrillen, Wellenlinien, profilierte Leisten oder Rippen, Stempelornamente. Er weist darauf hin, daß sich die ersten beiden Verzierungsarten bereits auf der vorgeschichtlichen Burgwall- und Pruuzzenkeramik finden, ihre Ausführung auf der deutschen Ware aber eine andere ist. Es ist gewiß richtig, daß auch die slawische und die frühdeutsche Wellenverzierung nichts miteinander zu schaffen haben; daß nicht etwa die eine Bevölkerung sie von der anderen übernommen hat, sondern daß, wie auch Seger vermutet, die Germanen in der Rheingegend, die Slawen in den östlichen römischen Grenzprovinzen, sie von der römischen Töpferei übernommen haben. Der Umstand, daß man jeden mit Wellenornament verzierten Scherben für slawisch ansah, hat im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts zu manchen Tragfchlüssen geführt.

Der Ausdruck Horizontalrillen oder Horizontalfurchen ist nicht glücklich; es sind keine Kreisparallelen, sondern fortlaufende Spiralen. Ich würde eher den Ausdruck Spiralfurchen vorschlagen. Man nahm früher an, daß der Töpfer eine bogig ausgezackte Schiene beim Drehen an das Gefäß gehalten hätte. Dann wären allerdings parallele Furchen

und Reifen entstanden. Der Vorgang ist aber der, daß ein Stäbchen an das rotierende Gefäß gedrückt und allmählich nach unten geführt wird. So entsteht eine fortlaufende Spirale. Diese Verzierungsweise ist ebenfalls römisches Erbe, und wohl erst in spätslawischer Zeit durch die Deutschen, die sie allgemein anwandten, nach Osten gelangt. Wenigstens verraten die auf spätslawischer Keramik zuerst um 1000 auftretenden Spiralfurchen ein merkwürdiges Ungeheiß.

Ein einziges Mal ist in Elbing ein hantellofes Töpfchen mit Bodenmarke (Radkreuz) gefunden worden. Es ist zweifellos deutscher Herkunft. Derartige Marken finden sich in Süd- und Mitteldeutschland vom 10. Jahrhundert an und erhalten sich, nach Osten weiter schreitend, bis ins dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert. Die slawische Keramik verwendet in ihrer älteren Periode überhaupt nicht oder nur selten Marken in Form kreisförmiger Vertiefungen, erhabener Scheiben und Kreise, um später neben dem Hakenkreuz Gittermuster und markenartige Zeichen zu benutzen.

Als weiteres frühdeutsches Ornament führt Ehrlich die Stempelverzierung an. Echte Stempeldrucke finden sich besonders in Westdeutschland, in Süddeutschland und der Harzgegend. Wir können den Werdegang dieser Verzierungsweise wieder von der römischen Töpferei her durch die Völkerwanderungszeit, dann auf der fränkisch-thüringischen Keramik verfolgen. Es sind vereinzelt angebrachte runde Stempeldrucke mit Kreuzen, Kreisen, Fiedermustern oder Gitterwerk. Die von Ehrlich abgebildeten Reihen quadratischer Grübchen, die in regelmäßigen Abständen von Kreuzen oder Fiedermustern unterbrochen werden, sind aber nicht, wie er annimmt, Stempel-, sondern Laufradverzierungen. — Diese bisher wenig beachtete frühdeutsche Laufradverzierung verdient unsere größte Beachtung. Wie Unverzagt und Sorrer nachweisen, wird sie in der älteren Kaiserzeit auf Gefäßen aus schwarzer Erde angewandt, um im vierten Jahrhundert auf die Sigillata überzugehen. Sorrer bildet aus Straßburg 48 verschiedene Muster ab. Auch diese Technik ist von den Römern auf die Deutschen übergegangen. So haben meine Altleipziger Bodenuntersuchungen 33 frühdeutsche Laufradmuster geliefert. Wie sich aus den Elbinger Funden und der reichen von Ehrlich angeführten Literatur ergibt, pflanzt sich diese Dekorationsweise weit nach Ostdeutschland fort.

Von den übrigen Funden sei besonders auf die Bruchstücke sehr früher Gläser und auf ein schönes, vielleicht noch dem vierzehnten Jahrhundert angehörendes Zinnkännchen hingewiesen.

Zum Schluß kommt der Verfasser auf die zuerst von Prof. Rze hak — Brünn — ausgesprochene Ansicht zu sprechen, daß es sich bei den, teils mit Holzverschalung versehenen, teils ausgemauerten Schächten, die sich bei Grundbewegungen in allen unseren alten Städten finden, und die mit Massen von Kulturresten angefüllt sind, um Opfergruben handelt, die mit dem heidnischen Totenkult in Verbindung zu bringen sind. Ehrlich hält es für denkbar, daß für die Elbinger Grube zum Teil ähnliches anzunehmen wäre. Es wird niemand leugnen, daß der Gebrauch von Bauopfern und die Vergrabung von Gefäßen zu abergläubischen Zwecken vielfach ausgeübt worden ist und es zuweilen noch heute wird. Da handelt es sich aber immer um sauber in die Erde gestellte oder vermauerte Gefäße in beschränkter Anzahl. — Die Gruben und Schächte im Grunde unserer alten Städte sind aber wohl sämtlich als frühere Brunnen, Trauf- und Senkgruben zu deuten. Wenn man sich vor Augen hält, daß eine geregelte Wasserversorgung durch Röhrenwasser vor 1500 nur in den wenigsten deutschen Städten anzutreffen ist, wird es klar, daß in jedem Hausgrundstück Brunnen und Wassergruben vorhanden sein mußten, die auch für viele Handwerker und wegen der beständigen Feuersgefahr nötig waren. Ich habe in Altleipzig seit zwanzig Jahren hunderte solcher bei Abbrüchen zutage kommender Schächte untersucht. Ihr Inhalt war neben zahlreichen ganzen Gefäßen, stets Steine, Ziegel, Ofentacheln, Scherben, Salbenbüchsen, Arzneifläschchen, Glasreste, Leder, Stoffe, Holz- und Metall-

reste, Knochen der verschiedensten Tiere, Eberzähne, Fischechuppen, Kirsche- und andere Obstkerne. — Zweifelsohne handelt es sich um Brunnenhäute und Traufgruben, Senkgruben und Abortanlagen, in die während ihrer Benützungszeit durch Zufall und Absicht manches ganze Stück gelangte, und die später mit Kulturabfall und Schutt ausgefüllt und überbaut wurden.

Die wichtigsten der Elbinger Fundstücke hat der Verfasser auf zehn Tafeln in guten Lichtbildaufnahmen vereinigt. Allerdings wäre es wünschenswert gewesen, wenigstens die ornamentierten Gefäße in Strichzeichnung zu bringen, denn im Klischee verschwindet das feine Ornament bis zur Unkenntlichkeit. Dankenswert sind auch die zahlreichen Literaturnachweise, die in ihrer reichen Fülle den Sachgenossen bei ähnlichen Forschungen von großem Nutzen sein werden.

Es ist sehr erfreulich, einmal aus einer deutschen Stadt Bodenfunde in größerer Menge vorgelegt zu erhalten. Es drängt sich uns die Frage auf, ob das Fundmaterial, das zweifellos in all unseren Altstädten bei Erdbewegungen zutage kommt, stets mit gleicher Sorgfalt beobachtet wird. Wenn die schöne Ehrlich'sche Arbeit den Zweck erfüllte, die Aufmerksamkeit unserer Provinzial-, Städtischen und Ortsmuseen mehr als bisher auf die Kulturreste hinzulenken, die sich, wie ich immer wieder betonen möchte, bei jeder Erdbewegung auf alten städtischen Kulturböden finden, so wäre sie doppelt hoch zu bewerten. Mit bloßen Gesetzen oder Befehlen an die beschäftigten Arbeiter ist nichts getan, es muß vielmehr eine ständige Beobachtung aller Ausschachtungen von berufener Seite in die Wege geleitet werden. Für die Kenntnis unserer frühgeschichtlichen mittel- und ostdeutschen Keramik und Kultur würde eine solche Tätigkeit von größtem Nutzen sein.

Pottenstein (Oberfranken).

S. Max Rabe.

Sachregister.

- Aaregg (Schweiz), Glaschurne 241.
 Abbau Rentschau s. Rentschau.
 Abingdonmönche, Rechtsbrauch 176, 224.
 Acheuléen 182, 184, 189, 190.
 Ackerbau, schon im Neolithikum 144.
 Ävinen 164.
 Adlig Papau (Kr. Thorn), gebänderter Feuerstein 204.
 Agvaldsnes 1.
 Ägypten, Schleifen, Karren, Wagen, Räder 36 ff.
 Alcis 164, 167.
 Almgren, Ostar, über die Holzhausen von St. Moritz 209.
 Altenrath (Siegtreis), Hallstattgräber 100.
 Altrosenthal (Kr. Raftenburg), gebänderter Feuerstein 205.
 Alvão (Portugal), Steinscheiben aus den Dolmen 138.
 Amalienthal (Kr. Gr. Wartenberg), gebänderter Feuerstein 205.
 Ancile 177, 224.
 Ancyluszeit, Schildkröte 214.
 Angravarier 115.
 Antiquisfauna 183, 184.
 Arnswalde (Kr. Arnswalde), Fund der späteren Kaiserzeit 6.
 Aisch bei Blaubeuren (Württemberg), Gefäß der Hallstattzeit 130.
 Asperberget (Bohuslän), Selsenzeichnung 174, 175, 177, 223, 224.
 Assyrien, Schleife, Karren, Wagen, Räder 36 ff.
 Athene, als Erdgöttin 160, 164.
 Attersee s. Meyeregg.
 Aubrey, über Avebury 149 Anm. 1.
 Aurignacien 184, 186, 187, 189 f.
 Avaldsnes (auf Karmö, Insel in Südwestnordwegen), eisenzeitlicher Grabfund 1.
 Avebury (England), Steintreife 147 ff.
 Art, als Fruchtbarkeitsymbol 171, 225.
 Artgott 170 f., 173, 174, 177, 225.
 Babenthal (Kr. Karthaus), gebänderter Feuerstein 204.
 Babylonische Kultur 152.
 Bada (Bohuslän), Wagenrad auf Selsenzeichnung 47.
 Baierssee (Kr. Kulm), gebänderter Feuerstein 204.
 Bartoschen (Kr. Neidenburg), gebänderter Feuerstein 204.
 Beda, über Schaltmonate 146.
 Beestow (Kreis), tierförmiges Tongefäß 215, 217.
 Behrens, B., über Zeitbestimmung der Bronzezeit 28 f.
 Berdychow (Kr. Obornik), gebänderter Feuerstein 203.
 Berendt, G., über Kohlenstellen in Mooren 199.
 Bergling (Kr. Osterode), gebänderter Feuerstein 204.
 Bernstein, Ringe aus Gräbern der Latènezeit 233.
 Berlusche Ausgrabungen 221.
 Beżowa (Kr. Stopnica, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
 Beuvray (Frankreich), latènezeitlicher Messergriff 23.
 Bezzenberger, Adalbert, über gotische Herrschaft im Samland 9.
 Bielefeld (Stadt), spätbronze- und eisenzeitliche Funde 111, 112, 113.
 Biereye, über Stonehenge 148.
 Bietkow (Kr. Prenzlau), Fund aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 4.
 Bischwitz (Kr. Ols), gebänderter Feuerstein 205.
 Bistupin (Kr. Żnin), gebänderter Feuerstein 203.
 Blendow (Kr. Grojec, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
 Blossin (Kr. Beestow-Storkow), spätslawisches Gefäß 78.
 Blume, Erich, über die Rugier 1, 2, 3, 9.
 Bodenbach (Böhmen), latènezeitlicher Spinnwirtel 129.
 Bodum (Kr. Apenrade), Fund aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 4.
 Bötlen, C., über die Zahl Dreizehn 122, 142 f., 151 Anm. 1.

- Borna (Kgr. Sachsen,) mittelalterliches Gefäß mit Bodenstempel 76, 77.
- Borowko (Kr. Kosten), gebänderter Feuerstein 205.
- Börtewiß (Amtsh. Grimma, Kgr. Sachsen), gebänderter Feuerstein 206.
- Borzymow (Kr. Stopnica, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
- Bradtweide s. Vierchlingen.
- Brajai (Latonien), Dreifüße 165.
- Braunswalde (Kr. Stuhm), kaiserzeitliches Gräberfeld 9.
- Bretsch (Kr. Osterburg), gebänderter Feuerstein 206.
- Brißingamen 167, 174.
- Brohna bei Radibor (sächsische Lausitz), Bodenmarken wendischer Gefäße 74.
- Bronzezeit, absolute Chronologie 28f.
- Brutterer 115.
- Brunow (Medlenburg), Fund aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 4.
- Brzezno (Kr. Nielzawa, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
- Buchholz (Kr. Greifenhagen), Gefäß der frühen Bronzezeit 134.
- Buchwald (Kr. Lützen), gebänderter Feuerstein 205.
- Burg (im Spreewald), Bodenmarken wendischer Gefäße 74.
- Burgfelden (O.-A. Balingen, Württemberg), kirchliches Schallgefäß 80.
- Burgunden 5.
- Buschin (Kr. Schweß), gebänderter Feuerstein 204.
- Businowice s. Businow.
- Businow (Mähren), gebänderter Feuerstein 206.
- Buzany (Molhynien), Ausgrabung eines steinzeitlichen Hügelgrabes 104f.
- Bycistalöhöhle, verzierte Gefäßböden 72.
- Byrstedt (A. Aalborg, Dänemark), Fund aus dem 1. Jahrhundert nach Chr. 6.
- Campagnien, Ackerbau 144.
- Carnaf (Bretagne), Alignements 149 Anmerk. 1.
- Carsdorf bei Pegau (Kgr. Sachsen), mittelalterlicher Krug mit Bodenstempel 77.
- Castione (Prov. Parma), Holzrad aus der Terramare 51, 54, 62.
- Certosa (Italien), Situla 176.
- Chelléen 189, 190, 191.
- Cheruster 115.
- Chodel (Kr. Lublin, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
- Chotel (Kr. Izbica, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
- Ciemno (Kr. Lublin, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
- Cieszencin (Kr. Wielun, Polen), gebänderter Feuerstein 205.
- Clempenow s. Klempenow.
- Cnyf, Zeitbestimmung der Funde angezweifelt 100.
- Coligny (bei Lyon, Frankreich), Kalender auf Bronzetafeln 146ff.
- — Erläuterung 153.
- — Abbildung von Bruchstücken 154, 155.
- Corjeiten (Kr. Fischhausen), gebänderter Feuerstein 205.
- Cossin s. Kossin.
- Coswig a. d. Elbe (Anhalt) gebänderter Feuerstein 206.
- Côte Saint-André (Frankreich), Kesselwagen 161.
- Cro-Magnon-Kasse 66f.
- Curium (Cypern), gefäßtragende Sigur 131.
- Czaslau, Keramik bis 1250 nach Chr., Bodenzeichen 85f.
- Czernewiß (Kr. Thorn), gebänderter Feuerstein 204.
- Damme, Funde der späteren Kaiserzeit 6.
- Darsau (Kr. Dannenberg), verzierte Gefäßböden vom kaiserzeitlichen Urnengräberfeld 72.
- Déchelette, Joseph, über den Strettweger Wagen 168.
- De Hamert (Niederlande), Zeitbestimmung des Gräberfeldes 97f., 101.
- Deurne, Zeitbestimmung der Funde angezweifelt 99.
- Dienstädt (bei Remda, Sachsen=Weimar), Silberplatte aus kaiserzeitlichem Grabfund 128.
- Dienstädt (Thüringen), Fund der jüngeren Kaiserzeit 5.
- Dießlawice (Kr. Stopnica, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
- Dio Cassius, über die Hasdinger 165.
- Dioskuren 164ff.
- Dobranitz bei Radibor (sächsische Lausitz), Bodenmarken wendischer Gefäße 74.
- Dobřichow-Pichora (Böhmen), kaiserzeitliche Funde 6, 22 Anm. 2.
- Dregel, über den Gundestruper Kessel 164.
- Dümmertsee, Hügelgräber 114.
- Dziewiantkowice (Kr. Slonim, Sittauen), gebänderter Feuerstein 203.
- Ehringsdorf (Sachsen=Weimar), paläolithische Funde 183, 184, 185.
- Eilby Lund (Sümen), Goldschale 133.
- Eimer aus Bronze, latène- und kaiserzeitliche 8, 20ff.
- — Herstellungsart 21.
- Eiszeit 65ff., 179ff.
- Elf, symbolische Bedeutung der Zahl 135 Anm. 1, 145 Anm.
- Ellenau (Kr. Schlochau), Wagenrad auf Gesichtsurne 46, 48.
- Elster-Luppe=Aue (Kgr. Sachsen), gebänderter Feuerstein 206.

- Espe (Sünen), Fund aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 4.
 Etrurische Kultur, Werdegang 60.
 Ettringen (Kr. Mayen), Schlachtfelderfunde 240.
 Eulchem s. Kaisersech.
 Europe 167.
- Falk, Prof., über den Sonnenhirsch 171.
 Feldhaus, S. M., über den Ursprung des Wagens 35, 37.
 Fergiß (Kr. Templin), slawisches Gefäß mit Bodenstempel vom Burgwall 78.
 Fischenhausen (Kreis), Skelettgräber der Kaiserzeit 9.
 Fürstede (Sachsen=Weimar), goldener Schlangenkopfarmring 6.
 Forellier, G., über den Ursprung des Wagens 33f., 49 Anm. 1.
 Fossium (Bohuslän), Felsenzeichnung 169ff., 174, 177, 223.
 Frankfurt a. d. Oder, vorgeschichtliche Sammlungen 221, 222.
 Frey 167, 168.
 Freya 167, 168, 174.
- Gabellscheiben, auf Felsenzeichnungen 174ff., 223ff.
 Gäbert, über Martfleberg 183.
 Gaisheim (Oberpfalz), hallstattzeitliche Gefäße mit verziertem Boden 72.
 Gallehus (Kr. Tondern) Runenhorn 128.
 Garbe 176f., 224.
 Gartmann, Chr., über die Quellfassung von St. Moriz 25f.
 Gatsch (Kr. Graudenz), gebänderter Feuerstein 204.
 Gefjon 177, 224.
 Gelens (Kr. Kulm), gebänderter Feuerstein 204.
 Gemeinleban (Niederösterreich), Urne mit Dögeln, Reitern und Frauen 161, 162, 168.
 Gering (Kr. Mayen), hallstattzeitliche Funde 129, 130.
 Germanen, ihre Dorfahre 64ff.
 Germanische Zeitrechnung 146.
 Gesichtsurne, mit Wagenrad 46, 48.
 Ginzel, S. K., über die Zahl Dreizehn 123, 143, 145.
 — über den Kalender von Coligny 146.
 Ginzrot, über den Ursprung des Wagens 32, 63.
 Giubiasco (Süd Schweiz), latènezeitliches Grab 22.
 Glasperlen, aus Kliestow 219, 221.
 Glauche (Kr. Namslau), Schildtröten= Tongefäß 217f., 220.
 Gnewinke (Kr. Lauenburg i. Pom.), gebänderter Feuerstein 205.
 Gödäter (Uppland), taiserzeitlicher Fund 8.
 Goldene Halsringe aus dem 6. Jahrhundert nach Chr. 92ff.
 Golotty (Kr. Kulm), gebänderter Feuerstein 204.
 Gorzano (Prov. Modena), Hirschhornscheiben aus der Terramare 46, 47.
 Goten 243, 244.
 Gotischer Kulturkreis 7, 243, 244.
 Gotit 244, 247.
 Göbe, Alfred, über den Ursprung des Wagens 35.
 — Ordnung des Museums in Frankfurt a. O. 222.
 Gowidlino (Kr. Karthaus), gebänderter Feuerstein 204.
 Grabowa (Kr. Stopnica, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
 Gräden bei Reppen (Kr. Weisternberg), Funde 221.
 Gramtschen (Kr. Thorn), gebänderter Feuerstein 204.
 Graniczestie (Kr. Sereth, Ostgalizien) gebänderter Feuerstein 202.
 Gregorzewice s. Grzegorzewice.
 Griechenland, Karren, Wagen, Räder 37ff.
 Grimm, Jakob, über Sonnen= und Mondjahr 144.
 Groß Bartelsen (Kr. Bromberg), gebänderter Feuerstein 203.
 Groß Borken (Kr. Ortelsburg), gebänderter Feuerstein 204.
 Groß Gartach (Niederkreis, Württemberg), Schale mit 13strahligem Stern 138, 141.
 Groß Kelle (Medlenburg), Fund aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 4.
 Groß Leistenau (Kr. Graudenz), gebänderter Feuerstein 204.
 Groß Raßlawitz (Mähren), gebänderter Feuerstein 206.
 Groß Romstedt (Sachsen=Weimar), latènezeitlicher Messergriff 23.
 Groß Schlaffen (Kr. Meidenburg), gebänderter Feuerstein 204.
 Groß Starjin (Kr. Puzig), latènezeitlicher Bronzeimer 20.
 Groß Steinum=Beienrode (Braunschweig), Urnenfriedhof 228, 229.
 Groß Wachlin (Kr. Naugard), Tongefäß mit Hakenkreuz 83.
 Groß Wöllwitz s. Lindebuden.
 Grunau (Kr. Marienburg i. Westpr.), taiserzeitliches Gräberfeld 9.
 Grzegorzewice (Kr. Opatow, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
 Gudea=Stele, Wagen 43, 47, 48, 49.
 Gundestrup (Jütland), Kessel 163, 164.
 Gürtel, als Zaubermitel 136 Anm. 1.
- Hagenow (Medlenburg), Funde der älteren Kaiserzeit 6.
 Häggeby (Uppland), Stein mit Schiffszeichnung 139 Abb. 36.

- Hahn, Eduard, über den Ursprung des Wagens 33f., 36, 62.
- Hafentreuz 73, 80, 82, 83, 87, 131, 140, 214.
- Hallein (Salzburg), Nahrungsreste aus dem Salzbergwerk 91.
- Hallstatt (Oberösterreich), Nahrungsreste aus dem Salzbergwerk 91.
- Hängefibel mit Klapperblechen 129.
- Motivart 129.
- Schwerfischeide mit menschlichen Figuren 175.
- Hallstattzeit, Zeitbestimmungen 28f., 97ff., 251.
- Hammer bei Nürnberg, Griffzungenschwert 28.
- Hammersdorf (Kr. Heiligenbeil), Goldfund aus dem 5.—6. Jahrhundert nach Chr. 92 ff.
- Händegott 170 f.
- Hänichen bei Leipzig, Mäanderurne mit Bodenverzierung 72.
- Hankenbofstel (Kr. Celle), Sunde aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 6.
- Hardt bei München-Gladbach, Halsring aus spätester Hallstatt- oder frühester Latènezeit 99.
- Lage der Hallstattgräber 100, 101.
- Hasdinger 165.
- Haselnüsse in Urne 237.
- Hasleben (Sachsen-Weimar), Fund der jüngeren Kaiserzeit 5.
- Hausurnen, Zeichnungen von Rädern 46.
- Häven (Medlenburg), kaiserzeitliche Stelegräber 1, 6.
- Heierli, Jakob, über die Quellfassung von St. Moritz 25 ff., 208.
- Hekataüs, über den Apollotempel im Hyperboreerlande 147 Anm. 1.
- Helena 164, 167, 168.
- Helge-Hundingsbanelied 172, 173.
- Heppenheim (Kr. Worms), latènezeitlicher Messergriff 23.
- Herford (Kr. Herford), Urnenfriedhof 108 110, 111, 114.
- Herrestrup (Seeland), Boot auf Steinplatte eines Kammergrabes 139.
- Heruler 2.
- Hinrichshagen (Kr. Greifswald), gebänderter Feuerstein 206.
- Hirsche, auf dem Strettweger Wagen 159 ff.
- auf Slesenzzeichnungen 170 ff.
- Hirse 245.
- Hoby (Saaland), latènezeitlicher Bronze-eimer 20.
- Hoernes, über den Strettweger Wagen 165.
- Hoghem (Bohuslän), Selsenzzeichnung 225.
- Hohenleuben (Reuß j. L.), Bodenzeichen an Tongefäß 78.
- Hollad, über gotische Herrschaft im Samlande 9.
- Holubitsch (Böhmen), Brandgrab aus dem 1. Jahrhundert nach Chr. 6.
- — Bronze-eimer 22 Anm. 2.
- Holwerda, über Zeitbestimmung des Gräberfeldes von De Hamert 97 ff.
- Holzhausen von St. Moritz 30, 209.
- Hoog Soeren, Zeitbestimmung der Sunde angezweifelt 100, 101.
- Horodnica (Kr. Horodenta, Ostgalizien), gebänderter Feuerstein 202.
- Hünre (Kr. Ruhrort), Zeitbestimmung der Sunde 102.
- Hvillude (Bohuslän), Selsenzzeichnung 170, 175, 223, 225.
- Jddelsfeld (Kr. Mülheim a. Rh.), Lage der Hallstattgräber 100.
- Indogermanen, Urheimat 69 f.
- Zeitrechnung 145 ff., 151.
- Mythologie 167.
- Insterburg (Kr. Insterburg), gebänderter Feuerstein 205.
- Isen (Bez.-A. Wasserburg, Oberbayern), kirchliches Schallgefäß 80.
- Isis 175.
- Italien, Karren, Wagen, Räder 37 ff.
- Jehoe (Holstein) Bronzemesser, dessen Griff eine kesseltragende Frau 162.
- Jägerndorf (Mähren), Gürtelschließe der frühesten Bronzezeit 136.
- Jahr, Verhältnis vom Mond- zum Sonnenjahr 143 ff.
- Jankowo (Kr. Mogilno), gebänderter Feuerstein 203.
- Johannismühl (Kr. Posen Ost), gebänderter Feuerstein 203.
- Josephsdorf (Kr. Kulm), gebänderter Feuerstein 204.
- Juellinge (auf Lolland, Dänemark), Fund aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 4.
- Juppendorf (Kr. Gubrau), frühkaiserzeitliches Gräberfeld 16.
- Kaczłowo-Neudorf = Neulinden 203.
- Kaiserseich (Kr. Kochem), Hügelgrab der Latènezeit 240.
- Kamunta (Kaukasus), Goldanhänger 128.
- Karmö (Insel, Norwegen) Einbruchsstelle südlicher Einwanderung 1.
- Kaifer 164, 168.
- Kehrig (Kr. Mayen), Gefäß der Hallstattzeit 130.
- Keltische Zeitrechnung 146.
- Kemnath (Kr. Oststernberg), Sunde 221, 222.
- Keramik, Bodenstempel auf wendischen und frühdeutschen Gefäßen 71 ff.
- Kern, Josef, über Krötendarstellungen 214.
- Kesselwagen, bronzene, ihre Deutung 159 ff.
- Kesthely-Bronzen 250.
- Kettlach, Hafentreuz als Bodenmarke 83.
- Kidelhof (Kr. Elbing), kaiserzeitliches Gräberfeld 9.

- Kinnefulle (Vestergötland), Felsenzeichnung 170.
- Kittnau (Kr. Graudenz), gebänderter Feuerstein 204.
- Kivid (Schonen), Zeichnungen auf den Steinplatten des Grabes 166.
- Kjaerumgaard (Sünen), Fund aus dem 1. Jahrhundert nach Chr. 6.
- Klaskow (Kr. Demmin), Fund aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 4, 5.
- Klein Czappeln (Kr. Schwedt), gebänderter Feuerstein 204.
- Klein Dölzig (bei Leipzig), Bodenmarken wendischer Gefäße 74.
- Klein Drensen (Kr. Silehne), gebänderter Feuerstein 203.
- Kleinglein (Steiermark), Schild der Hallstätter Kultur mit Anhängseln 175.
- Klein Kreuz (Kr. Westhavelland), gebänderter Feuerstein 205.
- Klein Prießnitz, Bodenzeichen an Tongefäß 78.
- Klempenow (Kr. Demmin), frühbronzezeitliche Scheibennadel 136.
- Kličevac (Serbien), weibliche Tonfigur 137, 151.
- Kliesow (Kr. Lebus), Schildkröten-Tongefäße 212 ff.
- slawische Funde 221.
- Siedelungsstelle 220, 221.
- Klütze, M., Berichte über Ausgrabungen 215, 217.
- Koburg (Thüringen), Bodenzeichen an Tongefäß 78.
- Koczet = Waldersee 11.
- Königgrätz, Bodenmarken an Tongefäßen 83, 84.
- Königsutter (Braunschweig), Urnenfriedhof 228, 229.
- Königswalde (Kr. Oststernberg), Verschmelzung von Haken- und griechischem Kreuz als Bodenmarke 83.
- Körchow (Mecklenburg), germanische Kriegergräber mit 2 Schildbuckeln 19 Anm. 1.
- Kosji (Kr. Karthaus), gebänderter Feuerstein 204.
- Kosjin (Kr. Pyritz), Fund aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 4, 5.
- Kosmina, Gulstaf, Zueignung zum 60. Geburtstag III.
- Lebenslauf V.
- Schriftennachweis VIII.
- über Zeitbestimmung der Bronzezeit 27 ff.
- über einzelne ostgermanische Volksstämme 2, 3, 7, 22.
- über die Schildkröte 212 ff.
- über Krötenarstellungen 214.
- Kottenheim (Kr. Mayen), Flachgräberfunde 240.
- Kowel (Wolhynien), steinzeitliche Siedelung 105.
- Kramon (Thessalien), Kesselwagen auf Münze 160, 163, 164.
- Krantas 199.
- Kreidelwitz (Kr. Glogau), gebänderter Feuerstein 205.
- Kremitten (Kr. Rastenburg), gebänderter Feuerstein 205.
- Kreuze, als Bodenmarken 80 ff.
- s. auch Hakenf., Radf.
- Kronstadt, Hakenkreuz in Fund der jüngeren Steinzeit vom Priesterhügel 87.
- Kruft (Kr. Mayen), Funde der Latènezeit 239, 241.
- Kruglanten (Kr. Angerburg), gebänderter Feuerstein 205.
- Kuffarn (Niederösterreich), Situla 165.
- Kujawien (Polen; ohne Ortsangabe), gebänderter Feuerstein 203.
- Kultwagen 36, 159 ff.
- Kunersdorf, Funde bei der Kleinen Mühle 221.
- Kurd, C., über die Schildkröte 213.
- Kurische Nehrung, jungneolithische Besiedelung 198, 200, 201.
- Kürtenberg (Kr. Mayen), Grabfunde der Latènezeit 232 ff., 241.
- Küstzin (Stadt), Bodenmarken wendischer Gefäße 74.
- Kyrkoryt (Bohuslän), Schiffsbild auf Felsenzeichnung 139.
- Ladegaard (Kr. Hadersleben), Goldschale 136 Anm.
- Lagash (Mesopotamien), Wagen auf Steinstele des Gannatum 37.
- Lämmershagen (Kr. Bielefeld), Hügelgräber 111.
- Langaa (Sünen), germanisches Kriegergrab mit 2 Schildbuckeln 19 Anm. 1.
- Langendorf (Kr. Franzburg), Goldschale 133.
- Langobardischer Kunststil 243, 244, 247.
- Latènesibeln, aus dem Kreise Mayen 233.
- Lavinsgaard (Sünen), Goldschalen 136 Anm.
- Leda 167.
- Leipzig (Stadt), Bodenstempel 76.
- Leiter, auf Urnenedel von Merzin 225.
- Leon y Gama, über die Zahl Dreizehn 142.
- Liber (Böhmen), Brandgrab aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 6 Anm. 5t
- Liegnitz (Stadt), mittelalterliches Gefäß mit Bodenmarke 83.
- Lilla Gerum, Felsenzeichnung 171, 173.
- Lille Berge (Smaalene, Norwegen), Wagenrad auf Felsenzeichnung 46.
- Lindebuden bei Groß Wöllwitz (Kr. Slatow) Wagenrad auf Hausurne 46.
- Lipowitz (Kr. Graudenz), gebänderter Feuerstein 204.
- Litslena (Uppland), Fund der Kaiserzeit 8.
- Lochwitz (bei Dresden), gebänderter Feuerstein 206.

- Lodwitz (bei Dresden), Bodenmarken wendischer Gefäße 74.
 Lößfäßen (Bohuslän), Felsenzeichnung 223.
 Loiß (Kr. Grimmen), Tongefäß mit Hakenkreuz 82.
 Lofe 174.
 Loffumer Heide (Kreise Minden und Stolzenau) Hügelgräber 113, 114, 229.
 Lodyer, über Stonehenge 148.
 Löß 179, 180, 185f., 190.
 Lübeck (Stadt), spätslawische Kultur, Gefäße 81.
 Lublin (Polen), Lager gebänderten Feuersteins 202.
 Lübrow (Kr. Greifenberg), Fund aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 4, 5.
 Lugischer Kulturverband 164, 165.
 Lüsschena (bei Leipzig), frühe Wendeneramik mit Bodenmarke 73.

 Macrobius, über Tempelanlagen in Thracien 147 Anm. 1.
 Magdalénien 189, 190.
 Markfleberg (bei Leipzig), paläolithische Sunde 179ff.
 Mannebach (Kr. Adenau), Hügelgräber der Latènezeit 237, 241.
 Mannersdorf (am Leithagebirge), Fußarmband mit 13 Höhlenschalen 128.
 Marienburg (Westpreußen), gebänderter Feuerstein 204.
 Markussäule, Wagenräder 41, 43, 47, 54.
 Maßhausen (Oberpfalz), Flasche mit Tierbildern 173.
 Mayen (Kreis), Grabfunde der Latènezeit 231ff.
 — — Stelett- und Brandbestattung 241, 242.
 Mazewo (Kr. Pultusk, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
 Medenheim, Wellenlinie in merowingischen Gräbern 75.
 Menhire, in der Rheinpfalz 250.
 Menzel, Hans, über den Diluvialmenschen 188 Anm. 1.
 Mercurago (Prov. Novara, Oberitalien), Holzräder 55ff., 61, 62.
 Meringer, über den Strettweger Wagen 168.
 Merowingerzeit, Kunststil 248f.
 Merseburg, mittelalterliche Bodenmarken von der Altenburg 79.
 Merzin (Kr. Köslin), Deutung eines verzierten Urnendeckels 223ff.
 Mersine (Kr. Wohlau), gebänderter Feuerstein 205.
 Messingwert (bei Eberswalde, Kr. Oberbarnim), Goldschale 133.
 Meyer, Eduard, über die Zahl Dreizehn 141, 142.
 Micoquien 184, 189.
 Mięczownica (Kr. Slupcy, Polen), gebänderter Feuerstein 205.

 Milavetsch (Böhmen), Kesselwagen 160, 163.
 Minos 167, 168.
 Mißschischewitz (Kr. Karthaus), Fund der jüngeren Kaiserzeit 7, 8.
 Moirans (im Jura), Bruchstück eines Kallenders 146 Anm. 1.
 Monatsnamen, altisländische 144 Anm. 1.
 Mondschütz (Kr. Wohlau), Conrad 47.
 Montelius, Ostar, über Zeitbestimmung der Bronzezeit 27ff.
 Mörken (Kr. Osterode), gebänderter Feuerstein 204.
 Moulérieren 179ff., 189, 190.
 Much, Rudolf, über Khaos und Rhaptos 165 Anm. 1.
 Mügeln (Kgr. Sachsen), Bodenmarken wendischer Gefäße 74.
 Münchetroda (Kr. Apolda), Bodenzeichen an Tongefäßen 78.
 Müller, Sophus, über Grabsitten der Kaiserzeit 7.
 Mygowo (Kr. Kulm), gebänderter Feuerstein 204.
 Myrina (Kleinasien), Wagenrad 40, 41.

 Näglad (Kr. Mohrungen), gebänderter Feuerstein 205.
 Naharavalen 164.
 Nalenczow (Kr. Pulawy, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
 Nasseden (Kr. Heiligenbeil), gebänderter Feuerstein 205.
 Natangen (ohne Ortsangabe), gebänderter Feuerstein 205.
 Nauheim (Kr. Friedberg in Hessen), germanisches Kriegergrab mit 2 Schildbuden 19 Anm. 1.
 Nauzwintel (Kr. Sischhausen), gebänderter Feuerstein 205.
 Nemejice (Böhmen), Kette mit Dögeln 161.
 Neolithikum, Zeitrechnung 147f., 152.
 Nerthus 162, 164, 167, 168, 174, 178.
 Neuenfeld (Kr. Prenzlau), Hügelgrab mit Pfostenlöchern 103f.
 Neuentrid (Kr. Minden), Hügelgrab auf dem Nollenberg 113.
 Neulinden (Kr. Hohensalza), gebändertes Feuersteinbeil 203.
 Neunundneunzig, symbolische Bedeutung der Zahl 150 Anm. 1.
 Niedzielsto (Kr. Wielun, Polen), gebänderter Feuerstein 205.
 Niemißsch (Kr. Guben), Bodenmarken wendischer Gefäße 74.
 Nienburg a. d. Wefer, Urnenfriedhof 110, 229, 230.
 Nienbüttel (Kr. Ulzen), germanische Kriegergräber mit 2 Schildbuden 19 Anm. 1.
 Niniveß, Wagenrad 41.
 Nizniow (Kr. Tlumacz, Ostgalizien), gebänderter Feuerstein 202.

- Njord 162f., 164, 167, 168.
 Nordhemmern (Kr. Minden), Urnenfriedhof 108f., 110, 111, 114, 229.
 Nörte Broby (Sünen), Fund aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 4.
 Novilara, umentragende Frau 162.
 Nürnberg (Stadt), Pentagramm als Bodenmarke 80, 86.
- Obervintl (Pustertal, Tirol), Bronzerad 132.
 Odenburg (Ungarn), Scherben mit dem Bilde eines von Kindern gezogenen Wagens 161, 162, 163.
 Odermündungsgebiet, Fundort von Gräbern aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 4
 Oicow (Kr. Olsufz, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
 Otalew (Kr. Wielun, Polen), gebänderter Feuerstein 205.
 Olsufz (Kr. Olsufz, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
 Ollen, Magnus, über Frey und III 167.
 Olympiaden 146, 148.
 Öremölla bei Ystad (Schweden), Fund der Kaiserzeit 8.
 Olschino (Kr. Lublinitz), gebänderter Feuerstein 205.
 Ofiecz (Kr. Wloclawek, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
 Offoweg (Kr. Pr. Stargard), gebänderter Feuerstein 204.
 Ovenstedt (Kr. Minden), Hügelgräber 113, 114.
 Overbo (Ksp. Warnhem, Westergötland), Fund der Kaiserzeit 8.
- Paafche, Dr., über den Sonnenhirsch 171.
 Panigina (Prov. Forli, Oberitalien), bronzezeitliche Quellsfassung 207f.
 Pedatel (Medlenburg), Kesselwagen 160, 163.
 Pelonten (Kr. Danziger Höhe), gebänderter Feuerstein 64.
 Pend, über Zeitbestimmung der Eiszeit 179ff., 189, 191.
 Pentagramm, als Bodenmarke 80, 86.
 Perugia (Italien), Kesselwagen 161.
 Petrigau (Kr. Strehlen), Bronzezeimer 22.
 Pfeilings (Kr. Mohrunen), gebänderter Feuerstein 205.
 Pferd, als Gottheitsymbol 164ff.
 — als Haustier 245.
 Piasti (Kr. Strelino), gebänderter Feuerstein 203.
 Plauen (Kgr. Sachsen), mittelalterliche Kacheln mit Stempeln 77.
 Pogobien (Kr. Johannsburg) gebänderter Feuerstein 204.
 Polaba, Spinnwirtel aus Terramare 137.
 Polch (Kr. Mayen), Funde der Latènezeit 238, 241, 242.
 Pollug 164.
- Polnisch Neudorf (Kr. Breslau), latènezeitliche Schnabeltanne in frühkaiserlichem Grabe 22 Anm. 2.
 Polydeutes 164, 168.
 Postertolt, Zeitbestimmung der Funde angezweifelt 100.
 Priemhausen (Pommern), wendische Siedelung 198.
 Protop, über die Heruler 2.
 Przewodet (Kr. Sotal, Ostgalizien), gebänderter Feuerstein 202.
 Przewodow f. Przewodet.
 Pullach, Gefäße mit verziertem Boden aus dem Fürstengrab 72.
 Puppen (Kr. Ortelsburg), Gräberfeld 10 Anm. 1.
- Rabe, im Tierkreis 143.
 Radow (Medlenburg), germanisches Kriegergrab mit 2 Schildbuden 19 Anm. 1.
 Radkreuze, als Bodenmarken 80, 85, 86.
 Raftenburg (Kr. Raftenburg), gebänderter Feuerstein 205.
 Rajstow (Kr. Adelnau), gebänderter Feuerstein 205.
 Rees (Kr. Rees), Zeitbestimmung der Funde 102.
 Regensburg, bandkeramische Siedelung 138, 141.
 Rehna (Medlenburg), spätlawisches Gefäß 81.
 Reichswald (holländische Grenze), Halstring aus später Hallstatt- oder frühesten Latènezeit 99.
 Reimede, Zeitbestimmung der Bronze- und Hallstattzeit 28f., 251.
 Reitwein (Kr. Lebus), Wallanlage 221.
 Rentfchau (Kr. Thorn), gebänderter Feuerstein 204.
 Rethwisch (Amt Detha, Oldenburg), Bügelplattenfibel der IV. Bronzeperiode 109.
 Reuleaur, S., über den Ursprung des Wagens 32.
 Rhadamantys 167, 168.
 Rhaos 165, 167.
 Rhaptos 165, 167.
 Riedhofen, Zeitbestimmung des Gräberfeldes 101.
 Riefe (Kr. Ülsen), germanisches Kriegergrab mit 2 Schildbuden 19 Anm. 1.
 Ringe (Sünen), Fund aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 4.
 Rogaland (Norwegen) 1, 2, 3.
 Rom, Quirinal, frühsteisenzeitliche Scherbe mit Krötendarstellung 214.
 Rondsen (Kr. Graudenz), gebänderter Feuerstein 204.
 — latènezeitliche Messer 23.
 — Fund aus dem 1. Jahrhundert nach Chr. aus der Kiesgrube 7 Anm. 5.
 — germanisches Kriegergrab mit 2 Schildbuden 19 Anm. 1.

- Rosfitten (Kr. Fischhausen), gebänderter Feuerstein 205.
- Rothengrub (Niederösterreich), Dolchgriffplatte 134.
- Ruda (Kr. Strassburg i. Westpr.), Fund der jüngeren Kaiserzeit 7, 8.
- Rügen, Deutung des Namens 8.
- Rugier 1ff.
- Rygir 1.
- Rzeżyn s. Rzeżynek.
- Rzeżynek (Kr. Strelno), gebänderter Feuerstein 203.
- Sadtrau (Schlesien), die Skelettgräber der jüngeren Kaiserzeit den Rugiern zugehrieben 1, 2, 5.
- Saint Germain en Laye, aus dem Museum, Bronzefigur eines Mannes, der zwei Pferde lenkt 166, 168, 178 Abb. 15.
- Salin, Bernhard, über die Rygir 1, 2. — über den gotischen Kulturkreis 7, 8.
- Samsland (ohne Ortsangabe), gebänderter Feuerstein 205.
- Sammlungen, im Lienenhause zu Frankfurt a. Oder 221. — des Kreishauses zu Minden 226. — des Pastors Magdalinsti 223 Anm. 1.
- Sandige Höhen bei Thorn, gebänderter Feuerstein 204.
- Scef 177, 224.
- Schaltjahre 143ff.
- Schaltmonate 143ff.
- Schäßburg (Siebenbürgen), verzierte Tonnplatte der Bandkeramik 138, 140, 141.
- Scheffer, Johannes, über den Ursprung des Wagens 32.
- Schetelig, Haakon, über die Rygir 1, 2. — über Vorbilder der norwegischen Skelettgräber des 5. bis 6. Jahrhunderts nach Chr. 8.
- Schilde, als Kultsymbol 165ff., 224f.
- Schildbuckel, in Anzahl von zwei Stück in germanischen Kriegergräbern, Fundorte 19 Anm. 1.
- Schildkröte, Verbreitung 212f. — im Volksglauben 220.
- Schildkröten-Tongefäße 212ff.
- Schtopau (Kr. Merseburg), gebänderter Feuerstein 206.
- Schladiß-Zwochau (Kr. Delitzsch), Fund aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 5.
- Schledebrüch (Kr. Wiedenbrüch), Urnenfriedhof 229.
- Schlichtingsheim (Kr. Frauastadt), Gräberfeld der Spätlatènezeit 15.
- Schlieben, v., über den Ursprung des Wagens 32.
- Schlüterische Waldkarte 115.
- Schönfeld (Kr. Stendal), spätneolithische Schale mit Bodenzeichen 72.
- Schöngrund-Mezanno (Kr. Strassburg i. Westpr.) gebänderter Feuerstein 204.
- Schrader, Otto, über die Schildkröte 212. Schriftennachweis der veröffentlichten Arbeiten Gustaf Kossinns VIII. — zur Frage der Bodenstempel 71 Anm. 1. — über Schallgefäße an Kirchen 80 Anm. 1.
- Schuchhardt, Karl, über Stonehenge 147 Anm. 1, 149 Anm. 1.
- Schwannenhalsnadel von Kliestow 219, 220.
- Schwerter, bronzene, vom Quellgrund in St. Moritz 26f.
- Scyld 177, 224.
- Seelenfeld (Kr. Minden), Hügelgräber 113.
- Segenthin (Kr. Schlawa), Fund aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 4.
- Seger, über Schildkröten-Tongefäße 217, 220.
- Seidewitz (bei Leisnig, Kgr. Sachsen), mittelalterliches Gefäß mit Bodenstempel 77.
- Seler, S., über die Zahl Dreizehn 142.
- Seskilgreen (Grafschaft Tyrone), Näpfschenstein 136 Anm., 138.
- Siegburg (Siegkreis), Lage der Hallstattgräber 100.
- Silingen 2, 3.
- Silligsdorf (Kr. Regenwalde), gebänderter Feuerstein 205.
- Silund = Seeland 2.
- Stade 162f.
- Stallerup (Dänemark), Kesselwagen 161, 163.
- Stilfingar 177.
- Stjold 177, 224.
- Stomafaren 170.
- Slotowa (Kr. Pilsno, Westgalizien), gebänderter Feuerstein 203.
- Smith, G. Elliot, über Zahnabnutzung 89.
- Soergel, über Eiszeit 183 Anm. 1.
- Sofolken (Kr. Marggrabowo), gebänderter Feuerstein 205.
- Sólatljöd 171ff.
- Solutréen 69, 189, 190.
- Sonnenfult 159 ff.
- Sorau (Kr. Sorau), gebänderter Feuerstein 205.
- Sparta (Griechenland), Diosturentempel 160, 164, 167.
- Spinnwirtel, als Anlaß zur Erfindung des Wagens 34.
- Sprynia (Kr. Sambor, Ostgalizien), gebänderter Feuerstein 202.
- Staadorf (Oberpfalz), Bronzescheibe 137.
- Standau (Kr. Hohenalza), gebänderter Feuerstein 203.
- Stangerup (Salster), Fund aus dem 1. Jahrhundert nach Chr. 6.
- Stanomin = Standau 203.
- Steinzeit, Typologie der nordischen Streitärte 251.
- Stemmer (Kr. Minden), Urnenfriedhof 108f., 110, 111, 114, 229.
- Stephan, Paul, über Stonehenge und Avebury 147ff., 150.
- St. Marein, Situlenbruchstück 176.

St. Moritz (Schweiz), Quellfassung 25 ff., 207.
 Stonehenge (England), Steintreise 147 ff.
 Stordal (Amt Smaalenene, Norwegen), Fund aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. 4.
 Stove (Medlenburg), spätlawisches Gefäß 81.
 Strettweg (Steiermark), Kultwagen 159 ff.
 Striegau (Kr. Striegau), Hakenkreuze als Bodenmarken 83.
 Straty (Böhmen), Skelettgrab aus dem 1. Jahrhundert nach Chr. 6.
 Strzegocin (Kr. Lentschiza, Polen), gebänderter Feuerstein 205.
 Stufelley, über Avebury 149 Anm. 1.
 Südlengern (Kr. Herford), Urnenfriedhof 108, 110, 114.
 Sumerische Kultur 152.
 Surya 164.
 Szadlowice (Kr. Hoßensalza), gebänderter Feuerstein 203.
 Szajparosjzet (Siebenbürgen), Kesselwagen 161, 163.
 Szejomin (Kr. Plońsk, Polen), gebänderter Feuerstein 203.
 Szylagyi-Szomlyo (Ungarn), Sibel 93, 95.
 Symborze (Kr. Hoßensalza), gebänderter Feuerstein 203.

Tacitus, über die Germanen 244.
 — über die Rugier 3.
 — über die Nis 175.
 — über die Nerthus 162, 167.
 — über die heiligen weißen Pferde 164.
Tarnum (Bohuslän), Wagenrad auf Felsenzeichnung 48.
Tarnowek (Kr. Strelno), gebänderter Feuerstein 203.
Taubach (Sachsen-Weimar), paläolithische Funde 183, 184, 189, 190.
Tegneby (Bohuslän), Felsenzeichnung 223.
Teutoburger Wald, Hügelgräber 111, 114.
Theinselberg (bei Memmingen, Bayern), mittelalterlicher Becher mit Bodenmarke 80.
Thiede (Braunschweig), paläolithische Funde 183, 186 f., 189.
Thierbach (Kr. Weisensfels), gebänderter Feuerstein 206.
Thorn, sandige Höhen, gebänderter Feuerstein 204.
Thurneysen, über den Kalender von Coligny 147.
Tordos, Hakenkreuz in Sunden der jüngeren Steinzeit 87.
Trajanssäule, Wagenräder 47, 49.
Treibitz (Thüringen), Fund der jüngeren Kaiserzeit 5.
Trettin (Kr. Weststernberg), Funde 221.
Treverer 241.

Troja (Kleinasien), durchbohrte Steinscheiben 138.
Trundholm (Seeland), Sonnenwagen 36.
Tschiläsen (Kr. Gußtau), spätlatènezeitlicher Fund 15 ff.
 — Urnenfeld der V. Bronzeperiode 16.
Tylor, über den Ursprung des Wagens 33.
Tymin (Kr. Izbica, Polen), gebänderter Feuerstein 203.

III 167.

Undset, über Wagengebilde 166.

Upsala (Schweden), Felsenzeichnung 139.

Danen 167.

Udelem St. Did (Kom. Steinamanger, Ungarn), Tonscheiben 48.

Uerona (Oberitalien), urnentragende Frau 162.

Uetullonia (Italien), Wagenrad auf Münze 59.

— Dreifußstessel 165, 168.

Uidar 174.

Uillfarahögen (Schonen), Felsenzeichnung 139.

Uierchlingen bei Bradwede (Kr. Bielefeld), Hügelgräber 112, 113.

Uögel, als heilige Tiere 161 ff.

Uoigtstedt (Kr. Sangerhausen) Fund der jüngeren Kaiserzeit 5.

Uölkerwanderungszeit, Kunststil 244, 247.

Uabecz (Kr. Kulm), gebänderter Feuerstein 204.

Uagen, Entstehung 31 ff.

— Deutung der bronzenen Kesselwagen 159 ff.

Uagenräder 31 ff.

Uahle, Ernst, über herustische Gräber 115.

Uahn (Kr. Mülheim a. Rh.), Flachgräber des 1. u. 2. Jahrhunderts nach Chr. über Hallstatt-Hügelgräbern angelegt 100.

Ualdersee (Sörsterei bei Alt Kelbonten, Kr. Sensburg, Masuren), Grab der jüngeren Steinzeit 11 ff.

Ualdsee-Aulendorf (Donautreis, Württemberg), hölzernes Wagenrad 42, 47, 49.

Ualsleben (Kr. Osterburg), Tonscheibe 48.

Uandalen 24, 165, 244.

Uaralden Olmay 170, 225.

Uarmsen (Kr. Stolzenau), Funde der vorrömischen Eisenzeit 110, 226 ff.

Uatsch (Krain), Situla 167.

Uawrochen (Kr. Ortelsburg), gebänderter Feuerstein 204.

Uehlau (Kr. Wehlau), gebänderter Feuerstein 205.

Uellenlinien, auf Tongefäßen 75.

Uensidendorf (Kr. Niederbarnim), Bronzeschwerter 210 f.

Uesterwanna (Kr. Hadeln), Bronzeimer 21.

- Weule, über den Ursprung des Wagens 35.
 Weyeregg (Oberösterreich), Scherben mit
 Sonnenfigur aus Pfahlbau im Attersee
 138, 141.
 Wichulla (Kr. Oppeln), Fund aus dem
 2. Jahrhundert nach Chr. 5.
 Wielandsthal (Niederösterreich), Lößprofil
 186.
 Wierzbowiec (Kr. Trembowla, Ostgalizien),
 gebänderter Feuerstein 202.
 Wies (Steiermark), reich verzierter Deckel
 eines Bronzeimers 132.
 — Dotirschilde 225.
 — Knotenfibel 131.
 Wilhelmsthal (Kr. Ortelsburg), gebänder-
 ter Feuerstein 204.
 Wilke, Georg, über den Artgott 170.
 — über die Leiter 225.
 — über die Schildkröte 212.
 Wilkinson, über den Ursprung des Wagens
 37.
 Willenberg (Kr. Stuhm), kaiserzeitliches
 Gräberfeld 9.
 Willendorf (Niederösterreich), paläolithische
 Funde 186, 187.
 Willers, über Bronzeimer 19 ff.
 Wilmersdorf (Kr. Beestow-Storkow), Ton-
 schüssel mit 13strahligem Stern 131.
 Wiszenta (Kr. Grodek, Ostgalizien), ge-
 bänderter Feuerstein 202.
 Wittenhusen (Kr. Minden), bronzezeitlicher
 Urnenfriedhof 108 f., 114, 229.
 — — Berichtigung über Bronzerasier-
 messer 230.
 Wittkau (Kr. Slatow), Hausurne mit Wagen-
 bild 46.
 Wloclawek (Kr. Wloclawek, Polen), ge-
 bänderter Feuerstein 203.
 Wolf, als Stades Tier 163.
 Wolfsgott 164.
 Wolgast (Kr. Wolgast), gebänderter Feuer-
 stein 206.
 Wolhymien, Typen von Hügelgräbern 107.
 Wollishofen (Kr. Zürich), Conrad aus
 Pfahlbau 48.
 Wuttke, über die Zahl Dreizehn 141.
 Ystad (Schonen), Kesselwagen 161.
 Zahnabnutzung 89 ff.
 Zawadda (Kr. Schlochau), gebänderter
 Feuerstein 204.
 Zeipern (Kr. Guhrau), Gräberfeld der
 Spätlatènezeit 15.
 Zeitbestimmungen, Ansetzung der Bronze-
 und Hallstattzeit bei verschiedenen
 Forschern 28 f.
 — der niederrheinischen Hügelgräber 97 ff.
 Zelechlin (Kr. Hohenalza), gebänderter
 Feuerstein 203.
 Zeus 167.
 Zeuß, Kaspar, über Rügen, Namensdeu-
 tung 8.
 Ziegta (Kgr. Sachsen), frühe Wendens-
 keramik 73.
 Zilmisjos (Berg in Thracien), Tempelan-
 lage 147 Anm. 1.
 Zliv (Böhmen,) Fund aus dem 1. Jahr-
 hundert nach Chr. 6.
 Zöhda (Kgr. Sachsen), Bodenmarken wen-
 discher Gefäße 74.
 Zürich-Altstetten (Schweiz), Goldschale 133,
 172.
 Zwintzschöna (Saaltreis), Urnenfriedhof 229

Verzeichnis der Abbildungen

im Text und auf den Tafeln.

(Zeitlich und länderweise geordnet.)

	Seite, Tafel		Seite, Tafel
1. Paläolithische Zeit.		England.	
Mitteleuropa.		Steintreise von Avebury, Lageplan (um 1700) nach der Zeichnung Aubrys	149
Darstellung der Einrichtung der paläolithischen Kulturstufen in die Eis- und Zwischeneiszeiten	189, 190	— mutmaßlicher Verlauf der Stein- setzung am Wege nach Overton hill nach Witte	149
Lößprofil in der Stiftsziegelei zu Wielandsthal bei Herzogenbusch in Niederösterreich	187	3. Bronzezeit.	
Mandelförmiges Feuersteingerät aus der Solutré-Periode i. Frankreich — in Südschweden	68 68	Schweden.	
2. Neolithische Zeit.		Selsenzeichnung von Fossun	169
Nordostdeutschland nebst an- grenzenden Ländern.		— von Lilla Gerum	171
Karte der Verbreitung der gebänder- ten Feuersteingeräte	IV	— von Dillfarahögen (Schonen)	140
Grabfund (durchbohrter Steinham- mer, Feuersteinmesser und -pfeil- spitze, spätneolithischer Tonbecher) von Waldersee bei Alt Kelbonten (Kr. Sensburg), Ostpreußen	12, 13	Dänemark.	
Hügelgrab (Ansichten vor und bei der Ausgrabung) bei Buzany, Wol- hynien	106	Reich verzierte Schafthochart	137
Süddeutschland und Österreich- Ungarn.		Zierärte	135
Verzierte Schale von Groß Gartach (Nestkarfreis), Württemberg	138	Gürtelplatte (Seeland)	135
Gefäßscherben mit Sonnenfigur einer banderamischen Siedelung bei Regensburg, Bayern	138	Hängedose (Seeland)	135
Gefäßscherben mit Sonnenfigur aus steinzeitlichem Pfahlbau im Atter- see b. Meyeregg, Oberösterreich	138	Goldschale von Gilby Lund (Sünen) 133	
Verzierte Tonplatte der Spiralmän- derteramik von Schäßburg, Sie- benbürgen	139	Deutschland.	
		In Schleswig-Holstein	
		Goldschale von Ladegaard (Kr. Haders- leben)	136
		Bronzemeser, dessen Griff eine fessel- tragende Frau bildet, V. Periode, von Ikehoe	162
		In Westfalen	
		Sunde aus dem Ausgange der Bronze- zeit, Rasiermesser und Tongefäße von Wittenhusen (Kr. Minden)	109, 110
		— Kaliermesser und Tongefäß von Stemmer (Kr. Minden)	109
		In Brandenburg	
		Goldschale von Messingwert b. Ebers- walde (Kr. Oberbarnim)	133
		Bronzeschwerter von Wensidendorf (Kr. Niederbarnim)	V

	Seite, Tafel
In Pommern	
Goldschale von Langenburg (Kr. Franzburg)	134
In Bayern	
Bronzescheibe aus frühbronzezeitlichem Grabe von Staadorf (Oberpfalz)	137
Mähren.	
Verzierte Gürtelschließe der frühesten Bronzezeit von Jägerndorf	137
Böhmen.	
Kesselwagen von Milavetsch	160
Österreich.	
Dolchgriffplatte von Rothengrub (Niederösterreich)	134
Schweiz.	
Sunde (Holzröhren, =blodleiter, =haden, Bronzeschwerter) der Quellsfassung von St. Moritz	26, 27, II, III
4. Vorrömische Eisenzeit.	
Deutschland.	
In Schlesien	
Grabfund der Spätlatènezeit (Bronze-eimer, schweidschneidiges Schwert, Lanzenspitzen, darunter verzierte, Schildbudele, Messer, Dolchmesser mit Vogeltopf am Griff, Rasiermesser)	17, 20, 21, I
Schildtrötengefäß, früheste Eisenzeit, von Glausche (Kr. Ramlau)	218
In Brandenburg	
Sunde (Nadeln, darunter Schwanenhalsnadel, eiserne Halsringe, Glasperlen, Tongefäße, darunter 2 Schildtrötengefäße) vom Urnenfeld von Kliestow (Kr. Lebus)	216, VI
Tonschüssel, früheste Eisenzeit, von Wilmersdorf (Kr. Beeskow-Storfow)	131
In Pommern	
Urnededel mit Zeichnungen, früh-eisenzeitlich, von Merzin (Kr. Köslin)	223
In Westfalen und Hannover	
Lageplan der Urnenfriedhöfe und Hügelgräber im nördlichen Westfalen	114
Sunde der frühen Eisenzeit, Tongefäße von Bielefeld	112, 113
— gefröpfte Bronzenadel mit Kopfscheibe, Beigefäß von Nordhemmern (Kr. Minden)	111
— Tongefäße von Stemmer (Kr. Minden)	110
— Lageplan des Urnenfeldes, Tongefäße von Warmien (Kr. Stolzenau, Hannover)	226, 227, 228

	Seite, Tafel
In Rheinprovinz	
Aus der Hallstattzeit:	
Klapperblech von Gering (Kr. Mayen)	129
Tongefäß von Gering (Kr. Mayen)	130
— von Kehrig (Kr. Mayen)	130
Aus der Latènezeit; im Kreise Mayen und Nachbarschaft:	
Grabfunde im Mayener Stadtwald, Distr. Stich rechts; Bronzering, Latènesfibele, Bernsteinringe, Kurzschwert, Tongefäße	232, 234, 235
— im Distr. Liebroth; Lageplan, Tongefäße	236, 237
— in Krust (Kr. Mayen); Schwertscheide	239
— in Polch (Kr. Mayen); Bronzeringe Tongefäße	238, 239
— in Mannebach (Kr. Adenau); Tongefäß	238
— in Kaiserseld (Kr. Kochem); eiserne Speerspitzen, Dolch	240
In Württemberg	
Tongefäß der Hallstattzeit von Asch bei Blaubeuren (Donaufreis)	131
In Bayern	
Zeichnung auf der Flasche von Maßhausen (Oberpfalz)	172
Österreich-Ungarn.	
Gehängefibele von Hallstatt (Oberösterreich)	130
Knotensfibele von Wies (Steiermark)	132
Eimerdedel von Wies (Steiermark)	132
Votivbild von Kleinglein bei Wies (Steiermark)	175
Situla, Ausschnitt, von Kuffarn (Niederösterreich)	165
— von Watsch (Krain)	166
— von St. Marein	176
Kultwagen von Strettweg (Steiermark)	159
Schwertscheide im Ausschnitt, Männer mit Speer und Schild, Reiter von Hallstatt (Oberösterreich)	176
Tongefäß m. Vögeln, Reitern, Frauengestalten von Gemeinlebar (Niederösterreich)	162
Scherben mit dem Bilde eines von Rindern gezogenen Wagens von Odenburg (Ungarn)	161
5. Römische Kaiserzeit.	
Dänemark.	
Platte aus dem Kessel von Gundestrup (Jütland)	163
Deutschland.	
In Schleswig	
Runenhorn, Ausschnitt, von Gallehus (Kr. Tondern)	128

	Seite, Tafel
In Thüringen	
Silberplatte von Dienstädt bei Remda (Sachsen=Weimar)	128
Frankreich.	
Bruchstücke von Bronzetafeln, keltischer Kalender mit lateinischen Schriftzeichen, von Coligny bei Lyon	154, 155

6. Frühes Mittelalter.

Deutschland.	
Wald und Befiedelungsfläche in frühgeschichtlicher Zeit im mittlerem Gebiet der Weser und Elbe (Ausschnitt aus der Schlüter'schen Karte)	115
Bodenstempel des 10. bis 13. Jahrhunderts aus dem Königreich Sachsen	76, 77
— aus Mittel- und Süddeutschland	79
— aus dem östlichen Deutschland	82
[die Namen der Fundorte sind unter den einzelnen Abbildungen genannt.]	

Böhmen.

Bodenstempel vom Hradec von Czaslau	84
---	----

7. Verschiedene Zeiten und Länder umfassend.

Wagenräder	
39, 40, 42, 43, 44, 45, 50, 52, 56, 57	
— darunter erhaltenes Holzrad von Waldsee=Aulendorf (Donautreis, Württemberg)	43
— — von Castione (Prov. Parma, Italien)	50
— — von Mercurago (Prov. Novara, Italien), Scheibenrad	56
— — von ebendort, Speichenrad	57

8. Nicht genau bestimmt.

Schweden.	
Steinplatte mit Ruderboot, in dem 12 Ruderer und 1 Führer sitzen, von Höggeby (Uppland), 400 bis 600 nach Chr.	139

	Seite, Tafel
Deutschland.	
In Brandenburg	
Hügelgrab mit Pfostenlöchern, Aufnahmen während der Ausgrabung und Feuersteinpfeilspitzen, von Neuenfeld (Kr. Prenzlau)	104, 105
In Schlesien	
Durchbohrte, dreizehnteilige Steinscheibe	139
Tirol.	
Bronzerad mit 13 Speichen von Oberdintfl (Pustertal)	132
Serbien.	
Weibliche Tonfigur von Kličevac (Neolithische Zeit oder I. Bronzeperiode)	138
Ohne Ortsangabe.	
Bronzefigur, Mann mit spitzem Hut, der 2 Pferde lenkt, aus dem Nationalmuseum zu Saint Germain en Laye	178

9. Karten, Pläne.

Darstellung der Einteilung der paläolithischen Kulturstufen in die Eis- und Zwischeneiszeiten	189, 190
Karte der Verbreitung der gebänderten Feuersteingeräte	IV
Lageplan der Urnenfriedhöfe und Hügelgräber im nördlichen Westfalen	114

10. Bildnisse.

Gustaf Kossinna.

11. Verschiedenes.

Gefäßtragende weibliche Figur von Curium (Zypern)	131
Gemme von Kreta	131
Sarkophag von Theben	132
Verzierungen eines Hauses in Eschboven a. d. Lahn	126
Französische Amulette der Gegenwart mit der Zahl Dreizehn aus der Gegend von Lille	122

Zur Nachricht!

Diesem Mannushefte liegt bei ein Bildprospekt:

Hafenkreuz=Jahrweiser 1920.

Herausgegeben von Bruno Tanzmann und Walter Günther=Schredenbach. Hafenkreuz=Verlag in Hellerau=Dresden. Preis 5,50 Mk.

Das Bildnis, nach einem alten Gemälde von Hans Thoma, genannt der „Philosoph mit dem Ei“, stellt Langbehn, den Verfasser des berühmten, jetzt leider gänzlich vergriffenen Buches „Rembrandt als Erzieher“ dar. Es eröffnet einen Reigen von 60 sorgfältig gewählten Wochen- und Festtagsbildern von Hans Thoma, Grafen Kalkreuth, Sidus-Höppner, Karl Bauer, Ubbelohde, Steppes, Willi Krauß u. a., worunter Bildnisse völkischer Führer wie Langbehn, Graf Gobineau, Grundtvig, Bartels u. a. sich befinden. Merksprüche und Berichte begleiten den künstlerischen Schmuck. Dieser Abreiß-Wochenblock ist künstlerisch und textlich ebenso wie drucktechnisch ein in jeder Beziehung gediegenes Verlagswerk, das alle Bestrebungen zum Wiederaufbau unseres Volkes zusammenfaßt und unseren Mitgliedern — auch Bruno Tanzmann gehört zu uns — zur Anschaffung um so mehr empfohlen werden kann, als darin auch die deutsche Vorgeschichte mit längeren Ausführungen aus dem Buche von G. Kossinna „Die deutsche Vorgeschichte“ usw. und mit Kossinnas Bildnis vertreten ist.



Kossinna, Erläuterungen zur Karte der Funde gebänderter Feuersteingeräte.

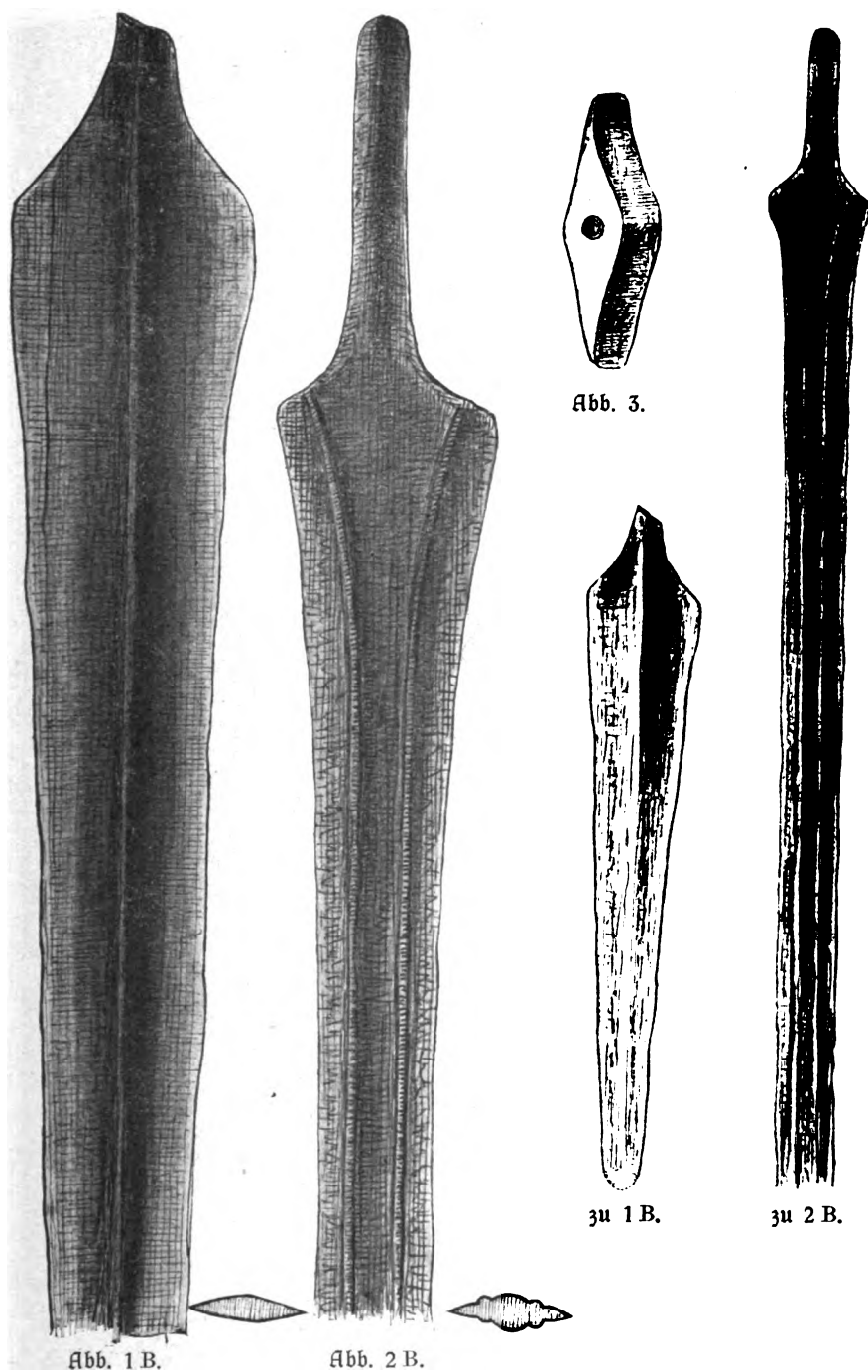


Abb. 1 B, 2 B und Abb. 3. Wensiedendorf Kr. Niederbarnim.



Bronze: 1. 2. 3. 4. 8., und Glas 6a u. f, Eisen 6c u. d, Glas 6b.
Urnenfeld von Kliestow Kr. Lebus.

Antikrop

MANNUS



Zeitschrift für Vorgeschichte
begründet und für die Gesellschaft
für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von
Prof. Dr. Gustaf Kossinna

Pw 11/12. Band (1919/20)

Leipzig
Verlag von Curt Kabitzsch
1920.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stötz & Co., Würzburg.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Mitgliederliste der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, 1. April 1920	I
Abhandlungen	1, 249
Mitteilungen	155
Bücherbesprechungen	211, 419
Aus Museen und Vereinen	416
Nachrichten.	230, 429
Nachrufe (B. Caemmerer, R. Dorr, P. Zischiesche, H. Busse, M. Trautmann, G. Goldsche, G. Girke, G. Rehus).	242, 429

Bericht über die sechste Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte. Berlin, 8. bis 11. April 1920	349
Besthorn: Ausflug der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte nach Potsdam am 25. April 1920. Mit 1 Textabb.	357
Fleischer, Oskar: Vorgeschichtliche Musiktheorie in Europa. Mit Tafel VIII	276
Hahn, Hans: Einweihung des neuen Provinzialmuseums für Vorgeschichte zu Halle a. S.	232
Hein, Heinrich: Sumerer und Indogermanen	183
Holsten, Robert und Zahn, Gustav: Die steinzeitlichen Gräber des Kreises Pyritz. Mit 4 Textabb. und Tafel V—VII	104
Zahn, Martin: Die germanische Besiedelung Oberschlesiens in vor- und früh- geschichtlicher Zeit	416
Kossinna, Gustaf: Das siegreiche Vordringen meiner wissenschaftlichen Anschauungen als Ergebnis meiner wissenschaftlichen Methode.	396
Kossinna, Gustaf: Die eiszeitliche Fundstätte Rixdorf in Groß-Berlin	435
Kossinna, Gustaf: Höhepunkte nordindogermanischer Kultur	249
Kossinna, Gustaf: Mein 60. Geburtstag	230
Kossinna, Gustaf: Nachträge I—III. Mit 2 Textabb.	405
Kossinna, Gustaf: Noch eine Krötenurne. Mit 1 Textabb.	173
Kossinna, Gustaf: Das Provinzialmuseum für Vorgeschichte zu Halle a. S.	231
Kossinna, Gustaf: Wandalen in der Wetterau. Mit 3 Textabb.	412
Lienau, Michael Martin: Oldenburger Grabungen mit einer Studie über Brand- grubengräber. Mit 2 Meßtischblatt-Ausschnitten, 1 Lageplan, 4 Tafeln I—IV und 11 Textabb.	1
Moschkau, Rudolf: Eine steinzeitliche Scherbeninschrift der Spiral-Mäanderkeramik. Mit 1 Textabb.	205
Moschkau, Rudolf: Eine zweite bandkeramische Scherbeninschrift von Seltisch in Böhmen. Mit 1 Textabb.	378

	Seite
Näbe, S. Max: Der Leipziger Uebeltrug. Mit 1 Textabb.	385
Nillasson, Nils: Neuere Ausgrabungen in Rössen. Mit 32 Abb.	309
Nillasson, Nils: Ein slawischer Friedhof des 12. Jahrhunderts bei Treben, Kr. Weißenfels. Mit 6 Textabb. und 1 Plan (Tafel IX)	338
Rademacher, C.: Der Piltown-Sund und seine Bedeutung in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Mit 3 Textabb.	361
Schulz, Walther: Das Haus in Glaube und Brauch der Vorzeit (Auszug)	347
Schulz, Walther: Zur Geschichte des deutschen Hauses. Mit 9 Textabb.	175
Stephan: Vorgeschichtliche Steinkalender (Auszug)	304
Stimming, R.: Das Harz in der vorgeschichtlichen Zeit und seine Verwendungsweise. Mit 21 Textabb.	165
Wagner, Friedrich: Neuere Literatur zur Vorgeschichte Württembergs	387
Wilke, Georg: Über den Beginn der Bronzezeit in Mitteleuropa. Mit 31 Abbildungen	135
Wilke, Georg: Baum und Schiff. Mit 20 Textabbildungen	155

Bücherbesprechungen.

	Seite
Hansen, Solte: Bidrag till kannedomen om äldre megalitteramiten i Stane och Danmark. Lund 1918 (Nils Nillasson)	225
Heßler, Carl: Urgeschichte und Besiedelung der Umgegend von Cassel. Leipzig und Würzburg 1920 (W. Bremer)	427
Karge, Paul: Rephaim. Die vorgeschichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens. Paderborn 1918 (J. Bayer)	215
Kossinna, Gustaf: Die deutsche Ostmark ein Urheimatboden der Germanen. Oberschlesien, März 1919 (M. Jahn)	226
Kostrzewski, Jozef: Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit. Leipzig und Würzburg 1919 (M. Jahn)	419
Neuburger, Albert: Die Technik des Altertums. Leipzig 1919 (A. Windler)	228
Soergel, W.: Löss, Eiszeiten und paläolithische Kulturen. Jena 1916 (J. Bayer) . .	211

GN
M 28

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte

1. April 1920.

Geschäftsführender Ausschuß.

Kossinna, Berlin, Vorstand	Sneathlage,	1. Schriftführer
Bezzenberger, stellvertr. Vorsitzender	Hahne,	2. "
Wilke, Leipzig,	Bayer,	3. "
	Sneathlage, Schatzmeister.	

Erweiterter Ausschuß.

1.—7. die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses.

8. Bracht, Darmstadt.	12. Jahn, Breslau.
9. Fleischer, Berlin.	13. Paape, Berlin-Schöneberg.
10. Günther, Koblenz-Lübel.	14. Rademacher, Köln.
11. Heß v. Wichdorff, Berlin.	15. Schmidt, Görlitz.

A. Ehrenmitglieder.

- Mestorf, Johanna, Prof. Dr., Direktor des Museums in Kiel (17. April 1909; † 20. Juli 1909).
 Montelius, Oscar, Prof. Dr., Reichsantiquar, Stockholm 11 St. Paulsgatan (4. Aug. 1911).
 Koehli, Karl, Geh. San.-Rat Dr., Worms (7. Nov. 1917).

B. Ordentliche Mitglieder.

I. Lebenslängliche.

- S. Kgl. Hoheit Ernst August, Herzog von Cumberland, Gmunden (1909).
 *) Dom Rath, Emil, Dr. h. o., Geh. Kommerzienrat, Köln (1909).
 Grödin, Otto, Dr., Antiquar, Stockholm 15, Historisches Museum (1919).

II. Jährlich zahlende.

- Abeling, Theodor, Schriftsteller, Berlin, Gotlandstr. 9 (1919).
 Åberg, Nils, Dr. phil., Dozent, Upsala (Schweden) (1911).
 Ailio, J., Dr. phil., Dozent, Helsingfors (Finnland), Hist. Museum (1912).
 Almgren, Oscar, Dr., Professor an der Universität, Upsala (1909).

*) Ein Stern * bezeichnet die Gründer der Gesellschaft.

- Altertümersammlung, Städtische, Göttingen (1909).
 Altertümersgesellschaft, Elbinger (Anschrift Prof. Dr. Ehrlich, Elbing, Königsbergerstr. 16) (1909)).
 Altertümersgesellschaft, Graudenz, Graudenz (1909).
 Altertümersgesellschaft Prussia, Königsberg i. Pr. (1910).
 Altertümersverein, Schlesiſcher, Breslau (1909).
 Altertümersverein, Weißenburg i. Bayern (1911).
 Amende, E., Prof., Seminaroberlehrer, Altenburg, Hohe Str. 44 (S.-A.) (1913).
 Andree, Julius, Dr., Münster i. W., Geologisches Institut, Pferdeg. 3 (1920).
 Anterist, Gerichtssekretär, Andernach a. Rh. (1912).
 Antoniewicz, Wladimir v., Mus.-Assist., Krakau, Ul. Kollataja 3 III. (1917).
 Apparat für deutsche Archäologie der Universität Berlin, Kaiser-Franz-Joseph-Platz, Universitätsgebäude (1911).
 Arndt, Alfred, Seminaroberlehrer, Beuthen O.-S. (1919).
 Arne, T. J., Antiquar, Stockholm, Historisches Museum (1909).
 Asmus, Rudolf, Dr. med., Teterow i. M. (1909).
 Auerbach, Alfred, Rektor, Vorstand d. Städt. Mus., Gera (Reuß) (1909).
 Auerswald, Fr. A. v., Heiligengrabe, Post Tschow (Prignitz) (1914).
 Bangert, Karl Ed., Architekt, Berlin W 50, Nachodstr. 17 (1912).
 Barner, Dr. phil. et med., Braunlage i. Harz, Sanatorium Barner (1916).
 Bartsch, Rechnungsrat, Landgerichtsobersekretär, Koblenz a. Rh., Neuenborferstraße 20 (1917).
 *Baum, Albert, Prof., Museumsdirektor, Dortmund, Leipzigerstr. 6 (1909).
 Baumann-Seyd, Frau A., Hamburg, Jordanstr. 36 (1910).
 Baumert, Paul, stud. phil., Spandau, Potsdamerstr. 46 (1909).
 Bayer, Josef, Dr., Dozent, Leiter der Vorgeschichtlichen und Anthropologischen Sammlungen des Naturhistorischen Museums, Wien, Burgring 7 (1919).
 *Belz, Robert, Prof. Dr., Museumsvorstand, Schwerin i. M. (1909).
 Berger, Paul, Halle a. S., Kronprinzenstr. 48 (1909).
 Besthorn, Dr., Museumsleiter, Potsdam (1920).
 *Bezzenberger, Adalbert, Geh.-Rat, Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Steind. Wall ½ (1909).
 *Bieder, Theobald, Hamburg 26, Hammersteindamm 114 (1909).
 Bing, Just, Dr., Bergen (Norwegen), Stiftsarkivet (1914).
 *Blume, Karl, Rentier, Berlin-Steglitz, Sichteſtr. 11 (1909).
 Bod, Franz, Akad.-Prof. Dr., Bielefeld, Wertherstr. 4.
 *Bodenstab, E., privatizierender Apotheker, Braunschweig, Am Wendenwehr 2 (1909).
 Boerschmann, Friedr., Dr., Kreisarzt, Bartenstein, Ostpreußen (1914).
 Böhl, Dr. med., Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 35 (1914).
 Böhm, Waldtraut, Lehrerin, Berlin, Mariannen-Ufer 3/III (1920).
 Borf, Ferdinand, Professor, Studentat, Königsberg i. Pr., Weberstr. 7 (1909).
 Bosch-Gimpera, Pedro, Univ.-Prof. Dr., Barcelona (Spanien), Lauria 56 (1914).
 Bojed, Karl, Dr. med., prakt. Arzt, Stolp (Pomm.), Bismarckplatz 9 (1909).
 *Bracht, Eugen, Geh.-Rat, Professor, Darmstadt (Mathildenhöhe), Alexanderweg, Haus Rosen (1909).
 Braß, Photograph, Camen (Westfalen) (1912).
 Bredow, Karl, Frhr. von, Hauptm. a. D., Rittergutsbesitzer, Dom. Diehniß bei Griesad (Mark) (1910).
 Bremer, Dr. W., Marburg a. L., Lutherstr. 6 (1915).
 Bünthe, W., Dr., Hannover-Linden, Deisterstr. 8 (1909).

- Busch, John Eckart, Fotogrammeter, Hellerau b. Dresden, am Pfarrlehn 10 (1918).
 Caemmerer, Erich, Oberlehrer, Dr., Sondershausen, Pöffenweg (1919).
 Carstenn, Edward, Dr., Danzig-Langfuhr, Coselweg 2/II (1909).
 Cederhvarf, B., Mag. phil., Helsingfors, Statuddsg. 1 (1909).
 Central-Museum, Römisch-German., Mainz (1911).
 Cervinka, J. L., Ingenieur, Kojetein (Mähren) (1909).
 Claß, Heinrich, Justizrat, Berlin W 10, Rauchstr. 27 (1913).
 Danide, B., Professor, Berlin-Neukölln, Richardplatz 5 (1919).
 Dege-Joachimi, Frau Dr. phil., Frankfurt a. d. Oder, Bahnhofstr. 16 (1920).
 Demetrykiewicz, Wladimir, Prof. Dr.
 Diewitz, Georg, Dr. med., Leipzig, Sidonienstr. 19 I (1911).
 Dormagen, San.-Rat Dr., Köln a. Rh., Gereonsmühlengasse 2 (1913).
 Ebert, Max, Dr., Privatdozent, Königsberg i. Pr., Schönstr. 8 II (1919).
 *Eichhorn, Gustav, Dr. med., Sanitätsrat, Mus.-Konfervator, Jena, Leutrastr. 33 (1909).
 Eißler, Robert, Ingenieur und Direktor, Breslau 8, Brüderstr. 67 (1919).
 Erbt, Wilhelm, Lic. Dr., Oberlyzealdirektor, Neumünster, Friß Reuterstr. 6 (1914).
 Eulenburg, Graf Friß zu Prassen, Kreis Raftenburg, Ostpr. (1914).
 Fiddide, Sanitätsrat, Dr. med., Freienwalde a. O. (1909).
 Fißcher, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B., Silberbachstr. 1 (1909).
 Fieißcher, Oskar, Geh. Regierungsrat, Univ.-Prof. Dr., Berlin W, Moßstr. 17 (1909).
 Florßchütz, Prof. Dr., Gotha (1909).
 *Forrer, Robert, Dr., Straßburg i. E., Universitätsstr. 4 (1909).
 Forster, S. v., Hofrat Dr., Nürnberg, Ägidienplatz (1911).
 Grand, Ernst, Frankfurt a. M., Weberstr. 53 (1909).
 *Granke, Ernst, Rittergutsbesitzer, Rohrsheim b. Halberstadt (1909).
 Freystedt, Alwin, Landesbauinspektor, Liegnitz, Sophienstr. 38 I.
 Friedländer, Dr., Sanitätsrat, Cobern a. Mosel (1911).
 Frohböse, Ferd., Lehrer, Hamburg 26, Saling 5 I.
 *Fuhse, Franz, Prof. Dr., Mus.-Direktor, Braunschweig (1909).
 *Gädde, Karl, Prof., Salzwedel (1909).
 Gaeßner, Heinz, stud. phil., Charlottenburg, Spreestr. 58 (1920).
 Gaisberg-Schödingen, Frdr., Freiherr, Rechtsritter des Johanniterordens, Schödingen O. A. Leonberg (Wttbg.) (1916).
 Gärte, W., Dr. phil., Königsberg i. Pr., Hermann-Allee 26 (1914).
 Genthe, Theod., Dr., Dozent an der Humboldtakademie, Berlin-Dahlem, Podbielsti-Allee 1, Post Schmargendorf (1909).
 Genzmer, Selig, Dr., Reg.-Rat, Berlin-Lantwiz, Waldmannstr. (1912).
 Georgi, Walter, Dr., Reg.-Assessor, Berlin-Wilmersdorf, Eisenbahnstr. 64 (1914).
 Geschichts- und Altertumsverein, Mayen (Rheinland) (1911).
 Geschichtsverein, Aschaffenburg (1911).
 Gesellschaft, Deutsche, f. Kunst u. Wissensch., Abt. f. Geschichte (hist. Ges. f. d. Nehedistr.), Bromberg (1909).
 Gesellschaft, Naturhistorische, Nürnberg (1909).
 Gesellschaft, Oberlausitzer, f. Anthropologie und Urgeschichte, Bautzen (1909).
 Gesellschaft, Oberlausitzer, für Anthropologie und Urgeschichte, Görlitz. Anschrift: Mus.-Dir. Prof. Ludwig Seyerabend (1919).
 Girke, Georg, Dr., Berlin W 35, Potsdamer Str. 117 (1909).
 Göße, Alfred, Prof. Dr., Dir.-Assistent, Berlin-Lichterfelde, Steglitzerstr. 42 (1909).
 Goldsche, Gustav, Stadtältester, Friesack (Mark) (1909).
 Graef, Josef, Juwelier, Kronstadt (Siebenbürgen), Pärzengasse (1910).

- Graefe, Holm, Chemiker, Berlin NW 23, Holsteiner Ufer 18 III (1909).
 Graf, C. Engelbert, Schriftsteller, Berlin-Friedenau, Ringstr. 37 (1909).
 Graff, Wilhelm (früher Lüchow) nun Schleswig, Gutenbergstr. 3.
 Grauert, A., Lehrer, Taugwitz bei Bad Kösen i. Th. (1920).
 *Günther, A., Vorsteher d. Städt. Tiefbauamtes, Coblenz-Lüzel, Triererstr. 122 (1909).
 Gütte, Otto, Lyzeallehrer, Berlin NW. 21, Bochumer Str. 9 (1919).
 Gummel, Hans, stud. phil., Stralsund, Knieperdamm 25/I (1911).
 Hadman, A., Dr., Helsingfors, Fredsgatan 13 (1909).
 Haendchen, Karl, Oberlehrer, Berlin-Zehlendorf, Hohenzollernstr. 25 (1919).
 *Hagen, v. d., Joachim Otto, Rittergutsbesitzer, Schmiedeberg bei Greiffenberg (Udermark) (1909).
 *Hahne, Hans, Professor Dr., Museumsdirektor, Halle a. S., Reilstr. 91 (1909).
 Hartig, Paul, Jena, Schützenstr. 14 (1916).
 Hartmeyer, Hans, Dr., Schriftsteller, Wien, Hadersdorf-Weidlingen (1914).
 Hartwich, Dr. med., Sanitätsrat, Havelberg (1909).
 Hauer, Hauptmann (1918).
 Haupt, Albrecht, Prof. Dr., Geh. Baurat, Hannover, Lüchowstr. 7 (1913).
 Heimat- u. Museumsverein Heiligengrabe, Post Tschow, Ostprignitz (1914).
 Hellmich, M., Oberlandmesser, Liegnitz, Neue Haynauer Str. 49 (1909).
 Hennig, S., Buenos Aires (Argentinien), Avenida da Majo 1431, durch Fridolin Gessel (1910).
 Herrmann, Karl, Lehrer, Naumburg (Saale), Bahnhofstr. 22 (1909).
 Heß v. Wichdorff, Hans, Dr., Bezirksgeologe, Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
 Heßler, Karl, Rektor, Kassel, Weisenburgstr. 9a (1919).
 Hildebrand, Pfarrer, Leuthen b. Kottbus (1909).
 *Hinze, Robert, Dr., Arzt, Lüchow (Hannover) (1909).
 Hobus, Selig, Pastor, Detschel, Kr. Landsberg a. W. (1909).
 Hoch, Georg, Professor Dr., Landeskonservator, Würzburg, Lessingstr. 1 III (1911).
 Hoeh, Baurat, Kolberg i. Pomm., Moltkestr. 17 (1918).
 Hofbibliothek, Darmstadt (1909).
 Hoffmann, C. Cassilo, Dr. phil., Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 33 III (1911).
 Hofmeister, Prof. Dr., Lübeck, Hohenzollernstr. 13 (1919).
 Hofrichter, H., Meissen, Talstr. 14 (1920).
 Holsten, Geheimer Studienrat, Gymnasialdirektor, Pyritz (1919).
 Hoops, Joh., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg, Klingenteich 13 (1909).
 Horvath, Dr. med., herzogl. Coburgischer Herrschaftsarzt, Vereskő Gömör (Ungarn) (1909).
 Hungerland, Lektor, Dr., Osnabrück, Schnatgang 23 (1909).
 Hutloff, Dr. phil., Oberlehrer am Realgymnasium, Frankfurt a. d. Oder, Hohenzollernstr. 2 II. (1920).
 Hüttenheim, Dr., Geh. Reg.-Rat, Charlottenburg, Thüringer Allee 1 (1912).
 Institut f. Geschichte d. Medizin an der Universität Leipzig, Leipzig (1909).
 Institut für Kunstgeschichte der Universität Leipzig, Leipzig (1910).
 „Jfis“, naturwissenschaftliche Gesellschaft, Dresden. Anschr.: Bibliothek der „Jfis“, Dresden A, Bismardplatz 18 (1912).
 Jacob, K. H., Dr., Abt.-Dir. am Provinzialmuseum Hannover, Veilchenstr. 5 (1912).
 Jahn, Martin, Dr. phil., Direktorialassistent, Breslau, Frankfurterstr. 115 IV (1909).
 Jekelius, Erich, stud. theol., Kronstadt, Rudolfsring 13 (1909).
 Jira, Josef Anton, Dejwitz bei Prag, Villa Hanspaulka (1909).
 Kaack, H., Lehrer, Segeberg i. Holst., Kl. Seestr. (1918).
 Kade, C., Apotheker, Römheld i. Th. (1909).

- Kaiser-Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe (schlesisches Landesmuseum), Troppau (1919).
- Kalliefe, Hilmar, Hermsdorf bei Berlin, Berlinerstr. 23a (1914).
- Kallius, Erich, Geh. Med.-Rat Univ.-Prof. Dr., Breslau, Beethovenstr. 30 (1909).
- Karnahl, Srich, Leipzig-Stötterich, Marienbrunnenstr. 5 (1919).
- Kellner, Heinrich, Rentner, Köln, Gereonstr. 17—19 (1909).
- Kern, Jos., Lehrer, Leitmeritz i. Böhmen, Johannisstr. 14 (1916).
- Kießling, Franz, Ingenieur, Wien 5/1, Franzensgasse 13 (1919).
- Kimakowicz v., Mus.-Direktor, Hermannstadt (Siebenbürgen) (1909).
- Kirchhoff, Heinrich, Nahrungsmittelchemiker, Königsberg i. Pr., Königstr. 6011 (1914).
- Kisjely, v. K. J., Gynn.-Prof. u. Kustos am Museum, Besztercebanya (Neusohl) (Ungarn) (1918).
- Klein, W., Oberpostassistent, Stettin, Hohenzollernstr. 9III, Eing. Bogislavstr. (1919).
- Klids, Karl, Berlin NW. 5, Birkenstr. 32 (1919).
- Knoke, Friedrich, Geh. Rat Prof. Dr., Gynn.-Direktor, Osnabrück, Rats-Gymnasium (1909).
- Koch, Julius, Dr., Berlin-Schlachtensee, Adalbertstr. 8 (1910).
- Korn, Joh., Prof. Dr. phil., Landesgeologe, Berlin-Wilmersdorf, Bingerstr. 87 (1909).
- *Kossinna, Gustaf, Geheimer Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde 3, Karlstr. 10 (1909).
- Kossinna, Richard, Geheimer Justizrat, Nordhausen a. h. (1909).
- Kostrzewski, Josef, Dr., Posen, Kodanowstiege 4 (1911).
- Kothe, Konrad, Dr. phil., Bromberg, Talstr. 17a (1914).
- Kozlowski, Leon, Dr. phil., Museumskonservator, Warschau, Podwala 15 (1913).
- Krause, Paul Gust., Prof., Landesgeologe, Berlin N, Invalidenstr. 44 (1909).
- Krauth, Prof. Dr., Erfurt, Klingenstr. 3 (1910).
- Krehan, Rechnungsamtman, Buttstädt (S.-Weimar) (1910).
- Kreismuseum, Hadersleben (Schleswig) (1910).
- Kreismuseum, Oberharzer, Zellerfeld (1909).
- Kreis Ruppin, Neuruppin (1912).
- Kreis Schleiden, 3. h. Herrn Kreuzberg, Dr., Landrat, Schleiden i. Eifel (1913).
- Krieg, R., Amtsgerichtsrat, Sangerhausen, Neuendorfer Trift 2a (1911).
- *Kropp, Philipp, Ulrichswalde bei Roda, S.-A. (1909).
- Krügel, Gerhard, Berlin SW 29, Bellealliancestr. 47 (1913).
- Krügel, Max, Lehrer, Berlin N. 58, Stargarderstr. 54 II (1920).
- Krüger, Sr., Lehrer, Lieske, Post Neuwehlow N. E. (1915).
- Kumm, Prof. Dr., Danzig, Westpreuß. Provinzial-Museum, Langemarkt 24 (1912).
- Kunst- und Gewerbe-Museum, Städt., Dortmund (1912).
- Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsverein für den Reg.-Bez. Coblenz, Coblenz (1912).
- Kunze, h., Rentmeister, Naumburg a. S., Weissenfellerstr. 41II (1909).
- Lampe, W., Lehrer, Harriehausen bei Sandersheim (1910).
- Landes- und Stadtbibliothek, Düsseldorf (1909).
- Landesbibliothek, sächs., Dresden-N.
- Landesbibliothek, steirische, und Johanneum, Graz (1913).
- Landesdirektorium, Hannover (1909).
- Landesmuseum, Schweizerisches, Zürich (1909).
- Landmann, Elisabeth, stud. phil., Darmstadt, Schießhausstr. 108 (1916).
- Langer, Franz, Postsekretär, Waidmannslust b. Berlin, Kurhausstr. 15 (1913).
- *Langerhans, Wilhelm, Geheimer Justizrat, Berlin W. 15, Kaiser-Allee 221 (1909).
- Lehler, Georg, stud. archaeol., Dölan b. Halle a. S. (1915).

- Lehmann, Ernst, Studienassessor, Erfurt, Burgstr. 18 (1920).
 Lehmann, J. S., Verlagsbuchhändler, München, Paul Heysestr. 26 (1914).
 *Lehmann-Haupt, Carl Sr., Dr. Univ.-Prof., Innsbruck-Mühlau, Villa Edelweiß (1909).
 Leinweber, Geh. Reg.-Rat, Bernburg a. S. (1920).
 *Lemde, Hugo, Geh. Rat, Prof. Dr., Vorst. d. Gesellschaft f. Pommerische Geschichte, Stettin, Pöligerstr. 8 (1909).
 *Lienau, M. M., Prähistoriker, Frankfurt a. Oder, Villa Lienau (1909).
 Lindau, Gustav, Prof. Dr., Kustos am Kgl. botan. Museum, Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 3 (1911).
 Lissauer, Fritz, stud. med., Berlin W, Golzstr. 38 (1911).
 Lorenzen, A., Dr. med., Gevelsberg i. W. (1911).
 Lüdemann, Karl, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Freiberg (Sachsen), Albertstr. 26 (1915).
 Lühmann, H., Prof., Oberlehrer, Braunschweig, Riddagshäuser Weg 29 p. (1909).
 Magdalinski, Pastor, Schwellin bei Köslin, Pommern (1919).
 Magistrat der Ref.-Stadt Hannover, Hannover (1909).
 *Malachowski, Frau Reg.-Baumeister, Charlottenburg, Liehenjoseufer 11 (1909).
 Malfer, D., Dr., Gries b. Bozen, Tirol, Villa Mignon (1912).
 Martian, J., Kgl. Kaij. Major d. R., Gutsbesitzer, Naszod (Siebenbürgen) (1913).
 *Martin, J., Museums-Dir., Prof. Dr., Oldenburg (Großh.) (1909).
 Marx, P., Dipl.-Ingenieur, Coblenz, Fischstr. 26 (1911).
 Massenbach, Srhr. v., Regierungspräsident a. D., Mustau O. L. (1909).
 Matern, Erich, Dr. med., pratt. Arzt, Berlin NW, Turmstr. 66 (1909).
 Maß, Amtsgerichtsrat a. D., Köpenick-Spindlersfeld, Landhaus Daheim (1919).
 Meiner, Arthur, Hofrat Dr., Leipzig, Dörrienstr. 16 (1918).
 Meißner, Oberstabsarzt Prof. Dr., Essen (Ruhr), Bahnhofstr. 4 (1916).
 Mellenthin, v., Oberlehrer, Friedrichshagen a. d. Spree (1920).
 Meyer, C. H., Fabrikbesitzer, Bergen b. Celle (1909).
 Michael, B., Dr., Berlin W, Traunsteinstr. 1 (1916).
 Milleker, Selig, Musealkustos, Werschetz (Ungarn) (1909).
 *Möller, Armin, Museumskustos, Weimar, Städt. Museum (1909).
 Mötefindt, Hugo, stud. archaeol., Wernigerode a. H., Karlstr. 2 (1909).
 Mogk, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Leipzig, Salomonstr. 25 b (1909).
 Mohrmann, Geh. Baurat Prof. a. d. technischen Hochschule, Hannover, Herrenhäuser Kirchweg 17 (1909).
 Morgenstern-Museum, Städtisches, Geestemünde (1909).
 Moschkau, Rudolf, Lehrer, Leipzig-Stünz, Zweenfurterstr. 19 (1913).
 Much, Rud., Univ.-Prof. Dr., Wien, Penzingerstr. 82 (1910).
 Müller, Ch., Maurer- und Steinhauermeister, Kassel, Jordanstr. 52 (1916).
 Müller, Gerhard, Oberlehrer, Berlin-Grünwald, Hubertusbaderstr. 10 (1920).
 Müller-Brauel, Hans, Schriftsteller, Jever, Haus Sachsenheim (1909).
 Museum, Bergens, Bergen (Norwegen) (1909).
 Museum, Städtisches, Braunschweig, Steintorwall 14 (1909).
 Museum der Stadt Essen (Ruhr). (Adresse Dr. E. Kahrs), Burgstr. 18, Abt. f. Vor- und Frühgesch. (1913).
 Museum, Oberhess. u. Gailische Sammlung G. m. b. H., Gießen (Adr. Prof. Dr. Kramer, Major a. D.) (1919).
 Museum für Völkertunde, Hamburg 13, Binderstr. 14 (Anschrift Dr. Byhan) (1912).
 Museum, historisches, des Staates, Helsingfors (Sinnland) (1909).

- Museum, Schleswig-Holstein., Vaterl. Altertümer, Kiel (1909).
 Museum, Prähistorisches, Köln (1919).
 Museum, Städtisches, für Völkertunde, Leipzig (1909).
 Museum für Natur- und Heimatkunde, Magdeburg (1909).
 Museum, Städtisches, München-Glabbech (Direktor Prof. Dr. Schurz) (1914).
 Museum, Städt., Nordhausen (1913).
 Museum, Szekely Nemzety, Sepsi-Szent-György (Ungarn) (1909).
 Museum, Histor. der Pfalz, Speyer, Abt. Museumsdirektor Dr. Sprater (1915).
 Museum, Stavanger, Stavanger (Norwegen) (1910).
 Museum f. vaterl. Altertümer, Stuttgart (1911).
 Museum, Städtisches, Weimar (1919).
 Museums- und Geschichtsverein, Udermärkischer, Prenzlau (1911).
 Museumsverein Goslar, Goslar (1909).
 Museumsverein Harburg (Elbe) (1909).
 Museumsverein f. d. Reg.-Bez. Osnabrück, Osnabrück (1909).
 Museumsverein, Altmärkischer, Stendal (1909).
 Naß, Lisa, Frä., Berlin W 30, Diktoria-Luise-Platz 4 (1916).
 Näbe, S. Max, Rentier, Pottenstein i. Obfr. (1909).
 Negelein, E. von, Leutnant a. D., Breslau XVI, Hobrechtufer 15 (1915).
 Neumann, Gotthardt, Gymnasialst., Jena, Riemannstr. 4 (1919).
 Niklasen, Nils, Museumsassistent, Halle a. S., Provinzialmuseum (1919).
 Obst, Kurt, Kaufmann (1913).
 Odenaß, Studienassessor, Stettin, Kg. Wilhelm-Gymnasium (1920).
 Olshausen, Otto, Prof. Dr., Berlin W 50, Kulmbacherstr. 7 (1909).
 Ohwald, Hans, Bezirksamtmann, Bergzabern i. Pfalz (1915).
 Ofken, v. d., Leutnant, Berlin N, Invalidenstr. 56 (1920).
 Paape, Konrad, Prof. Dr., Berlin-Schöneberg, Meiningenstr. 3 (1909).
 Pähold, Alfred, Prof. Dr., Oberrealschuldirektor, Kottbus, Bahnhofstr. 56a (1913).
 Palliardi, K. K. Notar, Mährisch-Budweis (Mähren) (1910).
 Panzer, Friedrich, Dr., Universitätsprofessor, Heidelberg (1913).
 Paschen, Ernst Heinrich, Oberarzt, Berlin NW 52, Melancthonstr. 21IV Hof links (1913).
 Paulsen, Jens, Dr., Arzt, Kiel-Ellerbed (1916).
 *Peiser, Selig, Univ.-Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Golz-Allee 11 (1909).
 Peschel, E., Lehrer, Münchtrih, Bez. Dresden (1910).
 Peters, A., Prof. Dr., Paderborn, Dörener Weg 10 (1915).
 Pfeiffer, Prof. Dr., Physikus, Hamburg, Carlstr. 7 (1913).
 Pfeiffer, Ludwig, Geh. Medizinalrat Dr., Weimar (1909).
 Pipo, W., Dr. med., Barmen-R., Freiligrathstr. 23 (1919).
 Plettke, Friedrich, Konservator, Geestemünde, Buchstr. 10/II (1915).
 Polthier, O., Professor, Wittstock (Dosse) (1909).
 Popp, Hermann, Dr., München, Herschelstr. 15 (1916).
 Preuß, Eugen, Bankier, Berlin NW, Flensburgerstr. 2 (1909).
 Preysing, H., Univ.-Prof. Dr., Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 77 (1912).
 Prieß, Baurat, Koblenz, Markenbildweg 15 (1915).
 Provinzialmuseum für Vorgeschichte der Provinz Sachsen, Halle a. S., Richard Wagnerstr. 9/10 (1909).
 Provinzialmuseum, Westpreussisches, Danzig, Langemarkt 24 (1912).
 Provinzialmuseum, Hannover (1909).
 *Rademacher, Carl, Museumsdirektor, Köln a. Rh., Eifelstr. 66 (1909).
 Ratig, Wilhelm, Rentant, Perleberg (1909).

- Rauch, W.**, Inspektor, Helmsdorf, Mansf. Seetreis (1909).
Recke v. Dolmerstein, Graf v. d., Oberstleutnant, Charlottenburg, Scharrenstr. 39 (1913).
Rehlen, W., Magistratsrat, Nürnberg, Rieterstr. 10 (1909).
Reichard, A. C., Dr., Berlin-Lichterfelde, Ringstr. 51 (1917).
Reichhelm, Zahnarzt, Treuenbrießen (1916).
Reinide, Erich, Charlottenburg, Schillerstr. 4 (1919).
Reischel, G., Prof. Dr., Hannover, Ifflandstr. 11 (1909).
Reißenberger, Ludwig, Dr., Bezirksarzt, Hermannstadt (Siebenbürgen) (1913).
Richter, Adolf, Komm.-Rat, Rudolfsstadt (1916).
Richter, Johannes, Dr., Direktorialassistent, Leipzig, Museum f. Völkergunde (1912).
Riedel, Kurt, Leutnant d. R.; Chemnitz, Humboldtplatz 3 (1916).
Riefen, San.-Rat Dr., Kottbus, Bahnhofstr. 72 (1909).
Römer-Museum, Hildesheim (1909).
Römstedt, Präzeptor, Bergen b. Celle (1909).
Röttinger, Heinrich, Dr., Kustos an der erzherzogl. Kunstsammlung Albertina, Wien I, Bartensteingasse 14 (1914).
Rose, von, Amtsgerichtsrat, Hameln (1912).
Salgendorff, Hermann, Dr. med., Kreisarzt, Geilentirchen bei Aachen (1918).
Sammlung, Städtische naturwissensch., Chemnitz (König Albert-Museum) (1909).
Sammlungen, Fürstl. Fürstenbergische, Donaueschingen (1912).
Sammlungen, Badische, Karlsruhe, Baden (1909).
Sartori, Professor, Dortmund, Ardeystr. 29 (1912).
Scheidemandl, Dr. med., Hofrat, Nürnberg (1909).
Schelig, Elisabeth, Glienide bei Berlin (Nordbahn) (1909).
Schemann, Ludwig, Prof. Dr., Freiburg i. B., Maximilianstr. 22 (1910).
Scheu, h., Landschaftsdirektor u. Öt.-Rat, Adl. Heydekrug, Kreis Heydekrug (1915).
Schid, Pfarrer, Quedborn (Oberhessen) (1915).
Schirmer, Oberstleutnant, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 76I (1911).
Schirwitz, Quedlinburg, Schützenstr. 10 (1917).
Schmidt, Heinrich, Dr., Univ.-Prof., Kolozsvar (Klausenburg) (Ungarn), Kossuthgasse 51 (1909).
Schmidt, Hermann, Oberlehrer, Görlitz, Melancthonstr. 40 (1909).
Schmidt, Johannes, Pfarrer, Keßin (Havel) (1913).
Schmidt, Rob. R., Prof. Dr., Privatdozent, Tübingen, Geolog. Institut (1909).
Schmidt-Gibichenfels, Dr., Schriftsteller, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138 (1913).
Schmorl, Justiz-Rat, Oßschäß (Sachsen) (1911).
Schnittger, Bror, Dr., Dozent u. Museumsassistent, Stodholm 15, Historisches Museum (1909).
Schönefeldt, M., Geh. Rechnungsrat, Waidmannslust b. Berlin, Hubertusstr. 10 (1914).
Schröder, Arno, Pfarrer, Hainichen b. Dornburg a. S. (1909).
Schröder, h., Geh. Bergrat, Prof. Dr., Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
Schubandt, A., Privatlehrer, Burg bei Magdeburg (1909).
Schulke, Hugo, Dr., S.-A., Driedorf (Dillkreis) (1920).
***Schulke, M., Pfarrer, Sahrenwalde bei Brüssow** (1909).
Schulz, Walthar, Dr. phil., Direktorial-Assistent am Prov.-Museum, Halle a. S., Seebener Str. 9II (1909).
Schulz, W., Köslin, Pommern, Danzigerstr. 42/44 (1919).
Schumacher, Paul, Präparandenlehrer, Bromberg, Thornerstr. 57 (1918).
Schunf, Geh. Reg.- u. Baurat, Moselfern (1917).
Schwantes, G., Lehrer, Hamburg, Suhsbüttel, Brombeerweg 37 (1909).

- Schwarz, Sr., Dr., Bern, Gutenbergstr. 19 (1917).
 Seelmann, Hans, Dr. med., Dessau, Kavallerstr. (1909).
 *Seemann, Otto, Zahnarzt, Berlin N 37, Schönhauser Allee 174 (1909).
 Seiberth, Norbert, Assessor, Berlin-Wilmersdorf, Aschaffenerstr. 2 (1913).
 Seiffert, J., Architekt, Charlottenburg, Lohmeyerstr. 24 (1915).
 Sellmann, Lehrer, Mühlhausen i. Th. Kiliansgraben 5 (1909).
 Seminar, Deutsches, Hamburg I, Domstr. 9 (1911).
 Sidel, Ernst, Oberlehrer, Görliß, Goethestr. 1 (1914).
 Siegler-Schmidt, Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde W, Steinäckerstr. 26 (1912).
 Sieling, Heinrich, Buchdruckereibesitzer, Naumburg (Saale), Topfmarkt 7 (1916).
 Sievers, Oberlehrer, Leiter des St. Realprogymnasiums i. Sensburg i. Ostpreußen (1918).
 Sievert, Heinrich, Gutsbesitzer, Schwanebed, Kr. Fischersleben (1909).
 Simonis, Engelbert, Brauereidirektor, Koblenz, Adamstr. 4 (1917).
 Siret, Luis, Ingenieur, Cuevas de Vera, Prov. Almeria, Spanien (1909).
 *Snetlage, Ernst, Sekretär, Berlin NW 5, Quitzowstr. 123 (1909).
 Stadtbibliothek, Hannover, Friedrichstr. 16 (1909).
 Staffel, San.-Rat Dr., Chemnitz, Langestr. 19 (1909).
 Stachel, Hnt. Magim., Fabrikbesitzer, Bielefeld und Berthelsdorf Kr. Landesbüt (Schlesien) (1919).
 Starik, Ekehart, Berlin-Steglitz, Fritschstr. 1 (1920).
 Stelzer, Dominik, Dr., Wien 49a 13/12, Steinhof (1916).
 Stephan, Paul, Regierungs-Landmesser, Merseburg, Unteraltenburg 17 (1913).
 Stimming, Richard, prakt. Arzt, Gr.-Wusterwitz b. Brandenburg (1909).
 Stolyhowo, Kasimir, Direktor des Anthropolog. Laboratoriums, Warschau, Kaliska 8 (1914).
 Stolzing=Cerny, Josef, Schriftsteller, Berlin SW, Kleinbeerenstr. 14.
 Stranz, Kurt v., Reg.-Rat, Berlin-Friedenau, Offenbacherstr. 30 (1912).
 Strauch, Paul, ord. Lyzeallehrer, Berlin NW 87, Wullenweberstr. 7 (1919).
 Strauß, Konrad, Frankfurt a. Oder, Linden 2I (1916).
 Streitberg, Wilhelm, Univ.-Prof. Dr., München, Isabellastr. 31II (1909).
 Strobach, G., Apotheker, Berlin S., Grimmstr. 21II (1916).
 Tallgren, Dr. phil. J. M., Helsingfors, Nationalmuseum.
 Tanzmann, Bruno, Schriftsteller, Hellerau b. Dresden (1916).
 Tatarinoff, E., Prof. Dr., Direktor d. Hist. Museums, Solothurn (Schweiz) (1909).
 Tegtmeyer, Dr., Lichte bei Wallendorf (S.-Meiningen) (1912).
 Teuber, Erich, Kaufmann, Berlin NW 21, Altmoaabit 83a IV (Römhild, Sachs.=Mein.) (1919).
 Teutsch, Julius, Mus.-Vorstand, Kronstadt=Brasso (Siebenbürgen), Roßmarkt 4 (1909).
 Thomson, A., Reval Estland, Dompromenade 10 u. 4 (1918).
 Turobin, Bankvorstand, Schwiebus (1919).
 Trautmann, Moriz, Geh. Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Bonn a. Rh. (1912).
 Universitätsbibliothek Gießen (1911).
 Universitätsbibliothek Greifswald (1909).
 Universitätsbibliothek Innsbruck (1917).
 Universitätsbibliothek Königsberg i. Pr. (1913).
 Universitätsbibliothek Münster i. W., Bispinckhof (1918).
 Universitätsbibliothek Rostock (1915).
 Universitätsbibliothek Tübingen (1909).
 Dasvarmegy ei Kultur-egyeselet, Steinamanger (Szombathely) (Ungarn) (1913).
 Deltheim, Freiherr v., Major, Rittergutsbesitzer, Neffade b. Bergen auf Rügen (1917).

- Verein für Geschichte und Altertümer, Stade (1909).
 Verein für Geschichte und Altertum in Bernburg (1911).
 Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Erfurt (1909).
 Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Plauen (Voigtl.) (1913).
 Verein für Heimatkunde, Kottbus, Gymnasialstr. 8 (1909).
 Verein für Heimatkunde, Kreuznach (1919).
 Verein für Heimatkunde für den Kreis Lebus, Müncheberg (Mark) (1909).
 Verein für Heimatpflege und Altertumskunde im Kreise Neuwied, Anschrift: Herrn
 Selig Arendt, Neuwied (1912).
 Verein, hennebergischer altertumsforschender, Meiningen (1919).
 Verein, historischer, von Oberbayern, München, Zweibrüdenstr. 121 II (1912).
 Verein, Naturhistorischer, Bielefeld (Anschrift Dr. Zidgraf, Bielefeld, Reichs-
 poststr. 12) (1920).
 Verein deutscher Studenten, Berlin N 24, Artilleriestr. 7 I (1913).
 Wagner, Friedrich, Dr., Museumsassistent, München 08, Preysing-Platz 1 b (1919).
 Wahle, Ernst, Dr. phil., Heidelberg, Zwingerstr. 7 (1909).
 Wallraf, Staatsminister a. D., 63., Bonn a. Rh., Coblenzerstr. 95 (1913).
 *Walter, E., Geh. Studienrat, Prof. Dr., Stettin, Birken-Allee 8 b (1909).
 Walter, Heinrich, Dr., Dresden A 27, Zwickauerstr. 71 II (1909).
 Walthert, Max, Architekt, Berlin-Friedenau, Laubacherstr. 18 (1909).
 Weber, Joh. Emil, Schweizerhäusl in Milland b. Brigen, Südtirol (1918).
 Weise, Julius, Prof. Dr., Amalienau b. Königsberg i. Pr., Kranzer-Allee 35 (1909).
 Weisker, Dr., Studienrat, Neuruppin, Wallstr. (1920).
 Wels, Ober-Postassistent, Wittstock (Dosse) (1910).
 Werner, Prof. Dr., Buchbach, Oberhessen (1916).
 Wernert, Paul, stud. rer. nat., Straßburg i. Elsaß, Dogesenstr. 9 (1909).
 Wespny, Prof. Dr., Direktor, Berlin-Schöneberg, Mühlenstr. 11 (1918).
 Wilde, Max, Dr., Kreis Schulinspektor, Zeitz (1909).
 Wilhelm, Chas. L., St. Louis, Mo. U. S. A., 3916 California-Street (1913).
 *Wilke, Georg, Dr., Obergeneralarzt, Leipzig, Schönhausenstr. 19 (1909).
 Wilke, W., Kaufmann, Berlin O 34, Memeler Str. 60 a (1919).
 Wisler, Ludwig, Dr., Heidelberg (1911).
 Windler, Albert, Dr., Charlottenburg 5, Pestalozzistr. 51 a (1909).
 Winkelmann, Fr., Dr., Eichstätt (Bayern) (1911).
 Wirth, Herm. S., Professor Dr., Baarn in Holland, Gemnefferweg 38 (1919).
 Witte, Erhard, Dr., Berlin-Lankwitz, Waldmannstr. 21 (1919).
 Wiß, Hauptmann, Ingolstadt, bayer. Hauptlaboratorium (1911).
 Wolf, Realgymnasialdirektor, Hannover-Linden (1919).
 Wolff, Distriktskommissar, Silehne (1909).
 Wolff, Karl Selig, Schriftsteller, Bozen (Tirol), Obstmarkt 4 (1909).
 Wossidlo, Rich., Prof. Dr., Waren (Medl.) (1909).
 Wünschmann, K., Dr. Oberlehrer, Halberstadt, Moltkestr. 57 (1918).
 Wüst, Ewald, Univ.-Prof. Dr., Kiel (1909).
 Wurzer, Major a. D., Neuburg a. D., Theresienstr. 126 I (1911).
 Zatrjewski, v., S., Dr., Mirosławice bei Großenau (Kr. Strelno, Posen) (1918).
 Zechlin, Konrad, Mus.-Konservator, Salzwehel (1909).
 Zschiesche, Amtsrichter, Kölleda, Thüringen (1910).

In Austausch steht die Gesellschaft mit:

- a) Schweizer Gesellschaft für Urgeschichte in Solothurn.
- b) Universitätsbibliothek in Upsala.

I. Abhandlungen.

Oldenburger Grabungen mit einer Studie über Brandgrubengräber.

Don Michael Martin Lienau, Frankfurt a/Oder.

Mit 2 Meßtischblatt-Ausschnitten, 1 Lageplan, 4 Tafeln und 11 Textabbildungen.

Im Sommer 1914 habe ich für die Vorgeschichtliche Abteilung des Großherzogl. Naturhistorischen Museums in Oldenburg i. Gr. Grabungen mit staatlichen Mitteln gemacht. Herr Museumsdirektor Professor Martin hatte mich zu den Grabungen aufgefordert und für die Bereitstellung der Mittel gesorgt. Meine Absicht war, längere Zeit für Oldenburg zu arbeiten, aber Krankheit trat dazwischen. So kehrte ich nur im Herbst 1915 noch einmal dorthin zurück, um die Studiensammlung der Prähistor. Abteilung zu chronologisieren. In der Schausammlung war dies, in der Hauptsache, bereits durch Herrn Professor Martin geschehen, wie diese Herrn Martin auch eine würdige neue Aufstellung, neue Katalogisierung und Bezeichnung verdankt. Die Vorgeschichte ist also im Großherzogtum Oldenburg in guten Händen und, auf Betreiben von Herrn Martin, durch ein Ausgrabungsgesetz geschützt.

Es ist mir aufrichtiges Bedürfnis, auch an dieser Stelle Herrn Museumsdirektor Martin für die durchaus kollegialische Unterstützung meiner Arbeit herzlich zu danken. Sämtliche Vorbedingungen für ein längeres gedeihliches Zusammenarbeiten waren vorhanden.

Ich habe an 2 Stellen gegraben: in der Gemeinde Emsted und in der Gemeinde Husum. An beiden Stellen handelt es sich um Untersuchung von Grabhügeln.

A. Grabhügel auf der Garther Heide.

Gemeinde Emsted, Amt Kloppenburg, Besitzer Ahrens.

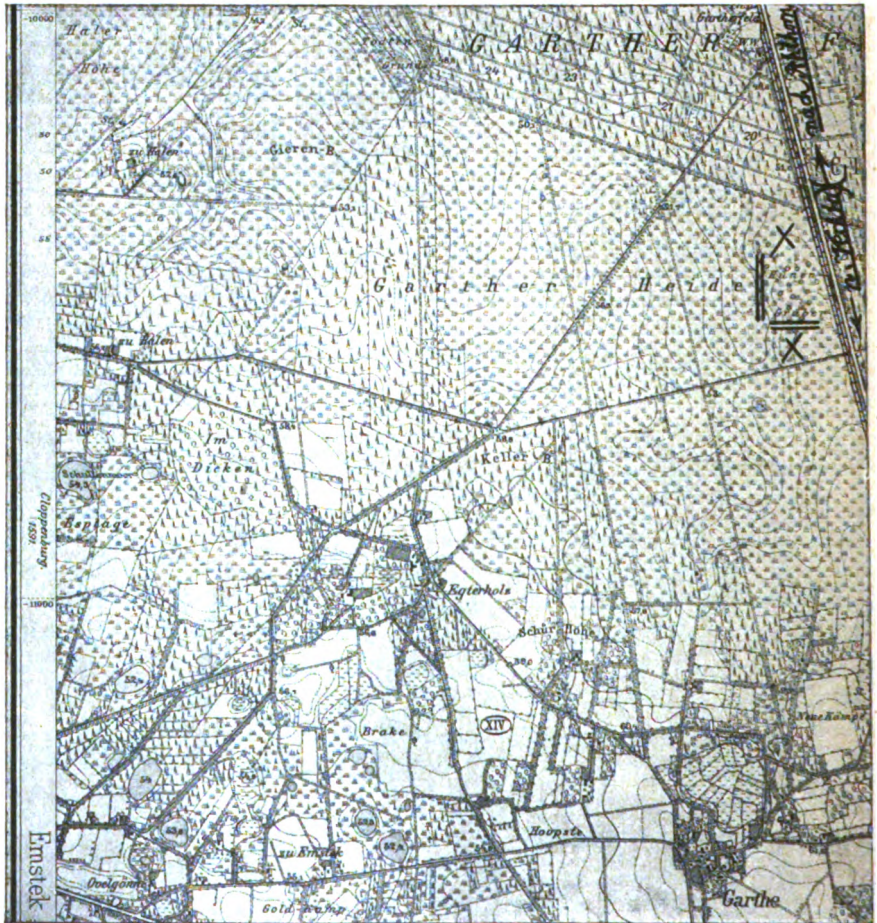
(Eine Studie über Brandgrubengräber.)

Mit 1 Meßtischblatt, 1 Lageplan, 1 Tafel und 8 Textabbildungen.

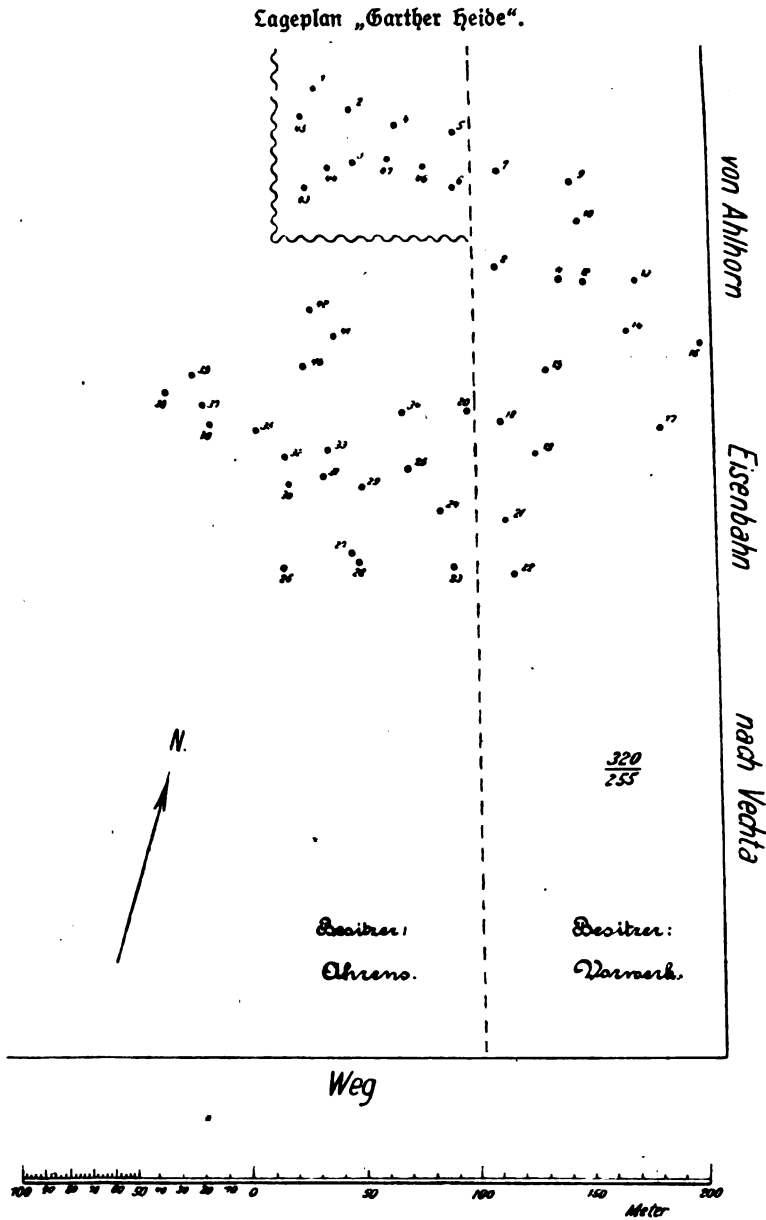
Im ganzen liegen auf der Garther Heide, wie der Lageplan zeigt, 47 Grabhügel, wovon 11 Hügel von mir untersucht worden sind. In die

47 Grabhügel teilen sich 2 Besitzer: Ahrens und Dorwerk (nach Lageplan). Es liegt in der Absicht des Oldenburger Naturhistorischen Museums, sämtliche Hügel nach und nach zu untersuchen. An der Südgrenze der Hügelgruppe liegen ziemlich große und hohe Hügel. Ich habe in der Nordwestecke (Besitzer

Garther heide.



Ahrens) im Juli 1914 elf Hügel untersucht, nämlich die Hügel (laut Lageplan) 1, 2, 3, 4, 5, 6, 43, 44, 45, 46, 47. Ich habe die Hügel auf Tafel I der Größe nach geordnet und bespreche sie auch in dieser Reihenfolge: 2, 4, 5, 3, 1, 6, 43, 45, 47, 46, 44. Die untersuchten Hügel sind mittelgroß oder klein. Zu danken habe ich, wie bei allen meinen Ausgrabungen, meiner Frau als meiner treuesten Gehilfin besonders für Photographieren, Zeichnen und Bedienen des Nivellementes, sodann Herrn Günther Martin,



damals Oberprimaner, der sich mit großem Fleiß an meinen Oldenburger Grabungen beteiligte und die Garther Hügel 1 und 45 unter meiner Anleitung und Aufsicht abgegraben hat.

I.

Ich gebe zuerst eine tabellarische Übersicht (Tabelle A).

Tabelle

(Alle Maße in Metern)	Hügel 2	Hügel 4	Hügel 5	Hügel 3
Abbildungen { auf Tafel I im Text:	Abb. 1	Abb. 2	Abb. 3	Abb. 4
Durchmesser des Hügels	15	12,60	13	11
Höhe des Hügels	0,72	0,74	1,16	0,75
Grabart	Grube	Grube	Grube	Brandstelle
Anzahl der Gruben oder Brandstellen ¹⁾	1 Grube	2 Gruben	1 Grube	1 Brandstelle
Größe (Durchmesser) und Form der Gruben oder Brandstellen ²⁾	0,60 (rund)	1. 0,45 (rund) 2. 0,60 (rund)	0,40 (rund)	Maße der 4 Seiten: 1,40/1,80 : 0,90/1,30 (viereckig)
Tiefe der Gruben oder Brandstellen	0,46	1. 0,65 2. 0,71	0,47	0,26
Höhenlage der obersten Schicht (Decke) der Gruben oder Brandstellen im Verhältnis zum ursprünglichen Gelände (Planum) + bedeutet über } dem Planum = - " unter } dem Urboden des Grabhügels	+ 0,02	1. - 0,02 2. + 0,01	+ 0,04	+ 0,54
Höhenlage der untersten Schicht (des Bodens) der Gruben oder Brandstellen im Verhältnis zum ursprünglichen Gelände (Planum) + - : wie vorstehend	- 0,44	1. - 0,65 2. - 0,70	- 0,42	+ 0,08
Sunde in den Gruben oder Brandstellen K. = Knochenbrand, B. = Beigaben, Sch. = Gefäßscherben, hf. = Holzfohle	K. B. Sch. hf.	1. K. B. Sch. hf. Steuerstein 2. K. B. hf. Steuerstein	K. B. hf.	B. hf.
Sonstige Sunde (Streu- und Funde) in den Grabhügeln [Abkürzungen: wie vorstehende!]	Sch. hf.	Sch. hf.	Sch. B. hf.	Sch. B. hf.
Sonstige Beobachtungen.	In einigen Hügeln wurden wenige kleinere Steine der Gruben, einmal auf dem Boden einer Grube. Die			

¹⁾ „Sett“ gedruckt bedeutet: Knochenbrand enthaltend.

A.

Hügel 1	Hügel 6	Hügel 43	Hügel 45	Hügel 47	Hügel 46	Hügel 44
Abb. 5 —	Abb. 6 —	Abb. 7 " 2	Abb. 8 —	Abb. 9 —	Abb. 10 —	Abb. 11 —
9,80	9,40	9	8	7,80	7,80	7,60
0,40	0,79	0,46	0,39	0,60	0,62	0,48
Grube	Grube, dabei Brandstelle	Grube	Grube	Grube	Grube	Grube
2 Gruben, davon 1 ¹⁾	3 Gruben, davon 2 und 1 Brandstelle	1 Grube	6 Gruben, davon 4	1 Grube	1 Grube	1 Grube
1. 0,60 ¹⁾ (rund) 2. 0,50 (rund)	1. Brandstelle 2,20 : 1,10 (rechteckig) 2. 0,60 } 3. 0,45 } 4. 0,55 } (rund)	0,70 (rund)	1. 0,60 : 0,80 (oval) 2. etwa 0,70 (rundlich) 3. 0,80 } 4. 0,60 } 5. 0,70 } 6. 0,60 : 0,80 (oval)	0,70 (rund)	0,50 (rund)	0,80 : 1,20 (oval)
1. 0,51 2. ?	1. 0,23 2. 0,50 3. 0,48 4. 0,43	0,50	1. 0,36 2. 0,40 3. 0,37 4. 0,42 5. 0,42 6. 0,39	0,55	0,50	0,40
1. ± 0 2. + 0,10	1. + 0,33 2. + 0,05 3. + 0,12 4. + 0,08	— 0,04	1. + 0,01 2. — 0,06 3. — 0,13 4. — 0,03 5. — 0,09 6. — 0,09	+ 0,24	+ 0,35	— 0,05
1. — 0,51 2. — ?	1. + 0,10 2. — 0,45 3. — 0,30 4. — 0,35	— 0,54	1. — 0,35 2. — 0,46 3. — 0,50 4. — 0,44 5. — 0,51 6. — 0,48	— 0,31	— 0,15	— 0,45
1. K. B. Sch. hf. 2. hf.	1. K. (wenig) hf. 2. K. B. hf. 3. K. hf. 4. hf.	K. B. (Sch.) hf.	1. Sch. hf. 2. K. Sch. hf. 3. K. Sch. hf. 4. hf. 5. K. B. hf. 6. K. B. Sch. hf.	hf.	K. hf.	K. B. Sch. hf. Steuerstein
B.	hf.	Sch. hf.	Sch.	—	Sch. hf.	—

oder kleine Steinsetzungen beobachtet, erstere meist mit Scherben zusammen, letztere am Rande übrigen Hügel waren gänzlich steinfrei.

II.

Erläuterungen und Ergänzungen zu Tabelle A.

Hügel 2. (Tafel I, Abb. 1.)

Dieser Hügel von 15 m Durchmesser und 0,72 m Höhe enthielt eine Grube von runder Form und 0,60 m Durchmesser bei 0,46 m Tiefe. Auf ihrem Boden hatte die Grube nur 0,45 m Durchmesser, so daß sie sich nach unten trichterförmig verjüngte, wie dies auch bei Grube 2 in Hügel 4 beobachtet wurde. Die Grube lag mit ihrem Zentrum 1,20 m nordwestlich vom Zentrum des Hügels. Die Grube war dreischichtig:

Die **obere** Schicht war 0,28 m tief; sie enthielt wenige kleine gebrannte Knochen, Holzkohle-Reste, wenige kleine Scherben und 1 Eisenfragment.

Die **mittlere** Schicht war 0,05 m tief; sie enthielt gebrannte Knochen (100 Gramm), Holzkohlereste und die Hauptbeigaben, nämlich 2 Türverschlüsse aus Eisen (für eine einflügelige Tür), bestehend aus je 2 gleichen Stücken (Textabb. 4, 1 bis 3).

Die **untere** Schicht war 0,13 m tief; sie enthielt das Hauptlager der gebrannten Knochen (320 Gramm). Sie war frei von Holzkohleresten, führte also nur schwarze Erde.

Ich bemerke hier, daß sämtliche 19 Gruben — außer den besonders aufgeführten Einschlüssen — schwärzliche bis tiefschwarze Erde führten. Bei den einzelnen Gruben erwähne ich dies nicht noch einmal. Sämtliche Gruben hoben sich demnach als schwärzliche, schmutzig-fettige Erdflecke von dem übrigen Erdreiche ab, so daß sie für ein geübtes Auge nicht zu übersehen waren.

Die **obere** Schicht ragte mit ihrer Decke (ihrem Scheitel) 0,02 m über das Planum (den Urboden [gewachsenen Boden]) heraus. Auf das Verhältnis des Scheitels (der Decke) der Gruben oder Brandstellen zum Planum (dem Urboden) gehe ich in der Zusammenfassung (Abschnitt IV) näher ein. Hier, in Abschnitt II, führe ich im allgemeinen nur die nackten Ergebnisse an der Hand der Tabellen A u. B vor, also nur den Rahmen, in den ich in der Zusammenfassung das Bild einfüge.

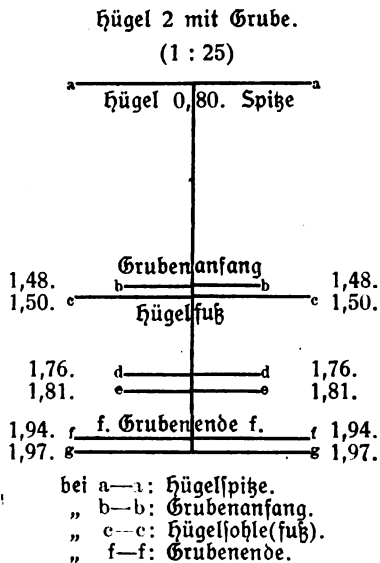
Auf die Beigaben gehe ich in Abschnitt III näher ein.

An **Streuungen** lagen 10 Gefäßscherben und ein wenig Holzkohle im Hügel zwischen No. ¹⁾ 0,86 und No. 1,24, also in einem Gebiet von 0,06 m unter der Hügelspitze (No. 0,80) und von 0,24 m über der Grube (No. 1,48).

Ich gebe noch ein Profil des Hügels mit der Grube (Textabb. 1) im Maßstabe 1: 25. Die neben den Linien stehenden Zahlen zeigen die Nivelements an. a—c ergibt die Höhe des Hügels = 0,70 m (0,02 m weniger als die Tabelle angibt, weil die Grube nicht absolut zentral lag); a—c enthielt

¹⁾ No. bedeutet: „Nivellement“.

also die aufgebrauchte (steinfreie) Hügel Erde, bei c liegt das ursprüngliche Planum von c bis f (0,44 m) stand eine graue Humusschicht an, die mit Sicherheit als die verwesene „alte Heide“ angesprochen werden kann, von f bis g (0,03 m) folgte eine dünne Schicht „lebhaft gelben“ lehmhaltigen Sandes und unter g wurde eine stärkere Lage „schwach gelben“ festeren Lehmes angetroffen. Die Grube war eingetieft zwischen b und f (0,46 m tief), also im Bereiche des das alte Planum bedeckenden „alten Heidekrautes“ (der grauen Humusschicht c—f) bis an die obere Grenze (f) des „lebhaft gelben“ Lehmsandes. Die graue Humusschicht (verwesene Heide) hatte etwas „Unreines“, man hatte die Grube also bis auf den „reinlichen“ Sand eingetieft. Die Grube (b—f) ist, wie vorher beschrieben, dreischichtig: die obere Schicht (b—d) hatte 0,28m, die mittlere Schicht (d—e) 0,05m, die untere Schicht (e—f) 0,13 m Tiefe.



Tertabb. 1.

Hügel 4. (Taf. I, Abb. 2.)

Hügel 4 von 12,60 m Durchmesser und 0,74 m Höhe enthielt 2 Gruben. Grube 1 lag mit ihrem Mittelpunkt 1,20 m südwestlich, Grube 2 1,50 m südöstlich vom Mittelpunkt des Hügels.

Grube 1.

Die Grube, von runder Form, hatte einen Durchmesser von 0,45 m und eine Tiefe von 0,63 m.

Der Boden dieser Grube erweiterte sich etwas zu ovaler Form, worauf ich bei Hügel 43 zurückkomme. Am Nordrande des Bodens lagen 2 Steine, die zusammen eine Länge von 0,30 m ergaben. Als Typus für die dreischichtigen Gruben habe ich das Profil der Grube in Hügel 2 mit genauen Maßen in Tertabb. 1 wiedergegeben.

Ich begnüge mich, unter Bezugnahme auf Tertabb. 1, nun mit einer Beschreibung der Gruben ohne besondere Profil-Abbildungen.

Unsere in Rede stehende Grube begann 2 cm (0,02 m) unter der Hügelsohle (dem Urboden). Nun müßte ja die Decke (oberste Schicht) jeder in das ursprüngliche Planum (den Urboden) eingetieften Grube zu diesem theoretisch die Höhenlage ± 0 zeigen, während tatsächlich sich beim Nivellieren Abweichungen von $-0,13$ m bis $+0,35$ m zeigten.

Darauf komme ich in der Zusammenfassung zurück.

Auch diese Grube zeigte 3 Schichten: die obere Schicht von 0,33 m Tiefe enthielt wenige kleine gebrannte Knochen (5 Gramm) und feine Knochen-splitterchen, Holzkohlereste, 1 Feuerstein, 2 Raseneisensteine und 2 eiserne Bruchstücke. Die mittlere Schicht von 0,08 m Tiefe enthielt Holzkohlereste und die Hauptbeigabe, nämlich ein auf einem Steinchen liegendes Konglomerat, bestehend aus: einem Stück Holzkohle, einem messerförmigen Feuerstein mit Schlagspuren und einem größeren Eisenrest. Dies Konglomerat spreche ich als Feuerzeug (zum „Pinken“) an.

Die untere Schicht von 0,22 m Tiefe enthielt das feste Lager der gebrannten Knochen (1280 Gramm).

Grube 2.

Die Grube, von runder Form, hatte einen Durchmesser von 0,60 m, der sich bis zu ihrem Boden auf 0,40 m (also um 0,20 m) verjüngte; sie war 0,71 m tief.

Ihre oberste Schicht (Decke) überragte um 0,01 m (1 cm) den Urboden (die Hügelsohle).

Diese Grube hatte nur 2 Schichten: eine obere von 0,12 m Tiefe mit kleinen Knochen splintern und Holzkohlerestchen und eine untere von 0,59 m Tiefe mit gebrannten Knochen (10 Gramm) und den Beigaben. An Beigaben sind zu melden: 5 Eisenbruchstücke (unbestimmbar) und, ganz unten liegend, ein Feuerstein.

Sonstige Funde (Streuung) im Hügel:

Ein Rechteck von etwa 4 m Langseite (Süd-Nord) und etwa 2 m Schmalseite (Ost-West) mit dem Hügelzentrum etwa in der Mitte seiner östlichen Langseite, die also ungefähr durch den Mittelpunkt lief: war nestweise durchsetzt mit Holzkohleresten. Auch fanden sich in diesem Bezirk einige Scherben.

Dieses Rechteck — augenscheinlich die Stelle des Scheiterhaufens (siehe Zusammenfassung) bezeichnend — führte Holzkohlereste in einer Mächtigkeit von 0,27 m zwischen Nivellement 0,99 und 1,26.

Diese Holzkohle-Schicht begann also bei 0,58 m und endete bei 0,85 m unter der Hügelspitze (Nv.¹⁾ 0,41), unterging demnach in ihrer untersten Lage den Urboden (die Hügelsohle bei Nv. 1, 15) um 0,11 m, während sie diesen mit ihrer Decke um 0,16 m überragte.

Hügel 5. (Tafel I, Abb. 3.)

Dieser Hügel hatte 13 m Durchmesser und 1,16 m Höhe. Er enthielt eine Grube.

Die Grube lag mit ihrer Mitte 1,25 m südwestlich vom Zentrum des Hügels. Sie hatte, bei runder Form, 0,40 m Durchmesser und eine Tiefe

¹⁾ Nv. = Nivellement.

von 0,47 m. Ihre Decke überragte den Urboden (die Hügelsohle) um 0,04 m. Diese Grube führte wieder 3 Schichten: die obere Schicht von 0,19 m Tiefe enthielt Knochensplittchen, Holzkohlerestchen und 2 Eisenbruchstücke, die mittlere von 0,04 m Tiefe, außer einigen gebrannten Knochen (20 Gramm), die Hauptbeigaben (4 Eisenbruchstücke) und die untere von 0,24 m Tiefe das kompakte Knochenlager (2175 Gramm) und ein Eisenbruchstück.

An Beigaben enthielt die Grube also im ganzen:

7 Eisenreste (unbestimmbar).

Sonstige Funde (Streuungsfunde) im Hügel:

Ein einzelner Gefäßscherben und 3 Gefäßscherben-Nester, davon eines mit 4 flach liegenden Scherben, wovon einer mit Randtupfen (Tertabb. 6, 6), das zweite mit 3 flach liegenden Scherben, davon einer mit Randtupfen (Tertabb. 6, 4); das dritte mit 2 liegenden Scherben, hinter denen ein dritter schräg gestellt war.

Diese 3 Scherben-Nester, besonders die beiden letzteren spreche ich als „Opfer-Stellen“ an (vgl. meine Abhandl. über „Opferstätten usw. in Grabhügeln“, Mannus V, Heft 3, S. 209/221). Ich tue dies um so überzeugter, als unmittelbar beim zweiten Nest nach Süden ein starkes Feuer gebrannt hat. Beim dritten Nest (beim zweiten fehlt leider im Feldbuche eine entsprechende Angabe) hätte der Opfernde nach Westen geblickt.

Außerdem fand sich wild im Hügel ein Eisenbruchstück. Sämtliche Streu-funde lagen innerhalb eines Viermeter-Quadrates mit dem Zentrum des Hügels als Mittelpunkt oder wenigstens in unmittelbarer Nähe dieses (zur Ausmessung des Hügels konstruierten) Quadrates. Das zweite und dritte Nest lagen nicht sehr weit voneinander. Sämtliche Streu-funde wurden gesichtet zwischen Nv. 1,34 und Nv. 1,44, also in einer Erdschicht von 0,10 m Mächtigkeit, deren Decke sich 0,94 m unter der Hügelspitze, deren Boden sich 0,11 m über der Hügelsohle befand (Hügelspitze Nv. 0,40, Hügelsohle (Urboden) Nv. 1,55).

Außerdem fanden sich Holzkohlereste im Hügel in der Erdschicht über der Grube.

Hügel 3. (Tafel I, Abb. 4.)

Durchmesser 11 m, Höhe 0,75 m.

Er enthielt eine große Brandstelle von viereckiger Form: mit Schmalseiten im Norden und Süden, mit Langseiten im Westen und Osten, im ganzen von Südwest nach Nordost orientiert. Die westliche Langseite hat 1,40 m, die östliche 1,80 m, die nördliche Schmalseite 0,90 m, die südliche 1,30 m Länge.

Die dem Zentrum des Hügels benachbarte Ostseite lief in einem Abstände von 0,70 m an diesem vorbei. Bemerken will ich gleich hier, daß in der nächsten Nähe des Hügelzentrums noch ein größerer Brandfleck mit einem winzigen Eisenrest gesichtet wurde; nimmt man an, daß sich ursprünglich die

Brandstelle lückenlos (in den vorgefundenen Lücken können die Holzreste stärker vergangen sein) bis zum Zentrum fortsetzte, so erhalten wir einen annähernd quadratischen Brandfleck von etwa 1,80 m im Quadrat, dessen östliche Seite durch das Zentrum lief. Wir hätten dann sehr ähnliche Befunde, wie in dem noch zu besprechenden Hügel 6 (Tafel I, Abb. 6). Die Mächtigkeit (Tiefe) der Brandstelle betrug 0,26 m; es muß also hier ein sehr starkes Feuer gelodert haben, wenn nach mehr als 2 Jahrtausenden noch Brandreste von 0,26 m Mächtigkeit gefunden wurden. Die Decke der Brandstelle überragte das ursprüngliche Planum (die Hügelsohle) um 0,34, der Boden um 0,08 m.

Augenscheinlich handelt es sich um die Rückstände eines Scheiterhaufens.

In der Zusammenfassung spreche ich mehr davon.

Funde in der Brandstelle: keine Knochen (vgl. Zusammenfassung!), keine Scherben, sondern lediglich 2 winzige Eisenstückchen.

Sonstige Funde (Streufunde) im Hügel: ein bereits erwähntes winziges Eisenstückchen in einer zentral liegenden kleinen Brandstelle. Dieses Eisenstückchen zeigt genau das gleiche Nivellement (1,32), wie die beiden anderen aus der großen Brandstelle: eine Stütze mehr dafür, daß diese beiden Brandstellen ursprünglich zusammenhingen, wie vorstehend besprochen ist. Fernere Streufunde im Hügel: Im gleichen Nivo¹⁾ mit der Brandstelle an 3 Stellen: 7 Scherben, davon ein Randscherbe abgebildet auf Textabb. 6, 3, bzw. 2 Scherben und ein runder Fleck mit Holzfohle und kleinen Scherben; im Nivo über der Decke (obersten Schicht) der Brandstelle Holzfohlenreste und Scherben.

Hügel 1. (Tafel I, Abb. 5.)

Dieser Hügel lag dicht am Acker und war in seiner nördlichen (auf Tafel I, Abb. 5 schraffierten) Hälfte bereits durch den Pflug verschwunden. — Durchmesser 9,80 m, Höhe 0,40 m. Der Hügel enthielt 2 Gruben, von denen Grube 2 keinen Knochenbrand führte. Ich komme auf diesen Befund in der Zusammenfassung zurück. Grube 1 (mit Knochenbrand) lag 1,50 m mit ihrem Zentrum südwestlich, Grube 2 (ohne Knochenbrand) mit ihrem Zentrum 3,90 m südöstlich vom Zentrum des Hügels, letztere also ziemlich nahe dem Hügelrande.

Grube 1.

Die Grube war rund, hatte einen Durchmesser von 0,60 m bei einer Tiefe von 0,51 m. Ihre Decke (oberste Lage) muß ungefähr mit der Hügelsohle abgeschnitten haben, lag also etwa ± 0 über der Hügelsohle. (Dies geht aus dem Nv.²⁾ der tiefsten Stelle des Hügelfußes im Osten hervor; ein Nv. des Urbodens im Hügel ist übersehen worden.) Diese Grube enthielt

¹⁾ Für Niveau.

²⁾ Nv. = Nivellement.

2 Schichten: die obere Schicht von 0,20 m Mächtigkeit enthielt nur Holzkohlerestchen, auf denen (ganz oben auf, also auf der Decke der Grube) ein kleines Eisenfragment lag, die untere Schicht von 0,31 m Mächtigkeit enthielt das Knochenlager (3 Gramm) und die Beigaben. Die Knochen waren laut Selbdruckvermerk sehr verwittert.

Die Beigaben bestanden außer dem bereits erwähnten Eisenstückchen aus: 2 Eisenresten (unbestimmbar); neben dem einen lag ein Feuerstein (vgl. Hügel 4, Grube 1). Ferner aus einem Bronzefragment, welches an einem Steinchen lag. Es ist ein flaches Spiralgewinde (Textabb. 6, 5), wohl von einem Ohrring oder einer Agraffe herrührend. Schließlich wurden gefunden ein großes Gefäßfragment (aufrechtstehend) (Textabb. 6, 1) und ein Randscherbe (Textabb. 6, 2). Die beiden letzteren lagen beieinander ziemlich am Grunde der Grube.

Grube 2.

Diese gleichfalls runde Grube enthielt keinen Knochenbrand, sondern nur Holzkohlerestchen. Sie hatte 0,50 m Durchmesser. Ihre Decke lag 0,10 m höher als die von Grube 1, also etwa 10 cm (0,10 m) über der Hügelsohle.

Sonstige Funde (Streu- und Streufunde) im Hügel: Holzkohlereste in einer Erdschicht von Nivo 1,68 bis Nivo 1,78, also in einer Schicht von 0,10 m Mächtigkeit, und zwar oberhalb der Decke (Nivo 1,78) der Bestattungsgrube. In dieser Erdschicht ein Eisenrest (unbestimmbar) bei Nivo 1,76.

Hügel 6. (Tafel I, Abb. 6.)

Durchmesser 9,40 m, Höhe 0,79 m. Dieser Hügel enthielt 1 Brandstelle (1), 2 Gruben (2 und 3) mit und 1 Grube ohne Knochenbrand (4).

Die Brandstelle (1) war rechteckig. Ihre Langseiten lagen im Westen und Osten, sie hatten je 2,20 m Länge, die Schmalseiten (im Süden und Norden) waren je 1,10 m lang. Die Brandstelle war von Südost nach Nordwest orientiert. Ihre östliche Langseite lief hart am Zentrum des Hügels vorüber, so nämlich, daß das Zentrum des Hügels an ihrer Mitte lag (vgl. Hügel 3). Sie hatte eine Mächtigkeit (Tiefe) von 0,23 m. Ihre Decke überragte die Hügelsohle um 0,33 m, ihr Boden um 0,10 m.

Funde: auf dem Boden der Brandstelle wurde ein gebranntes Knochenstückchen gefunden.

Erste Grube (2): Die runde Grube hatte einen Durchmesser von 0,60 m bei einer Tiefe 0,50 m. Ihre Decke überragte die Hügelsohle um 0,05 m.

Sie lag mit ihrem Zentrum 1,25 m nördlich vom Zentrum des Hügels und mit ihrem Westrande ganz nahe bei der Nordostecke der Brandstelle. Diese Grube (2) führte nur eine Schicht, nämlich Knochenbrand (16 Gramm) und dazwischen die Beigaben.

Die **Beigaben** bestanden aus 7 Bronzebruchstücken, nämlich 1 Sibelrest (Textabb. 7, 1), der dazu gehörigen Spirale (Textabb. 7, 2a, 2b), 1 Ring (Textabb. 7, 3), 1 Ring mit 2 Spiralwindungen (Textabb. 7, 4). Das Sibelbruchstück hat etwa 0,04 m Länge, der einfache Ring hat eine Höhe (Breite) von 0,004 m (4 mm), einen Gesamtdurchmesser von 0,012 m, einen Öffnungs-Durchmesser von 0,008 m, der Ring mit Spiralwindung zeigt bei 0,008 m (8 mm) Höhe (Breite) den selben Gesamt- und Öffnungs-Durchmesser.

Auf die Beigaben komme ich eingehender im Abschnitt III zurück.

Die zweite Grube (3) war gleichfalls rund. Sie lag mit ihrem Zentrum 0,80 m südlich vom Zentrum des Hügels und mit ihrem Westrande hart an der Südostede der Brandstelle. Bei 0,45 m Durchmesser hatte sie 0,48 m Tiefe. Ihre Decke überragte die Hügelsohle um 0,12 m. Diese Grube war gleichfalls nur einschichtig. Sie führte nur Knochenbrand (665 Gramm) und Holzkohlereste.

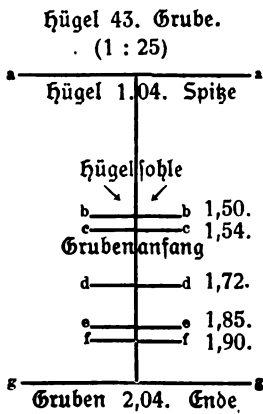
Die dritte Grube (4) hatte ebenfalls runde Form. Sie lag mit ihrem Zentrum 2 m südwestlich vom Zentrum des Hügels und mit ihrem Ostrand ganz nahe an der Südwestede der Brandstelle.

Diese dritte Grube (4) hatte bei 0,55 m Durchmesser eine Tiefe von 0,43 m. Ihre Decke überragte die Hügelsohle um 0,08 m.

Diese Grube enthielt nur schwarze Erde.

Hügel 43. (Tafel I, Abb. 7.)

Durchmesser 9 m, Höhe 0,46 m. Dieser Hügel enthielt eine Grube (Textabb. 2), welche mit ihrem Zentrum 2,60 m nordwestlich vom Zentrum des Hügels lag. Sie war rund, hatte 0,70 m Durchmesser und 0,50 m Tiefe. Ihre Decke lag 0,04 m unter der Hügelsohle. In Textabbildung 2 gebe ich ein Profil des Hügels mit der Grube im Maßstabe 1: 25.



- bei a—a: Hügelspitze.
- „ b—b: Hügelsohle.
- „ c—c: Grubenanfang.
- „ g—g: Grubende.

Textabb. 2.

- a = Spitze (Scheitel) des Hügels,
- b = Hügelsohle (ursprüngliches Planum),
- c = Beginn } der Grube.
- g = Ende }
- c—d = erste } Schicht der Grube.
- d—e = zweite }
- e—f = dritte }
- f—g = vierte }

Die unter oder neben den Linien stehenden Zahlen bezeichnen die Nivellements (Nv.). Es ergibt sich also von der Hügelspitze a (Nv. 1,04) bis zur Hügelsohle (ursprüngliches

Planum) bei b (No. 1,50) ein Unterschied von 0,46 m = der Höhe des Hügels.

Von Beginn der Grube bei c (No. 1,54) bis zu deren Boden bei g (No. 2,04) ergibt sich ein Unterschied von 0,50 m = der Tiefe der Grube. Durch die Linien d—d, e—e, f—f wird die Grube (c bis g) in 4 Teile zerlegt.

Die oberste Decke der Grube bei c (No. 1,54) hob sich als runder schwarzer geschlossener Fleck von der Umgebung ab.

Der erste Teil c—d von 0,18 m Mächtigkeit (No. 1,54—1,72) enthielt reinen gelben lehmhaltigen Sand, umgeben von einem schwarzen kohligen Rande, der 0,08 m Breite hatte, so daß, bei einem Gesamtdurchmesser von 0,70 m der Grube, für die Erdfüllung 0,54 m Durchmesser bleiben. Bei No. 1,54, also auf dem diese erste Schicht bedeckenden geschlossenen runden schwarzen Fleck, lagen einige gebrannte Knochen. Der zweite Teil (die zweite Schicht) d—e von 0,13 m Mächtigkeit (No. 1,72 bis No. 1,85) enthielt schwarze Erde mit Holzkohlerefsten; ganz obenauf (bei No. 1,72) lag ein Eisenfragment.

Der dritte Teil e—f von 0,05 m Mächtigkeit (No. 1,85 bis No. 1,90) enthielt etwas Knochenbrand, viele Holzkohlerefste und 3 Gefäßteile (davon einer auf Textabb. 7, 6 a/b).

Der vierte Teil f—g von 0,14 m Mächtigkeit (No. 1,90 bis No. 2,04) führte das eigentliche Knochenlager und 2 große Scherben, wovon einer auf Textabb. 7, 5 a/b abgebildet ist, außerdem Holzkohle. Sämtliche 4 Teile 0,18 m + 0,13 m + 0,05 m + 0,14 m ergeben 0,50 m, d. i. die Tiefe der Grube. Das Gesamtgewicht der gebrannten Knochen aus der dritten und vierten Schicht beträgt 25 Gramm. Die Knochen waren, laut Feldbuchvermerk, sehr verwittert. Es handelt sich hier um eine Beisetzung in einem stark angekohlten, ausgehöhlten Baumstamme von 0,50 m Höhe und von 0,70 m Durchmesser, den man bis auf einen Rand von 0,08 m ausgehöhlt und mit einem gleichfalls angekohlten dünnen Holzdeckel verschlossen hatte; den obersten Teil (c—d) dieses Holzzyllinders, zu dessen Füllung die Knochenreste usw. nicht gereicht hatten, hat man mit gelbem Sande aufgefüllt. Der gelbe Sand steht unter dem Heideplanum an (vgl. Textabb. 1, Schicht f—g). Es erklären sich demnach die sehr interessanten Fundverhältnisse so: ganz oben (bei No. 1,54) zeigt sich der geschlossene, runde schwarze Fleck, das ist: der angekohlte Holzdeckel; dieser Fleck verschwindet nach kurzer Schürfung und nun erscheint die gelbe Sandfüllung in der Baumstamm-Höhlung, umschlossen von dem 0,08 m breiten, infolge Ankohlung erhaltenen Rande des Baumstammes.

Unter dieser Füllsand-Schicht folgen dann die üblichen uns schon bekannten Grabsschichten, in unserem Falle kann man auch von Sargsschichten sprechen.

Schon zur Bronzezeit war, wie der bronzezeitliche „Quellfund von St.

Moriz¹⁾“ zeigt, die Technik so weit vorgeschritten, daß man Baumstämme von 1,40 m Durchmesser aushöhlen konnte bis auf einen Rand (eine Wand) von 0,06 m.

Unser Stamm hatte 0,70 m Durchmesser. Ich habe eine 100jährige Linde in meinem Garten mit einem Stammdurchmesser von 0,85 m. An alten Bäumen wird damals in der Oldenburger Heide kein Mangel gewesen sein. Diese Grabverhältnisse in Hügel 43 sind sehr wichtig, weil sich sonst die Grabbefunde in Hügel 47 und 46, wo die Brandgruben=Decken die Hügelsohle um 0,24 bzw. 0,35 m überragen, schwer hätten erklären lassen.

Bei c (Nv. 1,54) fanden sich wenige gebrannte Knochen, die man wohl als Reste eines Opfers auf den Holzdeckel gelegt hatte.

Leider sind durch ein ganz besonderes Mißgeschick die beiden photographischen Platten, welche die helle Erdfüllung innerhalb des schwarzen Rahmens (c—d) zeigen sollten, verdorben. So steht mir diesmal der beste Sachwalter nicht zur Seite: die Photographie.

Sonstige Funde (Streufunde) im Hügel: Im Nivo über der Grube die üblichen Holzfohlereste und kleinen Gefäßscherben.

Sonstige Beobachtungen im Hügel:

4 Steinsetzungen: eine gerade von 6 handgroßen Steinen, 1 m östlich von der Grube, die zweite und dritte etwas nördlich der Grube; die zweite führte 3 Steine in einer Längsausdehnung von 0,45 m; die dritte 6 Steine in rechteckiger Anordnung (je 3 einen Schenkel bildend), ein Schenkel hatte 0,60 m, der andere 0,50 m Länge.

Diese dritte Steinsetzung lag westlich von der zweiten, zwischen der zweiten und dritten war ein Zwischenraum von etwa 0,15 m. Die rechteckige dritte Steinsetzung war nach Süden (also in der Richtung nach der Grube) und nach Westen offen. Alle 3 Steinsetzungen lagen im Nivo der Grabsschicht c—d, nämlich die erste bei Nv. 1,66, die zweite bei Nv. 1,55, die dritte bei Nv. 1,60.

Außerdem erschien viertens im Nivo der Grabsschicht f—g, nämlich bei Nv. 1,95, am südöstlichen Rande der Grube ein Kreis von kleinen halbfauftgroßen Steinen. Die Grube war also im Norden, Osten und Südosten von kleinen Steinsetzungen begleitet.

Hügel 45. (Tafel I, Abb. 8.)

Durchmesser 8 m, Höhe 0,39 m.

Dieser Hügel enthielt 6 Gruben, von denen die Gruben 1 und 4 keinen Knochenbrand führten. Abb. 8 auf Taf. I zeigt, wie sich die 6 Gruben in 2 Gruppen zu je 3 Gruben um das Zentrum des Hügels gruppieren, nämlich

¹⁾ Heierli, Die bronzezeitliche Quellfassung von St. Moriz, Anz. f. Schweiz. Altertumskd. N. S. IX, Bd. 1907.

im Norden des Zentrums die Gruben 2, 1 (1 ohne Knochenbrand) und 6, im Süden die Gruppen 3, 5, 4 (letzte ohne Knochenbrand). Die Abstände der Gruben-Zentren vom Zentrum des Hügels betragen bei der nördlichen Gruppe: bei Grube 2 0,70 m, Grube 1 1,00 m, Grube 6 1,50 m bei der südlichen Gruppe: bei Grube 3 2,10 m, Grube 5 1,65 m, Grube 4 2 m.

Ich bespreche zuerst die nördliche Gruppe von West nach Ost:

Grube 2.

Diese Grube war von unregelmäßiger, etwa rundlicher Form. Sie hatte etwa 0,70 m Durchmesser und 0,40 m Tiefe. Ihre oberste Schicht (Decke) lag 0,06 m unter der Hügelsohle (dem Urboden). Diese Grube führte nur eine Schicht, nämlich Holzkohlereste, gebrannte Knochen (minimal) und einige Gefäßscherben.

Grube 1.

Diese gleichfalls einschichtige Grube war von ovaler Form mit Durchmessern: von Nord nach Süd 0,60 m, von West nach Ost 0,80 m. Sie hatte eine Tiefe von 0,36 m. Ihre Decke überragte die Hügelsohle um 0,01 m. Sie enthielt keinen Knochenbrand, sondern nur Holzkohle und einige Scherben.

Grube 6.

Diese Grube war gleichfalls oval mit Durchmessern: von Nord nach Süd 0,80 m, von West nach Ost 0,60 m. Sie war 0,39 m tief. Ihre Decke (oberste Schicht) lag 0,09 m unter der Hügelsohle. Diese Grube war zweischichtig: Die obere Schicht von 0,28 m Mächtigkeit enthielt Holzkohlereste, einige Gefäßscherben und winzige Knochenreste, die untere Schicht von 0,11 m Mächtigkeit enthielt das Knochenlager (7 Gramm). Zwischen der oberen und unteren Schicht lag ein Bronzestückchen (unbestimmbar).

An Beigaben enthielten also:

Grube 2: einige Scherben. In dieser (einschichtigen) Grube lag außerdem 0,04 m unter der Decke im Nordwesten ein größerer Stein.

Grube 1 (ohne Knochenbrand): einige Scherben.

Grube 6: einige Scherben (in der obersten Schicht) und einen Bronzereft.

Die südliche Gruppe.

Don West nach Ost:

Grube 3.

Die Grube war rund. Ihr Durchmesser betrug 0,80 m, ihre Tiefe 0,37 m. Ihre Decke lag 0,13 m unter der Hügelsohle. Diese Grube war zweischichtig: die obere Schicht von 0,22 m Mächtigkeit enthielt Holzkohle, einige Scherben und kleine gebrannte Knochen, die untere Schicht von 0,15 m Mächtigkeit enthielt das Knochenlager (60 Gramm).

Grube 5.

Die Grube war rund. Sie hatte 0,70 m Durchmesser bei 0,42 m Tiefe. Ihre Decke lag 0,09 m unter der Hügelsohle. Die Grube war einschichtig: Sie enthielt gebrannte Knochen (minimal), Holzkohlereste und 1 Eisenfragment.

Grube 4.

Die Grube war rund. Sie hatte 0,60 m Durchmesser bei 0,42 m Tiefe. Ihre Decke lag 0,03 m unter der Hügelsohle. Sie war einschichtig und enthielt nur Holzkohlereste.

An Beigaben führten demnach:

Grube 3: einige Scherben (in der oberen Schicht).

Grube 5: einen Eisenrest (unbestimmbar).

Sonstige Funde (Streufunde) im Hügel:

In einer Erdschicht von 0,09 m Mächtigkeit über dem Nivo der Decke der am höchsten liegenden Grube (1): Holzkohlereste.

Hügel 47. (Tafel I, Abb. 9.)

Durchmesser 7,80 m, Höhe 0,60 m. Er enthielt eine Grube ohne Knochenbrand. Die Grube war rund, hatte einen Durchmesser von 0,70 m bei 0,55 m Tiefe. Sie lag mit ihrer Mitte 2,70 m südwestlich vom Zentrum des Hügels. Ihre Decke überragte die Hügelsohle (den Urboden) um 0,24 m; hierauf komme ich in Abschnitt IV zurück.

Diese Grube enthielt nur Holzkohlereste, größtenteils in schwarze Erde zerlegt.

Sonstige Funde im Hügel: keine.

Sonstige Beobachtungen im Hügel: keine.

Hügel 46. (Tafel I, Abb. 10.)

Durchmesser 7,80 m bei 0,62 m Höhe. Er enthielt eine Grube, welche mit ihrer Mitte 1 m südöstlich vom Zentrum des Hügels lag. Die Grube war rund, hatte 0,50 m Durchmesser und dieselbe Tiefe. Ihre Decke überragte die Hügelsohle um 0,35 m; hierauf komme ich in Abschnitt IV zurück.

Die Grube war einschichtig und enthielt nur Knochenbrand (155 Gramm) und Holzkohlereste.

Sonstige Funde (Streufunde) im Hügel: einige Scherben.

Hügel 44. (Tafel I, Abb. 11.)

Durchmesser 7,60 m, Höhe 0,48 m. Er enthielt eine Grube von ovaler Form. Sie lag mit ihrer Mitte 1,50 m nordöstlich vom Zentrum des Hügels. Bei einer Tiefe von 0,40 m hatte sie von West nach Ost einen Durch-

messer von 1,20 m, von Süd nach Nord von 0,80 m. Ihre Decke (oberste Schicht) lag 0,05 m unter der Hügelsohle (dem Urboden). Am westlichen Rande der Grube lag ein größerer Stein. Diese Grube war zweischichtig: die obere Schicht von 0,16 m Mächtigkeit führte Holzohlereste, wenige kleine Scherben und winzigste Eisenteilchen, die untere Schicht von 0,24 m Knochenbrand, der gänzlich verwittert war. Auf dem Boden der Grube befand sich in ihrem westlichen Teile, nicht weit von ihrem Rande, eine von Süd nach Nord laufende Steinreihe von 6 Steinen in einer Gesamtlänge von 0,60 m. Vor den 2 größten Steinen (im Norden) standen nebeneinander



Abb. 3. Garther Hügel (44).

senkrecht in der Erde (von Ost nach West aufgezählt): 1. ein (speerspitzenähnlicher) Feuerstein mit der Spitze nach oben, 2. ein Gefäßscherben, 3. ein (tafelförmiger) Stein von der Größe der Fläche einer sehr großen Hand. (Textabb. 3.)

Auf diesen Befund komme ich in Abschnitt IV zurück.

Sonstige Funde (Streufunde) im Hügel: einige Gefäßscherben.

III. Beigaben und Zeitbestimmung.

Es wird bemerkt, daß auch Gefäßteile (große Scherben) zu den Beigaben gerechnet worden sind. Aber nur zweimal ist dies der Fall (Hügel 43 und Hügel 1 [Grube 1]). Die übrigen Beigaben bestanden aus Eisen und Bronze,

und zwar, mit wenigen Ausnahmen (Textabb. 4, 1—4, Textabb. 6, 5, Textabb. 7, 1—4), aus unbestimmbaren, meist kleinen und kleinsten Bruchstücken dieser beiden Metalle. Außer den auf den Tafeln abgebildeten Beigaben enthielt noch Grube 1 in Hügel 4 eine bestimmbare Beigabe, nämlich ein Feuerzeug (Konglomerat). Wie sich die Beigaben auf die einzelnen Hügel und Gruben (und deren Schichten) verteilen, ist aus Tabelle B (Tabelle der Gruben) ersichtlich. Danach führten sämtliche Hügel, bis auf Hügel 47 (Kenotaphion) und Hügel 46, Beigaben in den Gruben. Auch in der

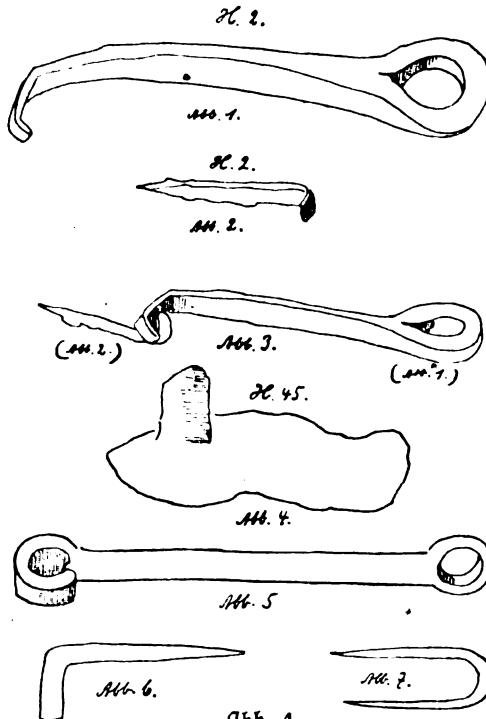


Abb. 4.

5, 6 u. 7: neuzeitliche Türverschlußgarnitur.
Alles in $\frac{1}{2}$ Größe, nur Abb. 3: $\frac{1}{3}$. H = Hügel.

Hügel 1), die übrigen 36 in den Gruben (beziehentlich in der Brandstelle von Hügel 3). Von den 37 Gegenständen waren 11 zu bestimmen, nämlich: in Hügel 2 zwei Paar Türverschlüsse aus Eisen (sämtliche 4 Teile gut erhalten); in Hügel 6 (Grube 2) 2 Bruchstücke einer Sibel und 2 kleine Ringe (alles Bronze); in Hügel 45 (Grube 5) ein sehr rostblasiges, wohl als Türangel anzusprechendes Objekt (Eisen); in Hügel 4 (Grube 1) ein Feuerzeug (Eisen, Feuerstein, Holz) und in Hügel 1 (Grube 1) ein flaches Spiralgewinde aus Bronze. Zunächst sind die eisernen Türverschlüsse (Hügel 2) zu besprechen (Textabb. 4, 1—3). Es sind 2 gleiche Paare aus Eisen, von denen

eines abgebildet ist. Sie dienten in unserem Falle, wie anzunehmen ist, nicht zum Verschluss zweier einflügeliger Türen, sondern zum Doppel-Verschluss einer einflügeligen Tür (Textabb. 5). Für den Toten wird eine Tür als Bahre benutzt worden sein.

Jede von den beiden (wohlerhaltenen) Garnituren besteht aus einem „Schlaufenhafen“ (Textabb. 4, 1) und einem „Verschlusshafen“ (Textabb. 4, 2), hinter den der Schlaufenhafen greift, wie es anschaulich gemacht ist durch Textabb. 4, 3 und durch die Textabb. 5. Der „Schlaufenhafen“ ist „geschweißt“, d. h. das Loch ist durch Ausschmieden, Umlegen und Zusammenschweißen des einen Endes entstanden, während die heutige Technik ein solches Loch „eintreibt“. Als Verbindung des Schlaufenhafens mit der Tür diente bei den römischen Funden eine eiserne Zwinge (siehe „Saalburg“¹⁾), Taf. XXXV, Fig. 30 und S. 464, Fig. 73, Nr. 3 u. 4). Ein solches Bindeglied, welches um die „Schlaufe des Hafens“ faßte, fehlt in unserem Funde. Auf Textabb. 4, 5 bis 7 habe ich eine neuzeitliche Türverschlussgarnitur (sogenannte „Anwurfshafen“-Garnitur) abgebildet. Hier wird eine Klammer (Textabb. 4, 7) durch die eine Schlaufe des Hafens geführt und in die Tür getrieben. — Im übrigen hat der Schlaufenhafen, wie man sieht, sich im Laufe der Jahrtausende wenig verändert, nur insofern, als aus der Umbiegung des Endes, welches um den Verschlusshafen faßt, eine geschlossene Schlaufe geworden ist, die nun über den Hafen gestülpt wird. Wegen der „Entwicklung des Türverschlusses“ vergleiche man auf S. 464, Fig. 73, „Saalburg“¹⁾ die Nr. 1—4. Nr. 3 entspricht etwa unserem Verschlusse (Textabb. 4), Nr. 4 unterscheidet sich dadurch, daß das Ende des „Schlaufenhafens“ nicht umgebogen ist, sondern einen rechten Winkel (mit Dorn) bildet. Der senkrecht stehende Dorn greift in das Loch einer großen Öse (einer Schleife). Einen solchen „Schlaufenhafen“ mit senkrechtem Dorn findet man auf Taf. XXXV, Fig. 30, „Saalburg“¹⁾. Ein ähnliches jedoch sehr gedrungen-massives Stück bezeichnet Déchelette²⁾ (Beuvray) auf Taf. XVI, Fig. 14 mit „Türband“ („pente de porte“), während er die Fig. 6 derselben Tafel als „Hafen zum Aufhängen“ („crochet de suspension“) anspricht. Diese Fig. 6 hat aber

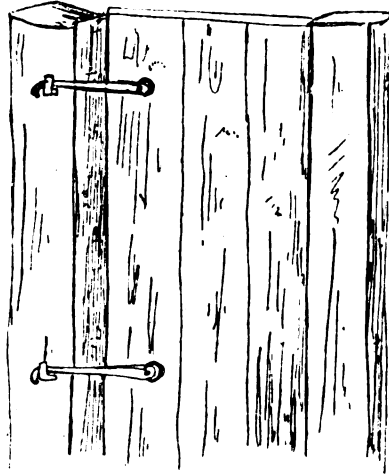


Abb. 5.

¹⁾ Das Römerkastell Saalburg, L. Jacobi.

²⁾ Les Fouilles Du Mont Beuvray.

ziemliche Ähnlichkeit mit unserem Tür-Schlaufenhaken. Der Fig. 15 derselben Tafel bei Déchelette ist unsere Textabb. 4, 4 verwandt. Déchelette bezeichnet seine Fig. 15 als „Türangel“ („gond“). Unser Stück (Textabb. 4, 4), aus Hügel 45, Grube 5, stammend, ist sehr rostblausig und dadurch entstellt. Auch der senkrechte Dorn ist heute „Rostblase“, die, wegen Gefährdung des ganzen Gegenstandes, nicht auf einen festen Kern untersucht werden konnte. Immerhin möchte ich diesen Gegenstand (mit Déchelette) als Türangel oder, an zweiter Stelle, als kräftigen Verschlusshaken (vgl. Textabb. 4, 2) ansprechen, mit der größten Wahrscheinlichkeit jedenfalls als ein Türzubehör. Wir hätten hier einen zweiten Fall der Benutzung einer Tür als Bahre. Da es des weiteren nicht ausgeschlossen ist, daß einige von den unbestimmbaren Eisen-Bruchstücken Reste von Verschlusshaken (wie Textabb. 4, 2) sind, so ist vielleicht es bei den Errichtern der elf untersuchten Grabhügel Sitte gewesen, die Toten auf einer Tür zum Scheiterhaufen zu tragen und auf dieser Tür-Bahre zu verbrennen. Wir werden gleich sehen, daß unsere Grabhügel den letzten Dezennien der Mittel-Latène-Zeit angehören. Solche eiserne „Tür-Schlaufenhaken“ (wie Textabb. 4, 1) sind im Oldenburgischen auch anderwärts in der Latène-Zeit in Gebrauch gewesen, wie ich bei der Chronologisierung der vorgeschichtlichen „Studien“-sammlung des Großherz. Naturhist. Museums in Oldenburg entdeckte. Ein solcher Haken liegt dort (außer einem anderen etwas abweichenden Verschluss-Stück) unter den Sunden beim Dorfe Pestrup (Amt Wildeshausen in Oldenburg i. Gr.). Dort — auf der Pestruper Heide wurden im Jahre 1876 10 Hügelgräber, teils von v. Alten, teils von C. Nolte, untersucht. Die Sunde aus diesen 10 Hügelgräbern gehören dem Schlusse der „Früh-Latène-Periode“ und der „Mittel-Latène-Periode“, also etwa der Zeit vor und nach 300 v. Chr., an.

Die Pestruper Hügel sind also zeitlich nicht weit von unserer Garther Gruppe getrennt. Das Pestruper Sundmaterial ist im „terminus a quo“ leicht zu bestimmen durch eine Bronze fibel, welche der in den „Altert. u. Heidn. Dorz. Bd. V, Taf. 20, Fig. 339“ abgebildeten¹⁾ Fibel vom „Kl. Gleichberg“ (Sachsen-Meiningen) fast genau gleicht. P. Reinecke bemerkt dazu im Text²⁾: „Bronzedrahtfibel vom Früh-Latèneschema; dieser Typ reicht zweifellos in die ältere Hälfte der Latènezeit zurück, Weiterführungen (z. B. Bd. II, VII, 3, 1) lassen sich jedoch bis in jüngere Abschnitte verfolgen“.

Sowohl P. Reinecke, wie auch Belz weisen also unsere Fibel in ihrem ursprünglichen Typ (Reinecke, Fig. 339, a. a. O.; Belz Fig. 38, a. a. O.)

¹⁾ Bei Belz (V. Bericht Typentarten, die Latène-Sibeln, Zeitschr. f. Ethnologie 1911), Fig. 38.

²⁾ Im Text (Altert. u. Heidn. Dorz. a. a. O. S. 105) ist aber von P. Reinecke versehentlich Fig. 339 unter Nr. 338 und Fig. 338 unter Nr. 339 beschrieben worden, was Belz (a. a. O.) nicht bemerkt hat, so daß die Hinweise bei seinen Abbildungen 38 und 43 (auf die Fig. 338 und 339 bei Reinecke) vertauscht werden müssen.

der Früh-Latène-Zeit zu, während sie einen anderen Typ mit Drahtgewinden (Reinecke, Fig. 338 = Belz, Fig. 43) der Mittel-Latène-Zeit zurechnen.

Nun unterscheidet sich unsere Pestruper „Sibel mit Drahtgewinde am zurückgebogenen Fußende“ von Fig. 339 bei Reinecke (a. a. O. = Belz, Fig. 38) nur dadurch, daß ihr Bügel etwas gestreckter ist und das Drahtgewinde, als Abschluß des zurückgebogenen Fußes, höher am Bügel aufliegt. Dieses Aufliegen des Fußabschlusses auf dem Bügel leitet zu dessen fester Verbindung mit dem Bügel bei den Mittel-Latène-Sibeln über, deshalb rücken solche Sibeln, wie die unsrige, mehr an den Schluß der Früh-Latène-Periode.

Übrigens befindet sich die Pestruper Sibel nicht bei Belz (a. a. O.) im „Verzeichnis der einzelnen Funde“.

Zu den Pestruper Funden gehört ein bronzenener Armring, der auch für Früh-Latène (Reinecke B., Tischler I) charakteristisch ist. Diollier¹⁾ rechnet diesen Typ zu seiner Periode Ic (325—250). Dieser Typ gehört demnach gleichfalls an das Ende der Früh-Latène-Periode. Es ist ein stark geferbter Armring mit kräftigen, großen Querrippen, welche die Form eines der Länge nach geteilten schlanken Eies haben. Diollier (a. a. O.) beschreibt diesen Typ als: „Bracelet portant une rangée de demi-perles ovoïdes.“

Die Pestruper Hügel zeichnen sich überhaupt durch reiche und interessante Funde (so durch eigenartige Ohringe) aus, deren Publikation sich das Oldenburger Museum vorbehalten hat.

Diese Beschäftigung mit Pestrup war notwendig, um zu zeigen, daß die Garther und Pestruper Türverschluß-Funde nicht nur landschaftlich, sondern auch zeitlich in Beziehung stehen.

Wir wenden uns jetzt zu den Funden aus der Grube 2 in Hügel 6. In dieser Grube wurde ausschließlich Bronze (7 Teile) gefunden; der größten Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich nicht um mehrere Gegenstände, sondern nur um eine Sibel, in welcher 2 Ringe hingen. Von den 7 Bronzeteilen waren

¹⁾ Diollier („Les sépultures du second âge du fer sur le plateau suisse“), Planche 20, Fig. 83, 84, 85.

Diollier stellt folgendes Zeitschema auf:

Latène Ia.	450—400	} v. Chr.
„ Ib.	400—325	
„ Ic.	325—250	
„ II.	250—50	

Dagegen

Reinecke A.	500—400	} vor Chr.
„ B.	400—300	
„ C.	300—100	
„ D.	100 bis Chr. Geb.	
Tischler I.	400—300	} vor Chr.
„ II.	300—120	
„ III.	120 vor bis 50 nach Chr.	

4 bestimmbar (Textabb. 7, 1 bis 4): Abb. 1 zeigt das Sibelbruchstück, Abb. 2a/b ein Bruchstück (in 2 Ansichten) der dazugehörigen Spirale und Abb. 3 und 4 je einen (sehr engen) Bronzering. Es ist anzunehmen, daß die restlichen 3 kleinen (unbestimmbaren) Bronzeteile gleichfalls von der Sibel stammen. Auf die beiden Ringe komme ich später zurück. Jetzt spreche ich zunächst über die Sibel (Textabb. 7, 1 u. 2). Dieser Fund war sehr wertvoll, denn die Sibel gibt den einzigen, ganz sicheren Zeitmesser für die Errichtung der Garther Hügel an. Es ist eine ausgesprochene Mittel-Latène-Sibel mit gestrecktem, flachem Bügel¹⁾, die aber wegen der sehr schlichten bandartigen (nicht mehr profilierten) „Befestigungsvorrichtung des zurückgebogenen Schlußstückes am Bügel“ an das Ende der Periode zu setzen ist.

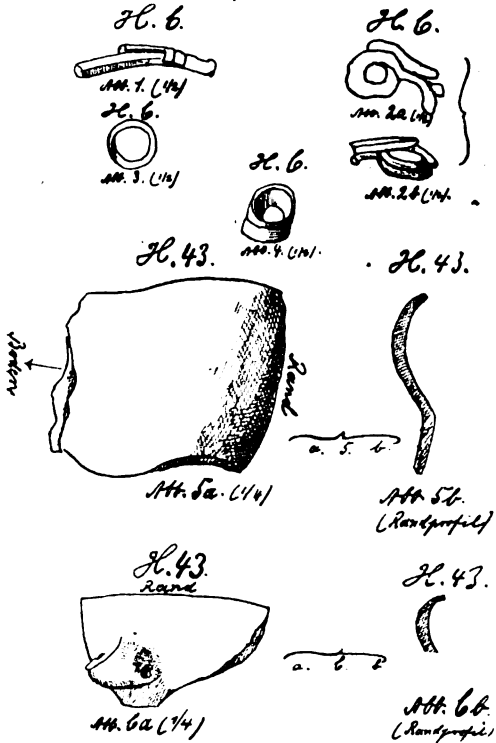


Abb. 7. H == Hügel. () = Größenverhältnis.

Unsere Abb. 1 auf Textabb. 7 zeigt, daß dieses Band nicht den ganzen Bügel ringartig, sondern nur etwa Zweidrittel desselben, in Form einer geöffneten Zange, umfaßt. Da unser Sibelbruchstück aber sehr angegriffen ist und sich unterhalb des Umfassungsbandes starke Unebenheit zeigt, so will ich die Möglichkeit, daß ein Teil des Bandes vom Roste weggefressen ist, nicht ganz ablehnen. Die „geöffnete Zange“ würde allerdings einen noch stärkeren

Beweis, als die Schlichtheit des Umfassungsbandes für sich allein, dafür hergeben, daß unsere Sibel an das Ende der Mittel-Latène-Periode gehört. Unter den „Nauheimer Sibel-funden“ der Spät-Latène-Zeit befindet sich nämlich ein zurückgebogenes Schlußstück mit zangenartiger Befestigungsvorrichtung²⁾. Wie dem auch sei: ich setze auf Grund unseres Sibel-fundes die „Garther Hügelgruppe“ in den Ausklang der Mittel-Latène-Periode, also etwa in die Zeit vor oder um 100 vor Chr.

¹⁾ Vgl. Belz, a. a. O. Abb. 41 („Typ“ für Mittel-Latène).

²⁾ Quilling, „Die Nauheimer Funde“, S. 101, Abb. 1.

Unsere Mittel-Latène-Sibel führt noch zu einer allgemeinen Beobachtung: daß nämlich echte Brandgrubengräber (Brandpletter) überhaupt nirgends im Gebiete der heutigen norddeutschen Küstenprovinzen und der skandinavischen Inseln und Lande früher auftreten, als sich in diesen Gebieten die typische Mittel-Latène-Sibel zeigt. Man vergleiche die Abbildungen bei Undset¹⁾ und Vedel²⁾ (zum Teil dieselben Funde wie bei Undset). Daß in den Bornholmer Funden einige Gürtelhasen und Nadeln älteren Charakters mit den Mittel-Latène-Sibeln zusammen vorkommen, beweist nur, daß sich einfache Formen nicht in den Rahmen einer Periode zwängen lassen. Man kann also feststellen, daß Brandgrubengräber in den genannten Gebieten nicht vor der Mittel-Latène-Periode vorkommen und östlich der Odermündung erst ganz am Ende dieser Periode. Zu dem ersten Auftreten dieser Grabform im Norden bemerkt Kossinna³⁾ auf Seite 145: „Diese Art des Begräbnisses hatte sich im Laufe vieler Jahrhunderte aus dem südlichen Ostalpengebiet nordwärts zu den östlichen Grenzstämmen der Westgermanen verbreitet, war dann am westlichen Ufer der Oder zur Odermündung vorgedrungen und im dritten Jahrhundert nach Bornholm gekommen. Hier wurde sie vollkommen alleinherrschend, während sie bei den Wandiliern Ostdeutschlands ganz unbekannt geblieben war. So sehen wir schon in dem Zuge dieses Grabbrauchs (von Bornholm nach dem westlichen Hinterpommern) einen der vielen Beweise für die Übersiedelung der Burgunder nach Hinterpommern im 2. Jahrhundert vor⁴⁾ Chr.“

Wir beschäftigen uns jetzt mit den beiden Bronzeringen (Textabb. 7, 3 u. 4). Der Ring Abb. 3 ist schlicht, der Ring Abb. 4 zeigt 2 Spiralwindungen. Der Reif des ersteren hat 4 Millimeter, des zweiten 8 Millimeter Höhe; der Gesamtdurchmesser beträgt 12 Millimeter bei beiden, der Öffnungsdurchmesser (Durchmesser ohne Reif) beträgt, gleichfalls bei beiden Ringen, nur 8 Millimeter; die Öffnung ist also selbst für den kleinen Finger einer jugendlichen Hand zu klein. Es handelt sich demnach nicht um Fingerringe, auch nicht um Ohringe, sondern um Ringe, die, da kein Hals- oder Armring zum Funde gehört, als Schmuck an der Sibel angebracht waren, sei es an deren Bügel oder deren Nadel. Sibeln der älteren mittel- und südeuropäischen Eisenzeit⁵⁾, besonders in Italien, sind häufig mit Ringen, Rädchen oder sonstigen Berlochs behängt.

¹⁾ Undset, „Das erste Auftreten des Eisens“, Taf. XV (Fig. 4), zu S. 140 u. 248. Serner Textfig. 81—100 (85. und 86.), Textfig. 180 und 181.

²⁾ Vedel, „Bornholms Oldtidsminder“, Textfig. 109—124 (109—111). [Die Nummern der ältesten Sibeltypen sind in Anm. 1 und 2 fett gedruckt.]

³⁾ Deutsche Vorgeschichte, 2. Aufl.

⁴⁾ Bei Kossinna versehenlich „nach Chr.“ gedruckt!

⁵⁾ J. B. Dioillier, „Etude sur les fibules de l'âge du fer trouvées en Suisse“, im Anzeig. f. Schweiz. Altertumskd., Bd. V (Neue Folge) 1907, Planche III, Fig. 2, 13, 26, Planche IV, Fig. 28, 33, 35. — Déchelette, „Manuel d'Archéologie II, 2 (Epoque de Hallstatt), S. 882, Fig. 372 (besonders reiche Gehänge).

besonders die Sanguisuga- und Kahn-Sibeln. Für die frühe Latène-Zeit zeigt z. B. Diollier¹⁾ eine solche Sibel; 2 solche Sibeln vom Mittel-Latène-Schema und 3 vom Spät-Latène-Schema bringt z. B. Pic²⁾.

Unser Spiral-Ring zeigt bandförmige (nicht drahtförmige) Spiralen und ich möchte darauf hinweisen, daß Diollier³⁾ solche bandförmige Spiralschnecken („bagues“) ausschließlich seiner Stufe II (250—50 v. Chr.) zuweist, also dem Mittel-Latène.

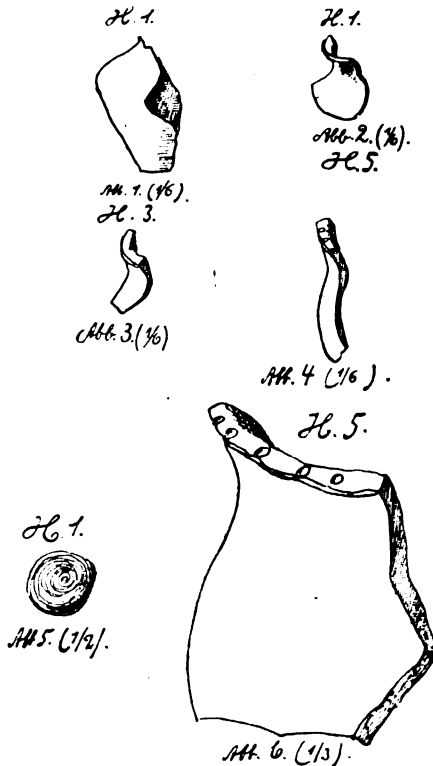


Abb. 6. H = Hügel. () = Größenverhältnis.

Über die in Abb. 5 auf Textabb. 6 wiedergegebene Bronze-Spiralscheibe ist weiter nichts zu sagen, als daß sie wahrscheinlich von einem Ohring oder einer Agraffe her stammt.

Den Fund in Grube 1 (Hügel 4) — ein Stück Holzfohle, ein messerförmiger Feuerstein mit Schlagspuren, ein größeres Eisenbruchstück (als Konglomerat auf einem Steinchen liegend) —, spreche ich als Feuerzeug („zum Feuerpinten“) an.

Auch in Grube 1 (Hügel 1) lag ein Eisenfragment neben einem Feuerstein, jedenfalls auch zum „Feuerschlagen“ bestimmt. — Schon zur jüngeren Steinzeit hat man sowohl auf Wohnplätzen, als auch in Gräbern (in diesen besonders in der Bronzezeit) nicht nur einzelne Spezialgeräte zum Feuerschlagen, sondern auch ganze Feuerzeuge („appareils complets“) gefunden⁴⁾.

Über die Keramik ist nicht viel zu sagen. Ganze Gefäße wurden nicht gefunden, nur Gefäßteile und Scherben verschiedener Größe. Ein Gefäßteil ist abgebildet auf Textabb. 6, 1; 6 Randstücke auf Textabb. 6, 2, 3, 4, 6 und auf Textabb. 7, 5 und 6. Wenn wir die Konturen unserer Abb. 1 auf Textabb. 6 vergleichen mit Fig. 41 bei

¹⁾ Die Anm. 5 (S. 23): Planche VIII, Fig. 120.

²⁾ Pic, „Le Hradischt de Stradonitz“, Pl. III, Fig. 22 und 30, Pl. IV, Fig. 12 und 29 und Pl. X, Fig. 24.

³⁾ „Les Sépultures sur le Plateau Suisse“, Pl. 28, Fig. 39, 42, 43.

⁴⁾ „Sarauw, Le Feu“.

Quilling¹⁾ und unsere Randstücke „mit nach innen gebogenem Rande“ (Tertabb. 7, 5a/b u. 6a/b) mit (a. a. O.) Fig. 1, so sehen wir in unseren Stücken Vorläufer dieser Nauheimer Gefäßtypen.

Derweilen wir noch bei den Beigaben von allgemeinen Gesichtspunkten aus und fragen wir zuerst, ob die Beigaben bei den Errichtern der Garthfer Hügel einen Schluß ermöglichen auf deren Auffassung von dem „Zustand der Seele“ nach der Verbrennung? Ich stütze mich in den folgenden Ausführungen hauptsächlich auf Helbig²⁾ „homerische Bestattungsgebräuche“. Sehr oft werde ich Helbig auszugsweise wörtlich anführen. Das Recht, hier „Homer“ anzuführen, nehme ich von dem lange angewandten gemeinen Rechte der Vorgeschichtsforschung: „sich der angrenzenden archäologischen, historischen und philologischen Disziplinen in weitem Umfange zu bedienen (Sophus Müller)“. Dies Recht kann für das „homerische Zeitalter“, dessen Hochblüte nach „v. Wilamowitz-Möllendorff³⁾“ in das achte Jahrhundert fällt, um so mehr in Anspruch genommen werden, als seine Ethik, bei allerdings weit überlegener materieller Kultur, in ihrer ausgesprochenen Nativität der germanischen der letzten Jahrhunderte v. Chr. ziemlich ähnlich gewesen sein wird. Daß solche Vergleiche auf ethischem Gebiete, die freilich selten zu festen Ergebnissen, meist nur zu mehr oder weniger guten Erklärungsversuchen führen können, verlockend sind zwischen dem Norden und den alten, vorclassischen Kulturen der Mittelmeergestade, das bringen mit sich die vielen Übereinstimmungen der Begräbnissitten. Um einige herauszugreifen: der Wechsel zwischen Flach- und Hügelgräbern, zwischen Körperbestattung und Verbrennung mit Beibehaltung der älteren Grabform während der Übergangszeit (vgl. Helbig⁴⁾ und Lienau⁵⁾, so auch der Wechsel in der Zahl und Art der Beigaben, das Nachlassen der Beigaben bis zu völligem Verschwinden, ferner die Grabopfer, die in den Gräbern zerstreuten Gefäßscherben von absichtlich zerschlagenen Gefäßen, Hineinzwängung von unvollkommen verbrannten Waffen in Gefäße (vgl. Helbig⁶⁾ und Jahn⁷⁾ usw.

In den östlichen Gebieten des Mittelmeeres finden wir in der Zeit der mykenischen Kultur die Körperbestattung mit einem ausgeprägten Totenkultus. Die damaligen Griechen glaubten an ein tatkräftiges Weiterleben der Toten und statteten infolgedessen zumal die vornehmeren Gräber mit

¹⁾ Quilling, „Die Nauheimer Funde“, Übersichtstafel (eingangs) über die Nauheimer Tongefäßtypen.

²⁾ Helbig, „Zu den homerischen Bestattungsgebräuchen“, in den Sitzungsber. d. Kgl. Bayer. Akad. d. Wissensch. 1900, S. 11.

³⁾ „Die Ilias und Homer“ (1916).

⁴⁾ a. a. O. S. 217 u. 220.

⁵⁾ „Über Grabformen“, Mannusbibliothek Nr. 13, S. 29—31, Taf. XIV bis Taf. XVIII.

⁶⁾ a. a. O. S. 271.

⁷⁾ „Die Bewaffnung der Germanen“, Kapitel 2.

einem reichen Apparate von Gegenständen aus, welcher mehr oder minder dem im Leben gebräuchlichen entsprach. Doch gingen sowohl sie (die Aolier) wie die Jonier, die nach ihnen denselben Weg (nach Osten) einschlugen, bald, nachdem sie sich in Kleinasien und auf den benachbarten Inseln niedergelassen hatten, von der Beisetzung zu der Feuerbestattung über und verbanden damit zunächst die Vorstellung, daß die Seele durch die Verbrennung des Leibes ein für allemal in das Schattenreich gebannt und ihr jegliches Bewußtsein der auf der Oberwelt vorgehenden Dinge wie jeglicher Verkehr mit den Lebenden abgeschnitten werde, eine Vorstellung, die mit besonderer Deutlichkeit in dem auf die Bestattung des Patroklos bezüglichen Teile der Ilias hervortritt (H. XXIII, 52, 75, 76). Jedoch faßten die kleinasiatischen Griechen zunächst, nachdem sie von der Beisetzung zur Feuerbestattung übergegangen waren, den Zustand der Seele während der Zeit, welche von dem Tode des Menschen bis zur Verbrennung verfloß, in der alten, aus der mykenischen Periode überlieferten Weise auf, wie durch die bereits erwähnte, zum ältesten Bestande des Epos gehörige Schilderung (äolischer Kern, durch ionische Bearbeitung umgestaltet) des toten Patroklos bestätigt wird. Der Tote, der noch nicht des Feuers teilhaftig geworden ist, erscheint hier dem Achill in leibhaftiger, greifbarer Gestalt und vollständig seiner Sinne mächtig, also in einer der mykenischen Vorstellung entsprechenden Weise. So wird es verständlich, daß alle die Handlungen, welche Achill seinem toten Freunde zu Gefallen vollzieht, wie alle die Versprechungen, die er ihm macht, in dem aus dem äolischen Epos entnommenen Stücke der Ilias vor die Verbrennung der Leiche fallen, also in eine Zeit, während deren man der Seele noch die Fähigkeit zuerkannte, an den Vorgängen der Oberwelt teilzunehmen. Es gilt dies nicht nur für die vor dem Anzünden des Scheiterhaufens dargebrachten Tier- und Menschenopfer, von Honig und Fett in Amphoren, sondern auch für die Weinspenden, denn sie finden statt, während der Verbrennungsprozeß noch im Gange und somit der Akt, welcher die Seele vom Diesseits trennt, noch nicht vollendet ist.

Während wir also an diesem Lehrbeispiel starke Überbleibsel des alten mykenischen Seelen- und Totenkultus in der Zeit zwischen Tod und Verbrennung finden, erkennen wir die Einwirkung des neuen Ritus, der Verbrennung, daran, daß weder Waffen, Rüstungsstücke, Trinkgeschirre oder ähnliche Dinge auf den Scheiterhaufen gelegt und zugleich mit der Leiche verbrannt wurden, noch irgendwelche Gegenstände zugleich mit den Knochenresten in der goldenen Phiale geborgen oder um dieselbe herumgruppiert wurden. Daraus ist zu erschließen, daß Patroklos ohne Rüstung in der schlichten, damals üblichen Totentracht (der „Himatien“-Tracht) verbrannt und sowohl der Scheiterhaufen wie das Aschengefäß und das Grab ohne Beigaben belassen wurden. Der Grund hiervon kann kein anderer gewesen sein als der Glaube, daß der Tote, wenn er der Feuerbestattung teilhaftig geworden sei, überhaupt keiner

Beigaben bedürfe. Aus diesem Dualismus des Zustands der Seelen „zwischen Tod und Verbrennung“ und „nach erfolgter Verbrennung“, wofür also die Leichenfeier des Patroklos ein Lehrbeispiel ist, kann man folgern, daß die Feuerbestattung zur Zeit, in welcher das äolische Epos entstand, noch etwas Neues war und daß der Dichter den toten Patroklos dem Achill deshalb erscheinen ließ, weil ihm dies Gelegenheit gab, das Programm des Glaubens zu entwickeln, auf dem der neue Ritus beruhte. Die zahlreichen aus der mykenischen Periode überkommenen Gebräuche, denen wir in seiner Beschreibung¹⁾ begegnen, stimmen auf das Beste mit dieser Annahme:

Aus einer beträchtlich späteren Zeit stammt das XXIV. Buch der Ilias, in dem die Bestattung des Hektor geschildert wird. Dieses Buch ist eine rein ionische Dichtung. Es ergibt sich, daß der tote Hektor nicht in der Kriegsrüstung, sondern in durchaus friedlicher Tracht (der „Himation“-Tracht²⁾) auf den Scheiterhaufen gelegt wurde. Es fehlen gänzlich Opfer (vergleiche Leichenfeier des Patroklos), welche vor der Verbrennung oder deren Vollendung dargebracht wurden. Es fehlen auch jegliche Beigaben.

Es erinnern an den „mykenischen Sepulkraltitus“ nur noch die „langwährende Ausstellung der Leiche“ vor der Verbrennung und die „Grabform“³⁾.

¹⁾ v. Wilamowitz-Moellendorff („Die Ilias und Homer“, 1916) sagt: „Der Dichter der Achilleis XΨ¹ [Ψ¹ (Gesang XXIII¹): Verbrennung der Leiche des Patroklos] ist der Dichter der Ilias“. „Das aber ist der Smyrnäer Homer, der nach Bolissos (auf Chios) kommt [und dort dichtet]“. „Wenn wir soviel als geschichtlich gelten lassen, so fällt die Lebenszeit dieses Homer mit der Entstehungszeit der Ilias zusammen, die vorhin bestimmt ist, sagen wir um 750, hundert Jahre vor Archilochos. Wenn die beiden unabhängig geführten Untersuchungen nicht in die Irre gegangen sind, so ist es nicht nur erlaubt, es ist beinahe notwendig, den Homer, den die biographische Tradition zeigt, mit dem Iliasdichter zu identifizieren“.

Nach v. Wilamowitz wäre also der Teil des Epos (XXIII¹), welcher die Verbrennung des Patroklos und das damit verbundene Ritual enthält, im 8. Jahrhundert entstanden. An anderer Stelle schreibt nun v. Wilamowitz: „Es folgt die Zurüstung des Scheiterhaufens, die Schlachtung von vielem Vieh, von dem Diergespann und den Hunden des Patroklos und den Troerfnaben; dies mißbilligt der Dichter [der „Achilleis“, Homer] ausdrücklich. Kein Zweifel, daß er damit eine ganz feste Überlieferung wiedergibt, an die er gebunden ist. Es wäre also sehr verkehrt zu glauben, daß diese Sitten zu seiner Zeit noch gegolten hätten“. Und bestätigend: „Heldendichtung liegt dem Dichter vor. Sie hat ihm die Schleifung und Schändung Hektors, die Bestattung des Patroklos mit ihrem urzeitlichen Ritual geliefert“. Das Ritual bei der Bestattung des Patroklos wäre also nach v. W. erheblich vor dem 8. Jahrhundert „Sitte“ gewesen und wenn es, wie v. W. annimmt, „eine ganz feste Überlieferung wiedergibt“, so wird „diese feste Überlieferung“ „aus einer Zeit stammen (wie Helbig bemerkt), wo die Feuerbestattung noch etwas Neues war“. Das „Patroklos-Ritual“ wird also eine Zwischenstufe darstellen zwischen der altmykenischen Bestattungsweise und der aufgeklärten homerischen (Ω, XXIV, Bestattung des Hektor). In bezug auf das „Archaische“ im „Patroklos-Ritual“ begegnen sich also die Anschauungen der beiden Gelehrten.

²⁾ Ich beschäftige mich später eingehender mit dieser Tracht.

³⁾ Helbig, a. a. O., S. 217.

Jedoch hält der „ionische Verfasser des XXIV. Buches“ die Seele auch nach der Verbrennung des Leibes noch für empfindungsfähig¹⁾, allerdings so, daß ihr Zustand ein vorwiegend „passiver“, ohne Fähigkeit eines tatkräftigen Weiterwirkens ist. In diesem „vorwiegend passiven“ Zustande bedurfte die Seele keiner Beigaben („keiner auf ihren Gebrauch berechneten Objekte“). Zwischen den abweichenden Vorstellungen, welche die Begräbnisrituale bei der Feuerbestattung des Patroklos und Hektor widerspiegeln, muß eine Zeitspanne gelegen haben, in welcher der neue Glaube, der mit der Verbrennung verknüpft war, sich voll auswirkte durch die Vorstellung, daß die Seelen der Verstorbenen binnen kurzem durch die Verbrennung des Körpers doch der Bewußtlosigkeit anheimfallen und es deshalb nicht einmal der Mühe verlohne, ihnen in der kurzen Zeit zwischen Tod und Verbrennung Gefälligkeiten (Opfer) zu erweisen. Drei Entwicklungsstufen also haben diese Vorstellungen durchgemacht: Bewußtlosigkeit der Seelen nach erfolgter Verbrennung, aber Fähigkeit derselben, sich während der kurzen Zeit zwischen Tod und Verbrennung zur Oberwelt in Beziehung zu setzen und daher die Opfer, welche in dieser Zeitspanne dargebracht werden; zweite Stufe: Wegfall auch dieser Opfer; dritte Stufe: gleichfalls keine Opfer, aber Annahme eines „vorwiegend passiven“ Empfindungsvermögens der Seele auch nach der Verbrennung.

In allen 3 Entwicklungsstufen fallen „Beigaben“ aus, worauf ich bei Besprechung der „Himatentracht“ näher eingehe.

Sehen wir schon in der dritten Stufe, welche etwa dem 8. Jahrhundert zugeschrieben werden kann, ein Wiederaufflackern des alten (mykenischen) Seelenkultus, so noch viel mehr in den dem homerischen Zeitalter nachfolgenden Entwicklungsstufen der griechischen Religiosität. In späterer Zeit, lange nach Homer, finden wir auch in Griechenland einen lebhaften Ahnenkult, ein allgemeiner Seelenkult ist in Übung²⁾.

Bereits im 6. Jahrhundert kam das Wiederaufleben des alten Seelenglaubens im ionischen Kulturkreise nicht nur mythischen Personen, sondern sämtlichen Verstorbenen zugute³⁾. Es wurden wieder allgemein Opfer zu Ehren der Toten bei der Beerdigung dargebracht. Zur Zeit des Herodot (gestorben etwa 425) war die Kluft, welche während der homerischen Epoche zwischen dem im Mutterlande und dem im griechischen Kleinasien herrschenden Seelenglauben vorlag, im wesentlichen ausgeglichen.

Auch „eigentliche Beigaben“⁴⁾ (wohl zu unterscheiden von den Schmutzutatzen zur Kleidung des Toten, zur Totentracht) kommen wieder auf. Die Athener hielten stets an der Auffassung fest, daß die Lebenden verpflichtet seien, die Seelen ihrer verstorbenen Verwandten zu ehren und zu

¹⁾ Helbig, a. a. O., S. 254.

²⁾ Rohde, „Psyche“.

³⁾ Über die Bestattungsgebräuche im 6.—4. Jahrh. vgl. Rohde, a. a. O., S. 216ff.

⁴⁾ Pernice in „Gerde und Norden, Einl. in die Alt.=Wiss.“ S. 65.

pflügen, oder beobachteten zum mindesten die Gebräuche, welche diese Auffassung mit sich brachte. Selbst der Unglaube¹⁾ (Epikurs Testament!) hielt sich eben an den Kult, wie an anderes Herkömmliche, und der Kult erzeugte doch immer wieder bei vielen den Glauben, der ihn allein rechtfertigte (Rhode). Auch in der Blütezeit philosophischer Allerweltsbildung (im ersten und zweiten Jahrhundert nach Chr.) erhielt sich der Seelenglaube des Volkes, unberührt durch „philosophische“ Betrachtung und Belehrung (Rhode²⁾).

Stagen wir uns nun, indem wir für diese unsere Frage Ort, Volk und Zeit ganz beiseite lassen, in welcher der vorstehend besprochenen Entwicklungsstufen des Seelenglaubens die Errichter unserer Garther Grabhügel, welche etwa in der Zeit um 100 vor Chr. gelebt haben, gestanden haben, so gewinnen wir einen Anhalt durch die Beigaben und durch die (in Abschnitt IV, C) noch eingehend zu besprechenden Opfer. Daß die Nordindogermanen und später die Germanen, wie auch die Kelten usw., einen ausgeprägten Seelen- und Totenkult³⁾ gehabt haben, gleichfalls mit verschiedenen Entwicklungsstufen, ist ja längst Gemeingut der Forschung. Wenn wir eine parallele Entwicklungsreihe des Seelenglaubens zu der im Bereiche des östlichen Mittelmeeres ermittelten aufstellen wollen im germanischen (also nordischen und norddeutschen) Gebiete, so finden wir in der Steinzeit und in der Bronzezeit bis noch in die V. Periode (Montelius 900—700, Kossinna⁴⁾ 1050—750 vor Chr. [Königsgrab von Seddin]) einen stark ausgeprägten Seelenkult, die Kurve senkt sich aber schon von der IV. Periode der Bronzezeit an allmählich⁵⁾, um in der frühen Eisenzeit einen mehrere Jahrhunderte währenden Tiefstand zu erreichen, während dessen wir vergeblich nach Opfern⁶⁾ oder „eigentlichen“ Beigaben auspähen. „Erst mit dem Beginne der Spät-Eisenezeit setzen reiche Waffenfunde in den germanischen Gräberfeldern ein“, während vorher „die Lücke in der Kenntnis der germanischen Waffenformen, einen Zeitraum von mehr als fünf Jahrhunderten (etwa von 700—150 v. Chr.) einnimmt (Jahn)⁷⁾“. Noch andere Anzeichen, wie wir gleich sehen werden, sind dafür vorhanden,

1) Rhode, a. a. O., S. 236 I.

2) a. a. O., S. 626 I ff.

3) Paul, Grundriß der germanischen Philologie „Seelenglaube und Totenkult der alten Germanen“, S. 249 ff.

4) So chronologisiert Kossinna neuerdings seine V. Periode.

5) Wie man beim Durchwandern der norddeutschen und nordischen Museen schon an der zahlenmäßigen Abnahme der Beigaben, bei Vergleich der Gesamtfunde aus den Perioden, beobachten kann. Die endgültige, allgemeine Einführung der Leichenverbrennung am Schlusse der Periode III wird eine Rolle dabei spielen.

6) Um für die fragliche Zeit darüber völlige Klarheit zu bekommen, ist es allerdings ein dringendes Erfordernis, daß die „Bestände an verbrannten Knochen“ in den Museen „bestimmt“ werden.

7) a. a. O., Kapitel 2.

daß die Kurve des „Seelen- und Toten-Kultus“ etwa von der Spät-Latène-Zeit an bei den Germanen wieder steigt, bis sie über die Höhenpunkte der reichen Völkerwanderungsgräber und nordischen Dendelgräber hinweg im Norden, kurz vor der Einführung des Christentums, ihren märchenhaft glänzenden Höchstpunkt erreicht in den norwegischen von Hügeln bedeckten Schiffsgräbern. Und logisch begleitet diese hochstrebende Totenkult-Kurve im Norden der Volksglaube an Walhall.

Liegt nun in dieser germanischen Entwicklung eine selbständige Analogie vor oder sollte es möglich sein, daß in der Latène-Zeit, die uns ja insbesondere beschäftigt, eine „wandernde“ Beeinflussung durch die Kulturkreise des östlichen Mittelmeeres stattgefunden hat, und zwar durch Vermittlung der Kelten, welche ihrerseits von Massalia, der alten griechischen Pflanzstätte, aus neue Anregungen erhalten hätten? Wie stark altgriechischer, klassischer und hellenistischer Einfluß in der Latène-Kultur der Kelten und Germanen, soweit deren materielle Seite in Betracht kommt, gewirkt hat, hat Reinecke¹⁾ gezeigt. Nach Reinecke beginnt die Latène-Zeit (etwa 500 v. Chr.) „unter energischem altgriechischem Einfluß“, der sich in Arbeiten zeigt, welche wahrscheinlich im keltischen Hinterlande von Massalia entstanden und von dort auch weiter nach Osten gelangt sind. Sollten da nicht auch ethnische Elemente, so die des gerade um diese Zeit wieder erstarkenden Toten- und Seelenkultus aus dem östlichen Mittelmeer über Massalia²⁾ in die keltischen Lande mit eingedrungen sein? „Reich ausgestattet“ nennt Reinecke die Gräber seiner ersten Latène-Stufe (A. 500—400 v. Chr.). Aber „auch in der zweiten (400—300) und dritten (300—100) Stufe war die Latène-Gruppe klassischen und hellenistischen Einflüssen nicht ganz unzugänglich“³⁾, bis schließlich in der letzten Latène-Stufe (D. 100 — Chr. Geb.) wieder ein starker hellenistischer Einfluß sich geltend macht. „Beibehalten von „Latène-Elementen“ in mäßigem Umfange, starkes Wiederaufleben älterer einheimischer und fremder (südlicher) Erscheinungen, wie sie in der Hallstatt- und am Beginn der Latènezeit in den Sunden nordwärts der Alpen vorhanden sind, endlich starke Beeinflussung durch hellenistische Arbeiten, das ist es, was die barbarische Kunst des Latène-Kreises im letzten Jahrhundert kennzeichnet“ (Reinecke, a. a. O.). Also in der Spät-Latène-Zeit können wir

¹⁾ „Zur Kenntnis der Latène-Denkmalen usw.“ (Mainzer Festschrift).

²⁾ Déchelette („Manuel d'Archéologie“ II, 2, S. 580/547: La Fondation de Marseille) belegt mit guten Gründen seine Ansicht, daß der Einfluß Massalias auf das keltische Hinterland im Nordosten Frankreichs und am Mittelrhein sich erst nach Einnahme des ligurischen „Pufferstaates“ durch die Kelten (etwa um 300 v. Chr.) geltend macht und daß bis dahin die Anregungen und Importen aus dem östlichen Mittelmeergebiet oder dessen westlichen Kolonien über die Po-Ebene, die Schweizer Täler (Cessin!) und weiter durch das Rheintal zu den Kelten in Frankreich, am Rhein und in Süddeutschland gelangten.

³⁾ Reinecke, a. a. O.

im Gefolge der starken Beeinflussung durch die materielle hellenistische Kultur auch wieder ethische Einwirkungen aus dem Reiche des Hellenismus auf den keltischen und germanischen Latène-Kreis vermuten, um so mehr als sich neben unpersönlichen auch persönliche Aus- und Rückwirkungen der griechischen und kleinasiatischen Kelteneinfälle des 3. Jahrhunderts gerade in dieser Zeit bemerkbar gemacht haben werden; solche Rückströmungen gebrauchen Zeit. Und wo finden wir auf germanischem Gebiete Anhaltspunkte für solche hellenistische Einwirkungen auf Seelen- und Totenkult in der Spät-Latène-Zeit? Gerade im Westen, wo die Berührungspunkte mit den Kelten nachbarliche oder fast nachbarliche waren. Auf dem Nauheimer Grabfelde sehen wir ein ganz auffälliges starkes Wiederaufleben von blutigen Opfern¹⁾. Dieselbe Erscheinung haben wir, wie wir in Abschnitt IV C sehen werden, bei unserer Hügelgruppe, welche um die Wende des 2. und 1. Jahrhunderts zu sehen ist. In den vorausliegenden Jahrhunderten, bis auf die früheste Eisenzeit, d. h. etwa 800—700 v. Chr., also in der Zeitspanne des Tiefstandes des Toten- und Seelentkultus, haben wir keine oder sehr vereinzelt Anzeichen von Opfern²⁾, welche den Toten dargebracht wurden. Dagegen mehren sich diese, wenn wir die Kurve des „Kultus“ weiter nach rückwärts verfolgen, mit deren Steigen in der Bronzezeit fortschreitend nach rückwärts bis in die jüngste Steinzeit hinein. Besonders die Gräber der jüngsten Steinzeit und die der Bronzeperioden II und III sind reich an „Opfern für die Toten“³⁾. Und diese Opfer bestätigen nur die durch andere Funde bereits gewonnene Gewißheit, daß die Anzeichen von tiefer Religiosität, von „Gottesverehrung“, welche schon etwas vor Beginn der jüngsten Abschnitte der Steinzeit einsetzen, in den Bronzeperioden II und III ihren Höhepunkt erreichen (Felsenzeichnungen, Sonnen-Sinnbilder [meist aus Gold] usw.⁴⁾, altarähnliche Opferstätten⁵⁾). In den Zeiten tiefer Religiosität stellt sich also auch, logischerweise, ein ausgeprägter Seelen- und Totenkult ein.

Wenn wir nun bei unseren Gärther Grabhügeln einerseits, wie wir in Abschnitt IV unter C sehen werden, das Wiederaufkommen von Opfern,

¹⁾ Quilling, a. a. O., S. 66—96.

²⁾ Jedenfalls nach dem jetzigen Stande der Forschung. [Meine Bemerkung Mannus V, S. 217: „über reiche Belege (von Tieropfern) auch aus der Zeit der Urnenfelder (siehe z. B. die „Nauheimer Funde“): soll sich nicht auf die früheisenzeitlichen Urnenfelder beziehen.] Erst durch widersprechende Befunde, welche die sehr notwendige Untersuchung der zeitbezüglichen Knochenbestände der Museen etwa zutage fördern möchte, könnte der Standpunkt ein anderer werden. Sehr wahrscheinlich ist dies nicht, weil das Fehlen der blutigen Opfer in das Gesamt-Zeitbild gut hineinpaßt. Unter den vielen früheisenzeitlichen Urnengräbern habe ich nur 2 Fälle — und dabei nicht gänzlich gesicherte — von „Opferung“ konstatieren können (Mannus V, S. 210 u. 214).

³⁾ Lienau, Mannus V, Heft 3, „Über Opferstätten usw.“, S. 209—226.

⁴⁾ Kossinna, Mannusbibliothek Nr. 9, „Die deutsche Vorgeschichte“, S. 75—98.

⁵⁾ Lienau, a. a. O. (Mannus V), S. 214—216.

andererseits aber das Fehlen von „eigentlichen“ Beigaben, wovon gleich die Rede sein wird, beobachten, so befinden wir uns in einer Periode des Übergangs, in welcher die „Kult“-Kurve wieder langsam zu steigen beginnt, und zwar wahrscheinlich, wie vorstehend angedeutet, unter hellenistischen durch die Kelten¹⁾ vermittelten Einflüssen.

Jetzt habe ich also zu zeigen, daß in unseren Garther Funden „eigentliche“ Beigaben fehlen. Wenn nämlich die beigegebenen Gegenstände sich nur als Zubehöre zu einer „Totentracht“ ausweisen, so ist das ein Gegensatz zu der Mitgabe eines mehr oder weniger großen Apparates von Gegenständen²⁾, mit welchen der Tote für sein Weiterleben im Jenseits ausgestattet werden soll. Dies betont, meines Erachtens mit Recht, Helbig³⁾ bei Besprechung der „Himatien“-Tracht, h. d. der Totentracht, in welcher die Leichen des Patroklos, Hektor und Achill auf den Scheiterhaufen gelegt wurden. Es ist dies dieselbe Totentracht, wie sie in den verschiedensten Gegenden Griechenlands und während der klassischen Zeit als die allgemein gebräuchliche nachweisbar ist. In „voller“ „Himatien“-Tracht war der Tote mit einem Chiton bekleidet und über diesem in ein *φάρος*, d. i. einen umfangreichen Mantel oder Laken aus Leinwand eingehüllt, während ihm ein zweites *φάρος* als Unterlage diente. Nehmen wir an, daß eine weibliche Leiche einen „dorischen Chiton“ trug, so mußte dieser Chiton selbstverständlich auf der einen Schulter mit einer oder mehreren Nadeln zusammengesteckt sein. Ebenso konnte man Gewandnadeln dazu brauchen, um den Mantel oder das Laken, welches männliche wie weibliche Leichen verhüllte, gehörig zusammenzuhalten. Einfache Gewandnadeln und mit Bügeln versehene Sicherheitsnadeln gehören zu den Gegenständen, die am häufigsten in den griechischen Gräbern vorkommen. Sie berechtigen, wenn in demselben Grabe keine Reste von Rüstungsstücken nachweisbar sind, stets zu dem Schluß, daß die Leiche in der „Himatien“-Tracht bestattet war. Solche notwendige Zutaten zu der „Totentracht“, wie Gewandnadeln, sind also nicht als (eigentliche) Beigaben zur Ausstattung für das Jenseits zu betrachten.

Nun haben wir durch die nordischen Eichenjürge⁴⁾ Beweise dafür, daß auf germanischem Gebiete die Toten in der ältesten Bronzezeit in Kleidung bestattet wurden und daß dies in der Folge, auch nach Einführung der Leichenverbrennung, während aller vorgeschichtlichen Perioden gleichfalls der Fall war, dafür haben uns eine große Reihe von Grabfunden Zeugnisse gebracht. Aber ein wie großer Unterschied herrscht für die bekleideten Toten, wenn wir die ältere Eisenzeit mit der älteren Bronzezeit vergleichen. Hier 3. B.

¹⁾ Siehe auch Jahn, a. a. O., S. 20.

²⁾ Typische Beispiele dafür aus älterer Zeit: Die cornetaner „Tomba del guerriero“, das „Königsgrab von Seddin“ u. a. u. a.

³⁾ a. a. O., S. 208 ff.

⁴⁾ Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I, S. 341 ff.

in den Eichensärgen der alten Bronzezeit finden wir eine reiche Ausstattung mit Waffen, Schmud und hölzernem Hausgerät für die mit Tierfell, Mantel, Dede und Mütze versehenen bekleideten Toten — in der frühen Eisenzeit dagegen, der Zeit des Tiefstandes des Seelen- und Totenkultes, finden wir, mit wenigen Ausnahmen, auf germanischem Gebiete nur dürftige und für eine einfache Totentracht typische Beigaben: nämlich Gewandnadeln (einfache und Bügelnadeln [Sibeln]), Gürtelhaken und Gürtelringe, und solche Schmucksachen, welche die natürliche Ergänzung jeder weiblichen Kleidung bildeten, nämlich häufig Ohrringe und bisweilen Hals-, Arm- und Finger-
ringe.

In bezug auf derartige Grabfunde bemerkt Helbig (a. a. O.): „Wenn demnach ein Brandgrab außer der Leichenasche nur noch eine Fibula, ein Armband oder überhaupt Gegenstände enthält, die wir als zur Tracht gehörig betrachten dürfen, so steht nichts im Wege, das Ritual an einen Glauben anzuknüpfen, nach welchem die Toten keiner auf ihren Gebrauch berechneten Objekte bedurften.“ Aber das eine erschließen wir doch aus den Funden in Urnen, Knochenlagern und Brandgrabengräbern, daß auch in der Zeit des germanischen Kulttiefstandes (etwa 800—150 v. Chr.) die Toten in einer einfachen Totentracht verbrannt wurden, zu welcher eine Nadel oder Sibel und ein Gürtel gehörten.

Auch unsere Garthar Hügelgruppe hat, außer den Tür-Zubehören (die Tür wurde als Bahre benutzt) und den unbestimmbaren kleinen Eisen- und Bronzefragmenten, nur Kleiderzutaten, also keine (eigentlichen) Beigaben erbracht, und zwar in einer Bestattungsgrube eine Sibel mit eingehängten Ringen, in einer anderen das Fragment eines Ohrrings oder einer Agraffe. Dies hatte ich noch nachzuweisen, um zu zeigen, wie unsere Hügelgruppe einerseits durch das Fehlen von (eigentlichen) Beigaben noch auf den Tiefstand des Totenkultes, andererseits durch die (in IV C) zu besprechenden Opfer auf dessen Wiederaufleben hinzeigt.

Schließlich haben wir noch zu untersuchen, ob die Sunde in den Garthar Grabhügeln absichtlich zerbrochen sind. Bis auf die sehr massiven Türzubehöre handelt es sich ja fast ausschließlich um beschädigte Gegenstände oder kleine Bruchstücke.

Wie unter IV B „Anderweitige Berichte über Brandgrabengräber“ gezeigt wird, wird vielfach angenommen, daß zur Zeit der Brandgrabengräber sowohl in diesen, wie auch in gleichzeitigen Urnengräbern die Beigaben, einschließlich der Tongefäße, vielfach absichtlich zerstört sind. Eine absichtliche Zerstörung (Verbiegung) kann aber nur von größeren Gegenständen (Schwertern, Lanzen) mit Begründung behauptet werden. Denn die Zerstörung der kleineren Gegenstände aus Metall usw. und der Tongefäße erklärt sich auf ganz natürliche Weise teils durch die Glut, teils auch besonders durch das Einstürzen (Einsinken) des Scheiterhaufens, aber auch durch die tausend-

jährigen Witterungseinflüsse auf den Inhalt der unbeschützten Brandgruben. Die größeren, widerstandsfähigeren Gegenstände, wie Schildbuckel, Messer, Scheren usw., sind meist gut erhalten, ja bisweilen durch die „Feuerpatina“ vorzüglich bewahrt.

Von einer absichtlichen Zerstörung (Verbiegung) kann also nur bei den Schwertern und Lanzenspitzen die Rede sein.

Darüber hat Jahn¹⁾ in „Kapitel 2“ („Das Verbiegen der Waffen“) eingehend gesprochen: Jahn nimmt an, daß für diese germanische Grabsitte, die wir, sehr vereinzelt, schon in der Mittel-Latène-Zeit, allgemein in der Spät-Latène-Zeit antreffen, gleichfalls die Kelten das Vorbild gegeben haben. Sowohl bei Kelten, wie bei den Germanen haben wir in dieser Sitte, nach Jahn, einen „symbolischen Akt“ zu sehen, durch welchen man die Waffen in besonders enge Beziehung zu den Toten setzen wollte. Die Germanen, welche, infolge der Leichenverbrennung, bedeutend kleinere Gräber als die Kelten herrichteten, zwängten die verbogenen Waffen in die Urnen oder die vergänglichen Hüllen, welche bei den Brandgrubengräbern vorauszusetzen sind (nach Jahn). Die gleiche Sitte weisen, nach Helbig (a. a. O.), von Lusieri entdeckte Ostotheken bei Athen auf und Helbig (a. a. O.) bemerkt (also in Übereinstimmung mit Jahn's Auffassung) dazu: „Wenn sich die Athener, welche die Asche ihrer Toten in diesen Gefäßen bargen, die Mühe gaben, die unvollkommen verbrannten Waffen zu krümmen und in die Gefäße hineinzuzwängen, so berechtigt dies gewiß zu dem Schlusse, daß ihnen viel daran lag, die Toten dauernd in nahe Beziehung zu deren Waffen zu setzen.“ Diese Sitte setzt also bei den Germanen überall erst um die Wende der Mittel- zur Spät-Latènezeit ein und sie ist ein neuer Beweis dafür, daß von dieser Zeit an der Seelen- und Totenkult wieder auflebt.

Bei unseren Garther Gräbern ist aber von absichtlich zerbrochen oder verbogenen Gegenständen keine Rede. Die Beschädigungen sind lediglich durch natürliche Vorgänge, wie vorher besprochen, hervorgerufen und haben sich auf die massiveren Gegenstände, die Türzubehöre, überhaupt nicht erstreckt.

Bevor ich diesen Abschnitt meiner Arbeit, in welchem so viel von Seelen- und Totenkult die Rede war, schließe, möchte ich noch an einigen Beispielen zeigen, in welcher Stärke Überlebens der alten Seelen- und Totenkulte noch bis in die heutige Zeit fortwirken:

„In den Mitteilungen der Anthropol-Gesellschaft in Wien, XXXII. Bd., V/VI. Heft“ befindet sich eine Abhandlung von „Henri Lew: Der Tod und die Beerdigungsgebräuche bei den polnischen Juden“. Hier heißt es u. a. u. a.:

Das jüdische Volk hängt fest an dem Glauben, der Körper der Verbliebenen bewahre eine Zeitlang Gefühl und gewisse Lebenskraft und habe

¹⁾ a. a. O.

gegen Schmerz eine noch größere Empfindlichkeit, als zur Lebenszeit. Dem Tod bis zur Beerdigung wird bei der Leiche die heilige Schrift laut gelesen.

Man trägt gewöhnlich Sorge dafür, daß zwischen Tod und Bestattung der geringste Zeitraum vergehe. Ein längere Zeit unbestatteter Körper erleidet dem Volksurteile nach unaussprechliche Leiden und Schmach. In alten Zeiten war es Sitte, außer den Kleidern (nämlich der Totentracht „Tachrichim“), mancherlei Gegenstände in den Sarg zu legen, und zwar solche, die der Tote während seines Lebens in Gebrauch hatte. Man ist fest überzeugt, der Tote höre deutlich alle ihm geltenden guten Worte, Tränen und Ehrenweisungen und empfinde dadurch Trost und Beruhigung. Der in der (Grab-) Grube Befindliche bedeckt die Augen und Mund des Toten mit Tonscherben. Auf das Grab wird Erde gehäuft; jeder Anwesende¹⁾ hilft bei dieser Arbeit.

Sehen wir uns diesem Berichte gegenüber nicht geradezu mitten in die altgriechische Zeit zurückversetzt und finden wir dies nicht leicht erklärlich, wenn wir bedenken, wie lange und wie innige Berührungen das alte Volk der Juden mit der hellenistischen Welt gehabt hat!

Und dann noch zwei Reiseerinnerungen! Auf Grund persönlicher Beobachtungen auf dem Friedhofe zu Athen im Jahre 1905 schrieb ich in mein Tagebuch:

„Man bringt den Toten Schüsseln mit gekochtem Weizen, der mit Korinthen und Mandeln bestreut ist, ans Grab. Ein Priester, welcher ein Weihrauchgefäß schwingt, steht neben der Person, welche die Schüssel hält, und liest ein Gebet.“ „Eine Frau kam mit einem Laib Brot, breitete ein weißes Linnen über das Grab, worauf sie das in Stücke gebrochene Brot legte. Gleichzeitig zündete sie in einem auf das Grab gestellten Topfe ein Kienfeuer an. Die Frau versetzte sich einige Minuten in eine ekstatische Stimmung. Dann — nach etwa 10 Minuten — bot sie Vorübergehenden, so auch mir, von dem Brote an.“

Bisweilen, wie mir ein Athener ergänzend mitteilte, wird auch etwas Wein über das Grab gegossen. Reste vom Wein und den Weizenschüsseln werden meist zu den Priestern in der unmittelbar am Friedhofe gelegenen Kapelle getragen.

Hieran anschließend möchte ich noch berichten, wie mir auf meinen ausgedehnten Reisen eines Tages die Witwe eines hohen russischen Würdenträgers Erzellenz von . . . , Kaukasierin (Grusienierin) aus fürstlichem Geblüte, (absichtlich betone ich die hohe gesellschaftliche Stellung der Dame), mitteilte: „Sie habe jedes Jahr an einem bestimmten Tage allerhand Schüsselchen mit Lieblings Speisen an das Grab ihres Gatten getragen“.

¹⁾ Dgl. bei Homer: die Bestattung des Patroklos, wo bei der Errichtung des Scheiterhaufens alle „direkt Leidtragenden“ und bei der Aufschüttung des provisorischen Grabhügels „der Atride und die anderen Besten der Achäer“ beteiligt sind.

An solchen Beispielen erkennen wir die Macht der Sitte (und mit ihr zusammenhängender Anschauungen), welche den Glauben, auf welchem sie ursprünglich beruhte, durch Jahrhunderte und Jahrtausende überlebt, wir erkennen auch, „daß Glaube und Logik nicht immer Hand in Hand gehen (Helbig)“. Daran haben wir zu denken, wenn wir auch in vorgehichtlicher Zeit auf Unstimmigkeiten zwischen Glauben und Ritus stoßen; so wurden z. B. „aus dem Glauben, nach welchem die Feuerbestattung die Beigaben unnütz machte, nicht überall die logischen Konsequenzen (Helbig)“ und auf germanischem Gebiete erst sehr spät, in der frühen Eisenzeit, gezogen.

IV. Zusammenfassung.

Maße der elf Hügel.

Die Durchmesser liegen in den Grenzen 15 m und 7,60 m, die Höhen im allgemeinen in den Grenzen 0,79 m und 0,39 m; nur ein Hügel (Hügel 5) überschreitet die Höhengrenze, und zwar gleich erheblich mit einer Höhe von 1,16 m.

Zwischen den Durchmesser-Grenzen 15 m und 11 m finden wir auch, abgesehen von der Ausnahme-Höhe 1,16 m, ziemlich gleichmäßige Höhen von 0,75 m bis 0,72 m.

Dagegen weichen die Höhen der Hügel mit Durchmessern von 9,80 m bis 7,60 m stark voneinander ab, nämlich sie schwanken zwischen 0,79 m und 0,39 m.

Im ganzen haben wir es mit mittelgroßen und kleinen Hügeln zu tun.

Art der Bestattung.

1. Scheiterhaufen.

Die Toten wurden auf dem Scheiterhaufen im Hügel selbst verbrannt. Es liegen vor volle Beweise in den Hügeln 4, 3, 6, in Hügel 3 und 6 ließ sich die Form des Scheiterhaufens sogar rekonstruieren (Taf. I, Abb. 4, Abb. 6), in Hügel 4 war ein Rechteck 4 m: 2 m, nahe am Zentrum (lies Abschnitt II unter Hügel 4), mit Holzkohleresten durchsetzt. Teilweise liefern die Hügel 5, 1, 43, 45, in welchen mehrfach Holzkohlereste (lies die Einzelberichte in Abschnitt II unter „Sonstigen Funden [Streuungsfunden] im Hügel“) zum Teil in einer Erdschicht von erheblicher Mächtigkeit (Dicke) gesichtet wurden. Einen sehr schwachen Beweis liefert noch Hügel 2, in welchem außerhalb der Bestattungsgrube nur einmal Holzkohle gefunden wurde. Hierbei kann es sich ja auch um Überbleibsel eines Opferfeuers handeln.

Keinen greifbaren Beweis erbrachten die Hügel 47, 46, 44, in denen Holzkohle wild (außerhalb der Gruben) überhaupt nicht festgestellt wurde.

Vorstehende Anführungen zeigen, wie verschieden in ein und derselben Hügelgruppe die Zersetzung von Holzkohle sein kann; es spielt wohl die größere

oder geringere Mächtigkeit des Scheiterhaufens eine Rolle dabei, in erster Linie aber der Grad der Aufzehrung des Scheiterhaufens durch das Feuer, der sicher verschieden war; bei Aufzug eines Unwetters z. B. wurde sicher die heilige Handlung nach Möglichkeit beschleunigt und es blieben mehr Reste, als in der Regel, vom Scheiterhaufen übrig. Selbstverständlich mußte der Scheiterhaufen unter allen Umständen und in allen Hügeln (abgesehen von Hügel 3, vgl. Abschnitt IV, 2 B.) bis zu einem „bestimmten Minimum der Einäschung“ der Leiche herunterbrennen, konnte dann aber — bei beschleunigter Zeremonie — sofort ausgelöscht werden.

Bei mir besteht kein Zweifel, daß auch die 3 Hügel 47, 46, 44, obwohl sie bei der Abtragung holzhohefrei waren, ihrer Zeit (d. i. vor etwa 2000 Jahren) über einem Scheiterhaufen errichtet wurden. Wir wollen noch bei Hügel 3 (Tafel I, Abb. 4) und Hügel 6 (Tafel I, Abb. 6) verweilen, die uns über den Aufbau der Scheiterhaufen sicheren Aufschluß geben. In Abschnitt II führte ich „unter Hügel 3“ aus, daß der Scheiterhaufen in seiner ursprünglichen Verfassung wahrscheinlich eine annähernd quadratische Form gehabt habe. Die noch zusammenhängend gesichteten Holzreste zeigten eine rechtwinklige Lage schichtweise zueinander (Tert-abb. 8).

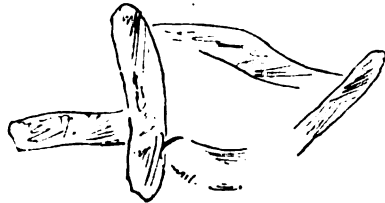


Abb. 8. Scheiterhaufenreste aus Hügel 3.

So wird man zu allen Zeiten einen Holzstoß, der, bei sicherer Lage, gut brennen sollte, aufgebaut haben.

(Vgl. wegen der Schichtung: Mannus-Bibliothek 13, M. M. Eienau, „Über Megalithgräber usw.“, S. 34, Abf. 1, [Taf. XXVIII, Abb. 2], dazu Lüneb. Mus. Bl. Heft 7, S. 208 oben, Heft 8, S. 338 und „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen Heft 1/2“, S. 40 [dazu dort Taf. 6, Abb. 11/12]).

In Hügel 6 sehen wir einen in seiner Form wohl erhaltenen Scheiterhaufen. Er ist rechteckig. Wir dürfen wohl folgern, daß die Scheiterhaufen, in vorbeschriebener Schichtung, rechteckig oder quadratisch errichtet wurden.

Die Hügel 4, 3, 6 geben noch weitere Aufschlüsse: die erhaltenen Scheiterhaufenreste hatten in Hügel 4: 0,27 m, Hügel 3: 0,26 m, Hügel 6: 0,23 m Mächtigkeit. Die unterste Lage griff bei Hügel 4: 0,11 m unter die Hügelsohle (das alte Planum), überragte bei Hügel 3 um 0,08 m, bei Hügel 6 um 0,10 m die Hügelsohle (das alte Planum). Es kann sich in allen 3 Fällen um ursprüngliche kleine Unebenheiten des Planums handeln. Der Scheiterhaufen in Hügel 4 kann in einer Planum-Senkung, die Haufen in den Hügeln 3 und 6 können auf einer Planum-Höhe, also in allen 3 Fällen auf dem alten Planum selbst errichtet worden sein. Aber die weit größere Wahrscheinlichkeit ist in den vorliegenden Fällen die, daß besondere Sorgfalt auf einen festen Unterbau der Scheiterhaufen verwendet wurde, indem man diese nicht ohne

weiteres auf dem alten Planum, das wohl mit Heidetraut bestanden war, gründete, sondern eine saubere Erdauffschüttung machte oder eine saubere Unterlage durch eine kleine Eingrabung schuf — schon deshalb, um die gebrannten Knochen und Beigaben leichter nach vollendeter Verbrennung aufzufinden. Zu diesem Zwecke hätte man also bei Hügel 4 eine Eingrabung von 0,11 m, bei Hügel 3 eine Aufschüttung von 0,08 m, bei Hügel 6 eine solche von 0,10 m gemacht.

Die Hügel 5, 1, 43, 45, welche Teilbeweise für einen Scheiterhaufen aufbringen, führten Holzkohlereste in einem Nivo, welches in seinem tiefsten Punkte höchstens bis zur Decke der Brandgruben herabreichte. Diese Beobachtung ist eine Stütze für die Annahme, daß die Holzkohlereste dieser Hügel von einem Scheiterhaufen herrühren.

Jetzt wäre die Lage der Scheiterhaufen in ihrer Beziehung zum Zentrum des Hügel's und zu den Brandgruben (Bestattungsgruben) zu besprechen.

Einen Vollbeweis dafür, daß die Scheiterhaufen zentral lagen (mit einer Hinneigung nach Westen, denn das Hügelzentrum liegt bei den in Rede stehenden 3 Hügel'n an der östlichen Kante der Scheiterhaufen), erbringen wiederum die Hügel 4, 3, 6 (lies: vorher Besprochenes, vgl.: Taf. I, Abb. 4 und Abb. 6 [1]), erbringen aber auch für andere Hügel (2, 5, 1, 45, 46, 44) die Gruben. Wie man auf Taf. I, Abb. 6 sieht: liegen die Gruben, welche die sterblichen Reste oder Opfer aufnahmen, unmittelbar an den Kanten des Scheiterhaufens. In Hügel 4 (Taf. I, Abb. 2) ist es, nach meinen eingehenden Ausführungen, ebenso gewesen. Nun liegen die Gruben in den Hügel'n 2, 5, 1, 45, 46, 44 gleichfalls zentral, aber immerhin in einer Entfernung, die es, wie bei den eben besprochenen Hügel'n 4 und 6, möglich macht, daß zwischen ihnen und dem Hügelzentrum noch ein stattlicher Scheiterhaufen liegen konnte. So komme ich zu dem Analogieschluß: auch in den anderen Hügel'n (vielleicht bis auf Hügel 43) lag der Scheiterhaufen zentral. Der Scheiterhaufen also war der Kern der ganzen Grabanlage, an den sich die Gruben anlehnten.

Dies führt nun zur Besprechung der Gruben.

2. Die Gruben (Tabelle B, S. 40 u. 41.).

A. Form und Anlage der Gruben.

Die Gruben lagen also an der oder an den Kanten des Scheiterhaufens. In den elf untersuchten Hügel'n wurden im ganzen 19 Gruben beobachtet, und zwar: je 1 Grube in 6 Hügel'n (Hügel 2, 5, 43, 47, 46, 44), von diesen Gruben enthielt diejenige in Hügel 47 keine gebrannten Knochen; je 2 Gruben in 2 Hügel'n (Hügel 4 und 1), eine von den Gruben in Hügel 1 enthielt keine gebrannten Knochen. 3 Gruben in einem Hügel (Hügel 6), eine davon enthielt keine gebrannten Knochen; 6 Gruben in einem Hügel (Hügel 45), 2 davon enthielten keine gebrannten Knochen.

Ein Hügel (Hügel 3) enthielt keine Grube.

Von den 19 Gruben waren: 15 rund, 3 oval (die Gruben 1 und 6 in Hügel 45 und die Grube in Hügel 44), 1 war etwas unregelmäßig in der Form (die Grube 2 in Hügel 45).

Bei den 15 runden Gruben schwankten die Durchmesser zwischen 0,80 und 0,40 m; davon hatten 1 Grube 0,80 m, 3 Gruben 0,70 m, 6 Gruben 0,60 m, 1 Grube 0,55 m, 1 Grube 0,50 m, 2 Gruben 0,45 m und endlich 1 Grube 0,40 m Durchmesser. Den mittleren Durchmesser von 0,60 m hatten demnach 6 Gruben, 4 waren größer, 5 kleiner.

Bei diesen 15 runden Gruben schwankten die Tiefen zwischen 0,71 m und 0,37 m; die meisten, nämlich 10 Gruben hatten Tiefen zwischen 0,40 und 0,55 m, davon 7 zwischen 0,46 m und 0,55 m. Während also bei den Durchmessern der Gruben das Mittel bei 0,60 m lag, war die mittlere Tiefe etwa 0,50 m.

Von den 3 ovalen Gruben hatten 2 (Gruben 1 und 6 in Hügel 45) völlig gleiche Durchmesser, nämlich 0,60: 0,80 m, 1 Grube (Hügel 44) hatte 0,80 m: 1,20 m, also in Breite und Länge fast genau $\frac{1}{2}$ mal größer, wie die Gruben in Hügel 45. Auf diesen sehr bemerkenswerten Befund komme ich noch später zurück.

Auch die Tiefen der 3 ovalen Gruben zeigen merkwürdige Übereinstimmung; sie liegen zwischen 0,40 m (Hügel 44) und 0,36 m (Hügel 45: Grube 1 0,36 m, Grube 6 0,39 m).

Die unregelmäßige (rundliche) Grube (Grube 2 in Hügel 45) hatte etwa 0,70 m Durchmesser bei 0,40 m Tiefe.

Ich komme jetzt zu einem Punkte, der ernste Überlegung erforderte, aber auch wertvolle Aufschlüsse gab: nämlich zur Höhenlage der Decke (der obersten Schicht) der Gruben im Verhältnis zum ursprünglichen Gelände (Planum): Das ursprüngliche Planum setze ich = ± 0 , — bedeutet dann unter, + über dem Planum.

Es liegen nun die Decken (obersten Schichten) sämtlicher 19 Gruben zwischen — 0,13 m und + 0,35 in folgender Skala: — 0,13, — 0,09, — 0,09, — 0,06, — 0,05, — 0,04, — 0,03, — 0,02, ± 0 , + 0,01, + 0,01, + 0,02, + 0,04, + 0,05, + 0,08, + 0,10, + 0,12, dann sprunghaft + 0,24, + 0,35.

Nun müßten ja theoretisch die Decken (obersten Lagen) der Gruben (jedenfalls der völlig angefüllten) bei ± 0 liegen. Tatsächlich ist dies, wie unsere Skala zeigt, nicht der Fall. Wir wollen nun alle Möglichkeiten, welche diese Abweichungen erklären können, durchsprechen, um sie dann auf ihre größere oder geringere Wahrscheinlichkeit zu prüfen: 1. mit etwaigen Unebenheiten im ursprünglichen Planum (Boden) des Grabhügels könnten sich die Unterschiede von — 0,13 bis + 0,12 erklären lassen; 2. dieselben Unterschiede ferner damit, daß das künstlich hergerichtete Grundlageplanum der Scheiterhaufen (lies vorstehend unter 1. Scheiterhaufen), das teils

Tabelle B.

14 Gruben (4 dreischichtige, 5 zweischichtige, 5 einschichtige):
5 Gruben (sämtlich einschichtig):

[Alle Maße in Metern.]

Drei dreischichtige Gruben (Grube 43 führt noch eine vierte (oberste) Schicht (Erdschicht))			Obere Schicht wenige kleine gebrannte Knochen oder nur Knochenplitterchen führend						Mittlere Schicht mit den Hauptbeigaben			
Hügel	Durchmesser und Form der Grube	Tiefe der Grube	Knochen		Holzkohle- Reste	Kleine Scherben	Eingemengte Beigaben	Tiefe	Gebrannte Knochen	Holzkohle- Reste	Beigaben	Tiefe
			wenige kleine	Spitterchen								
2 (Text- abb. 1)	oben 0,60 unten 0,45 rund	0,46	ja	nein	ja	ja	1 Frag- ment	0,28	ja (100g)	ja	2 Tür- verschlüsse Textabb. 4	0,05
4 (Grube 1)	oben 0,45 unten oval- rund	0,63	ja (5g)	ja	ja	ja	2 Frag- mente	0,33	nein	ja	Feuer- zeug	0,08
5	0,40 rund	0,47	ja	nein	ja	nein	2 Frag- mente	0,19	ja (20g)	ja	4 Frag- mente	0,04
43 (Text- abb. 2)	0,70 rund	0,50	ja	nein	ja	nein	1 Frag- ment	0,13	ja	ja	3 Gefäß- teile	0,05
Fünf zweischichtige Gruben												
4 (Grube 2)	oben 0,60 unten 0,40 rund	0,71	nein	ja	ja	nein	nein	0,12	—	—	—	—
1 (Grube 1)	0,60 rund	0,51	nein	nein	ja	nein	1 Frag- ment	0,20	—	—	—	—
45 (Grube 6)	0,80 : 0,60 oval	0,39	nein	ja	ja	ja	1 Frag- ment (Bronze)	0,28	—	—	—	—
45 (Grube 3)	0,80 rund	0,37	ja	nein	ja	ja	nein	0,22	—	—	—	—
44	1,20 : 0,80 oval	0,40	nein	nein	ja	ja	winzige Frag- mente	0,16	—	—	—	—
Fünf einschichtige Gruben			Einzige Schicht.									
6 (Grube 2)	0,60 rund	0,50	ja	ja	nein	7 (Bronze)	0,50	—	—	—	—	—
6 (Grube 3)	0,45 rund	0,48	ja	ja	nein	nein	0,48	—	—	—	—	—
45 (Grube 5)	0,70 rund	0,42	minimal	ja	nein	1 Frag- ment	0,42	—	—	—	—	—
45 (Grube 2)	etwa 0,70 rundlich	0,40	minimal	ja	ja	nein	0,40	—	—	—	—	—
46	0,50 rund	0,50	ja	ja	nein	nein	0,50	—	—	—	—	—
Fünf einschichtige Gruben ohne gebrannte Knochen oder Knochenreste												
1 (Grube 2)	0,60 rund	?	nein	ja	nein	nein	?	—	—	—	—	—
6 (Grube 4)	0,55 rund	0,43	nein	ja	nein	nein	0,43	—	—	—	—	—
45 (Grube 1)	0,60 : 0,80 oval	0,36	nein	ja	ja	nein	0,36	—	—	—	—	—
45 (Grube 4)	0,60 rund	0,42	nein	ja	nein	nein	0,42	—	—	—	—	—
47	0,70 rund	0,55	nein	ja	nein	nein	0,55	—	—	—	—	—

19 Gruben.

mit gebrannten Knochen oder noch erkennbaren Resten solcher.
ohne gebrannte Knochen oder Resten solcher.

Untere Schicht Lager (bzw. Hauptlager) gebrannter Knochen				General-Bemerkung für alle Gruben. Sämtliche 19 Gruben führen (in allen Schichten) schwärzliche bis tiefschwarze Erde. Die Beigaben, bestehen teils aus (meist fragmentarischen) Metall (Eisen, Bronze)-Gegenständen, teils aus Gefäßteilen (großen Tonsherben)						
Gebrannte Knochen	Spitzknochen-Relie	Eingemengte Beigaben	Tiefe	Tiefe der oberen Schicht	Tiefe der ge- brannten Kno- chen führenden Schicht(en)	Gewicht (in g) gebrannten Knochen	General-Bemerkung für die drei- schichtigen Gruben. Die mittlere Schicht entstand dadurch, daß die Beigaben (bez. Hauptbeigaben) oben auf das Haupt- lager der gebrannten Knochen gelegt wurden.			
ja	nein	nein	0,13	0,28	0,18	*[0,72] 420 g	Befondere Bemerkungen In der oberen Schicht: lag ein Feuerstein. In der oberen Schicht: lag ein Feuerstein. Diese Grube führte noch eine oberste (vierte) Schicht reiner Erde von 0,18 m Tiefe. (Gesamttiefe demnach: 0,50 m.) — Der Leichenbrand in dieser Grube war (laut Selbbuch) sehr verwittert.			
ja	nein	nein	0,22	0,33 (mittlere 0,08)	0,22	*[0,74] 1280 g				
ja	nein	Fragment	0,24	0,19	0,28	[1,16] 2195 g				
ja	ja	2 Ton- scherben	0,14	0,13	0,19	[0,46] 25 g				
ja	nein	5 Frag- mente	0,59	0,12	0,59	[0,74] 10 g	In der unteren Schicht: lag ein Feuerstein. Diese Grube (siehe Text) spreche ich lediglich als Opfergrube an. In der unteren Schicht: lag (neben Eisen) ein Feuerstein. Das Selbbuch spricht von „Knochen a s che“, der Leichenbrand war also sehr verwittert. Leichenbrand wurde konstatiert, aber stark verwittert. Die Grube enthielt am Boden eine Steinsetzung mit einem „Zauber“ (Textfig. 3).			
ja	ja	3 Fragm. (davon 1 a. Bronze)	0,31	0,20	0,31	[0,40] 3 g				
ja	ja	25 Scherben nein	0,11	0,28	0,11	[0,39] 7 g				
ja	ja	nein	0,15	0,22	0,15	[0,39] 60 g				
ja	ja	nein (Zauber)	0,24	0,16	0,24	[0,48] ver- wittert				
—	—	—	—	—	0,50	[0,79] 16 g	Diese Grube spreche ich lediglich als Opfer- grube an (siehe Text). Diese Grube spreche ich lediglich als Opfer- grube an (siehe Text). Diese Grube spreche ich lediglich als Opfer- grube an (siehe Text). * Die in der letzten Rubrik ein- geklammerten [] Zahlen geben die Höhe der Grabhügel an.			
—	—	—	—	—	0,48	[0,79] 665 g				
—	—	—	—	—	0,42	[0,39] minimal				
—	—	—	—	—	0,40	[0,39] 2 Stückh.				
—	—	—	—	—	0,50	[0,62] 155 g				
—	—	—	—	—	—	[0,40]	Sämtliche Gruben „ohne gebrannte Knochen“ spreche ich lediglich als Opfer- gruben an (siehe Text). Durch ein Versehen wurde die Tiefe im Selbuche nicht notiert bei 1 (Grube 2).			
—	—	—	—	—	—	[0,79]				
—	—	—	—	—	—	[0,39]				
—	—	—	—	—	—	[0,39]				
—	—	—	—	—	—	[0,60]				

durch Aufschüttung (+), teils durch Eingrabung (—) hergerichtet wurde, soweit seitwärts über den eigentlichen Scheiterhaufen hinausgriff, daß die Gruben in seinem Bereiche eingetieft wurden. Das den Scheiterhaufen und die (vielleicht schon vor der Verbrennung) hergerichteten Gruben umfassende Grundlageplanum war dann der Ehrenbezirk. 3. Lassen sich die „— Unterschiede“, also $-0,13$ bis $-0,02$ damit erklären, daß die Gruben durch die eingebrachten Knochen usw. nicht ganz voll wurden, kaum aber die „+ Unterschiede“ $+0,01$ bis $+0,12$ damit, daß die Gruben übervoll wurden. Erstlich sollten doch die Bestattungsreste in einer Grube „geborgen“ werden und zweitens (und das ist für mich entscheidend) hätte beim Überfüllen der Grube die Decke (zumal beim Zuwerfen des Hügels) nicht ihre regelmäßige runde oder ovale Form behalten können.

Bei den ersten 3 Möglichkeiten konnte die Skala immer nur von $-0,13$ bis $+0,12$ für die Erklärung herangezogen werden; nicht erklärt werden konnten die beiden sprunghaften Unterschiede $+0,24$ und $+0,35$.

Dies ist aber der Fall bei der letzten (vierten) Erklärungsmöglichkeit, die durch den Grubenbefund in Hügel 43 eine feste Stütze erhält und auch sonst noch besonders gut gestützt wird, so daß ich mich — was ich hiermit vorwegnehme — für diese letzte (4.) Möglichkeit entscheide. Für mich folgen also die vier Erklärungsmöglichkeiten in der Reihe: 4, 2, 1, 3 (?).

4. Sämtliche Unterschiede von $-0,13$ bis $+0,35$ lassen sich erklären, wenn man annehmen könnte, daß die zur Bestattung gelangten Scheiterhaufenreste in einem Behälter (z. B. in einem ausgehöhlten Baumstamme oder einem zylindrischen bzw. ovalen Korbe) in die Grube gestellt und mit einem Holz- oder Korb-Deckel versehen worden sind. Dann würden sich die „— Unterschiede“ so erklären, daß der Scheitel der Grube den Deckel des hineingestellten Behälters überragte (nämlich bis $0,13$ m), die „+ Unterschiede“ damit, daß der Deckel des Behälters den Scheitel der Grube überragte (im allgemeinen bis $0,12$ m; in 2 Ausnahmefällen bis $0,24$ m und $0,35$ m). In den 2 Ausnahmefällen $+0,24$ m und $+0,35$ m waren die Gruben $0,55$ m, bzw. $0,50$ m tief — so tief also mindestens auch die Behälter, so daß die Behälter immerhin noch $0,31$ m bzw. $0,15$ m tief eingegraben waren, also genügend Standfestigkeit hatten. Wo liegen nun die Beweise für die vierte (bei weitem wahrscheinlichste) Möglichkeit?: a) In dem Befunde der Gruben in Hügel 43, 5 und 4 (Grube, 1) b) in den 3 ovalen Gruben mit bestimmten Maßen, c) in der sonst durchgängig runden Form der obersten Schicht (Decke) der Gruben, d) in dem allgemeinen Bestreben der Vorzeit, die sterblichen Reste gut zu schützen.

a) Der merkwürdige Befund der Grube in Hügel 43 (lies vorstehend in Abschnitt II den betreffenden Bericht) ließ sich restlos dadurch erklären, daß die Beisetzung in einem ausgehöhlten Baumstamme, den man stark angekohlt hatte, erfolgt war. Serner ist im Feldbuche bei Hügel 5 vermerkt: „Bei

Hügel 5 zeigte sich nur am Rande des eigentlichen Knochenlagers etwas Holzbohle, vielleicht lagen die gebrannten Knochen hier in einem Holzimer". (NB. Diese Beobachtung und Bemerkung war unbeeinflusst durch den Befund in dem erst später untersuchten Hügel 43.) Schließlich erweiterte sich die runde Grube 1 in Hügel 4 auf ihrem Boden zu mehr ovaler Form. Auch hierfür ist die beste Erklärung der gehöhlte „Baumstamm“; ältere Baumstämme haben oft an ihrem Fuße eine zum „Oval“ neigende Form.

b) Auch die 3 ovalen Gruben mit ihren in Beziehung zueinander stehenden Mäßen (wie vorstehend in „diesem Absatz 2 A“ beschrieben) lassen sich nur durch Eingrabung eines Behälters — in diesem Falle wohl von (ovalen) Flechtkörben — erklären.

c) Die sonst durchgängig runde Form der Decke der Gruben, wohl erkennbar nach Jahrtausenden, läßt sich am besten dadurch erklären, daß diese Rundung von einem Deckel herrührt, mit welchem die Grabbehälter versehen waren; dies würde auch d) der Pietät entsprechen, mit welcher in der Regel in der Vorzeit dafür gesorgt wurde, die Beisetzungs- oder Opferreste vor Verunreinigung durch unsaubere Erde und dergleichen zu schützen.

In den meisten Fällen werden die Bestattungsreste das betreffende Gefäß nicht ganz gefüllt haben, dann hat man wohl die Lücke bis zum Deckel mit sauberer Erde (vgl. Hügel 43) ausgefüllt, um ein Eindringen des Deckels durch die Erdmassen des Hügels zu verhindern das will also sagen, daß die Behälter wohl meist etwas höher, als der sie füllende Grabinhalt, gewesen sein mögen; gewesen sind: kann nicht gesagt werden, weil in allen Hügeln, bis auf Hügel 43 und Hügel 5, die Behälter nachweisbare Spuren nicht hinterlassen hatten; es waren gehöhlte Baumstämme oder Flechtkörbe, also sehr vergängliche Behälter. Die Baumstämme mag man wohl angefohlt haben, aber nur ausnahmsweise so gründlich wie in Hügel 43, wo Deckel und der obere Teil des Baumstammes nachzuweisen waren.

In wenigen Gruben zeigte der Boden der Grube einen vom Scheitel der Grube etwas abweichenden Durchmesser, meist eine Verjüngung; dies würde sich erklären, wenn die Behälter sich nach unten verjüngt oder erweitert hätten. Baumstämme z. B. haben oben und unten stets — auch schon bei Längen von 0,50 m — einen etwas abweichenden Durchmesser. Man wird sie gelegentlich auch mit der schmaleren Fläche in die Grube gestellt haben, dann haben wir die Verjüngung. Über die „unten oval erweiterte“ Grube 1 in Hügel 4 ist bereits gesprochen worden mit besonderer Bezugnahme auf die Verwendung von ausgehöhlten Baumstämmen. Ich komme schließlich nochmals auf die 3 ovalen Gruben zu sprechen, bei denen es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um Korbbehälter handelt. 2 davon (Grube 1 und 6 in Hügel 45) hatten gleiche Durchmesser 0,60:0,80 m bei 0,36 bzw. 0,39 m Höhe, der dritte Korb (Grube in Hügel 45) hatte einen $\frac{1}{2}$ mal größeren Durchmesser, nämlich 0,80 (genau wäre $0,90 = 0,60 + \frac{1}{2}$): 1,20 (0,80 + 0,40). Da liegt

die Vermutung nicht aus dem Wege, daß wir es mit alten Gemäßen für Feldfrüchte zu tun haben, die hier beim Totenkult Verwendung fanden. Bei den beiden kleineren waren die Höhen 0,36 bzw. 0,39 m; da nun diese Körbe mit dem Beisetzungsinhalt kaum genau bis zum Rande gefüllt waren, so kann man etwa eine Wandhöhe von 0,40 m und bei dem dritten größeren eine solche von etwas über 0,40 vermuten. Hoffentlich bringen die übrigen noch nicht untersuchten Grabhügel der Garther Heide weitere, ergänzende Sunde und Maße. Auf meine Anfrage hat mir die „Landwirtschaftskammer“ in Oldenburg freundlichst mitgeteilt, daß Feldfrucht-Maße in gleichen Dimensionen im „Oldenburgischen“ aus geschichtlicher Zeit nicht bekannt sind. —

Schließlich ist noch zu untersuchen das Nivo-Verhältnis der Decken (obersten Schichten) der 3 in Hügel 6 (Taf. I, Abb. 6) am Rande des Scheiterhaufens liegenden Gruben; es ergeben sich folgende Beziehungen zur Hügelhöhe (+ 0)!: Basis (unterste Lage) des Scheiterhaufens + 0,10 m, Decken (oberste Lagen) der 3 Gruben + 0,05 m, + 0,12 m, + 0,08. Daraus ergibt sich klar, daß die drei betreffenden Behälter, für welche die drei Gruben ausgehoben wurden, mit ihren Mündungsrändern an der Grundlage des Scheiterhaufens liegen. Mit unseren Zahlen + 0,05, + 0,12, + 0,08 ermitteln wir ja immer nur die oberste Schicht des Bestattungsinhaltes der Behälter, nicht deren Decke (Deckel) selbst, die (der) vergangen ist. Die Behälter sind, wie anzunehmen ist, und wie es bei der Grube in Hügel 43 nachgewiesen ist, nicht immer bis zum Rande (zum Deckel) mit dem Bestattungsinhalt gefüllt gewesen, so daß wir zu den von uns ermittelten Zahlen, (in unserem Falle + 0,05, + 0,12, + 0,08), immer noch einige Zentimeter hinzufügen müssen, um auf die wirkliche einstige Höhe des im Laufe der Jahrtausende verwitterten Behälters zu kommen. Die Behälter, für welche wir die Zahlen + 0,05, + 0,12, + 0,08 ermittelt haben, würden also, wenn ihr oberster mit Füllerde aufgefüllter Teil erhalten wäre, etwa die Zahlen (mit je + 0,05 m für Füllerde: als Schulbeispiel) + 0,10, + 0,17, + 0,13 aufweisen, also auch dann noch in sehr guten Beziehungen zur Grundlage des Scheiterhaufens (+ 0,10 m) stehen.

Unsere Ausführungen unter IV., 1. Scheiterhaufen (Schlußpassus) sind also dahin zu ergänzen: daß die Gruben an den Rändern der Scheiterhaufen lagen, und zwar auf deren Grund. Die Behälter wurden also derart in Gruben gestellt, daß ihre Deckel mit dem Grunde des Scheiterhaufens ungefähr gleiches Nivo hatten.

Bevor ich mich zur näheren Besprechung des Inhalts der Gruben wende, gebe ich:

B.

Anderweitige Berichte über Brandgrubengräber.

1.

Zuerst möchte ich in bezug auf die Terminologie eine Anregung geben. In der Literatur werden die „Brandgruben-Gräber“ bisweilen nur als „Brandgruben“ bezeichnet und dadurch nicht genügend getrennt von Gruben, die auch häufig als „Brandgruben“ aufgeführt werden und meist auf Wohnplätzen vorkommen: nämlich den Opfer-, Abfall-, Herd-, und Eisengewinnungs-Gruben. Es würde sich also empfehlen, solche Brandgruben, welche Menschen zur Bestattung gedient haben, ausdrücklich als „Brandgruben-Gräber“ zu bezeichnen, wie dies übrigens in den letzten Jahrgängen der Berliner Anthropol. Zeitschr. schon fest durchgeführt ist.

Mich nun zu den Berichten wendend, beginne ich mit **Undset** („Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa“): Dort S. 52 (Wofovic in Böhmen): „Bei Wofovic ist ein beachtenswertes Gräberfeld entdeckt. Arbeiter fanden größere und kleinere Gruben, die in zähem Lehm ausgetieft waren und gefüllt mit Asche, in welcher Knochen, Tongefäße und verschiedene Altsachen lagen. In den großen Lehmgruben sieht man an den Seitenwänden deutlich, wie sich die Gräber in schwarzem Profil auf dem hellfarbigen Lehm scharf abzeichnen und zugleich zeigen diese Vertiefungen oft eigentümliche Umrisse, die an bekannte Urnenformen erinnern. Taf. V, Sig 10—14 veranschaulichen den Durchschnitt einiger solcher Gräber. Tiefe und Durchschnitt derselben variieren von 50—200 cm, das größte mißt etwa 3—4 m. Die Überreste der Leichen liegen gewöhnlich auf einer Tonplatte, die mit auf dem Holzstoß gewesen zu sein scheint; doch findet man dieselbe niemals am Boden der Grube, sondern mitten zwischen der Asche und der von Kohlen geschwärzten Erde. Von den verbrannten Gebeinen ist oft nur wenig vorhanden; die Schädel sind bisweilen unverbrannt.“

(Hauptsächlich „Latène-Kultur“!)

Ebendort S. 140 (Begräbnisplatz von Oliva, Westpreußen): Teils waren es Urnen, teils waren es (nämlich die Gräber) 1—1½ Fuß weite und ebenso tiefe Gruben, gefüllt mit Kohlen und den Rückständen eines Brandes, zwischen welchen verbrannte Gebeine und vom Feuer beschädigte und außerdem absichtlich verbogene Altertümer lagen, ohne Spur von Urnen, also wirkliche Brandgruben.

(Späte Latène-Zeit und frühe römische Eisenzeit.)

Ebendort S. 157 (Römische Periode D und E nach Tischler):

„In D und E ist der Leichenbrand vorherrschend. Die Gebeine werden selten in Urnen bewahrt, man scharrt sie zu einem Häuflein zusammen und stellt einige Steine als Schutz ringsum, oder man schüttet sie mit Asche und Kohlen und den verbrannten Grabgeschenken in eine Grube (Brandgrubengräber)¹⁾. In jedem Grabe ruhen die Überreste eines Individuums, nur in einzelnen Fällen hat man hier und dort die Reste von mehreren in einem Grabe gefunden.“

(Römische Periode D und E nach Tischler.)

Ebendort S. 248/49 (Persanzig, Pommern):

„Ein wichtiges Gräberfeld ist das von Persanzig, wo Urnengräber und Brandgrubengräber aufgedeckt wurden. Dieselben lagen indessen nicht durcheinander, vielmehr war in mehreren Gruppen eine der beiden genannten Arten vorherrschend. Die Brandgruben waren am zahlreichsten.

Die Urnen standen in Löchern, die mit den Rückständen vom Leichenbrände voll geschüttet waren; auch zwischen den verbrannten Gebeinen in den Urnen bemerkte man Reste vom Brande, was in den Steinkistengräbern niemals wahrgenommen ist. Die Knochen scheinen hier nicht mit der Sorgfalt aufgesammelt und gesäubert zu sein wie dort.

In die Brandgruben sind die Gebeine mit Kohlen, Asche, Urnenscherben und anderen Sachen ohne jedwede Ordnung hineingeworfen und oftmals die Gruben mit Steinen zugedeckt. Alle Beigaben trugen Spuren davon, daß sie mit auf dem brennenden Holzstoß gelegen; seltener waren sie vorher absichtlich verbogen worden.“

(Späte Latène-Zeit und frühe römische Eisenzeit.) (Wie vorstehend: Oliva).

Ebendort S. 339/340 (Zusammenfassung):

„Das gemeinschaftliche Vorkommen beider Gräberarten, der Urnengräber mit Kleingerät und derjenigen mit größeren und absichtlich zerstörten Gegenständen ist namentlich auf solchen Begräbnisplätzen beobachtet worden, wo noch eine dritte Grabesform zur Erscheinung kam: die Brandgrubengräber. Diese Gruben, in welche die Überreste des verbrannten Leichnams ohne irgendwelche Sorgfalt hineingeworfen sind, trifft man sporadisch an manchen Orten. Sie sind bis jetzt wenig beachtet und selten von kundiger Hand untersucht worden. Am häufigsten schienen sie der Latène-Zeit anzugehören, wiewohl sie hier und dort

¹⁾ Sämtliche Heraushebungen durch Drud (Sperrdrud) in diesem Abschnitt B („Anderweitige Berichte“) sind durch mich für meine Zwecke erfolgt.

auch bis in die römische Zeit hineinreichen. In Ostpreußen erscheinen sie erst in der jüngeren römischen Periode. Die oben beschriebenen Begräbnisplätze, wo Brandgruben- und Urnengräber nebeneinander auftreten, kennen wir bis jetzt hauptsächlich in Westpreußen und Hinterpommern, und zwar aus der Zeit, wo die Latène-Periode mit der römischen Eisenzeit zu verschmelzen beginnt.

(Undset: Rückblick).

Ebendort S. 396 (Dänemark, Bornholm):

„Die voll entwickelte Eisenzeit tritt uns auf Bornholm erst aus den Brandgrabengräbern entgegen. Diese merkwürdigen Gräber sind auf genannter Insel unzählig; sie sind dort überhaupt zuerst erkannt und studiert worden und man kann in der Tat den Amtmann Dedel den Entdecker derselben nennen. Das Kennzeichen derselben ist, daß die verbrannten Gebeine frei in der schwarzen mit Kohlen gemengten Erde liegen, ohne in einen Behälter gesammelt zu sein. Die schwarze Erde füllt eine kesselförmige Grube von mehr oder minder regelmäßigem halbrunden Querschnitt und durchschnittlich von 1—2 F. im Durchmesser und 1 F. tief. Bisweilen sind sie mit einem Stein bedeckt, und zwar findet man dies hauptsächlich bei den älteren, die zum Teil auch mit einem kleinen Steintreis oder Steinpflaster über dem Deckstein und ringsum denselben versehen sind. In der Regel aber liegen sie gruppenweise beisammen und bilden Begräbnisplätze mit über 1000 dicht aneinanderliegenden Gräbern.

Der Inhalt derselben besteht in feiner schwarzer Erde mit Bruchstücken von im Feuer geglühten Steinen, Brocken gebrannten Lehms und Kohlenstückchen gemengt und durchsetzt mit kleinen verbrannten Knochensplintern. Finden sich Urnen und Beigaben, so liegen sie gewöhnlich ohne jedwede Ordnung dazwischen, selten findet man ein Tongefäß am Boden der kesselförmigen Grube stehen, gewöhnlich sind die Urnen und Metallgeräte mit dem Rückstande vom Leichenbrände hineingeschüttet. Hier ist an eine feierliche Beisetzung nicht zu denken. Vielmehr hat es alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß man, nachdem das Feuer des Leichenbrandes erloschen, die Reste der Gebeine mit den Kohlen, den Beigaben, Tongefäßen usw. zusammen gescharrt und in einen Korb getan und diesen nach der Grube getragen und den Inhalt hineingeschüttet hat. Bisweilen hat man diese mit einem Stein verschlossen, ohne Ausnahme aber Rafensoden darübergelegt. Sehr oft findet man zwischen Kohlen und Knochenresten nichts weiter als einige Scherben von Tongefäßen; besonders arm an Beigaben sind die ältesten Gräber, in den jüngeren zeigen sie sich nach und nach häufiger. Alle diese Gegenstände sind beschädigt oder zerstört, teils durch das Feuer beim Leichenbrände, teils sind

sie vor der Niederlage absichtlich zerbrochen, namentlich die größeren Gegenstände. Von 50 Schwertern aus solchen Gräbern ist nur ein einziges wohl erhalten; aber auch bei kleineren Sachen, wie bei Gürtelhasen, Fibeln usw. läßt sich dies beobachten. Bronzegefäße und größere Tongefäße sind völlig zertrümmert. Jede Brandgrube bildet ein Grab und umschließt die Überreste eines Individuums; in einzelnen Fällen hat man gewisse Beigaben in doppelten und dreifachen Exemplaren gefunden und daraus den Schluß gezogen, daß zwei oder gar drei Leichen miteinander verbrannt und begraben seien.

(Drei chronologisch aufeinander folgende Gruppen reichen von etwa Mittel-Latène bis weit in die römische Eisenzeit hinein. Über die Gräber der zweiten Gruppe (ältere römische Eisenzeit) wird berichtet (S. 405): „In den Tongefäßen tritt allmählich eine Veränderung ein; die rohen groben Gefäße verschwinden und an ihrer Statt erscheint vortrefflich gearbeitete Töpferwaare Man findet in der Regel mehrere Tongefäße, in den Männergräbern sowohl als in den Frauengräbern und nach und nach scheint es Brauch geworden zu sein, die Gräber mit einer bestimmten Garnitur von Gefäßen auszustatten (Taf. XXXI, Fig. 5—8 bringt eine solche zur Anschauung.)

Ebendort S. 487 (Norwegen, Grabhügel bei Gips und Ksp. Rygge in Smålenene):

„Diese (niedrigen, gestreckten) Hügel waren dadurch merkwürdig, daß sie eine Menge Gräber zum Teil ganz verschiedener Art umschlossen. In einem derselben wurden z. B. gegen 20 Gräber aufgedeckt, teils in brandgrubenähnlichen Bodenvertiefungen, teils in irdenen oder hölzernen Totenurnen.

(Mittel- bis Spät-Latène; Textfig. 180 a—b und 181.)

Ebendort S. 489 (Zusammenfassung über Norwegen):

„Wir können die ältesten Gräber der Eisenzeit in Norwegen folgendermaßen charakterisieren:

„Sie sind mit unansehnlichen, niedrigen, flachen Hügeln bedeckt, die in größerer oder geringerer Anzahl gruppenweise beisammen liegen. Der Inhalt besteht in den Überresten der verbrannten Leichen (Knochen und Kohlen). Oftmals liegen diese Überreste in kleinen Gruben, die in die Erde gegraben und mit einer Lage von Steinen bedeckt sind, worüber alsdann der Hügel aufgeschüttet ist; **bisweilen** enthält die Grube nur Kohlen und die verbrannten Gebeine sind für sich allein beigesezt. **Bisweilen** sind sie sorgfältig gesäubert und in ein Grabgefäß gelegt, welches auf den

Boden des Hügels gesetzt oder in den Erdboden eingegraben wurde, häufig in Begleitung mehrerer Nebengefäße, die nun leer sind; die Urnengräber dieser Art scheinen ein Erbteil aus der Bronzezeit zu sein.

Nach einer anderen Methode wurden die Gebeine auf der Brandstätte mit den Kohlen und der Asche löslich zusammengescharrt und in ein in die Erde gegrabenes Loch geschüttet; auch in diesem Falle bisweilen in ein Gefäß getan, oder in größeren und kleineren Schichten am Boden des Hügels ausgestreut. Unter diesen mit Kohlen vermischten Leichenresten liegen dann auch die irdenen Scherben und Beigaben.

Ofters umschließt ein Hügel eine Menge Gräber dieser Art; man hat deren bis zu 20 beisammen gefunden.

In dieser Begräbnisweise erkennen wir dieselbe zwiefache Behandlung der verbrannten Leichenreste, die wir in ganz Nordeuropa in der ersten Eisenzeit konstatiert haben:

Urnengräber und Brandgrubengräber. Nah verwandt mit letzteren ist die in Norwegen häufig vorkommende Begräbnisform, wo die mit Kohlen und Knochen zusammengemengten Beigaben nicht in eine am Boden des Hügels befindliche Grube geschüttet, sondern am Boden des Hügels ausgestreut sind.

(Zusammenfassung über Norwegen.)

Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, II, S. 19. Über die von Vedel auf Bornholm untersuchten Brandgruben (Brandflecken, Brandpletter) wird zusammenfassend gesagt:

„Sie sind auf Bornholm zu Tausenden zu finden; Vedel hat im Laufe der Zeit über dritthalbtausend untersucht. Die Einrichtung der Brandgruben ist im wesentlichen immer dieselbe, ob sie nun aus älterer oder jüngerer Zeit stammen. Die Brandgrube ist ein kreisförmiger Klumpen schwarzer Erde, mit einem Durchmesser von $\frac{1}{2}$ —1 Elle, gewöhnlich 4—10 Zoll stark, der einfach in eine gegrabene Vertiefung eingelegt ist. Der Boden ist bisweilen bei den älteren Brandgruben mit Steinen ausgelegt, und über dem Inhalt liegt mitunter ein flacher Stein; mehr Arbeit aber hat man sich mit diesen einfachen Gräbern nicht gemacht. Darüber breitet sich die Erde in einer Stärke von ein paar Zoll bis zu $\frac{3}{4}$ Ellen aus, und kein Anzeichen verrät, daß darunter eine Brandgrube liegt; ursprünglich muß jedoch die Stelle auf eine oder die andere Weise bezeichnet gewesen sein, denn man findet fast nie, daß eine Brandgrube in eine andere eingreift oder sie nur berührt.

Das Grab enthält sämtliche Reste des Leichenbrandes, nicht bloß die verbrannten Knochen, sondern auch Kohle, Asche, Steinchen und verbrannte

Erdfklumpen, wie es sich beim Zusammenschaben oder =fegen der Überreste des Scheiterhaufens ergeben mußte. Dieser charakteristische Unterschied unterscheidet die Brandgruben scharf von den Gräbern der Bronzezeit, in denen die verbrannten Knochen meist so rein und weiß deponiert sind, als ob sie gewaschen worden wären, und die niemals Beimengungen von Kohlen und anderen Resten vom Brandplatze enthalten. Die Brandgrube dagegen bildet einen dunklen, schwärzlichen Klumpen, dessen geringster Teil die verbrannten Gebeine ausmachen. Wo Altertümer vorkommen, liegen sie meist ganz ungeordnet, wie sie eben mit den anderen Resten des Scheiterhaufens zusammengefeht und mit dem ganzen Abfall zusammen in die Grube geschüttet worden sind.

Ebendort S. 22. über die Beigaben, Tertabb. 3, 4, 5: Gürtelhaken, einfache Nadeln und namentlich Bügelnadeln (Sibeln). Selten: einschneidige Schwerter und Metallgefäße. [Also in der Regel: Zubehöre zur Kleidung, wozu beim Manne auch das Schwert zu rechnen ist.]

Serner Scherben von großen groben Tongefäßen, sowie kleine, meist ebenfalls nur fragmentarisch erhaltene Tongefäße.

„Gewöhnlich sind alle Gegenstände mit der Leiche auf den Scheiterhaufen gekommen, woraus sich die Beschädigungen der Tongefäße und die Brandspuren an den Eisensachen erklären; weitere Zerstörung haben die Altertümer dadurch erlitten, daß sie in den unbeschützten Gruben knapp unter der Erdoberfläche zweitausend Jahre lang den Einwirkungen des Regenwassers und der wechselnden Temperatur ausgesetzt waren.

Ebendort S. 32/34 (über Herkunft der Brandgruben):

„Es erhebt sich nun die Frage, ob sich nicht auch die neue Grabform, die Brandgrube und die früher unbekannte Anlage der Gräber unter flachem Bodenniveau, sowie die Vereinigung von Gräbern zu einem größeren Gräberfeld, aus derselben (nämlich festischen) Quelle wie die Altertümer ableiten lassen. Dies ist in der Tat der Fall Schon zu Beginn des Jahrtausends vor Christus wurden in Etrurien Gräberfelder angelegt, wo die verbrannten Gebeine ohne einen bedeckenden Hügel beerdigt wurden. Dieser Brauch verbreitete sich nach und nach zu den Völkern nördlich der Alpen, ostwärts bis nach Skandinavien, westwärts bis nach England. Nach Osten zu hat sich die neue Bestattungsweise frühzeitig ausgebreitet, schon in der Hallstattperiode, der ersten Hälfte des Jahrtausends, und neben Urnengräbern kommen Brandgruben ähnlicher Art wie auf Bornholm vor, oft in bedeutender Anzahl und mit den eigentümlich zusammengebogenen und beschädigten Waffen. In Norddeutschland, sowohl in Westpreußen, wie in Holstein, entspricht alles den Verhältnissen der Bornholmer Gräberplätze auf das genaueste.“

(Südlichste Brandgrabengräber: St. Lucia [an der österreichisch-italienischen Grenze], St. Michael in Krain)

Die neue Bestattungsweise hat sich dem Norden in jahrhundertelanger Wanderung langsam genähert. Nur auf Bornholm trifft man schon am Schlusse der Bronzezeit Urnengräber unter flachem Felde in größerer Anzahl; doch auch hier wie in den anderen dänischen Landschaften werden die Gräberfelder mit Brandgruben eigentlich durch das Eisen und die fremden Latène-Formen charakterisiert."

(Sophus Müller, Wanderung der Urnen- und Brandgruben-Gräberfelder.)

Lissaer, Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreußen. S. 123 (Allgemeines Kulturbild der Latène-Epoche):

..... Eine große Änderung zeigt auch der Sepulkralkritus in dieser Epoche. Der Leichenbrand wird zwar beibehalten, der Verstorbene samt den Beigaben auf den Scheiterhaufen gelegt, verbrannt, — die Reste des Leichenbrandes werden aber dann in einer Weise beigelegt, welche von der Sitte der früheren (Hallstätter-) Epoche sehr abweicht. Entweder wurden die Knochenstücke samt der Asche und Kohle in eine Urne geschüttet, die Beigaben zusammengebogen oder zerbrochen heineingelegt, die Urne dann in eine kleine Grube gestellt, mit einigen Kopfsteinen gestützt und bedeckt und dann die Erde darüber geworfen, so daß die Urne, im Gegensatz zu den Grabkammern der Hallstätter Epoche, frei in der Erde stand; oder man schüttete die Überreste des Verstorbenen mit Asche, Kohle und den Beigaben ohne jedes Gefäß in eine kleine Grube und warf dieselbe dann ohne weiteres mit Erde zu. Die ersteren Gräber nennen wir „freiliegende Urnengräber“, die letzteren „Brandgruben“ oder „Brandpletter“ (Fig. 1, Tafel IV, bringt eine Abbildung von beiden Arten.) In keinem Falle wurde das Grab über dem Boden markiert. Welcher Unterschied zwischen den beiden Arten der Beisetzung gemacht wurde, ist bisher nicht zu ermitteln gewesen. In Oliva enthielten nur die Urnengräber Waffen, die Brandgruben nur Schmudfsachen, indes in Ronsden und Ladefopp besteht ein solcher Unterschied durchaus nicht. Dagegen steht es fest, daß in beiden Arten von Gräbern Beigaben mit entschiedenem Latène-Charakter auftreten, daß sie also sicher der gleichen Epoche angehören. (Latène-Periode.)

Ebendort, S. 127/128 (Oliva, Westpreußen):

„Es befanden sich hier im ganzen 21 Urnengräber und 19 Brandgruben. Von den Urnen enthielten 3 nur Erde, von den Brandgräbern enthielten 4 nur Kohle, unter diesen zeichnete sich eine sehr große Grube durch große Kohlenstücke aus. (Latène-Periode.)

Tischler, Ostpreußische Gräberfelder III. S. 258/59 (Dietrichswalde):

„Endlich finden sich aber, auch die sorgfältig ausgelesenen Knochen zu einem Haufen ohne Urnen, aber auch ohne jede schwarze Beimischung unter der Erde aufgeschüttet. Ich will diese Gräberform „Knochenhäufchen“ nennen. Sie haben mit den Urnengräbern das Auslesen der Knochen gemein und liegen geschlossener, während bei den Brandgruben der ganze Rückstand des Scheiterhaufens in ein Loch flach aufgeschüttet wurde. Im ganzen waren ca. 5 Urnengräber, 16 Knochenhäufchen, ca. 3 Brandgruben.“ Auf S. 259 sagt Tischler ferner: „daß die sog. Brandgruben, welche von Bornholm so bekannt sind, im Norden der Provinz (Ostpreußen), so zu Tengen, Eißelbitten die Hauptzahl der Gräber bilden.“
(Römische Eisenzeit.)

Blume („Die germanischen Stämme zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit“).

S. 149, Anmerkung 1.

„Die Brandgruben mögen z. T. so entstanden sein, daß man Leichenbrand, Branderde und Beigaben vermischt in die Grube schüttete, es ist aber auch denkbar, daß man alles in einen Saß tat und diesen vergrub; vgl. Hollad, Zeitschr. f. Ethn. 1908, 147 unten.

(Römische Kaiserzeit.)

Hollad („Grabformen ostpreußischer Gräberfelder“), Zeitschr. f. Ethn. 1908.

1. Die Latène-Gräber.

S. 147. „ geht hervor, daß die Bestattung in einer Brandgrube erfolgte, d. h. die Erde, in welcher die Überreste gebettet wurden, ist durch Kohle und Rauch vollständig geschwärzt. Die Form dieser Brandgruben ähnelt der eines unten spitz zulaufenden Sackes.

Die Brandgrubengräber von Wilhelmsau in Brandenburg.

(Nach Kossinna: Gräberfeld ostgermanischen Charakters aus dem 3. u. 4. Jahrh. nach Chr.)

1. **Friedel** „Die Brandpletter von Wilhelmsau“. (Festschrift 3. Gvsl. des Gesamt-D. d. deutsch. Gesch.-Alt.-Ver. in Mainz 1887).

S. 5. „Die in die Erde gesenkte Leichenbrandmasse hatte immer die Form eines Nestes oder eines mehr oder weniger durch Druck verschobenen

länglichen Ellipsoids, dessen senkrechter Durchmesser etwa 0,40, der wagerechte etwa 0,30 cm lang war. Zuerst erschien eine das ganze Nest umgebende, nur dünne, modrige, humose Schicht, etwa von dem Fell, dem Tuch oder dem Korb, in welchen die gesamten Brandreste getan worden waren; einer solchen Einhüllung entspräche dann auch die ganze Form der Grabnester. Dann waren von oben die Scherben von Tongefäßen zu beseitigen, welche ohne jeden Zusammenhang aufgeschüttet lagen, so daß unmöglich angenommen werden kann, daß sie als ganze oder auch nur teilweise ganze Gefäße hingesezt seien. Ihre oft verschmolzene verbogene und verschladte Beschaffenheit läßt vielmehr vermuten, daß die bez. Töpfe usw. schon bei der Verbrennung zu der Leiche auf den Holzstoß gesezt worden und dann beim Zusammenscharren der Brandreste mit beigelegt worden sind. Da bei dem letzteren Verfahren ein Teil durch Zerbersten der Gefäße gewiß verloren ging, so erklärt sich daraus der Umstand, daß, so sorgfältig auch von einzelnen Gräbern jede Scherbe gesammelt wurde, doch niemals sämtliche Teile eines Gefäßes sich zusammengefunden haben.

Die Gefäßreste reichten zum Teil schon in die **eigentliche** Leichenbrandmasse, welche aus den durch Feuer zerborstenen Knochen und schwarzer, kohligter Erde, mitunter richtigem Kohlenklein, bestand und immer durchsezt war von einzelnen eisernen Dingen als: Schlüsseln, Scheren, Messern usw., ferner von Schmelzklumpen einzelner kleinerer Silber- und Bronzesachen usw."

Ebendort S. 14: „Während nun bei den Bornholmer Brandplettern wenigstens noch einige Sorgfalt auf die Ausstattung der Grabstelle verwendet zu sein pflegt, indem die Brandreste der Verstorbenen auf Steine gebettet, oder von Steinen umkränzt, oder von Steinen bedeckt sind, ist von alledem in Wilhelmsau keine Rede mehr. Die Gebeinreste der Toten sind einfach in einen Sad oder Korb gestekt und dann oberflächlich in der Erde verscharrt, derart liederlich, daß oft ein Teil der Gebeine und Beigaben unordentlich verstreut daneben liegt, auch wo der Pflug nicht eingegriffen hat.

Dergleichen ist bei einem ethisch veranlagten, wohlkultivierten Volke, wie die Germanen sind, so lange sie im strengsten Wortsinne noch seßhaft waren, nicht wohl möglich; es müssen also ganz absonderliche kulturgeschichtliche Umstände bei der Anlegung dieser Grabstätten mitgewirkt haben.

Dies führt mich auf den Charakter der Brandpletter-Gräber überhaupt.

Erwägt man die rührende Sorgfalt, mit welcher in der Bronzezeit, sowie in der frühen Eisenzeit (?) und noch in der Zeit der Mäanderurnen-Friedhöfe mit den Toten verfahren ist, wie ihre Grabstellen durch Steinsetzungen gegen Entweihung gesichert sind, wie man den geliebten Toten die besten beweglichen Güter, herrliche Gefäße, Gold- und Silberschmuck unversezt

auf die Reise nach Walhall mitgegeben hat, so ist die kulturelle und rituelle Entartung, welche sich in den Brandplettern kundgibt, nur daraus zu erklären, daß das Volk das Heimatsgefühl bereits verloren und sich mit dem Gedanken der Auswanderung vertraut gemacht hatte.

Während man in früheren germanischen Epochen den Leichenbrand an gesonderter Stelle vornimmt, die sorgfältig gereinigten, weiß und klingend ausgeglühten Gebeinreste, gewissermaßen unter Rekonstruktion des Körpers, derartig, daß die Schädelreste zu oberst liegen, mit frommer Sorgfalt in einer unversehrten Urne sammelt, in diese die Lieblingsgegenstände des Toten oder symbolische Beigaben legt oder Ausstattungsgefäße mit dergleichen Dingen um die Totenurne herumstellt und nun alles bestens mit Steinen schützt, auch die Grabstelle äußerlich durch einen Hügel kennzeichnet, wird der Verbrennungs- und Beisetzungsakt zur Zeit der Brandpletter mit einer fast roh zu nennenden Überhastung vorgenommen. Der Tote scheint mit der ihm zugedachten Habe notdürftig verbrannt zu sein, seine Gebeine werden nicht gesammelt, nicht gereinigt, nicht in einer schützenden Urne vereinigt, nicht mit Zeremoniengefäßen umstellt, nicht mit unversehrtem Beilatz ausgestattet, nicht mit Steinsetzungen oder Hügeln gekennzeichnet. Im Gegenteil, jede Spur des Toten, seiner Mitgift und seiner Bestattung wird möglichst verwischt, die Urnen und der Beilatz, soweit ihn nicht die Flamme des Scheiterhaufens vernichtet, unbarmherzig zererschlagen, vernichtet oder doch möglichst unbrauchbar gemacht.

So handelt nur ein Volk, das sich nicht bloß unsicher auf der Scholle fühlt, nicht bloß an das Verlassen der Scholle für immer denkt, sondern das weiß oder doch ahnt, daß fremde Geschlechter alsbald dort eindringen werden.“

Sernere Ausgrabungen in Wilhelmsau.

2. Busse (Berliner Zeitschrift für Ethnologie usw.) 1905.

S. 570. „Die Gräber lagen 25—50 cm unter der heutigen Erdoberfläche und bildeten kesselförmige Gruben von 25—40 cm Tiefe und ebenso großem Durchmesser. In diesen Gruben lagen die Reste des verbrannten Leichnams, darin die Waffen, der Schmutz, die Wirtschaftsgebrauchsgegenstände des Verstorbenen, sowie noch beigegebene Töpfe, alles bunt durcheinander. Häufig konnte ich jedoch eine bestimmte Ordnung der Sachen erkennen, dann lagen die Topfscherben oben auf, darunter der Schädel, unter diesem die andern Knochenteile und die Beigaben aus Metall, Glas und Ton.

Sämtliche Gegenstände der Brandgruben müssen einem sehr starken Feuer ausgesetzt gewesen sein, das beweisen die ganz verchlackten, verbogenen Gefäße, die vielen Metallschmelzstücke und die Beschaffenheit der sonstigen Fundstücke aus Metall, Ton und Glas.

Andererseits hat das Feuer wiederum zur Konservierung der Eisenfunde beigetragen, sonst wäre wohl die häufig tadellose Erhaltung derselben bis heute undenkbar. — Weniger vom Feuer beschädigte Gefäße fanden sich äußerst selten, in mehreren Fällen ist es mir aber gelungen, die verschlachten Stücke derselben zusammenzusetzen, und dann ist die Form der Gefäße, wenn auch oft breit gedrückt, ganz gut zu erkennen.

Die Brandgruben heben sich mit ihrer mehr oder weniger tiefschwarzen glänzenden Erde scharf ab von der natürlichen gelblichen Muttererde, und ich komme deshalb zu der Ansicht, daß der Inhalt der Gruben seiner Zeit in einem Behälter, wahrscheinlich aus Holz, Leder oder anderem Stoff, beigelegt worden ist. Spuren oder Reste solcher Behälter fanden sich nicht, doch müssen dieselben sich längere Zeit in der Erde erhalten haben, da die benachbarte Erde wenig oder gar nicht mit dem Inhalt der Grube durchsetzt war.

Wenn auch die Knochen meistens die gleiche Beschaffenheit wie in Urnengräbern zeigten, so ließen dieselben doch in einigen Gruben eine größere Zerkleinerung erkennen.

Die Verteilung der Gräber war keine einheitliche; bestimmte Reihen und Abstände waren nicht zu konstatieren. Die Entfernung der einzelnen Gruben voneinander betrug 3—7 m. **Zwischen denselben fanden sich oftmals schwärzliche Feuerstellen, durchmischt mit Stücken von Holzlohlen, Knöchelchen und Gefäßscherben.**

3. **Busse** (Mannus, Band V). Weitere Ausgrabungen in Wilhelmsau.

S. 59, 60, 61. „Herr Professor Kossinna“ erachtet es (das Gräberfeld von Wilhelmsau) als echt ostgermanisch, wenn auch schon an der äußersten Grenze liegend¹⁾. Auch die Art der Beisetzungen des Leichenbrandes ist charakteristisch ostgermanisch.

Die Gräber bestehen aus rundlichen Gruben. Kustos Buchholz hat in Wilhelmsau über den Brandgruben und um sie herum eine dünne, moosige, humose Schicht gefunden, die von einem Fell, Tuch oder Korb herkommen könnte, worin der Leichenbrand gesammelt und darin beigelegt wurde. Auch h. Jentsch spricht ebenfalls von einem Faß, Eimer, Kasten, Korb, Saß oder Tuch, die als Umhüllung der gesammelten Brandreste gedient hätten.

Obgleich ich dieser Annahme²⁾ nicht widersprechen will, möchte ich doch

¹⁾ Zeitschr. f. Ethnolog. 1905, S. 396 ff., S. 596 ff.

²⁾ Während sich Busse an dieser Stelle zu der „Annahme von Buchholz und Jentsch“ nicht ablehnend, aber sehr zurückhaltend stellt, hat er sich in seinem früheren (vorstehenden) Bericht (Ethnolog. Zeitschr. 1905) in bejahender Weise für eine solche Annahme ausgesprochen.

bemerkten, daß ich bei der größten Aufmerksamkeit nicht das geringste Anzeichen davon gefunden habe. Es könnte höchstens die ungemein scharfe Abgrenzung des Inhalts der Brandgruben zu dem hellgrauen Mutterboden dafür sprechen. Ein Kasten, der ja eckig ist, würde jedenfalls ausgeschlossen sein, denn die Brandgruben sind immer rund, nie eckig.

Bei einem Versuch, die schwarze Erde der Brandgruben auszulaugen, ergab sich, daß die Auflösung stark kalihaltig war, und demnach nehme ich an, daß in die Gruben viel Holz- asche vom Scheiterhaufen gelangt ist, denn die Holz- asche enthält bekanntlich einen mehr oder weniger hohen Prozentsatz von Kali.

Max Weigel (Niederlausitzer Mitteilungen, 3. Band. Neue Funde aus dem römischen Gräberfelde von Reichersdorf, Kr. Guben).

S. 16/17: „Über die Anlage der einzelnen Gräber ist nicht viel zu sagen; es sind in der Regel einfache sog. Brandgruben ohne Steinsetzungen und Tongefäße, meist von ziemlich geringem Umfang, durchschnittlich etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß im Durchmesser und gewöhnlich in einer Tiefe von 2— $2\frac{1}{2}$ Fuß. Nur einige wenige Gräber zeigten rohe Steinsetzungen oder besser Steinkränze und diese dann — ob zufällig oder nicht, möchte ich nicht entscheiden — gewöhnlich auch Tongefäße, sei es als Knochenurnen, sei es als Beigefäße.

Auch bei den übrigen Gräbern ohne Tongefäße, den sog. Brandgruben, kam ich oft zu der Überzeugung, da die schwarze Aschenschicht mehrmals so recht scharf von dem sonst ganz weißen Sandboden abschneidet, und da außerdem die Beigaben dicht ineinander gedrängt, wie sonst in einem Tongefäß zusammenlagen, daß die Knochenreste mit den Beigaben in irgend einem aus vergänglichem Stoff hergestellten Gefäß beigeseht gewesen sein mußten. Es können hölzerne Gefäße gewesen sein oder vielleicht Flechtwerke oder Lederbehälter oder irgend ein anderes Material, von dem bis auf unsere Tage keine Spur mehr übrig geblieben ist.

Sehr häufig, wenigstens 10—20 mal¹⁾, fand ich Brandgruben mit kohlschwarzer Aschenerde und mit wenigen oder gar keinen Knochenresten. Ich kann sie mir, da sie zwischen den übrigen Gräbern und in derselben Tiefe lagen, nicht anders erklären, als daß sie ebenfalls Gräber waren, in denen keine Metallsachen und entweder gar keine oder nur Gegenstände von leicht vergänglichem Material mitgegeben waren. Auch in vielen andern Gräbern fand ich eine oft auffallend geringe Knochenmenge und meist ganz winzig kleine Stücke — so daß Herr

¹⁾ Also etwa ebenso viele wie die von Weigel als „sichere Gräber“ angesprochenen Brandgruben. Ich spreche sie, wie ich im folgenden Abschnitt auseinandersetzen werde, als Opfergruben an.

Reimnitz meinte, sie wären alle nachträglich noch absichtlich zer= schlagen — ganz im Gegensatz zu den älteren Lausitzer Gräbern, in denen die Urnen doch nicht selten bis zum Rande mit großen Knochen gefüllt sind.

(Römische Eisenzeit.)

Hugo Jentsch (Das Gräberfeld bei Sadersdorf im Kreise Guben).

S. 24/25. „In der Grabeinrichtung dieses Gebietes der provinzial= römischen Kultur niederschläge herrschte nicht völlige Gleichmäßigkeit¹⁾. Unter= mischt kommen Urnenbegräbnisse und Brandgrabengräber vor, und wenn auch die letzteren bei weitem überwiegen, so kann man doch eine einigermaßen haltbare Grenze zwischen beiden Arten von Beisetzungen nicht ziehen. Diese Durchmischung wird begreiflicher, wenn man annimmt, daß auch in den Brandgrabengräbern, die in der Regel auf der Sohle mit einigen Steinen umstellt waren, ein Behälter, — ein Faß, Eimer, Kasten, Korb, Sack oder Tuch —, verwendet wurde, der Unterschied in der Ausstattung also minder auf= fallend war. Dafür spricht die feste, nach außen gleichmäßig abgeschlossene Packung der Gebeinreste in den Brandgruben.

Die Metallbeigaben und gelegentlich auch, in den anscheinend jüngsten Gräbern, ein kleines Gefäß lagen über oder mitten in dem Leichenbrande, dieses wie jene bisweilen angeschmolzen oder von zerflossenen Glasperlen überlaufen, oft aber auch ersichtlich unbeschädigt. Aus der Lagerung möchte man schließen, daß bei der Überführung von der Brandstelle zur letzten Ruhestätte der Inhalt der Be= hälter einigermaßen durcheinandergerüttelt worden ist. Durch= weg ist Sand zwischen die meist recht klein geschlagenen Stelett= teile eingelaufen, die von Kohlenbeimischung im allgemeinen frei sind.

Häufig finden sich zwischen den Gräbern schwarze Aschenhaufen, wohl Rückstände von der Leichenverbrennung; sie waren oft gleichfalls am Boden mit Steinen umstellt, so daß es den An= schein gewann, als hätte man auch hier einem leichteren Be= hälter Halt geben wollen. Kultur niederschläge sind bis jetzt darin nicht festgestellt worden. Es bleibt daher nur die An= nahme, daß man entweder aus Anhänglichkeit die gesamten

¹⁾ Es handelt sich um die Gräber „aus der Periode der Römischen Eisenzeit“. Das Gräberfeld bei Sadersdorf enthielt auch Gräber der Latène-Periode. Diese Latène-Gräber waren ausschließlich Urnengräber.

Überbleibsel des Leichnams und seiner Ausstattung zusammenzuhalten wünschte, oder daß der Brandplatz sofort gesäubert und die Verbrennungsreste mit unter die Erde gebracht wurden¹⁾. In ganz vereinzelt Fällen ist eine lange Brandstelle ohne festen Unterbau aufgedeckt worden: hier dürfte die Leichenverbrennung stattgefunden haben.

Im ganzen sind bis jetzt ungefähr 120 Gräber (Urnen- und Brandgrubengräber) geöffnet worden, von denen etwas mehr als ein Drittel mit Beigaben ausgestattet war, in der Regel 3—6 und auch noch mehr Gegenständen.

(Römische Eisenzeit.)

C. Rademacher (Mannus, Bd. IV, Chronologie der nieder-rheinischen Hallstattzeit usw.).

S. 212. „Während der Spät-Latènezeit bilden sich dann die Brandgruben aus, die in der Kaiserzeit herrschen.“

Hier ist die Bestattungsweise die folgende: Der Leichnam wird mit dem Schmutz und den Gefäßen verbrannt, die Knochen nicht mehr vorsichtig gesammelt und wie in früherer Zeit in einer gewissen Anordnung in einer Urne geborgen, man senkt die sämtlichen Brandreste, Knochen, Kohle, Scherben, Bronzen, Eisenreste in kleine Gruben. Diese sind rundlich in den Boden eingeschnitten, 0,50 m tief, 0,80 m Durchmesser. Bisweilen stellt man ein ganzes Gefäß dann noch in die Grube, oft legt man einzelne Knochen in kleinere Gefäße.

Ist so der Leichenbrand geborgen, wird die Grube zugeworfen. Die ausgehobene Erde reicht natürlich nicht zur Bildung eines wirklichen Grabhügels, wohl aber blieb die Stelle des Grabes, ähnlich unsern Gräbern, durch eine kleine Erhöhung kenntlich. Im Laufe der Jahrhunderte mußte natürlich diese kleine unbedeutende Erhöhung vollständig verschwinden. Die Gruben legte man in den flachen Boden, auch wohl, je nach Lage des Begräbnisplatzes, in Sandwehen (Scheuerbusch), ja selbst in alte Gräber der Hallstatt- und Steinzeit (Scheuerbusch, Trippelsdorf). Die Folgerung lag nahe, daß man, bei nicht genügender Erforschung, die aus solchen Hügeln entnommenen germanischen Funde als Beweis anzu-

¹⁾ Jentsch spricht also diese „Aschengruben“, identisch [wie aus einer Anmerkung bei Jentsch hervorgeht] mit den vorher von Weigel erwähnten „Brandgruben mit kohlschwarzer Aschenerde“, entweder als „Filiaigruben“ von „Bestattungsgruben“ an, während Weigel sie als selbständige, in sich abgeschlossene Bestattungen betrachtet, oder erklärt sie als dazu bestimmt, die gesamten Überreste des Scheiterhaufens (Asche und Holzkohlen) aufzunehmen.

sehen habe für den germanischen Ursprung des Hügels und demgemäß für eine Dauer der Hügelbestattung bis in die Kaiserzeit. Im Scheuerbusch bei Wahn konnte jedoch nachgewiesen werden, daß die Brandgruben in Hügeln Nachbestattungen waren, da das eigentliche Hallstattgrab, zu dem der Hügel gehörte, ebenfalls zum Vorschein kam.

(Germanische Brandgruben der Spät-Latène-Zeit und der römischen Kaiserzeit [Eisenzeit]).

Ich trage noch nach: **Montelius** (Kulturgeschichte Schwedens).

S. 159/160: „In den „Brandgruben“ („Brandpletter“) liegen die Knochen nicht rein gewaschen, wie die der Bronzezeit, sondern mit Kohlen und Asche vom Scheiterhaufen verunreinigt“.

Kosfinna (Deutsche Vorgeschichte, 2. Auflage).

S. 145: „Nunmehr bringen die Burgunden den Brauch mit (von Bornholm nach dem westlichen Hinterpommern), den gesamten Rückstand des Leichenbrands, die ungereinigten Knochenreste nebst den im Feuer zerstörten Beigaben, dazu noch die Asche und die Kohlen, entweder auf einer großen Fläche auszubreiten, das sind die Brandschüttungsgräber¹⁾ — oder in einer sackartigen Umhüllung in eine Grube zu legen, das sind die Brandgrabengräber“.

Kostrzewski („Die Ostgermanische Kultur der Spät-Latène-Zeit“, Mannusbibliothek Nr. 18):

S. 216: Grabformen. „Die Bestattungssitte der Spät-Latène-Zeit ist durchaus nicht einheitlich. Neben den aus der späten Hallstattzeit und den frühen Latènestufen übernommenen reinen Urnengräbern kommen solche vor, die von dem ganzen Rückstand des Scheiterhaufens umgeben oder überschüttet sind (Brandschüttungsgräber), und schließlich besonders zahlreich reine Brandgrabengräber, die außer den verbrannten Knochen und den Beigaben nur noch die Reste des Scheiterhaufens ohne jede Spur einer Urne enthielten.“

Serner S. 220: „Das reine Brandgrabengrab.... herrscht auch in Ostdeutschland, besonders im burgundischen Teil desselben, durchaus vor. Es sind dies kesselförmige Gruben von rundem oder ovalem Querschnitt. Ihr oberer Durchmesser beträgt durchschnittlich 75 cm bis 1 m; der Boden liegt gewöhnlich 75 cm bis 1 m, der obere Rand etwa 25—40 cm unter der Oberfläche, nur selten ist die Grube flacher. Während in den meisten Fällen die Brandmasse völlig frei im Boden liegt, ist sie bisweilen mit einem oder mehreren Steinen bedeckt. (Dazu Anmerkung: „Bisweilen kommen sogar mehr oder weniger ausgedehnte Kopfsteinpflaster als schützende Decke des Grabes vor: Perlsanzig, Taubendorf.“)

¹⁾ Siehe nachstehend „Kostrzewski“.

In Perjanzig war ab und zu auch der Boden mit flachen Steinen gepflastert. Während auf burgundischem Gebiet Beigefäße nur spärlich und dann immer nur in der Einzahl gefunden werden, sind die wandalischen Brandgruben meist mit einer großen Zahl derselben ausgestattet, und zwar sind sie hier häufig zerbrochen und verschlackt."

Kostrzewski unterscheidet also:

1. Keine Urnengräber.
2. Übergangsformen zwischen 1 und 3, worauf ich in Abschnitt IV C zurückkomme.
3. Brandschüttungsgräber (die von Kossinna vorstehend mit „Brandschüttungsgrab“ bezeichnete Grabform nennt Kostrzewski [a. a. O. S. 216, Anm. 1]: Brandflächengrab [Brandfleck]).
4. Übergangsformen zwischen 3 und 5; auch diese sind für meine Ausführungen in Abschnitt IV C wichtig.
5. Keine Brandgrubengräber.

2.

Rückblick (Zusammenfassung von 1).

Undset (a. a. O.):

S. 339/340. „Diese Gruben, in welche die Überreste des verbrannten Leichnams ohne irgendwelche Sorgfalt hineingeworfen sind. . . .“ „Hier ist an eine feierliche Beisetzung nicht zu denken; vielmehr hat es alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß man, nachdem das Feuer des Leichenbrandes erloschen, die Reste der Gebeine mit den Kohlen, den Beigaben, Tongefäßen usw. zusammengescharrt und in einen Korb getan und diesen nach der Grube getragen und den Inhalt hineingeschüttet hat.“

Ebendort, S. 489 (Norwegen):

„Bisweilen enthält die Grube nur Kohlen und die verbrannten Gebeine sind für sich allein beigesezt.“

Sophus Müller (a. a. O.).

II. S. 19 („Über die Bornholmer Brandgruben“):

„Die Brandgrube ist ein freisförmiger Klumpen schwarzer Erde.“ — „ . . . man findet fast nie, daß eine Brandgrube in eine andere eingreift oder sie nur berührt.“ — „Die Einrichtung der Brandgruben ist im wesentlichen immer dieselbe.“ — „Das Grab enthält sämtliche Reste des Leichenbrandes, nicht bloß die verbrannten Knochen, sondern auch Kohle, Asche, Steinchen und verbrannte Erdklumpen, wie es sich beim Zusammenfallen oder Segen der Überreste des Scheiterhaufens ergeben mußte.“ — „Die Brandgrube dagegen (im Gegensatz zu den Gräbern der

Bronzezeit) bildet einen dunklen, schwärzlichen Klumpen, dessen geringsten Teil die verbrannten Gebeine ausmachen."

"Wo Altertümer vorkommen, liegen sie meist ganz ungeordnet, wie sie eben mit den anderen Resten des Scheiterhaufens zusammengefeget und mit dem ganzen Abfall zusammen in die Grube geschüttet worden sind."

(Ähnlich äußern sich **Montelius** und **Kosinna**, wie auch **Blume** und **Hollad**.)

Ebendort S. 32/34: „Doch auch hier (auf Bornholm) wie in den anderen dänischen Landschaften werden die Gräberfelder mit Brandgruben eigentlich durch das Eisen und die fremden Latène-Formen charakterisiert.“

Lissauer (a. a. O.):

S. 123: „ . . . ; oder man schüttete die Überreste des Verstorbenen mit Asche, Kohle und den Beigaben ohne jedes Gefäß in eine kleine Grube und warf dieselbe dann ohne weiteres mit Erde zu.“

S. 127/128: „Von den Brandgräbern enthielten 4 nur Kohle, unter diesen zeichnete sich eine sehr große Grube durch große Kohlenstücke aus.“

Tischler (a. a. O.):

S. 258/59. „Während bei den Brandgruben der ganze Rückstand des Scheiterhaufens in ein Loch flach ausgeschüttet wurde“.

Kostrzewski (a. a. O.): dessen „Grabformen“ bespreche ich noch im letzten Abschnitt ausführlicher.

Friedel (a. a. O.):

S. 5: Sammlung der Brandreste etwa in ein Fell, Tuch oder Korb; „einer solchen Einhüllung entspräche dann auch die ganze Form der Grabnester“. Sodann erscheinen Scherben von Tongefäßen, die mit Feuer in Berührung gekommen sind. „Die Gefäßreste reichten zum Teil schon in die eigentliche Leichenbrandmasse hinein, welche aus den durch Feuer zerborstenen Knochen und schwarzer, kohliger Erde, mitunter richtigem Kohlenklein, bestand und immer durchsetzt war von einzelnen eisernen Dingen.“

Ebendort S. 14. „Die Gebeinreste der Toten sind einfach in einen Sack oder Korb gesteckt und dann oberflächlich in der Erde verscharrt, **derart liederlich**, daß oft ein Teil der Gebeine und Beigaben unordentlich verstreut daneben liegt, auch wo der Pflug nicht eingegriffen hat.“

Ein solches Verfahren widerspräche „einem ethisch veranlagten, wohlkultivierten Volke, wie die Germanen sind“ und wäre nur zu erklären dadurch, daß sie kurz vor der Auswanderung gestanden hätten.

An einer anderen Stelle heißt es: „Der Verbrennungs- und Beisehungsaft wird zur Zeit der Brandpletter mit einer fast roh zu nennenden Überhastung vorgenommen.“

Und schließlich: „Im Gegenteil jede Spur des Toten, seiner Mitgift und seiner Bestattung wird möglichst verwischt, die Urnen und der Beisatz, soweit ihn nicht die Flamme des Scheiterhäufens vernichtet, unbarmherzig zertrümmert, vernichtet oder doch möglichst unbrauchbar gemacht.“

Busse (a. a. O.).

S. 570: Runde, kesselförmige Gruben von 25—40 cm Tiefe und ebenso großem Durchmesser; 25—50 cm unter der heutigen Erdoberfläche.

„Häufig konnte ich jedoch eine bestimmte Ordnung der Sachen erkennen, dann lagen die Topfscherben oben auf, darunter der Schädel, unter diesem die anderen Knochenteile und die Beigaben aus Metall, Glas und Ton.“

„und ich komme deshalb zu der Ansicht, daß der Inhalt der Gruben seinerzeit in einem Behälter, wahrscheinlich aus Holz, Leder oder anderem Stoff, beigelegt worden ist. Spuren oder Reste solcher Behälter fanden sich nicht, doch müssen dieselben sich längere Zeit in der Erde erhalten haben, da die benachbarte Erde wenig oder gar nicht mit dem Inhalt der Grube durchsetzt war.“

„Die Knochen ließen in einigen Gruben eine größere Zerkleinerung (als in den Urnengräbern) erkennen.“

„Zwischen denselben (den Brandgrubengräbern) fanden sich oftmals schwärzliche Feuerstellen, durchmischt mit Stücken von Holzkohlen, Knöchelchen und Gefäßscherben“.

„. und demnach nehme ich an, daß in die Gruben viel Holzasche vom Scheiterhaufen gelangt ist.“

Max Weigel (a. a. O.).

S. 16/17: „Bei den sog. Brandgruben kam ich oft zu der Überzeugung, daß die Knochenreste mit den Beigaben in irgend einem aus vergänglichem Stoff hergestellten Gefäß beigelegt gewesen sein mußten.“

„Sehr häufig fand ich Brandgruben mit kohlschwarzer Aschenerde und mit wenigen oder gar keinen Knochenresten.“

„Auch in vielen andern Gräbern fand ich eine oft auffallend geringe Knochenmenge und meist ganz winzig kleine Stücke.“

Hugo Jentsch (a. a. O.):

Jentsch nimmt gleichfalls die Bergung der Brandreste in einem vergänglichen Gefäße (Sack, Eimer, Kasten, Korb, Sack oder Tuch) an.

„Durchweg ist Sand zwischen die meist recht klein geschlagenen Skeletteile eingelaufen, die von Kohlenbeimengung im allgemeinen frei sind.“

„Häufig finden sich zwischen den Gräbern schwarze Aschenhaufen, wohl Rückstände von der Leichenverbrennung“

C. Rademacher (a. a. O.):

S. 212. „Während der Spät-Latène-Zeit bilden sich dann die Brandgruben aus, die in der Kaiserzeit herrschen.“

„Der Leichnam wird mit dem Schmutz und den Gefäßen verbrannt, die Knochen nicht mehr vorsichtig gesammelt und wie in früherer Zeit in einer gewissen Anordnung in einer Urne geborgen, man senkt die sämtlichen Brandreste, Knochen, Kohle, Scherben, Bronzen, Eisenreste in kleine Gruben. Diese sind rundlich in den Boden eingeschnitten 0,50 m tief, 0,80 m Durchmesser. Bisweilen stellt man ein ganzes Gefäß dann noch in die Grube, oft legt man einzelne Knochen in kleinere Gefäße.“

3.

Vergleichende Übersicht (zu 1. und 2).

Die Brandgruben, soweit sie nicht in Hügeln liegen, liegen ziemlich flach unter der Erdoberfläche. Sie erscheinen meist als runder, schwarzer Erdfled. Ihre Form wird in einigen Berichten als nest- oder kesselförmig bezeichnet. Sie haben also bisweilen Neigung, sich etwas zu verjüngen. Durchmesser und Tiefe von je 0,40 m bezeichnen etwa das Mittel der räumlichen Ausdehnung. Die Brandgruben treten meist in größerer Menge auf und bilden so einen gemeinsamen Begräbnisplatz. Sehr häufig liegen auf demselben Begräbnisplatze Urnengräber und Brandgrubengräber gemischt. Die Brandgruben sind ausgefüllt mit schwarzer Erde¹⁾, zwischen welcher die Knochenreste, die Beigaben, Scherben und Holzkohlestücke (in Bornholm auch gebrannte Erdklumpen) liegen. Die „**schwarze Erde**“ rührt „nach Busses Analyse derselben“ von verwitterter Holzasche (des Scheiterhaufens) her²⁾. Die **Knochenreste** werden oft als winzig und häufig als stark zerkleinert angesprochen. Sophus Müller bemerkt ausdrücklich zu den Bornholmer Brandgruben: „Daß die verbrannten Gebeine den geringsten Teil des Brandpletters ausmachen.“ Die **Beigaben** sind teils unverfehrt,

¹⁾ Jedoch bemerkt Jentsch zu den Sadersdorfer Brandgruben (Römische Eisenzeit): „Durchweg ist Sand zwischen die meist recht klein geschlagenen Skeletteile eingelaufen, die von Kohlenbeimengung im allgemeinen frei sind.“

[Dieser Sand scheint also nicht „geschwärzt“ gewesen zu sein.]

²⁾ Diese Beobachtung halte ich für sehr zutreffend.

meist aber durch das Feuer des Scheiterhaufens oder dazu noch, wie vielfach angenommen wird, absichtlich beschädigt (zerstübelt, zusammengebogen) und auch durch den Einfluß der Witterung, welchem der Inhalt von Brandgruben stark unterlag, angegriffen. **Scherben** und **Holzkohlestücke** (meist kurz mit „Kohle“ bezeichnet) werden vielfach besonders erwähnt.

Mehrfach wird angenommen, daß die Brandreste nicht ohne weiteres in die Erdgrube geschüttet, sondern in einem **vergänglichen Behälter** oder in einer vergänglichen **Umhüllung** (etwa Saß, Eimer, Korb, Sack, Tuch) beigelegt worden sind. Für diese Annahme hat meine Grabung einen positiven Beweis erbracht: einen Behälter (ausgehöhlten Baumstamm) in der Brandgrube von Hügel 43. — Vielfach wird berichtet, daß sich zwischen den Brandgrubengräbern: **Gruben** oder **schwarze Aschenhaufen** befanden, welche meist nur Holzkohlestückchen, bisweilen einige Knöchelchen oder Knochen Spuren, selten Scherben enthielten.

Sast allgemein wird ausgeführt: „den Inhalt der Brandgrubengräber bildeten die „**zusammengelegten**“ („**zusammengesparten**“) Reste des Leichenbrandes.“

So sagt Sophus Müller: „Das Grab enthält sämtliche Reste des Leichenbrandes, nicht bloß die verbrannten Knochen, sondern auch Kohle, Asche, Steinchen und verbrannte Erdklumpen, wie es sich „**beim Zusammenscharben oder Segen**“ der Überreste des Scheiterhaufens ergeben mußte“. „Wo Altertümer vorkommen, liegen sie meist ganz ungeordnet, wie sie eben mit den **anderen Resten** des Scheiterhaufens „**zusammengelegt**“ und mit „**dem ganzen Abfall**“ zusammen in die Grube geschüttet worden sind.“

In vorstehendem drückt sich die herrschende Auffassung aus. Diese sieht denn auch vielfach in der Brandgrubenbestattung einen Verfall der Begräbnissitten: so sagt Undset: „Hier ist an eine feierliche Beisetzung nicht zu denken. . . .“ und ganz besonders **Friedel** („Die Brandpletter von Wilhelmsau“) betont: „die kulturelle und rituelle Entartung, welche sich in den Brandplettern (Brandgruben) fundgibt“. „Jede Spur des Toten, seiner Mitgift und seiner Bestattung wird möglichst verwischt, die Urnen und der Beisatz, soweit ihn nicht die Flamme des Scheiterhaufens vernichtet, unbarmherzig zerschlagen, vernichtet oder doch möglichst unbrauchbar gemacht.“

Aber gerade **Friedel** widerspricht seiner fast „Gruseln erregenden“ Beschreibung schon selbst:

Erstlich nimmt **Friedel** die Bergung der Brandreste in einem Behälter an, dann unterscheidet er in den Gruben 2 Lagen: **oben** „Scherben von Tongefäßen“ und **nach unten** „reichten die Gefäßreste (Scherben) zum Teil schon in die „**eigentliche**“ Leichenbrandmasse“.

Und gerade die Brandgruben (Brandpletter) von Wilhelmsau geben **Busse** Veranlassung zu der Bemerkung:

„**Häufig** konnte ich jedoch **eine bestimmte Ordnung der Sachen** erkennen, dann lagen die Topfscherben oben auf, darunter der Schädel, unter diesem die andern Knochenteile und die Beigaben aus Metall, Glas und Ton.“

Busse bestätigt also in ergänzender Weise die vorstehende Beobachtung Friedels. Auch die sonstigen Beobachtungen **Busse**s in Wilhelmsau zeigen ihn als alten erfahrenen, scharf beobachtenden Ausgrabungs-Praktiker.

Im folgenden Abschnitt C werde ich nachzuweisen versuchen, daß meine Brandgrubengräber sehr sorgfältig, also sehr pietätvoll angelegt sind — so pietätvoll, daß ich behaupte: „würden die von mir untersuchten Brandgrubengräber einem aus Urnengräbern und Brandgrubengräbern gemischten Gräberfelde angehören, so würde ich die letzteren für die sorgfältigeren und pietätvolleren Grabanlagen ansprechen“.

Meine Schlußfolgerungen werden also der „herrschenden Meinung“ widersprechen und ich muß es dem Urteil der Vorgeschichtsforscher überlassen, wie weit sie mir folgen und wie weit sie diesen Mangel an Übereinstimmung darauf zurückführen wollen, daß die Ausgrabungs- und Beobachtungs-Methoden in steter fortschreitender Bewegung sind. **Undset** sagt: „Sie (die Brandgrubengräber) sind bis jetzt wenig beachtet und selten von kundiger Hand untersucht worden“. — Nachtragen möchte ich noch die Bemerkung **Friedels**: „Die Gebeinreste der Toten sind einfach in einem Saß oder Korb gesteckt und dann oberflächlich in der Erde verscharrt, derart liederlich, daß oft ein Teil der Gebeine und Beigaben unordentlich verstreut daneben liegt, auch wo der Pflug nicht eingegriffen hat.“ Hierbei handelt es sich meines Erachtens nicht um die Folgen von „Liederlichkeit“, sondern um die Darbringung eines Opfers (sind die betreffenden Knochen untersucht auf ihre Herkunft?) nach Schließung des Grabes. Diesem Opfer sind einige von den Beigaben oder Spenden der Sippe beigefügt worden. Meiner Überzeugung nach haben Opfer eine große Rolle im Begräbnisritus der späteren Latène-Zeit gespielt, worauf ich im folgenden Abschnitt IV C näher eingehe.

Schließlich müssen wir eine Erklärung suchen für die in vorstehenden Berichten vielfach erwähnten: „Gruben oder schwarzen Aschenhaufen, welche meist nur Holzkohlestümpfen, bisweilen einige Knöchelchen oder Knochen Spuren, selten Scherben enthielten.“ Diese Gruben lagen zwischen den Brandgrubengräbern. Sie sind in den meisten Berichten einfach nur verzeichnet, nur **Weigel** und **Jentsch** haben eine Meinung geäußert (siehe vorstehend unter IV B 1: die Anmerkung zum Schlusse des Berichtes von **Jentsch** über **Sadersdorf**). Auch in diesem Punkte komme

ich zu einer anderen Auffassung, wie ich im folgenden Abschnitt C zeigen werde. Diese Gruben spreche ich als Opfergruben für Feldfrucht oder kleinere Tiere an.

Sämtliche Berichte, bis auf zwei, melden, daß die Brandgrubengräber zu Flachgräberfeldern gehören, sei es, daß sie deren alleinige Grabform sind oder gleichzeitig mit anderen Grabformen auf demselben Gräberfelde auftreten.

Nur bei den Grabfunden Norwegens (vgl. vorstehend unter A) sagt **Undset S. 489**: „Die ältesten Gräber der Eisenzeit in Norwegen sind mit unansehnlichen, niedrigen, flachen **Hügeln** bedeckt oftmals liegen die Überreste (Knochen und Kohlen) in kleinen Gruben“

Serner S. 487 (bei Beschreibung der Grabhügel bei Gipsund, Ksp. Rygge in Smålenene): „Diese (niedrigen, gestreckten) **Hügel** waren dadurch merkwürdig, daß sie eine Menge Gräber zum Teil ganz verschiedener Art umschlossen. In einem derselben wurden z. B. gegen 20 Gräber aufgedeckt, teils in brandgrubenähnlichen Bodenvertiefungen, teils in irdenen oder hölzernen Totenurnen. (Mittel- bis Spät-Latène.)

Und als Zweiter spricht **Rademacher** (vgl. vorstehend unter A) davon: daß in den Grabhügeln zwischen Sieg und Wupper Brandgruben vorkommen, aber nur als **Nachbestattungen** („in alten Gräbern der Hallstatt- und Steinzeit“). Vorher trägt Rademacher die Meinung vor, daß sämtliche Brandgrubengräber ursprünglich durch eine kleine Erhöhung kenntlich waren. Wenn auch eine Kenntlichmachung sehr wohl auf andere Weise geschehen konnte, so ist diese Annahme nicht ganz von der Hand zu weisen. Aber solche unbedeutenden Erhöhungen, die vielleicht für sämtliche Flachgräberfelder (Urnengräber-Knochenlager-Brandgruben) anzunehmen sind, sind längst für das Auge verschwunden und können unter keinen Umständen als einstige Grabhügel angesprochen werden. Natürlich werden Übergänge von solchen kleinen Erhöhungen zu eigentlichen Grabhügeln vorgekommen sein: so spricht ja Undset (vorstehend) von „unansehnlichen, niedrigen, flachen Hügeln“.

Die einzige Parallele zu unseren **Garther** über Brandgruben errichteten **Grabhügeln** bilden also die Grabhügel bei Gipsund, Ksp. Rygge in Smålenene, Norwegen und diese Parallele hintt noch insofern, als diese Hügel bis 20 Gräber, und zwar Urnengräber und Brandgrubengräber, bedeckten.

Ich wende mich nun zur Besprechung des Inhalts unserer **Garther** Brandgruben:

C.

Inhalt der Garther Gruben¹⁾.

(Siehe Tabelle B.)

Aus der Tabelle B ersieht man, daß von insgesamt 19 Gruben: 14 gebrannte Knochen oder noch erkennbare Reste von solchen, außerdem schwarze Erde, 5 dagegen nur schwarze Erde enthalten, welche letzteren ich als Opfergruben anspreche.

Von den ersteren 14 spreche ich 10 als Bestattungsgruben, 4 als Opfergruben an (siehe: Besondere Bemerkungen, Tabelle B): davon sind 4 dreischichtig, nämlich die Grube in Hügel 2, die Grube 1 in Hügel 4, die Grube in Hügel 5 und die Grube in Hügel 43. Die Grube in Hügel 43 führte außerdem noch eine vierte (oberste) Schicht reiner Erde;

5 zweischichtig,

nämlich die Grube 2 in Hügel 4, die Grube 1 in Hügel 1, die Gruben 6 und 3 in Hügel 45 und die Grube in Hügel 44;

5 einschichtig,

nämlich die Gruben 2 und 3 in Hügel 6 (das mit 1 bezeichnete Ereignis in Hügel 6 ist identisch mit dem Scheiterhaufen, vgl. Tafel I, Abb. 6), die Gruben 5 und 2 in Hügel 45 und die Grube in Hügel 46.

Bei den (4) dreischichtigen Gruben führt die

Obere Schicht: nur wenige kleine gebrannte Knochen oder Knochen splitterchen, Holzkohle-Reste, Beigabenfragmente und in 2 Fällen außerdem kleine Scherben,

die Mittlere Schicht: die Hauptbeigaben, Holzkohle-Reste und in 2 Fällen kleinere Mengen gebrannter Knochen,

die Untere Schicht: das Hauptlager der gebrannten Knochen und außerdem (je in einem Falle) Holzkohle-Reste, 1 Beigabenfragment, 2 Tonscherben.

Die Obere Schicht zeigt Tiefen von 0,13 m bis 0,33 m.

Die Mittlere Schicht Tiefen von 0,04 bis 0,08 m.

Die Untere Schicht Tiefen von 0,13 bis 0,24 m.

Die Obere Schicht spreche ich als Opferschicht an. Die kleinen (winzigen) gebrannten Knochen führe ich auf die Reste eines kleinen Opfertieres (etwa Vogels) zurück, welche man mit den Rückständen des Opferfeuers auf die gesammelten und zuerst niedergelegten Menschenknochen und Beigaben schüttete.

Schon in Feldbuche ist während der Arbeit bei Abschürfung der „ersten“ Schicht bemerkt worden: „daß die dort gefundenen Knochen splitterchen nicht

¹⁾ Genau würde die Überschrift lauten müssen: „Inhalt der Behälter in den Garther Gruben“ (vgl. 2. A.: „Form und Anzahl der Gruben“).

den Eindruck menschlichen Leichenbrandes machen". Leider sind aber die Knochenreste der ersten Schichten zu winzig, um „bestimmt“ werden zu können, aber wir haben die beste Analogie durch die Nauheimer Funde („Die Nauheimer Funde“ von Dr. F. Quilling). Aus dem Nauheimer Gesamtfunde sind 57 Knochenbehälter osteologisch untersucht worden; davon enthielten nur 8 Knochen des Menschen allein, 40 Knochen von Mensch und Tieren, 9 von Tieren allein. Es war also „strenge“ Sitte, den Toten ein Tieropfer darzubringen und ins Grab mitzugeben. Diese „strenge“ Sitte der Spät-Latène-Zeit muß sich in der Mittel-Latène-Zeit vorbereitet haben, spätestens in deren Schlußstufe, welcher unsere Hügelgruppe angehört. In den „Nauheimer“ Behältern sind nachgewiesen worden: Schwein, Wiederkäuer, Hund, Vogel (Huhn, Taube?), dabei oft in ein und demselben Behälter verschiedene Tiere, so in einem Falle außer Mensch: Schwein, Wiederkäuer, Hund und Vogel.

Ich möchte annehmen, daß es sich bei unseren Knochensplintern der „ersten“ Schichten am ehesten um Vogelknöchelchen handelt. Daß wir nur winzige Knochenrestchen in der Opferschicht vorfinden, hängt damit zusammen, daß fast jedes Opfer mit einem Opferschmaus verbunden war, wobei der Löwenanteil nicht demjenigen zufiel, für den geopfert wurde, sondern den Opfernden. Vielfache Belege dafür bietet Homer bei Beschreibung von „Opfern für Gottheiten“¹⁾. „Die Götter erhalten das Fett der Opfertiere und dazu etwas von jedem Gliede oder auch einzelne Teile, besonders die Schenkelknochen; den Rest verzehren die Menschen bei den Opferschmäusen (nach Buchholz, a. a. O.).“ „So macht z. B. Eumaios bei der Mahlzeit ein wahrhaft rührendes Rechenegemmel, indem er seinen Fleischvorrat in 7 Portionen zerlegt: eine davon fällt auf die Nymphen und Hermes, vier auf sein Hirtenpersonal, eine auf ihn selbst, die letzte und beste aber, ein tüchtiger Schweinsrücken, auf Odysseus. Letzterer kommt also hier auf Kosten der Gottheiten am besten weg, indem er den köstlichsten und gediegensten Bissen erhält (nach Buchholz, a. a. O., § 172, III. Bd., II. Abt.).“ Analog haben wir uns die Vorgänge bei den Garther Totenopfern zu denken. Die Leidtragenden verschmausten das Opfer, für den Toten genügten winzige Knochenreste und die mit dem Fett des Opfertieres in Berührung gekommenen Rückstände des Opferfeuers. Will man die Analogie noch weiter treiben und etwa annehmen, daß auch die Garther Leidtragenden denselben ritualen Unterschied, wie die Griechen, zwischen „Opfer vor“ und „Opfer nach“ der Bestattung machten, so müßte allerdings „das dem Toten nach der Bestattung am Grabe dargebrachte Opfer“ vollständig verbrannt worden sein. „Es war verboten, davon (von den *ἐναγίσματα*, den Opfern nach der Bestattung)

¹⁾ Buchholz, „Die homerischen Realien“, II. Bd., 2. Abteil., § 115; III. Bd., 2. Abteil., § 166 bis § 174.

etwas zu genießen, eine Vorschrift, die offenbar auf dem Glauben beruhte, daß es für die Lebenden schädlich sei, sich Dinge zunutze zu machen, die ausschließlich für die Unterirdischen bestimmt waren. Wenn dieser Glaube die Lebenden von dem Mitgenusse der den Toten (nach der Bestattung) dargebrachten Opfer ausschloß, so lag es nahe genug, ihn auf die Gefäße zu übertragen, die dabei zur Anwendung gekommen waren, und diese Gefäße für die weitere Benutzung untauglich zu machen (in Scherben zu schlagen; nach Helbig, a. a. O.). Sollten also bei den Garthern den griechischen ähnliche Vorstellungen und feine Unterscheidungen obgewaltet haben, so würden wir eine Erklärung dafür, daß von kleineren Opfertieren nur minimale, von größeren nur unvollständige Knochenreste mit den Rückständen des Opferfeuers in die Gruben gelangten, darin finden, daß „nach Ritual“ die Verbrennung des Opfertieres eine vollständige (intensive) sein mußte. Aber auch für ein anderes in germanischen Grabhügeln in der Regel vorkommendes Ereignis würde bei Annahme einer so weit getriebenen Analogie sich eine Erklärung finden, nämlich für die rituellen, in den Grabhügeln wild und zerstreut liegenden Gefäßscherben¹⁾, sowie auch für die Scherben in unseren Gruben. (Hierzu ist zu vergleichen: Helbig, a. a. O., S. 258, S. 246/248, 249/50, 264, 266.)

Diesem in der oberen Schicht enthaltenen Opfer hat man meist einige Beigabenreste und kleine Tonscherben beigefügt. Wahrscheinlich sind diese Bruchstücke und Tonscherben in symbolischer Weise von den Leidtragenden gespendet worden, während man die Hauptbeigaben in der mittleren oder unteren Schicht findet. Bei unseren dreischichtigen Gruben legte man sie (als mittlere Schicht) auf die untere Schicht, welche das eigentliche Knochenlager enthielt.

¹⁾ Neuerdings hat P. Reinecke (Wien. Prähistor. Zeitsch. IV, 1917: „Die Streuscherben in süddeutschen Grabhügeln“) für „süddeutsche Grabhügel“ der älteren süddeutschen Bronzezeit (vorwiegend aus deren zweiter Stufe) eine abweichende Meinung geäußert und begründet: daß es sich nämlich bei den Streuscherben nicht um einen Grabgebrauch sondern „um unabsichtliche Beimengungen unmittelbar anschließender Kulturschichten“ handele. Wie weit sich diese Beobachtung Reineckes örtlich und zeitlich ausdehnen läßt: hängt davon ab, ob in anderen Gegenden beobachtete Streufunde in Grabhügeln zu demselben Ergebnis führen. Dies bemerkt auch Reinecke selbst am Schlusse seiner Abhandlung. Für unsere Garther Hügelgruppe bleibe ich dabei, daß es sich, sowohl in bezug auf die Streuscherben in den Hügeln, wie auf die Scherben in den Gruben, um „rituelle“ Beimengungen handelt: weil die Garther Streuscherben weder in größerer Menge noch in zeitlicher Abweichung auftreten, auch eine nahe Siedelung, wenigstens bisher nicht festgestellt wurde. Dagegen habe ich in einem steinzeitlichen Grabmale (einem Hünenbette ohne Grabkammer) bei Tosterglope, Kreis Bielefeld, dieselbe Beobachtung wie P. Reinecke, und zwar unbeeinflusst von dessen (späterer) Abhandlung, gemacht (Lüneb. Mus. Bd. B. 2, Heft 8, S. 316). Im übrigen beziehe ich mich auf meine Bemerkung über „rituelle Grabcherben“ in Mannus, Bd. V, Heft 3, S. 230/231.

Über die Beigaben habe ich mich ausführlich in „Abschnitt III. Beigaben und Zeitbestimmung“ ausgesprochen und nachgewiesen, daß es sich fast ausschließlich um „Zubehör zur Totentracht“ handelt. Eine Ausnahme machen die Türverschlüsse in Hügel 2 (hier hat man den Toten auf einer als Bahre benutzten Tür verbrannt) und das Feuerzeug in Grube 1 des Hügels 4 (noch in 3 anderen Gruben wurden Feuersteine gefunden, einmal in Grube 1 des Hügels 1 neben einem größeren Eisenfragment).

Die (5) zweischichtigen Gruben führen keine besondere (mittlere) Beigabenschicht, vielmehr sind hier die Beigaben in das Knochenlager (untere Schicht) eingemengt. Im übrigen — also bis auf den Wegfall einer dritten (mittleren) Schicht — gleichen die Verhältnisse denen, auf welche wir vorstehend, bei Besprechung der dreischichtigen Gruben, näher eingegangen sind. Zu bemerken ist noch, daß in 2 Fällen (Grube 1, Hügel 1 und Grube Hügel 44) die Opferschicht (obere Schicht) keine noch erkennbaren Reste von Knöchelchen enthielt, ferner ist noch zu bemerken, daß ich die zweischichtige Grube 2 in Hügel 4 als Opfergrube anspreche, worauf ich zurückkomme. Bei den übrigen vier zweischichtigen Bestattungsgruben zeigte

die **Obere Schicht** Tiefen von 0,16—0,28 m,
die **Untere Schicht** Tiefen von 0,11—0,31 m.

Von den 5 einschichtigen Gruben, welche gebrannte Knochen oder minimale Reste von solchen enthielten, spreche ich nur 2 als Bestattungsgruben (Grube 3 in Hügel 6 und die Grube in Hügel 46) an, die übrigen 3 (Grube 2 in Hügel 6 und die Gruben 5 und 2 in Hügel 45) als Opfergruben an.

Ebenso spreche ich als Opfergruben an die 5 einschichtigen Gruben, die weder Beigaben noch Spuren gebrannter Knochen, sondern lediglich schwarze Erde, oder Holzkohle-Reste enthielten. Nur eine von diesen 5 Gruben (Grube 1 in Hügel 45) enthielt außerdem einige kleine Toncherben.

Wir haben also insgesamt **10 Bestattungs-** und **9 Opfergruben**.

Von den 9 Opfergruben haben 5 (nämlich die ohne Knochenreste) Feldfruchtopfer, 4 Tieropfer enthalten. Außer Tieropfer enthielten von den letzteren Gruben zwei Beigaben, von den ersteren mit Feldfrucht eine ein Beigabenfragment.

Wie verteilen sich nun die 10 Bestattungs- und 9 Opfergruben auf die elf Hügel?

Hügel 2 (Abb. 1, Taf. I) enthielt lediglich eine Bestattungsgrube. Dieselbe war dreischichtig: Opferschicht¹⁾, Beigabenschicht (2 Türverschlüsse)

¹⁾ Soweit nicht anderes bemerkt wird, wird das Opfern eines kleinen Tieres (etwa eines Vogels) angenommen.

und untere Schicht mit dem eigentlichen Knochenlager. Gewicht der gebrannten Knochen 420 Gramm (davon 100 Gramm in der mittleren und 320 Gramm in der unteren Schicht).

Hügel 4 (Abb. 2, Taf. I) enthielt eine Bestattungsgrube (Grube 1) und eine Opfergrube (Grube 2).

Die Bestattungsgrube (Grube 1) war dreischichtig: Opfer- schicht, Beigabenschicht (Feuerzeug) und untere Schicht mit dem eigentlichen Knochenlager. Gewicht der gebrannten Knochen 1280 Gramm.

Die Opfergrube (Grube 2) war zweischichtig: die obere Schicht enthielt das Opfer eines kleinen Tieres (etwa Vogels), die untere Schicht das Opfer eines größeren Tieres (10 Gramm Knochenreste) und 5 Eisenreste, die wahrscheinlich von den Leidtragenden beigefügt wurden, da man den Toten in Grube 1 mit seinem Feuerzeug ausgestattet hatte.

Wir haben also hier einen Fall, wo man außer dem üblichen Opfer in der Bestattungsgrube (obere Schicht) noch eine besondere Opfergrube angelegt hatte. Besondere Opfergruben neben Bestattungsgruben werden wir auch in Hügel 1, Hügel 45 und Hügel 6 antreffen. Auch hierzu bieten die „Nauheimer Funde“ (Quilling, a. a. O., S. 96) Analogien. Dort wurden neben den Bestattungsurnen fünfmal Gefäße, die nur Tierreste enthielten, gefunden, während im allgemeinen die Opferknochen mit den menschlichen Knochen vermischt wurden, wie wir sie auch in der Regel zusammen, wenn auch in getrennten Schichten, in unseren Garther Gruben antreffen. Die fünf Nauheimer Gefäße mit „nur Tierresten“ würden also den besonderen Opfergruben unserer Hügel entsprechen. Einmal wurde in Nauheim ein Gefäß mit „ausschließlich Tierknochen“ ohne Zusammenhang mit anderen (Bestattungs-) Urnen gefunden (Fund Nr. 69). In diesem Falle wird es sich um ein Kenotaphion mit Opfergefäß handeln, wie auch bei unserem Hügel 47, den ich als Kenotaphion mit Opfergrube ansehe.

Warum ich die 10 Gramm Knochenreste in der Opfergrube (Grube 2) in diesem Falle nicht als menschlichen Leichenbrand — also die Grube 2 nicht als eine zweite Bestattungsgrube ansehe, obwohl die Reste des Leichenbrandes in unseren elf Hügeln bis auf 7 und 3 Gramm, ja bis auf völlige (wenn auch noch erkennbare) Verwitterung einschrumpften, das werde ich später in einem „Exkurs über menschlichen Leichenbrand“ im Zusammenhange besprechen.

Hügel 5 (Taf. I, Abb. 3) enthielt lediglich eine Bestattungsgrube. Dieselbe war dreischichtig:

Opfer- schicht, Beigabenschicht und untere Schicht mit dem eigentlichen Knochenlager. Gewicht der gebrannten Knochen 2195 Gramm.

Hügel 3 (Taf. I, Abb. 4). Dieser Hügel umschloß überhaupt keine Grube, sondern nur gut erhaltene Scheiterhaufenreste. In den Scheiterhaufenresten wurden keine Knochenreste, aber 2 winzige Eisenreste und an der Peri-

pherie 9 Tonscherben gefunden. Diesen Hügel spreche ich als ein Kenotaphion an, errichtet für einen in der Heimat¹⁾ Verstorbenen, dessen Leichnam aus irgend einem Grunde (Mord, Jagdunfall usw.) nicht aufgefunden wurde. Ihm zu Ehren veranstaltete man ein rituell fast lückenloses, symbolisches Begräbnis mit Scheiterhaufen, dem auch von dem Leidtragenden einige unbedeutende Eisenreste und rituelle Scherben beigefügt wurden. Auch ein Opfer eines kleinen Tieres oder von Feldfrucht wird nicht gefehlt haben, aber es hat uns keine Spuren hinterlassen, da man keine Opfergrube anlegte. Darin liegt die einzige Abweichung vom Ritus.

Hügel 1 (Taf. I, Abb. 5) enthielt eine Bestattungsgrube (Grube 1) und eine Opfergrube (Grube 2).

Die Bestattungsgrube (Grube 1) war zweischichtig: Opferschicht und Knochenlagerschicht mit Beigaben (Fragmenten und Tonscherben). Die Opferschicht enthielt keine noch erkennbaren Knochenreste, aber einen Eisenrest.

Die Opfergrube (Grube 2) enthielt nur Holzkohle=Reste und schwarze Erde. Da jedwede Knochen Spuren fehlten, wird sie ein Feldfruchttopfer enthalten haben.

Hügel 6 (Taf. I, Abb. 6). Das auf der Tafel I, Abb. 6 mit 1 bezeichnete Ereignis ist der Scheiterhaufen, in dem noch geringe Leichenbrandreste gefunden wurden. Von diesem Scheiterhaufen ist in diesem Abschnitt IV unter „1. Scheiterhaufen“ ausführlich gesprochen worden.

Im übrigen enthielt der Hügel:

eine Bestattungsgrube (Grube 3), und zwei Opfergruben (Gruben 2 und 4).

Die Bestattungsgrube (Grube 3) war einschichtig; sie enthielt nur Holzkohle=Reste²⁾ und an Leichenbrand 665 Gramm.

Die eine Opfergrube (Grube 2) enthielt Holzkohle=Reste, 7 Bronze=fragmente und an Knochen 16 Gramm (vergleiche die Ausführungen bei der vorstehenden Besprechung von Hügel 4). Hier hat man also Beigaben und die Opferreste eines größeren Tieres in eine besondere Grube gelegt. Die zweite Opfergrube (Grube 4) enthielt nur Holzkohle=Reste. Alle Gruben, die nur Holzkohle=Reste führen, spreche ich als Opfergruben für Feldfrucht an.

Hügel 43 (Taf. I, Abb. 7) enthielt lediglich eine Bestattungsgrube. Sie war drei- bzw. vier schichtig: Oberste Schicht: reine Erde, obere Schicht: Opferschicht, mittlere Schicht: Beigaben (Gefäßteile), untere Schicht: Knochenlager, 25 Gramm (laut Feldbuch war der Leichenbrand sehr verwittert).

¹⁾ Während ich bei Hügel 47, den ich gleichfalls als Kenotaphion anspreche, annehmen möchte, daß er zu Ehren eines in der Fremde Verstorbenen aufgeführt wurde, weil kein Scheiterhaufen errichtet wurde.

²⁾ Sämtliche 19 (Bestattungs- und Opfer-) Gruben enthalten quantitativ als „Hauptinhalt“: Schwarze Erde, auf die ich später zu sprechen komme, während ich sie jetzt bei den Einzelbesprechungen nicht erwähne.

Hügel 45 (Taf. I, Abb. 8) enthielt 6 Gruben, von denen ich 2 (Gruben 6 und 3) als Bestattungsgruben, 4 (Gruben 5, 2, 1, 4) als Opfergruben anspreche, und zwar 2 (Gruben 5 und 2) zur Aufnahme eines Tieropfers (etwa Vogels), 2 (Gruben 1 und 4) zur Aufnahme eines Feldfruchttopfers bestimmt.

Die 2 Bestattungsgruben (Gruben 6 und 3) waren zweischichtig: Opferschicht und Knochenlagerschicht (7 und 60 Gramm Knochenreste).

Die 2 Opfergruben (5 und 2) enthielten Holzkohle-Reste und minimale Knochenreste, Grube 5 außerdem ein Eisenfragment, Grube 2 einige Tonscherbchen.

Die 2 Opfergruben (1 und 4) enthielten, außer einigen Tonscherbchen in Grube 1, lediglich Holzkohle-Reste, somit Feldfruchttopfer. Wir haben also in Hügel 43 zwei Gruben-Gruppen von je 3 Gruben: 3, 5, 4 und 6, 1, 2 mit je einer Bestattungsgrube (3 und 6), je einer Tieropfergrube (5 und 2) und je einer Feldfruchttopfergrube (4 und 1). Die Opfergruben liegen rechts von den Bestattungsgruben. Dies mag Absicht oder Zufall sein.

Die zwei Bestattungen dieses Hügel waren demnach ganz besonders reich mit Opfern ausgestattet, da außer der üblichen oberen Opferschicht „in den Bestattungsgruben (6 und 3) selbst“ für jeden Bestatteten noch 2 besondere Opfergruben angelegt wurden.

Hügel 47 (Taf. I, Abb. 9) enthielt nur eine Opfergrube mit lediglich Holzkohle-Resten, also mit Feldfruchttopfer. Von einem Scheiterhaufen konnte keine Spur entdeckt werden. Diesen Grabhügel spreche ich (wie es auch bei Hügel 3 der Fall war) als Kenothaphion an für einen in der Fremde Verschollenen, bei dem man (im Gegensatz¹⁾ zur Erfüllung fast des vollen Rituals in Hügel 3) von der Errichtung eines Scheiterhaufens absah, sich vielmehr mit der Aufschüttung eines Grabhügels und der Darbringung eines Feldfruchttopfers begnügte. Für das homerische Zeitalter ist die Sitte von Opfern auch für Kenotaphien bezeugt. Wurde ein Kenotaphion errichtet, dann schüttete man einen Grabhügel auf und schlachtete die Tiere daneben (Odyssee I, 291, II, 222)²⁾. Wie ich schon in Abschnitt III bemerkte, ist ein Vergleich mit den noch durchaus naiven, einer urwüchsiggen Ethik entspringenden Kultvorgängen des homerischen Zeitalters, bei den

¹⁾ Meine Unterscheidung zwischen „in der Heimat“ (Hügel 3) und „in der Fremde“ (Hügel 47) Verschollenen ist selbstverständlich eine reine Annahme. Bei dem derzeitigen Stande der Vorgeschichtsforschung muß noch häufig mit „Erklärungsversuchen“ gearbeitet werden. Der Forscher, für den der „Mannus“ ja in erster Linie erscheint, erkennt leicht, ob ein völlig aufgeklärtes Ereignis oder ein mehr oder weniger gut begründeter Erklärungsversuch vorgelegt wird. An solchen Versuchen fehlt es auch in vorliegender Abhandlung nicht, wenn solche auch nicht immer ausdrücklich als solche gekennzeichnet sind, was für den Sachgelehrten nicht notwendig ist.

²⁾ W. Helbig, Das homerische Epos (S. 52).

entsprechend ähnlichen Zuständen zur Zeit der Errichtung unserer Garther Hügel, durchaus erlaubt und angebracht.

Hügel 46. (Taf. I, Abb. 10). Enthielt eine einschichtige Bestattungsgrube mit Holzkohle-Resten und Leichenbrand, 155 Gramm, ohne Beigaben oder Beigabenfragmente.

Hügel 44. (Taf. I, Abb. 11). Enthielt eine (ovale) Bestattungsgrube. Diese war zweischichtig: Opferschicht (mit winzigen Eisenresten) und Leichenbrandsschicht. Die Knochenreste waren nicht mehr wägbare, aber stark verwitterter Leichenbrand wurde (laut Feldbuch) festgestellt.

Auf dem Boden dieser Grube (Textabb. 3) standen nebeneinander senkrecht in der Erde vor einer kleinen Steinsetzung (Steinreihe) ein speerspitzenähnlicher Feuerstein mit der Spitze nach oben, ein Gefäßscherben, ein (tafelförmiger) kleiner Stein. Hier haben wir es mit einem „magischen“ Aufbau, einem „Zauber“ zu tun, bei dem die „Zaubernden“, wie immer in naiven Zeiten, auf eigenen Vorteil bedacht waren. Der einzelliegende Stein (Textabb. 3, rechts) lag ganz oben am Rande der Grube.

Betrachten wir jetzt noch einmal zusammenfassend den Inhalt unserer 19 Gruben, zunächst der **10 Bestattungsgruben**:

So haben wir es mit 8 drei- oder zweischichtigen zu tun. Bei diesen Gruben ist das Charakteristikum die über der unteren Knochenlager-schicht befindliche obere Opferschicht mit den winzigen Knochen-splittern, die nicht den Eindruck von Resten menschlichen Leichenbrandes, wie mehrfach im Feldbuche betont wird, machen, vielmehr von einem kleineren Tiere her-rühren werden. Nur in zwei Gruben konnten keine Knochenreste in der Opferschicht konstatiert werden, wohl aber kleine Beigabenreste, die das zweite Kennzeichen für die Opferschichten (oberen Schichten) abgeben (vgl. Tabelle B). Fünfmal (vgl. Tabelle B) lagen kleine Scherben in der Opferschicht. Diese Beigabenreste in den Opferschichten, wie auch die Tonscherben, führe ich zurück auf rituale Spenden der Leidtragenden. Es genügte als Symbol auch die Spende eines winzigen oder beschädigten Gegenstandes. Schließlich enthielten sämtliche Opferschichten unserer 8 Bestattungsgruben schwarze Erde (als Hauptfüllung) und Holzkohle-Reste, also die Rückstände der Opferfeuer.

Eine von diesen 8 Gruben (Grube 1 in Hügel 4) war außerdem von einer besonderen zweischichtigen Opfergrube (Grube 2 in Hügel 4) begleitet.

Von den (restlichen) 2 einschichtigen Bestattungsgruben war Grube 3 in Hügel 6 von einer besonderen Opfergrube (Grube 2) begleitet, welche Knochenreste eines größeren Tieres und die Hauptbeigaben enthielt, während die Bestattungsgrube lediglich (außer Holzkohle-Resten) den Leichenbrand führte. Eine zweite besondere Opfergrube (Grube 4) enthielt ein Feldfrucht-opfer (vgl. Hügel 45). —

Die Grube in Hügel 46 schließlich ist die einzige Bestattungsgrube, bei welcher eine Opferschicht nicht nachzuweisen ist bei gleichzeitigem Fehlen einer besonderen Opfergrube.

Die unteren Schichten (eingeschlossen: die mittlere Schicht bei den dreischichtigen Gruben) der 8 mehrschichtigen Bestattungsgruben enthielten das Knochenlager (den Leichenbrand) und in 5 Fällen Beigaben (vgl. Tabelle B).

Hier ist nun der Platz, ausführlicher über den Leichenbrand zu sprechen. Wie Tabelle C zeigt, schwanken die erhaltenen Mengen zwischen 3 Gramm und 2195 Gramm, soweit nicht gänzliche Verwitterung festgestellt wurde (in einem Falle) und, um es gleich zu sagen, hängen, wie Tabelle C einwandfrei zeigt, die erhaltenen Quantitäten von der Höhe der Grabhügel ab, also von der größeren oder geringeren Beeinflussung durch die Witterung, d. h. durch die Nässe. Aber die Witterung kann nicht in ein- und demselben Grabhügel auf Knochen, die in Gruben (Behältern),

Tabelle C.

Hügel	Hügelhöhe in Meter	Grube	Menge der gebrannten Knochen in Gramm	Besondere Bemerkungen:		
				Von den hier beigefetzten Zahlen geben die ersten die Tiefen der Gruben, die letzteren die Gesamttiefen (Hügelhöhe [höhe] zuzüglich der Grubentiefe) an		
5	1,16	einzig Grube	2195	Bestattungsgrube	0,47 m	1,63 m
6	0,79	{ Grube 2 Grube 3	16	Opfergrube	0,50 m	1,29 m
"	"		665	Bestattungsgrube	0,48 m	1,27 m
4	0,74	{ Grube 1 Grube 2	1280	Bestattungsgrube	0,63 m	1,37 m
"	"		10	Opfergrube	0,71 m	1,45 m
2	0,72	einzig Grube	420	Bestattungsgrube	0,46 m	1,18 m
46	0,62	"	155	Bestattungsgrube	0,50 m	1,12 m
44	0,48	"	verwittert	Bestattungsgrube	0,40 m	0,88 m
				Der Leichenbrand konstatiert: aber gänzlich verwittert.		
43	0,46	"	25	Bestattungsgrube	0,50 m	0,96 m
				Das Feldbuch sagt: „Leichenbrand sehr verwittert“.		
1	0,40	Grube 1	3	Bestattungsgrube	0,51 m	0,91 m
				„Leichenbrand sehr verwittert“. Das Feld- buch notiert: „Knochenasche“.		
45	0,39	Grube 6	7	Bestattungsgrube	0,39 m	0,78 m
"	"	" 3	60	Bestattungsgrube	0,37 m	0,76 m
"	"	" 2	2 Stückchen	Opfergrube	0,40 m	0,79 m
"	"	" 5	minimal	Opfergrube	0,42 m	0,81 m

Hügel 3 enthielt keine Grube, sondern eine Brandstelle.

Hügel 47 enthielt nur eine Opfergrube (ohne Spuren gebrannter Knochen).

welche fast im gleichen Nivo liegen, beigelegt sind, diametral wirken. Solche diametralen Unterschiede finden wir bei den Gruben 2 (16 Gramm) und 3 (665 Gramm) des Hügels 6 und bei den Gruben 2 (10 Gramm) und 1 (1280 Gramm) des Hügels 4 — und auf Grund dieses Befundes habe ich in diesem Kapitel die Grube 2 des Hügels 6 und die Grube 2 des Hügels 4 als besondere Opfergruben angesprochen. Beide Gruben werden die Knochenreste eines kleinen¹⁾ Tieres enthalten haben. Die Knochenmengen (16 Gramm u. 10 Gramm) stimmen gut zusammen. Aus demselben Grunde habe ich die Gruben 2 und 5 in Hügel 45 als Opfergruben (für sehr kleines Tier) angesprochen, die Gruben 6 und 3 dagegen als Bestattungsgrube. Bei der geringen Höhe des Hügels 45 waren die Knochenreste in diesem Hügel überhaupt, wie Tabelle C zeigt, geringe. Bei dem nicht erheblichen Unterschied der Knochenmenge zwischen der Grube 6, die ich als Bestattungsgrube (auch wegen der Bronzebeigabe), und Grube 2, die ich als Opfergrube (außer 2 Knochenstückchen nur Holzkohle und einige Tonscherbchen führend) angesprochen habe, ist meine Annahme in diesem Falle anfechtbar. Die Gruben 1 und 4 deselben Hügels (Hügels 45) hatten ein Feldfruchttopfchen aufgenommen.

Wir haben uns nun 4 Fragen vorzulegen:

1. Welches Gewichtsquantum zeigen die vollständigen Knochenreste eines erwachsenen Individuums?
2. In welcher Beschaffenheit befinden sich diese nach der Verbrennung?
3. Wodurch entsteht und wie weit geht die Verwitterung bei Knochenbrand?
4. Konnte die Verwitterung in unseren Hügeln ungehindert wirken?

Für die Beantwortung der ersten 3 Fragen sandte mir der Berliner Gerichtsarzt Herr Medizinalrat Professor Dr. med. Strauch sehr wertvolle Mitteilungen, die ich zum großen Teile wörtlich wiedergebe und für die ich auch an dieser Stelle herzlichst danke:

1. Ein frisches **Skelett** eines 42jährigen Mannes von 172 cm Größe wog mit Zähnen, Zwischenwirbelscheiben und Rippenknorpeln 9814 Gramm.

Ein trockenes **Skelett** wiegt 4264 Gramm (männlich) und 2917 Gramm (weiblich).

Diese Zahlen sind natürlich (so schreibt Herr Professor Strauch) nur approximative.

Der absolute Aschengehalt der Gewebe eines 62,5 kg schweren Mannes betrug nach A. W. Volkmann 2715,5 Gramm.

Nun haben wir ja in unserem höchsten Hügel 5 (mit der ausnahmsweise erheblichen Höhe von 1,16 m) auch die ausnahmsweise hohe Menge er-

¹⁾ Wenn ich früher „größeren Tieres“ gesagt habe, so meinte ich: größer, als etwa ein Vogel.

haltener Knochenreste von 2195 Gramm, die etwa dem „absoluten Aschengehalt“ einer Frau oder eines kleinen Mannes entsprechen könnte.

Durch diesen Befund in Hügel 5 ist für unsere Hügelgruppe mit Sicherheit bewiesen, daß die wechselnden Knochenmengen nicht etwa auf absichtliche oder unabsichtliche (liederliche) Teilbestattungen zurückzuführen sind, vielmehr sind in jede Grube (in den Behälter jeder Grube) ursprünglich die gesamten Knochenreste gelangt, und ausschließlich die im Verhältnis zur Hügelhöhe stehende Verwitterung hat die Unterschiede hervorgebracht.

2. Auf Grund eigener Verbrennungsversuche mit menschlichen Leichnamen teilt Herr Professor Strauch mit, (dabei bemerkend, daß denselben Effekt, wie die Verbrennung, lang andauernde Sonnenbestrahlung bei frei liegenden Knochen hervorruft):

Sämtliche Knochen — bis auf die Röhrenknochen — werden so mürbe, daß man größere Stücke mit der Hand zerdrücken kann. Diefach, so auch bei unserer Hügelgruppe, sind die einzelnen Knochenstücke sehr klein, so daß sie einen „künstlich“ zerkleinerten Eindruck machen. Häufig hat man deshalb behauptet, daß die Knochen mit einem Instrument „zerhackt“ seien. Wie man sieht: genügt ein Druck mit der Hand. Die Knochen verbiegen, zersplittern, springen, werden rissig. Nur die Röhrenknochen haben die Neigung, „der Länge nach“ zu spalten (Spieße zu bilden), abgesehen von ihren oberen und unteren Gelenkenden (Epiphysen), die zirkulär springen. Durch das Verbrennen werden sämtliche organische Knochensubstanzen (Wasser, Fett, Leim) vernichtet; es bleibt nur übrig das Kalkgerüst der Knochen.

3. Auch dieses Kalkgerüst (also der sogenannte Leichenbrand) kann in freier Erde (dagegen weniger oder gar nicht: in gut schützenden Hüllen, z. B. gut schließenden, mit Deckel versehen Tongefäßen oder engliegenden Steinmänteln) verwittern (verwesen) hauptsächlich durch Einfluß von Feuchtigkeit, zumal wenn andere Stoffe (z. B. Holzkohlereste) in seiner Nähe der Auflösung anheimfallen. Außer durch den Grad des Zutritts von Feuchtigkeit wird die größere oder geringere, schnellere oder langsame Auflösung des Knochenkalkgerüsts, also des Leichenbrandes beeinflusst: durch den Grad der Einäscherung, durch das Alter der Verstorbenen und schließlich auch durch gewisse Knochenkrankheiten.

Der in allererster Linie (neben dem Grade der Einäscherung) in Betracht kommende Grad des Zutritts von Feuchtigkeit wird bedingt teils durch die Bodenbeschaffenheit überhaupt, teils durch die größere oder geringere Tiefe, in welcher der Leichenbrand unter der Erdoberfläche liegt; für letzteres liefert unsere Tabelle C einen vorzüglichen Beweis.

4. Konnte die Verwitterung in unseren Hügeln ungehindert wirken?

Unsere Hügel waren mit Heidkraut bedeckt, welches aber keinen Ortstein gebildet hatte, so daß Nässe von oben (Regen, Schnee) unbehindert eindringen konnte durch die lockeren (sandigen) Massen der Hügelshüttung.

Die Heidekrautdecke läßt zwar Feuchtigkeit etwas schwerer eindringen, als es beim Fehlen einer solchen der Fall ist, aber sie schützt die einmal eingedrungene Feuchtigkeit vor dem Aufsaugen durch Sonne und Wind; sie wirkt also erhaltend auf die einmal eingedrungene Feuchtigkeit und fördert somit deren verwitternde (zersetzende Tätigkeit). Nun sind unsere Hügel 0,39 m bis 0,79 m (in einem Falle 1,16 m) hoch; 0,39 m bis 0,79 m, in einem Falle bis 1,16 m tief, mußte also die Feuchtigkeit durch die lockere Sandschicht der Hügelshüttung heruntersidern, um die oberen Ränder unserer Gruben zu erreichen; dagegen 0,76 m (Grube 3 in Hügel 45: 0,39 m Hügelhöhe + 0,37 m Grubentiefe) bis 1,45 m tief (Grube 2 in Hügel 4: 0,74 m Hügelhöhe + 0,71 m Grubentiefe), einmal sogar bis 1,63 m tief (Grube in Hügel 5: 1,16 m Hügelhöhe + 0,47 m Grubentiefe) heruntersidern, um den Boden der Gruben und somit den Leichenbrand, der fast ausnahmslos im unteren Teil der Gruben lag, zu erreichen.

Verschiedene Landwirte und Gärtner haben mir bestätigt, daß Feuchtigkeit durch lockeren Boden (vornehmlich Sand) $1\frac{1}{2}$ bis 2 m tief einzudringen vermag und Herr Professor C. Weber von der Moor-Versuchstation war so gütig, mir zu schreiben: „Eine 1,50 m starke Sandschicht läßt Wasser durch und hemmt zugleich in unserem Klima ein völliges Austrocknen des Bodens in dieser Tiefe.“ Konnte demnach die Feuchtigkeit überall auch die Böden unserer Gruben erreichen, so sieht man doch wieder an den letzten Zahlen der Tabelle C (ganz rechts in den einzelnen Kolonnen), daß sie fast genau im Verhältnis zur Gesamttiefe (Hügelhöhe [Tiefe] zuzüglich Grubentiefe) mehr oder weniger auflösend wirkte und daß meine Aussonderung von 3 Gruben als Opfergruben (Grube 2, Hügel 6; Grube 2, Hügel 4; Grube 5, Hügel 45 [zur Bestattungsgrube 3 gehörig]) richtig ist, während diese Annahme bei Grube 2, Hügel 45 (zur Bestattungsgrube 6 gehörig) anfechtbar ist.

Dielleicht nur wenig ist die Menge des Leichenbrandes in Hügel 5 durch Verwitterung verringert. Die Gesamttiefe beträgt aber auch 1,63 m, also über 1,50 m, die Knochenmenge dementsprechend 2195 Gramm; dann folgt die Bestattungsgrube (Grube 1) in Hügel 4 (Gesamttiefe 1,37 m; Knochenmenge 1280 Gramm, also noch stattlich!), des weiteren die Bestattungsgrube (Grube 3) in Hügel 6 (Gesamttiefe 1,27 m, Knochenmenge 665 Gramm) usw., bis die Leichenbrandmengen bei Gesamttiefen von unter 1 m stark abnehmen oder gänzlich verwittert (wenn auch noch feststellbar) sind.

Die Leichenbrandmengen bei Gesamttiefen unter 1 m schwanken im allgemeinen zwischen 25 Gramm und völliger Verwitterung. Ausschließlich die Bestattungsgrube 3 in Hügel 45 (Gesamttiefe 0,76 m [also die geringste Tiefe]) mit ihren noch 60 Gramm Leichenbrand stört etwas das sonst ungetrübte Gesamtbild der Tabelle C.

Eingangs dieser Untersuchung über die Verwitterung des Leichenbrandes

in unseren Hügeln betonte ich, daß diese nur wirksam werden konnte wegen des Fehlens des Ortsteins unter dem hügelbedeckenden Heidekraut. Darüber schreibt mir Herr Professor C. Weber: „Der Ortstein unserer Heiden ist hauptsächlich aus Humusstoffen gebildet, die aus einer Lösung solcher, welche aus einer sauren Humusdecke in den Boden eindrang, niedergeschlagen wurden. Er bildet eine für Wasser schwer durchlässige Schicht. Die Voraussetzung seiner Entstehung ist eine Decke von saurem Humus, wie sie von der Heide gebildet wird (aber auch zuweilen von anderen Pflanzenvereinen) und ein Boden, der unter der durch Wurzel- und Humuseinwirkung ausgelaugten, als Bleisand bezeichneten Lage eine basenreichere Lage enthält, welche die Ausfällung der gelösten Humus Säuren veranlaßt.

Warum die Ortsteinbildung in Ihrem Falle unterblieben ist, ob an der Stelle früher keine Heide in solcher Üppigkeit wachsen konnte, um eine Decke von saurem Humus zu hinterlassen oder ob der Boden zu arm an Stoffen war, um die Humus Säuren in einer Ortsteinlage niederzuschlagen, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls erfordert der Vorgang der Ortsteinbildung in der Regel lange Zeit. Wenn jetzt auf den Hügeln Heide wächst, so braucht es früher nicht geschehen zu sein. Es kann Gebüsch darauf gestanden haben, unter dem die Ortsteinbildung zu unterbleiben pflegt.“

Auch an dieser Stelle möchte ich Herrn Professor C. Weber noch einmal für seine sehr gütige Belehrung herzlichst danken.

Wenden wir uns jetzt, nachdem wir den Inhalt der 10 Bestattungsgruben erschöpfend besprochen haben, zu dem Inhalt der 9 besonderen Opfergruben:

Vier davon haben m. E. die Reste eines Tieropfers aufgenommen, und zwar von einem kleinen Tier (etwa Vogel): die 2 Opfergruben (2 und 5) in Hügel 45; von einem etwas größeren Tier: die Opfergrube (Grube 2) in Hügel 6 und von einem kleinen (obere Schicht) sowie von einem etwas größeren Tier (untere Schicht) die zweischichtige Opfergrube (Grube 2) in Hügel 4 (Analogie: die Nauheimer Gefäße mit Knochenresten verschiedener Tiere). Die beiden letzteren Gruben enthielten auch Beigaben, die Grube 2 in Hügel 6 sogar die Hauptbeigaben (Textabb. 7, 1/4), während die Bestattungsgrube dieses Hügels 6 (Grube 3) nur den Leichenbrand ohne Beigaben enthielt. Eine Analogie zu diesem Befunde bietet z. B. ein von mir untersuchter Grabhügel der Bronzezeit (Kosßinna IIc/IIIa) bei Addestorf Kr. Uzen¹⁾.) Auch dort waren die Beigaben nicht zum Leichenbrande, sondern etwa 2 m südlich der zentralen Brandbestattung auf ein Tieropfer (Taf. XIX, Mannusbibliothek 13) gelegt.

Es sind schließlich noch bündig zu besprechen die 5 besonderen Opfergruben ohne Knochenreste (☉ Taf. A): Diese enthielten nur Holzstohle-Reste

¹⁾ Lienau, Mannusbibliothek Nr. 13, Taf. XIX (zu S. 29) und Mannus, Bd. V, 3, S. 210 unter 9.

und schwarze Erde. Die einzige Ausnahme macht Grube 1 in Hügel 45, in welcher auch einige Tonscherbchen gefunden wurden. In diesen 5 Gruben sind m. E. die Reste von Feldfruchttopfern¹⁾ niedergelegt worden.

Holzfohle-Reste und schwarze Erde sind die Überreste des Opferfeuers. Busse (siehe diesen Abschnitt unter 2 B: „Anderweitige Berichte über Brandgrubengräber“) hat die schwarze Erde aus Brandgrubengräbern bei Wilhelmsau ausgelaugt und hat die Auflösung (Lauge) als „stark kalihaltig“ befunden und nimmt deshalb gleichfalls an, „daß in die Gruben viel Holzasche gelangt ist, denn die Holzasche enthält bekanntlich einen mehr oder weniger hohen Prozentsatz von Kali.“

Also bei sämtlichen 9 besonderen Opfergruben, wie auch bei den oberen (Opfer-) Schichten der 8 mehrschichtigen Bestattungsgruben erklärt sich die schwarze Erde als alte, verwitterte Holzasche.

Die schwarze Erde bildet ja auch bei sämtlichen 10 Bestattungsgruben den Hauptinhalt in bezug auf die Masse. Für die quantitative Füllung der Gruben kommen außer den Holzfohlereften und der schwarzen Erde (Holzasche) nur noch die Leichenbrandmengen in Betracht. Nehmen wir z. B. die untere Lage der Bestattungsgrube in Hügel 5 mit dem quantitativ größten Knochenlager von 2195 Gramm, so würden diese, bei dem Durchmesser von 0,40 m dieser Grube, dicht an dicht gelegt (ohne irgend eine andere Beimengung) nur eine Höhe (Tiefe) von knapp 4 cm erreichen, während die untere Lage unserer Grube eine Höhe (Tiefe) von 0,24 m hat, hiervon kämen also 0,20 m auf die schwarze Erde, eingeschlossene Holzfohlerefte und etwaige verwitterte Bruchteile des Leichenbrandes.

Wie ist nun der Befund der schwarzen Erde (Holzasche) aufzufassen für die mittleren und unteren Lagen der 8 mehrschichtigen Bestattungsgruben und für die 2 einschichtigen?

Ist es für unsere Hügelgruppe denkbar wie die meisten anderweitigen Berichte (vgl. diesen Abschnitt unter 2 B, Absatz 2 und 3) über Brandgrubengräber annehmen, daß die „Reste des Scheiterhaufens“ plan- und rücksichtslos „zusammengescharrt und in die Gruben gefegt oder geschüttet“ worden sind? Ich meine: aus meiner Tabelle B und den sich daran knüpfenden eingehenden Besprechungen geht hervor, daß ein solcher Gedanke für unsere Hügelgruppe schroff abzulehnen ist, daß im Gegenteil unsere Brandgrubengräber mit großer Pietät und Sorgfalt angelegt sind: so habe ich bei einigen Gruben die ursprüngliche Einlagerung des Grubeninhalts in

¹⁾ Feldfruchttopfer sind für das Altertum bezeugt; so sagt Helbig (a. a. O. S. 248/49): „Wir wissen, daß den Toten wie den Heroen nicht nur blutige Opfer, sondern auch die Erstlinge der Feld- und Gartenfrüchte dargebracht wurden“, und Sam Wide (Einl. in die Alt.-Wissensch. Gerde und Norden II) sagt S. 244 bei Besprechung des Römischen Opferkultus: „Zu den unblutigen Opfern gehörten Feld- und Baumfrüchte (besonders die Erstlinge), Milch, Käse, Brei, Backwerk, Honig, Wein, Rauchwerk u. dgl.“

einen vergänglichen Behälter mehr oder weniger bestimmt nachweisen, sowie für alle Gruben das gleiche sehr wahrscheinlich machen können (vgl. diesen Abschnitt IV unter 2 A: „Form und Anlage der Gruben“), dann habe ich für die Bestattungsgruben obere Opferschichten oder aber besondere Opfergruben, in einigen Fällen beides nachweisen können, ferner habe ich die besonders sorgfältige Niederlegung der Beigaben in den dreischichtigen Gruben anführen können, schließlich beweisen können, daß die Knochenreste peinlichst eingesammelt wurden (in der Grube von Hügel 5 haben wir annähernd den unverkürzten Aschengehalt eines erwachsenen Individuums, wie wir sahen) und daß die Knochenmengen nur infolge Verwitterung stark, aber „logisch“ wechseln. Einen weiteren und sehr starken Beweis gegen das „Zusammenfegen der Scheiterhaufenreste“ bietet der eingehend (IV, 2 A) besprochene Befund in Hügel 43: Die dreischichtige Bestattungsgrube hat bei einer Gesamttiefe der 3 Schichten von 0,32 m (obere [Opfer-] Schicht 0,13 m; mittlere [Beigaben-] Schicht 0,05 m; untere [Knochenlager-] Schicht 0,14 m) noch eine vierte oberste Schicht reiner Erde von 0,18 m Tiefe (Mächtigkeit), über welcher die Reste eines runden Holzdedels lagen, im ganzen also eine Tiefe von 0,50 m. Selbst wenn wir nun „annehmen“ wollen: „es gäbe in dieser Grube keine Opferschicht“ (was ja tatsächlich der Fall ist), vielmehr nähme die Knochenlager- (Leichenbrand-)Schicht, die immer unbedingt in Beziehung zum Scheiterhaufen steht, die ganze übrige Tiefe der Grube (ausschließlich der obersten Schicht reiner Erde), nämlich 0,32 m, ein: so ist es bei der Größe, die ein Scheiterhaufen behufs Verbrennung eines menschlichen Leichnams haben muß — eine Größe, die, laut Berichten aus dem klassischen Altertume, noch häufig „der Ehrung des Toten halber“ weit über das Notwendige gesteigert wurde — so, sage ich, ist es bei der Größe eines Scheiterhaufens undenkbar, daß die „zusammengefegten und zusammengescharten“ Reste nicht eine Grube (in unserem Falle einen ausgehöhlten, mit Dedel versehenen Baumstamm) von 0,50 m Tiefe und 0,70 m Durchmesser gefüllt hätten. (So wurden ja in Hügel 3 noch heute, nach etwa 2000 Jahren, ganz bedeutende Scheiterhaufenreste [Textabb. 8] frei gelegt.) Anstatt dessen hätten sie die Grube (bei vorstehender Annahme des Wegfalls der Opferschicht) nur bis 0,32 m Tiefe und haben sie tatsächlich die Grube nur bis 0,19 m (mittlere und untere Schicht) ausgefüllt. Man hat demnach keine Scheiterhaufenreste zusammengefegt, vielmehr hat man in dem Behälter (ausgehöhltem Baumstamm) „streng rituell“ verschiedene Schichten angelegt, und als mit diesen der Behälter sich nicht bis zum Dedel füllte, hat man eine Schicht reiner Erde von 0,18 m Mächtigkeit darauf gelegt, um dem Holzdedel gegen den Druck der Hügel-Erdmassen Halt zu geben und so das Einsickern unreiner, aufgefüllter Erde zu verhindern. Hätten die Bestattenden Scheiterhaufenreste wahllos zusammengefegt, so würden sie diese (nicht Erde) dazu benutzt haben. Aber der strenge Ritus schloß solche Absicht aus. Der Scheiter-

haufen war ihnen ein „heiliges“, worauf ich zurückkomme. Man hat die Knochen, nachdem man die Glut des Scheiterhaufens gelöscht hatte, „sorgfältig gesammelt“ (wie schon vorstehend nachgewiesen ist durch die in den höchsten Hügeln erhaltenen Knochenmengen) und man hat, wie die betreffenden Grubenschichten zeigten, dann teils Asche vom Scheiterhaufen auf die Knochen gelegt, teils Knochen und Asche vom Scheiterhaufen als Gemenge in die Gruben (Behälter) gelegt. (In einem Teile der Bestattungsgruben lagen die menschlichen Knochenreste zu unterst am Boden der Grube, also im untersten Teil der unteren Schicht, in anderen Gruben waren sie mit der schwarzen Erde, also der Holzasche des Scheiterhaufens mehr vermengt). Der Vorgang bei der Bestattung war also bei den mehrschichtigen Bestattungsgruben so, daß man zuerst die Knochenrückstände sorgfältig sammelte, sie mit der Hand zerkleinerte, sie auf den Boden der Grube legte und dann vom Scheiterhaufen eine gewisse Menge Holzasche (mit eingeschlossenen Holzohlestückchen) auf die Knochen legte oder aber die zerkleinerten Knochen mit einer gewissen Menge Holzasche vermengte und so in die Grube (den Behälter) schüttete und später noch (in beiden Fällen) die Rückstände eines Opferfeuers darauf gab. Die Beigaben legte man entweder zwischen den Leichenbrand und die Holzasche oder noch sorgfältiger als Mittelschicht zwischen Knochenlager-Holzasche-Schicht und Opferschicht.

Bei den 2 einschichtigen Bestattungsgruben war der Vorgang derselbe, nur daß die Opferschicht wegfiel, dafür aber in einem Falle eine besondere Opfergrube angelegt wurde.

Aus welchem Beweggrunde hat man nun die sorgfältig gesammelten Knochen (den Leichenbrand) mit der Holzasche des Scheiterhaufens, indem man die Holzasche entweder darauf schüttete oder ein Gemenge herstellte, in innige Berührung gebracht?

Mir ist es kein Zweifel, daß man den Toten Wärme zuführen wollte, indem man ihre sterblichen Überreste mit einer Wärmeschicht umgab oder bedeckte. Diese Wärmeschicht war die Holzasche, die man dem Scheiterhaufen entnahm, sei es in noch erwärmtem Zustande, was das Wahrscheinliche ist¹⁾, sei es in abgekühltem; auch in letzterem Falle wäre die abgekühlte Holzasche immer noch das „Symbol“ der Wärme gewesen. Jedoch ist die Entnahme in noch angewärmtem Zustande das Natürliche und wahrscheinlichste; es dauert nämlich tagelang, bis von Holzresten zugedeckte Holzasche ganz abkühlt²⁾. Da nun die Knochen von den Leidtragenden eingesammelt wurden, solches aber nicht aus glühender Asche heraus geschehen konnte, so wurde der Scheiterhaufen, sobald der Leichnam vom Feuer verzehrt war, jedenfalls mit Wasser

¹⁾ So waren in der unteren (Knochenlager-) Schicht von der Grube in Hügel 45 mehrere Holzohlestückchen mit einem großen Gefäßscherben überdeckt. Das hatte nur Sinn bei Niederlegung der Holzohlestückchen in glimmendem Zustande.

²⁾ Lies bei Homer, Odyssee V. Gesang, Vers 362/65 (Schlußverse).

abgelöscht (bei den Helden Homers geschieht es mit Wein). Trotz dieses Wasserflusses muß sich noch ein gewisser Grad von Wärme in der wärmebindenden Holzasche des Scheiterhaufens erhalten haben.

Also Wärme wollte man den Toten zuführen außer der Mitgabe von Kleidung (Totentracht) und Nahrung (Opferschichten, Opfergruben). Nahrung, Wärme, Kleidung: das sind die drei Grundbedingungen für das menschliche Dasein, wozu als vierte noch die Behausung tritt und diese vier Hauptbedürfnisse spielen naturgemäß eine Hauptrolle beim Totenkult.

Die Behausung wird durch das Grab selbst oder die Art der Beisetzung innerhalb desselben symbolisch dargestellt: Pyramiden, Kuppelgräber, Steinkammern, Holzkammern, Steinsarkophage, Holzsäрге, Schiffe (Bootgräber), Hausurnen¹⁾, Fensterurnen; die Holzsäрге (Holzkisten) sind ja nur ausnahmsweise zu beobachten, aber von diesen immerhin nicht seltenen Ausnahmen kann man auf die Regel bei sämtlichen vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Körperbestattungen schließen.

Überall in den Berichten über Untersuchungen vorgeschichtlicher Gräber treffen wir auf Beobachtungen von Wärmezufuhr für die Toten, sei es in mittelbarer Weise durch Beigabe von einzelnen Gegenständen oder Garnituren (Feuerzeugen) zur Feuererzeugung, sei es in unmittelbarer Weise durch Anzündung von Feuern in den Gräbern, Anhäufung von Holzasche oder Beigabe von Holzkohlescheiten. Um nur einige wenige von den bezüglichen zahlreichen Stellen in der vorgeschichtlichen Literatur herauszugreifen, führe ich an: **Saraaw**, *Le Feu*²⁾ (Monographie), **Sophus Müller**, *Nordische Alttertumskunde* (I, S. 101), der u. a. davon spricht „daß niedrigerstehende Völker am Grabe Feuer anzünden, um den Toten zu erfreuen und zu wärmen“, **Herold**, *Sitzber. der Physik.-Medizinischen Sozietät in Erlangen*, Bd. 45, der berichtet, daß in 7 mit „salzinierten Knochen gefüllten Gefäßen (der „Latène-Zeit“; a. a. O., Taf. 1) aus einem Grabhügel bei Kostach den Knochen gewöhnlich ein größeres Stück Holzkohle beigelegt war, schließlich **Diollier**, *Les Sépultures du second âge du fer sur le plateau suisse*. S. 82/83: „Le rôle du feu dans les cérémonies funéraires“:

¹⁾ Auch jede gewöhnliche Urne wie jedes andere Bestattungsgefäß spreche ich in „symbolischem“ Sinne als „Behausung für den Toten an, so auch die Behälter (aus Holz, Korbgeflecht, Leder, Stoff od. dgl.), die, wie sicher anzunehmen ist, ursprünglich in unseren Gärther Bestattungsgruben gestanden haben. Ich bin fest überzeugt, daß niemals in vorgeschichtlicher Zeit menschliche Knochenreste ohne irgend eine — wenn auch noch so vergängliche — Hülle der Erde übergeben worden sind.

Unserem Toten in Hügel 2 hatte man überdies in der mitverbrannten, jedenfalls vorher auch als Bahre benutzten Tür ein untrügliches „Symbol“ der „Behausung“ mitgegeben.

²⁾ Dgl. auch Lienau, *Ausgrabungen, Lüneburger Mus. Blätter* II, 8, S. 325 (Riedlingen) und S. 322 (Buöndorf).

a) traces de feu à l'extérieur des tombes;

hier beschreibt Diollier Brandgruben: „on trouve fréquemment, entre les tombes, des enfoncements circulaires remplis de cendres et de charbons“. Diollier ist der Ansicht, daß diese Brandgruben die Reste von Ritualfeuern oder von Opferfeuern aufgenommen haben. Ritualfeuer konnten aber, um mit Sophus Müller zu reden, nur den Sinn haben: „den Toten zu erfreuen und zu erwärmen.“ Es waren dann also Wärmegruben. Solche zwischen den Bestattungs-Brandgruben zerstreut liegenden Brandgruben (nur mit schwarzer Erde und Holzkohlestückchen gefüllt) werden auch vielfach bei Ausgrabungsberichten über Brandgrubengräber-Felder erwähnt (vgl. Abschnitt IV, 2, B). Auch sie werden Wärmegruben oder Opfergruben (mit Rückständen von Feldfruchtöpfen) gewesen sein.

b) traces de feu à l'intérieur des tombes:

„Parfois le mort est complètement enveloppé dans une couche de cendres, qui remplit le fond de la fosse et atteint, encore aujourd'hui, une épaisseur de 0,12 à 0,20 m“. „C'est sans doute à la même croyance, que répondent les tas de charbons que l'on trouve dans de nombreuses sépultures. Au lieu d'envelopper complètement le corps dans de la cendre, on se contentait de déposer, soit sur le corps, soit à côté de lui, une poignée de charbons“. „C'est sans doute à la même croyance“: Diollier ist nämlich der Ansicht, daß die Asche oder die Holzscherte dem häuslichen Herde entnommen sind: „déposer dans la fosse des cendres provenant de ce foyer (familial), c'était enfermer au fond de la fosse une partie de la maison“; Diollier sieht also hierin eine symbolische „Beigabe des Wohnheimes“ für den Toten. Wie ich die symbolische „Beigabe der Behausung“ auffasse, habe ich vorher gesagt.

Diollier begründet seine Auffassung mit der Erheblichkeit der beigegebenen Aschenmengen: „Pour en produire une semblable quantité (de cendres), il aurait fallu des bûchers énormes, brûlant pendant plusieurs jours consécutifs. Il est donc vraisemblable que l'on a dû apporter ces cendres d'ailleurs“. Aber ebensogut läßt sich bestreiten, daß die Größe und Einrichtung vorgeschichtlicher Herde, welche zahlreich ausgegraben und beschrieben sind, geeignet waren, erhebliche Aschenmassen so zu sagen auf Lager zu haben — und die Asche aus Herdaschen- oder Abfallgruben hat man sicher nicht für den Totenkult verwandt.

Mir erscheint Diolliers Deutung etwas gesucht und die Auffassung der Wärmezuführung durch die Aschenmassen erscheint mir natürlicher — ganz gleich, wo diese Aschenmassen herkommen.

Besonders wertvoll sind mir die bei Herold und Diollier gefundenen Analogien, weil sie derselben Kulturperiode, der Latène-Zeit, wie unsere Garther Hügel, angehören.

Ich sagte vorstehend beim Polemisieren gegen die „übliche Auffassung der Brandgrabengräber“ als „zusammengefügter“ Scheiterhaufenreste:

daß besonders auch das Einsammeln der Knochen, das ich nachweisen konnte, gegen ein „Zusammenfügen“ spräche. Beim „Zusammenfügen oder -scharren“ wären kaum alle Knochenreste, vor allem nicht in zerkleinertem Zustande, in die Grube gelangt. In erster Linie spricht aber die deutliche Unterscheidung mehrfacher Schichten (bei 8 von 10 Bestattungsgruben) dagegen. Wie wäre es beim „Zusammenfügen“ denkbar, daß die ganze Knochenmenge nach unten zu liegen kam, in der oberen Schicht dagegen nur minimale Knochen splitterchen liegen? Wie denkbar, daß beim „Zusammenfügen“ die Hauptbeigaben (bei 4 Gruben) eine besondere mittlere Schicht bilden? Und wo wir, wie bei Bestattungsgrube 3 in Hügel 6, keine Schichten vorfinden, da sehen wir, daß diese einschichtige Bestattungsgrube mit zwei besonderen Opfergruben ausgestattet ist.

Also die Knochenreste unserer Garther Hügelgruppe wurden nicht zusammengefügt, sondern sorgfältig eingesammelt.

Dies sorgfältige Einsammeln der Knochenreste aus dem Scheiterhaufen und überdies die sorgfältige Behandlung der Knochenreste nach dem Einsammeln wird uns vielfach als streng rituell durch den Totenkult der alten Mittelmeervölker bezeugt, so auch bei Homer: ich führe nicht die einzelnen Stellen bei Homer an, sondern verweise auf das, was Buchholz (a. a. O., II, 2, S. 296) in

§ 164, die Bestattungszeremonie

zusammenfassend darüber sagt, und zwar gebe ich aus dieser Buchholz'schen Zusammenfassung nur ein paar, für die Garther Gruppe wichtige Sätze: „ Sodann wurde der Katafalk errichtet, der bei Patroklos' Bestattung hundert Fuß „ins Gevierte“ maß, die Leiche auf einer Bahre von den Freunden des Verstorbenen hinausgetragen und auf den Holzstoß gelegt, worauf dieser angezündet wurde So lange das Totengerüst brannte, brachte man dem Schatten des Verstorbenen, indem man ihn laut anrief, Trankopfer mit Wein; war aber der Katafalk niedergebrannt, so löschte man den verglimmenden Schutt mit Wein, suchte aus der aufgehäuften Asche die Gebeine zusammen, umgab sie mit einer Setzhülle, um, wie Friedrich bemerkt, die durch das Feuer kalzinierten Knochen vor dem gänzlichen Verfallen zu schützen, und barg sie sodann in einer Urne (*πίδλη*) oder einem Kästchen (*λάβραξ*). Diese Urne wurde endlich in eine Gruft gesenkt und Steine darüber gehäuft, auf dem Ganzen aber ein *σῆμα* errichtet“

Ein solches sorgfältig-feierliches Einsammeln der Knochenreste aus dem Scheiterhaufen haben wir also auch bei unseren Garther Bestattungszeremonien mit gutem Grunde anzunehmen.

Dem Umhüllen der Knochenreste mit Setz entspricht bei uns die Einlagerung der Knochenreste in oder deren Beschüttung mit Holzasche, welche man dem verglimmenden Scheiterhaufen entnahm. Die Annahme Friedrichs aber, daß die Settschicht die kalzinieren Knochen „konservieren“ sollte, kann m. E. ebensogut, wenn nicht besser durch die Annahme ersetzt werden, daß die Setzhülle für die Knochenreste eine Wärmehülle darstellt. Setz erwärmt bekanntlich; jetzt in der Kriegszeit frieren wir alle viel leichter, nachdem wir unser Setzpolster verloren haben; wohl jedem bekannt ist auch die wärmende Einwirkung einer Öleinreibung auf die Haut.

Helbig (a. a. O., S. 250 und 267) erwähnt „eine Sitte, über die wir im besonderen durch die Ausgrabungen des Hügels von Marathon unterrichtet sind“, nämlich die Knochenreste unmittelbar nach der Verbrennung mit Öl zu besprengen.

Pernice (bei Gerde und Norden, a. a. O., II, S. 64) sagt bei Besprechung der „Brandgräber von Thera“ aus dem 8.—6. Jahrh. v. Chr.: „Während der Verbrennung spendeten die Theraer und brachten Opfer dar, sicher wohl nicht nur unblutige, sondern auch blutige; sie sprengten Salböl über die Gebeine und löschten den Scheiterhaufen mit Wein, ein Brauch, den die theraische Begräbnissitte mit der homerischen gemein hat. Die Knochen wurden sorgfältig gesammelt und in ein Gewand gehüllt; als Urne diente meist ein Tongefäß“ Und auf S. 71 (a. a. O.) sagt Pernice im Kapitel „Tod und Bestattung: Rom“ bei Beschreibung eines vornehmen Begräbnisses: „Die Asche wurde mit Wein gelöscht und die nächsten Verwandten sammelten die Gebeine, begossen sie mit Wein und Milch, trockneten sie mit leinenen Tüchern und legten sie in die Urne; dahinein wurde auch die Totenmünze getan und gelegentlich Salbfläschchen.“

Lassen wir Homer noch selbst in strenger Übersetzung zu Worte kommen. Im 23. Gesange der Ilias heißt es: „Atride, und ihr anderen Besten aller Achäer, zuerst nun löscht mit funkelndem Weine den Holzstoß ganz aus, soweit die Gewalt des Feuers reicht. Darauf aber laßt uns die Gebeine des Menoitaden Patroklos sammeln, indem wir sie wohl unterscheiden. Sie sind aber sehr kenntlich. Denn er lag mitten in dem Scheiterhaufen, die anderen aber verbrannten gemischt ferne davon am äußersten Rande, die Pferde und die Männer. Diese (die Gebeinreste des Patroklos) laßt uns nun legen in eine Toturne und in doppeltes Setz, bis daß ich selber mich im Hades berge“. Es sollte also sorgfältig eine Vermengung der Knochenüberreste des Patroklos mit denjenigen der Pferde und geopferten Troer vermieden werden. Neuerdings berichtet Göke (Prähistor. Zeitschr. IX) bei Besprechung „Germanischer Kistengräber der frühen Eisenzeit“ folgendes (S. 65):

„Auffallend ist die Vermengung des Inhalts der beiden Urnen in Grab I. Während die kleinere Urne (b) die Knochen eines Kindes birgt, befinden sich

in der größeren Urne (a) außer den Knochen eines Erwachsenen auch einige Milchzähne, die wohl dem Kinde in Urne b angehören. Umgekehrt ist die Spitze einer Bronzenadel von a nach Urne b gelangt. Auch die beiden auf a und b verteilten Armbandfragmente scheinen von einem und demselben Exemplar herzurühren. Eine solche Vermischung ist nur zu verstehen unter der Voraussetzung, daß der Erwachsene und das Kind auf demselben Herd verbrannt wurden, und zwar entweder zusammen oder unmittelbar nacheinander, ohne daß man dazwischen den Herd sauber absegte. Wenn man dagegen sich erinnert, mit welcher Sorgfalt Achill die Gebeine des Patroklos aus dem niedergebrannten Scheiterhaufen sammelt, kann man den Gedanken an eine gewisse Sorgfalt in der Anschauung, die eine räumliche Abtrennung von Teilen der Körpersubstanz und der Beigaben für erlaubt hält, nicht los werden."

Ich komme zu einer anderen, entgegengesetzten Auffassung. Nach den Beigaben aus Urne Ia (mit den Brandknochen des Erwachsenen, Abb. 3 [a. a. O., S. 57]) zu schließen, welche in drei Gewandnadeln, dem Bruchstück eines Armrings und in einem Zierrat (wahrscheinlich Anhänger) aus Zinn bestehen, war der Erwachsene eine Frau und diese Frau doch aller Wahrscheinlichkeit die Mutter des mitverbrannten Kindes mit Milchzähnen, dessen Gebeine in Urne Ib (Beigaben Abb. 4, a. a. O., S. 58) ruhen. Ich halte die teilweise Vermengung von Knochenresten und Beigaben der zusammen oder unmittelbar nacheinander Verbrannten (Mutter und Kind) für beabsichtigt; sie soll „symbolisch“ die enge Gemeinschaft zwischen Mutter und Kind darstellen: „Noch im Tode vereint!"

Noch einen letzten Grund möchte ich gegen das „Zusammenfegen“ der Knochenreste in (aus) dem Scheiterhaufen anführen: nämlich die hohe Bedeutung, welche der Scheiterhaufen im Totenkult einnimmt. Der Scheiterhaufen — ich spreche von der Regel — ist der Kern der Grabhügelanlage. Er liegt, wie auch bei unseren Garther Hügeln, wo ich dies zweimal bei Hügel 3 (Taf. I, Abb. 4) und Hügel 6 (Taf. I, Abb. 6) nachweisen und zur Darstellung bringen konnte, meist im Zentrum des Grabhügels.

Scheiterhaufen und Grab bilden eine Kulteinheit und von den 2 Bestandteilen dieser Einheit gibt im Altertum nicht das Grab, sondern der Scheiterhaufen dem über ihnen aufgeführten Grabhügel den Namen: *τύμβος* (= bustum, von *τύφω*) (Buchholz, a. a. O.). Ich führe eine Stelle aus Homer an in der Übersetzung von Hans Georg Meyer:

„. Saß denn am Morgen
Stillstand herrschen und uns auf Maultierwagen die Toten
Sammeln und alle verbrennen; gemeinsam werde der Hügel
Über der Brandstatt allen im ebenen Felde geschüttet“.
(„*τύμβον δ' ἀμφὶ πυρῆν,*“ Ilias VII).

Hier also, bei einer gemeinsamen Verbrennung, waren Brandstatt und Grab identisch.

Ganz besonders wertvoll für die hohe rituale Bedeutung des Scheiterhaufens, für dessen „Heiligkeit“ ist mir die vorhin bereits aus anderem Grunde angeführte Stelle aus dem 23. Gesange der Ilias, die ich jetzt weiter in wörtlicher Übersetzung anführe unter Wiederholung des letzten Satzes: „Diese (die Gebeinreste des Patroklos) laßt uns nun legen in eine Totenurne und in doppeltes Fett, bis daß ich selber mich im Hades berge. Seinen Grabhügel aber befehle ich, nicht sehr groß aufzuführen, sondern nur so bescheiden. Hernach aber sollt ihr Achäer ihn breit und hoch machen, die ihr später mich in den vielrudrigen Schiffen zurücklassen werdet. So sprach er, die aber gehorchten dem schnellfüßigen Peliden. Zuerst nun löschten sie den Scheiterhaufen aus mit funkelndem Weine, soweit als die Flamme gekommen war, und es fiel zusammen die tiefe Asche. Weinend aber sammelten sie die weißen Gebeine des wohlwollenden Gefährten in eine goldene Urne und in doppeltes Fett, **und sie in die Zelte setzend** hüllten sie sie mit zarter Leinwand ein. Sie zogen aber um das Grabmal einen Kreis und legten das Fundament um den Scheiterhaufen. Sogleich aber türmten sie aufgeschüttete Erde auf, und, nachdem sie das Grabmal aufgeschüttet hatten, gingen sie wieder fort.“

Hier ist, ohne die Möglichkeit einer anderen Deutung, klar gesagt: daß die goldene Urne (*φιάλη*) mit den Gebeinresten des Patroklos in die Zelte (will heißen: in die Zelte, das Zelt des Achilleus)¹⁾ gesetzt (getragen) — also nicht beim Scheiterhaufen belassen wurde. Dementsprechend sagt Helbig (a. a. O., S. 225/26): „Die Achäer sammeln die Knochenreste und bergen sie so in einer goldenen *φιάλη*, welche in die Zelthütte des Achill gebracht und hier in ein Stück feine Leinwand eingeschlagen wird. Sie soll daselbst aufbewahrt werden, bis sie zugleich mit den Gebeinen des Achill in einem und demselben Grabe beigesetzt werden kann.“ Der Grabhügel (*σῆμα*) wurde also **lediglich über dem Scheiterhaufen** des Patroklos errichtet, und zwar so, daß die Basis (das Fundament) des Grabhügels rund um den Scheiterhaufen abgezirkt wurde. Der Scheiterhaufen sollte also vollkommen durch den Grabhügel geschützt und verdeckt werden.

Nur auf Irrtum kann es beruhen, wenn Rhode (a. a. O., S. 15) sagt: „Die Gebeine des Patroklos werden gesammelt, in einen goldenen Krug gelegt und im Hügel beigesetzt.“

Und bei H. Grimm („Homers Ilias II, S. 325) finden wir denselben Irrtum: „Patroklos' Gebeine werden in einem goldenen Gefäße beigesetzt

¹⁾ Patroklos hatte ja Achilleus gebeten: daß seine und des Achilleus Gebeine zusammen in einer Urne ruhen möchten, und Achilleus hatte die Erfüllung dieser Bitte versprochen.

und ein mäßiger Grabhügel darüber angehäuft. Nach seinem eigenen Tode erst wird dasselbe Gefäß dann auch Achills Gebeine aufnehmen und von den Griechen, die ihn überleben, ein großes Grabmal aufgeschüttet werden.“

Wäre die goldene Urne mit den Gebeinen des Patroklos im Hügel beigesezt worden, so würde das von Homer **ausdrücklich** erwähnt und beschrieben worden sein, wie bei der Bestattung des Hektor (Ilias, XXIV): „Sofort aber setzten sie dieselbe (die goldene Urne mit den Gebeinresten des Hektor) in eine hohle Gruft, darauf aber deckten sie in Menge große Steine. Schnell aber schütteten sie ein Grabmal auf,“ (also über dem Scheiterhaufen und der Gruft) und wie bei der Bestattung des Achilleus (Odyssee XXIV): „Über diese (die Gebeinreste des Achilleus und Patroklos zusammen in einer goldenen und die Gebeinreste des Antilochos in einer zweiten Urne) schütteten wir darauf einen großen, herrlichen Grabhügel „(also auch hier **ausdrücklich über den Urnen** und den Scheiterhaufen).

Auch würden wir, falls die Patroklos-Urne im (vorläufigen) Hügel beigesezt worden wäre, sicherlich in der Odyssee, bei Schilderung der Bestattung des Achilleus, eine Beschreibung eines für das Altertum so außergewöhnlichen Vorgangs, wie der Exhumation der goldenen Urne behufs Vereinigung der Gebeinreste des Patroklos mit denen des Achilleus, finden. Nichts von dem. Vielmehr heißt es nur in der Odyssee (XXIV): „Aber die Mutter (Thetis) gab ein goldenes Henkelgefäß hierin ruht dein weißes Gebein, ruhmvoller Achilleus, mit dem Gebeine vermischt des Menoitiden Patroklos.“

Die goldene Urne des Patroklos, die nach dessen Verbrennung in Achilleus Zelt gesezt wurde (Ilias XXIII), hat Achilleus also bei sich treu behütet, um sein Versprechen, bei seinem Tode des Patroklos und seine Gebeine in einer Urne zu bergen, einzulösen. Zu diesem Zwecke spendete Thetis das (gewiß geräumige) goldene Henkelgefäß.

Wenn nun bei Achilleus Bestattung (Odyssee XXIV) von der Aufschüttung eines großen und herrlichen Grabhügels die Rede ist, so darf man wohl annehmen, wenn es auch der Verfasser des XXIV. Gesanges der Odyssee nicht ausdrücklich sagt, oder darf es sich wenigstens, ohne den leztwilligen Verfügungen des Achilleus etwas hinzuzudichten, so vorstellen, daß der Scheiterhaufen für den Achilleus über dem kleinen provisorischen Grabhügel, der den Scheiterhaufen des Patroklos umschloß, aufgetürmt und dann über ihm und den beiden Urnen der große herrliche Hügel errichtet wurde nach dem Willen des Achilleus: „Seinen Grabhügel aber befehle ich, nicht sehr groß aufzuführen, sondern nur so bescheiden. Hernach aber sollt ihr Achäer ihn breit und hoch machen, die ihr später mich in den vielrudrigen Schiffen zurüclassen werdet.“

Es kann also kein Zweifel bestehen, daß der kleine (bescheidene) vor-

läufige Grabhügel lediglich über dem Scheiterhaufen, auf dem Patroklos verbrannt worden war, errichtet wurde, um diesen vor Entheiligung zu schützen. So hoch stand also der Scheiterhaufen im Ritus des homerischen Zeitalters.

Es ist übrigens Achilleus gewesen, welcher aus eigenem Antrieb die Bitte des Patroklos, „seine Gebeine nicht fern von denen des Achilleus, sondern zusammen niederzulegen“, eine Bitte, die Patroklos gleich darauf noch dahin einengend genauer umgrenzte „so mögen unsere Gebeine eine gleiche Urne anfüllen“ — es ist, sage ich, Achilleus gewesen, der, diese Bitte erweiternd, die Anweisung gab, diese Urne nach seinem Tode niederzusetzen in einem Grabhügel, der sich über der Stelle, an welcher Patroklos verbrannt worden war, erheben sollte. Diese Stelle hätte er aber, nur um sie wieder zu finden, ebensogut kennzeichnen lassen können durch irgend ein anderes *σημα*: eine Steinpyramide oder einen großen Steinblock, den herbeizuwälzen für die homerischen Kraftmenschen ein leichtes gewesen wäre. Ihm lag aber in erster Linie daran, den Scheiterhaufen seines Freundes als eine „heilige, geweihte Stätte“ durch den vorläufigen kleinen Hügel zu beschirmen. Wenn er gleichzeitig ihm die Stelle, an der später, nach seinem ergänzenden Willen, der gemeinsame große Hügel errichtet werden sollte, bezeichnete, so war dies nur eine Nebenwirkung. Durch seine ergänzende Anordnung — um mich in einem alltäglichen Bilde auszudrücken — „schlug er zwei Fliegen mit einer Klappe“.

Schon der Scheiterhaufen als solcher war also ein „Ehrenmal“ für den Toten, welchem Schutz durch einen Grabhügel gebührte.

So wurde auch in unserem Kenotaphion, dem Garther Grabhügel 3 (Taf. I, Abb. 4), über dem Scheiterhaufen ein Hügel aufgeschüttet.

Und daß auch bei den Germanen der Scheiterhaufen nicht nur Mittel war, den Leib des Toten zu verbrennen, sondern gleichzeitig den Toten zu ehren, ihm ein letztes „Ehrenmal“, ein „Ehrenfeuer“ zu sein, das erfahren wir durch die Germania des Tacitus (S. 27):

„Funerum nulla ambitio, id solum observatur, ut corpora clarorum virorum certis lignis cremantur“.

Wenn für die Helden des Homer die gewaltigen Scheiterhaufen, die z. B. für Patroklos („hundert Fuß ins Geviert“) und Hector („neun Tage lang brachten sie nun herbei unermessliches Holz“, Ilias XXIV) errichtet wurden, bezeugen, „daß die besondere Ehrung in der Größe des „Ehrenmals“ („Ehrenfeuers“) lag, so lag sie nach Tacitus bei den Germanen in besonderen Holzarten, die für die Scheiterhaufen „clarorum virorum“ verwendet wurden.

Überzeugt von der hohen Bedeutung des Scheiterhaufens als solchen, von seiner Heiligkeit im Begräbnisritus der Alten ist auch von Duhn, wovon

seine Bemerkung¹⁾ zeugt: „Ich bezweifle nicht, daß das reine heilige Feuer von dort (dem Vestatempel im nördlichen Forumtal) geholt wurde, um die in der unmittelbaren Nachbarschaft (auf der alten Forumsnecropole) lodernden Scheiterhaufen zu entzünden, und so das Vernichten der Toten gewissermaßen unter den Schutz göttlicher Autorität zu stellen, die Hinterbliebenen gegen die Rache des Toten zu sichern.“

Nach alledem glaube ich nicht, daß man in solchem Ehrenmal herumgefegt — oder gescharrt hat; nur in vorsichtiger pietätvoller Weise hat man Knochen, Beigaben und Holzasche aus ihm entnommen. Hätte man im Scheiterhaufen herumgefegt, so könnten auch seine Umrisse — noch nach Jahrtausenden — nicht so scharfsymmetrisch erhalten sein, wie z. B. in unserem Hügel 6 (Taf. I, Abb. 6).

Wie wir häufig bei Begräbnisriten ein allmähliches Verblässen der ursprünglich strengen (mit einem bestimmten Gedanken verbundenen) Sitte beobachten können, so auch beim Scheiterhaufen-Kult. Ein solches Verblässen erkennen wir in den „gemeinsamen Brandplätzen“, sofern auf diesen wiederholt Leichen nacheinander²⁾ verbrannt wurden, und in den „Ustrinen“, das sind besondere Aufbauten zu dauernder Benutzung behufs Leichenverbrennung.

Ich hoffe, nunmehr meine von der herrschenden abweichende Auffassung der Brandgrabengräber — jedenfalls für die Garther Hügelgruppe — nach allen Seiten hin genügend begründet zu haben. Wie weit meine Auffassung allgemeinere rückwirkende Bedeutung gewinnen kann, hängt von der kritischen Durchsicht alter Ausgrabungsberichte ab. Für die Zukunft erwarte ich, infolge der neuzeitlichen in Technik und Beobachtung verfeinerten Ausgrabungsmethoden, zuversichtlich Bestätigungen meiner Beobachtungen und meiner Auffassung. Daß aber auch in der Vergangenheit solche Bestätigungen, wenigstens andeutungsweise, nicht gänzlich fehlen, beweisen die Ausgrabungsberichte über „die Brandpletter Wilhelmsau“ von Friedel und Busse, worüber ich mich bereits ausführlich ausgesprochen habe in diesem Abschnitt IV unter B: „Anderweitige Berichte über Brandgrabengräber“, Absatz 3 „Vergleichende Übersicht“. Ebendort heißt es auch: „Vielfach wird berichtet, daß sich zwischen den Brandgrabengräbern Gruben oder schwarze Aschenhaufen befanden, die meist nur Holzkohlestückchen, bisweilen einige Knöchelchen oder Knochen Spuren, selten Scherben enthielten.“ Hier sind also in Übereinstimmung mit meinen Beobachtungen vielfach Gruben festgestellt worden, die nach meinen Darlegungen als Opfergruben und somit als Zeugen besonderer Pietät anzusprechen sind.

¹⁾ v. Duhn, „Ein Rückblick auf die Gräberforschung“, S. 22.

²⁾ Wohl zu unterscheiden von gemeinsamen Masserverbrennungen von Kriegern (Kriegermassengräbern), wie sie im Altertum wiederholt bezeugt sind, so auch durch Homer (Ilias, VII).

Als besten Zeugen für meine Auffassung habe ich jedoch Kostrzewski zur Seite (a. a. O., S. 216/220; vgl. diesen Abschnitt IV, B unter Absatz 1, Nachtrag).

Zu seiner Grabform 2 (Übergangsform vom „reinen Urnengrab“ zum „Brandschüttungsgrab“) wird bemerkt: „In Persanzig (Kr. Neustettin), dem einzigen, größeren pommerschen Gräberfelde dieser Zeit (Spät-Latène-Zeit), in dem wir neben dem Inhalt auch die Form der einzelnen Gräber genau kennen, sind mehrfach Bestattungen beobachtet worden, die außer den in einer Urne oder einer kleinen Steinpackung gesammelten Knochen den besonders beigesehten übrigen Rückstand des Leichenbrandes enthielten. In einem Grabe lagen z. B. die Reste des Scheiterhaufens! in einer Grube zwischen zwei großen Steinpflastern, unter dem unteren derselben befanden sich in einer mit Dedel versehenen Urne die reinen, sorgfältig ausgewählten Knochen des Toten!

In dem unweit von Persanzig gelegenen Friedhof von Hütten (Kr. Neustettin) wurden von Kasisti in einer Steinpackung zwei nebeneinander stehende Gefäße gefunden, von denen eines nur gebrannte, fein zer Schlagene Knochen!, das andere nur schwarze Brandmasse! enthielt.“ Während aber Kostrzewski, in der alten Auffassung befangen, fortfahrend sagt: „Augenscheinlich wurden in einzelnen Fällen die Knochen aus dem Rückstand des Scheiterhaufens ausgefondert und für sich beigeseht, während die übrigen Brandreste an einer anderen Stelle daneben vergraben wurden“ und während Stjerna¹⁾ ähnliche Belege aus Bornholm bringt und dazu bemerkt: „Daß man in diesem Übergangsstadium (auch chronologisch als solches aufzufassen!) noch eine Vermischung der Knochen mit den übrigen Brandresten! vermied“, sage ich: Hier haben wir in klarster Weise die getrennt dargebrachten Totenopfer vor Augen, seien es nun Wärmespenden oder Spenden von kleinen Tieren bzw. Feldfrucht oder eine Verbindung beider Opferarten. Die Wärmespende ist wahrscheinlich dem Scheiterhaufen entnommen worden; eine solche Spende ist aber himmelweit verschieden: von dem Zusammenfegen und Vergraben der „übrigen Brandreste“.

Solche besonderen Opfer (nicht den darüber [über das Gefäß mit den gebrannten Knochen] ausgeschütteten „ganzen Rückstand des Leichenbrandes [Knochen, Beigaben, Kohlen, Asche]) solche Opfer, sage ich, erkennen wir auch in der „Schüttung“ der Brandschüttungsgräber (K. a. a. O., S. 218/219), sowie auch bei derjenigen Grabform, welche von letzteren zu den „reinen Brandgrubengräbern“ (K. a. a. O., S. 219) überleitet.

Sind in der „Brandschüttung“ außer Kohlen und Asche auch Knochen und Beigaben, so hat dies, nach meinen eingehenden Ausführungen

¹⁾ Antiqu. Tidstr. XVIII, S. 11.

(Abschnitt IV, 2 C), nichts dem Opfercharakter Widersprechendes. Die in der „Schüttung“ liegenden Knochen werden sich, so weit sie getrennt aufbewahrt und bestimmbar sind, sicher als Tierknochen (=Knöchelchen) ausweisen.

Und ich zweifle nicht daran, daß sich auch bei zukünftigen Untersuchungen „reiner Brandgrabengräber“ (K. a. a. O., S. 220) innerhalb des Gebietes der ostgermanischen Kultur der Spät-Latène-Zeit solche Unterscheidungen zwischen Leichenbrand- und Opfer-Schichten werden feststellen lassen.

Von meinem Standpunkte aus kann ich auch Kozłowski nicht folgen, wenn er (a. a. O., S. 218) sagt: „Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir diese Mittelformen zwischen (reinen) Urnen- und Brandschüttungsgräbern (Grabform 2) den Resten der unter burgundischer Herrschaft weiterlebenden, alten westgermanischen Bevölkerung dieses Gebietes zuschreiben, die sich in ihrer Bestattungsform allmählich den Grabsitten der neuen Einwanderer anpaßt.“

Ich bringe diese neue Grabtite — Hinzufügung von Wärme- und Tier-Opfer — in Verbindung mit dem allgemein wieder erstarkenden Begräbnisritus um die Wende der Mittel- zur Spät-Latène-Zeit.

So spreche ich noch einmal entgegen der bisher herrschenden Anschauung meine Überzeugung aus, daß auf denjenigen Urnenfeldern, auf denen neben einander Urnengräber und Brandgrabengräber auftreten, letztere als die sorgfältigeren, pietätvolleren aufzufassen sind, und dies bestätigt mir Blume (a. a. O., S. 188) bei Besprechung der „Masurischen Gruppe“: „Neben der Beisetzung in brandfreiem Boden kommen auch Urnen mit Brandschüttung oder wenigstens gemischter Erdschüttung vor. Nach Hollaß wären dies vornehmlich die reicher ausgestatteten Gräber“ (bei denen also der Tote durch einen prächtigeren Begräbnisritus geehrt wurde). Vorstehend stellten wir ja die nahen Beziehungen zwischen Brandschüttungs- und Brandgruben-Gräbern fest.

Gewiß werden sich meine Beobachtungen an den Garther Brandgruben-Gräbern in ihrer Gesamtheit nicht überall und für alle Zeitfolgen wiederholen, denn auch die Brandgrabengräber werden örtliche und zeitliche Abweichungen aufweisen.

Nach den Forschungsergebnissen Kossinnas¹⁾ sind unsere Garther Hügel zweifelsohne von Germanen errichtet worden. Bereits in der 3. Periode der Bronzezeit, also schon ein Jahrtausend vor Errichtung unserer Hügel haben die Germanen den unteren Lauf der Hunte überschritten, während sie in der mittleren Latène-Zeit bereits die Moselgegend erreichen.

¹⁾ Kossinna, „Herkunft der Germanen“ und dazu seine Karte in der „Deutschen Erde, 1912, Heft 4/5“.

Hügel 1. (Tafel II, Abb. 1.)

Der Hügel hatte eine Höhe von 0,87 m bei einem Durchmesser von 14,50 m.

Von der brandlosen Bestattung (dem Skelette und dem Grabe) konnte keine Spur mehr entdeckt werden, jedoch wurden zwei jedenfalls von Opfern herrührende Knochenlager gesichtet (Tafel II, Abb. 1, a und b), beide von regelmäßiger rechteckiger Form. Das eine (b) hatte eine Länge von 0,60 m bei einer Breite von 0,30 m und einer Tiefe (Mächtigkeit) von 0,05 m. Mit seiner Basis lag es auf dem Urboden (der Hügelsohle). Das zweite (a) lag mit seiner Basis 0,20 m über der Hügelsohle (dem Urboden); es hatte eine Länge von 0,50 m bei 0,16 m Breite und 0,08 m Tiefe (Mächtigkeit).

Aus der Lage dieser beiden Opfer-Knochenlager ist zu schließen, daß der unverbrannt beerdigte Tote zentral auf der Hügelsohle lag, daneben das eine Opfer-Knochenlager (b). Nachdem man den Hügel bis zu 0,20 m Höhe aufgeschüttet hatte, hat man das zweite Opfer (a), gleichfalls zentral, niedergelegt.

Wegen der regelmäßigen rechteckigen Form der beiden Opfer-Knochenlager (a und b) nehme ich an, daß diese ursprünglich auf einem Holzbrette oder in einer Holzkriste lagen. Analogien dazu bieten die von mir untersuchten, gleichfalls der älteren Bronzezeit angehörigen Grabhügel 1, Addenstorf, Kr. Ülzen und der Grabhügel „auf dem Stüberg“, Hof Freschenhausen bei Stelle, Kr. Winjen a. d. L. (Mannus, Bd. V, S. 210 [unter 9/10] und Lüneb. Mus.-Bl. Bd. 2, S. 156 [oben] und S. 327).

Auch in diesen beiden älterbronzezeitlichen Hügeln lagen von Opfern herrührende gebrannte Knochen, welche in diesen beiden Fällen nachweislich von Tieren stammen, aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich in einer Holzkriste oder auf einem Holzbrette niedergelegt. Anfänglich hatte ich diese beiden Knochenlager (Addenstorf und Freschenhausen) für Bestattungen bzw. Nachbestattung angesprochen, bis die in diesen beiden Fällen mögliche osteologische Untersuchung den wahren Tatbestand enthüllte (Mannus, Bd. V, S. 210 [9/10]). Auch hatte ich anfänglich — es handelt sich um meine erste wissenschaftliche Grabung und Veröffentlichung im Jahre 1908¹⁾ — den Addenstorfer Grabhügel zeitlich zu spät ange setzt.

Sowohl wegen der Form des Grabhügels (Verhältnis der Höhe zum Durchmesser), als auch wegen des Befundes in seinem Innern (Skelettbestattung mit sorgfältig niedergelegten gebrannten Opfer-Knochen) schreibe ich den Hügel der Bronzeperiode II zu.

Eine große Stütze erhält diese Zeit-Bestimmung durch den Befund im benachbarten Hügel 2, in dem, zentral liegend, ein für einen unverbrannt

¹⁾ Bei der auf S. 156 des Lüneb. Mus.-Bl., Bd. 2, erwähnten „eisernen Radnadel“ (Privatsammlung Georg Diepenbring, Königstein im Taunus, angeblicher Fundort „Ringwall auf dem Altfönig“) handelt es sich wohl um eine Fälschung.

bestatteten Toten sorgfältig hergerichtete Grab aufgedeckt wurde. Die Toten werden in der Bronzeperiode II beerdigt, nicht — bis auf höchst seltene Ausnahmen — verbrannt. Eine weitere Befräftigung bringt auch unser Hügel 3, welchen ich, wegen äußerer Form und des Befundes im Innern, der nächstfolgenden Bronzeperiode, also der Periode III, zuzähle.

Sonst, außer den beiden Knochenlagern, wurden keine Funde, auch nicht Streuscherben, in Hügel 1 gemacht.

Hügel 2. (Tafel II, Abb. 2.)

Der Hügel hatte einen Durchmesser von 15 m bei 0,68 m Höhe. Auf der Sohle des Hügels, der sonst keine Funde (auch keine Streuscherben) brachte, wurde ein Grab gesichtet, welches folgendermaßen angelegt war (Tafel II, Abb. 2 und Abb. 3 und Tafeln III und IV): Man hatte die Heide 0,35 m tief in einem Kreise von etwa 8 m Durchmesser um das Zentrum¹⁾ aufgegraben, bis man auf eine Schicht weißen Sandes stieß. Auf dieser kreisförmig eingetieften Basis (siehe Taf. II, Abb. 2: „Innerer punktierter Kreis“) hatte man einen mächtigen Holzstoß errichtet und diesen als Ehrenfeuer für den Toten zur Weihe des Grabmals entzündet. Noch heute, also noch weit über 3000 Jahre seit Errichtung des Hügels, hatte dies mächtige Feuer eine zinnoberrote aschige Erdschicht²⁾ von 0,35 m Mächtigkeit (Dicke) (von der weißen Sandschicht als Basis [Nivellement 1,74] bis zur Hügelsohle, d. i. der alten Heidekraut-Bodenbede [Nivellement 1,39] reichend) hinterlassen. In diese zinnoberrote Holz- aschenschicht von 0,35 m Mächtigkeit hatte man das Grab eingetieft und seine Kanten mit Soden (Heidesoden) ausgelegt, welche sich bei der Aufdeckung als bräunlichschwarze Ränder abhoben sowohl von dem Grab-Innern, über welches man eine dünne Lage der zinnoberrot gefärbten aschigen Erde gestreut hatte, als von der Umgebung des Grabes. Die Einzelheiten der Grabanlage werde ich jetzt an der Hand der Abbildungen erklären: Abb. 2 auf Tafel II zeigt die Gesamtanlage, Abb. 3 auf Tafel II nur das Grab bei der Aufdeckung, also die Grabbede, vergleiche auch Tafel III, während Tafel V die Grabhöhle zeigt. Bei der Aufdeckung des Grabes (Taf. II, Abb. 3) hatte das Grab-Innere (punktiert) eine Länge von 1,35 m bei einer Breite von 0,60 m. Die (Heide-) Soden-Ränder (gestrichelt) hatten im Norden und Süden eine Breite von 0,60 m, im Westen und Osten eine Breite von 0,62 m. Diese Maße zeigten sich bei Nivellement 1,39 (der Hügelsohle). Bei Abschürfung von 0,06 m Erde,

¹⁾ Das Zentrum des Hügels ist kenntlich gemacht: auf Tafel II, Abb. 2 u. 3, durch einen dicken Punkt (an der West-Schmalseite des Grabes), auf Tafel III durch den senkrecht stehenden Eisenstecher.

²⁾ So oft von dieser zinnoberroten Erdschicht gesprochen wird, ist zu betonen, daß diese Sand-Erdschicht einst durch einen gewaltigen Feuerbrand rot gefärbt wurde: also der Hauptsache nach gefärbter Sand ist, der mit Asche- und Holz-Teilchen durchsetzt ist.

also bei Nivellement 1,45 zeigte das Grab-Innere 1,60 m Länge bei einer Breite von 0,70 m, während die Soden-Einfassungen im Norden und Süden nur noch eine Breite von 0,25 bzw. 0,20 m und im Westen und Osten von 0,30 bzw. 0,35 m aufweisen. Dieser Größenzuwachs des Grab-Innern bei gleichzeitiger Größenabnahme der Grabkanten erklärt sich dadurch, daß die obersten der (die Grabkanten bildenden) Soden durch den Druck der aufgeschütteten Hügelerde platt gedrückt wurden und so zu beiden Seiten der Grabkanten überquollen. Wie klar dagegen die Grabkanten sich in größerer Tiefe abzeichnen, zeigt Tafel IV. Auf dieser Tafel IV erkennt man auch eine tiefe Senkung der östlichen Kante (Schmalseite) des Grabes, wenn man die drei anderen Grabkanten in Betracht zieht. Auf der nördlichen, westlichen und südlichen Grabkante hörten nämlich die noch erkennbaren Spuren der Soden bei Nivellement 1,51 auf, während sie auf der Hügelsohle bei Nivellement 1,39 begannen, also eine heute noch nachweisbare Tiefe von 0,12 m hatten, während auf der östlichen Schmalkante die Soden bis zu Nivellement 1,74, also bis zur Basis des eingetieften Grabes nachgewiesen wurden, dort also — bei einer Breite von 0,35 m — eine Tiefe von 0,35 m hatten. Man hatte demnach dem Toten ein starkes Kopfpolster von Soden hergerichtet, so daß der Kopf und Rücken des Toten eine erhöhte Lage bekamen. Aus diesem Befunde ist demnach auch die Orientierung des Bestatteten zu erschließen: sein Kopf lag im Osten. Unter Hinzurechnung von der Breite des Soden-Kopfpolsters mit 0,35 m hatte das Grab also auf seiner Basis eine Länge von 1,95 m (1,60 m + 0,35 m) bei einer Breite von 0,70 m. Zeigt uns Tafel IV die Umrisse des Grabes in sehr klarer Form, so ersehen wir aus Taf. III, daß bei der Auffindung des Grabes die Umrisse aus schon belegten Gründen mehr verschwommen sind. Der Eisenstecher (auf Taf. III) steht im Zentrum des Grabhügels, von ihm geht (der Länge des Grabes nach) nach Osten hin ein glatter heller Fleck aus: Das ist das Grabinnere welches mit der zinnoberroten aschigen Erde bedeckt war, man erkennt ferner recht gut die mehr oder weniger verwischten Soden-Grabkanten (in natura von bräunlich-schwarzer Färbung).

Als ich auf die ausgedehnte zinnoberrote aschige Erdschicht bei Nivellement 1,39 (also auf der Hügelsohle beginnend) stieß, ließ ich sofort auf dem benachbarten Acker¹⁾ verschiedene tiefe Eingrabungen machen, ohne aber eine anstehende rote Erdschicht zu finden. Inzwischen erschien der Besitzer Meyer aus Husum, der beim Anblick der roten Erde ausrief: „Das ist ja Torf-asche aus unserem (Husum-Huntlofer) Moor.“ Auf Grund dieser Aussage des Besitzers nahm auch ich ursprünglich an, daß man ein mächtiges Feuer von Torfsoden entzündet und die Grabkanten mit Torfsoden ausgelegt hätte. Aber die Analyse der rotaschigen Hügelerde in der „Moor-Verjuch-

¹⁾ Die Heide war hier soeben urbar gemacht worden.

Station" zu Bremen, wofür ich an dieser Stelle Herrn Geheimrat Dr. Tade und Herrn Professor C. Weber meinen verbindlichsten Dank noch einmal abstatte, brachte Klarheit. Das Bremer Gutachten sagt zusammenfassend: „Schon die mikroskopische Untersuchung läßt erkennen, daß zwischen der rezenten Torfprobe (aus dem Husum-Huntlofer Moor) und der (Erd-) Probe aus dem Grabhügel wesentliche Unterschiede bestehen. Eine chemische Untersuchung hat daher wenig Zweck.“ Das Ergebnis der mikroskopischen Untersuchung der (roten) Erdschicht aus Grabhügel 2 durch Herrn Professor Weber lautet: „Rötlicher, ziemlich feiner Quarzsand. Die einzelnen Körner sind mehr oder weniger vollständig mit einem dünnen rostroten Überzuge versehen. Dazwischen spärlich Trümmer feuerverkohlten Holzes, das 3. T. als Koniferenholz bestimmt werden konnte. Diatomeen¹⁾ fehlen“. Dazu erklärend und ergänzend schreibt Herr Professor Weber: „Der rötliche Sand aus dem Grabe (Grabhügel 2) ist zweifellos gebrannt. Ich habe mich durch Vergleiche und Versuche davon überzeugt, daß humushaltige, etwas eisenhaltige kalkfreie Sande beim Verbrennen genau dasselbe mikroskopische Bild geben. Darauf deuten ja auch die Holzkohlenrümmer in dem Sande, unter denen ich Nadelholz bestimmen konnte. Wahrscheinlich stammen sie aber alle von solchem, vermutlich von dem der gemeinen Föhre (*Pinus silvestris*), sind aber in der mir übergebenen Probe so winzig, daß es nicht möglich ist, die Art des Nadelholzes danach näher zu bestimmen.“

Es liegt also keine Torfprobe vor, sondern es handelt sich um einen Sand, der nicht mehr Humus als gewöhnlicher Acker-, Wald- oder Heideboden enthielt. Er stammt meines Erachtens von der Bodenstelle, auf der die Leiche verbrannt wurde²⁾. Und ferner schreibt Herr Professor C. Weber: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Stelle, wo man die Leiche zur Bestattung niederlegte, mit Torfsoden umrahmt worden ist, wenn das Wort „Torf“ in dem Sinne unserer jetzigen Sprache gebraucht wird. Denn das Graben von Torf in Mooren zum Brennen ist erst während des Mittelalters aufgefunden. Die in diesem Sinne gedeutete Angabe des Plinius (*captumque manibus lutum etc.*) ist jedenfalls anders zu interpretieren, wie ich bei Gelegenheit dargetan habe. Entweder brauchten die Chauken mit den Händen gesammelten Rindermist, den man im Winde trocknete, wie es heute noch vielfach an unseren Küsten geschieht, oder es waren humose Rasenplaggen.“

Rasensoden sind es auch wahrscheinlich, mit denen die von Ihnen geschilderte Lagerstätte der Leiche umrahmt worden ist.“

Unsere zinnoberrote aschige Hügelerde (Tafel II, Abb. 2 und 3: „punktirt“) ist also ein Gemisch von weißem, in Feuer geglühtem Sande und

¹⁾ Solche kommen nämlich in der Husum-Huntlofer Torfprobe vor.

²⁾ Tatsächlich wurde ja der mächtige Holzstoß über einer weißen Sandschicht errichtet. Es handelt sich aber nicht um einen Scheiterhaufen, sondern um ein Ehrenfeuer (Weihfeuer).

Resten eines mächtigen Feuers von Nadelholz. Und die Grabkanten waren mit Rasen- (Heidekraut-) Soden ausgelegt; wie ich es bereits eingangs geschildert habe, war also das Grab eingetieft mitten in die Rückstände eines mächtigen freisrunden Weiheseuers, welches man aber nicht auf der alten Bodendecke, sondern 0,35 m tiefer auf einer weißen Sandschicht entzündet hat. Dadurch, daß man die Basis für den Holzstoß eintiefte, schuf man sich einerseits ein gutes Planum, andererseits beugte man der Gefahr eines Wald- oder Heidekraut-Brandes besser vor.

Wenn man das Grab mitten in die verglimmende oder verglommene Asche des mächtigen Holzstoßes eintiefte und später noch die Grabdecke mit dieser Asche überstreute, so verband man damit sicher auch die Absicht, den Toten rings um mit Wärme zu umgeben, ihm von allen Seiten Wärme zuzuführen. Darüber habe ich mich eingehend in meiner vorstehenden „Studie über Brandgruben-Gräber“ verbreitet.

Man sieht also, daß die „Idee der Wärmezuführung bzw. die Ausstattung des Toten mit Gegenständen zur Feuerbereitung“ im Grabkultus bis in die ältere Bronzezeit (und darüber hinaus bis in die Steinzeit) hinaufreicht.

Wie Hügel 1, jedoch mit noch größerer Sicherheit schreibe ich auch Hügel 2, sowohl wegen seiner äußeren Form als auch insbesondere wegen seiner Grabanlage für eine unverbrennte Leiche, der Bronzeperiode II zu.

Die Untersuchung dieses Grabhügels bringt wieder einen Beleg dafür, daß unsere Forschung, gestützt auf Ausgrabungsgesetze, immer mehr darauf dringen muß, Sammler und Liebhaber, mögen sie noch so leidenschaftlich erpicht darauf sein, von der eigenmächtigen „Durchsuchung“ unserer Bodendenkmäler und Bodenalteitümer fernzuhalten. Die „Erforschung“ dieser gebührt einzig und allein der Wissenschaft.

Hügel 3. (Textabbildung 9.)

Der Hügel hatte von Nord nach Süd einen Durchmesser von 22 m, von Ost nach West einen Durchmesser von 18 m bei einer Höhe von 1,41 m. Er lag in nicht großem Abstände südöstlich von den Hügeln 1 und 2.

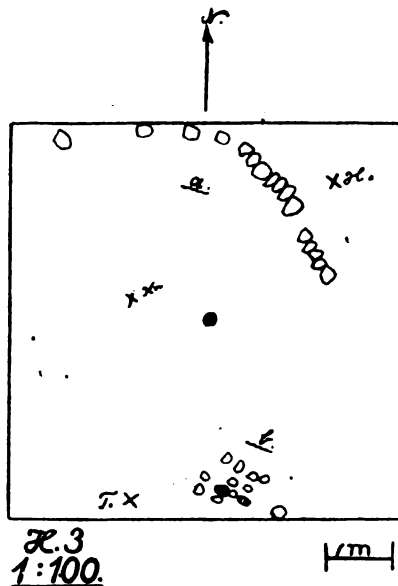


Abb. 9. Kurze Heide, Husum.
Grabhügel 3.

Die Schichtung des Hügels von oben nach unten war folgende:

0,56 m dunkle Schicht (von Nivo 0,28 [Hügelspitze] bis Nivo 0,84);

0,22 m braune hellere Schicht (von Nivo 0,84 bis Nivo 1,06);

0,06 m dunkle Schicht (von Nivo 1,06 bis Nivo 1,12);

0,23 m braune Schicht mit dunklen Streifen (von Nivo 1,12 bis Nivo 1,35);

0,17 m gelbgraustreifige Schicht (von Nivo 1,35 bis Nivo 1,52);

0,10 m alte Heide, durchsetzt mit gelbem Sand (von Nivo 1,52 bis Nivo 1,62);

0,07 m gelber Sand (Urboden) (von Nivo 1,62 bis Nivo 1,69).

1,41 m = Höhe des Hügels.

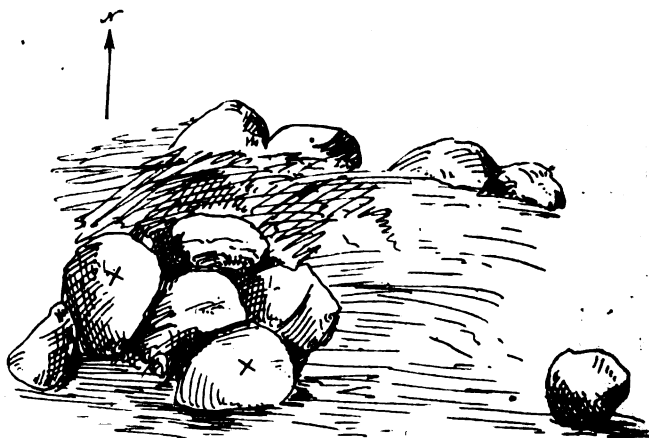


Abb. 10. Kurze Heide, Husum. Grabhügel 3. Steinaltar.

Wegen Arbeitermangel wurde vorläufig nur ein 8 m = Quadrat mit dem Hügelzentrum als Mittelpunkt (Textabb. 9) untersucht. Obwohl keine Skelettreste festgestellt werden konnten, ist es sehr wahrscheinlich, daß die brandlose Bestattung etwa zentral innerhalb des untersuchten Arbeitsquadrates lag; zu dieser Annahme berechtigen die übrigen Feststellungen im Hügel: von diesen sind belanglos verschiedene Einzelsteine und kleinere Steinansammlungen in verschiedenen Höhenlagen des Hügels, weil uns diese kein Bild geben von dem einstigen Zweck ihrer Niederlegung im Hügel, weshalb sie auch nicht eingezeichnet sind, um das Hauptbild nicht zu verwischen. Dagegen sind wichtig: das Segment eines Steinfranzes (Textabb. 9, a) und der Steinaltar (Textabb. 9 b und Textabb. 10), beide, a und b, im selben Nivo liegend.

Die Feststellung dieser beiden Ereignisse innerhalb des untersuchten 8 m = Quadrates legt doch die Annahme sehr nahe, daß auch die restlos ver-

gängene) brandlose Bestattung innerhalb des Quadrates, und zwar innerhalb unserer beiden Ereignisse (Abb. 9 a u. b), also mehr oder weniger zentral gelegen hat. Nun könnte es allerdings auffallen, daß unsere beiden Ereignisse etwa 0,25—0,35 m mit ihren Basen (Unterfanten der Steine) über der Hügelsohle (dem Urboden) liegen. Die Hügelsohle liegt im Nivo • 1,69 (Hügelspitze • 0,28), dagegen die Steinunterfanten des Steinringes und Steinaltars im Mittel 0,35—0,25 m höher, nämlich bei Nivos • 1,34 bis • 1,44. Es gibt da zwei Möglichkeiten: entweder, daß man die Leiche nicht auf dem alten Heideboden (der Hügelsohle), sondern auf einer planen Aufschüttung von etwa 0,30 m Mächtigkeit niedergelegt hat, oder daß man aus nicht mehr nachzufühlenden Beweggründen Steinring und Steinaltar erst anlegte, nachdem man bereits etwa 0,30 m Erde über der Bestattung aufgehäuft hatte. Letzteres — daß nämlich die Leiche doch auf der Hügelsohle (dem alten Heideboden) lag — wird dadurch wahrscheinlich, daß ein leeres Töpfchen (Textabb. 9 × T und Textabb. 11) auf der Hügelsohle gefunden wurde, desgleichen Reste eines Feuers (Textabb. 9 × II). Das Töpfchen war leer.

Als letztes Ereignis wäre noch zu nennen: die flache Niederlegung (nur 0,49 m unter der Hügelspitze) eines

kreisförmigen Haufens gebrannter Knochen (Textabb. 9, × Kn.). Der Knochenhaufen hatte einen Durchmesser von 0,17 m bei 0,11 m Mächtigkeit (Tiefe). Hier handelt es sich entweder¹⁾ um ein Tieropfer oder²⁾ um eine früheisenzeitliche Nachbestattung. Solche flachen früheisenzeitlichen Nachbestattungen sind ja in älteren bronzezeitlichen Grabhügeln keine Seltenheit. Um noch auf die Hauptereignisse (Textabb. 9 a und b) zurückzukommen, so sind Steinringe (ganze, halbe oder Segmente) in bronzezeitlichen Grabhügeln keine außergewöhnliche Erscheinung. Sie sind aufzufassen als Bezirkung (vielleicht auch im besonderen Sinne eines „Schutz-Zaubers“) der Bestattung.

Steinaltäre²⁾ (Textabb. 9 b u. 10) kommen in Grabhügeln — besonders in Grabhügeln der älteren und mittleren Bronzezeit (bis Periode III einschließlich) — häufig vor. Eine Reihe von Beispielen dafür habe ich in meiner Abhandlung: „Über stelenartige Grabsteine, Sonnenkult und Opferstätten usw.“

¹⁾ Die gebrannten Knochenreste konnten osteologisch nicht mehr bestimmt werden.

²⁾ Nach einer Selbuchs-Skizze des Herrn Günther Martin. Daß es sich tatsächlich um einen benutzten Opfer-Altar handelt, geht auch daraus hervor, daß an der Basis der Steine Holzsohle-Reste gesichtet wurden.

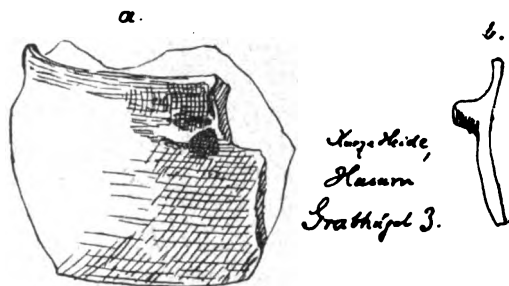


Abb. 11. ¹/₃.

(Mannus, Bd. V, S. 195/234) auf S. 214 bis 217 unter „3. Die altarähnlichen Opferstätten“ angeführt; dazu vergleiche man ebendort die Abbildungen auf: Taf. XII, Abb. 1 III, Abb. 3 III, Abb. 6 (schräffierte Steine); Taf. XIII, Abb. 2 a III, Abb. 2 b, 3, 4, 5, 6; Taf. XVI, Abb. 2 (vorn, rechts), Abb. 3 (vorn), 4, 5); ferner vgl. man für die vorröm. Eisenzeit Mannusbibliothek 13 „Lienau, Grabformen“, Taf. XXVII, Abb. 2.

Auf unserer Textabb. 10 (vergleiche auch Textabb. 9 b) sind 2 Steine mit × versehen; diese beiden Steine luden zum „Daraufknien“ ein (vgl. auch Mannus Bd. V, a. a. O. insbesondere auch Taf. XVI, Abb. 4). Solche „Knie-Steine“ habe ich also bei „altarähnlichen“ Opferstätten häufig beobachtet. In unserem (Husumer) Falle würde der Knieende nach Nord-Ost geblickt haben. Deutlich erkennt man auch auf unserer Textabb. 10, daß die vier hintersten Steine einen schutzwandartigen Abschluß unseres Steinaltars bilden, was auch die Nivellements bestätigen. Über primitive Altäre äußert sich Sam Wide¹⁾ wie folgt:

„Ein Altar ist gewöhnlich eine sich über dem Boden erhebende Opferstätte. Primitive Altäre sind rote Feldsteine (die von Setischsteinen wohl kaum zu unterscheiden sind) oder Erhöhungen, die aus Asche oder Opferresten entstanden sind. In ländlichen Kulturen waren auch Erd- oder Rasenaltäre üblich. Bisweilen wurde ein natürlicher Felsen zu einem Altar zurechtgemacht, und nicht selten bestand der Altar aus angehäuften Steinen²⁾. Viel häufiger waren aber die regelmäßig aufgebauten Steinaltäre — Neben den Altären gab es auch Opfertische³⁾, die besonders für unblutige Opfer geeignet waren“

Besondere Herrichtungen zur Darbringung eines Opfers, wenn auch primitiver Art, lassen auf ein gesteigertes religiöses Empfinden schließen und wenn wir sehen, daß die Kniesteine (die zum Knien einladenden Steine) unserer primitiven Opferaltäre (Mannus, a. a. O.) so gerichtet sind, daß der beim Opfern Kniende nach Osten (in unserem [Husumer] Falle nach Nord-Osten) oder Westen, also nach Sonnen-Aufgang bzw. = Untergang, geblickt hat, so können wir nicht zweifeln, daß der Opfernde sich mit seinen durch sein Opfer erhobenen Ansprüchen an die Sonne wandte. Unsere (Mannus, a. a. O.) „altarähnlichen“ Opferstätten gehören nun hauptsächlich der II. und III. Bronzeperiode an. Auch unseren Hügel rechne ich sowohl wegen seines beträchtlichen Umfanges mit entsprechender Höhe⁴⁾ als auch wegen

¹⁾ Gerde=Norden, Einl. i. d. Altertums-Wissensch. Bd. II, S. 190.

²⁾ Vgl. insbesondere Mannus, Bd. V, a. a. O., Taf. XVI, Abb. 3, vorn und Mannusbibliothek Nr. 13, Taf. XXVII, Abb. 2.

³⁾ Vgl. Mannus, Bd. V, a. a. O., Taf. XIII, Abb. 6, Taf. XV, Abb. 1.

⁴⁾ Nach meinen zahlreichen Grabungen und Beobachtungen gehören — jedenfalls in der Lüneburger Heide — die an Umfang und Höhe größten bronzezeitlichen Grabhügel der III. Bronzeperiode an.

seiner inneren Einrichtung (brandlose Bestattung), Steinring, Opferaltar¹⁾ der III. Bronzeperiode zu. Nun sind die Perioden II und III der Bronzezeit nachweisbar bei den Germanen Perioden gesteigerter Religiosität. Ausführlich darüber verbreitet sich „Kossinna in seiner „Deutschen Vorgeschichte, 2. Aufl.“ auf den Seiten 75 bis 98 und Kossinna leitet diesen Abschnitt seines Werkes ein mit den Worten: „Diese wunderbar reiche zweite Periode der alten Bronzezeit ist es nun auch, die uns die Denkmäler germanischer Gottesverehrung zum ersten Male in ansehnlicher Fülle vor Augen führt.“ Und einen breiten Raum in den Kossinna'schen Ausführungen nimmt die Sonne²⁾ (als Sonnenscheibe und auf den Felsenzeichnungen als Sonnengott) ein. Am Schlusse sagt Kossinna (a. a. O., S. 98): „Es reden keine Inschriften und keine Papyri und Pergamente zu uns von vorgeschichtlichem germanischem Götterglauben. Aber wenn Menschen schweigen, werden Steine reden: dies gilt auch hier. Und diese Steine sind unsere skandinavischen Felsen und ihre Rede sind die Felsenzeichnungen.“ Dazu darf ich wohl auf Grund meiner Ausführungen im Mannus Bd. V (S. 219/221) ergänzend sagen: Und solche Steine sind auch die primitiven Steinaltäre und ihre Rede sind die Orientierung nach der Sonne.

Und auch diese Steinaltäre finden sich hauptsächlich in Grabhügeln der II. und III. Bronzeperiode.

¹⁾ Im allgemeinen konfurrieren in der III. Bronzeperiode noch Körper=Beerdigung und =Verbrennung.

²⁾ Vgl. auch Déchelette, Manuel II, Heft 1, Age du Bronze, Kapitel XIII: La Religion a l'âge du Bronze.

Die steinzeitlichen Gräber des Kreises Pyritz.

Don Geh. Studienrat Dr. Robert Holsten, Gymnasialdirektor, und
Gustav Zahnow, Lehrer an der Knabenschule, in Pyritz.

Mit 4 Textabbildungen und Tafel V--VII.

In der Geschichte der pommerischen Steinzeit und damit der Steinzeit überhaupt gebührt dem Kreise Pyritz eine besondere Stelle. In mancherlei Hinsicht zeichnet er sich vor anderen Teilen Pommerns aus oder tritt ihnen wenigstens ebenbürtig an die Seite.

Groß ist zunächst die Zahl der Einzelfunde von Steingeräten. In einem Verzeichnisse, welches ich 1909 herausgegeben habe¹⁾, konnte ich 81 Geräte aus Stein aufzählen, die hier und da im Kreise gefunden sind. Seitdem sind mir noch 14 bekannt geworden²⁾. Es kommen also, da der Kreis Pyritz 19 Quadratmeilen umfaßt, 5 Einzelfunde auf die Quadratmeile.

Diese Funde sind aber nicht gleichmäßig über den Kreis verteilt. Besonders reich an Einzelfunden ist das Land unmittelbar nordöstlich und südwestlich des Plöne-Sees (Karte Tafel 7). Ich zähle im Nordosten 26, im Südwesten 24 Steingeräte. Daneben ist der Westen um Wartenberg, Babbin, Beelitz, Isinger, Grape mit 16 Einzelfunden zu nennen. Dagegen haben wir nur 3 Funde im Südzipfel des Kreises südlich der Linie Schwowow=Pyritz=Wobbermin und gar nur einen im Nordosten jenseits der Säulen Ihna. Auch der in der Mitte gelegene eigentliche Weizader, das alte Staubecken eines Gletschersees aus der Eiszeit, wie es die beigegebene Karte erkennen läßt, hat nur ganz wenige Einzelfunde von Steingeräten aufzuweisen; vier von

¹⁾ Holsten, Die Verkehrsverhältnisse im Pyritzer Weizader in vorgeschichtlicher Zeit. Pyritz 1909, S. 6ff.

²⁾ 1 Lanzenspiße aus Horst (Lehrer Blesin=Pyritz); 1 Lanzenspiße aus Möllendorf (Lehrer Kammin=Möllendorf); 1 Steinbeil aus Repenow (Greifswald); 4 Steingeräte aus Wartenberg (Lehrer Schmidt=Wartenberg); 1 Steinbeil aus Raumersaue (in meinem Besitz); 1 Steinbeil aus Megow, 1 Steinhammer aus dem Madü-See bei Raumersaue, 2 Steinhammer aus Pyritz (die 4 letzten Stücke in der Pyritzer Gymnasialsammlung); 1 Steinbeil und 1 Steinhammer aus Augusthof.

diesen sind hart an seiner Grenze gemacht, bei Klühow, Pyritz, Megow und Woitfid, sieben in seiner Mitte, in Augusthof, Werben, Friedrichsthal, Horst und bei Raumersaue.

Manche dieser Funde verdienen, besonders hervorgehoben zu werden. Bei Horst ist eine Speerspiße gefunden, die noch im Holzschaft gesteckt haben soll. Leider ist dies kostbare Stück des Schaftes verloren gegangen, bevor es sachverständig besichtigt und beschrieben werden konnte¹⁾. Nicht weniger als 6 der halbmondförmigen Sägen sind im Kreise Pyritz gefunden worden²⁾, die Walter noch 1891 in den Balt. Stud. (S. 289) als noch immer seltenen Typus bezeichnete. Besonders selten sind diese Sägen in Gräbern. Nach Walter stand es 1904 nur bei einer Säge fest, daß sie in einem Grabe gefunden war; nach Belz ist in Mecklenburg das Vorkommen dieser Stücke in Gräbern auch zweifelhaft³⁾. Im Kreise Pyritz aber stammen von den 6 Sägen 2 aus Gräbern, eine aus Wartenberg und eine aus Schöningsburg⁴⁾. In Prillwitz ist eine sog. Amazonenart gefunden. Walter kann neben ihr 1891 nur noch 2 Exemplare aus Pommern nennen, eins aus Stettin und eins aus Althagen⁵⁾. Auch zwei der verhältnismäßig seltenen Depotfunde aus der Steinzeit sind im Kreise Pyritz gemacht worden, 3 Äxte bei Sallentin unter einem großen Stein und 3 Beile und 2 Sägen von gleicher hellgrauer Farbe bei Sudow⁶⁾. Ein Steinhammer ist aus dem Wasser des Madü-Sees gegenüber von Raumersaue 100 m vom heutigen Ufer entfernt bei 1 m Tiefe herorgeholt; es liegt die Möglichkeit vor, daß dort zur Steinzeit Land war⁷⁾. Bekanntlich sind an den Küsten Rügens mehrfach Steingeräte unter Wasser gefunden worden. Auch eine Schlagstätte⁸⁾ ist bei Dölitz nachgewiesen, wie sie in dem westlich benachbarten Kreise Greifenhagen mehrfach entdeckt worden sind⁹⁾.

Auch die Überständigkeit der Steingeräte, die schon mehrfach beobachtet ist, läßt sich im Kreise Pyritz nachweisen. Bei Klühow¹⁰⁾ sind 3 Streit-
hämmer von Feuerstein zusammen mit einer Speerspiße und Nadeln von

1) Die Steinspiße befindet sich jetzt im Besitz des Lehrers Blesin in Pyritz. Sie lag in einem Torfloch in der Nähe des Madü-Sees. Sie ist aus dunkelgrauem Feuerstein, 18 cm lang, in der Mitte 5 cm breit.

2) Je eine in Schöningsburg, Werben, Woitfid, Wartenberg, 2 in Sudow; vgl. Holsten a. a. O.

3) Balt. Stud. 1904, S. 156.

4) Holsten a. a. O. S. 10f.

5) Balt. Stud. 1891, S. 289.

6) Holsten a. a. O. S. 10. Balt. Stud. 1901, S. 247.

7) Monatsblätter der Gesellschaft für Pomm. Geschichte und Altertumskunde 1918, S. 7. Dagegen spricht Deede, ebenda S. 35.

8) Holsten a. a. O. S. 7.

9) Balt. Stud. 1892, S. 293; 1893, S. 221; 1896, S. 229; 1897, S. 294; 1905, S. 219.

10) Holsten a. a. O. S. 8f; Balt. Stud. 1901, S. 248; 1902, S. 173.

Metall unter einem Steinhügel gefunden. Wendische Gräber in Gr. Küßow¹⁾ enthielten auch Steinsachen. Und in Lübtow²⁾ ist eine größere Anzahl von Steingeräten in der untersten Schicht eines zu beiden Seiten des Ausflusses der Plöne aus dem Plöne-See entdeckten Pfahlbaus gefunden worden, der sicher nicht der Steinzeit angehört.

Die Steingeräte sind natürlich zum Teil aus Feuerstein, zum Teil aus anderen Gesteinsarten angefertigt. Auf merkwürdige Unterschiede in der Verwendung der Gesteine in den beiden Hälften des Kreises nördlich und südlich der Plöne habe ich schon 1909 hingewiesen³⁾. Nordöstlich der Madü-Plöne-Linie sind rund 81% aller gefundenen Geräte aus Feuerstein gefertigt, 19% nicht aus Feuerstein; südwestlich dieser Linie dagegen sind nur rund 33 $\frac{1}{3}$ % der Geräte aus Feuerstein, 66 $\frac{2}{3}$ % sind aus anderen Gesteinsarten gemacht. Das könnte als Zufall erscheinen; aber die beiden Hälften des Kreises sind stets in mannigfacher Hinsicht von einander abgewichen. Denn die Madü-Plöne-Linie bildet eine natürliche Grenze, die beide Hälften scharf von einander scheidet.

Bedeutsamer noch als die Steingeräte sind die Reste steinzeitlicher Keramik aus dem Kreise Pyritz, die auf uns gekommen sind. Da haben wir zunächst geschweifte Becher mit Schnurverzierungen aus Lettnin. Sie sollen in einem großen Grabe mit bronzeitlichen Urnen gefunden sein. Drei dieser Becher, von denen einer allerdings keine Verzierungen aufzuweisen hat, gehören der Pyritzer Gymnasialsammlung; sie sind beschrieben und abgebildet von Lemde in den Monatsblättern der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumsfunde 1890, S. 149, 152. Einer, der sich jetzt im Stettiner Museum befindet, ist veröffentlicht von Walter in den Balt. Stud. 1894, S. 356 mit Abbildung Taf. I, 6 und besser in der Lemde-Festschrift, Beiträge zur Geschichte und Altertumsfunde Pommerns. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumsfunde. Stettin 1898, S. 6 mit Abb. Nr. 18. Die Becher gehören sowohl ihrer Form wie ihrer Verzierung nach ohne Frage der Steinzeit an. Wenn die oben erwähnte Angabe über den Fundort der Lettniner Becher wirklich richtig ist, so würden wir auch hier einen Beweis für die Überständigkeit der Erzeugnisse der Steinzeit haben. Im besonderen bildet diese Pyritzer Keramik einen Ausläufer der sog. Oder-Schnurkeramik, die an der unteren Oder heimisch ist und durch die Schnurverzierungen charakterisiert wird. Sie hat in der wissenschaftlichen Literatur eine bedeutende Rolle gespielt⁴⁾. Zuletzt ist sie von Kossinna und Wilke

¹⁾ Walter, Prähistorische Funde zwischen Oder und Rega. Stettin 1889. S. 17, Nr. 129.

²⁾ Holsten a. a. O. S. 8 f.; Balt. Stud. 1901, S. 248; 1902, S. 173.

³⁾ Holsten a. a. O. S. 17.

⁴⁾ Man vergleiche die Berichte Walters in den Balt. Stud. 1893, S. 221; 1901, S. 246; 1904, S. 156; 1907, S. 216; 1910, S. 179.

behandelt. Kossinna (Mannus II, 1910, S. 70) bezeichnet die Schnurverzierten Becher als charakteristisches Gefäß des dritten Juges, auf dem sich nach seiner Annahme die Nordindogermanen in der Steinzeit nach Osten ausgebreitet haben. Auch Wilke (Mannus IX, 1918, S. 27) sucht den Ursprung dieser Obergruppe im Norden in der Megalithkultur, während Goetze sie aus Thüringen herleiten wollen¹⁾. Sie ist nach Wilke eine Schwester der Thüringer Keramik, nicht eine Tochter, gehört aber der letzten neolithischen Zeit an. Demnach würde die von uns oben angedeutete Überständigkeit dieser Form wohl möglich sein.

Daneben sind Gefäße aus einem unten zu besprechenden Grabe von Schöningsburg zu nennen, die der Bandkeramik angehören. Sie sind veröffentlicht von Walter in der oben erwähnten Lemde=Zeitschrift (Beiträge zur Geschichte und Altertumskunde Pommerns. Stettin 1898, S. 8 und Abb. 28 bis 30). Auch über sie gibt es eine reiche Literatur²⁾. Schöningsburg ist ziemlich der nördlichste Punkt, an dem wir diese Bandkeramik bisher nachweisen können; nur ein Tongefäß aus Graudenz ist noch nördlicher gefunden³⁾. Die neusten Ansichten über sie sind wieder durch Kossinna und Wilke vertreten. Nach Kossinna (Mannus II, 1910, S. 59ff.) gehört sie dem sündogermanischen Donaufkulturkreis der Steinzeit an und ist über Schlesien an der Oder entlang bis in den Kreis Pyritz gelangt. Wilke (Mannus IX, 1918, S. 36) sieht in den Illyriern die Träger dieser Kultur. Er spricht von einer mitteldeutsch-böhmisch-schlesischen Gruppe, deren äußersten nördlichen Ausläufer wir hier vor uns haben. Er setzt sie in den letzten Abschnitt des Neolithikums.

Was Schliz in der Zeitschr. f. Ethnologie 38, 1906, S. 324ff. über das Verhältnis von Schnur- und Bandkeramik gesagt hat, paßt durchaus auf die Pyritzer Verhältnisse, als hätte er es gerade aus ihnen abgelesen. Die Bandkeramik gehört nach ihm einem Ackerbauvolf an, in dessen Gräbern sich außer Pfeilspitzen nur Ackerbau- und Handwerksgeräte (Beile, Meißel, Hämmer, Messer, Schuhleistenfeile) finden; es wohnte stets in der Nähe eines Wasserweges in hochwasserfreier Lage und auf waldfreiem Löß, wie er auch bei der Bildung von Staubecken entstanden sein kann. Bei Schöningsburg haben wir einen Wasserweg in der Plöne; das Grab lag aber nicht unten am Ufer, sondern oben am Höhenrande in dem Gebiete des Staubeckens, aus dessen Sedimenten sich der Weizackerton gebildet hat. An Geräten sind in diesem Grabe 1 Steinbeil, 2 Feuersteinmesser und 1 Feuersteinsäge gefunden. In engster Fühlung mit den bandkeramischen Niederlassungen steht die Schnurkeramik; die Schnurkeramische Bevölkerung hielt die Höhen besetzt. Don Lettnin,

¹⁾ Balt. Stud. 1893, S. 221.

²⁾ Dgl. die Berichte Walters in den Balt. Stud. 1901, S. 246; 1902, S. 174; 1907, S. 216; 1910, S. 177.

³⁾ Mannus II, 1910, S. 61.

von wo wir schnurverzierte Becher haben, nach Schöningsburg sind etwa 10 km; Schöningsburg hat 48 m Höhe, bei Lettnin reichen die Höhen bis 112 m.

Auf jeden Fall haben wir hier durch diese Reste der Keramik auf engem Raum zwei Gruppen der steinzeitlichen Kultur neben einander vertreten, die sich scharf von einander abheben.

Besonders in die Augen fallend ist der Reichtum des Kreises Pyritz an steinzeitlichen Gräbern. Meistens sind es Megalithgräber. Diese begegnen uns in der wissenschaftlichen Literatur zuerst in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1877, S. 304. Dort weist Doß nach, daß es auch östlich der Oder Hünenbetten gegeben hat. Als Beweis führt er nach den Akten der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde Hünenbetten zwischen Pumptow und Muscherin aus dem Kreise Saagig an. Leider ist diese erste Angabe in der Literatur fehlerhaft und unvollständig. Denn Pumptow und Muscherin liegen nicht im Kreise Saagig, sondern eben im Kreise Pyritz, und aus den erwähnten Akten hätte Doß ersehen können, daß es in diesem Kreise viel mehr Hünenbetten gegeben hat. Der Irrtum ist um so merkwürdiger, als Doß das Aktenstück, wie er sagt, selbst eingesehen hat. Diese Erwähnung ist also nicht zu rechnen, und Walter kommt das Verdienst zu, in seinem Programm „Prähistorische Kunde zwischen Oder und Rega“ (Stettin 1889) die Pyritzer Gräber wirklich in die wissenschaftliche Literatur eingeführt zu haben. Seine Angaben sind vollständig und bedürfen in dieser Beziehung kaum einmal einer Ergänzung oder Berichtigung. Mängel ergeben sich aus Wesen und Zweck der Walterschen Arbeit. Walter will alle prähistorischen Kunde anführen. Er kann dabei natürlich nicht immer eine Scheidung nach den Perioden der Vorgeschichte vornehmen und weist daher auch die Pyritzer Gräber nicht ausdrücklich der Steinzeit zu. Walter gibt ferner nur ein Verzeichnis. Infolgedessen müssen seine Angaben kurz sein. Er hat bei aller Kürze die Gräber trefflich gekennzeichnet; doch läßt sich vielfach über die einzelnen Grabanlagen mehr sagen, als er im Rahmen eines Verzeichnisses hat sagen können.

Die wissenschaftliche Literatur schweigt nun 20 Jahre lang von den Pyritzer Gräbern, vielleicht eben deshalb, weil Walter sie keiner bestimmten Periode der Vorgeschichte zugewiesen hatte. 1896 bringen die Baltischen Studien auf Taf. I, 3 eine Abbildung eines der hierher gehörenden Gräber aus Schöningsburg von Stubenrauch als Beilage zu Schumanns Aufsatz „Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit“ unter den steinzeitlichen Funden; doch nimmt Schumann in seinen Ausführungen gerade auf diese Zeichnung nicht Bezug. 1902 erwähnt Walter in den Balt. Stud. S. 173 die Untersuchung eines dreieckigen Langgrabes im Forstrevier Dölitz Kr. Pyritz, welches „zur Gruppe der kujawischen Gräber zu gehören schien“. Doch will er aus dem geringen Ergebnis der Untersuchung keine besonderen Schlüsse ziehen. 1904 erwähnt er in den Balt. Stud. S. 156 eine Säge, die mit einer Speerspitze

und einem Meißel in einem Kistengrabe in Wartenberg Kr. Pyriß gefunden sein soll; genauere Angaben über das Grab fehlen. Das ist alles.

Dann habe ich 1909 in einer kleinen Festschrift des Pyrißer Gymnasiums „Die Verkehrsverhältnisse im Pyrißer Weizader in vorgeschichtlicher Zeit“ (Pyriß 1909) S. 6ff. ein Verzeichnis der steinzeitlichen Altertümer des Kreises Pyriß gegeben. Ich habe hier die schon von Walter angeführten Gräber mit geringen Abweichungen und Änderungen unter den Denkmälern der Steinzeit angeführt. In einer Besprechung meiner Arbeit in den Monatsblättern 1910, S. 28 äußert Walter gegen diese Zuweisung zur Periode der Steinzeit Bedenken; „sie brauchen nicht alle steinzeitlich zu sein“, sagt er. Auch lehnt er die von mir betonte Scheidung in drei- und viereckige Gräber ab.

Doch hat Kossinna in seinem oben schon erwähnten Aufsatz „Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach Osten“ im *Mannus* I, 1909; II, 1910 diese Zuweisung der Gräber zur Steinzeit angenommen. Er führt dort aus, daß sich die nordische steinzeitliche Megalithkeramik in drei Zügen nach Osten verbreitet hat. Als Hauptkennzeichen des zweiten Zuges nennt er die Megalithgräber, unter ihnen auch die sog. fujawischen Gräber (II, 67). In dem beigegebenen Verzeichnis der Fundorte finden auch die Pyrißer Gräber Erwähnung (II, 87f.). Dem schließt sich Walter nun in einer Besprechung jenes Aufsatzes in den *Balt. Stud.* 1910, S. 178 an. Er weist hier auf den ungewöhnlichen Formenreichtum der Pyrißer Gräber hin, der wohl eine ausführliche Veröffentlichung verdient hätte. In den *Balt. Stud.* 1913 (S. 329) führt er diese Pyrißer Gräber noch einmal unter den steinzeitlichen an; er irrt aber, wenn er meint, sie seien heute alle spurlos verschwunden. Denn eins oder vielmehr ein Doppelgrab ist bei Schöningsburg noch vorhanden¹⁾. Dann finden die Pyrißer Gräber an einer Stelle keine Erwähnung, wo wir sie erwarten könnten. Wilke in seinem Aufsatz „Die Herkunft der Kelten, Germanen und Illyrer“ im *Mannus* IX, 1917 will zwar bei seiner Besprechung der steinzeitlichen Kultur von den fujawischen Gräbern absehen (S. 28), da sie seines Erachtens eine wesentlich jüngere Entwicklungsform darstellen; aber die Pyrißer Gräber gehören nicht alle zur sog. fujawischen Gruppe. Von diesen scheint Wilke jedoch nichts zu wissen; er kennt Megalithgräber wohl in Pommern östlich der Oder, aber nur in den Kreisen Bublitz und Neustettin. Ihm gegenüber bleibt Walter (*Monatsblätter* 1918, S. 29) bei seiner nun gewonnenen Ansicht, daß die fujawischen Gräber, also auch die Pyrißer, „doch wohl zur Megalithgruppe zu rechnen sind“. Schließlich berücksichtigt Ernst Wahle (*Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch*. Würzburg 1918, S. 146, 149, 184, 205) auch die Pyrißer Gräber. Er behandelt, nachdem er die Boden-

¹⁾ Vgl. *Balt. Stud.* 1896, Taf. I, 3. Holsten, Die Verkehrsverhältnisse im Pyrißer Weizader. Pyriß 1909, S. 10.

verhältnisse, die Bewässerung, Klima, Tier- und Pflanzenwelt besprochen hat, die menschlichen Siedelungen nach Verteilung, Dichte und Lage. Er bedauert natürlich, daß für Pyritz die alten Akten der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde wörtlich und bildlich noch nicht wiedergegeben sind (S. 165).

So haben die steinzeitlichen Gräber des Kreises Pyritz in der wissenschaftlichen Literatur schon mehrfach Erwähnung gefunden. Doch zeigt noch die letzte Veröffentlichung von Wahle deutlich, daß sie doch noch nicht genügend bekannt geworden sind. Der von Walter 1910 geäußerte Wunsch, sie möchten eine ausführliche Veröffentlichung finden, war nur zu berechtigt. Man sollte meinen, hierfür wäre Walter selbst der geeignete Mann gewesen. Aber ohne genaue Kenntnis der Örtlichkeit ist eine solche Veröffentlichung doch kaum möglich, und darum habe ich geglaubt, im Verein mit dem Lehrer Zahnow, der im besonderen die Zeichnungen und die Karte (Tafel 7) nach der von Soenderop in meiner Volkskunde des Weizaders (Stettin 1914) gegebenen geologischen Aufnahme angefertigt hat, mich dieser Aufgabe unterziehen zu sollen. Da wir in Pyritz wohnen, kennen wir den Kreis gut und haben durch Nachfrage bei den Einwohnern und Einsicht der Örtlichkeit immer wieder Nachhilfe schaffen können.

Die steinzeitlichen Gräber des Kreises Pyritz.

Unsere Kenntnis der Pyritzer Gräber beruht in der Hauptsache auf einem Aktenstück, welches sich unter L. I, 1 im Besitz der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde befindet. Eins der dort erwähnten Gräber, das Doppelgrab von Schöningsburg, ist heute noch vorhanden; es ist auf der Generallstabkarte 1:100000 etwa 2,5 km nordöstlich von Schöningsburg verzeichnet. Alle andern sind verschwunden. Zwei sind anderweitig bekannt geworden, eins von Schöningsburg und eins von Kraazen, welches den Grenzhügel zwischen dem Kreise Pyritz und der Neumark bildete. Ich werde also zunächst jenes Aktenstück, so weit es hierher gehört, veröffentlichen, und dann die Angaben über die beiden anderen Gräber folgen lassen. Eine zusammenfassende Betrachtung mag den Schluß bilden.

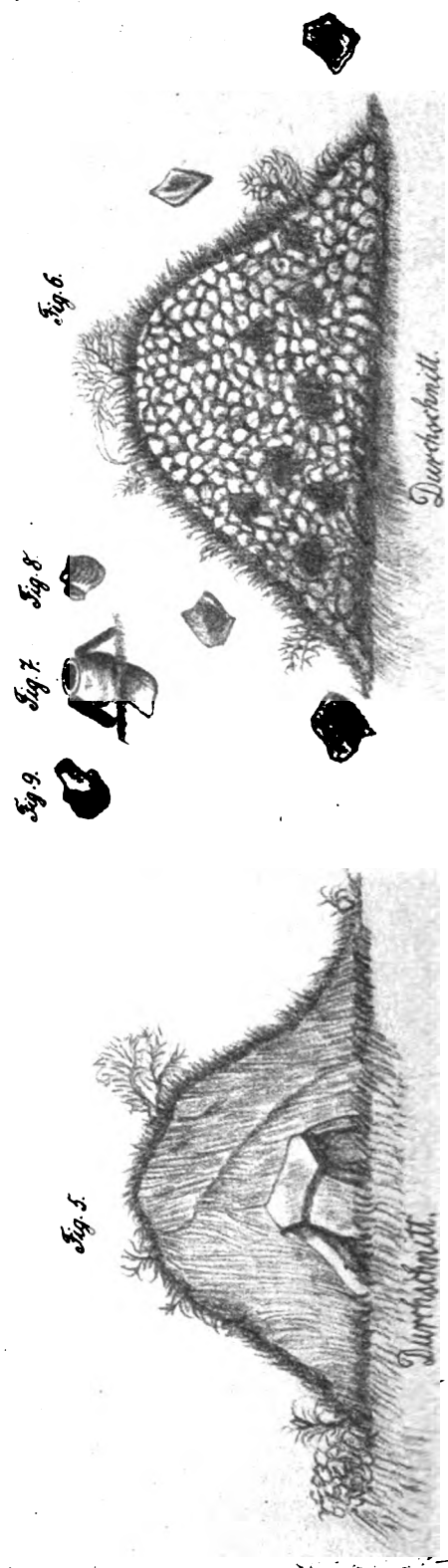
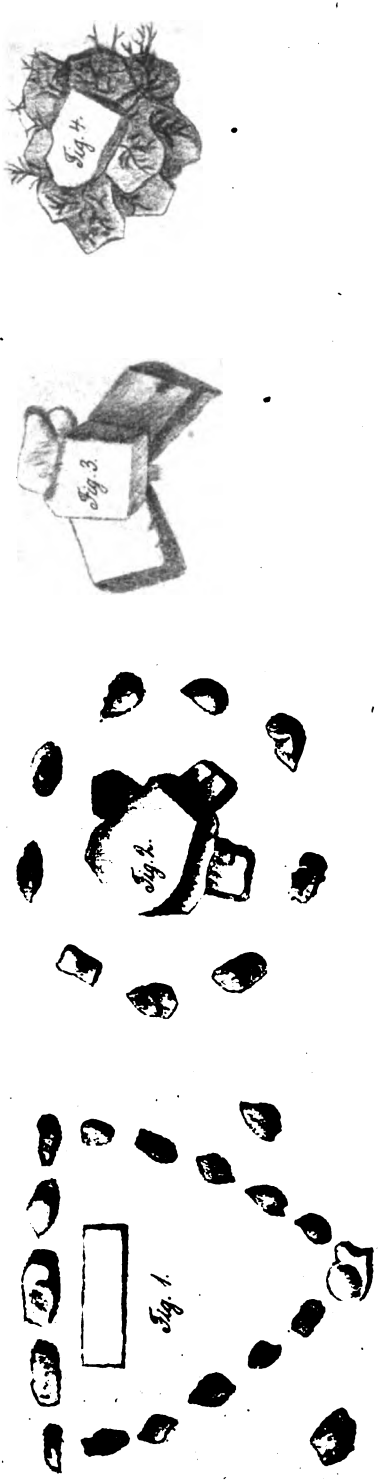
Die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde entschloß sich im Jahre 1825 bald nach ihrer Gründung dazu, eine vollständige Übersicht der heidnischen Denkmäler Pommerns nebst einer Karte zu entwerfen, welche die Stätten sorgfältig andeuten sollte, in denen sich dergleichen merkwürdige Überreste der Vorzeit befinden. Sie wandte sich daher durch Vermittelung des Oberpräsidenten von Pommern an einen größeren Kreis ihrer Landsleute, bei denen sie die genaueste Ortskenntnis glaubte voraussetzen zu können, besonders an die Landräte, Prediger und Oberförster, und ersuchte diese um Mitteilungen, wie sie jenen Zwecken dienlich sein könnten. Als be-

sonders zu berücksichtigen bezeichnete die Gesellschaft: 1. sog. Opfer- oder Näpfchensteine; 2. alte Burgwälle; 3. „heidnische Begräbnisplätze, zum Teil mit unbedeutend aufgeworfenen Hügeln in größerer oder geringerer Menge, zum Teil ohne sichtbare Erhebung des Bodens, aber erkennbar an den Scherben von Aschenkrügen, welche durch Zufall oder bei leichterem Aufscharren des Erdreichs zum Vorschein zu kommen pflegen; 4. größere hoch aufgeschüttete Erdhügel, zum Teil ohne aufliegende Steinblöcke, zum Teil mit großen Steinen auf verschiedene Weise belegt und eingefast. Unter dem Namen Hünengräber, Riesenbetten, Steinbetten, Topfberge usw. sind diese Hügel unter uns bekannt genug und stellt die anliegende Zeichnung Fig. 1. 2. 3. 4. 5. 6 die äußere Ansicht mehrerer derselben dar, wie man sie bisher am meisten wahrgenommen hat.“ Vgl. nebenstehende Abbildung, auf die in dem Schöningschen Bericht, mehrfach als Zeichnung Lit. C, immer wieder Bezug genommen wird. Der Oberpräsident Saß legte allen Beteiligten den Wunsch der Gesellschaft durch einen Erlaß vom 30. August 1825 warm ans Herz, und so liefen denn alsbald zahlreiche Berichte ein, die natürlich nach Umfang und Wert recht verschieden waren. Sie wurden in einem Aktenstück vereinigt, welches sich unter L. I, 1 noch heute bei den Akten der Gesellschaft befindet.

Für den Kreis Pyriß übernahm der Landrat von Schöning die Untersuchung. Er teilte den Kreis in 8 Bezirke und ernannte für jeden einen Leiter der Feststellungen. Dies waren 1. Amtsrat Sehmisdorf, 2. Bürgermeister Röhl, 3. Landschaftsdeputierter von Plöß, 4. v. Wedell in Repplin, 5. Lindemann-Augusthof, 6. er selbst, 7. von der Heyden in Sabow, 8. von Wißmann-Salkenberg. Diese Männer nahmen wieder zum Teil die Hilfe der Geistlichen und Gutsbesitzer ihres Bezirks in Anspruch. Der Landrat von Schöning stellte aus ihren Angaben einen zusammenfassenden Bericht auf (L. I, 1, S. 195—211), welchen er am 5. April 1826 dem Oberpräsidenten einlieferte. Als Fol. 1—17 (S. 212—229) sind die ihm zugestellten Berichte und Zeichnungen beigelegt. Ergänzend treten Angaben einiger Berichte aus anderen Kreisen Pommerns hinzu.

Ich veröffentliche nun im folgenden die hierher gehörenden Angaben des von Schöningschen Berichtes, indem ich bei den einzelnen Orten die Berichte und Zeichnungen einschleibe, auf denen von Schöning fußt. Dies ist nötig, weil gelegentlich Abweichungen vorhanden sind. Die Nummern am Rande habe ich hinzugefügt. Die Seitenangaben beziehen sich auf das Aktenstück.

I. Bezirk. (Altstadt, Strohsdorf, Briesen, Beyersdorf, Köselitz, Löllhöfel, Möllendorf, Kl. Rischow, Wobbermin, Babbın, Beelitz, Alt Salkenberg, Horst, Jfinger, Prielipp, Gr. Rischow, Sabes, Gr. Schönfeld, Wartenberg, Werben, Friedrichsthal, Giesenthal, Neu Salkenberg, Schöningen, Raumersaue, Schützenaue, Paß, Neu-Prielipp, Neu Schönfeld.)



Steinische Gräber in Pommern.

- Nr. 1. 2. S. 197. 11. Jfinger; es befinden sich in der dortigen Hütung (Bericht des Pastors Bandelow 31. Januar 1826: in der hiesigen Weide) zwey sogenannte Hünen Gräber, welche der Zeichnung Sig. I am nächsten kommen, nur in mehr verlängerter und schmaalerer Form¹⁾.
- Nr. 3. 16. Wartenberg. Dort befinden sich einige anscheinend interessante Denkmäler, sowohl in der Sig. 1 als 5 u. 6 in der Zeichnung dargestellten Form. — Beide letztere scheinen noch ganz unberührt, und sind um so interessanter, als sie nur selten in hiesiger Gegend gefunden werden.

Zu Wartenberg.

- S. 188. Der ganze Hügel, auf der Hütung des Dorfs Wartenberg, und $\frac{1}{2}$ Meile von Wartenberg wie von Sinzlow gelegen, unter dem

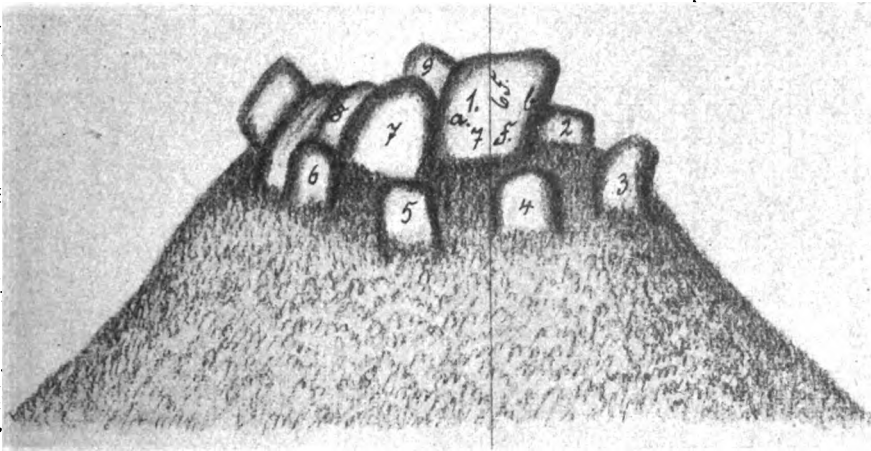


Abb. 2.

Namen „Hühnengrab“ bekannt, scheint auch nichts anderes als ein Grabhügel zu seyn: da die beyden rohen Steine No. 1 und 7 wohl Grabdeckel aber nicht Opfersteine seyn können. Der Stein No. 1 ist bey

¹⁾ Die Lage der Gräber ist nach der heute noch im Dorfe lebendigen Erinnerung einwandsfrei festgestellt. Sie lagen auf einer Sandsholle. Unweit dieser Stelle ist am Anfang dieses Jahrhunderts ein großes Gräberfeld gefunden. „Jedes Grab bestand aus 3 runden Steinen mit einer darüberliegenden Platte. Der Raum zwischen den Steinen war mit schwarzer Erde ausgefüllt, wie man sie in Blumentöpfen hat, während der Untergrund Sand ist. Die Gräber waren verschieden groß, eines zeichnete sich durch seine Dimensionen vor den andern aus. Die Steine hatten einen Meter Durchmesser, jedoch fehlte die Platte, die wahrscheinlich schon bei einer früheren Gelegenheit gesprengt worden ist. Die Steine waren unbehauen, aber rund und glatt, als ob sie lange im Wasser gelegen hätten. Urnenteile und sonstige Werkzeuge sind nicht gefunden.“ (Angaben des Kossäten Gottfried Kuhn-Jfinger.)

a seiner Unterlage beraubt, und bey b gehoben worden, weshalb er mit dem Ende a auf die Erde geschossen, und bei b von seiner Unterlage dem Stein No. 3 gewichen ist. Die dadurch unter dem Steine zugänglich gewordene Erdoberfläche ist bereits vor langer Zeit ausgegraben worden, um entweder Urnen, oder auch Schätze zu suchen. Die links liegenden nicht numerirten Steine scheinen gar nicht zu der Ordnung der übrigen Grabsteine zu gehören.

Sinzlow, den 9. Nov. 1825.

Schmidt (war Prediger).

- S. 213. Fol. 2. I. Das erste (Denkmal) ist ein Grabmal, oder vielleicht ein Opfer-Altar, von jeher unter dem Namen Hünengrab, auch Hünenfiste in hiesiger Gegend bekannt, zur rechten Seite des Weges von Wartenberg nach Sinzlow, am Anfange der Hütung, der Buchstrauch genannt, gegen Nord-Nord-West etwa 3500 Schritte vom Dorfe belegen. Seine Gestalt kommt der in Fig. I der Litographirten Zeichnung Litt. C. am nächsten, ist jedoch in einiger Rücksicht von ihr verschieden.

Auf einer Anhöhe, die sich von Süden gegen Norden hinzieht, erhebt sich ein künstlicher Hügel, der, wie an einigen Überbleibseln noch sichtbar ist, früher ringsum auf Steinen ausgefetzt gewesen, und im Umkreise etwa 140 Fuß beträgt. — Auf diesem Hügel sind gegen Morgen und Abend an jeder Seite drei Steine neben einander aufgerichtet, die über der Erde jetzt noch ungefähr 3 Fuß erhöht sind, so daß beide Reihen 8 Fuß von einander abstehen. An beiden Enden steht dazwischen ein Stein, und der dadurch gebildete Kasten nimmt einen ziemlich regelmäßigen Raum von 24 Fuß Länge und 8 Fuß Breite ein. Über diese aufrecht stehenden Steine sind 2 große Steine horizontal gelegt, so daß sie den Raum, den die unteren Steine bilden, bedecken, und jeder ungefähr 12 Fuß lang und 10 Fuß breit sind. — Doch sind diese beiden Steine durch den Druck ihrer bedeutenden Last und die Länge der Zeit an einer Seite von ihren Unterlagen, da diese etwas ausgewichen sind, herabgeglitten. — Außer einer, wohl nur oberflächlichen Aufgrabung unter dem einen Decksteine gegen Norden scheint bis jetzt keine genauere Untersuchung dieses Denkmals vorgenommen zu seyn. — Am Fuße der Anhöhe nach der Morgenseite ist eine bedeutende Vertiefung, die zum Teil aus Bruch und Wiesen besteht, und mit dem näher nach Wartenberg hin belegenen langen See zusammenhängt, wahrscheinlich also mit diesem in früherer Zeit einen großen See gebildet hat. — Auch an der Abendseite ist ein ziemlich großes Bruch, das jetzt aber fast ganz ausgetrocknet ist.

II. —

Übrigens machen beide Anhöhen, auf welchen sich diese Denkmäler befinden, vornemlich letztere, die höchsten Punkte in einem weiten Umkreise, indem sich vom Dorf aus das Erdreich gegen Westen und Nord-

westen allmählich erhebt, und von diesen Anhöhen an, mehr oder weniger senkt. —

Wartenberg, den 26. Novbr. 1825.

Carmesin, Prediger.

S. 269. Bericht des Pastors Goldner Alt Damerow den 6. Oktober 1825.

10. Auf die großen Hünengräber bei Warsin, unweit Bernstein (Pyrißer Kr.) und die bei Sinzlow, Wartenberg und Babbın (Amts Colbaß Pyriß) befindlichen Steinbetten, von denen einige der Figur 3 und 4 (Lit. C) entsprechen andere aber von drei oder 4 behauenen Steinen eng eingeschlossen, und mit einem großen platten Deckelstein versehen sind, will ich hier wenigstens aufmerksam machen¹⁾.

II. **Bezirk.** (Stadt Pyriß, Eichelshagen, Marienwerder, Gr. Zarnow, Brederlow.) —

S. 199. III. **Bezirk.** Demselben sind zugelegt die Dörfer Briezig, Lettnin, Megow, Cöşin und Müşelburg, Gaarz, Klogin, Klüden, Gr. Laşkow, Plönzig, Prillwitz nebst Dorwerthe, Rosenfelde, Schönow, Woitfid, und dem Landschafts Deputierten v. Plöz übertragen, in demselben nähere Nachforschungen anzustellen. Derselbe hat unter Beyhülfe seines Bruders sich dem Gegenstande mit besonderer Vorliebe hingeeben und letzterer darüber eine Sammlung Zeichnungen geliefert, die eine interessante Verjinnligung der Lokalität gewähren. — In diesem Bezirke haben sich ganz besonders viele Spuren heidnischer Denkmäler dargestellt, wohl besonders deshalb, weil bey diesen Dörfern größere hoch gelegene Hütungs Terrains sich befinden, bey denen erst in neuerer Zeit durch Separation, specielle Teilung vorbereitet ist, und die nach ihrer Beschaffenheit bisher weniger geeignet waren, um für die Kultur in Anspruch genommen zu werden. —

Nr. 4—27. S. 200. Fol. 3, 4, 5. 1. Bey Briezig gewähren die Tafeln A. B. C sehr reiche Spuren heidnischer Grab Mäler, welche jedoch größtenteils der Fig. 1 der mitgeteilten Zeichnung angehören, und zum Theil noch unberührt zu sein scheinen. — Werden in den nächsten Jahren Special Separationen ausgeführt, so werden auch diese bald ganz verschwinden (Taf. 5)²⁾.

Nr. 28—39. 2. Bey Lettnin bietet Fol. 6 gleiche anscheinend zum Theil noch unberührten Gräber dar (Taf. 5).

¹⁾ Die Lage des Grabes läßt sich nach den Angaben der Alten genau feststellen.

²⁾ Die Stelle, wo die Gräber Nr. I und II Fol. 3 lagen, heißt heute noch Höneberg (statt Hünenberg). Die Stelle, wo das am weitesten östlich nahe dem Jordan-Fließ und der Kossiner Grenze gelegene Grab sich befand, heißt noch heute Hönegraw. Auf dem Matthiſberg, auf dem Nr. III—VI Fol. 3 lagen, sieht man heute noch zahlreiche Steintrümmer.

Nr. 40—80. 4. Bey Cößin mit Dorwerk Müßelburg, weisen die Tafeln Sol. 7. 8. 9 sehr zahlreiche Grabstätten nach, welche mit den Grundstücken von Lettnin in Verbindung stehen, alle jedoch der Fig. 1 der mitgetheilten Zeichnung anzugehören scheinen (Taf. 5, 6).

Nr. 81—88. 6. Für Klogin, Gr. Laßkow, Plönzig¹⁾, bietet die Tafel Sol. 10 die aufgefundenen Überreste ähnlicher Denkmäler dar (Taf. 5).

Nr. 89—98. 8. bey Prillwitz²⁾ geben die Tafeln Sol. 11. und 12. die Uebersicht; auch diese scheinen in so weit sie noch unberührt sind der Fig. 1 der mitgetheilten Zeichnung anzugehören (Taf. 6).

S. 201. 9. bey Rosenfelde und Schönow sind bis jetzt noch keine Grabmäler ermittelt, obgleich bey der großen Ausdehnung der Feldmark Schönow und ihrer Begrenzung mit Prillwitz Klogin Plönzig und Gr. Laßkow nicht zu bezweifeln ist, daß deren noch vorhanden sein dürften, oder doch sicher vorhanden gewesen sind³⁾.

Nr. 99—102. 10. Für Woißfeld⁴⁾ wird durch die Sol. 13 beygefügte Zeichnung eine besondere Uebersicht der verschiedenen Denkmäler gegeben⁵⁾ (Taf. 6).

IV. **Bezirk** (Brallentin, Kremzow, Klüßow, Repplin, Wittichow, Streblov, Linde, Pężnica, Schönwerder, Sandow, Kollin, Blumberg). —

S. 202. V. **Bezirk** (Buslar, Damnit, Gr. Küßow, Kl. Küßow, Verchland, Schlötenitz, Schellin, Ludwigsthal, Klemmen, Barnimsfunow, Warnitz, Krüßow, Streesen, Lübtow). Nur allein

bey Krüßow haben nach anliegender Anzeige sich noch allein Spuren alter heidnischer Grabmäler ermittelt, welche gleichfalls in die Kategorie derer zu gehören scheinen, welche durch die Fig. 1 der mitgetheilten Zeichnung angedeutet sind.

¹⁾ Die Stelle, wo die 3 Gräber südöstlich von Plönzig an der Gr. Laßkower Grenze lagen (Sol. 10), heißt heute noch Hünengrabshufen.

²⁾ In der Schonung am Wege nach Berlinchen südlich von Prillwitz (Sol. 11) sieht man heute noch zum Teil die Löcher, aus denen die großen Steine herausgebrochen sind.

³⁾ Hierfür spricht auch, daß auf einer alten Karte der Schönower Feldmark vom Jahre 1781 ein kleiner Teich, der nordwestlich des Dorfes in der Nähe des Gr. Luß-Sees liegt, den Namen Steinkistenpfuhl trägt.

⁴⁾ Die Stelle heißt heute noch Steenhöwelsbag.

⁵⁾ Die Lage der Gräber dieses Bezirks läßt sich nach den in den Zeichnungen gegebenen Maßen und nach der noch lebendigen und zum Teil in Flurnamen festgelegten Erinnerung genau bestimmen. Man kann nur bei den Gräbern südlich Lettnin gelegentlich einmal schwanken, ob ein Grab noch auf Sand oder schon auf Geschiebemergel gelegen hat. Die Steine der Müßelburger Gräber sind heute noch vorhanden. Es sind nicht nur die Mauern der Ställe und Scheunen des Gutes zum größten Teil vom Fundament bis zum Dach aus Findlingen aufgeführt, sondern es wird auch der Müßelburger Tanger im Osten völlig zwecklos von einer langen Mauer begrenzt, die aus großen Findlingen gebaut ist. Die Blöcke sind zum Teil 1—1½ m hoch.

Nr. 103. S. 216. Hierzu Bericht des H. Lindemann Augusthof 16ten Januar 1826.

Die eine daselbst (nämlich in Krüssow) vorhandene Spur, welche ich für ein heidnisches Grabmahl halte, ist so gestaltet, wie in der hierbei zurückerfolgenden Zeichnung sub No. 1. dargestellt ist. — Es ist dieses Grabmahl noch mit vielen großen Steinen besetzt, obgleich auch die Spur deutlich zeigt, daß viele Steine schon davon genommen sind. — Oben am Anfange des Grabmahls, wo auch die größten Steine liegen, beträgt die Breite desselben ohngefähr 10 Fuß, die Länge aber circa 500 Fuß. — Es befinden sich hierbei zwei frisch gegrabene Löcher, welche wohl nur im verwichenen Jahre gegraben worden, und sind dieselben auch nur von geringem Umfange. — Eine Ordnung, wornach die Steine gesetzt sind, ist hierbei nicht anders zu erkennen, als daß dieselben dicht neben einander, und am Anfange, so wie auf der Zeichnung, etwas breiter von einander, hernach aber immer schmaler zusammen liegen. — Ein Quell oder See ist in der Nähe hierbei nicht befindlich, und von Krüssow aus, liegt das Grabmahl halb Osten und halb Süden. —

Nr. 104. Einige hundert Schritte von diesem Grabmahl, liegt noch ein zweites, eben so wie das erstere gestaltet, nur das es ohngefähr nur 10 Fuß breit und 100 Fuß lang ist. — Es befindet sich bei demselben weder ein See noch eine Quelle, und sind auch keine Spuren zu entdecken, daß jemals dabei gegraben worden ist. Es liegt von Krüssow auch in derselben Richtung wie das erstere ¹⁾).

S. 202. VI. **Bezirk.** Demselben habe ich die Dörfer Muscherin, Sallentin, Succow a. Pl., Schöningsburg, Pumptow, Ueckerhof vorbehalten und in denselben selbst die näheren Erörterungen veranstaltet. —

Spuren von Grabmälern heidnischer Vorzeit habe ich nur entdeckt

Nr. 105—107? S. 203. bey Pumptow an der Grenze von Succow Pumptow und Muscherin, wie dieselben unter dem Namen Hünen Gräber bekannt sind. —

Oblonga von mehrerer und minderer Länge, an dem einen Ende breiter und mit höheren Steinen besetzt, am andern Ende schmaler und in kleinerer Stein Einfassung auslaufend. — Sie liegen etwa in der Mitte zwischen Pumptow und Muscherin unfern der dort angelegten Kiehnholzung in der Richtung von Westen nach Osten, die größeren Steine auf der Seite nach Osten²⁾).

¹⁾ Um 1870 waren die beiden Gräber noch vorhanden. Südlich der Stelle liegt ein länglicher Pfuhl, der heute noch den Namen Hünenpütt führt.

²⁾ Die Zahl der Gräber ist also ungewiß, ihre Lage auf Geschiebemergel nicht zweifelhaft.

Nr. 108. 109. S. 204. bey Succow a. Pl. auf den an

Schöningsburg übergegangenen Grundstücken, befinden sich noch 2 große sogenannte Hünen Gräber in ähnlicher Form wie die vorgehend bey Pumptow angedeuteten, nur ungleich länger, wenig von einander entfernt und in gleicher Richtung von Westen nach Osten, die größten Steine auf dem östlichen Ende. — Sie scheinen noch unberührt, und bey der Urbarmachung der umliegenden Grundstücke nach Errichtung des Guts Schöningsburg habe ich jedoch diese beiden heidnischen Grab Mäler unversehrt erhalten¹⁾. —

Daß aber auf der Feldmark ehemals noch mehrere ähnliche Gräber sich befanden, leidet nach den zahlreichen angehäuften Steinen, welche fortgenommen, an den Wegen aufgerichtet und zu andern Zwecken verwendet sind, keinen Zweifel. —

Nr. 110—112? S. 207. bey Sallentin, befinden sich noch einige den vorerwähnten ähnliche Hünen Gräber mit Stein Einfassung an der Grenze von Collin und Blumberg auf den bisher nicht bebauten Dreisch.

Nr. 113. S. 269. Bericht des Pastors Golcher Alt Damerow den 6ten Oktober 1825.

9. Auf der Straße von Blumberg nach Pumptow, Pyritzer Kreises etwa 1000 Schritt südwestlich vom ersten Orte beim Eingang in den Birkenwald läuft auf einem wenig gewölbten Erdrücken ein langes Hünenbette, wie ein Steindamm quer über den Weg hin, und deutet auf ein reichhaltiges Todtenbette.

S. 207. VII. Bezirk (Alt Grape, Neu Grape, Löst, Gr. Möllen, Leine, Schwowow, Naulin, Repenow, Sabow).

¹⁾ Dies sind die beiden heute noch vorhandenen Gräber. Eine Abbildung gibt Stubenrauch in den Balt. Stud. 1896, Taf. I, 3. Es sind zwei langgestreckte Trapeze, die von Osten nach Westen in einem Abstand von 5—6 m einander parallel laufen. Das südliche Grab ist 42 m lang, am breiten Ost-Ende 8 m, am schmalen West-Ende 3 m breit. Das nördliche Grab ist 37 m lang und 6 bzw. 3 m breit. Die Steinsetzungen zeigen am Ost-ende die größten Steine; diese werden je weiter nach Westen um so kleiner. Der größte Stein liegt am Ost-Ende des Nord-Grabes; es ist ein Granit von 1,5 m Höhe, 1,75 m Breite und 0,6 m Dide. Ein Stein am Ost-Ende des Süd-Grabes zeigt 1,20 m Höhe, 1,05 m Breite, 0,5 m Dide. Die größeren Steine der Seiteneinfassung messen etwa 1 × 0,5 m. Innerhalb der Steinsetzungen finden sich nach dem Ost-Ende zu Erhebungen. Die Sonde stößt hier auf größere Steine unter der Erde; es ist also wohl möglich, daß hier noch die Grabkammer vorhanden ist. Die Grabanlage liegt auf überragender Höhe, von der aus man besonders nach Westen und Süden eine weite Aussicht hat. Man sieht die Höhen bei Gr. Laßtow (10 km), die Heideberge bei Lettnin (12 km), die Lindenberge bei Megow (14 km), Pyrit (17 km), die Buchheide (30 km). Man kann sich schwer vorstellen, daß man in der Steinzeit einen solchen Ort ausgesucht haben sollte, ohne daß man die gleiche Aussicht gehabt hätte; diese kann kaum durch Wald versperrt gewesen sein. — Der Platz wird durch den Besitzer von Schöningsburg, Herrn Rittmeister von Schöning, geschont und angemessen gehalten.

Nach der anliegenden Anzeige vom 16. März. c. haben sich alterthümliche Grab Mäler gefunden,

- Nr. 114. 115. bei Alten Grape nordwestlich das Dorf unfern des Fließes, die Parniß genannt, an der Grenze von Jfinger und Sabow.
- Nr. 116—120. bey Schwochow an der Landstraße nach Greiffenhagen links derselben und nahe der Borrinschen Grenze am sogenannten Kienbruche in der dortigen Forst, wie dieselben unter dem Namen Hünen Gräber in hiesiger Gegend bekannt sind, und der Fig. 1 der Zeichnung annähern.
- Nr. 121. S. 208. Bei dem zu Sabow gehörigen Dorwerke Tangerhof etwa 100 Ruthen von demselben, in südwestlicher Richtung entfernt, erhebt sich aber ein Hügel rund herum, mit Feldsteinen umgeben, und auf der Höhe mit so ungewöhnlich großen Steinen bedeckt, daß ihre Hinaufschaffung Staunen erregt. —

Diese Form erscheint von andern der Gegend abweichend, jedoch unbezweifelt, eine Grab Stätte zu bezeichnen.

- Nr. 114. 115. S. 218. Bericht des Herrn von Heyden Sabow 16. März 1826.

1) Auf der Feldmark von Alten Grape im Nordosten des Dorfes nicht weit von dem Fließ Parniß und der Grenze von Jfinger und des Dorwerks Tangerhoff sind zwei Hünengräber befindlich, welche jedes rund herum mit Feldsteinen belegt sind.

- Nr. 116—119. 2) Auf der Feldmark von Schwochow im Norden des Dorfs nicht weit von der Landstraße, die von Schwochow nach Greiffenhagen geht, und auf der linken Seite derselben und nahe an der Borrinschen Grenze und am sogenannten Kienbruch sind in der Schwochowschen Forst vier Hünengräber befindlich, welche jedes rund herum mit Feldsteinen belegt sind.

- Nr. 121. 3) Auf der Feldmark von dem zu Sabow gehörigen Dorwerk Tangerhoff im Südwesten desselben und 100 Ruthen von demselben entfernt liegt auf einem Hügel ein Hünengrab, welches sowohl rund herum als auch auf demselben mit so großen Feldsteinen belegt ist, daß ich es bewundern muß, wie man so große Steine hat dahin bringen können.

- Nr. 120. S. 260. Bericht W. Boehmer=Stettin den 15ten October 1826.
heidnische Gräber bei Schwochow,

in und an dem Eichwalde, zwischen dem Wege von Schwochow nach Langenhagen und dem nach Borrin, also zwischen Westen und Norden von Schwochow aus.

1. Ein Hünengrab, etwa 1000 Schritt unterhalb Langenhagen, am Ende der Allee, die nach Schwochow führt.

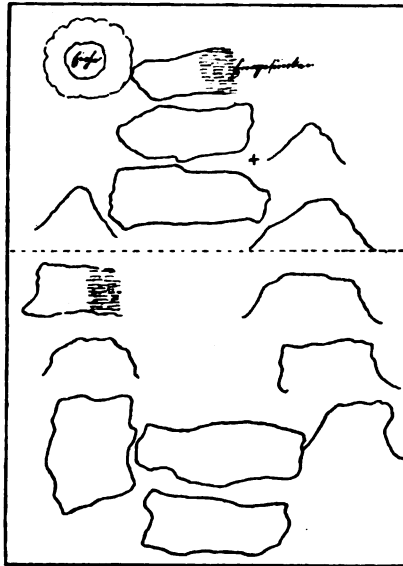


Abb. 3. Schwodchow.

Das Ganze gewährt wegen der bedeutenden Steinmaßen, welche bemooft sind, und der dabei stehenden Eiche einen ehrwürdigen Anblick. Die Richtung des Grabes wird ziemlich von Westen nach Osten gehen; die Länge beträgt etwa 10 Schritte, die Breite 4 bis 5 Schritte; die größten Steine sind vielleicht 8 Fuß lang, und einige Fuß breit und hoch. Die Erhöhung des Erdreiches, auf welchem sie liegen; ist unbedeutend. Viele große Steine, welche außerdem rings umher sich finden, sind erst in neueren Zeiten dorthin zusammen gefahren. Ob das Grab schon geöffnet worden, schien ungewiß;

vielleicht war es bei dem Zeichen + geschehen. — Die punktierte Linie zeigt die Grenze zwischen Schwodchow und Langenhagen an.

S. 208. VIII. Bezirk (Dobberphul, Fürstensee, Döliß, Billerbed, Blankensee, Falkenberg, Gottberg, Hohenwalde, Jagow nebst Kutmühle, Libbehe, Warjin).

- Nr. 122—125. Bey Fürstensee befinden sich am Wege nach Warjin etwa 200 Schritte von demselben in der Richtung von Südost nach Nordwest Gräber, nach der Form welche No. 1 der Zeichnung andeutet.
- Nr. 126. 127. Bey Döliß in einem Winkel, den die Wege von Döliß nach Sandow und Dobberphul bilden befinden sich 16 Steinhügel, welche Gräber nach Fig. 6 der Zeichnung zu bilden scheinen. — Auf der linken Seite des Weges nach Dobberphul auf der Höhe des Ufers der kleinen Ihna sind aber 2 Grabhügel, welche der Gestalt nach, No. 2 und 3 der Zeichnung anzugehören scheinen, und nur aus großen Steinmaßen zusammengesetzt, während die andern nur durch kleinere Steine angehäuft sind. — Diese Gräber scheinen sämtlich noch unberührt zu sein. —
- Nr. 128—130. (s. unten). Bey Dobberphul liegen auch 300 Schritte vom Wege noch von Döliß nach Dobberphul noch 2 Begräbniß Stellen, die der Fig. 1 der Zeichnung entsprechen. —
- Nr. 131—134. (s. unten). Bey Falkenberg liegen am sogenannten Dobberphulschen Tanger rechts dem Wege von Billerbed nach Dobberphul zwey und links dem Wege, eine dritte, ferner links dem Wege von

Saldenberg nach Billerbeck gleichfalls vier Grabstellen, welche alle der Fig. 1 der Zeichnung entsprechen. —

- Nr. 135. S. 210. Bey Jagow ergaben sich noch Spuren ähnlicher Gräber, aber nicht mehr in unverletztem Zustande, und
- Nr. 136—140. bey Warsin, sind rechts dem Wege von Saldenberg nach Pumptow nahe an der Dobberphuler Grenze, drey Grab Stellen, und am Wege von Warsin nach Gr. Lahtow $\frac{1}{8}$ Meile von Warsin, in der Nähe der Kiehnen Holzung, zwey Gräber, welche ein längliches Viereck bilden und der Fig. 1 und 2 anzugehören scheinen.
- Nr. 122—125. S. 221. Bericht des Herrn von Wiszmann Saldenberg 24. Oktober 1825.
- Bey Fürstensee liegen auf dem dortigen Pfarracker, etwa 200 Schritte rechts dem Wege von Fürstensee nach Warsin vier Hünengräber in gleicher Richtung von Süd-Ost nach Nordwest, welche wohl zu No. 1 der übersandten Zeichnung gehören, deren Vierecke nur noch mehr in die Länge ausgedehnt sind.
- S. 222. Auf der Dölicher Feldmark ist in einem Winkel, den die Wege von Sandow nach Dölich und Dobberphul bilden, etwa 100 Schritte von der dort über die Saule Ihna befindlichen Brücke, ein Begräbnißplatz. Er besteht aus 16 Steinhügeln zur Kategorie ad 6. jener Zeichnung gehörig, die sich in einer unregelmäßigen Folge vom Wege nach Dölich längst dem Wege nach Dobberphul ausbreiten.
- Nr. 126. 127. Auf der linken Seite des Dobberphuler Weges auf dem hohen Ufer an der Säulen Ihna liegen fast nur durch den Weg von jenen übrigen Hügeln geschieden, zwey Grabhügel, die sich wesentlich durch ihre Form von den übrigen auszeichnen, indem das erste zu No. 3, das zweite zu No. 2 der Zeichnung gehört, und während jene nur aus kleineren Steinen zusammengehäuft sind, diese nur aus großen Steinmassen bestehen, wovon das Erstere einen großen in Form einer Tafel aufgerichteten Stein nach der nordöstlichen Seite hat, gleich als sey dies das Grab des Fürsten, der in der Nähe beerdigten Voreltern. — Diese sämtlichen Hügel scheinen unverlezt, bis auf einige kleine des Begräbnißplatzes, indem die Doelicher Dorfschaft von den näher gelegenen öfters Steine zu Bewehrungen und Bauten entnommen hat.
- Nr. 128—130. Außerdem liegen noch etwa 300 Schritt rechts dem Wege von Doelich nach Dobberphul drey Hühnen-Gräber nach Fig. 1 der Zeichnungen.
- Nr. 131—134. S. 223. Auf der Saldenbergschen Feldmark liegen in dem sogenannten Dobberphulschen Tanger rechts dem Wege von Billerbeck nach Dobberphul zwey und links demselben, etwa 60 Schritt davon ein drittes Hünengrab, ferner links dem Wege von Saldenberg nach

Billerbed in der Gegend, wo der Weg nach Blankensee abgeht, ein dergleichen, welche insgesamt die Richtung von Ost nach Westen haben und gleichfalls ein längliches Viereck wie Fig. 1 bilden.

Nr. 135. Bey Jagow befindet sich rechts dem Wege nach Warsin, etwa $\frac{1}{8}$ Meile von Dorfe entfernt, in der Nähe der dort befindlichen großen Brücke ein Hünen-Grab, was fast ganz aufgeräumt ist, indem der jetzige Besitzer die Steine zu verschiedenen Bauten gebraucht. Außer unbedeutenden Scherben hat man dabey aber nichts wesentliches aufgefunden und auch diese der Aufbewahrung nicht werth beachtet.

Nr. 136—140. S. 224. Auf der Warsiner Feldmark sind rechts am Wege von Falkenberg nach Pumptow etwa $\frac{1}{16}$ Meile von Falkenberg in der Nähe der Dobberphuler Grenze, in der Richtung von Osten nach Westen drey und links dem Wege von Warsin nach Lakow etwa $\frac{1}{8}$ Meile von Warsin in der Nähe des dortigen Kiehnbusches zwey Hünengräber von der Form eines länglichen Vierecks von großen Steinmaßen und noch unverfehrt.

(Diesen Bericht hat v. Schöning stark verkürzt und nicht in allen Angaben genau wiedergegeben. Doch muß der Bericht v. Wißmann maßgebend sein, da v. Schöning selbst angibt, daß er seine Angaben nach ihm macht.)

Zu Warsin vgl. den Bericht des Pastors Golcher Alt Damerow den 6ten Oktober 1825 beim I. Bezirk.

Nr. 135. S. 254. Bericht des Predigers Vogel in Schellin, 10. Juny 1826.

c. Unfern Jagow fand ich auf meiner Durchreise einen beträchtlichen Steinberg, der seinen Ursprung in der heidnischen Vorzeit hat. Der Gutsbesitzer Herr Schroeder hat die Fichten, mit denen er bewachsen war, abhauen lassen und im vorigen Jahre auch angefangen, die Steine an den Seiten des Hügels zum Bau seiner Hofgebäude ausbrechen und sprengen zu lassen. Aber die Mitte desselben stand noch in seiner bewunderungswürdigen Maße da, denn eine nähere Ansicht gab die Überzeugung, daß dieser Steinberg einst mit großem Fleiß und erstaunlicher Kraftanwendung durch Menschenhände in der Vorzeit so errichtet war, daß Stein an Stein mit vieler Kunst, in der Mitte von bedeutender Höhe, nach den Seiten aber in stufenweiser kleinerer Maße an einander gereihet war. . . . Der Gutsbesitzer Herr Schroeder zu Jagow bei Bernstein wird auf eine von Seiten des Ober Präsidiums an ihn ergehenden Aufforderung der Gesellschaft der Pommerischen Geschichte und Altertumskunde, sich gewiß sehr willfährig zeigen, von der noch stehenden Mitte des Steinhügeln (sic), welche als eine von hohen Feldsteinen zusammengefügte Durchschnittsmauer anzusehen ist, etwa eine Zeich-

nung anfertigen; oder das Innere dieses Steinberges aufbrechen und untersuchen zu lassen.

Nicht weit von diesem Denkmal des Alterthums steht noch ein anderer mit einigem Sichtenstrauch bewachsener Hügel, welcher vielleicht eine ähnliche Steinmasse der Vorzeit in sich faßt. Diese Steinhügel liegen in der Nähe eines Baches, nicht fern von dem Wege, welcher von Jagow nach Warjin führt.

S. 256. Brief des Gutsbesizers Schroeder Jagow bei Bernstein 16 July 1826.

In Betreff des Hünengrabes hat vorige Herrschaft v. Arnim vor einigen 20 Jaren beim Aekern daselbst verschiedene Urnen ein Kl. goldenes

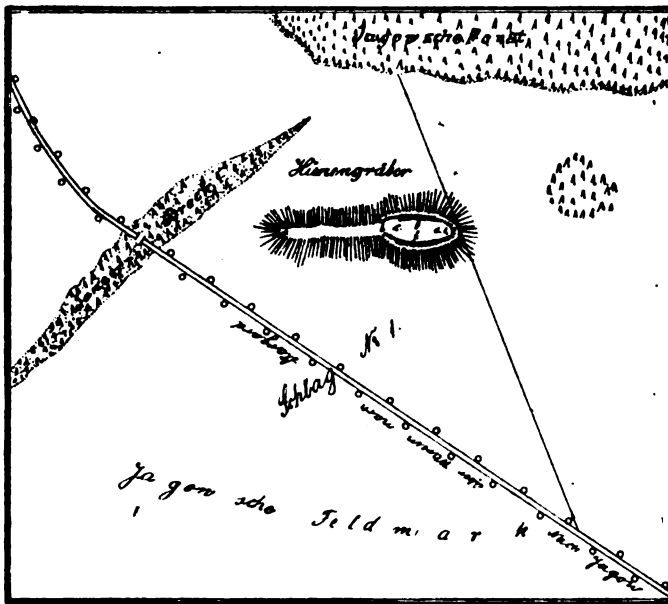


Abb. 4.

Kreuz und Ring gefunden, solche aber nicht aufbewaret, ich habe seit meinem Besiß mit aller Sorgfalt diese Hünengräber aufgraben, von Steinen befreien laßen, aber nicht den geringsten interessantesten Gegenstand bey der Aufräumung auch nicht einen Schatz finden können. . . . ich übermache zugleich eine genaue Handzeichnung dieses Stein Hügels und Hünengrabes nebst Angabe der Himmelsgegend und nähere Beschreibung deselben. . . .

S. 258. Die Hünengräber nach beiliegendem Plan liegen nordwärts 1200 Schritte von Jagow in der Richtung von Abend nach Morgen zu.

Der größte Theil derselben von a nach b ist schon vor vielen Jahren zerstört worden und wird jetzt beackert. Dieser kleine Bergrücken von 100 Schritten zeichnet sich hinsichtlich seiner geraden vom übrigen Acker erhabenen Lage besonders aus.

Von b nach c und von d nach e sind die Theile welche neuerdings im vergangenen Jahre zum Gebrauch der Steine und zur allmählichen Urbarmachung als Acker abgeräumt worden sind, welcher jeder derselben 20 Schritte lang. Der Theil dieser Hüengräber welcher noch unberührt vorhanden, ist der c. f. d. g. von 6' Höhe 90' lang und 30' breit, er ist an seinen Außen Seiten von großen bis 6' hohen auf der hohen Kante gesetzten Feldsteinen umgeben und mit kleinen Steinen zum Richtausstehen verzwickt. Unmittelbar an dieser Schichte großer Steine ist reiner weißer Sand. Von der Morgen Seite ist das bemerkbar, wo die Abräumung statt gefunden, so ist in der Mitte dieses Berges etwa 3' tief eine Maaße kleiner Feldsteine umgeben gewolbartig von mittleren Feldsteinen.

Soweit die in den Akten der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde vorliegenden Berichte. Aus keinem dieser Gräber ist ein Gerät aus Stein oder Knochen, aus keinem eine Urnenscherbe auf uns gekommen, die es mit Sicherheit der Periode der Steinzeit zuweisen. Nur möchte ich glauben, daß die Säge, die Speerspitze und der Meißel, die, wie oben erwähnt, nach den Balt. Stud. 1904, S. 156 in Wartenberg in einem Kistengrabe gefunden sein sollen, aus dem von mir unter Nr. 3 angeführten Grabe stammen; doch ist dies natürlich nicht gewiß. Wir können diese Gräber also lediglich ihrer Form nach der Steinzeit zuschreiben. Doch werden wir darin schwerlich irren; nur bei dem von mir unter Nr. 135 angeführten Grabe aus Jagow können wir zweifelhaft sein; ich habe es aber, um nichts auszulassen, doch mit angeführt.

Außer diesen uns durch die Akten bekannt gewordenen Gräbern kennen wir nun aber noch zwei andere steinzeitliche Gräber aus dem Kreise Pyritz.

Nr. 141 Schöningsburg. Wir lesen in den Balt. Stud. 1885, S. 390: „Herr Major Berghaus zu Stargard berichtet: „Ein sehr interessanter Fund ist kürzlich auf dem Gute Schöningsburg, Kr. Pyritz, gemacht worden. Bei dem Aufwerfen von Wruddenmieten am Höhenrande des am Nordufer des Plönesees hinziehenden Bergrückens fanden die Arbeiter ca. 10 Zoll tief in der Erde ein menschliches Skelett, und zwar den Kopf nach Osten, die Füße nach Westen gelagert. Die Knochen waren bereits sehr mürbe, auch der Schädel zum größten Teil zerbröckelt. Am Kopfende fand sich eine noch ziemlich gut erhaltene Urne vor, welche an einer Stelle mit senkrechten Strichen und Punkten versehen ist und die Wellenornamente der Burgwallperiode nicht besitzt. Von mehreren anderen Urnen, dem Anschein nach drei, fanden

sich nur noch Fragmente. Die eine ist ohne jeden Zierrat, während die andern senkrecht und schräg nach unten gehende Ornamente zeigen. Zu den Füßen des Skeletts lagen ein ca. 10 Zoll langes Steinbeil und zwei 3—4 Zoll lange Feuersteinmesser, sowie eine Feuersteinsäge und außerdem zwei gewaltige Hauer vom Wildschwein. Von Kohlen und Asche keine Spur. . . Die Zähne des Skeletts waren noch wohl erhalten und rühren dem Anschein nach von einem Manne im kräftigsten Alter her.“ Dgl. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie usw. 1886, S. 600. Der Fund befindet sich im Stettiner Altertumsmuseum. Dort ist auch ein Spondylus-Schmuck ausgestellt, der nach der Angabe Walters in den Monatsblättern 1910, S. 29 und Balt. Stud. 1910, S. 177 dazu gehört, obgleich er in dem Bericht des Majors Berghaus in den Balt. Stud. a. a. O. nicht erwähnt wird. Die Gefäße gehören zur sog. Bandkeramik.

Nr. 142. Kraazen. Im Katalog der Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands, Berlin 1880, S. 84 lesen wir: „Sammlung des Herrn Hauptmann von Kamienski. 3. Schädel und Beigaben (knochernen Nadel und Feuersteinmesser). S.-O. Hünengrab, jetzt Grenzhügel zwischen Mark und Pommern bei Craazen, Kr. Soldin i. Neumark. Leiche in hochender Stellung auf die linke Seite gelegt. Unterlage aus weißem Sande bereitet. Beigaben in beiden Händen.“ Der Erdhügel war etwa 5 Fuß hoch; er ist in der Mitte der 70er Jahre durch Hauptmann v. K. ausgegraben. Die Fundstelle ist heute noch bekannt.

Ergebnisse.

Wenn wir diese Zusammenstellung der steinzeitlichen Gräber des Kreises Pyriß durchsehen, dann fällt uns zunächst der wunderbare Formenreichtum dieser Anlagen auf. Viele Gräber waren freilich schon zur Zeit der Bestandsaufnahme zerstört, so daß ihre Form nicht mehr erkennbar war; bei vielen kann man, obgleich sie nicht als zerstört bezeichnet werden, selbst wenn Zeichnungen vorliegen, doch zweifeln, zu welcher Form sie zu rechnen sind. Die Mehrzahl aber können wir mit Sicherheit einer bestimmten Gattung zuweisen.

Am häufigsten sind die sog. kujawischen Gräber. Es sind langgezogene, spitzdreieckige, schmale Hügel mit gleichlaufender Steinumfassung. Sie enthalten anderswo am breiteren Kopfende eine in der Längsrichtung des Hügels sich erstreckende, teils überirdische, teils unterirdische Steinkammer. Von dieser finden wir in unsern Gräbern meistens keine Spur mehr. Doch haben wir sie wohl in dem Diered am breiteren Ende zu erkennen, welches bei einigen Gräbern in Müßelburg (Sol. 9, Nr. I und II) und Lettnin (Sol. 6, Nr. 2) erwähnt wird. Die Lage ist meist von Ost nach West; aber in Müßelburg (Sol. 8, Nr. 12—14) finden sich auch einige, die von Norden nach Süden

laufen. Von diesen Gräbern zähle ich 63¹⁾. Davon liegen 5 oder 7,9% nördlich der Plöne.

Nächst diesen Gräbern sind am häufigsten die viereckigen Steinsetzungen oder sog. Hünenbetten. Es sind Oblonga, häufig trapezförmig. Am breiteren Ende, welches meistens nach Osten liegt, finden sich wohl größere Steine, die sog. Wächter oder Kustoden. Nahe am Kopfende ist anderswo eine Steinkammer errichtet; in unserem Kreise zeigt sich davon keine Spur mehr. Von dieser Art zähle ich 26 Gräber²⁾; davon liegen 5 oder 19,2% südlich der Plöne.

Beide Formen finden sich mit Ausnahme der beiden Gräber von Jfinger (Nr. 1 und 2) nur in der Osthälfte des Kreises, östlich der Stadt Pyritz und des Madü-Sees.

Ziemlich gleichmäßig auf die Ost- und Westhälfte des Kreises verteilt sind große Steinkammern. Diese rechteckigen Kammern sind aus großen Steinblöcken gebildet, deren flache Seite nach innen gefehrt ist, etwa 3 auf jeder Längsseite, je einer an den beiden Enden; darüber ruhen meist 2 große Decksteine. Sie scheinen meistens in einem Hügel gelegen zu haben. Ich zähle ihrer 7³⁾.

In Dölitz scheinen zwei Gräber (Nr. 126, 127) Dolmen gewesen zu sein. Dolmen bestehen aus wenigen (4, 5, 6) großen Steinen, die neben einander stehen und mit einem Steinblock von großem Umfang bedeckt sind.

Das Grab in Briezig Sol. 4, Nr. III scheint ein Einzellsteingrab oder Monolithgrab⁴⁾ gewesen zu sein, d. h. ein Erdgrab, das von einem einzigen großen Steinblock überdeckt war. Die Zeichnung zeigt jetzt 6 Steine. Aber der Text dazu lautet: „Nr. III ist unfehlbar ein Opferstein, der in neueren Zeiten gesprengt worden ist. Richtet man die Steine auf, so würde man eine auf einem künstlich geformten Hügel horizontal liegende Steinplatte von 6 Fuß Durchmesser haben.“

Einmal finden wir auch ein Hügelgrab ohne Kiste, in Kraazen (Nr. 142). Es scheint hier die Bestattung in dem aufgeschütteten Hügel selbst stattgefunden zu haben. Auch hier ist, wie sonst gewöhnlich in solchen Gräbern, die Leiche als liegender Hoder beigelegt.

Einmal, in Schöningsburg (Nr. 141), haben wir auch ein Flachgrab ohne Kiste oder Skelettgrab. Es sind das Gräber, in denen die Verstorbenen ohne Steinsetzung oder dgl. nur in die Erde gelegt worden sind.

¹⁾ 2 Jfinger Nr. 1, 2; 5 Briezig; 6 Lettnin; 3 Kossin (Sol. 7); 25 Mühelburg (Sol. 8, 9); 5 Klogin (Sol. 10); 7 Prillwitz (Sol. 11, 12); 1 Woitfid (Sol. 13, Nr. 3); 2 Krüßow Nr. 103, 104; 4 Schwodow Nr. 116—119; 3 Dobberphul Nr. 127—129.

²⁾ 2 Briezig; 1 Lettnin; 2 Woitfid (Sol. 13, Nr. 1 u. 2); 3 Pumptow Nr. 105—107; 2 Schöningsburg Nr. 108, 109; 3 Sallentin Nr. 110—112; 5 Warjin Nr. 136—140; 4 Fürstensee Nr. 122—125; 4 Sallenberg Nr. 131—134.

³⁾ 1 Wartenberg Nr. 3; 3 Briezig (Sol. 3, Nr. III; Sol. 4, Nr. I. II); 1 Lettnin (Sol. 6, Nr. I); 1 Schwodow Nr. 120; 1 Sabow Nr. 121.

⁴⁾ Dgl. Mannus II, 1910, S. 75.

Wir haben also außer den Ganggräbern oder Riesenstuben alle Formen steinzeitlicher Gräber, die es in Deutschland überhaupt gegeben hat, im Kreise Pyriß auf engem Raum neben einander vertreten. Walter (Balt. Stud. 1910, S. 179) weist darauf hin, daß wir vielleicht in manchen Gräbern noch eine besondere runde Form zu erkennen haben. Er zählt deren 9, bei Kossin 2, bei Lettnin 2, bei Briezig 5. Das eine Brieziger Grab habe ich oben geglaubt als Monolithgrab erklären zu müssen.

Wie haben wir diesen auffallenden Formenreichtum zu erklären? — Wir haben hier Formen bei einander, die im allgemeinen in nördlichen Gebieten der Steinzeitkultur vertreten sind, die Dolmen und Hünenbetten, und solche, die uns weiter nach Süden, nach Mitteldeutschland, führen, die Steinkammern und die Flachgräber, und solche, die ihr Hauptgebiet im Osten haben, die kujawischen Gräber. Wir haben Formen nebeneinander, die man einer älteren Periode der jüngeren Steinzeit zuweist, die Dolmen und Hünenbetten, und solche, die man für jünger, ja, für die jüngsten hält, die Hügel- und Flachgräber¹⁾ und die kujawischen Gräber. Wollen wir annehmen, daß hier die verschiedenen Formen gleichzeitig in Gebrauch gewesen sind? Oder zeigen sich verschiedene Kulturströmungen mit verschiedenen Bestattungssitten auf engstem Gebiet nach einander wirksam? Bei Briezig-Lettnin zählen wir allein 5 Formen, kujawische, Monolith- und Hügelgräber, Steinkammern und Hünenbetten. Sollten sie verschiedenen Zeiten angehört haben, so müßten die Friedhöfe Jahrhunderte hindurch an derselben Stelle gelegen haben. Kossinna weist die Megalithgräber im allgemeinen dem zweiten Zuge zu, auf dem sich die Nordindogermanen in der Steinzeit nach Osten ausgebreitet haben (Mannus II, 1910, S. 67). Unter die Megalithgräber rechnet er die kujawischen und die Steinblockkammern. Aber diesem Zuge haben auch weiter im Osten, in Rußland (S. 68), einfache ungeschützte Hoderbestattungen in Erdhügeln angehört. Charakteristisch für den dritten Zug sind die Becher mit Schnurverzierungen, wie wir sie aus Lettnin haben. Auf diesem Zuge finden sich nicht selten die Monolithgräber (S. 75). Die Bandkeramik weist er den Südindogermanen zu (S. 59). Aber Schliz hat behauptet, daß sich gerade die Schnurkeramik immer in engster Fühlung mit bandkeramischen Niederlassungen findet, wie wir sie in Schöningsburg (Nr. 141) voraussetzen müssen. Es spricht also manches für ein Nacheinander, aber auch manches für ein Nebeneinander der verschiedenen Formen. Wir vermögen also einstweilen nicht, die Schwierigkeit zu lösen.

Ebenso auffallend wie der Formenreichtum der Gräber sind die Unterschiede in der Verteilung der Formen. Wir sahen, daß die kujawischen

¹⁾ Flachgräber mit Stelett gibt es in der Nachbarschaft im Kr. Königsberg Nm. (Königsberg-Rollberg, Warniß), Landsberg (Zechow), Randow (Glasow, Kafelow), in Königsberg-Rollberg und Kafelow mit Bechern mit Schnurverzierung, während wir in dem Schöningsburger Grab Bandkeramik haben (Mannus II, 1910, S. 96).

Gräber nördlich der Plöne selten sind; ihr Hauptgebiet liegt südlich des Wassers. Umgekehrt finden wir südlich der Plöne verhältnismäßig wenig Hünenbetten; das Hauptgebiet dieser Form liegt nördlich des Wassers. Das wird um so auffallender, wenn wir uns erinnern, daß wir in der Einleitung auch in der Herstellung der Steingeräte einen Unterschied zwischen dem Land nördlich und südlich der Plöne feststellen konnten. Sollen wir annehmen, daß das Zufall ist? Oder erkennen wir hier verschiedene Ströme der Besiedelung? In der Nachbarschaft haben wir kujawische Gräber nur nördlich im Kr. Saazig (Alt-Damerow, Borkenstein, Silber), sonst in Pommern nur noch im Kr. Stolp (Mannus II, 1910, S. 87, 89), Hünenbetten in der Nachbarschaft nur in Rostin Kr. Soldin, sonst in Pommern in Klemmen Kr. Kammin (ebenda 87).

Ebenso auffallend wie die Mannigfaltigkeit und die Verteilung der Formen ist die Zahl der Gräber an sich. Wir haben oben 142 Gräber gezählt. Nun aber sind bei Prillwitz Sol. 11 zwar nur 7 Gräber verzeichnet; in dem Text heißt es aber: „Man kann sicher annehmen, daß auf dieser Feldmark bei den großen und vielen Bauten, die seit 20 Jahren hier vorgenommen worden sind, mindestens 10mal so viele zerstört worden.“ Und Sol. 9 bei Mützenburg heißt es: „Hier liegen noch sehr viele Grabmäler, die ganz erhalten sind, und die man nur durch Erhöhungen wahrnimmt, da die Erde die Steine noch ganz bedeckt. Ich habe sie nicht alle auffinden können und mich nur begnügt, diejenigen aufzunehmen, wo unmerkliche Steine hervorsehen.“ Bei Schönow bezweifelt von Schöning nicht, daß auch dort Gräber vorhanden gewesen sind, obgleich er keine hat nachweisen können; der von mir in der Anm. zu S. 201. 9 der *Atten* angeführte Flurname bestätigt diese Vermutung. Wir irren also sicher nicht, wenn wir behaupten, daß es im Kreise Pyritz an 200 Steinzeitgräber gegeben hat. Es kommen also im Kreise Pyritz, wenn wir ihn mit seinen 19 Quadratmeilen als Ganzes nehmen, auf die Quadratmeile etwa 11 steinzeitliche Gräber. Nun liegen aber die meisten Gräber auf engem Raume nördlich und südlich des Plönesees zusammengedrängt. Südwestlich des Sees aber können wir eine Quadratmeile mit den Ortschaften Lettnin, Briezig, Mützenburg, Kossin, Prillwitz, Klogin und Woitfid ausscheiden, auf der uns 81 Steingräber bekannt sind. Ja, nehmen wir hinzu, was, wie oben angeführt, auf den Zeichnungen bei Prillwitz und Mützenburg gesagt ist, so mögen es hier an 160 Steingräber auf einer Quadratmeile gewesen sein. Nordöstlich des Sees können wir eine Quadratmeile mit den Ortschaften Blumberg, Dölitz, Pumptow, Dobberphul, Fürstensee und Schöningburg ausscheiden, die immerhin noch 17 steinzeitliche Gräber, aufzuweisen hat. Zum Vergleich sei darauf hingewiesen, daß auf der an steinzeitlichen Denkmälern so reichen Insel Seeland 27 Steingräber auf eine Quadratmeile kommen¹⁾. Auch die umliegenden Kreise können wir zum Vergleich heranziehen.

¹⁾ S. Müller, *Nordische Altertumskunde* I. Straßburg. 1897 S. 202.

Im Kreise Saatzig kennen wir bei 22,1 Quadratmeilen 10 steinzeitliche Gräber, im Kreise Greifenhagen bei 17,5 Quadratmeilen 5, im Kreise Soldin bei 20,8 Quadratmeilen 11. Es kommt also in der Nachbarschaft erst auf 2—3 Quadratmeilen 1 Grab.

Wir werden die Frage, woher der große Reichtum an Gräbern gerade in diesem Bezirk kommt, nicht beantworten, ohne uns Klarheit über die Lage der Gräber verschafft zu haben. Zunächst wollen wir den Boden betrachten, auf dem sie liegen. Wir haben in der Mitte des Kreises Pyritz ein altes Staubecken aus der Eiszeit; seine tonigen Sedimente haben den fruchtbaren Boden des eigentlichen Weizaders gebildet¹⁾. Rundherum liegt der ebenfalls sehr fruchtbare obere Geschiebemergel, hier und da durchragt von unteren Sanden. Im Osten des Kreises haben wir Sand über Geschiebemergel. Dies ist festgestellt von Soenderop in seiner geologischen Übersichtskarte des Pyritzer Kreises, die meiner Volkskunde des Weizaders (Stettin 1914) beigegeben ist. Auch auf der hier angefügten Karte des Lehrers Zahnow sind die verschiedenen Bodenarten durch die Zeichnung deutlich geschieden. Danach liegen die meisten Gräber (85 oder 60%) auf oberem Geschiebemergel. Auf sandigen oder kiesigen Teilen, die den oberen Geschiebemergel unterbrechen, liegen 24 oder 17%. Im eigentlichen Staubecken finden wir 33 oder 23%; von diesen 33 liegen auf sandigen Stellen des Staubeckens 12 (3 in Kossin, 5 in Briegzig, 4 in Woitfid).

Wir werden auch die Höhe über dem Meeresspiegel berücksichtigen müssen, in der diese Gräber liegen. Bei weitem die meisten Gräber finden wir südlich des Staubeckens, wo der Kreis Pyritz zu seiner größten Höhe ansteigt, in Höhe von 60—112 m, die Mehrzahl zwischen 70 und 90 m. Im Osten des Kreises liegen die Gräber in Höhe von 40—60 m, im Westen von 30—40 m; nur die beiden Gräber bei Jfinger sehen wir in 25 m Höhe. Im Staubecken selber liegen die Gräber in 30—50 m Höhe, nur eins, 3½ km vom Südrande bei Briegzig entfernt am Plönebruch, in Höhe von 25 m²⁾. Der Boden des Staubeckens liegt im allgemeinen 30—35 m über dem Meeresspiegel; die im Staubecken vorhandenen Gräber liegen daher alle wenigstens relativ hoch. Selbst das in 25 m Höhe gelegene Grab erhob sich etwa 6 m über der Umgebung. In den meisten Fällen liegt der Ort so, daß man heute von ihm aus einen weiten Umblid hat.

Wir erkennen daraus, daß sowohl die Bodenbeschaffenheit als auch die Höhenlage bestimmend gewesen sind für die Siedelungen der Steinzeit, die wir in der Nähe der Gräber suchen müssen. Man bevorzugte den fruchtbaren Boden; doch mußte er hoch und daher trocken liegen. Die sandigen

¹⁾ Vgl. Wahnschaffe, Die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. 3. Aufl. Stuttgart 1909, S. 201. Soenderop, Der Oberflächenbau des Kreises Pyritz in Pommern; Einl. zu Holsten, Die Volkskunde des Weizaders. Stettin 1914.

²⁾ An der Lage ist nicht zu zweifeln.

Stellen innerhalb des Geschiebemergels sind vielleicht eben deshalb mit Gräbern besetzt, weil sie sich für den Ackerbau nicht eigneten. Das eigentliche Staubecken dagegen ist in der Steinzeit nicht besiedelt gewesen, worauf ich schon in meiner kleinen Festschrift „Die Verkehrsverhältnisse im Pyriker Weizacker in vorgeschichtlicher Zeit“ (Pyritz 1909, S. 12) hingewiesen habe. Wir finden zwar 33 Gräber im Staubecken; aber sie liegen alle unmittelbar am Rande und auf relativ hohem Boden. Wie wir in der Einleitung sahen, ist das Staubecken auch an Einzelfunden von Steingeräten besonders arm. Die Verteilung dieser Einzelfunde entspricht durchaus der Häufigkeit der Gräber. Wo wir die meisten Gräber kennen, sind auch die meisten Steingeräte gefunden worden¹⁾. Das Staubecken ist in der Steinzeit offenbar noch zu naß gewesen, um besiedelt zu werden. Ein See kann es freilich nicht wohl mehr gewesen sein, da die Ufer des Stausees seiner Zeit zum Teil offenbar durch Eis gebildet worden sind²⁾. Aber es wird noch ein großer Sumpf gewesen sein, aus dem einzelne Höhen wie Inseln emporragten. Hier ließen die Steinzeitmenschen sich auch nieder, aber offenbar erst gegen Ende der Periode. Denn wenn wir von den zerstörten Gräbern absehen, über deren Form wir nichts mehr sagen können, so finden wir im Staubecken 14 fujawische Gräber, ein Monolithgrab, ein Flachgrab, eine Steinkammer, aber nur 2 Hünenbetten. Wir finden also im eigentlichen Weizacker im allgemeinen nur diejenigen Formen vertreten, die wir als die jüngsten ansprechen. Zu den älteren gehören nur die beiden Hünenbetten; diese liegen aber bei Woitsfid in 44 m Höhe. Nichts hindert die Annahme, daß die Leute dort zu ihrer Sicherheit gleichsam auf einer Insel gewohnt haben. Auch die beiden Gräber bei Jfinger, die nur in 25 m Höhe lagen, gehörten zur fujawischen Gruppe.

Die Beobachtungen, die wir hier auf engem Gebiete gemacht haben, stimmen durchaus zu dem, was sonst über die Lage der steinzeitlichen Siedlungen beobachtet ist³⁾.

Wenn unsere Annahme aber richtig ist, so können wir einen Schluß auf die Zeit der Gräber ziehen. Wir haben einen Beweis in Händen, daß nicht alle Formen in unserem Gebiet gleichzeitig vertreten gewesen sind. Das Staubecken ist eben erst in jüngerer Zeit besiedelt; was wir dort finden, ist also jünger. Das wird von den fujawischen, den Monolith- und Flachgräbern

¹⁾ Gewiß sind lange nicht alle Steingeräte in der Steinzeit an die Stelle gekommen, wo sie heute gefunden werden. Wenn ich in Pyritz einen Steinhammer auf der Straße gefunden habe, wenn ein anderer auf dem Hofe eines Ackerbürgers gelegen hat, so sind diese Geräte eben verschleppt worden. Aber das oben erwähnte Verhältnis der Zahl der Einzelfunde zu der der Gräber zeigt doch, daß die meisten Geräte heute noch an der Stelle liegen, wo sie zuletzt die Hand eines Steinzeitmenschen berührt hat.

²⁾ Vgl. Soenderop a. a. O. S. 42.

³⁾ Vgl. Walters Zusammenstellungen in den Balt. Stud. 1905, S. 219; 1907, S. 210; 1914, S. 173 und meine Festschrift Verkehrsverhältnisse im Pyriker Weizacker in vorgeschichtlicher Zeit. Pyritz 1909, S. 15 ff.

aber auch allgemein angenommen. Wo wir diese Formen also mit älteren, namentlich den Hünenbetten, vereinigt finden, muß der betreffende Platz lange Zeit hindurch besiedelt gewesen sein. Und wenn die jüngere Form eine neu auftretende Bevölkerung verrät, so müssen die Anfömmlinge sich an den Wohnplätzen ihrer Vorgänger niedergelassen haben. Dabei scheint das Land südlich der Plöne, wenn wir die Unterschiede in der Häufigkeit der Formen der Gräber berücksichtigen, später besiedelt zu sein als das Land nördlich der Plöne. Denn nördlich der Plöne sind die älteren Formen der Gräber häufiger, südlich die jüngeren.

Es bleibt die Dichtigkeit der Siedelung zu erörtern. Warum die Steinzeitmenschen im Staubecken ursprünglich nicht gewohnt haben, ist uns klar geworden. Wir müssen aber fragen, warum sie an einzelnen Stellen des Pyrißer Kreises, besonders im Südwesten des Plönesees, aber auch im Nordosten, augenscheinlich sehr dicht gesessen haben, während breite Strecken kein einziges Grab aufweisen und auch an Steingeräten arm sind, also augenscheinlich nicht besiedelt gewesen sind. Ich nenne den ganzen Südzipfel des Kreises südlich der Linie Schwowow-Pyriß-Wobbermin und den ganzen Teil nordöstlich der Säulen Ihna. Wir haben auch hier hoch gelegenen Geschiebemergel, nur im äußersten Osten Sand über Geschiebemergel; der Boden erscheint also zur Besiedelung ebenso geeignet wie an den andern Stellen. Zudem müßte doch die Endmoräne südlich Beyersdorf zur Besiedelung des südlichen Teils besonders eingeladen haben, weil sie mit ihren großen Blockpackungen reiches Material für die Herstellung der Steingeräte und der Gräber bot. An den Bodenverhältnissen kann diese auffallende Tatsache also nicht liegen. Wir wissen nun freilich auch sonst, daß die Besiedelung in der Steinzeit zonenweise erfolgt ist; wir finden auch sonst neben dicht besiedelten Strichen solche, die keine Spuren des Menschen aus der Steinzeit aufweisen¹⁾. Einen Grund muß diese Erscheinung aber doch haben. Es könnte an der Bewässerung liegen. Gerade den Teil des Kreises südlich der Plöne durchschneiden viele Bäche, die trotz ihres kurzen Laufes immer gutes Wasser führen, und der Plöne-See mit seinem Fischreichtum liegt in der Nähe. Es ist gewiß kein Zufall, wenn in Orten wie Lettnin und Briegzig alle Perioden der Vorgeschichte vertreten sind. Aber es fehlte auch im Süden und Nordosten des Kreises nicht an Wasserläufen und Seen. Der Grund muß also anderswo zu suchen sein. Ich glaube, daß die so dicht besiedelten Teile des Kreises schon in der Steinzeit oder noch in ihr frei von Wald gewesen sind. Der südliche Teil grenzt an ausgedehnte Wälder, die früher nachweislich einen noch größeren Umfang gehabt haben. Auch wissen wir aus Urkunden, daß im Norden das Land Stargard und im

¹⁾ Dgl. S. Müller, Nordische Altertumskunde I. Straßburg 1897, S. 203f. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens. Leipzig 1906, S. 60ff. Deede im IX. Jahresbericht der geogr. Gesellschaft zu Greifswald S. 174. Höfer, Archäologische Probleme in der Provinz Sachsen. Halle 1904, S. 9.

Osten das Land nach Polen zu am Anfang der geschichtlichen Zeit von ausgedehnten Wäldern bedeckt war. Dagegen finden wir gerade südlich der Plöne niemals auch nur eine Spur eines Waldes, wenn wir von dem kleinen Wäldchen südlich von Prillwitz absehen. Keine Urkunde, kein Sturname, kein Zeugnis der Natur spricht davon. Daß die Menschen der Steinzeit den Wald aber mieden und sich auf waldfreiem Boden ansiedelten, ist auch sonst schon bemerkt¹⁾.

So läßt sich die Frage, wie sich die mannigfachen Formen der Steinzeitgräber des Kreises Pyritz zeitlich zu einander verhalten, vielleicht doch lösen, wenn wir die Bodenverhältnisse berücksichtigen: sie waren nicht alle gleichzeitig vorhanden, sondern wir haben eine zeitliche Folge anzunehmen²⁾.

Aus diesen Verhältnissen ergibt sich meiner Meinung nach mit zwingender Notwendigkeit noch eine andere Tatsache, die zwar nicht die Steinzeitkultur an sich, aber die Verhältnisse betrifft, unter denen sie sich entwickelte: es muß gegen Ende der Steinzeit eine wesentliche Änderung des Klimas eingetreten sein. Denn bedenken wir folgendes. Der eigentliche Weizader ist hervorgegangen aus den Sedimenten eines Gletscherstausees, der sich während der

¹⁾ Hausrath, Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft. Leipzig und Berlin 1911, S. 94ff.

²⁾ Als ich diese Zeilen schon längere Zeit geschrieben hatte, kam mir Ernst Wahles Buch (Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch. Würzburg 1918) in die Hand. Er sieht (S. 150) den Grund für die Dichtigkeit der steinzeitlichen Besiedelung des Kreises Pyritz nicht im Fehlen des Waldes, sondern vielmehr darin, daß dieses Gebiet dem Ausgang der Wanderung am nächsten lag. „Ehe die Wanderung recht in Fluß war und zu einer stärkeren Verteilung der Massen führte, wurde von dem überfüllten Gebiete aus das diesem zunächst liegende Land besetzt. Diese Annahme führt aber notwendigerweise zu einer weiteren, denn unter diesen Umständen muß die Besiedelung hier längere Zeit hintereinander stattgehabt haben als anderwärts in dem von den Nord-Indogermanen besetzten ostdeutschen Gebiet. Daß dies nun tatsächlich der Fall gewesen ist, besagen eine Reihe von archäologischen Zeugnissen“. Zu dieser Ansicht, daß das Pyritzer Gebiet in der jüngeren Steinzeit längere Zeit hindurch besiedelt gewesen ist, sind auch wir oben gekommen. Ohne Zweifel wird die Nähe des Zentrums der Auswanderung für die Dichtigkeit der Besiedelung bestimmend gewesen sein. Aber wäre hier überall dichter Urwald gewesen, so würde trotz der Nähe des Zentrums das Land sicher nicht so dicht besiedelt worden sein. Wenn wir eine gewisse Bevorzugung der sandigen Stellen in unserem Gebiete oben erkennen konnten, so stimmt das mit Wahles Ansicht (S. 111) überein, daß dort sicher kein dichter Wald vorhanden gewesen ist. Wenn aber Wahle S. 149 meint, daß das eigentliche Staubecken deshalb nicht oder nur wenig besiedelt gewesen ist, weil es dicht bewaldet war, so irrt er hierin sicher. Der Weizader liegt in gemäßigtem kontinentalem Klima und ist ein feinkörniger Kalkboden, zeigt also gerade Eigenschaften, die in den Steppeländern des Ostens als waldfeindlich und direkt oder indirekt steppenbegünstigend betannt sind (S. 99). Daher haben wir denn auch mitten im Weizader Reste einer Steppenflora; vgl. meine Volkstunde des Weizaders, Stettin 1914, S. 90. Auch ist nicht einzusehen, warum im Weizader, wenn er dicht bewaldet war, gerade die Höhen von der steinzeitlichen Besiedelung bevorzugt sein sollten.

Eiszeit gebildet hatte. Am Ende der Eiszeit, als das Eis weit genug nach Norden zurückgewichen war, lief das Wasser dieses Stausees durch den heutigen Unterlauf der Plöne zum Dammschen See ab.¹⁾ Trotzdem war der Boden dieses alten Staubeckens, wie wir aus dem Fehlen von Resten der Steinzeit schließen müssen, zu Beginn dieser Periode noch nicht besiedlungsfähig; es muß eben ein großer Sumpf dort gewesen sein. Am Ende der Steinzeit aber wurde auch dies Gelände, wie uns die Gräber zeigen, für die Menschen zugänglich. Wo durch ist es das geworden? — Hat das Wasser etwa eine bessere Möglichkeit gefunden, abzufließen? — Der Abfluß kann im Laufe der Zeit doch höchstens schlechter, nicht besser geworden sein. Denn wenn der Mensch nicht nachhilft, pflegen unsere Flußläufe zu versanden und zu verwachsen; darum müssen sie heute regelmäßig ausgeräumt und ausgekrautet werden. — Menschenhand kann in der Steinzeit doch auch nicht den Abfluß gebessert haben, etwa wie Friedrich d. Gr. ihn in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts bessern ließ, als er an den Ufern des Madüses Land für neue Siedlungen gewinnen wollte. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß der Sumpf von selbst allmählich ausgetrocknet ist. Wenn aber das Klima kühl und feucht ist, dann trocknet so ein Sumpf nicht von selbst aus; dazu findet zu reichlicher Zufluß von Wasser statt. Daraus ergibt sich eben, daß gegen Ende der Steinzeit eine Änderung des Klimas eingetreten sein muß; es ist wärmer und trockener geworden.

Dafür sprechen auch manche Beobachtungen, die die Naturwissenschaft gemacht hat. Diese sind zuletzt von Ernst Wahle²⁾ ausführlich zusammengestellt; es genügt hier, auf seine Ausführungen hinzuweisen. Erwähnen will ich nur, daß eine der kleinen Landschnecken, deren Vorkommen für eine kontinentale Phase in dem nacheiszeitlichen Klima zu sprechen scheint, *Helix bidens*, bei Woltitz im Kreise Pyriß gefunden ist³⁾. So stimmen die Ergebnisse der Naturwissenschaft mit denen der Prähistorie trefflich überein.

Unter diesen Umständen kann es natürlich auch als möglich erscheinen, daß jener Steinhammer, der, wie in der Einleitung erwähnt, aus dem Wasser des Madüses gegenüber von Raumersaue 100 m vom heutigen Ufer entfernt bei 1 m Tiefe hervorgeholt ist, dort in der Steinzeit auf gangbarem Boden verloren ist.

Es sprechen also neben den naturwissenschaftlichen Beobachtungen auch mehrere prähistorische dafür, daß gegen das Ende der Steinzeit eine Änderung des Klimas eintrat; es wurde trockener und wärmer.

¹⁾ Soenderop a. a. O. S. 43.

²⁾ Ernst Wahle, Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch. Würzburg 1918, S. 94 ff. Dgl. auch Hausrath, Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft. Leipzig und Berlin 1911, S. 66 f.

³⁾ Menzel in der Zeitschr. d. Deutsch. Geol. Ges. 1910, S. 263.

Nun hat De ecke freilich in dieser Frage ein *αὐτὸς ἔργον* geschaffen¹⁾. Er lehnt die Annahme jener Klimaschwankung als nicht hinreichend begründet ab, berücksichtigt dabei freilich nur den Raumersauer Steinhammer und die Schnecken. Da aber Naturwissenschaft und Vorgeschichte auch sonst in so wunderbarer Weise in dieser Frage zusammenstimmen, glauben wir, uns diesmal seiner Autorität nicht fügen zu sollen.

Die Beobachtungen, zu denen uns die Feststellung des Bestandes steinzeitlicher Gräber im Kreise Pyritz Anlaß gegeben hat, bestätigen also, was die Wissenschaft bisher über die Siedelung in der Steinzeit und ihre Grundlagen und die Entwicklung des steinzeitlichen Gräberbaus gelehrt hat. Eine solche Probe aufs Exempel erscheint nicht unwichtig.

Für die Behandlung allgemeiner Fragen ist die Kenntnis der Einzelheiten durchaus nötig. Die Lösung, die für eine allgemeine Frage gefunden wird, kann doch nur dann Anspruch auf Richtigkeit machen, wenn sie auch für die Verhältnisse des Einzelgebietes paßt. Die Forschung tut daher gut, den Blick von den großen Zusammenhängen immer wieder auf ein enges Gebiet zu richten; sie wird, indem sie hier Klarheit schafft, vielleicht aus der Enge mit schärferem Blick in die Weite schauen.

¹⁾ Monatsblätter. Herausg. von der Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Altertumskunde. 1918, S. 35. Wahles Ausführungen waren ihm noch nicht bekannt.

Über den Beginn der Bronzezeit in Mitteleuropa.

Don Georg Wilte.

Mit 31 Abbildungen.

Die Ansichten über den Beginn der frühesten Bronzezeit in Mitteleuropa gehen heute noch weiter auseinander. Naue verlegte ihn in die Zeit um 1400¹⁾. Montelius nimmt für Süddeutschland und Böhmen den Beginn des 2. Jahrtausend an²⁾, während er die I. nordische Bronzezeitperiode auf 1800—1600 verlegt³⁾. M. Höernes wies ihr die Zeit von 1900—1600⁴⁾, K. Sörner von 1800—1700⁵⁾ zu, und G. Kossinna setzt in seiner Abhandlung „Die Herkunft der Germanen“ den Beginn der Bronzezeit auf 2200⁶⁾, in der später erschienenen 2. Auflage seines Buches: „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft“ auf 2100 an⁷⁾, wobei er freilich diese Zahl mit einem ? versieht, wohl um damit anzudeuten, daß er die Möglichkeit eines noch früheren Beginnes offen läßt. Zu einer wesentlich früheren Datierung ist außer Déchelette, der die Periode I von 2500—1900 ansetzt, in ihr aber die mit der Glockenbecherstufe zusammenfallende Kupferzeit mitbegreift⁸⁾, bisher nur Hubert Schmidt gelangt, der in zwei trefflichen Arbeiten den Beginn der Bronzezeit auf die Mitte des 3. Jahrtausend verlegt⁹⁾.

¹⁾ Naue, Die Bronzezeit in Oberbayern. München 1894.

²⁾ O. Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit. S. 195.

³⁾ O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens. S. 84.

⁴⁾ M. Höernes, Urgeschichte d. bild. Kunst in Europa. 2. Aufl., S. 416.

⁵⁾ R. Sörner, Urgeschichte des Europäers. S. 563.

⁶⁾ G. Kossinna, a. a. O. S. 27.

⁷⁾ G. Kossinna, a. a. O.²⁾ S. 130.

⁸⁾ Déchelette, Manuel d'Archéologie préhistorique celtique et gallo-romaine II. S. 105.

⁹⁾ H. Schmidt, Der Bronzefund von Kanena. Pr. Zeitschr. I. S. 113 ff. — H. Schmidt, Zur Vorgeschichte Spaniens. Zeitschr. f. Ethn. 1913. S. 238 ff.

Um zu einer einigermaßen genaueren Datierung dieser in vieler Hinsicht so wichtigen Kulturperiode zu gelangen, müssen wir zuerst einmal über das Alter der Periode II möglichst Klarheit zu gewinnen suchen. Sie muß einen recht langen Zeitraum umfaßt haben, da sich in ihr die Entwicklung einer ganzen Reihe kennzeichnender Gerätetypen vollzieht, im Norden außerdem auch noch die Entfaltung des reichen nordischen Kunststils zu seiner höchsten Blüte vor sich geht, der dann schon in der folgenden Periode einen raschen Verfall erfährt. Die lange Dauer dieser Periode und die in ihr vor sich gehende erhebliche Entwicklung der Kultur machen eine Gliederung in einzelne Unterstufen erforderlich, und zwar hat Kossinna, wie ich meine durchaus zutreffend, drei Abschnitte unterschieden, die er als IIa, IIb und IIc bezeichnet. Die Hauptkennzeichen dieser drei Stufen bilden einmal die Entwicklung des Kunststils, der erst von der mittleren Stufe ab die Spiralverzierung zu verwenden beginnt, um sie dann im letzten Abschnitte zu er-

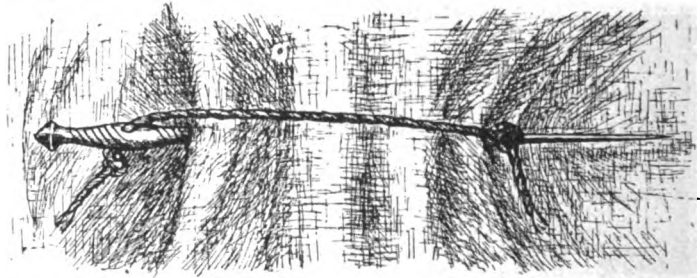


Abb. 1. Nadel mit durchloctem Halse mittels einer Schnur in der Gewandfalte gesichert. Nach Kossinna, Die deutsche Vorgesch. eine hervortrag. nat. Wissensch. S. 111. Abb. 229.

staunlicher Vollkommenheit zu entwickeln, und andererseits die mannigfachen Geräteformen, unter denen die Fibeln und verschiedenen Schwerttypen wegen ihrer Verbreitung in andere Kulturgebiete für die hier behandelte Frage besonders wichtig sind.

Die Entstehung der nordischen zweiteiligen Fibel, die Hildebrand auf östliche Einflüsse, Undset zuerst auf ungarische und später mit Montelius auf italische Vorbilder zurückzuführen suchten, ist durch Lissauer völlig klargestellt worden¹⁾. Sie ist ihrem Wesen nach weiter nichts, als die schon in der Periode IIa übliche Nadel mit geschwollenem durchloctem Hals, bei der nur die zur Sicherung der Nadel durch das Halsloch geführte und um die Spitze geschlungene Halteschnur durch einen einfachen Drahtbügel ersetzt wurde (Abb. 1 und Lissauer, a. a. O., Fig. 58). Entsprechend dieser Entstehung ahmt daher der Bügel gewöhnlich auch die Form einer Schnur, bisweilen auch die eines schmalen Bändchens nach, das ja gleichfalls zur

¹⁾ Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 805, Fig. 58.

Sicherung der alten einfachen Gewandnadel verwendet werden konnte (Abb. 2 u. 3).

Diese nordische Urfibel, die bald noch einige uns hier zunächst nicht weiter berührende Abänderungen erfuhr, blieb im wesentlichen zwar auf den nordischen Formkreis beschränkt, gelangte aber doch in einigen Exemplaren bis nach Italien, wo sie sich alsbald, wie Kossinna in mehreren Arbeiten überzeugend dargetan hat, zur einteiligen Peschiera- oder Diolinbogenfibel weiter entwickelte (Abb. 4) Schon daraus folgt, daß die Peschiera-

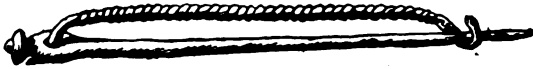


Abb. 2. Fibel von Bollersleben, Kr. Apenrade. Nach Kossinna, a. a. O. 110, Abb. 226.



Abb. 3. Sylt, Schleswig-Holstein, a. a. O., Abb. 228.

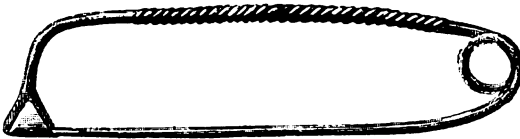


Abb. 4. Peschiera am Gardasee, a. a. O., S. 109, Abb. 224.



Abb. 5 u. 6. Mykenä. Nach Kossinna, a. a. O., S. 122, Abb. 224 u. 45.

fibel jünger sein muß, als die nordische Urfibel. Doch wird dies auch noch durch andere Tatsachen bestätigt, deren Klarlegung wir gleichfalls Kossinna¹⁾ verdanken. Die Peschierafibel gehört nämlich der italienischen Periode IIIa von Montelius an, die inhaltlich im wesentlichen der nordischen Periode IIc entspricht. In dieser Stufe erscheinen aber im Norden schon etwas weiter entwickelte Fibeltypen, während die ältesten nordischen Typen, wie bemerkt, noch in Periode IIb fallen.

Eine absolute Zeitbestimmung der Peschierafibeln wird uns durch deren Auftreten im mykenischen Formkreis ermöglicht (Abb. 5 u. 6), wo

¹⁾ G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. 2. Aufl. S. 118 f.

sie mehrfach in Kuppelgräbern und in ihnen gleichaltrigen Selsenkammergräbern in Verbindung mit den sehr kennzeichnenden Bügelfannen, und zwar dem älteren Typus mit fugelförmigen Bauch (Abb. 7), erscheinen¹⁾. Diese Bügelfannen kommen anderseits aber auch, wie namentlich die Ausgrabungen in Gurob und Tell el Amarna gelehrt haben, in Ägypten vor, und zwar finden sie sich hier in Gräbern und Brandgruben in Verbindung mit Kartuschen des Königs Amenhoteps IV. und seines Vaters Amenhoteps III., der 1411 zur Regierung gelangte¹⁾. Der gleichen Zeit sind daher auch die Bügelfannen und die mit ihnen zusammengefundenen Peschierafibeln in den jüngeren mykenischen Kuppelgräbern zuzuschreiben. Da aber die Peschierafibeln in Oberitalien ihren Ursprung genommen haben, so müssen



Abb. 7. Bügelanne mit fugelförmigen Körper; Ägypten.
Nach Glinders Petrie.

sie dort gleichfalls spätestens dem Ende des 15. Jahrhunderts angehören. Ja wir werden sie hier wohl noch ein gutes Stück zurückdatieren dürfen, denn man kann doch kaum annehmen, daß die Fibeln schon ganz unmittelbar nach ihrer Erfindung von Oberitalien bis nach dem entfernten Griechenland gelangt sein sollten.

Gehört also die italienische Bronzezeitstufe IIIa, für die die ältesten Diolimbogenfibeln kennzeichnend sind, dem 15. Jahrhundert an, so muß das Gleiche auch für die ihr parallellaufende nordische Bronzezeitstufe IIc gelten. Die nordische Stufe IIb muß demnach dem 16. Jahrhundert entsprechen, ein Zeitraum, der

sich ja auch aus dem Verhältnis zwischen der nordischen Urfibel und der Peschierafibel unmittelbar ergibt. Denn wenn die den älteren Abschnitten des 15. Jahrhunderts angehörende Peschierafibel, wie wir oben sahen, aus der nordischen Urfibel hervorgegangen ist, so muß diese eben in noch ältere Zeiten, also ins 16. Jahrhundert, zurückgehen, und zwar werden wir hier wiederum einen schon etwas älteren Abschnitt voraussetzen müssen, weil einmal die sehr zahlreichen Funde dieser Fibeln innerhalb des nordischen Formkreises auf eine längere Bestandsdauer dieser Form hinweisen, und weil gleichfalls kaum anzunehmen ist, daß schon die allerersten Exemplare unmittelbar nach ihrer Erfindung bis nach Italien gelangten, um hier nun sofort die Anregung zu der eben besprochenen Verbesserung zu bieten.

¹⁾ O. Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit. S. 171.

²⁾ Diederich Simmen, Zeit und Dauer der Kretisch-Myken.-Kultur. Leipzig und Berlin 1909, S. 51 ff.

Diese Anlässe werden schließlich auch noch durch die Griffzungen[schwerter bestätigt¹⁾, deren typologisch jüngere Form gleichfalls bis nach Mytenä gelangt, wo ein solches, im Norden in der Hauptsache sogar erst der Periode IIIa angehöriges Schwert in einem den vorhin behandelten Kuppelgräbern gleichaltrigen Gebäude gefunden worden ist²⁾ (Abb. 8). Das Stück gehört also in Mytenä gleichfalls dem Ende des 15. Jahrhunderts an und damit werden auch die nordischen Stücke dieses Typus und mit ihm zugleich die Periode IIc, für die diese Formen kennzeichnend sind, ins 15. Jahrhundert datiert.

Füllt somit die der Periode IIc vorausliegende Stufe IIb das 16. Jahrhundert aus, so muß die Periode IIa ins 17. Jahrhundert fallen. Doch halte ich es für wahrscheinlich, daß ihr Anfang noch um ein beträchtliches weiter zurückliegt. Denn einmal muß die Periode IIb, innerhalb deren wir eine mächtige Kulturentwicklung und namentlich die reiche Entfaltung des nordischen Kunststils vor sich gehen sehen, von längerer Dauer gewesen sein und ihr Beginn dementsprechend jedenfalls noch vor 1600 liegen. Und andererseits darf man wohl auch der Periode IIa, innerhalb deren sich die ganze Entwicklung der Formen vom Ende der Stufe Ic zu denen von IIb vollzieht, eine längere Dauer zuschreiben, und zwar um so mehr, weil erfahrungsgemäß die Entwicklung um so langsamer vor sich zu gehen pflegt, in je ältere Perioden wir zurücksteigen.

Eine Möglichkeit, die betreffenden Daten unmittelbar zu bestimmen, ist bisher noch nicht vorhanden, und wir sind daher in dieser Hinsicht vorläufig noch auf bloße Schätzung angewiesen. Kossinna hat den Beginn der Stufe IIa, und damit zugleich den Schluß der Periode Ic auf 1750 angenommen³⁾. Ich glaube jedoch, daß man aus den soeben dargelegten Gründen diesen Zeitpunkt unbedenklich noch etwas weiter zurückverlegen darf, also mindestens etwa bis 1800.

Vor diesem Zeitpunkt liegt nun die ganze Periode I, die Kossinna, wie ich meine durchaus zutreffend, in drei Unterstufen gegliedert hat⁴⁾, deren jede einzelne außer durch eine Reihe sie kennzeichnender Sondertypen durch das Mischungsverhältnis der Bronze



Abb. 8. Griffzungen[schwert aus Mytenä. Kossinna, Die deutsche Vorgesch. S. 125, Abb. 254.

¹⁾ G. Kossinna, Mann. IV, S. 274 ff. und Mann.-Bibl. S. 124 ff.

²⁾ Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit. S. 172 u. Fig. 405.

³⁾ G. Kossinna, Die deutsche Vorgesch. eine hervorrag. nat. Wissenschaft S. 130.

⁴⁾ G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen. S. 23 f. und Mannus III, S. 317.

bestimmt wird¹⁾. Wie lange diese Periode gedauert hat, läßt sich natürlich nicht ohne weiteres sagen. Sicher ist nur, daß sie von sehr, sehr langer Dauer gewesen sein muß, da in ihr die Entwicklung einer ganzen Reihe von wichtigen Gerätetypen vor sich geht und da nach dem soeben erwähnten Erfahrungssatz die Kulturentwicklung in den älteren Perioden eine unverhältnismäßig weit längere Zeit beansprucht, als in den jüngeren, kulturell fortgeschritteneren Zeiten.

Rechnet man daher für jeden der von Kossinna aufgestellten drei Abschnitte nur 150 Jahre — was ich eher für zu wenig, als zu viel halte —, so würde die ganze Periode I einen Zeitraum von 450 Jahren umfassen, ihr Beginn also spätestens auf etwa 2250 fallen. Räumt man ihnen aber je 200 Jahre ein, so würde der Beginn bis spätestens 2400 zurückreichen.

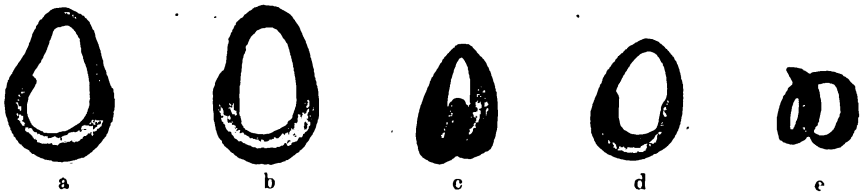


Abb. 9. Hängespiralen. a und b Hemsdorf, Mansfelder Seekreis; c und d Karlsburg, Siebenbürgen; e Troja. Jahreschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, 6. Bd., 1907, Taf. VI.

Indessen bleibt dies eine bloße, sehr unsichere Schätzung, weil ja die Voraussetzungen, auf die sie sich stützt, die Dauer der einzelnen Abschnitte Ia, Ib und Ic, ebenso wie die Dauer der Abschnitte IIa und IIb gleichfalls nur

¹⁾ Statt des Zinns wurde in den Frühabschnitten vielfach auch Arsen oder Antimon zugesetzt. Hinsichtlich des etwas schwankenden Zinngehaltes ist zu berücksichtigen, daß bei starker Oxydation des betreffenden Gegenstandes und dadurch bewirkter Überführung des Kupfers in lösliche Kupferosalze mehr oder weniger große Mengen Kupfers im Laufe der Zeit ausgelaugt worden sind, so daß unter Umständen der relative Zinngehalt bei Geräten der frühesten Bronzezeit sogar noch höher sein kann, als bei solchen der späteren Perioden. Ein bezeichnendes Beispiel für diesen Vorgang liefert eine Schwertanalyse durch Kröhnke, die vom Oberteil des Schwertes nach der Spitze zu eine beträchtliche Abnahme des Kupfergehaltes ergab (I, 63, 79%; II, 59, 95%; III, 45, 91%; IV, 8,56%). Da die Bronzemischung ursprünglich überall die gleiche gewesen sein muß, so muß also die Auslaugung an der dünnen Spitze, die im Verhältnis zum Volumen die größte Oberfläche hat und daher der lösenden Wirkung des Wassers am stärksten ausgefetzt ist, am stärksten gewesen sein (vgl. Olshausen in Verhandl. d. Berl. Anthr. Gesellsch. 1897, S. 344 und Montelius a. a. O. 20). Umgekehrt bewirkt ein Umschmelzen der Bronzen einen mehr oder weniger starken Zinnverlust (O. Kröhnke, Chem. Untersuchungen an vorgesch. Bronzen Schleswig-Holsteins, Kiel 1897, S. 26), weshalb Gegenstände aus sehr späten Abschnitten der Bronzezeit, die aus eingeschmolzenen Altsachen hergestellt wurden bisweilen sehr zinnarm erscheinen. Man wird sich also hüten müssen, das Alter eines Gegenstandes lediglich nach dem Zinngehalt zu bestimmen.

auf willkürlicher Schätzung beruhen. Um zu einem einigermaßen sicheren Ergebnis zu gelangen, müssen wir uns daher schon nach anderen Hilfsmitteln umsehen.

In Betracht kommen zunächst die Hängespiralen mit und ohne Rückbiegung (Abb. 9), die bereits in der ältesten Stufe Kossinnas auftreten und in Böhmen und Mähren ihr Verbreitungszentrum haben, außerdem aber auch noch in Siebenbürgen in großer Zahl vorkommen¹⁾. In welchem dieser beiden Verbreitungsbezirke das Ursprungsgebiet zu suchen ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Da sich aber innerhalb dieser Zeit gewisse keramische Typen, wie namentlich die in Schlesien schon in der Steinzeit auftretenden weitbauchigen Doppelhenkelkrüge (Abb. 10) und die gleichfalls schon am Schluß des Neolithikum auftommenden Mond- und hornförmigen Henkel (Abb. 11) vom ostdeutschböhmisches Formenkreise nach Südosten verbreiten²⁾, so halte ich es für wahrscheinlich, daß auch die Siebenbürgerschen Hängespiralen auf die ostdeutschböhmisches Muster zurückgehen. Sei dem wie immer — sicher ist jedenfalls, daß sie in beiden Gebieten der gleichen Zeit angehören. Nun sind aber, wie Hubert Schmidt gezeigt hat, die Siebenbürgerschen Hängespiralen durch ihr, wenn auch nur vereinzelt Auftreten in Troja II sicher datierbar³⁾.



Abb. 10. Doppelhenkelkrüge aus Schlesien und Thessalien. Milte, Spiralmäanderkeramik und Gefäßmalerei, Hellenen und Thraker, S. 55, Abb. 73.

Troja II läßt man gewöhnlich mit dem ganzen Zeitraum der VI. bis XI. Dynastie (2500—2000) zusammenfallen. Wir sind aber heute in der Lage, diesen weiten Zeitraum noch wesentlich einzuschränken. Auf Grund zahlreicher Parallelfunde (Schnebelkannen, einhenklige Becher, *δέπας ἀμφικύπελλον*, Schnuröfenflaschen, Schnuröfenbüchsen, Schnuröfenkrüge, Schnuröfennäpfe, gewisse Idolformen, Dolche, Lanzen und Flachbeile) ergibt sich nämlich die Gleichaltrigkeit von Troja II mit der älteren Kykladenkultur⁴⁾, die ihrerseits wieder mit dem Evanschen Early Minoan III Kretas (Marmoridole, Reibschalen, Tonbüchsen usw.), wie wir es insbesondere in den Funden von Hagios Onuphrios bei Phaiastos und aus der Tholos von Hagia Triada

¹⁾ H. Schmidt, Troja-M.-Ungarn 1904, S. 616 ff.

²⁾ Zahlreiche Beispiele von Sărată-Monteoru in meiner Sammlung.

³⁾ a. a. O.

⁴⁾ D. Simmen a. a. O. S. 21 ff.

vor uns haben¹⁾, zusammenfällt. Diese Sunde werden nun durch die ägyptischen Knopfsiegel, die vorwiegend in Gräbern der VI. Dynastie vorkommen,

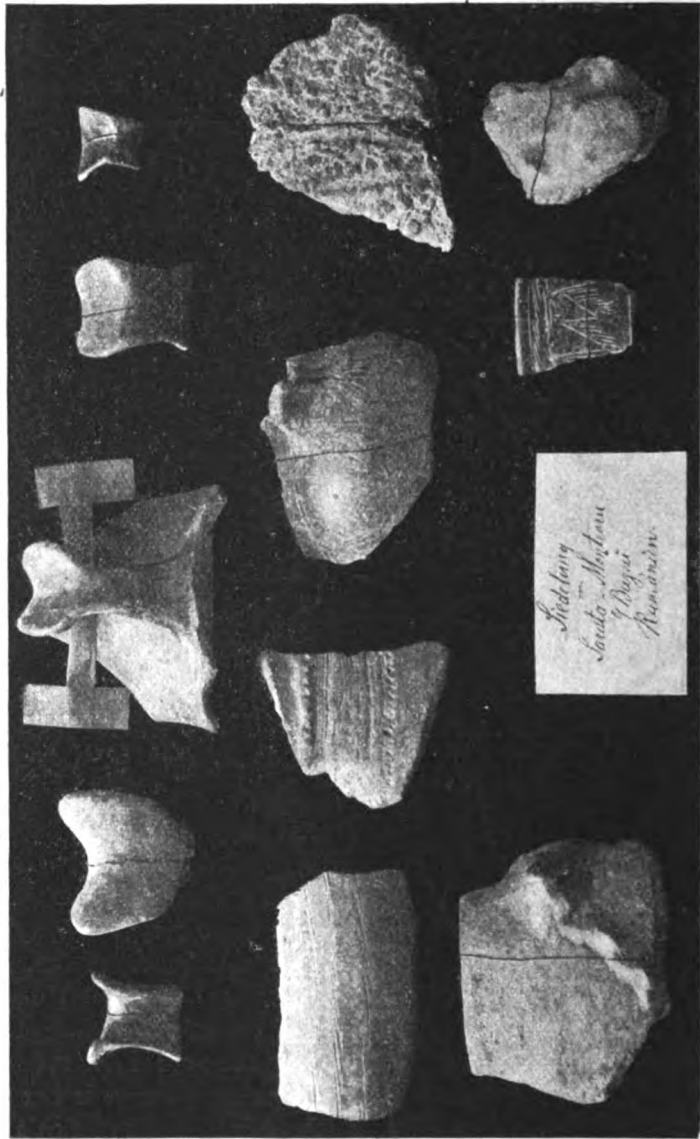


Abb. 11. Mondhütel aus der Siedelung von Safta-Monteur bei Buzet in Rumänien. Eigene Sammlung.

von der IX. Dynastie ab jedoch verschwinden, sehr genau bestimmt und sind daher der VI.—VIII. Dynastie gleichzusetzen²⁾. Der gleichen Periode, d. h.

¹⁾ a. a. O. S. 39.

²⁾ a. a. O. S. 45 f.

der Zeit von 2500—2360 muß daher auch Troja II angehören, während die III. und IV. Ansiedelung, die mit der jüngeren Kykladenkultur und dem Middle Minoan I Evans zusammenfällt, der IX.—XI. Dynastie (2360—2000) entspricht.

Gehören also die trojanischen Hängespiralen der Zeit von 2500—2360 an, so müssen auch ihre Vorläufer, die Siebenbürgischen und die ihnen gleichaltrigen mitteldeutsch-böhmischen Stücke in dieselbe Zeit fallen.

Einen zweiten chronologisch wichtigen Typus, der im Aunjetitzer Formenkreis gleichfalls der Frühstufe angehört, bilden die cyprischen Schleifennadeln (Abb. 12), deren Hauptverbreitungsgebiet in Böhmen liegt, die aber auch noch in Ungarn und Bosnien vorkommen¹⁾. Auch diese Nadeln sind in Troja II²⁾ gefunden worden, und ebenso erscheinen sie in großer Zahl in cyprischen Gräbern³⁾, die der älteren Kykladenkultur nahe stehen⁴⁾, also gleichfalls auf dieselbe Zeit hinweisen. Dabei ist noch besonders bemerkenswert, daß die cyprischen Stücke aus zinnarmer Bronze bestehen. Endlich sind Nadeln dieser Form, und zwar aus Kupfer, die Glinders Petrie freilich als „Dornauszieher“ bezeichnet, auch noch mehrfach in Verbindung mit Kupferdolchen und kupfernen Rollennadeln in Gräbern von Naqada gefunden worden⁵⁾, die Glinders Petrie zwar anfangs in die Zeit der VII.—IX. Dynastie setzte, später aber in die vordynastische Zeit (vor 3300) zurückdatiert hat (Abb. 13).

Auch durch diese Form wird also als Zeit der Frühstufe der ältesten mitteleuropäischen Bronzeperiode das dritte Viertel des 3. Jahrtausends mit Sicherheit bestimmt.

Als dritten Typus führe ich die böhmischen Osennadeln an, die gleichfalls schon in der Periode I erscheinen, andererseits sich aber auch noch

¹⁾ Eissauer, Dierter Bericht über die prähist. Typentarten. Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 807.

²⁾ a. a. O.

³⁾ Ohnefalsch-Richter, Cyprus, the Bible and Homer S. 456 und Zeitschr. f. Ethnol. 1899, S. (334).

⁴⁾ D. Simmen a. a. O. S. 24.

⁵⁾ Glinders, Petrie, Naqada and Ballas S. 48, Taf. 65, Fig. 19.

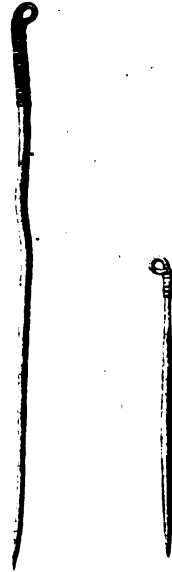


Abb. 12. Abb. 13.

Abb. 12. Schleifennadel aus Bronze vom Röderberg bei Halle; Grabfund Nr. 72. Photogr.-Album d. Berliner Ausstellung 1880, VI, Taf. V.

Abb. 13. Schleifennadel aus Ägypten. Nach Glinders Petrie, Naqada, Kahun and Gurob, Taf. LXXV, 19.

in den Unterstufen b und c erhalten haben (Abb. 14). Auch ihr Hauptverbreitungszentrum entspricht dem Aunjetiker Formkreise¹⁾, doch ist ihr Verbreitungsgebiet etwas größer, als das der Schleifnadeln. Im Orient fehlen sie meines Wissens vollständig, so daß sie uns dort keine unmittelbaren chronologischen Anhaltspunkte zu bieten vermögen. Dagegen sind sie mehrfach, aus Knochen gearbeitet, in dänischen Megalithgräbern gefunden worden

(Abb. 15), und zwar, wie Montelius auf Grund einer brieflichen Mitteilung von Sophus Müller berichtet, ausschließlich in Ganggräbern²⁾. Lissauer hält diese dänischen Knochennadeln für Nachbildungen der böhmischen Bronzenadeln³⁾ und das mag

vielleicht auch in Anbetracht der außerordentlichen Häufigkeit dieser Nadelform im Aunjetiker Formkreise, die diesen als wahrscheinlichen Entstehungsherd erscheinen läßt, zutreffen. Indes erscheint doch auch der nordische Ursprung, den Montelius⁴⁾ für wahrscheinlicher hält, nicht ausgeschlossen, und wenn diese Form sich im Norden jetzt nur sehr selten findet, so könnte dies sehr wohl in der Vergänglichkeit des Materials seinen Grund haben. Sicher ist jedenfalls, daß die dänischen und böhmischen Ofennadeln annähernd gleichaltrig sind. Nun müssen die nordischen Ganggräber in Anbetracht ihrer zahlreichen nahen Beziehungen zur bretonischen Megalithkultur den bretonischen Ganggräbern ungefähr gleichaltrig sein, die ihrerseits, wie sich aus ihrem engen Zusammenhange mit den jüngeren Ganggräbern der Iberischen Halbinsel mit Sicherheit ergibt, noch in die erste Hälfte des 3. Jahrtausends fallen. In annähernd die gleiche Zeit müssen daher auch die nordischen Ganggräber, die dem vorletzten Abschnitte der jüngeren Steinzeit nach Montelius angehören, ange setzt werden und das Ende der Ganggräberstufe kann daher jedenfalls kaum viel unter dem Jahre 2500 liegen.

Auch dieser Typus nötigt uns daher den Beginn der frühen Bronzezeit bis weit ins 3. Viertel des 3. Jahrtausends zurückzuverlegen.

Einen vierten Typus stellen die Nadeln mit senkrecht durchbohrtem Kopfe dar (Abb. 16), die zwar in der Hauptsache der Periode Ib



Abb. 14. Abb. 15.

Abb. 14. Goldene Ofennadel von Leubingen, Prov. Sachsen. Grabfund Nr. 74. 3. f. E. 1886, S. 469.

Abb. 15. Ofennadel von Knochen. Ganggrab Dänemark. Sophus Müller, Ordnung, Stenalderen. Fig. 241.

¹⁾ Lissauer, a. a. O. S. 808ff.

²⁾ Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit. S. 116²⁾.

³⁾ Lissauer a. a. O. S. 792.

⁴⁾ a. a. O.

und in ihren jüngeren, durch die Drehung des Schaftes und die Halsriefelung gekennzeichneten Entwicklungsformen sogar erst Ic angehören, mit ihren ältesten noch völlig unverzierten Vertretern aber gleichfalls bis in Ia zurückreichen¹⁾. Ihr Verbreitungsgebiet ist etwas größer, als das der vorgenannten

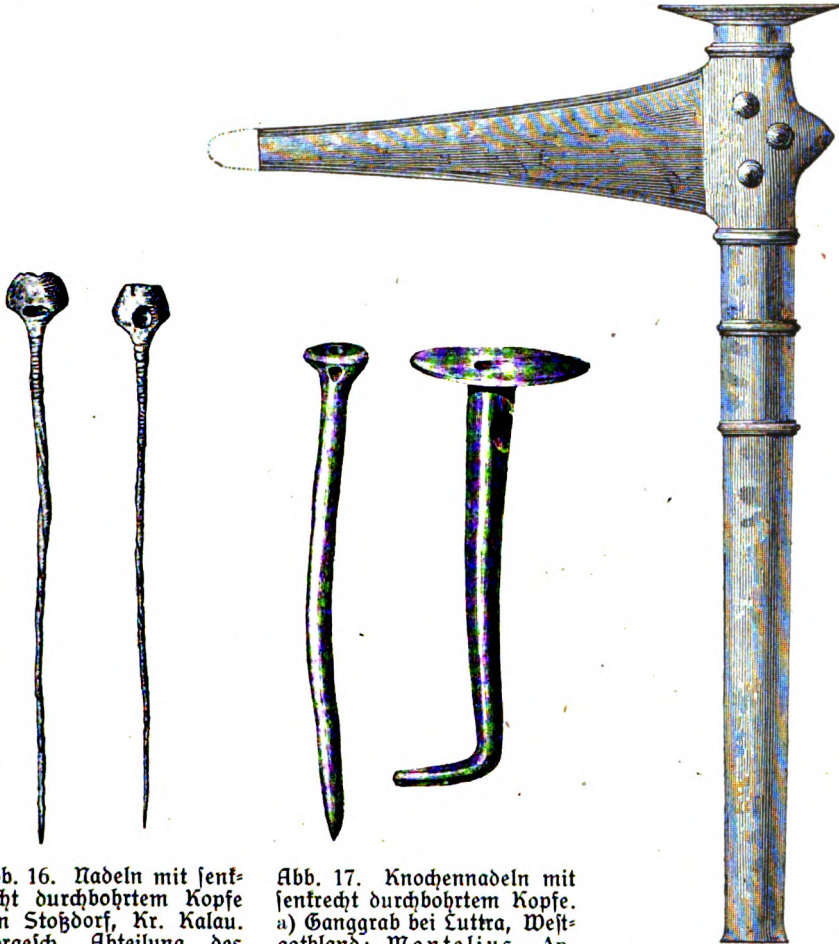


Abb. 16. Nadeln mit senkrecht durchbohrtem Kopfe von Stoßdorf, Kr. Kalau. Dargesch. Abteilung des paläontologischen Mus. der Universität Leipzig. Nr. 1845/46.

Abb. 17. Knochenadeln mit senkrecht durchbohrtem Kopfe. a) Ganggrab bei Luttra, Westgotland; Montelius, Antiquités suéd. Fig. 77. b) Ganggrab bei Saltöping, Westgotland; a. a. O. Fig. 79.

Abb. 18. Dolchstab mit Bronzeschaft. Nach Kossinna.

Nadeln, doch sind auch sie dem Orient fremd. Dagegen sind von ihnen gleichfalls mehrere Stücke aus Knochen in nordischen Ganggräbern gefunden worden²⁾, wodurch auch sie hoch ins 3. Viertel des 3. Jahrtausends datiert werden (Abb. 17).

¹⁾ G. Kossinna, Mannus III, 317

²⁾ Montelius a. a. O.

Als fünfter und letzter Typus endlich sind die Dolchstäbe zu nennen, die schon von Montelius, Kossinna und namentlich Hubert Schmidt eingehend behandelt worden sind. Sie lassen sich in mehrere, eine typologische Entwicklungsreihe bildende Abarten gliedern, deren jüngste Form — Klinge und Stab in einem Stück gegossen — augenscheinlich auf den nordischen Formkreis beschränkt bleibt¹⁾ und hier der Periode Ic angehört (Abb. 18).

Diel weiter verbreitet ist die Urform, die für uns allein von Belang ist. Sie besteht in einer einfachen dolchartigen, öfter verzierten Klinge mit bogenförmigem Abschluß, die in einem Holzstabe senkrecht zu seiner Längsaxe mit Nieten befestigt war und die entweder aus zinnarmer Bronze oder häufig auch aus reinem Kupfer hergestellt ist (Abb. 19 u. 20).

Das Hauptverbreitungsgebiet dieses Typus, der in Deutschland in dem Grunde von Lunow (Kreis Angermünde), Giebichenstein (Saalkreis) und Gr. Schwedten (Kr. Stendal) vertreten ist, bildet die Iberische Halbinsel, wo namentlich die großen frühbronzezeitlichen Gräberfelder von El Oficio, Fuente Alamo und El Argar sehr zahlreiche Exemplare geliefert haben²⁾ und wo dementsprechend auch ihr Ursprungsherd zu suchen ist.

Nun entspricht der Almeriagruppe Spaniens, zu der außer den schon genannten auch noch zahlreiche andere große Gräberfelder gehören³⁾, die 1. Sikulische Periode Siziliens, die ihrerseits wieder größtenteils mit Troja II zusammenfällt und nur mit ihrem ältesten Abschnitt etwas weiter zurückreichen mag. Dies ergibt sich nicht nur aus mancherlei keramischen Parallelen zwischen der Castellucciogruppe und Troja II⁴⁾, sondern auch aus den eigentümlichen vielerörterten beinernen Beschlägen mit Buckelverzierung von Castelluccio⁵⁾ und aus der Grotte Lazzaro⁶⁾ unweit Medica (Prov. Siracus), die vollständig mit 3 in Troja II aufgefundenen Stücken übereinstimmen⁷⁾ (Abb. 21). Fällt also die Castellucciogruppe Siziliens mit Troja II zusammen, so muß das gleiche auch für die mit ihr gleichaltrige El Argarstufe Spaniens gelten, was sich übrigens auch noch durch mancherlei Parallelfunde (Brettidole usw.) zwischen diesen und der Kyfladenkultur unmittelbar ergibt⁸⁾ (Abb. 22).

Die so ermittelte Datierung der älteren Dolchstabtypen hat nun aber neuerdings noch eine gewisse Bestätigung erfahren durch die Veröffentlichung

¹⁾ Montelius, S. 27²⁾ ff.

²⁾ H. und L. Siret, Les premiers âges du metal dans le Sud-Est de l'Espagne pl. 32, 149; 33, 169, 244, 533, 534; 63, 42; 9; 62; 66, 1, 18.

³⁾ Wille, Südwesteurop. Megalithkultur u. ihre Bez. 3. Orient S. 46.

⁴⁾ Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit. S. 188.

⁵⁾ Bull. Pal. Ital. 1892, S. 1 ff., Tav. IV, 1, 2; 1893, S. 30.

⁶⁾ a. a. O. 1882, S. 23.

⁷⁾ Schliemann, Ilios S. 573, Nr. 983 und Mus. f. Dölkert. Berlin 7953 und 7954.

⁸⁾ Wille, Südwesteurop. Megalithkultur u. ihre Bez. 3. Orient. Mann.-Bibl. 8.

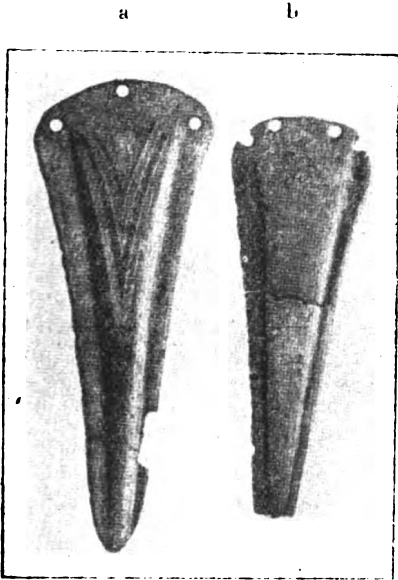


Abb. 19. Dolchstabflingen, $\frac{1}{3}$. a) Lunow, Kr. Angermünde. b) Giebichenstein, Saalkreis. Mus. f. Völkert., Berlin. Nach H. Schmidt, Pr. Zeitschr. I, 139.

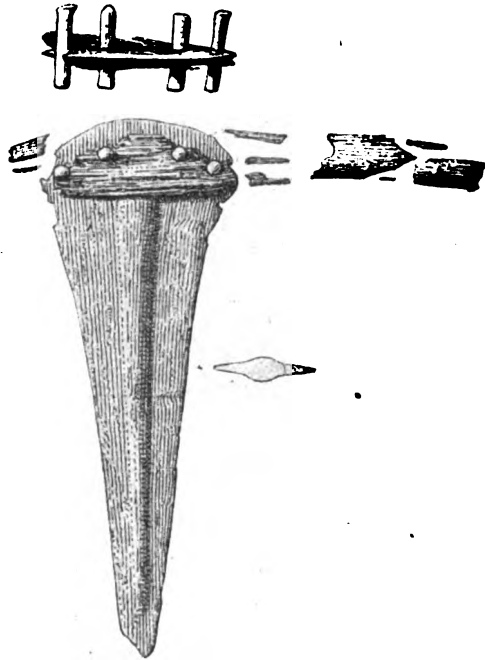


Abb. 20. Dolchstab von Kupfer oder Bronze mit Überresten des Holzschafte. El Argar unweit Almeria im südöstlichen Spanien. Grab Nr. 449. H. und L. Siret, Les premiers âges du métal dans le Sud-Est de l'Espagne, Taf. 32. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

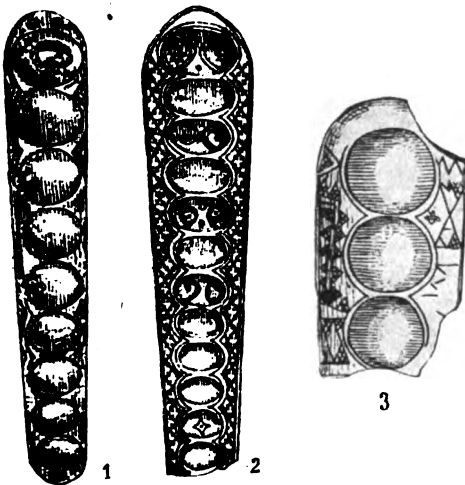


Abb. 21. Beinerne Beschläge mit Butelverzierung. 1 Troja II. 2 u. 3 Castelluccio bei Syrakus. Nach Déchelette, Manuel d'Archéologie préhist. celtique et gallo-romaine. Bd. II, 1. T., S. 75, Abb. 22.

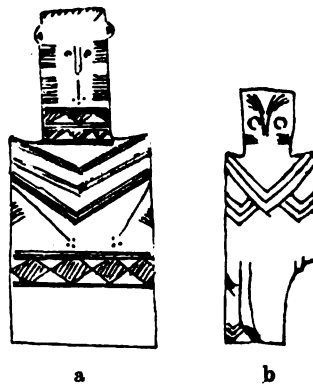


Abb. 22. a) Brettförmiges Conidol von Cypern. b) Schieferamulett von Idanha a Nova, Portugal. Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur u. ihre Bez. 3. Orient, S. 168, Abb. 118 u. 119.

eines in der Vorderasiatischen Abteilung des Königlichen Museums zu Berlin befindlichen altbabylonischen Siegelzylinders (Abb. 23), auf dem sich ein nackter Mann mit einer ähnlichen Waffe dargestellt findet¹⁾, die sich freilich von den europäischen Dolchstäben insofern nicht unwesentlich unterscheidet, als sie nicht wie diese nur einen, sondern drei Zacken auf dem Rücken aufweist (Abb. 24).



Abb. 23. Altbabylonischer Siegelzylinder, wahrscheinlich aus Tello. Pr. Zeitschr. IV, 16, Abb. 1.

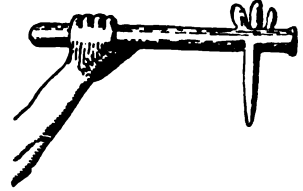


Abb. 24. Detail des Siegelzylinders (vergrößert) a. a. O., Abb. 2.

Da dem babylonischen Formkreis diese Waffe anscheinend sonst völlig fremd ist²⁾, so müssen die Vorbilder zu dieser Darstellung — falls es sich bei ihr wirklich um einen Dolchstab und nicht etwa, wie H. Schmidt³⁾ vermutet, um ein der Keulenart auf dem Torrelief von Boghastöi verwandtes Kultgerät handelt (Abb. 25) — von außen dahin gelangt sein, und zwar kann dann nur Spanien in Betracht kommen, das damals mit dem Orient in sehr regem Verkehr stand. Nun gehört der altbabylonische Zylinder, wie Prinz gezeigt hat, der Dynastie von Ur, d. h. etwa der Zeit um 2350 v. Chr. an. Die Dolchstäbe müssen daher in Spanien schon vor dieser Zeit bekannt gewesen sein. Freilich ist, wie gesagt, die Deutung der altbabylonischen Darstellungen nicht ganz sicher und deren Verwendung zu chronologischen Feststellungen daher auch nur von bedingtem Wert, insofern sie unsere auf anderem Wege gewonnenen Ergebnisse bestätigen können. Diese bleiben jedenfalls bestehen, und wir dürfen also die spanischen Dolchstäbe mit großer Bestimmtheit ins 3. Viertel des 3. Jahrtausend verweisen.

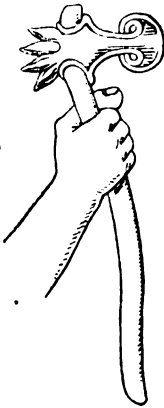


Abb. 25. Darstellung einer Art vom Torrelief von Boghastöi. Pr. Zeitschr. VII, 29, Abb. 2.

Annähernd der gleichen Zeit müssen dann aber auch die ältesten mitteleuropäischen Dolchstäbe angehören. Dafür spricht vor allem, daß auch sonst

¹⁾ H. Prinz, Der Dolchstab im alten Babylonien. Präh. Zeitschr. IV, 16.

²⁾ Prinz führt noch einen zweiten altbabylonischen Zylinder mit einer Dolchstabdarstellung an.

³⁾ H. Schmidt, Zum „Altbabylonischen“ Dolchstab. Pr. Zeitschr. IV, 28 ff.

noch, namentlich in keramischer Hinsicht¹⁾, recht merkwürdige Parallelen zwischen der Almeriagruppe und der ältesten Aunjetitzer Stufe bestehen, daß wir es daher hier nicht mit der Übermittlung einer einzelnen Geräteform, sondern mit einer ganzen Kulturgruppe zu tun haben, deren Übertragung also gleichzeitig erfolgt sein muß und daher kaum längere Zeit beansprucht haben kann.

Außer durch diese direkten Zeugnisse läßt sich der Beginn der mitteleuropäischen Bronzezeit aber auch noch indirekt durch Festlegung der der frühesten Bronzezeit unmittelbar vorausgehenden Glodenbecherkultur mit ziemlicher Sicherheit ermitteln, die in der Hauptsache der Kupferzeit angehört, wenn auch hin und wieder einmal ein einfaches Gerät aus Bronze mit Glodenbechern zusammen vorkommt.

Diese Glodenbecherkultur, die nicht nur durch ihre scharf ausgeprägten keramischen Formen, sondern auch durch die verschiedenen Gerätetypen (Daumenschußplatten; kurze Kupferdolche mit breiter Griffzunge; vierkantige Kupferpfeilspitzen; dreieckige Pfeilspitzen aus Feuerstein u. a. m.) scharf gekennzeichnet wird, hat ihre größte Verbreitung und ihre reichste Entfaltung in den Kuppelgräbern der Los Millares-Gruppe und den gleichaltrigen künstlichen Grabgrotten von Palmella und anderen Punkten der Iberischen Halbinsel gefunden²⁾, wo daher auch ihr Heimatgebiet anzunehmen ist. Von dort aus hat sie sich einmal nordwärts nach der Bretagne und Südengland, andererseits in nordöstlicher Richtung nach dem südlichen Mitteleuropa verbreitet, wo sie namentlich in Süddeutschland, Thüringen, Böhmen und Mähren häufig vorkommt, aber auch in Sachsen und Schlesien und namentlich in Westungarn verbreitet ist³⁾.

In Mitteleuropa kann diese Kultur nur ganz kurze Zeit bestanden haben. Nicht nur fehlen hier alle Vorstufen für sie, sondern es fehlt auch jede weitere Entwicklung, wie wir sie bei längerer Dauer unbedingt erwarten müßten und wie wir sie in Spanien auch wirklich beobachten, wo sie durch zahlreiche Übergangsformen ganz allmählich zur Almeriagruppe hinüberleitet⁴⁾. Auf diesen chronologisch wichtigen Umstand, daß die Glodenbecher-

¹⁾ Déchelette, Manuel d'Archéologie préhistorique, celtique et gallo-romaine Bd. II, 1. Teil, S. 83.

²⁾ Wilke a. a. O. S. 43 ff.; H. Schmidt, Zur Vorgeschichte Spaniens. Zeitschr. f. Ethnol. 1913, S. 238.

³⁾ Vgl. bes. K. Schumacher, Alt. unj. heidn. Vorgesch. Bd. V, Heft 1, 4, Taf. 1, 10 u. 11; Heft 6, 170, Taf. 31, 516; Heft 11, 353, Taf. 61; Heft 12, 390; Größler, Die Tongefäße der Glodenbecherkultur und ihre Verbreitung in Thüringen und angrenzenden Gebieten, in Jahreschr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, Bd. 8; J. Palliardi, Beiträge zur Kenntnis der Glodenbecherkultur, W. Pr. Zeitschr. VI, 41, ff.; Pič, Starožitnosti I und Pamatky XXIV, Taf. I—IV, XXVIII 185 ff.; Wojsin s k y, Die intrust. Keramif u. a.

⁴⁾ Nur im Verzierungsstil der frühbronzezeitlichen Keramif des von mir den Kelten zugeschriebenen südwestdeutschen Formenkreises bestehen noch mancherlei Anklänge an die

kultur bei uns nur von ganz kurzer Dauer war, werden wir alsbald noch einmal Bezug nehmen.

Zu einer unmittelbaren Altersbestimmung der mitteleuropäischen Glodenbecherkultur fehlen uns vorläufig noch die Mittel. Dagegen sind wir in der Lage sie auf der Iberischen Halbinsel ziemlich sicher zu datieren. Denn wenn, wie wir vorhin feststellen konnten, die Almeriakultur bis zur Mitte des 3. Jahrtausends zurückreicht, so muß eben die ihr vorausgehende Glodenbecherkultur noch in die erste Hälfte des 3. Jahrtausends fallen. Das Gleiches ergibt sich aber auch noch aus dem Auftreten der Glodenbecherkultur in Sizilien, dem äußersten Ausstrahlungspunkt der Spanischen Gruppe nach Osten zu. Hier erscheint die Glodenbecherkultur in Villafrati südöstlich Palermo (Abb. 26) zusammen mit der Stentinellogruppe¹⁾, deren Keramik



Abb. 26. Glodenbecher aus der Grotte von Villafrati, südöstlich Palermo. Montelius, a. a. O., 185, Fig. 454.

selbst auch noch mancherlei Anflänge an die Glodenbecher aufweist (Abb. 27). Nun liegt die Stentinellogruppe vor der Castellucciogruppe, die, wie wir oben sahen, zeitlich mit Troja II zusammenfällt, ja sogar noch etwas weiter zurückgreift. Auch in Sizilien muß also die Glodenbecherkultur noch in die erste Hälfte des 3. Jahrtausends zurückgehen, und da sie hier erst von Spanien übernommen worden ist, so muß dies mithin für die spanische Gruppe erst recht zutreffen. Bestätigt wird dieser Ansatz schließlich auch noch durch zahlreiche andere Tatsachen. Nicht nur bestehen, wie ich in meinem Buche „Südwesteuropäische Megalithkultur usw.“ ausführlich dargetan habe, mancherlei Beziehungen zwischen der Palmellakultur und Troja I (Violinkastendole, Brettidole usw.), das der III.—V. Dynastie, d. h. der Zeit von 2900—2500 entspricht (Abb. 28), sondern es finden sich in den Grabgrotten von Palmella und den älteren

Glodenbecherkeramik fort. Dgl. Mainzer Kal. Nr. 6, S. 68, Abb. 16, 73, Abb. 18, 78, Abb. 20, 81, Abb. 21, 82, Abb. 22.

¹⁾ G. Patroni, La civilisation primitive dans la Sicile orientale in L'Anthropologie VIII (1897), S. 133.

Kuppelgräbern der Los Millaresgruppe auch noch zahlreiche Schmudgeräte, die von von Ägypten unmittelbar nach der Iberischen Halbinsel eingeführt sein müssen, und die dort gleichfalls in Gräbern der genannten Dynastien er-

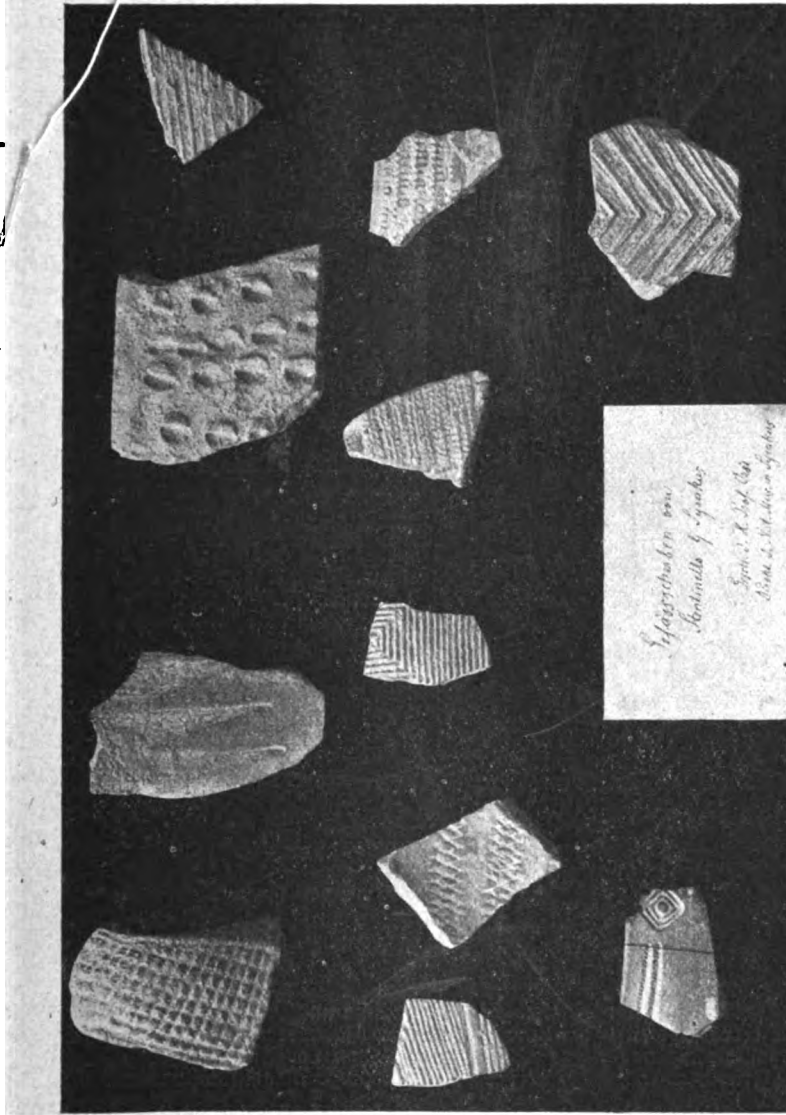


Abb. 27. Gefäßscherben von Stentinello bei Syrakus. Eigene Sammlung.

scheinen. So, um nur einige Beispiele zu nennen, die charakteristischen Zierscheiben und Knöpfe, die oft reich verzierten Kämme aus Elfenbein (Abb. 29), die Parfümflaschen (Abb. 30) aus Alabaſter, die Schmudgeräte aus Straußeneiern, die Perlen aus Amethyst usw. (Abb. 31).

Gehört hiernach die spanische Glodenbecherkultur der Zeit vor der Mitte des 3. Jahrtausend an, so müssen auch die mitteleuropäischen Glodenbecher in ungefähr die gleiche Zeit, jedenfalls aber nicht viel später fallen. Das ergibt sich schon aus der Tatsache, daß diese Kultur nicht durch langsame Übermittlung von Hand zu Hand, sondern durch eine Völkerwelle verbreitet worden ist.

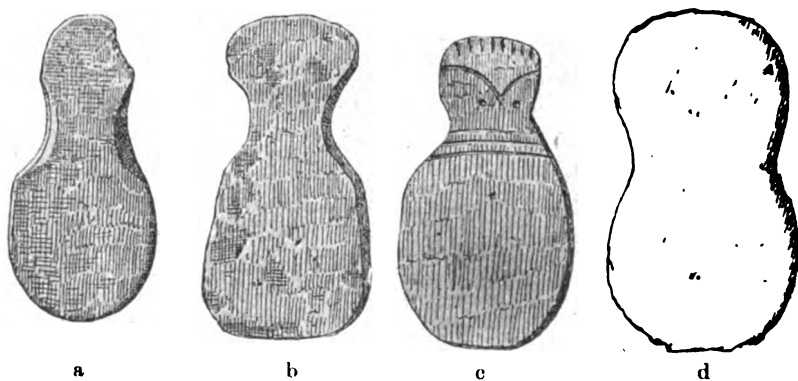


Abb. 28. Diolinkastenförmige Idole. a) Spanien, b) und c) Troja, d) Sizilien.

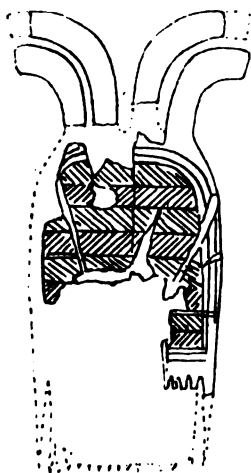


Abb. 29. Elfenbeintamm aus einem Grabe von Los Millares. Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur und ihre Bez. 3. Orient, S. 160, Abb. 138.



Abb. 30. Parfümfläschchen aus Alabaſter von Los Millares. Wilke, Südwesteuropäische Megalithkultur u. ihre Bez. 3. Orient, S. 43, Abb. 32.



Abb. 31. Schmuckstück und Perlen aus Bernstein, Jadeit, Amethyst, Callais, Alabaſter und Elfenbein aus Gräbern von Los Millares. Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur und ihre Bez. 3. Orient, S. 44, Abb. 34.

Wo immer wir in Mitteleuropa echte Glodenbecher antreffen und nicht etwa bloße örtliche Nachbildungen von ihnen — die natürlich auch hergestellt wurden, die sich aber von ihren feintonigen, glänzend polierten eleganten Vorbildern sehr beträchtlich unterscheiden — wo immer wir also echte Gloden-

becher antreffen, da erscheint als Träger von ihnen ein einheitlicher Menschenschlag, der sich durch seine ausgeprägte Brachycephalie und sein schmales hohes Gesicht scharf von der seitherigen Bevölkerung Mitteleuropas abhebt.

Die Glockenbecherkultur ist mithin mit einem neuen Volke zu uns gelangt und ihre Übertragung kann daher nur sehr kurze Zeit beansprucht haben. Hatte also diese Kultur auf der Iberischen Halbinsel schon um 2500 ihr Ende erreicht, so muß sie bei uns aller spätestens um oder kurz nach 2500 angelangt sein, und zwar sind wir zu dieser Ansetzung um so mehr genötigt, weil diese Kultur bei uns gar nicht einmal in ihrer vollen Entwicklung, wie wir sie auf der Iberischen Halbinsel vor uns haben, sondern nur in ihren einfacheren und älteren Formen erscheint.

Da aber anderseits der Glockenbecherkultur in Mitteleuropa, wie wir oben sahen, nur ein sehr kurzes Dasein beschieden war, so muß der Beginn der sich unmittelbar an sie anschließenden frühesten Bronzezeit gleichfalls bald nach 2500, jedenfalls aber noch ins 3. Viertel des 3. Jahrtausends fallen*.

Führt uns also die Glockenbecherkultur zu dem gleichen zeitlichen Ergebnis, zu dem wir schon durch Betrachtung der Hängespiralen, der verschiedenartigen Nadeltypen, der cyprischen Dolche und der Dolchstäbe gelangt waren,

* Anmerk.: Unsere Datierungen haben sich, wie aus den obigen Ausführungen hervorgeht, auf die bisher wohl ziemlich allgemein anerkannte ägyptische Chronologie Ed. Meyers aufgebaut. Neuerdings ist nun aber, wie mir erst während der Korrektur der vorliegenden Arbeit bekannt wurde, Ludwig Borchardt auf Grund astronomischer Feststellungen zu einer wesentlich anderen Chronologie gekommen, nach der die älteste Königszeit (1. und 2. Dynastie) von 4190—3640, das alte Reich (3.—6. Dynastie) von 3640—2720 reicht, dann ein Zerfall des Reichs eintritt und erst von der 11. Dynastie (2040 bis 2000) ab die alte Ordnung wiederhergestellt wird. Sollten sich diese Ansätze bestätigen, so müßte der Beginn von Troja II, das zu einem guten Teil mit der 6. Dynastie parallel geht, noch bis in den Beginn des 3. Jahrtausend, Troja I und die ihm entsprechende südwesteuropäische Glockenbecherkultur (Palmellastufe) mit ihren ersten Anfängen bis um die Mitte des 4. Jahrtausend zurückverlegt werden. Indessen wird von den Ägyptologen, wie mir Herr Geheimrat Steindorff mitzuteilen die Güte hatte, die Borchardtsche Chronologie noch keineswegs allgemein als gesichert anerkannt, und wir können daher bis zur endgültigen Klarstellung der ägyptischen Frühzeit unbedenklich an den außerordentlich scharfsinnig ermittelten Ansätzen Eduard Meyers und der aus ihnen hergeleiteten Datierung der mitteleuropäischen frühen Bronzezeit festhalten.

Falls aber die Borchardtschen Ansätze doch noch die allgemeine Zustimmung der Ägyptologen erhalten sollten, würden nicht nur die vorstehenden Daten, sondern auch die von mir in meinem Buche „Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient“ ermittelten Ansätze der älteren und ältesten iberischen Megalithkultur erheblich weiter zurückverlegt werden müssen. Uns könnte dies, beiläufig bemerkt, nur angenehm sein. Denn in je ältere Zeiträume wir die älteste Dolmentkultur verlegen können, um so schmaler wird die zeitliche Lücke, die jetzt noch zwischen dieser und dem nachpaläolithischen Asylien klafft und die vielleicht manchem noch die Herleitung dieser altiberischen Kultur und ihrer ostmittelländischen Ausstrahlungen vom westeuropäischen Spätpaläolithikum trotz der vorhandenen zahlreichen Analogien, wenn nicht auch gerade als unmöglich, so doch als einigermaßen bedenklich erscheinen läßt.

so bleibt uns nur noch die Aufgabe, den immerhin noch ziemlich weiten Zeitraum von einem Vierteljahrtausend noch etwas weiter einzuengen.

Wir hatten soeben gesehen, daß das Ende der nur ganz kurze Zeit bestehenden mitteleuropäischen Glockenbecherkultur, das daher von ihrem Beginn nur wenig entfernt sein kann, spätestens auf die Zeit um oder bald nach 2500 fallen muß. Andererseits hatten wir oben als frühesten Zeitpunkt für den Beginn der II. Bronzeperiode, falls wir ihren Unterstufen a und b eine etwas längere Dauer (etwa je 150 Jahre) einräumen, das Jahr 1800 ermittelt. Nun muß zwar die I. Periode in Anbetracht der in ihr vor sich gehenden staunenswerten technischen Fortschritte (Zusammensetzung der Bronze, Gußtechnik) und der beträchtlichen typologischen Entwicklung der verschiedenartigsten Geräte von den primitiven Urformen zu den vollendeten Schlußtypen (Manschettenarmbänder, Halskragen, Schwerter, Dolchstäbe u. a. m.), wie auch Montelius mehrfach ausdrücklich betont¹⁾, von sehr langer Dauer gewesen sein. Aber mehr als 200 Jahre auf jede einzelne ihrer drei Unterstufen, mithin mehr als 600 Jahre auf die gesamte Periode zu rechnen, will mir doch etwas reichlich hoch erscheinen. Hält man daher an diesem Ansatz fest, so würde der Beginn der frühen Bronzezeit in Mitteleuropa etwa auf das Jahr 2400 fallen, ein Zeitpunkt, der sich auch noch recht gut mit dem über das erste Auftreten und die Dauer der mitteleuropäischen Glockenbecherkultur Gesagten vereinigen läßt. Die ältere Bronzezeit gliedert sich also in folgende Abschnitte:

I. Periode	}	Stufe a	2400—2200
		" b	2200—2000
		" c	2000—1800
II. Periode	}	" a	1800—1650
		" b	1650—1500
		" c	1500—1400
III. Periode	}	" a	1400—1300
		" b	1300—1200

¹⁾ Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit S. 5 und 6.

Anmerkung des Herausgebers zu S. 144. Die dort erwähnten Knochnadeln mit Köpfe sind nach Montelius (Minnen från vår forntid. I. S. 23) auch in Schweden gefunden worden, teils in den Höhlen von Stora Karlsö, teils in Steintisten; ebenso ist eine Knochnadel mit senkrecht durchbohrtem Kopf in Nerike aus einem Steintistengrabe gehoben worden. Aber auch in Dänemark gehören letztere Nadeln, wie C. A. Nordman in seiner umfassenden Darstellung der dänischen Ganggrab-Kultur ausgeführt hat (Aarbøger f. nord. Oldkynd. 1917, S. 221 ff.), durchaus in die „Dolchzeit“. Für diese ist zwar im allgemeinen die Steintiste oder das späteste Einzel-Erdgrab kennzeichnend; indes sind Ganggräber auch noch in der Dolchzeit nicht nur oft zu Bestattungen benutzt, sondern nach Nordmans Ansicht damals vereinzelt auch noch neu errichtet worden. Da nun die dänisch-schwedische Steintistenzeit (= Dolchzeit) mit meiner Periode Ia und Ib der mitteleuropäischen Bronzezeit (etwa 2400—2000 vor Chr.) zeitlich zusammenfällt, so würden jene Knochnadeln frühestens dieser Zeit angehören können.

G. K.

II. Mitteilungen.

Baum und Schiff.

Don Georg Wille.

Mit 20 Textabbildungen.

In seiner letzten Abhandlung hat M. Hörnes¹⁾ anknüpfend an zwei meiner früheren Arbeiten²⁾ die wiederholt vorkommende Verbindung des Schiffs mit dem Baume erörtert und insbesondere die eigenartige stilisierte Form des Baumes auf mehreren Rasiermesserflingen der Periode V, den man früher vielfach fälschlicherweise als Segel aufgefaßt hat, zu gewissen älterhallstattzeitlichen Bogenmustern des nordischen Formenkreises und Slawoniens in Beziehung gesetzt. Ich will mich auf diese Herleitung des Baummusters hier nicht weiter einlassen. Nur soviel sei hier noch erwähnt, daß Hörnes zur Erklärung dieser Verbindung die Möglichkeit in Betracht zieht, „daß der Baum auf dem Schiffe eine primitive Vorrichtung zur Benutzung des Fahrwindes darstellt, eine Art Ursegel, wie es tatsächlich bei einigen Naturvölkern beobachtet wurde“. Im besonderen stützt er sich hierbei auf die Arbeit S. Ahmanns „Die Ursprünge des Segeln“, der dabei auch der so oft in ägyptischen kupferzeitlichen Vasenbildern auf dem Vorschiffe der Nilbarken dargestellten Palmzweige oder dicht belaubten Büsche gedenkt³⁾.

Diese zuerst von M. Hörnes gegebene Deutung der nordischen jüngerbronzezeitlichen Baumdarstellungen hat sich nun auch K. Schuchardt, freilich ohne seines Vorgängers auch nur mit einer Silbe zu gedenken und ohne selbst irgend etwas Neues zu bringen, zueigen gemacht⁴⁾. Nur geht er über M. Hörnes, der nur an die Möglichkeit einer solchen Deutung gedacht hatte, insofern noch hinaus, als er nunmehr das Rätsel jener Rasiermesser für gelöst hält.

¹⁾ M. Hörnes, Prähist. Mitteilungen. Wien. prähist. Zeitschr. IV, 32 ff.

²⁾ Wille, Kulturbeziehungen zwischen Orient, Indien und Europa, S. 155. Wissenschaftl. Mitteil. a. Bosnien u. d. Herzegowina XIII (1916), S. 171 f.

³⁾ Zeitschr. f. Ethnol. 1916, 82 ff.

⁴⁾ C. Schuchardt, Der Busch als Segel. Prähist. Zeitschr. X, 178.

Indessen so einfach, wie sich K. Schuchardt dies denkt, liegt die Sache doch nicht. Zunächst halte ich es für höchst unwahrscheinlich, daß sich die Germanen, die sich schon in der II. Periode der Bronzezeit auf eine sehr hohe Kulturstufe emporgeschwungen hatten und die gerade zur Zeit jener Rasiermesser wieder eine neue herrliche Blüte ihrer altheimischen Bronzekunst

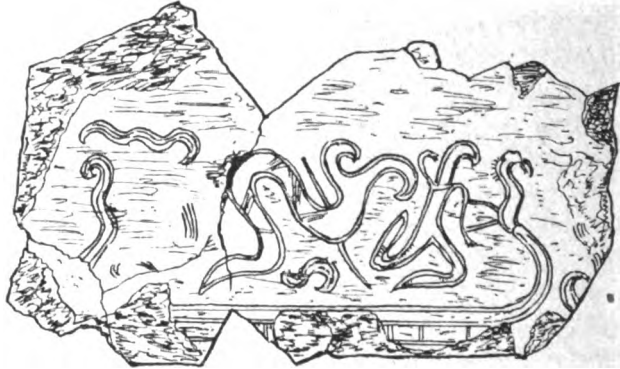


Abb. 1. Meerdrachen und Sonnenbarte auf einem Bronzemesser von Borgdorf. Wille, Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 214, Abb. 201 c.

erlebten, damals noch eines so primitiven Hilfsmittels, wie des Baumsegels, bedient haben sollten. Ich halte die Heranziehung der Ethnographie zur



Abb. 2. Meerdrachen und Sonnenbarte auf einem Siegelbruchstück von Knossos. ²/₁. Evans, Knossos Exkavat. 1903, S. 58, Abb. 36.

Erläuterung der mannigfachen Erscheinungen und künstlerischen Darstellungen in vorgeschichtlicher Zeit für höchst wichtig und wertvoll, nur muß man bei der Vergleichung bestimmter Erscheinungen bei heutigen Natur- und bei vorgeschichtlichen Völkern jederzeit den beiderseitigen gesamten Kulturstand im Auge behalten. Und da scheint mir doch zwischen dem der Germanen der V. Bronzeperiode und dem der hier in Betracht kommenden

Naturvölker ein recht erheblicher Unterschied zugunsten der ersten zu bestehen.

Aber auch die Darstellungen selbst sprechen in hohem Grade gegen die von Hörnes ausgesprochene und von K. Schuchardt wiederholte Auffassung. Zunächst ist es höchst auffällig, daß bei sehr vielen der spätbronzezeitlichen nordischen Schiffsdarstellungen zu dem Schiffe noch andere Figuren

hinzutreten, die allein schon irgend ein mythisches Motiv der betreffenden Gruppe vermuten lassen. Meist sind es drachenförmige Gebilde, unter denen besonders eines auf einem Rasiermesser von Borgdorf (Abb. 1) bemerkenswert ist, weil hier das Ungeheuer, ganz ähnlich wie in einem Schiffsbilde auf einem Siegelbruchstücke von Knossos (Abb. 2), in Beziehung zu einer Menschenfigur gesetzt wird, die bei der kretischen Darstellung dem Drachen kühn entgegentritt, bei der nordischen die rechte Hand abwehrend entgegenhält. Ich erblicke darin das im ganzen indogermanischen Völkerkreise wiederkehrende Verschlingungsmotiv der Sonne durch ein Ungeheuer, hier also der Sonnenbarke durch einen Meerdrachen, ein Mythos, durch den man sich die für den primitiven Menschen ebenso rätselhaften und eindrucksvollen, wie Furcht und Grauen erregenden Sonnenfinsternisse verständlich zu machen versuchte. Ähnliche Motive werden gewiß auch den sonstigen Kompositionen von Schiff mit Drachen zugrunde liegen, und es liegt dann die Annahme nahe, daß auch das Schiff allein schon irgend eine mythische Bedeutung hat.

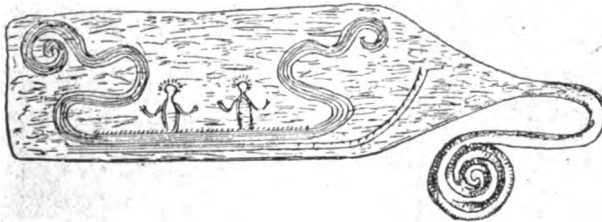


Abb. 3. Bronzemesser aus Jütland. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 91, Abb. 112.

Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die ältere bildliche Kunst wie die der Naturvölker in der Regel rein historisierend ist, also entweder wirkliche oder nur geglaubte Geschehnisse und zu solchen in Beziehung stehende Wesen und Gegenstände, nicht aber bloße Allgemeinbegriffe oder frei erfundene Vorgänge behandelt. In den Bildern, die sich Weule von Eingeborenen Ostafrikas zeichnen ließ, bedeutete eine Hütte nicht eine Hütte im allgemeinen, sondern die Hütte, die der Zeichner vor drei Jahren gehabt hatte; eine Anzahl von Dierfüßlern neben einer Gruppe von Strichen nicht irgend eine als Vertreter des Genus Affe bloß gedachte Heerde von Affen, sondern die Affenherde, die die Schamba des Zeichners ausplünderten, als sein Freund Soundso Hochzeit feierte¹⁾. Ebenso wird es sich also auch mit den einfachen Schiffsbildern verhalten. Auch sie bedeuten nicht ein beliebiges Schiff oder den Gattungsbegriff „Schiff“, sondern ein ganz bestimmtes Boot, und da liegt es nahe genug, auch in ihnen die so oft dargestellte Sonnen- oder Mondbarke, vielleicht auch das Totenschiff, das die Seelen der Abgeschiedenen nach der Insel der Seligen führt, zu erblicken.

¹⁾ K. Weule, Vom Kerbstod zum Alphabet, S. 11 f.

Ein etwas anderes mythisches Motiv zeigt eine Rasiermesserflinge von Jütland (Abb. 3). Wir sehen hier in einem Schiff zwei Männer mit aufgehobenen Händen und einem deutlichen Strahlenkranz um den Kopf, der über die göttliche Natur der dargestellten Figuren keinen Zweifel aufkommen läßt. Wir haben hier ganz offenbar, wie ich schon bei anderer Gelegenheit dargetan habe, die Dioskuren vor uns, die überall als Lichtgötter erscheinen und im ganzen indogermanischen Mythenkreise zum Ozean und zum Boote in Beziehung stehen. Wie die indischen Açvins, so galten auch die griechischen Dioskuren als Schützer der Schiffahrt. Die slawischen Holtšchy, Zel und Polel mit Namen, die mit Kastor und Pollux gleichgesetzt wurden, soll man als ein auf einem Baumstamme, also wohl auf einem Einbaume stehendes Brüderpaar dargestellt haben. Die keltischen Dioskuren Westfrankreichs, die den Anwohnern des Ozeans als die höchsten Götter galten, sollen nach einer uralten Sage in einem Schiffe über den Ozean zu ihnen gekommen sein, und auch bei den taciteischen Alcis tritt diese Beziehung zum Schiff deutlich her-



Abb. 4. Schiff mit Baum und Sternenpaar. Vor dem Vordersteven ein Schwan. Bronzemes-
 ser aus Jütland. Nach Madsen, Broncealderen 7.

vor. Ich bleibe also dabei, daß wir in den beiden Menschenfiguren die anthropomorph gedachten Dioskuren vor uns haben und stütze mich bei dieser Deutung noch ganz besonders auf die Form der Darstellung, den den Kopf umsäumenden Strahlenkranz, da ja nach den Sternmythen fast aller Völker der Erde gewöhnlich nicht der ganze Körper, sondern nur der Kopf mit dem Stern gleichgesetzt wird.

Eine gewisse Verwandtschaft mit dieser Komposition zeigt nun auch die eine der beiden fraglichen Darstellungen, bei der sich auf dem Schiffe ein Baum erhebt (Abb. 4). Zwar haben wir es hier nicht mit anthropomorphen Götterfiguren zu tun, wohl aber gleichfalls mit einem Paar von Strahlenkränzen, von denen der eine, links neben dem Baume befindliche drei, der andere, rechts vom Baume dargestellte zwei konzentrische Kreise umgibt. Diese Sterne, die Schuchardt anscheinend gar nicht bemerkt hat, haben doch gewiß nicht lediglich eine rein ornamentale Bedeutung und den Zweck den Raum zu füllen, sondern es muß ihnen ein ganz bestimmter Gedanke zugrunde liegen. Ich halte es daher für höchst wahrscheinlich, daß wir es auch bei dieser Darstellung mit dem Dioskurenmotiv zu tun haben, doch lasse ich es dahingestellt, ob

hier das Zwillingsgestirn oder Sonne und Mond, die ja gleichfalls in der Mythologie vielfach als Zwillinge aufgefaßt werden, gemeint sind. Für die letzte Annahme könnte vielleicht sprechen, daß der eine Stern drei, der andere nur zwei Kreise umschließt¹⁾.

Dieser Gruppe steht nun wieder das gleichfalls von mir schon früher mehrfach behandelte Felsenbild von Lökeberg in Bohuslän sehr nahe, das ebenfalls auf einem Schiffe einen Baum, und rechts und links neben diesem wiederum konzentrische Kreise aufweist. Etwas oberhalb der hinteren Hälfte des Schiffes befindet sich noch eine kleinere baumähnliche Figur, die vielleicht einen Laubbaum darstellen soll (Abb. 5). Mir erscheint es zweifellos, daß sich diese Darstellung inhaltlich mit



Abb. 5. Baum und Schiff in einem Felsenbilde von Lökeberg, Bohuslän. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 158, Abb. 162c.

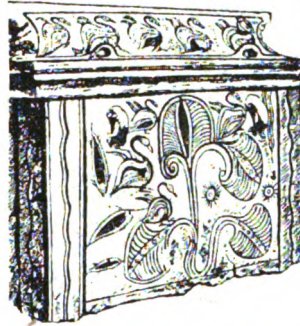


Abb. 6. Doppelgestirn mit baumartiger Wasserpflanze auf einem Sarkophag von Kreta.

der auf dem dänischen Messer deutet, und daß wir es bei beiden mit dem gleichen mythischen Motiv zu tun haben.

Als dritte Parallele endlich kommt eine Darstellung auf einem Sarkophag von Knossos in Betracht, auf dem wir wiederum das Zwillingsgestirn in Verbindung mit einem baumartigen Gebilde sehen, das durch die beigefügten Fische und Schwäne als im oder am Meere befindlich gekennzeichnet wird (Abb. 6). Hier handelt es sich also offenbar um ein kosmisches Bild,

¹⁾ Die Verbindung des Weltenbaums (ein mythisches Bild des Himmels) mit Sonne und Mond, die oft als zwei Vögel versinnbildlicht werden, kehrt im Sagenkatalog aller indogermanischen Völker wieder. Andererseits ist der Baum in den indogermanischen Sagen vielfach auch mit dem Meere, oder als dessen Vertreter mit einem Schiffe verknüpft, und zwar ersteigt der Held entweder den Gipfel des Baums, um die auf ihm hängenden Früchte (Sterne) zu pflücken, wie in dem von mir „Indien, Orient und Europa“ S. 155 angeführten Märchen von Borneo, oder er rettet sich an den ins Meer herabhängenden Zweigen aus schwerer Seenot wie im indischen Sactivedamärchen, in einer isländischen Thorssage, in der Odysseusjage usw.

um den Himmelsozean, über den Sonne und Mond als Doppelgestirn dahingleiten, während die baumartige Pflanze den Weltenbaum, die heilige Eiche von Dodona, den Selgenbaum der Inder und die Weltesche der Edda vertritt.



Abb. 7. Rasiermessertlinge mit Baum und Schiff, vor dem Vordersteven ein Schwan.

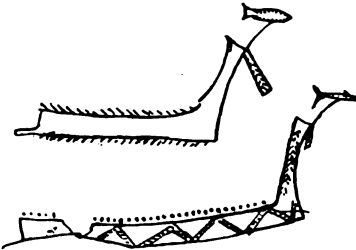


Abb. 8. Schiffsbilder mit Delfin auf Gefäßen von Syros. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 88, Abb. 111.

Bei der zweiten Komposition von Baum und Schiff fehlt das Sternenpaar. Dagegen sehen wir hier, was freilich Schuchardt ebenfalls unerwähnt läßt, vor dem Vordersteven einen Schwan, der offenbar das Schiff vorwärts ziehen soll (Abb. 7) und dadurch einigermaßen an einige Darstellungen auf Gefäßen von Syros erinnert, bei denen die Sonnenbarke, wie wir es auch aus dem griechischen Mythos kennen, von einem Delfin gezogen wird (Abb. 8). Die Bewegung der Sonnenbarke durch den Schwan bildet ja ein bekanntes nordisches mythisches Motiv und erscheint u. a. in der Sage von Lohengrin, dem Sonnenhelden, dessen Nachen von

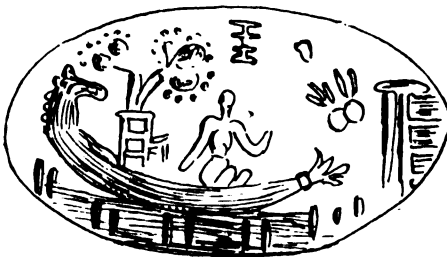


Abb. 9. Ring von Mochlos. Athen. Mitt. 1910. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 154, Abb. 160.



Abb. 10. Baum auf altarähnlichem Untersatz und Mond. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 154, Abb. 160b.

Schwänen gezogen wird. Wir haben es also bei dieser Darstellung ganz zweifellos mit einer Sonnenbarke zu tun, und da diese von einem Sonnenvogel, dem Schwan, gezogen wird, ein weiteres Bewegungsmittel also über-

flüssig ist, so kann der Baum auf ihr unmöglich eine primitive Segelvorrichtung bedeuten, sondern auch er muß vielmehr einen viel tieferen Sinn haben.

Damit tritt aber wieder die Verwandtschaft mit der Darstellung auf der Ringplatte von Mochlos klar hervor (Abb. 9). Auch hier sehen wir in einem Boote einen Baum, neben dem, den Rücken ihm zuwendend, eine weibliche Figur sitzt. Der Baum steht auf einem altarähnlichen Untersatz, wie wir ihn im ägäischen Kulturkreise des öfteren bei Darstellungen finden, die sich zweifellos auf die Mondgöttheit beziehen (Abb. 10). v. Lichtenberg erzieht in der Frauenfigur von Mochlos eine Verehrerin des Baumes, doch hat schon Hörnæs gegen diese Auffassung eingewendet, daß dann die Gestalt dem Baum nicht den Rücken zuwenden könne. Die Figur muß also eine Göttin selbst darstellen, und zwar kann als solche nur die Mondgöttheit in Betracht kommen, die man sich immer als weiblich gedacht hat und die überall in enger Beziehung zum Schiffe steht. Der Baum muß also ein Attribut der Gottheit bilden, und zwar soll er sie ohne Zweifel als Fruchtbarkeitsgöttheit kennzeichnen, als welche ja die Mondgöttheit ganz allgemein galt.

Als ein solches Fruchtbarkeitsymbol — wenn nicht etwa als Weltenbaum, d. h. als Sinnbild des Himmels — haben wir daher auch den Schiffs-

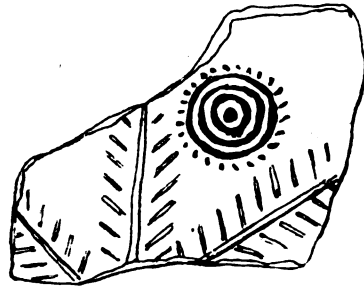


Abb. 11. Baum mit Sonnenfigur auf einem Gefäßscherben von Hisarlik-Troja. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 158, Abb. 162d.

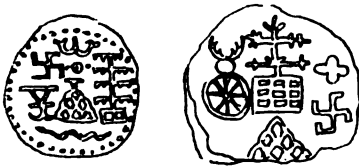


Abb. 12. Altindische Darstellung: Baum mit Altar, Kreuz, Hakenkreuz u. Sonnenrad. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 156, Abb. 161c d.



Abb. 13. Zeichnung auf einem Tonzylinder von Susa (Antilope, Bogen, Mann, Sonnenrad, Baum). Mém. de la Délég. en Perse T. VIII, S. 24, Fig. 55.

baum auf den nordischen Rasiermesserlingen aufzufassen. Nur bezieht sich hier dieses Symbol nicht auf die Mond-, sondern die Sonnengöttheit, die im Frühjahr die erstarrte Natur aus ihrem Totenschlummer zu neuem Leben erweckt und von neuem befruchtet. Diese Verbindung des Baumes mit der Sonnengöttheit oder Symbolen von ihr findet sich ja auch sonst nicht allzu selten. So u. a. auf einem Scherben von Troja (Abb. 11), auf altindischen Münzen (Abb. 12) und weiter auf einem Tonzylinder von Susa (Abb. 13), der noch insofern bemerkenswert ist, als hier das gleiche Motiv behandelt wird,

wie auf dem oben erörterten Siegelbruchstück von Knossos und dem Rasiermesser von Borgdorf. Die durch den Lebensbaum als Lebensspenderin gekennzeichnete, durch ein Sonnenrad dargestellte Sonne wird von einer Antilope, der gewöhnlichen Repräsentantin der Mondgöttheit¹⁾ im indo-iranischen Formen- und Mythentriebe, angegriffen, und der Sonnenheld tritt ihr mit dem Bogen entgegen. Mit anderen Worten, wir haben hier gleichfalls einen Sonnenfinsternismythos vor uns, und zwar die auch bei vielen



Abb. 14. Zylinder aus dem Schatz von Curium, Cyprien: die durch den Sonnenhirsch versinnbildlichte und vom Sonnenadler gefolgte Sonne naht sich der hirschstaltigen Mondgöttheit, die als Beherrscherin der Unterwelt von den typischen Unterweltstieren, der Schlange und den Hunden, begleitet wird. (Mann.-Bibl. Nr. 10, S. 116, Abb. 133g.)

nichtindogermanischen Völkern öfter wiederkehrende Vorstellung, daß sich bei den Sonnen- und Mondfinsternissen die beiden Himmelskörper gegenseitig verdecken. Als Grund ihres Zusammentreffens wird im Mythos der Naturvölker entweder Liebe (Umarmung, Begattung) oder Haß (Kampf) angegeben. Die erste Vorstellung liegt beispielsweise der Sage vom kerynthischen Hirsch (Abb. 14) und dem Mythos von Aktäon zugrunde, der seine Schwester

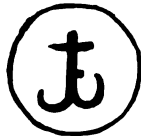


Abb. 15. Bodenstempel eines frühdeutschen Gefäßes von Göllschau (Schlesien). (Näbe, Die Bodenstempel usw. Mannus X, S. 82.)



Abb. 16. Anterdarstellung auf einem geschnittenen Stein der frühchristlichen Zeit. Nach Montelius, Mann. VII, 296, Abb. 32.

Semele, um sie zu heiraten, verfolgt, aber von Artemis in einen Hirsch mit goldenen (!Anspielung auf die Sonne) Hörnern verwandelt wird. Das Haß- oder Kampfmotiv, dem wir u. a. in mehreren litauischen und böhmischen Märchen begegnen, ist offenbar in unserer Zeichnung von Susa dargestellt²⁾.

¹⁾ Auf einer Antilope reitend wird gewöhnlich Soma, die indische Mondgöttheit, dargestellt. Vgl. Wilke, Mannusbibl. 10, S. 132, Abb. 145.

²⁾ Vgl. hierzu Wilke, Sonnen- und Mondfinsternisse im Glauben und in der darstellenden Kunst der indogermanischen Vorzeit; das Weltall, 19. Jg. 23./24. Heft.

Im Anschluß hieran möchte ich noch ganz kurz eines anderen Kultsymbols gedenken, das zwar auf den ersten Blick gleichfalls zum Schiff in näherer Beziehung zu stehen scheint, in Wirklichkeit aber damit nichts zu tun hat. Es ist dies der Anker, der in der vorchristlichen Symbolik schon ziemlich früh auftritt und dann, wie so vieles andere, vom Christentum übernommen worden ist (Abb. 15 und 16). Den Ursprung dieses Symbols zeigt uns sehr deutlich eine Darstellung auf einer schwarzfigurigen Vase im Antiquarium in Berlin (Abb. 17). Die Form des christlichen Ankers tritt hier schon ziemlich deutlich hervor und insbesondere erscheint die Verbindung des Ankers mit dem Kreuze, wie sie sich gerade in der christlichen Symbolik wiederfindet, sehr bemerkenswert. Da aber hier die Arme nicht einen einfachen Bogen bilden, sondern leicht S-förmig geschweift sind, so haben wir es bei dieser Figur offenbar nicht mit einem Anker, sondern mit Hörnern zu tun. Die Komposition bildet also einen Abkömmling der alten ägäischen Verbindung des Hörnerpaares mit der Doppelgatt (Abb. 18), wobei die Hörner zu Ankerarmen, die Doppelgatt zum einfachen horizontalen Kreuzarm

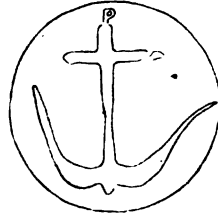


Abb. 17. Griechischer Rundschilde von einer schwarzfigurigen Schale (VI. Jahrh. v. Chr.) im Antiquarium, Berlin¹⁾.

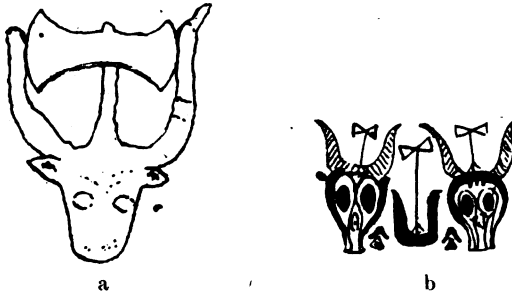


Abb. 18. a) Stierkopf aus Goldblech von Mytenä. b) Stierköpfe und Mondbild mit Doppelbeil auf einem Gefäßfragment von Cypern. Mannus-Bibl. Nr. 10, S. 127, Abb. 139 b u. c.

geworden sind und der ursprüngliche Stierkopf nur noch als kurzer Vorsprung am unteren Ende des Ankers erhalten ist.

In ähnlicher Weise dürften auch die zahlreichen altindischen ankerförmigen Figuren entstanden sein, bei denen aber im Gegensatz zu den christlichen und altgriechischen Ankerdarstellungen das Kreuz fehlt (Abb. 19). Ihre Vorstufe bilden die gleichfalls nicht selten vorkommenden Doppelhörner

¹⁾ Die Zeichnung verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Lehrer Moskau in Leipzig-Stünz, der zahlreiche antike Ankerfiguren gesammelt hat.

mit einfachem Beilträger statt des Doppelbeiles, wie wir sie auch aus dem westmittelländischen Formenkreise kennen Abb. 20. Die älteste mir bekannte Verbindung des Hörnerpaares mit der Doppelagrt befindet sich auf einer skulptierten Platte vom Mané-er-Hroek bei Lotmariafer in der Bretagne.

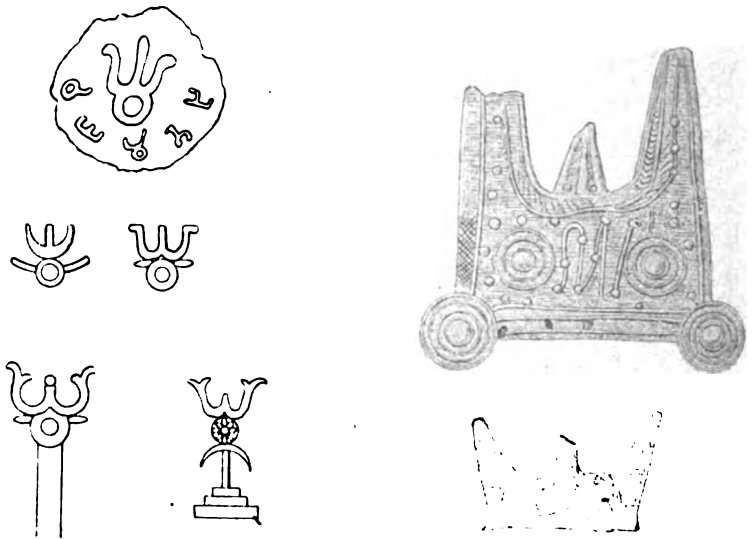


Abb. 19. Altindische Darstellungen.

Abb. 20a u. b. a) Bleiplatte aus Pina bei Montuire. b) Konsekrationshorn von Kreta. Mann.-Bibl. Nr. 10, S. 128, Abb. 141 a u. b.

Dort sind also die eigentlichen Wurzeln des Anfermotivs zu suchen, dessen Entstehung und ursprüngliche Bedeutung mit der fortschreitenden Entartung des ihm zugrunde liegenden Stierhorn=Doppelagrtsymbols begreiflicher Weise schon frühzeitig in Vergessenheit geriet.

Das Harz in der vorgeschichtlichen Zeit und seine Verwendungsweise.

Don R. Stimming, Großwusterwitz.

Mit 21 Textabbildungen.

In dieser Abhandlung möchte ich eines Gegenstandes gedenken, der uns als kennzeichnende Beigabe fast in jeder Urne aus der Völkerwanderungszeit begegnet, nämlich des Räucherharzes. Dieses Harz besteht aus unregelmäßig geformten, verschieden großen, knollenartigen Stücken eines harzigen Stoffes von gelblichbrauner oder schwarzer, undurchsichtiger Farbe, von sehr geringem spezifischem Gewicht. Es verbreitet beim Anbrennen einen nicht unangenehmen Geruch und verbrennt mit ruhender, rötlicher Flamme; es besteht aus 2 Teilen Birkenharz und einem Teile Wachs. Lisch behauptete bereits, daß das Harz schon zur Steinzeit bekannt gewesen sei und sich bis zum Anfang unserer Zeitrechnung erhalten habe. Ob diesem Forscher Kunde von Harz aus der Steinzeit bekannt waren, weiß ich nicht, daher will ich versuchen, nach Fundstücken aus meiner väterlichen Sammlung und Aufzeichnungen aus meiner dreißigjährigen Sammlertätigkeit das Auftreten des Harzes von der Steinzeit an zu schildern.

In der Steinzeit sehen wir es bei sechs bearbeiteten, vertieften Knochenstücken, welche im blauen Wiesenton in einer Tiefe von 6—10 m gefunden worden sind, auftreten. Am Schaftende der 28,5 cm langen Knochen-
speerspiße aus Döberitz (Kr. Westhavelland) Nr. 1 befinden sich eine Anzahl von kleinen schwarzen Harzstücken neben fünf wagerechten Schnürstrichen von Harzresten. Ebenfalls eine Anzahl von Schnürstrichen weist die 24,6 cm lange Speerspiße aus Milow (Kr. Jerichow II) Nr. 3 auf, dieselben sind durch die Befestigungsart mittelst einer Schnur oder Bastes am hölzernen Stiel hervorgerufen worden; ähnliche Harzspuren finden sich an den beiden Speerspißen Nr. 2 und 4, von denen die 28 cm lange von Götz (Kr. Zauch-Belzig) und die 25 cm lange von Marquede (Kr. Jerichow II) stammt. Die 14 cm lange Speerspiße vom Großwusterwitzer See (Kr. Jerichow II)

Nr. 5, aus dem Ellenknochen eines größeren Säugetieres gefertigt, besitzt an der einen Kante drei deutliche Schnürstreifen, während die Seitenflächen mehr oder minder ausgeprägte Schnürstriche aufweisen. Das Schaftende des mit einem Widerhaken an der einen Seite versehenen 9,2 cm langen Knochenpfeils aus dem Prißerber See (Kr. Westhavelland) Nr. 6 weist einige schwarze Harzstückchen auf. Wahrscheinlich wird das Harz auch zur Befestigung des Steinbeils in der Hirschhornfassung gedient haben, jedoch

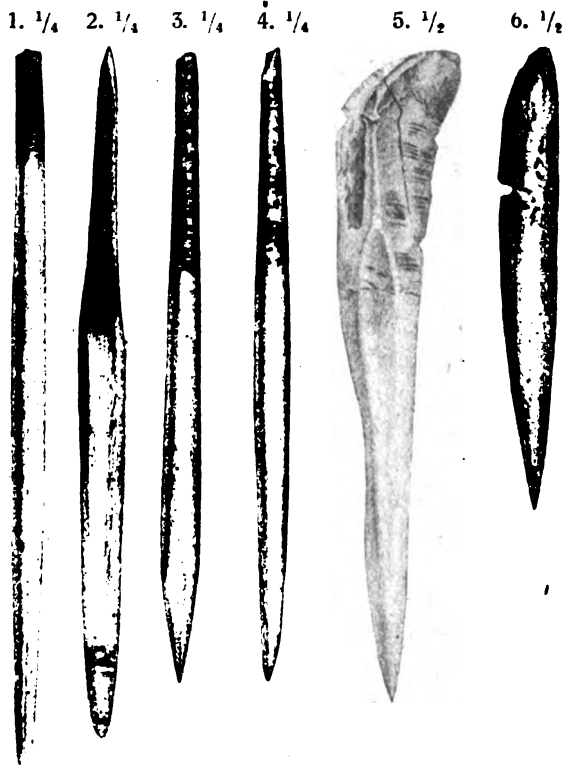


Abb. 1—6.

1. Döberitz (Kr. Jerichow II.) 1899. 2. Göß (Kr. Zauch-Belzig.) 1908. 3. Milow (Kr. Jerichow II.) 1912. 4. Marquede (Kr. Jerichow II.) 1908. 5. Großwusterwitzer See (Kr. Jerichow II.) 1904. 6. Prißerber See (Kr. Westhavelland.) 1901.

habe ich kein Beweisstück zur Hand, dieselbe Verwendung wird es auch bei den Flintenharpunen zur Befestigung der Feuersteinsplitter in der Knochenrinne gehabt haben.

In der Bronzezeit tritt es nur vereinzelt auf in dem Steingrave von Mözow (Kr. Westhavelland) Nr. 8 zusammen mit einer einhenfligen größeren und kleineren Kanne und einem zweihenfligen Gefäß mit rundem Bauche und zylindrischem Halse neben einem 11 cm langen, geschweiften

Bronzemesser (8a), dessen Rücken verziert ist, und einem 6 cm langen, mit senkrechten und wagrechten Streifen versehenen Bronzeblechstück (8b).

Das hellbraune Harzstück 8c mißt 3,3 resp. 4,5 cm und besitzt eine Stärke von 1,5 cm. Das Gewicht beträgt 9 g; es hat den Anschein, als wenn das flüssige Harz in einem kleineren Gefäß erkaltet sei, also gleichsam den Abguß des inneren Gefäßbodens darstellt. Das Steingrab lag 35 cm unter der Erdoberfläche und hörte bei 120 cm Tiefe auf.

In dem Steingrabe Nr. 9 aus demselben Zeitabschnitte von dem Gräberfelde Kirchmöser (Kr. Jerichow II) herrührend fand sich neben vier kleineren Gefäßen, welche in vier verschiedenen Abteilungen der Steinpackung beigelegt waren, in dem schraffiert dargestellten Knochenlager ein 6,3 cm langer Bronzefriemen (9a), an dessen Schaftende noch Holzteile erkennbar sind; als Befestigungsmaterial zwischen Holz und Pfriemen diente wiederum das Harz, welches in kleinen Stüchchen erhalten ist. Außerdem enthielten die Knochen ein kleines defektes Bronzemesser (9c) und eine schmale 5,8 cm lange Pinzette aus demselben Metall (9b). Die oberste Steinschicht begann 50 cm unter der Oberfläche, die unterste erreichte eine Tiefe von 150 cm.

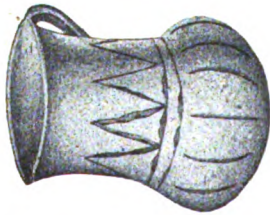
Auf dem Hasselberge in Buchow (Kr. Westhavelland), welcher das bekannte sehr umfangreiche Gräberfeld aus der Völkerwanderungszeit beherbergt, fand sich neben einer zerbrochenen, weitbauchigen, der Bronzezeit angehörigen Urne mit nach außen umgebogenen Rande eine kleine einhenkliche Kanne Nr. 7, deren Bauchteil mit senkrechten Streifen versehen ist, während der durch zwei Horizontallinien begrenzte Hals ein Band von aufrecht stehenden Dreiecken trägt. Die Verzierungen sind tief eingeritzt und zum Teil mit Harz ausgeschmiert.

Auf dem ausgedehnten Gräberfelde von Radewege (Mühlenberg) fanden sich nur einmal in einer Urne zwei bohnen große Harzstückchen, ebenso fand sich in Demsin (Kr. Jerichow II) nur einmal ein winziges Stückchen Harz zusammen mit einem kleinen Ringe von Bronze und einem gleichgeformten von Eisen. Dies Gräberfeld gehört der Übergangsperiode von der Bronze zur Eisenzeit an.

In der frühen Eisenzeit tritt das Harz schon häufiger zutage, es findet sich vereinzelt je einmal in Rieß (Holzberg, Kr. Zauch-Belzig) und in Schermen b. Burg (Kr. Jerichow I); das Harzstück mißt 4,5 cm in der Breite, 5,3 cm in der Länge, 2,0 cm in der Stärke, sein Gewicht beträgt 22 g, es ist das schwerste bisher gefundene Stück.

Das Glieneder Gräberfeld (Kr. Jerichow I) weist zweimal ein haselnußgroßes Stückchen auf, außerdem fand ich daselbst im Jahre 1911 eine 30,5 cm hohe, mit zwei hufeisenförmigen Ansätzen versehene Urne Nr. 11, deren Seitenwände mit neun- bzw. vierzehnfachen, senkrecht geschlängelten Wellenlinien (Kammstrichverzierung) verziert sind. Verschlossen war dieses Gefäß mit einer einhenklichen Deckelschale Nr. 11a; bevor dieselbe zur Bei-

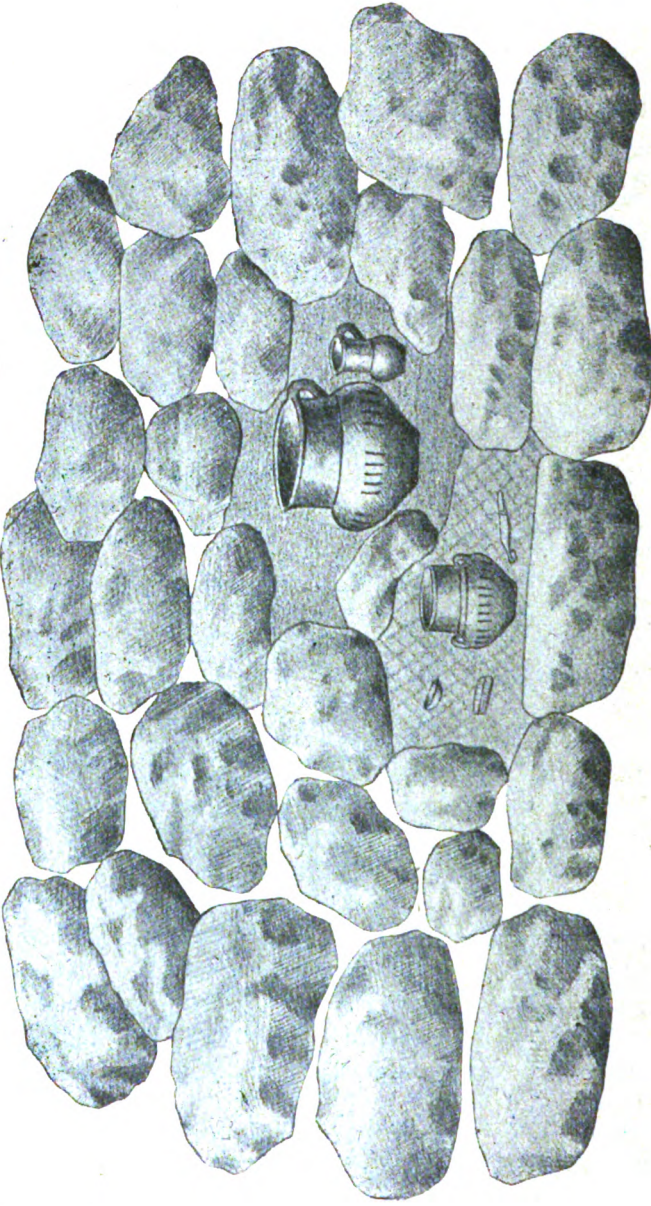
7. $\frac{1}{2}$.



8 a. Br.



8. $\frac{1}{10}$



8 b. Br.



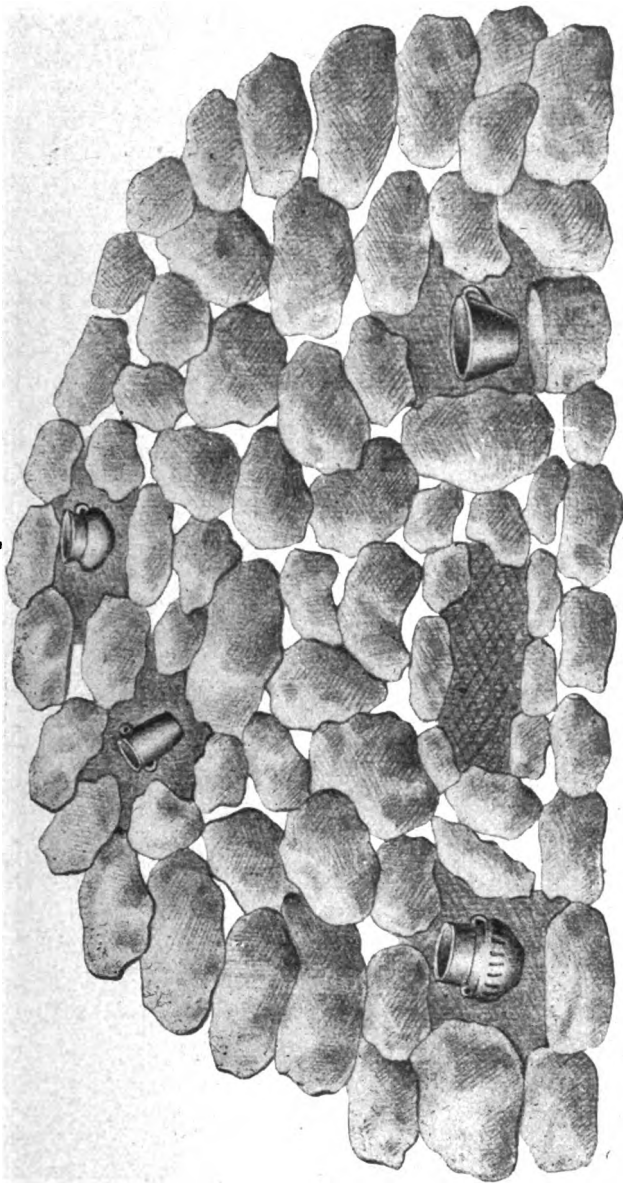
8 a. h.



Abb. 7—8 a.

7. Бузов (Салгелбе:г. Кр. Вейтхаусланд) Бронзzeit 1892. 8. Пухов (Кр. Вейтхаусланд.) Бронзzeit 1885.

9. $\frac{1}{50}$



9a. Br. m. h.



9b. Br.



9c. Br.



Abb. 9—9c

9. Kirchmöser, Weinberg (Kr. Jerichow II.) Bronzezeit 1896.

setzung verwandt worden ist, war eine größere dem Henkel gegenüberliegende Randstelle in fünf Stücke ausgebrochen. Diese fünf Stücke sind mittelst schwarzen Harzes wieder an ihrem ursprünglichem Platze eingefittet worden.

Eine ähnliche Verwendung des Harzes fand sich in Gollwitz (Kr. Jerichow II), wo eine 16 cm hohe weitbauchige Urne (Nr. 10) mit verjüngtem Halsteil und etwas nach außen gebogenem Rande an einer Stelle am Übergang des unteren Bauchteils zum Boden abgeschelbert war; die entstandene Lücke ist mit Harzmasse ausgeschmiert und ergänzt worden. Verschlössen war dies Gefäß mit dem abgeschlagenen Bodenteil eines größeren Gefäßes. Aus der Wiederinstandsetzung kann man einen Schluß auf die Kostbarkeit der damaligen Tonwaren ziehen.

In der älteren römischen Kaiserzeit tritt das Harz in fünf Gefäßen von Kl. Kreuz (Krusenberg) (Kr. Westhavelland) zutage, in der jüngeren Kaiserzeit in zwei Urnen von Buzow (Mosesberg) und häufiger in den beiden großen Begräbnisplätzen von Sohnde Gallberg III und Höhenferchesar. Alle drei im Kreise Westhavelland gelegen. Erwähnenswert sind ein größeres Stück Harz von Sohnde (Doß und Stimming V, 13, 39c), das einen Wiegestempel besitzt, und (wegen seiner Größe) ein hellbraun gefärbtes Stück aus Höhenferchesar (3,4 cm breit, 6 cm lang, 1,4 cm stark; Gewicht 12 g). Bei einigen Sibern aus Silber von Höhenferchesar mit emailierter Bügelplatte hat Harz zur Befestigung gedient.

In der Völkerwanderungszeit gehört das Harz zu dem Inhalt beinahe eines jeden Gefäßes, es ist als ständige Beigabe anzusehen, also ein Kennzeichen für diesen Zeitabschnitt. Die Verfertiger dieser meistens flachen Gefäße sollen Langobarden gewesen sein, welche an einzelnen Plätzen z. B. Buzow (Hasselberg) an dem Ufer des fischreichen Beek-Sees lange Zeit und zahlreich ansässig gewesen sein müssen, denn aus diesem Berge sind über 3000 gut erhaltene Gefäße zutage gefördert, teils durch Grabungen, teils durch die Kiesverwertung und die damit verbundenen Abräumungsarbeiten, ungerechnet die beschädigten und unbrauchbaren Gefäße.

Zu dieser Epoche gehören die Gräberfelder von Deek, Riek (Bustüden), neustädtische Brandenburger Forst am Gestade des Breitlingssees, Garlik, Schermen b. Burg. Beachtenswert ist ein mittelgroßes Harzstück vom Buzower Hasselberg, das deutliche Abdrücke eines Gewebes erkennen läßt (14a und b), ein Vorgang, den die Beiseher dieses Gefäßes nicht geahnt haben mögen. Die auf dem noch nicht erkalteten Harz zurückgebliebenen Gewebsspuren lassen uns einen Schluß auf die Webetechnik dieser Zeit ziehen.

Von demselben Fundplatze stammen zwei Urnen, zunächst die flache 10,5 cm hohe (Nr. 12) mit stark vorspringendem Bauche, die Schulter ist mit zwei wagrechten Furchen versehen und am Halsteil durch eine schräg geriefte Leiste abgegrenzt. Eine zehnpfenmigstückgroße Stelle der Gefäß-

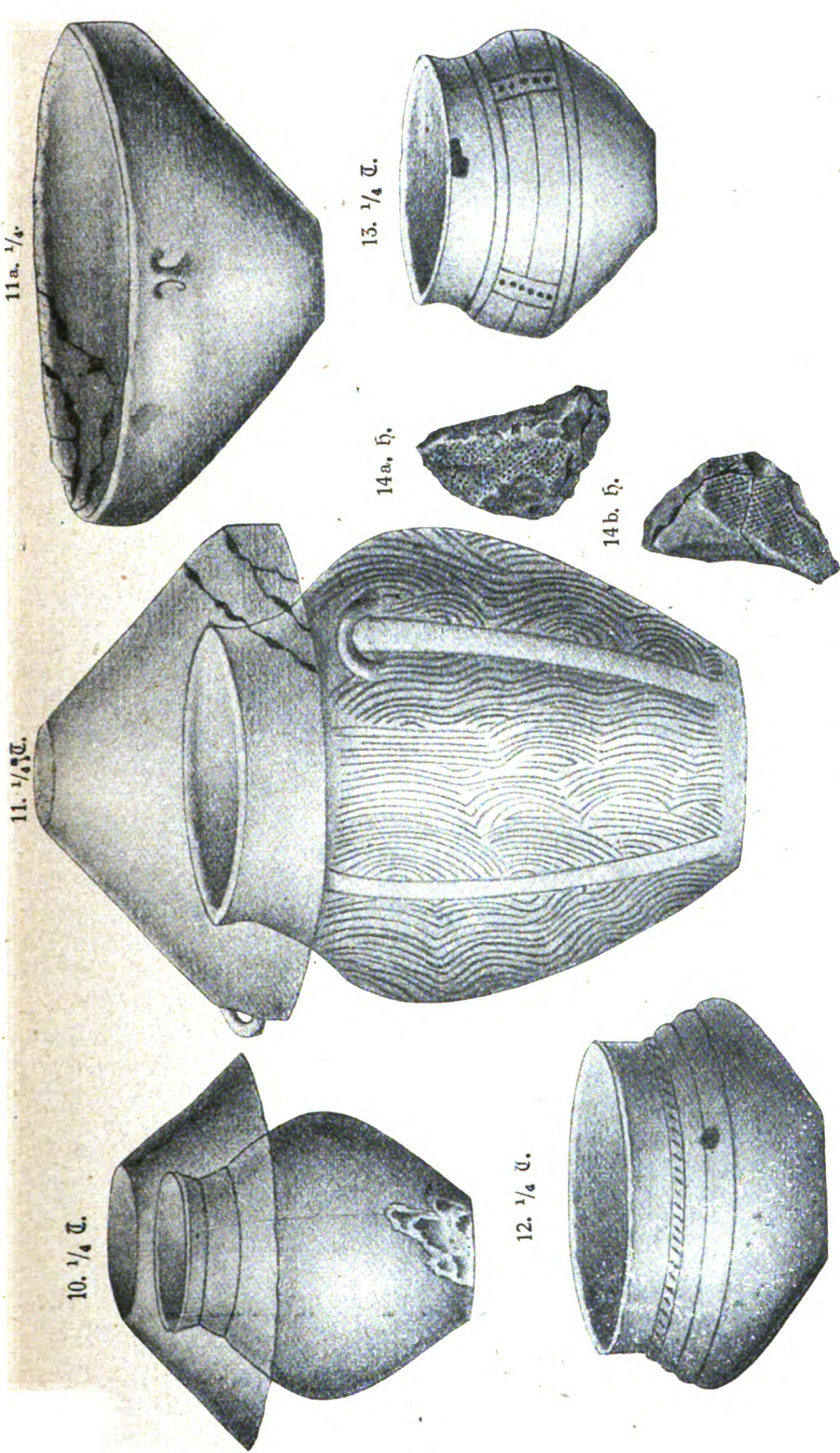


Abb. 10—14 b.

10. Gollwitz (Kr. Jerichow II.) Eisenzeit 1898 11. Glieneke (Kr. Jerichow I.) Eisenzeit 1911. 12. u. 13. Busow, Hasselberg (Kr. Weithavelland.) Döfiter-
 wanoernngszeit 1905. 1906.

außenwand an der oberen Furche ist ausgesprungen gewesen, dieser Substanzverlust ist durch Harz wieder ersetzt worden. An der zweiten 11 cm hohen Urne (Nr. 13), deren oberer Bauteil kantig abgestumpft und mit drei, von senkrechten Strichen eingefassten Punktreihen verziert ist, ist ein 1½ cm langer Randdefekt durch ein Stück Harz wieder ausgebessert worden.

Aus der Wendenzeit ist mir das Vorkommen von Harz unbekannt, obgleich ich eine ganze Anzahl von Siedlungen, Wohngruben und Gräbern dieses Zeitabschnitts sorgfältig durchforscht habe (siehe Mannus VII, S. 127); Hartmann sieht die Verwendung des Harzes als einen slawischen Gebrauch an.

Überblicken wir noch einmal sämtliche Funde, so wird das Harz als Befestigungsmittel bei den Lanzen- und Speerspitzen (1—6) in der Steinzeit, bei dem Pfriemen 9a in der Bronzezeit und bei den Silberfibeln mit Glasemail in der Kaiserzeit verwendet. Als Verzierungsmittel, um das Ornament kräftiger hervortreten zu lassen, in der Bronzezeit (7), als Klebemittel, einer Vorstufe unseres heutigen Tischlerleims, in der Eisenzeit (11a) zum Kitten zerbrochener Gefäße, als Ersatzmittel für Abbrüche an Gefäßen in der Eisen- und Völkerwanderungszeit (10, 12, 13).

Als Beigabe findet es sich zweimal in der Bronzezeit, vereinzelt (fünfmal) in der frühen Eisenzeit, häufiger erscheint es in der römischen Kaiserzeit und als Regel in der Völkerwanderungsperiode, beinahe in jedem Gefäße.

Ob dieses Harz als Produkt des Scheiterhaufens anzusehen ist, oder ob das zum Verbrennen des Toten verwandte Holz mit Harz getränkt wurde oder ob schließlich der Leichnam nach der Sitte der Ägypter vor der Verbrennung einbalsamiert wurde und das Harz als Überbleibsel dieser Bestattungsweise aufzufassen ist, darüber fehlt jeder Anhaltspunkt¹⁾.

¹⁾ In Schweden hat man das auch dort häufig auftretende Urnenharz bekanntlich als Rückstand vergangener Holzfästelchen oder Bastfästelchen, die damit gedichtet waren, nachweisen können.

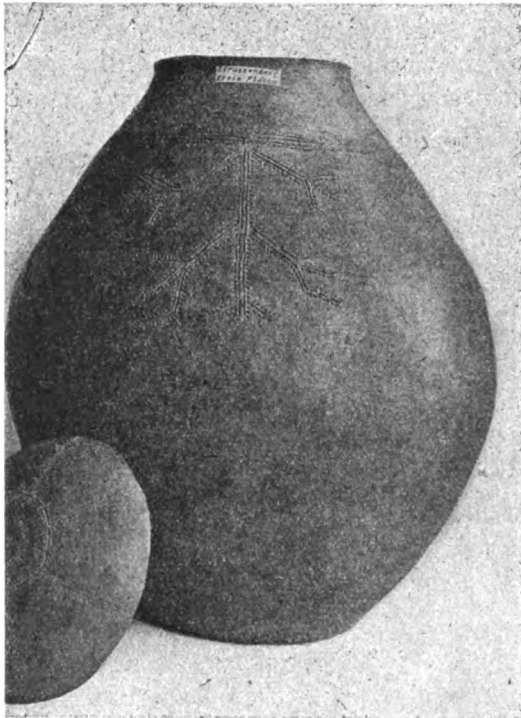
Noch eine Krötenurne.

Don Gustaf Kossinna.

Mit 1 Textabbildung.

Die Kröte hat in der Vorgeschichte Europas und besonders auch Mitteleuropas zu allen Zeiten in der religiösen Vorstellungswelt eine Rolle gespielt¹⁾. Bereits in der noch vorindogermanischen Kultur der Ancycluszeit des Ostseegebiets kennen wir eine Knochenharpune, die das eingeritzte Bild einer Kröte trägt²⁾. Daß während der spätneolithischen Zeit Krötendarstellungen in naturalistischer, wie in stark stilisierter Art an den Tongefäßen der südindogermanischen Bandkeramik Süddeutschlands und Nordostreichs häufig auftreten, zuweilen auch innerhalb der nordindogermanischen Sticht Keramik Südwestdeutschlands erscheinen, haben Josef Kern und Verfasser gezeigt³⁾.

Nunmehr bin ich durch die Freundlichkeit des Herrn Studienrats Professor Herm.



¹⁾ Vgl. G. Wilke, Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa (Mannusbibliothek 10), S. 145 ff.

²⁾ Mannus I, Taf. IV, 1.

³⁾ Mannus IX, S. 55ff. nebst meinem Nachtrag.

¹/₄. Strußendorf Kr. Slatow, Westpreußen.

Günther, Vorsitzenden der Graudener Altertumsgesellschaft, in der Lage, auch aus der Eisenzeit ein Tongefäß mit Krötenbildern vorzuführen. Es handelt sich um eine Urne des Graudener Museums aus einem ostgermanischen Steinkistengrabe der frühen Eisenzeit, also aus der Kultur der Gesichturnen, von Straßendorf Kr. Flatow im südwestlichen Westpreußen. Von dieser Stelle ist vor Jahren eine größere Anzahl Steinkistenernen in die Graudener Sammlung gekommen, die ich durch den verstorbenen Herrn Schulrat Kapfahn in Graudenz s. J. im Bilde bereits kennen gelernt hatte; doch wären die damals mir übersandten Photographien nicht deutlich genug, um die Tierbilder erkennen zu lassen.

Die glänzend schwarze Urne von eiförmiger Gestalt, die 29,5 cm hoch ist, deren Boden und Mündung je 10 cm Durchmesser hat und deren größte Weite 25,5 cm beträgt, hat am Halse drei wagrechte umlaufende Furchen, über und unter ihnen je eine umlaufende Reihe kleiner Schrägstrichelchen. Von diesem Bande hängt an vier gleichmäßig verteilten Stellen je eine Kröte herab, die durch je zwei Furchen mit derselben Strichelchen-Umsäumung dargestellt ist. Wie meist bei den steinzeitlichen Darstellungen der Kröte fehlt auch hier der Kopf; Vorder- und Hinterbeine endigen in drei Zehen; der Schwanz ist am Ende zweigeteilt. Es sei noch erwähnt, daß der über den Mündungsrand der Urne ziemlich weit übergreifende Deckel, der zugleich mit einem Stöpsel in die Mündung eingreift, in derselben Art wie der Oberteil der Urnenwand verziert ist: dargestellt sind zwei konzentrische Kreise, von denen aus nach dem Deckelrande hin eine Anzahl Strahlen sich hinziehen.

Zur Geschichte des deutschen Hauses.

Von Dr. Walthar Schulz, Halle a. S.

Mit 9 Textabbildungen.

O. Lauffer: Das deutsche Haus in Dorf und Stadt. Ein Ausschnitt deutscher Altertumskunde. Sammlung: Wissenschaft und Bildung. Nr. 152, 1919. Verlag Quelle und Meyer in Leipzig. 126 S. — 16 Abb.

In dem Buche wird die Entwicklungsgeschichte des deutschen Hauses vom altertumkundlichen Standpunkt aus dargestellt. An die Untersuchung über die Herkunft der deutschen Bauernhausformen seien hier einige Bemerkungen geknüpft¹⁾. Vorwegschiden möchte ich, daß das streng wissenschaftlich und doch leicht verständlich geschriebene Buch dem Leser zu Bewußtsein bringt, daß bereits die vorgeschichtlichen Siedler des deutschen Bodens wohnliche Häuser besaßen, daß nicht schmutzige und dumpfe Erdgruben und enge Rundhütten als die üblichen Behausungen anzusehen sind. Die häufig übertrieben hoch eingeschätzten Einwirkungen der römischen Kultur auf das volkstümliche Wohnhaus werden auf das rechte Maß zurückgesetzt.

Lauffer kommt zu dem Ergebnis, daß wir in den Grundformen des niederdeutschen Hauses zugleich die ursprünglich germanische Hausform in Deutschland zu erkennen haben, während vieles dafür spricht, daß das oberdeutsche Haus als keltisches Erbe anzusehen ist. Dazu ist folgendes zu bemerken.

Nach den bisherigen Aufschlüssen der Bodenforschung sind die germanischen Häuser im Innern Deutschlands denen der benachbarten Kelten verwandt. Von der Bronzezeit ab finden wir als übliches Wohnhaus, aus dem sich das der geschichtlichen Zeit entwickelt hat, einen einräumigen viereckigen in verschiedener Holzkonstruktion zum Teil auch mit Lehmflechtwerk errichteten Bau, dessen Wände zuweilen nicht im rechten Winkel aufeinander stießen. Nicht immer war die Herdstelle in diesem Hause untergebracht. Man benutzte daneben noch besondere Grubenhütten als Winteraufenthalt, Werkstätten,

¹⁾ Ich werde mich dabei vielfach auf mein Buch: „Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit“. Mannusbibliothek Nr. 11, 1913 beziehen; abgefürt: Schulz.

Arbeitsräume, Kochhütten und Keller. Von dem Außern der Häuser geben die sorgfältiger geformten Hausurnen ein gutes Bild¹⁾, z. B. die Hausurne von Königsau, Kr. Aschersleben, die ein hochgiebeliges Rohr- oder Strohdach deutlich erkennen läßt (Schulz S. 43ff., S. 62ff, S. 75ff. Anhang 1).

Doch man kann auch einige Unterschiede in Haus — ebenso wie in Hof und Siedelung — zwischen Germanen und Kelten bereits nach den bisherigen Ausgrabungen feststellen. So finden sich im keltischen Gebiet zuweilen Trockenmauerungen in der vorrömischen Eisenzeit (Schulz S. 94, 95). Keltische Häuser zeigen mitunter einen kleinen Wand-Ausbau, zum Teil für die Feuerstelle (Schulz S. 96). Liegen bei dem in die Wand eingebauten Herd vielleicht die Anfänge eines Kamins vor, der heute gerade im westlichen Deutschland und im romanischen Hause üblich ist? Besonders im keltischen Gebiete finden sich die Kellergruben mit engerem Zugange (Schulz S. 98). Mehrräumigkeit des Wohnhauses ist bei den Germanen im östlichen Deutschland (Provinz

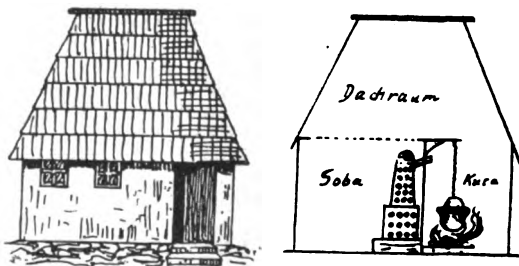


Abb. 1. Bosnisches Haus. Nach Meringer.

Brandenburg) nachgewiesen, und zwar eine Einteilung in Vorraum und Herdraum, die wahrscheinlich auf südosteuropäische Baueinflüsse zurückgeht (Schulz, Anhang 2). Die Wohnhäuser der Kelten hatten vor dem Eingange mitunter einen Vorbau (Schulz S. 97). Auch größere Häuser mit kleinen Nebenräumen finden sich in den keltischen Siedelungen (Schulz S. 95). Doch die Mehrräumigkeit des oberdeutschen Hauses, das in seiner einfachsten Gestalt Herdraum mit eingebauter Ofenstube enthält (Abb. 1), geht nicht auf die im Grundriß abweichenden keltischen mehrräumigen Häuser, wie Lauffer (S. 41) meint, zurück. Wohl könnte man mit Lauffer im Rauchabzug und Obergeschoß, das im Gotischen mit dem keltischen Lehnwort *kelikn* bezeichnet wird, keltische Einflüsse sehen. Das oberdeutsche Haus ist entstanden durch Einfügen der Stube in ein Wohnhaus, wie es das in Binnendeutschland bei Germanen und Kelten übliche Haus war.

¹⁾ Die germanischen Hausurnen gehören der spätesten Bronzezeit und dem Beginn der Eisenzeit an, sie reichen nicht bis in die Latènezeit wie ich in meinem Buche S. 60 angebe, ebenso Lauffer S. 28. Der Hausurnenfund von Luggendorf Kr. Ostpignitz, auf die sich diese Angabe stützt, ist nicht gesichert (vgl. Behn: Prähistorische Zeitschrift X, 1918, S. 78).

Die Untersuchung der Herkunft der Ofenstube klärt zugleich die Entstehung des oberdeutschen Hauses. Lauffer lehnt die übliche sprachliche Zusammenstellung von „Stube“ mit ahd. *stiuban*, „stieben, Wasserdampf erzeugen“ oder mit lat. *extufare* „mit Dampf heizen“ und die ursprüngliche Bedeutung der Stube als Dampfbaderaum ab. Er stellt „Stube“ zu altnord. *staup* „Becher“ und *staup* „Vertiefung im Wege“. Der Grundbegriff wäre „Höhlung mit steilen Wänden“, und die Stube wäre ursprünglich die Wohngrube. Die Erklärung ist bestechend, und die bergmännische Bezeichnung „Brunnenstube“ für ein Wasserfammelbecken gehört sicher hierher. Trotzdem möchte ich an

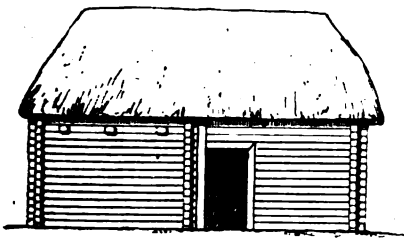


Abb. 2. Badehaus in Jassew bei Kobylnit.



Abb. 3. Inneres des Baderaumes. Jassew bei Kobylnit.

der Verbindung des Wortes Stube mit *stiuban* festhalten. Im litauisch-weißrussischen Grenzgebiete, in der Gegend des Narotschsees nordöstlich von Wilna, hatte ich Gelegenheit den Zusammenhang von Badestube und Wohnstube zu beobachten. Das Badehaus der dortigen Gegend ist ein zweiräumiger Holzbau; er enthält den Vorraum und den mit Decke versehenen Baderaum, in dessen Ecke neben dem Eingange der aus Steinen gewölbte Badeofen steht (Abb. 2, 3, 4). Das Dampfbad wird dadurch bereitet, daß man auf die erhitzten Ofensteine Wasser gießt. Das Wohnhaus in seiner einfachsten Gestalt mit Vorraum und überdeckten Wohnraume gleicht im Grundriß, in Konstruktion, wie

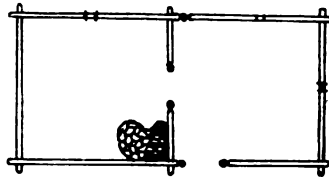


Abb. 4. Jassew bei Kobylnit. Grundriß zu Abb. 2.

z. B. in der Anfügung des Vorraums an den Hauptraum, in der Lage der Tür, in der Lage des Ofens vollkommen der Badestube. Die Maße sind etwas größer, an Stelle der kleinen Lichtöffnungen finden sich hier Fenster, an Stelle des altertümlichen Badeofens steht ein großer moderner Ofen (Abb. 5). Meistens ist indes der Vorraum zu einem Mittelflur geworden dadurch, daß man an seiner freien Seite einen Wirtschaftsraum angebaut hat. Daß ein Zusammenhang zwischen Wohnhaus und Badehaus hier besteht, dürfte nicht zu bezweifeln sein. Es könnte aber noch vermutet werden, daß das Badehaus ein Abbild des Wohnhauses ist.

Das Badehaus hatte früher auch auf germanischem Gebiete weitere Verbreitung. Heute finden wir es noch in Schweden (badstuga) und im südostdeutschen Volksgebiete, im kärntnerischen Alpenland und in Oberbayern (Badstube).

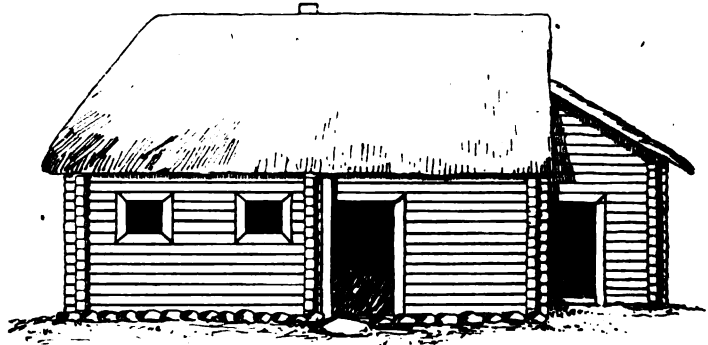


Abb. 5. Wohnhaus in Podriezy am Karotschsee.

Die Badestube Schwedens ist ein in Blockbau errichtetes Haus mit Hauptraum und Vorhalle die entweder offen und aus einem von Säulen getragenen Dachvorsprung gebildet ist, oder auch seitlich geschlossen ist (Abb. 6 und 7)¹⁾.



Abb. 6. „badstuga“ aus Schweden. Nach einer Photographie des Nordischen Museums in Stockholm.

Auch die Badestuben in Kärnten und in Oberbayern bestehen aus einem gemauerten Herdraum und der von Holzpfählern getragenen Vorhalle (Abb. 8 und 9)²⁾. Wir sehen also, daß die Zweiteilung des Badehauses, die wir auch

¹⁾ Nach Angaben des Nordischen Museums in Stockholm.

²⁾ Badestuben in Kärnten: Bünker, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 32, 1902, S. 254 ff. — Dazu Meringer: Das deutsche Haus und sein Haus-

änderwärts bei östlichen Völkern finden¹⁾, verbreitet ist. Ein Vorraum war nötig zum Ankleiden und Auskleiden. Wir kommen also für das Gebiet des Narotschsees zu dem Schlusse, daß für das Badehaus die Zweiteilung in Vorraum und Heizraum nicht dem Wohnhause entlehnt, sondern ursprünglich ist. Die Untersuchung über das litauische Haus von Bezzenberger ergibt, daß das älteste Haus *námas* hieß und ein Rauchhaus war; später kam als

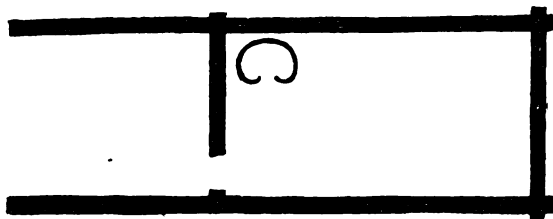


Abb. 7. „badstuga“ aus Schweden. Die Vorhalle öffnet sich nach drei Seiten. Nach einer Zeichnung des Nordischen Museums in Stockholm.

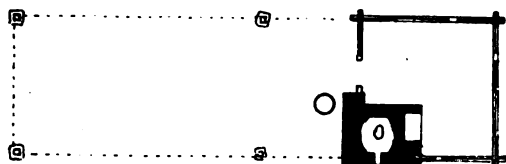


Abb. 8. Badestube aus Trafišch, Kärnten. Nach Bünfer.

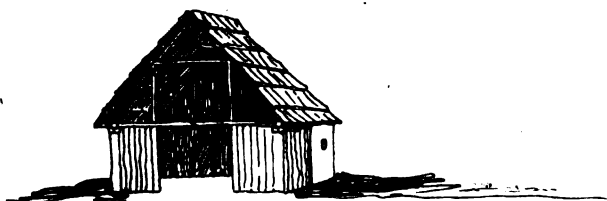


Abb. 9. Badestube aus Sresniš, Kärnten. Nach Bünfer.

zweites Wohnhaus hinzu *stubba*, das mehr im Winter bewohnt wurde²⁾. Die Wärme des Badehauses war offenbar der Grund dafür, daß es daneben als Wohnung benutzt wurde. Auch aus Kärnten wird berichtet, daß die Badestube in der Regel den größten Teil des Jahres bewohnt ist. Ein Bad

rat 1906, S. 63. — In Oberbayern: v. Schulenburg, in Zeitschrift für Ethnologie 21, 1889 S. (22).

¹⁾ Rhamm, Die altslavische Wohnung. 1910, S. 327, auch Abb. 43. A. O. Heitel, Die Gebäude der Ceremissen, Mordwinen, Esten und Finnen. Journal de la Société finno-ougrienne IV, 1888.

²⁾ A. Bezzenberger, Über das litauische Haus. Altpreußische Monatschrift. II. S. 23, 1886, S. 36, 61.

wird darin heute hier, sowie in Oberbayern und Schweden, nur noch ausnahmsweise genommen, vielfach wird in ihnen der Schlach gedörrt¹⁾. In der Narotscheegegend diente zur Kriegszeit notgedrungen das Badehaus als Wohnhaus der einheimischen Bevölkerung, wie ich in Jassow sah. Hier war der Badeofen als Kochofen umgebaut. Die vorgeschichtlichen Wohnhäuser enthielten, soweit sie überhaupt mit einer Feuerstelle ausgestattet waren, den offenen Herd. Im Badehause dürfte die Erfindung des überwölbten Feuer- raumes für das Dampfbad gemacht sein. Man merkte nun die Vorteile, die dieser Badeofen für den Zusammenhalt der Wärme hatte. So wurde im litauischen Gebiete das Badehaus als Wohnhaus übernommen. Die Gründe für die Übernahme der Stube in das Wohnhaus im oberdeutschen Hause sind dieselben, hier wurde die Stube mit dem Ofen in das Wohnhaus mit Herd hineingestellt²⁾ (Abb. 1). Aus dem überwölbten Steinofen entwickelte sich in Anschluß an die römische Topfwölbung der Kachelofen³⁾. Der Ursprung des oberdeutschen Hauses ist nun dort zu suchen, wo die Badestube heimisch war, das scheint aber gerade in den östlichen Teilen des Germanenlandes der Fall gewesen zu sein. Nach Lauffer (S. 33) besaßen die Westgoten, die damals in der unteren Donaugegend siedelten, um die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. das oberdeutsche Haus. hethjo wäre nach ihm die Stube, auhns der Stuben- ofen. Sicherheit gibt der Wortschatz des Ulfilas keineswegs, immerhin sei diese Möglichkeit zugegeben, die gleichfalls für die Entstehung des ober- deutschen Hauses mehr im östlichen Siedelungsgebiete der Germanen sprechen würde.

Niederdeutsches Haus und oberdeutsches Haus lassen sich auch in ihren Urformen nicht miteinander verbinden. Man hat das niederdeutsche Haus auf ein Dachhaus zurückgeführt, d. h. auf ein auf die Erde gestelltes Dach, und dabei an die in dieser Weise errichteten niederländischen Schafställe der Lüneburger Heide erinnert. Auch Lauffer führt (S. 61) diese Ansicht an, ohne sich mit ihr weiter auseinander zu setzen. Ich halte sie für richtig. Dann muß man aber auch dem Dachhause der vorgeschichtlichen Zeit, soweit es als Vorform des niederdeutschen Hauses in Betracht kommen kann, das Augen- merk zuwenden. Wohl gibt es außerdem noch überdeckte Grubenhütten und ähnliche Bauten, die aber in diesem Zusammenhang nicht so wichtig erscheinen, da sie nicht entwicklungsfähig waren, da sie nicht für die heutige volkstümliche Bauweise von Bedeutung waren, wenn sie sich auch hier und da noch als unter- geordnete Baulichkeiten erhalten haben, wozu z. B. die kegelförmigen Köhler- hütten und die ähnlich gestalteten schwedischen Kochhütten zu rechnen sind.

¹⁾ Angabe des Nordischen Mus. zu Stockholm. — Bünker, a. a. O. — v. Geramb, Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 38, 1908, S. 128. — v. Schulenburg, a. a. O.

²⁾ So auch Meringer, Das deutsche Haus. 1906, S. 26.

³⁾ Vgl. Lauffer S. 13.

Ich glaubte einige Hausgrundrisse als Dachhäuser rekonstruieren zu dürfen, die Beziehungen zum niederdeutschen Hause oder seiner Vorform zeigen; so Hausreste der ersten Jahrhunderte n. Chr. aus Skandinavien (Schulz S. 19), der letzten Jahrhunderte v. Chr. von Steinfeld, Kr. Zeven, Pr. Hannover (Schulz S. 42), der jüngeren Steinzeit von Klein-Meinsdorf, Kr. Plön, Pr. Schleswig-Holstein (Schulz S. 79ff.). Auch Schliz hat das Wohnhaus der Rössener Kultur, also wiederum einer nordischen Kultur, als Dachhaus rekonstruiert¹⁾. Es sei nun zugegeben, daß derartige Rekonstruktionen unsicher bleiben. Daß aber das Dachhaus wirklich in vorgeschichtlicher Zeit einmal eine hervorragende Bedeutung gehabt haben muß, das erweisen die Einbauten in Form eines Dachhauses in mehreren „Fürstengräbern“ der beginnenden Bronzezeit in Thüringen (Schulz S. 58, 81). Wenn im heutigen Volksglauben gerade das Dach des Hauses eine Rolle spielt — eine Tatsache, auf die Lauffer aufmerksam macht, da sie nach ihm in die Zeit der Dachhütte zurückreicht (S. 27) —, so spricht auch diese Vorstellung für die einstige Bedeutung des Dachhauses. Der nordische Kulturkreis, in dem das Dachhaus verbreitet war, hat aber zur Steinzeit auch bereits das Wandhaus mit Pfosten gekannt, dafür sprechen die Siedlungsfunde von Trebus, Kr. Lebus, Pr. Brandenburg²⁾ und von Noßwitz, Kr. Glogau, Pr. Schlesiens³⁾, beide in Verbindung mit Kulturhinterlassenschaften der norddeutschen Megalithkultur. Ob es von Bedeutung ist, daß wir uns bei beiden Siedelungen mehr an der Grenze der nordischen Kultur befinden, muß noch die Zukunft entscheiden.

Das niederdeutsche Haus hat ursprünglich nicht sein heutiges Gebiet innegehabt, sondern im Laufe des ersten Jahrtausends sich von dem Lande der Altsachsen aus in Norddeutschland verbreitet⁴⁾. Es haben sich aber im nordgermanischen Gebiete, auf Gotland, Öland und in Jäderen in Norwegen Hausstellen der ersten Jahrhunderte n. Chr. gefunden, die unverkennbar Verwandtschaft mit dem niederdeutschen Hause aufweisen (Schulz S. 6ff.). Auch hier finden wir große hallenartige einräumige Bauten, bei denen wir ein hohes Dach voraussetzen müssen, das bei einigen Gebäuden sicher durch 2 innere Pfostenreihen noch getragen wurde; auch hier liegt der Eingang durchweg an der Giebelseite. Allerdings ist das niederdeutsche Haus in der Hauptsache Wirtschaftsgebäude, an der Hinterwand liegt der Wohnteil mit Herd. Bei den nordischen Hallen ist eine derartige Hausteilung wohl nicht anzunehmen: in der Mitte des Raumes brannte das aus den nordischen Sagen bekannte „Langfeuer“. Daneben aber zeigt doch ein Haus von Jäderen an der Hinterwand eine Herdgrube; also im hinteren Hausteil hat sich wie beim niederdeutschen Hause das häusliche Leben abgespielt. Das niederdeutsche

¹⁾ In: Historischer Verein Heilbronn. Bericht aus den Jahren 1909/1912. 1912, S. 21.

²⁾ A. Kiehebusch, in Prähistorische Zeitschrift V, 1913, S. 340ff.

³⁾ Seger, in Schlesiens Vorzeit VII, 1916, S. 27ff.

⁴⁾ Pfeiler, Das altsächsische Bauernhaus, S. 133.

Haus scheint mir daher eine durch die Wirtschaftsverhältnisse bedingte Nebenform des altnordischen Hauses zu sein. Die gemeinsame Vorform ist wohl im Nordlande bei den Nordgermanen und in den angrenzenden Küstengebieten Norddeutschlands beheimatet gewesen. Wir befinden uns hier im Ursprungsgebiet der Germanen, in Ländern, in denen die germanische Kultur besonders rein und edel ausgeprägt ist. Im heutigen niederdeutschen Hause dürfen wir also eigenste germanische Bauentwicklung erblicken. Hier trifft sich das aus den Bodenfunden gewonnene Ergebnis mit der von Lauffer gezogenen Schlußfolgerung.

Sehr bedeutsam auch für die Vorgeschichtswissenschaft ist Lauffers Hinweis darauf, daß in geschichtlicher Zeit je nach Umständen Auswanderer ihre heimische Bauart mitnehmen oder die vorgefundene übernehmen. Das Haus wandert mit bei völkisch und zeitlich geschlossener Wanderung einer größeren Volkschar, bei Besiedelung von Ödland, oder wenn die heimische Bevölkerung sich in Kultur und Wirtschaft stark von den Neusiedlern unterscheidet, besonders wenn sie tiefer steht. So haben die deutschen Kolonisten des slawischen Ostens ihre heimische Bauweise dorthin ausgebreitet. Die alte Bauweise dagegen wird übernommen bei der Einwanderung eines Völkergemischs oder von geringen Volksteilen, bei einem allmählichen Einsiedern, schließlich bei Wanderungen in Kulturländer. Beispiele bietet die germanische Völkerwanderung. An einem Beispiele seien diese Sätze auf die vorgeschichtliche Zeit angewandt. Ich habe angenommen, daß das Vorhallenhaus, das in der Steinzeit im südöstlichen Europa, dann von der späteren Bronzezeit ab bis in Brandenburg nachzuweisen ist, sich zugleich mit der Kultur südosteuropäischer Völker ausgebreitet hat, deren nördlichster Zweig nach Kossinna nordillyrische Stämme in Ostdeutschland sind (Schulz, Anhang 2). Als nun die Germanen seit dem Ende der Bronzezeit ihre Kultur in das Illyriergebiet ausdehnten, behielten sie das Vorhallenhaus bei, denn es ist in der Siedelung der spätrömischen Zeit von Paulinenaue, Kr. Westhavelland, Pr. Brandenburg nachzuweisen. Der Grund hierfür dürfte sein, daß die Germanen, die an Kultur gleich hoch stehenden Illyrier nicht ganz verdrängten, sondern sie zum Teil überlagerten und schließlich auffogen.

Die Slawen aber übernahmen wieder im frühen Mittelalter von den Germanen diesen Haustypus (nach dem Funde von Hasenfelde, Kr. Lebus, Pr. Brandenburg). Wir wissen, daß zur Zeit der Slaweneinwanderung nur noch eine äußerst dünn gesäte germanische Bevölkerung in Ostdeutschland siedelte. Trotzdem muß sie kulturell von so hoher Bedeutung gewesen sein, daß sie den Slawen ihre Bauweise gab. Diese Anwendungen auf die vorgeschichtliche Zeit stützen sich nur auf wenige Funde, können daher nur als Vermutung gelten, es ist aber hiermit doch gezeigt, in welcher Weise die Ergebnisse von Lauffer auch für die Vorgeschichte in Zukunft verwertet werden können.

Sumerer und Indogermanen.

Von Dr. Heinrich Hein.

1. Über indogermanische Bestandteile in der sumerischen Sprache.

Die babylonische Kultur gilt bekanntlich als ein Erbteil der Sumerer, die schon vor dem dritten vorchristlichen Jahrtausend im Euphrat-Tigrislande ansässig waren.

Die Sprache der Sumerer, deren Kenntnis uns durch Werke babylonischer Sprachgelehrten in gewissem Maße vermittelt wird, galt bislang für alleinstehend, nachdem ein Versuch Hommels, Verwandtschaft mit den Turksprachen nachzuweisen, sich als unzulänglich erwiesen hat.

Dann und wann sind gewisse Anklänge an andere Sprachen aufgefallen, z. B. wenn Boissier die Vermutung ausspricht, daß die Bezeichnung „haruspex“ mit dem babylonischen Wort *har*, Leber, gebildet sei, das aus dem Sumerischen stammt, oder wenn man vermutete, das Wort *τέμενος*, heiliger Bezirk, und weiter *templum* seien vom sumerischen *temen* ‚Gründungsurkunde‘, ‚Grundstein‘ entlehnt worden.

Es zeigt sich aber — z. B. an Hand des sumerischen Glossars von Delitzsch — daß derartige Übereinstimmungen sumerischer Wörter mit Wörtern indogermanischer Sprachen überraschend häufig sind. Auch die Grammatik weist bemerkenswerte Zusammenhänge auf. Darauf hinzuweisen ist der Zweck dieser Ausführung. Die Ausarbeitung und endgültige Beurteilung dieser Zusammenhänge muß der Zukunft überlassen bleiben, da die philologische Bearbeitung des Sumerischen noch kaum über das Größte hinausgekommen ist.

Bei der Vergleichung des Wortschatzes mit dem indogermanischer Sprachen sind gewisse Lautabweichungen zu beachten. Die Laute des Sumerischen sind uns nur durch die Wiedergabe seitens der babylonisch-assyrischen Sprachgelehrten bekannt. Die sumerische Schrift bestand — wie wohl bekannt — aus Bildzeichen oder Ideogrammen, die ursprünglich je einen oder auch mehrere Begriffe bezeichneten. Bei Weiterentwicklung der Schrift wurde

es nötig, auch für die Formelemente der Sprache (Präfixe, Suffixe) Zeichen einzuführen. Dazu wurde ein Teil der Begriffsideogramme benutzt, die dann nur noch nach ihrem Lautwert verwendet wurden. Beide Arten von Zeichen übernahmen die Babylonier für ihre Sprache. Den Begriffsideogrammen legten sie ihre eigenen Laute unter, z. B. das Zeichen für König wurde im Sumerischen *lugal*, im Babylonischen *šarru* ausgesprochen, was beides ‚König‘ bedeutet. Die Zeichen für die Formelemente wurden als Silbenzeichen mit ihrem Lautwert übernommen, so daß die Silben *pa*, *ba*, *na* usw. im Sumerischen und im Babylonischen das gleiche Zeichen haben. Diese Silbenzeichen scheinen jedoch nicht immer völlig identische Laute im Sumerischen und Babylonischen zu bezeichnen. Wenn nun die Babylonier die Aussprache sumerischer Wörter in ihren Sprachwerken anzugeben versuchten, so benutzten sie dazu die Silbenzeichen. Da deren Lautwert nicht immer genau derselbe gewesen zu sein scheint, wie im Sumerischen, so ist die Aussprache des Sumerischen nicht ganz einwandfrei festzulegen. — Eine auffällige Eigentümlichkeit ist der vielfache Wechsel von Media und Tenuis. Es scheint so, als ob die Aussprache von *b*, *g*, *d* der von *p*, *k*, *t* nahe gestanden habe, ähnlich wie z. B. im ober-sächsischen Dialekt des Deutschen, oder daß zwischen verschiedenen Gegenden Dialektunterschiede bestanden hätten. Auch bei *z*, *s*, *š* finden sich ähnliche Unsicherheiten. Endlich scheinen die vier Vokale der Babylonier *a*, *e*, *i*, *u* bei weitem nicht auszureichen, um den wahrscheinlich größeren Vokalreichtum der Sumerer wiederzugeben.

All das sind den Sumeriologen seit langem geläufige Tatsachen, an die hier nur noch einmal erinnert werden muß. Bei der Vergleichen sumerischer Wörter mit solchen aus dem urindogermanischen Wortschatz ist also zu berücksichtigen, daß im Sumerischen zuweilen *b*, *g*, *d* an Stelle von arischem oder graeco-italischem *p*, *k*, *t* stehen dürfte und der Unterschied von *z* und *s* sich zuweilen vermischt (wie im Lateinischen).

Unter Berücksichtigung dieser Ausführungen mögen aus den zahlreichen Übereinstimmungen einige Proben folgen (die Akzente bezeichnen Unterschiede der Ideogramme, nicht der Laute!):

ab ‚Meer‘: skr. *ap* ‚Wasser‘ — altpreuß. *ape* ‚Fluß‘; lit. *upis* ‚Fluß‘, ‚Bach‘.

ag ‚machen‘, ‚künden‘,

äg ‚beordern‘, ‚Befehl‘ — zu beidem skr. *aj* ‚treiben‘, *ājā* ‚Befehl‘ — *άγω* ‚treiben‘, ‚führen‘. (Bemerkenswert ist, daß *äg* auch die Bedeutung ‚messen‘ besitzt: im Graeco-Italischen ist für *άγω*, *agere* die Bedeutung ‚wiegen‘ oder ‚wägen‘ charakteristisch. Ein anderes *äg* ‚lieben‘ erinnert an *άγαμαι*, *άγαπάω* ‚verehren‘, ‚lieben‘).

agar ‚Flur‘: — skr. *ajra* ‚Feld‘, ‚Acker‘ — *άγρος* — lat. *ager*.

(*adar* ‚Flur‘, vgl. lat. *ador* ‚Spelt‘).

arad ‚Sklave‘: — skr. *arati* ‚Gehilfe‘, ‚Diener‘ — *ερέτης* ‚Rudertnecht‘. *δρ-ηρέτης* ‚Diener‘, ‚Gehilfe‘.

erin ‚Zeder‘: — skr. arna ‚Leibbaum‘ — lat. ornus ‚Eiche‘. (ἐρινωός ‚wilder Feigenbaum‘?).

Wenn skr. vaj ‚stärken‘, ‚mehren‘ nebst ugra ‚mächtig‘, ‚furchtbar‘, ojas ‚Kraft‘, ‚Glanz‘ von der indogermanischen Forschung mit ὕμης ‚gesund‘, ἀύγη ‚Glanz‘, lat. augeo ‚mehren‘, lit. áugu ‚wachsen‘ usw. zusammengestellt wird, so berührt sich das mit sumerisch:

ug, ùg ‚Tag‘, ‚Licht‘, ‚Sonnengott‘; ‚Löwe‘, ferner mit

ùg, ug ‚mächtig‘ und auch wohl mit

ùg, ug ‚Getier‘, ‚Tier‘ (vgl. lit. áugu ‚wachsen‘, also „Gewächs“).

ubur ‚weibliche Brust‘: — skr. ūdhar ‚Euter‘ — οὐθαο ‚Euter‘ — lat. uber ‚weibliche Brust‘.

Die Annahme, daß sumerisch u im Sanskrit durch va vertreten wird, wird schon durch die Etymologien bei ug ‚Tag‘, ‚Licht‘ usw. nahe gelegt. Auf Grund dieser Annahme ergibt sich dann weiter:

ur ‚umschließen‘; ‚Verschluß‘; ‚Hürde‘: — skr. var ‚umschließen‘ — οὐρος ‚Wächter‘ — lat. vereor ‚sich wahren‘, ‚hüten‘, ‚scheuen‘ u. a. m.

ur ‚fremd‘, ‚feind‘ und ur ‚Scham‘, ‚Scheu‘ würden sich dem vorhergehenden durch lat. vereor ‚sich scheuen‘ anschließen. Ferner

ur ‚Mauer‘, ‚Verschluß‘, ‚Hürde‘ trotz des andern Ideogramms.

ur ‚ernten‘: — skr. vāra ‚haufen‘, ‚Menge‘, var ‚wählen‘.

ur ‚Bein‘; ‚Unterkörper‘; ‚Unterteil‘; ‚Wurzel‘: — ved. vāra ‚Schweif‘ — οὐρά ‚Schweif‘; ὄρος ‚Steig‘.

Nachdem die Gleichsetzung u = skr. va mehrere Bestimmungen ermöglicht hat, liegt es nahe ur ‚Mensch‘ mit skr. vira ‚Mann‘ — lat. vir zusammenzustellen.

Danach entspräche u auch skr. vi. Damit ergibt sich aber weiter:

uš ‚fließen‘; ‚fließen machen‘: — skr. vish ‚flüssig machen‘, ‚neßen‘ — ἰός (aus φύός) ‚Saft‘ — lat. virus (visos) ‚Saft‘.

uš ‚männliches Glied‘: — skr. vish ‚Extramente‘.

uš ‚Tod‘, ‚tot‘ — skr. visha ‚Gift‘ — ἰός (φύός) ‚Gift‘ — lat. virus (aus visos) ‚Gift‘.

uš ‚Blut‘ dürfte zu us ‚fließen‘ und weiterhin zu viscera (lat.) das ‚rohe (blutige) Fleisch‘ zu stellen sein. —

pel ‚beschmutzen‘: — skr. palvala ‚Leich‘, ‚Pfuhl‘ — πηλός ‚Schlamm‘ — lat. palus ‚Sumpf‘.

gan ‚gebären‘: — skr. jan ‚zeugen‘, ‚entstehen‘ — γίγνομαι — lat. gen in gigno ‚entstehen‘.

gam ‚gebären‘: — skr. jami ‚Geburt‘ u. ä. — γάμος ‚Hochzeit‘, γάμβρος ‚Schwiegersohn‘.

gēme ‚Weib‘, ‚Magd‘: — skr. jāmā ‚Schwiegertochter‘.

gi (auch ge?) ‚Land‘: — skr. gō — γή, γέα, γαλα ‚Erde‘.

gu (gud) ‚Stier‘, ‚Rind‘: — skr. gō, dass. — βὸς — bos — „Kuh“.
 gù ‚rufen‘, ‚schreien‘: — skr. gu ‚schreien‘ — γόος ‚Klage‘.
 gur ‚Dicke‘, ‚Größe‘: — skr. guru ‚schwer‘ — lat. gravis ‚schwer‘.
 gur ‚groß‘, ‚machtvoll‘ u. ä.: — skr. cūra ‚Starker‘, ‚held‘ — κῦρος;
 κῦριος ‚Macht‘; ‚mächtig‘.
 u. a. m.

Diese wenigen Beispiele, die sich ohne Voraussetzung irgendwelcher verwickelteren Entsprechungsgesetze ergeben, dürften zeigen, daß eine genauere Untersuchung des Sumerischen auf indogermanische Bestandteile erfolgversprechend erscheint. Die bisher ältesten indogermanischen Sprachreste sind in Briefen von Tell Amarna und in Keilschrifttexten von Boghaz-koï entdeckt worden. Hier fanden sich Namen arischen Charakters sowie die Götternamen Mithra, Indra, Varuna. Ebenso wie die Lehnwörter, die das Finnische aus dem Germanischen besitzt, auf eine germanische Vorzeit Licht werfen, aus der uns sonstige Denkmäler germanischer Sprache völlig fehlen, mag auch das Vorkommen indogermanischer Wurzeln im Sumerischen über die indogermanische Urzeit Licht verbreiten.

2. Einige Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten der sumerischen Grammatik mit Erscheinungen in Sprachen des indogermanischen Stammes mögen folgen:

Das Pronomen personale lautet:

má (mae, me)	‚ich‘. Dgl. s. ma — ε̄·με — lat. me — lit. ma.
za (za·e)	‚du‘ (s. tvam = tu + am) — σὺ.
ene	‚er‘, ‚sie‘, ‚es‘, s. ana ‚jener‘ — lit. an·s.
mēne	‚wir‘.
enenene	‚sie‘ (2. Pluralis fehlt).

Der Plural ist ersichtlich aus dem Singular gebildet.

Pronomen possessivum (wird suffigiert):

mu, má ‚mein‘, zu, za ‚dein‘ vgl. oben. Die 3. Person ni, na ‚sein‘, ‚ih‘ dürfte mit dem Demonstrativum nē ‚dieser‘, ‚diese‘, ‚dieses‘ zusammenhängen. na findet sich als Pronominalstamm der dritten Person zur Verstärkung anderer Pronomina in indogermanischen Sprachen. Bemerkenswert ist die Form der 2. Person mit z. Nur im Griechischen findet sich bekanntlich σ bei der 2. Person. Im übrigen kann nicht verkannt werden, daß 3. B. auch das Türkische Formen für die 1. Person mit m für die 2. mit s kennt. Spricht das Pronomen also auch nicht direkt für Zusammenhang mit der indogermanischen Sprachenfamilie, so doch wenigstens nicht dagegen.

Die Negationen sind nu, na, nam, bara, la. Davon ist na mit s. na ‚nicht‘ — νη — lat. ne ‚damit nicht‘, ne in nefas — lit. nè ‚nicht‘ zu vergleichen. nu steht bei Adjektiv und Verbum finitum. Es dürfte nebst nam

von na abzuleiten sein. bara, 'hinweg', 'fort', 'vorbei' ist dem Sinne nach völlig mit gr. *παρά* identisch. Ia ist vielleicht aus dem Semitischen übernommen.

Das sumerische Verbum zeigt keinen deutlichen Unterschied zwischen aktiven und passiven Formen. Vielfach werden die Formen in auch kausativem Sinne benutzt. Überwiegend dürfte die aktive Ausdrucksweise sein. Auch innerhalb der indogermanischen Sprachenfamilie ist der Unterschied zwischen aktiv und passiv nicht immer ganz scharf; z. B. wird das Passiv in den altgermanischen Sprachen z. T. durch reflexive Bildungen ersetzt, desgleichen im Slawischen, also letzten Grundes auch durch das Aktiv ausgedrückt. Auch die Ausdrucksweise mit dem Hilfsverbum 'werden' u. ä. in altgermanischen Sprachen ist nicht ganz prägnant passivisch. Teilweise stehen Aktivformen in passivem Sinn. Im Griechischen ist Medium mit seiner aktiven Bedeutung von Passiv nur aus dem Zusammenhange des Satzes zu unterscheiden, so daß das Passiv sich wohl erst aus dem Medium gebildet haben dürfte. Es sind also Andeutungen genug vorhanden, daß in Urzeiten weder das Griechische noch das Urgermanische ein Passiv besaß. Vom sumerischen Verbum ist nur die 3. Person bekannt. Vielleicht bestehen überhaupt keine Formen für 1. und 2. Person, da sich solche Formen stets bequem durch die 3. umschreiben lassen. Manchmal steht die 3. Person einfach an Stelle der 1. Person. Zum Vergleich wurden gewählt sumerisch *bal* 'brechen', 'durchbrechen' u. ä.; 'ausgießen', 'schütten' ('werfen') u. ä., das sich mit gr. *βαλλω* 'werfen' teils mit *πάλλω* 'schütteln' 'erschüttern' u. ä. in der Bedeutung berührt. Wenn vielleicht auch nicht jede Form von *bal* belegt ist, so sind doch stets genügend entsprechende Bildungen von anderen Wurzeln zu finden. Das Griechische wird auch in der 3. Person angeführt.

Präs.: *bal·e* (*bal·a*) *βάλλει*. Fut.: *βαλεῖ*.

Impf.: *bal·εβαλ·ε*, *βᾶλ·ε* bei Homer.

Präsens dient im Sumerischen mit für Futur. Der volleren Endung des Griechischen in Präsens und Futur (nur Unterschied der Betonung!) entspricht *e* bzw. *a* im Sumerischen. Der schwächeren Endung im Imperfekt fehlen der Endung im Sumerischen.

Infinitiv.: *bal·e* *βάλλειν*. Präsens und Infinitivform sind in beiden Sprachen ähnlich. Das Sumerische benutzt jedoch nebenbei den reinen Stamm als Infinitiv.

Partiz. 1: *bal·ám* *βάλλων*. Dieses *ám* schreibt sich *a·an*, was auf ursprüngliches *n* hinweist. Auch entspricht sum. *a* öfter gr. *o*.

Partiz. 2: *bal·e*, *bal·a*. —

Partiz. 3: *bal·e·dà*, *bal·e·dè* *βλητός*.

Der Sinn von *bal·e·dà*, *bal·e·dè* 'werfbar', 'geworfen' entspricht *βλητός*.

Verbaladj.: bal·e·dā, bal·e·dē βλητέος ‚zu werfen‘ (vgl. Supinum im Latein).

Man beachte, daß Partizip 3 und Verbaladjektiv in beiden Sprachen identisch oder sehr ähnlich sind.

Imper. 1: bal βάλλε. Schwache Endung im Griechischen, Sehlen derselben im Sumerischen: vgl. Impf.

Imper. 2: bal·ab. —

Imper. 3: mun·bal μην, μά βάλλε.

u meni bal ω μην βάλλε.

mun bzw. meni könnten wohl mit μην, μά, deren Bedeutung die einer starken Betonung ist, wie deutsches ‚man‘, verwandt sein.

Intensiv: bal·bal. Perf.: βέ·βληκε.

Das Perfektum ist letzten Grundes ein intensiviertes Präsens, also dem sumerischen Intensivum nicht unähnlich. Im Griechischen ist die Reduplikation schon abgeschliffen. Übrigens besitzt das Sumerische auch verkürzte Verdopplungsformen: babar u. a. Ob als Intensivum oder Perfektum wäre erst noch zu untersuchen.

Das Sumerische besitzt die „Hilfszeitwörter“

en	‚ich bin‘, ‚du bist‘, ‚er ist‘	= men,
eš	‚sie sind‘	= meš,
ena	‚seiend‘	= mena.

Sie kommen nur nachgestellt bei Verbalstämmen und bei Adjektiven vor, also nur als Endungen; vgl.

Partiz. 1: bal·ena mit Formen wie *τιθ·έν, ι·έν* usw. Sanskrit — āna.

Partiz. 2: bal·mena βαλλόμενος; Part. Pr. med. im Sanskrit: — māna.

Das sumerische Verbum erscheint sehr formenarm im Vergleich zum Griechischen. Pluralbildung erfolgt durch ene, das auch beim Nomen den Plural bildet oder durch eš. Ob sich noch größerer Formenreichtum nachweisen läßt, ist erst auszumachen, wenn von zahlreichen Verben Paradigmen wirklich benutzter Formen aufgestellt sein werden. Zur Zeit ist das sumerische Verbum erst im groben bekannt.

Eine besondere Eigentümlichkeit ist die Umstellung von Stamm und Präfix(en) beim Imperativ, die auch im Germanischen vorkommt: hin gehen — geh hin!

Es ist nun weiter besonders darauf hinzuweisen, daß das sumerische Verbum Präformative benutzt, und zwar in sehr reichlichem Maße, ganz im Gegensatz zu den semitischen Sprachen, die meist mit Vokaländerung des Stammes arbeiten. Ein Teil dieser Präformative wird von Delitzsch als Wurzelerweiterung bezeichnet, d. h. sie ändern die Bedeutung des Stammes in gleicher Weise, wie das die „Wurzelerweiterungen“ der indo-

germanischen Sprachen tun. Beachtenswert ist, daß die sumerischen Wurzel-erweiterungen *ta* und *bara* in jeder Beziehung dem griechischen *κατά* und *παρά* entsprechen, die Wurzel-erweiterungen *da* und *šu* dem griechischen *διὰ* und *ξύν* in vielen Beziehungen nahe stehen. Der Assyriologe Witzel kommt in eingehenden Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß auch den übrigen Präformativen ein gleicher Charakter zukommt — wenn auch nicht in allen Fällen, einige sollen zuweilen das Subjekt oder Objekt des Satzes wieder aufnehmen. Danach wäre beim sumerischen Verbum eine bemerkenswerte Tatsache festgestellt. Im einzelnen scheint mir eine etymologische Übereinstimmung vorzuliegen zwischen *e* = *ἐκ*, *ni* und *in* = *ἐν*, *elul* (bei Homer) = lat. *in*; *ib* = *ἐπι*. Durch diese Gleichsetzung wird der Sinn der sumerischen Verben fast restlos genügend erfaßt. Besonders merkwürdig erscheint mir die schon von Witzel betonte Tatsache, daß diese Präformative, ganz wie im Griechischen, in Häufung vorkommen können, z. B. *e'ta·bal*, vgl. *ἐκ·κατα·βάλλω*; *e'ta·šub* ‚trieb heraus‘ könnte sinngemäß und etymologisch einer Bildung *ἐκ·κατα·σφάλλω* (*σφάλλω* = *šub* ‚treiben‘?) entsprechen usw. (oder *šub* = ahd. *scuf* ‚Stoß‘, *scupfen* ‚schubsen‘?).

Von besonderem Interesse dürfte das Zahlensystem sein, weil es von dem der indogermanischen Sprachenfamilie durchaus abweicht. Die Zahlen sind:

1. aš, gē, diš, deš, dili	6. aš
2. min, man	7. imin, umun
3. eš, peš	8. ussu
4. limmu	9. ilimmu
5. ia	10. ú, hu, a, ha.
20. neš, niš.	30. ušu.
40. nimin.	50. ninū.
60. geš (muš).	
600. geš·u, ner.	3600. šár.

Ein Vergleich zeigt sofort, daß 7. *imin* = *ia* + *min*, 9. *ilimmu* = *ia* + *limmu* ist. Auch 6. *aš* könnte aus *ia* + *aš* synkopiert gedacht werden, vielleicht — in Verbindung mit Vokaländerung — auch 8. *ussu* aus *ia* + *eš*. Danach läge ein Fünfersystem vor. Die Lautwerte der nicht angegebenen Zahlen über 10 fehlen. 30. *ušu* mag *eš·u*, d. h. 3 · 10, 40. *nimin* mag vielleicht *niš·min*, d. i. 20 · 2 gewesen sein. 600. *geš·u* ist offenbar 60 · 10.

Etymologisch ließe sich 1. *aš* mit lat. *ās*, *assis* die Einheit (des Gewichtes = Pfund) vergleichen. *dili* bedeutet ‚vollkommen‘, etwa wie wir noch sagen ‚prima‘, ‚erstklassig‘. Es stimmt in dieser Bedeutung mit griechischem *τέλειος* überein. 10. *ha* bedeutet auch ‚Vielheit‘, ‚Menge‘ und mag mit *he* ‚Menge‘, ‚Masse‘ und weiter mit *he* ‚schütten‘ (häufen?): skr. *ho·ma* ‚Guß‘, *hu·tis* ‚Guß‘ — *χέω* ‚schütten‘, ‚häufen‘, zusammenhängen, also ursprünglich ‚viel‘, ‚häufen‘ bedeuten. 60. *ner* ließe sich zu *νήριος* ‚unzählig‘ stellen, falls dieses nicht mit positiver Sicherheit aus *άν* + *αριθμος* entstanden zu

denken ist. 3600. šar bedeutet zugleich ‚Menge‘, ‚Unmenge‘ u. ä. Verwandtschaft mit ahd. scara ‚Menge‘, ‚Schar‘ anzunehmen liegt nahe. Man heißt übrigens noch ‚Genosse‘, ‚Bruder‘, ‚Zwilling‘, man, min auch ‚beide‘. S. manu ‚Mensch‘ — got. manna ‚Mensch‘ as., agl., ahd., mhd. man hat durchweg den Sinn des ‚Genossen‘, des zum ersten hinzutretenden zweiten Wesens. Der Übergang von ‚Genosse‘ zu ‚weiter‘, ‚zwei‘ ist leicht.

Bekanntlich lassen sich die indogermanischen Zahlen nicht etymologisch von anderen Wurzeln ableiten. Sie stehen insofern so isoliert da, als wenn sie aus einer fremden Sprache übernommen wären, oder als wenn eine Neuschöpfung von Wurzeln stattgefunden hätte. Höchste bedeutungsvoll würde es sein, wenn eine Identifizierung mehrerer sumerischer Zahlen mit indogermanischen Wurzeln gelingen sollte. Bisher erscheint das allerdings noch fraglich.

$\frac{1}{2}$ heißt bar, ba. bar dürfte gleich lat. pār ‚gleich groß‘ sein. ba ‚Teil‘, ‚Hälfte‘ vielleicht verwandt mit βαύς ‚klein‘ u. ä.¹⁾

3. Einiges über die sumerische und indogermanische Mythologie.

Die Welt entsteht nach babylonischer, von den Sumerern übernommener Auffassung aus dem Urgrund Apsū, sumerisch ab·zu. Dieser vereinigt sich mit Tiāmat, dem weiblichen Prinzip. Aus der Vereinigung entsteht Mummu. ab·zu wird erklärt als ‚Haus (ab) der Weisheit (zu)‘. Mummu bedeutet die personifizierte Weisheit, die Intelligenz. Eudemos von Rhodos erklärt Mummu (*Μουμυς*) als *κόσμος νοητός*. Der Gedankengang erinnert an neuplatonische Spekulationen: abzu entspricht dem unfaßbaren Urgrund, dem „Einen“, der „Weisheit“, Tiāmat der ungefalteten Materie, dem Urstoff, Mummu dem *λόγος* oder dem reinen Denken. Daß der Neuplatonismus von den babylonisch=sumerischen Gedanken ausging, ist nicht zweifelhaft. Weitere Emanationen des Mummu sind Lahmu und Lahamu, deren Bedeutung nicht klar ist, und darauf folgend An·sar und Ki·sar. Letztere sumerischen Wörter bezeichnen die ‚obere und die untere Welt‘. Dann entsteht die Götterdreierheit Anu, En·il, Ea.

War die neuplatonische Spekulation aus dem Orient entlehnt, so steht das für die Schöpfungsmythen der Griechen und Germanen nicht von vornherein fest. Die überraschende Übereinstimmung, die schon seit langem aufgefallen ist, tritt bei Nebeneinanderstellung noch mehr hervor:

¹⁾ Beachte, daß die altrömischen sowie die urgermanischen Zahlzeichen (Wilser, Germanen) auf ein Sünfersystem hinweisen. Die sumerischen Zeichen übrigens nicht.

Ab·zu—Tiāmat		Ginnungagap
Mummu	Chaos	Ymir Muspillheim—Nifflheim
Lahmu—Lahamu	Uranos—Gaia	Buri Ymir—Audhumbla
An·sar—Ki·sar	Kronos—Rhea	Bur Buri—Bur
Anu—Eulil—Ea	Zeus—Poseidon—Hades	Odin—Wili—Wo.

Eine Wanderung sumerischer Mythen in vorgegeschichtlicher Zeit bis zum Norden Europas anzunehmen liegt kein unmittelbarer Grund mehr vor, wenn die Sprachvergleichung andere Möglichkeiten eröffnet. Ab·zu soll ‚haus der Weisheit‘ bedeuten. Ob ab hier nicht auch mit ‚Meer‘ übersetzt werden kann oder mit ‚Sülle‘ (aba), wäre vielleicht fraglich. ‚Meer‘ oder ‚Sülle der Weisheit‘ würde keinen schlechten Sinn geben. ab ‚Meer‘ aber vgl. mit s. ap ‚Wasser‘, altpreußisch ape ‚Fluß‘. aba ‚Sülle‘ mit altnordisch afa ‚Sülle‘. zu, wissen‘, ‚kennen‘, ‚lernen‘; ‚lehren‘; ‚Weisheit‘ entspricht sinngemäß σοφία ‚Wissen‘, ‚Weisheit‘. Daß die griechische Aspirata φ im Sumerischen keine Entsprechung findet, steht nicht vereinzelt, denn me ‚Schlacht‘ — μάχη und me ‚Wasser‘, ‚zeugen‘ — ὀμιχέω ‚harnen‘ (vgl. s. mih ‚harnen‘) zeigen das gleiche Verhalten. zu: σοφία — sapientia — agf. sefa, seofa ‚Einsicht‘.

Mummu möchte ich etymologisch zu μνήμη stellen (Denken und Erinnerung, Gedächtnis — μνήμη — berühren sich in der Bedeutung), obwohl das nicht unbedenklich ist (Mummu vielleicht ursprünglich mun=mu?). Lahmu und Lahamu sind nicht zu fassen, wohl aber An·sar und Ki·sar. An·sar bedeutet die ‚obere (Himmels)welt‘, Ki·sar die ‚untere Welt‘ (Erdfreis). Sie entsprechen also dem Sinne nach genau Uranos und Gaia. Zu an ‚Himmel‘, ‚hoch‘, ‚hochsein‘, stellt sich: zend. ana ‚auf‘ — ἀνά ‚auf‘, ἄνω ‚oben‘, ‚droben‘. Ki, das den Sinn des ‚unten befindlichen‘, ‚liegenden‘ hat, wäre zu s. ci ‚liegen‘ — κειμαι ‚liegen‘ — lat. quies ‚Ruhe‘ zu stellen. sar bedeutet alles, was sehr groß, viel u. ä. ist: ‚Menge‘, ‚Sülle‘, ‚Gesamttheit‘, hier ‚Welt‘. Vgl. dazu ahd. scara ‚Menge‘, „Schar“. Anu ist die babylonische Form für an ‚Himmel‘. Es bezeichnet also einfach den Himmel, d. h. das Reich der Gestirne, als Gottheit aufgefaßt. En·lil ist als ‚herr (en) der Luft (lil)‘ erklärt worden. Das ist von anderer Seite wieder bestritten worden, wegen des Ausdrucks en·lil ki·a, was demnach ‚herr der Luft der Erde‘ (ki hier in der Bedeutung ‚Erde‘) bedeuten würde. Es liegt aber kein Widerspruch in dieser Bezeichnung, denn En·lils Herrschaft erstreckt sich über alles, was von der Luft bespült wird, d. h. über den ganzen Erdfreis: en·lil ki·a ist also Tautologie. Wenn en ‚herr‘ unerklärt bleiben muß, so dürfte lil dagegen möglicherweise mit λαίλαψ ‚Windsturm‘, ‚Orkan‘ wurzelverwandt sein. Ea

heißt sumerisch En·ki. Hier steht ki nicht im Sinne der gewöhnlichen Welt, sondern in dem Sinne, den es oft hat: ‚Unterwelt‘. ki entspricht dem Sinne des bergmännischen: ‚das Liegende‘, das auch stets relativ gebraucht wird.

Wie in den Weltentstehungsmythen, so zeigt sich auch in den Göttersagen manche Analogie. Der Mondgott, der Sonnengott und als weibliches Prinzip Istar spielen in der babylonischen Religion eine große Rolle. Der Mondgott findet sich bei den Griechen nicht wieder, wohl aber der Sonnengott, durch Helios, Apollon vertreten. Istar tritt wie ihre griechischen Entsprechungen Demeter, Artemis, Aphrodite, Semele, Io usw. bei den Babyloniern, also auch wohl schon bei den Sumerern, in verschiedenen Beziehungen: als Muttergöttin, Himmelskönigin, Liebesgöttin, Göttin des Krieges und der Jagd u. ä. auf. Ihre verschiedenen Erscheinungen werden auch zuweilen als getrennte Persönlichkeiten aufgefaßt. Hauptbezeichnung der Istar ist Nin, ‚herrin‘, z. B. Nin·lil, Nin·mah u. ä. Nin ‚herrin‘, ‚Priesterin‘, vielleicht auch ‚Schwester‘ würde gut durch νεάνις ‚Jungfrau‘ wiedergegeben werden. Die Bezeichnung Nin bei männlichen Gottheiten entspräche dann νεανίας ‚junger Mann‘. lil ist daselbe lil wie bei En·lil (Λαίλαψ), mah ‚erhaben‘, ‚groß‘: s. mah ‚groß‘, ‚mächtig‘ — μέγας — ‚magnus‘. Nin·harsag ‚herrin des Gebirges‘: vgl. zu harsag ‚Gebirge‘, ‚Berg‘ s. harsh ‚starren‘, ‚rauh sein‘ — χέροςος ‚Festland‘, zu sag ‚Haupt‘, ‚Gipfel‘, ‚erster‘ u. ä. ἡγέομαι ‚anführen‘. Nin·gal ‚große Göttin‘. gal ‚groß‘ dürfte zu s. kalya ‚heil‘, ‚gesund‘ — κάλος ‚schön‘, ‚edel‘ u. ä. zu stellen sein.

Durchaus dem griechischen Hermes entsprechend ist der babylonische Gott Nabu. Er ist der Totengott mit der Totenwage — ψυχοπομπός — sowie der Gott der Kaufleute, indem die Totenwage als Kaufmannswage aufgefaßt wird, und der Gott der Heilkunst. Sein sumerischer Name ist Nin·giszida: ‚Herr der Totenwage‘. Das sumerische Wort gis kann ungefähr alles bedeuten: ‚Welt‘, ‚Gott‘, ‚Baum‘, ‚Holz‘, ‚Gegenstand‘, ‚(hölzernes) Werkzeug‘ u. a. m. Deutsch wurde es durch ‚Ding‘ einigermaßen wiedergegeben. Vielleicht ist das Wort wurzelverwandt mit s. ji ‚beleben‘, ji·vi ‚lebendig‘; zend. ji·ti ‚Leben‘ — lat. vita (aus gvita) — got. qius; ahd. quëk. Dann wäre seine Grundbedeutung etwa: das ‚Lebende‘, allgemein: das ‚Seiende‘. Es wird auch nur von Dingen gebraucht, die unmittelbar oder mittelbar lebendig sind oder doch als belebt aufgefaßt werden (z. B. Holzgeräte aus Holz, dieses aber von lebenden Organismen). Hier bedeutet gis ‚(Holz)-Werkzeug‘. zid ‚recht‘, ‚wahr‘, ‚verlässig‘; das ‚Rechte‘, ‚Fromme‘ u. ä. dürfte, wie got. sidus, ahd. situ „Sitte“ mit ἥδος, ἔδος verwandt sein. gis·zida = ‚Richtwerkzeug‘.

Dem Loki der germanischen Sage entspricht in mancher Hinsicht der Gott Nergal. Wie Loki Urheber alles Verderblichen ist, so ist Nergal der Gott der Pest. Hel ist Lokis Tochter, die Gemahlin Nergals ist die Göttin des Totenreiches. Wie Loki als Gott des Feuers gilt, so wird Nergal auch

als ‚Seuergott mit glühendem Munde‘ und als ‚Verbrenner‘ bezeichnet. Nergal wird erklärt als Abkürzung aus Ne·uru·gal: ‚Herr der großen Wohnung‘. Zu ne ‚Herr‘ vgl. s. na ‚Mann‘, weitergebildet in nar ‚Mann‘ (α·νήρ), wie sumerisch ne (auch na ‚Mann‘) in nir ‚Herr‘ (auch nar). uru ‚Wohnung‘, ‚Ortschaft‘, ‚Stadt‘ vgl. mit ür ‚Verschluß‘, ‚Hürde‘; ‚umschließen, und mit s. var ‚umschließen‘, „wahren“ — οὐρος ‚Wächter‘ — got. varjan ‚wehren‘ usw. uru = „Wehr“, ‚fester Platz‘. gal ‚groß‘ s. o.

Die Herrin des Totenreichs, entsprechend der Persephone, noch besser aber der nordischen Hēl, die Gemahlin Nergals, ist Ereš·ki·gal, d. h. ‚Herrin der großen Unterwelt‘. Da lat. erus aus altem esus abgeleitet wird, so ist für ereš ‚Herrin‘ keine Entsprechung zu finden. ki und gal s. o. Ein Name der Totengöttin ist Gula. Dieses bedeutet ‚gewaltig‘, ‚ungeheuer‘ u. ä. Wie gal mit καλός ließe sich gula ‚riesig‘, ‚gewaltig‘ mit κολοσσός vergleichen, doch ist hier vielleicht noch ein anderer Zusammenhang vorhanden. Hēl steht mit Höhle, Hölle, hohl, hehlen, also ferner mit lat. celare, occultare und gr. κοίλος u. a. in Verbindung. Da lat. c und gr. κ des öfteren sumerischem g entsprechen (übrigens wird auch wohl galea ‚Helm‘, galerus ‚Mühe‘ mit ahd. hullā ‚Hülle‘ zusammengestellt!), so ist die Möglichkeit vorhanden, daß Gula nicht nur bedeutungsgemäß, sondern auch etymologisch dem nordischen „Hēl“ entspricht.

Bemerkenswerte Übereinstimmungen zeigt ferner das Gilgames-Epos der Babylonier, das auf sumerische Quellen zurückgeht, mit dem griechischen Sagenkreis. U. a. enthält dies Epos einen ausführlichen Sintflutbericht. Die Sage vom guten Gott, der vom bösen Gott getötet wird (Baldur-mythos) ist ebenfalls in Sumerien nachzuweisen. Hier ist es der Gott Dumu·zi, Sohn Eas, der gute und gerechte Gott (Dumu·zi heißt wörtlich ‚frommes Kind‘), der ins Totenreich hinabwandern muß. Wie dem toten Baldur seine Gattin Nanna, so folgt dem Dumu·zi seine Gemahlin Ištar ins Totenreich hinab.

So lassen sich noch mehr Parallelen zwischen der Mythologie der Babylonier, die Erbteil (und z. T. auch Weiterbildung des selben) von den Sumerern ist, mit der griechischen und nordischen Sagenwelt aufzeigen. Zweck dieser Zeilen ist jedoch nur, einige bemerkenswerte Ähnlichkeiten anzuführen und zu zeigen, daß etliche Bezeichnungen der sumerischen Mythologie der Sprachvergleichung zugänglich sind. Wenn diese Bezeichnungen etymologische Verwandtschaft mit indogermanischen Wurzeln besitzen, so darf man daraus wohl auf indogermanischen Ursprung der Mythenwelt selbst schließen. Denn die Bezeichnungen dürften doch wohl der Sprache angehören, in der die Mythen zuerst gedacht und erzählt wurden. Eine Wanderung der Mythen aus Sumerien oder Babylonien in vorgeschichtlicher Zeit von Volk zu Volk bis in den Norden Europas bleibt darum nicht ausgeschlossen, verliert aber an Wahrscheinlichkeit gegenüber der Annahme,

daß hier vorgeschichtliche Verwandtschaft oder innige Berührung der Völker in Frage kommt.

Namen der babylonischen Sage, wie Atarhasis, Etana, Adapa, Iratingen wenig semitisch, erinnern vielmehr an arische Wörter. Man möchte versucht sein in Atarhasis (auch Atrahasis, gr. *Ἐισουθροσ* aus Hasis·atra) das ‚der Erz-gescheite‘ bedeuten soll, atar mit dem altpersischen arta (vgl. Artagerges), zend. ereta, areta, ‚hoch‘ oder s. arta ‚vollkommen‘ zu vergleichen. Desgleichen könnte man bei Adapa dem ‚Urmenschen‘ an s. ādi ‚Anfang‘ und pa ‚Herr‘ denken. Der Name Ira — als Halbgott die heroische Entsprechung des Nergal — dessen Zorn nicht zu besänftigen ist, als er mit seinen Dämonen Babylonien verwüstet, erinnert an lat. ira (ursprünglich eira) ‚Zorn‘.

Wie die sumerische Sprache besondere Beziehungen zum westeuropäischen Sprachstamm (Kentumgruppe) aufweist, so zeigt auch die Mythologie nach dieser Richtung. Beziehungen nach der arischen Seite sind seltener, z. B. kommt das Wort martu (wahrscheinlich) ‚Sturmwind‘ als Beiname des Wettergottes vor, sonst bedeutet es im besonderen ‚Westwind‘ und ‚Westen‘. Vgl. dazu s. marut ‚Wind‘ und ‚Windgott‘.

4. Über indogermanische Sprachreste in der babylonischen Sternkunde.

Die babylonische Astronomie und Astrologie benutzen fast durchweg sumerische Bezeichnungen für die Himmelserscheinungen. Lautwert und Sinn derselben steht für eine große Anzahl fest. Bei manchen allerdings nicht. Bei der Feststellung des Sinnes ist zu beachten, daß die babylonischen Erklärungen öfters von babylonischen Sprachgelehrten gegeben sind, die selbst nicht immer das Sumerische ausreichend beherrschten. Kein Wunder, nachdem das Sumerische vielleicht schon anderthalb Jahrtausende als Volkssprache verklungen war. Die Folge ist aber, daß die babylonischen Erklärer zuweilen seltener sumerische Wörter mit den ihnen allein bekannten häufigeren Wörtern gleichen Klanges verwechselten oder sich überhaupt darauf beschränkten, statt einer wörtlichen Übersetzung eine Umschreibung zu liefern. In solchen Fällen kann man versuchen, den richtigen Sinn durch Vergleichung mit Wurzeln der indogermanischen Sprachen wieder zu entdecken. Ein unsicherer Versuch bleibt das jedoch unter allen Umständen. Daß sich aber auf diese Weise vielfach eine befriedigende Auslegung ergibt, dürfte immerhin für den Zusammenhang des Sumerischen mit indogermanischem Sprachgut mit eine Stütze bilden.

Am Fixsternhimmel ist der Tierkreis von besonderer Bedeutung. Der ‚Tierkreis‘ heißt an·ter·an·na. Meist bedeutet dieses Wort ‚Regenbogen‘. Auch die Bezeichnung ter·an·na und tir·an·na kommt vor. tir bedeutet

sonst ‚Wald‘. Deshalb ist an·ter·an·na von einigen mit ‚Hain des Himmels‘ übersetzt worden: an·na ist Genitiv von an Himmel, oben, droben. (Vgl. zend. ana auf — *ἀνά* auf, *ἄνω* droben.) Die Sprachvergleichung liefert nun im Griechischen *τεῖρος* und *τέρας* beide ‚Himmelserscheinung‘ irgendwelcher Art, z. B. ‚Meteor‘, ‚Gestirn‘, ‚Regenbogen‘ bezeichnend und in ihrem Stamm sowohl tir als ter entsprechend (tir ‚Wald‘ — s. taru ‚Baum‘).

Die Tierkreisbilder sind fast dieselben, die wir noch heute — von den Griechen her — anzunehmen pflegen: — Stier, Zwillinge —, Löwe, Jungfrau, Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische. Der Widder fehlt hier: er heißt bei den Babyloniern Kakkab amel ku·mal. Kakkab amel ist Determinativ mit der Bedeutung ‚Gestirn=Mann‘, was heißen soll, daß das Gestirn einen Mann darstellt, und zwar einen Lohnarbeiter. Sumerisch ku bedeutet ‚mieten‘, mal ‚Mann‘. Könnte ku vielleicht mit nordischem hyre ‚heuern‘ mieten, mal mit englischem male ‚männlich‘ zusammenhängen? Auffällig dürfte aber vielleicht sein, daß das Griechische zu dem sumerischen Laut ku ein lautlich passendes Wort *κῶ·ας* liefert, das ‚Schaffell‘, ‚Dlies‘ bedeutet. Ferner, daß sich zu mal *μαλλός*, *μαλός* ‚Zotte‘, *μῆλον* ‚Kleinvieh‘ (d. h. das Wolle liefernde Vieh) findet. Ferner stellt das griechische Sternbild des Widders den Widder mit dem goldenen Dlies der Argonautensage dar, dieses Dlies aber wiederum ist Sinnbild der strahlenden Sonne. Nun aber ist endlich das Sternbild ku·mal in der babylonischen Astrologie *hypsoma*, d. h. Hauptwirkungsbereich der Sonne. Danach könnte man fast an einen Irrtum der Babylonier denken, den sie bei Übernahme der Bezeichnung von den Sumerern begingen. ku·mal i. S. v. ‚Lohnarbeiter‘ ist ein sehr gebräuchlicher Ausdruck. ku·mal ‚Zotteldlies‘ o. ä. wäre ein sehr seltenes Wort gewesen. Als die Kenntnis des Sumerischen allmählich abnahm, wurde ku·mal durchgehend als ‚Lohnarbeiter‘ aufgefaßt und als endlich das Sumerische direkter Erklärung benötigte, mußte auch das noch erläutert werden durch amel = ‚Mann‘.

Daß derartige Irrtümer vorkommen können, beweisen u. a. die Sternbilder des Wagens und des Bären. Beide werden ständig — auch von Astronomen — zusammengeworfen. Der große Wagen besteht aus den sieben bekannten Sternen. Das Sternbild des Bären jedoch hat außerdem noch zwei deutlich erkennbare Hinterfüße, desgl. zwei Vorderfüße und einen deutlichen Kopf. Es ist überhaupt eines der am besten im Umriß erkennbaren Sternbilder und dennoch fast völlig vergessen oder verkannt. Warum sollte den Babyloniern nicht etwas Ähnliches passiert sein?

Der Stier heißt *gū·an·na* ‚Stier des Himmels‘ oder *am·an·na* ‚Wildstier des Himmels‘. Zu *gū* vgl. s. go Rind, Stier — *βους* — bos — „Kuh“. Zu *am* s. *amas* ‚roh, wild‘ — *ἄμος* dasselbe — altnordisch *ama* ‚schädigen‘, ‚plagen‘. Die Zwillinge heißen *maš·tab·ba gal·gal* ‚große Zwillinge‘. Es sind damit Kastor und Pollux gemeint. *maš* bedeutet in astronomischen Texten

‚halbieren‘, ‚Hälfte‘ und erinnert an s. mádhya ‚Mitte‘ — μέσος — lat. ‚medius‘ tab Genosse u. ä. ist nicht zu erläutern. gal·gal ist Plural von gal ‚groß‘, das mit s. kalya und καλός ‚schön‘, ‚edel‘ verwandt sein könnte. Im Krebs werden die beiden Eselchen als ‚kleine Zwillinge‘ maš·tab·ba tur·tur aufgefaßt. tur ‚klein‘ erinnert an gr. τριτός ‚winzig‘, ‚klein‘, das vielleicht aus τριτός entstanden sein könnte. Der Löwe heißt ur·gula oder ur·mah, beides der ‚gewaltige oder große Löwe‘ bedeutend. Die Bezeichnung ur haben Hunde und ihnen ähnlich sehende Raubtiere. Vgl. feltisch ur wild. Vielleicht auch in Auerochs, Auerhahn enthalten? gula dürfte sich zu gal ‚groß‘ verhalten etwa wie κολοσσός zu καλός. mah entspricht s. mah ‚groß‘, ‚mächtig‘ — μέγας groß — magnus — ahd. magan ‚Kraft, Macht‘. Das Sternbild der Jungfrau wird als Ähre aufgefaßt, aber anscheinend auch als magna mater, die Urmutter alles Lebens. Die Bezeichnungen sind nicht zu erklären. Ganz in der Nähe jedoch findet sich, wo wir heute den Schwanz der Wasserschlange sehen das Sternbild Nin mah ‚große Herrin‘. nin dürfte gr. νεάνις, νήνις ‚Jungfrau‘ entsprechen; mah s. soeben.

Eine Wanderung der Bezeichnung nach benachbarter Stelle ist auch sonst schon am Fixsternhimmel vorgekommen. — Die Wage heißt zibanitu. Dies Wort scheint aus dem Sumerischen entlehnt zu sein, und zwar aus zi·ba·an·na. Eine Erklärung erscheint mir noch zu unsicher, um sie hier anzugeben. Skorpion: gir·tab. Auch gir allein kann ‚Skorpion‘ bedeuten. Vgl. dazu s. kar·ki ‚Krebs‘ — καρκίνος ‚Krebs‘. Bekanntlich sieht der Skorpion einem Krebs ähnlich. Der Stern λ. Scorpii wird besonders gir genannt. gir kann außer ‚Skorpion‘ auch ‚Dolch‘ und ‚Bliß‘ bedeuten. Da sumerisches g öfter x entspricht, möchte ich Verwandtschaft mit κέρασ ‚horn‘, s. çrva ‚horn‘ vermuten. Dolch, Bliß, Stachel des Skorpions haben die gemeinsame Eigenschaft des „Stoßens“ und der „Krümmung“. Vgl. zur Sicherung dieses Ergebnisses noch s. çeru ‚Geschloß‘, çaru ‚Waffe‘, ‚Pfeil‘, ‚Donnerkeil‘ — got. hairus ‚Schwert‘, sowie κεραυνός ‚Bliß‘. Die Bedeutung von tab ist nicht klar. Auf die Erklärungsmöglichkeiten soll nicht eingegangen werden. — Schütze pa·bil·sag wird um — 1300 mit dem Skorpion zusammen als Doppelwesen dargestellt, doch ist damit die Unselbständigkeit des Schützen in älterer Zeit noch keineswegs erwiesen. Da keine Worterklärung zu pa·bil·sag vorliegt, soll auf die Erklärungsmöglichkeit durch indogermanische Wurzeln nicht eingegangen werden.

Der Steinbock suhur·maš·ha wird als ein Doppelwesen aus dem Fisch suhur als hinterteil und einem Bock maš als Vorderteil aufgefaßt. ha heißt ‚Fisch‘. Die Fischart suhur ist nicht bekannt. Daß es nicht absolut ausgeschlossen ist, selbst solche Tiere zu identifizieren, dürfte das Beispiel des Wortes gü·bí zeigen, das 1. einen Fisch, 2. eine Schlange bezeichnet. Das Griechische bietet hier κωβίος, das Lateinische gobio. Beides bedeutet „Grundel“. gü·bí dürfte also auch die „Grundel“ bezeichnen, um so mehr als seine zweite

Bedeutung auf ein kriechendes „gründelndes“ Tier hinweist. Zu *mās* ‚Bock‘ vgl. s. *mesha* ‚Widder‘; ‚Wies‘, ‚Fell‘ — lit. *maiszas* ‚Fell‘. Ha *Sišch* zeigt das *ch*, das auch in *ιχθύς* (aus *ι·χθυς*!) ‚Fisch‘ vorkommt. — Der Wassermann wird als Wasserfrau *Gula* aufgefaßt. *Gula* ist die Unterwelts-göttin, entsprechend der nordischen *Hel*. Wenn *gula* nicht ‚gewaltig‘ o. ä. bedeutet, so ist etymologische Verwandtschaft mit *Hel* nicht ausgeschlossen. — Der nördliche *Sišch* *sim·mah* wird von den Babyloniern als Schwalbenfisch gesehen. Was *sim* bedeutet, ist nicht zu erkennen, *mah* dürfte ‚groß‘ bedeuten (s. beim Löwen).

Auch die Sternbilder außerhalb des Tierkreises geben hier und da Möglichkeit zur Vergleichung. Der ‚Adler‘ id könnte mit *ἀετός*, *ἀιετός* verwandt sein, da sumerisches *i* für mehrere hellere Laute des Griechischen einzutreten scheint und *d* öfters griechischem *τ* entspricht. — Die nördliche Krone hat die nahestehende Bezeichnung *lugal* ‚König‘, d. i. wörtlich ‚großer Mensch‘. *gal* ist oben mehrfach erwähnt. *lu* dürfte zu *λαός* (*λαφος*!) — and. *lydr* ‚Leute‘ gehören. — Der kleine Wagen heißt *apin*. Dies bedeutet ein Bewässerungsfahrzeug, das auch ausdrücklich als von ‚Menschen gezogen‘ *lu gid·da* vorkommt. Dazu vgl. *ἀπήνη* ‚Lastwagen‘. — Der große Wagen heißt *mar gid·da* ‚Lastwagen‘. Denkt man an die Bezeichnung *lu gid·da* bei *apin*, so liegt es nahe *mar gid·da* als ‚von Pferden (Eseln usw.) gezogen‘ aufzufassen. Dazu stimmt, daß eine semitische Erklärung lautet *imer eriqqu*, d. i. Ziehseil. Demnach entspricht *mar gid·da* sinngemäß unserem ‚Gespann‘, wo auch die Bezeichnung vom Zugtier auf das Gezogene übergegangen ist. Vgl. nun s. *marya* ‚Hengst‘ — vielleicht auch and. *marr* ‚Pferd‘.

Orion am Südhimmel hat den Namen *sib·zi·an·na* ‚der treue Hirte des Himmels‘. *Sib* auch *sub*, ‚Hirt‘, dürfte zu *σοβέω* hin und hertreiben — lat. *dis·siparè* (altlat. — *supare*) — altsäch. *suipan* scheuchen, treiben gehören. *zi* ist gleich *zid* ‚recht‘, ‚wahr‘, ‚fromm‘ u. ä. und also wohl wurzelverwandt mit *ἔδος*, *ἦδος* — got. *sidus* „Sitte“. *an* ‚Himmel‘ s. o. Der große Hund südlich *Orion* nebst einigen Sternen von *Puppis* wird als ‚Bogen‘ *ban* aufgefaßt. Zu *ban* vgl. s. *bana* ‚Pfeil‘. — Die *Hydra* oder *Wasserschlange* hat den babylonischen Namen *siru*, der auf einen sumerischen Ausdruck *zir* oder *sir* zurückgehen dürfte. Ein sumerisches *sur·sur* bedeutet ‚kriechen‘, das an s. *sárpas* ‚Schlange‘ — *ἔρπω* ‚kriechen‘ — lat. *serpo* ‚kriechen‘, *serpeus* ‚Schlange‘ erinnert¹⁾. Da Ablaut, d. h. Vokalwechsel, im Sumerischen vorkommt, so ist Verwandtschaft von *siru* mit *sur·sur* ‚kriechen‘ nicht unwahrscheinlich. — Das südliche Kreuz, das in Sumerien um — 3000 gut zu sehen war, wird *mu·sir·a·ab·ba* oder *sudun·a·ab·ba* genannt. Beides bedeutet ‚Joch des Meeres‘. *mu* ist Bezeichnung für Geräte, genau wie *giš* (s. bei *Nergal-Nin·giš·zida*). Es kann *giš* aber auch in allen anderen Bedeutungen

1) Vgl. auch *σαύρος* ‚Eidechse‘?

vertreten: ‚Mensch‘, ‚Mann‘, ‚Herr‘, ‚Baum‘, ‚Organ‘, ‚Himmel‘, ‚Gott‘, ‚Feuer‘, ‚Sonne‘. Bemerkenswert ist, daß das lateinische Wort mundus (Stamm mud), an das es anflingt, eine ähnlich umfassende Bedeutung hat: ‚Menschheit‘, ‚Menschen‘, ‚Untermwelt‘, ‚Erde‘, ‚Himmel‘, ‚sauber‘, ‚zierlich‘, ‚Gerät‘ (Puß und Schmuck). sir hängt vielleicht mit sir ‚lang sein‘, ‚lang machen‘ = sir ‚spinnen‘ (d. i. lang ziehen) zusammen. Dgl. εἶρω ‚reihen‘, ‚knüpfen‘ = lat. serere dasselbe, series ‚Reihe‘ — σείρα ‚Seil‘, σύρω ‚ziehen‘. musir ‚Ziehholz‘. a·ab·ba ‚Meer‘, vgl. s. āp ‚Wasser‘ oder vielleicht Kompositum aus a ‚Wasser‘ + aba ‚Sülle‘? a = aqua? aba ‚Sülle‘ vgl. mit lat. ops ‚Sülle‘ und altnordisch afa ‚Sülle‘. Das südliche Kreuz war eben über dem persischen Golf zu sehen, daher der Name. „Joch“ ist der Name des Pols der Ekliptik, der in der Nähe des südlichen Kreuzes liegt. — Der Rabe heißt u·elteg·ga. elteg·ga Genetiv von elteg, ‚Sturm‘, das unerflärt bleiben muß. u dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach ‚Vogel‘ bedeuten, was durch s. vi ‚Vogel‘ (= a·vis — οἰωνός ‚großer Vogel‘) gesichert wird. s. va, ve, vi erscheint auch sonst im Sumerischen vielfach als u. Dgl. die Raben Odins, die auch als Sturmvoegel gelten.

Auch einzelne Sterne oder Gestirne lassen in ihren Benennungen indogermanische Sprachreste erkennen.

Die gewöhnlichste Bezeichnung für den Mond ist Sin. Es ist bemerkenswert, daß diese Benennung seitens des babylonischen Astronomen nur bis zum 10. Tage nach Neumond benutzt wird, d. h. solange als der Mond noch keine vollendete Rundung zeigt. Die sichel- oder bogenartige „unvollendete“ Krümmung liegt also im Begriff von Sin. Ganz dasselbe gilt aber vom lat. sinus ‚Bogen‘, ‚Busen‘ u. ä. Die Bezeichnung mul·an·na, d. h. einfach ‚Himmelsgestirn‘ dürfte in mul denselben Stamm wie deutsches ‚Mal‘ = ‚Zeichen‘ aufweisen. Es wird nämlich mul einmal als (Himmels-)Schrift erläutert. mul (wahrscheinlich mol gesprochen vgl. μολο·βαβάρ) dürfte also genau dasselbe wie unser „Mal“ sein. an s. o. Das Halblicht (Erdblcht) des Mondes gilt als Tiara (Turban): babylonisch agū genannt, sumerisch aga ‚Krone‘, ‚Turban‘, verwandt mit agé ‚Gürtel‘. Dieses wohl weiter verwandt mit s. angh ‚beengen‘, — ἄγγειν dasselbe ἀγγώνη ‚Strick‘ — lat. ang — ‚beengen‘ — got. agan ‚sich ängstigen‘. Ein Beinamen des Mondes ist Nannar, das als ‚Leuchter‘ erklärt wird. Diese Erklärung scheint mir, wie zuweilen auch sonst der Fall, Verlegenheitserklärung der babylonischen Astronomen. Dgl. nämlich s. nanā ‚Mütterchen‘ — νάνναρ ‚Großvater‘, ‚Oheim‘, νάννα ‚Großmutter‘ und beachte, daß der Mond auch als Vater der Sonne gilt. Auch die Muttergöttin von Erech führt den Beinamen Nanā. Und wenn Istar nannarat (babylonische Endung), angeblich ‚Erleuchterin‘ genannt wird, so ist für die Urmutter alles Lebens der Titel nana = ‚Urmutter‘ viel passender.

Planet heißt lu·bat. Wenn auch keine wörtliche Übersetzung dieser

Bezeichnung vorliegt, so darf man doch wohl vermuten, daß sie sich auf die bemerkenswerteste Eigenschaft, die Bewegung, bezieht. Da Merkur speziell Lu·bat, Venus Dil·bat und Mars Zal·bat heißt, so kann man auf Komposita schließen, zumal auch zwei Ideogramme zusammengestellt sind. Lu dürfte vielleicht dasjenige Lu sein, das der Sumerer als Pronomen relativum benutzt, und zwar für Personen. Da aber die Planeten als belebt gelten, ist diese Art Gebrauch kein Hindernis. Lu als verwandt mit *λαός* (*λαF-*) 'Volk' usw. s. o. nördliche Krone: bat dürfte, da sumerisch b öfter p, π entspricht, zu s. pat 'fallen', 'fliegen' — *πατέω* 'wandeln' usw. stimmen. Lu·bat hieße demnach 'der sich bewegt', „Wandelstern“.

Mercur, der unter allen Planeten die schnellste Bewegung zeigt, hat die Bezeichnung Lu·bat allein, oder auch mit dem Zusatz Gu·ud 'Stier'. Dies ist erweiterte (?) Form von gu 'Stier', s. bei Stier.

Der Name Dil·bat für Venus wird an einer Stelle als 'Verfänderin der Sterne' erklärt. Da aber im gleichen Text ganz weifellos falsche Übersetzung anderer Ausdrücke vorkommt, ist ein Zweifel an der Richtigkeit dieser Übersetzung erlaubt. bat wird sonst nie für Fixsterne gebraucht, deren „Verfändigung“ der Babylonier doch wohl meint. Was dil im Sinne von 'verfänden' anlangt, so ließe sich wohl an gr. *δηλώω* 'offenbaren' denken. Besser paßt aber *δελήη* 'hellste Zeit', dann 'Nachmittag', auch 'Abend'. Nimmt man bat als 'Planet', so ergibt das den Sinn: 1. der 'Planet der hellsten Zeit', d. h. der schon am hellen Tage erkennbar ist, wenn andere Sterne noch nicht zu erkennen sind bzw. 2. 'Abendplanet'.

Mars heißt Dir. Er ist der babylonische Unglücksstern „unheilbringend“, „feindlich, widrig“. dir wird als 'rot' erklärt, was auch 'düster' bedeuten kann. Zur astrologischen Bedeutung paßt gut lat. *dirus*, das 'unheildrohend' u. ä. speziell von Vorzeichen bedeutet. Die Bezeichnung Zal·bat für Mars soll 'mit Tod gesättigt' bedeuten. Die Erklärung stützt sich offenbar auf s. zal(·zal) 'übervoll sein': vgl. *σάλος* 'Schwall' — lat. *salus*, *salum* „schwelende“ = 'hohe See' — ahd. *swellan*, 'schwellen'. bat als 'Tod' entspricht der gewöhnlichsten Bedeutung des betr. Ideogramms. Warum hier aber bat 'Tod' bedeuten soll, welche Bedeutung bei den andern Planeten gar keinen Sinn hat, ist nicht recht einzusehen. Ich möchte also vorziehen, auch hier bat als 'sich bewegend' = 'Planet' aufzufassen und zal zu *ζήλος* 'Eifer', 'Ungezügelt', 'Zorn' zu stellen (auch verwandt mit *ζάλη* 'Wogenschwall', *σάλος* 'Schwall'). Danach hieße Zal·bat der 'zornige, wütende usw. Planet', was seinem astrologischen Charakter gut entspräche.

Jupiter hat zahlreiche Benennungen: Sag·me·gar, Ud·al·tar, Umun·pa·è, Umun·pa·ud·du, Dugdug, Te·ut, Mulu babbar, die meist der Erklärung Schwierigkeit bereiten. Mulu babbar heißt 'weißer Stern' (gr. *μολοβαββαρ*, in spätgriechischen Schriften). Zu mul 'Stern' = „Mal“ s. o. babbar 'hell', 'weiß', ist wohl mit bar 'erglänzen', 'aufgehen' (von Gestirnen)

verwandt. Dieses wiederum mit lat. *pareo* ‚erscheinen‘ (von Gestirnen!). *Te·ut* soll daselbe bedeuten. *ut* mag mit *ud* ‚Tag‘; ‚Zeit‘; ‚Sonne‘ und *utu* ‚Sonnengott‘ zusammenhängen. Zu *ud* *Zeit* stimmt *s. vat* ‚Jahr‘, 3. B. in *par·ut* = *περ·υτ* ‚vorjährig‘. *Te* mag zu *δεδομαι* ‚schauen‘, *δέα* die ‚Schau‘ (*γ* *dhi* ‚scheinen‘, ‚schauen‘) gehören. — *Dug·dug* Plural oder hier Superlativ von *dug* ‚schön‘ erinnert an *s. duh* ‚gewinnen‘ — lit. *daug* viel — got. *dugan* ‚taugen‘.

Saturn: *Sag·uš* ‚erster Schein‘, *sag* ‚Haupt‘, ‚Anfang‘, ‚erster‘ u. ä. mag mit *ηγέομαι* ‚Erster sein‘, ‚anführen‘ gleicher Wurzel sein. *uš* erinnert an *uš* ‚Blut‘ = *vis·cora* ‚rohes Fleisch‘, *uš* ‚Tod‘ = altlat. *visus* ‚Gift‘, bei denen *sum. uš* lat. *vis-* entspricht. Deshalb dürfte *uš* ‚Schein‘ zu lat. *visio* ‚Erscheinung‘ gestellt werden dürfen. — Der Name *Mi* ‚der Dunkle‘ dürfte sich durch *μαλνω* ‚färben‘, ‚beschmutzen‘ erläutern lassen. — Für *Sag·uš* verwendeten die Babylonier später den Ausdruck *Gin*. Dies bedeutet ‚glänzend‘. Die genauere Bedeutung läßt erst die Vergleichung erkennen. Der *Lasurstein*, *lapis lazuli* heißt nämlich sumerisch *za·gin*. *za* bedeutet ebenfalls ‚glänzend‘, aber ganz allgemein; es wird in demselben Sinne wie griechisches *ζα* benutzt, d. h. als Vorsilbe zum Zweck der Verstärkung ‚sehr‘. Nun heißt der *Lapis lazuli* im Griechischen *κόωνος*. Damit ist *gin* als *κόωνος* bestimmt. Es handelt sich also bei *Gin* um dunklen Glanz, wie es zu dem am wenigsten hellen Planeten paßt.

Auch die Namen einzelner Fixsterne bieten zu Betrachtungen Anlaß. *Aldebaran* im Stier wird *An·na·mir* ‚Krone Anus‘ (des Himmels) genannt. *an s. o. mir* = *mer* ‚Gürtel‘, vgl. mit *μηρινδος, μέριμς* ‚Band‘, ‚Saden‘ u. ä. — Die *Plejaden* werden einfach als *mul* bezeichnet, vgl. oben. — *Spica* in der Jungfrau heißt *sü·pa*. Dies soll ‚glänzender Stern‘ bedeuten. Ein sumerisches *su* heißt ‚hand‘, sowohl als auch ‚Macht‘, ‚Gewalt‘. Es erinnert an *ισχω* (= *εχω*) ‚haben‘, ‚halten‘, *ισχύς* ‚Macht‘, ‚Kraft‘. Vielleicht ist hiermit *sü* in *sü·pa* verwandt. Die Bezeichnung *He·gál·a* ‚Stern der Fülle‘, wörtlich ‚Fülle habend‘ eines Sternes in der Jungfrau bezieht sich ebenfalls wohl auf *Spica*. *he* ‚Fülle‘, ‚Menge‘ stellt sich zu *he* ‚schütten‘ und somit zu *s. ju·hoti* ‚gießt‘; *lutis, homa* ‚Fuß‘ — *χέω, χόω* ‚schütten‘ — got. *giutan* ‚gießen‘. *gál* etwas ‚sein‘, ‚besitzen‘ vgl. lat. *celare, occultare* — ahd. *hēlan* ‚hehlen‘. *a* ist Partizipialendung. Die Bezeichnung *Bal·ur·a*, Stern der „strohenden Fülle“, mag sich gleichfalls auf *Spica* beziehen. Dazu vgl. *s. bala* ‚Kraft‘, ‚Stärke‘ und *s. vāra* ‚haufen‘, ‚Menge‘. Endlich findet sich noch *Giš·ban* für *Spica*. Damit mag hier die Wage gemeint sein, die als Attribut der Jungfrau sowohl in Babylonien wie in Griechenland (*Themis*, *Dike*) vorkommt. *giš* für Geräte *s. o. ban* ‚Bogen‘ (*s. bana* ‚Pfeil‘). Ein Bogen würde sich zum Vergleich mit dem Wagebalken eignen. Vgl. auch, daß die Wage — das auf die Jungfrau folgende Sternbild — babylonisch *zibanitu* — sumerisch wahrscheinlich *zi·ban* hieß (= *zid-ban*, ‚Richt-bogen‘).

Ur-bar-ra ist der Name des Polarsterns. ur bezeichnet jedes hundeähnliche Raubtier (s. beim Löwen). barra bedeutet ‚wild‘. Da das Sumerische kein f oder φ aufweist (möglicherweise konnten die Babylonier es nur nicht wiedergeben), so mag es vielleicht zuweilen in b seine Entsprechung finden. Unter dieser Annahme ließe sich bar-ra ‚wild‘ zu φηρ ‚Untier‘ und lat. ferus ‚wild‘ in Beziehung setzen, dann aber weiter zu got. biari ‚Tier‘ und ahd. përo ‚Bär‘. Damit erklärt sich dann die Bezeichnung ‚kleiner Bär‘ für den kleinen Wagen, die in der Gestalt des Sternbildes keinen Anhalt findet. Sie wäre vom hellsten Stern auf das ganze Bild übergegangen. Eigentümlich ist der griechische Name des Sterns: *κυνος οὐρα* ‚Hundeschwanz‘: fast als ob in *κῶων* der Sinn und in *οὐρα* der Lautwert von sumerisch ur sich wiederpiegelte!

Sirius stellt bei den Babyloniern die Spitze eines Pfeiles dar, dessen Schaftende bei *♁ canis maj.* liegt. Sein Name ist kak-si-di, später kak-ban. Der Name dürfte wohl Pfeilspitze oder ähnliches bedeuten. ban ist ‚Bogen‘. sidi kommt in im-sidi, ‚Nordwind‘, vor und wird erklärt mit ‚gerade‘. Das würde auf einen Pfeil zutreffen. Ob etwa sidi mit lat. seta ‚Borste‘ (steifes bzw. gerades Haar) verwandt wäre? Kak dürfte wohl Spitze bedeuten. Vgl. dazu s. kakut ‚Gipfel‘, ‚Kuppe‘ — lat. cacumen (aus cacudmen) ‚Gipfel‘, sowie assyrisch qaqqadu ‚Haupt‘, wo wie auch sonst öfter das assyrische Lehnwort die ursprüngliche längere Form des Sumerischen bewahrt hat. (Der Name Sirius *Σελπιος* findet sich in lat. serenus sowie sumerisch sir ‚Licht‘ wieder.) Der Name Bär-sag ‚erstes Licht‘ ist für den hellsten aller Siebsterne bezeichnend. Daß sag ‚Haupt‘, ‚erster‘ u. ä. mit *ἡγέομαι* ‚Führer sein‘, ‚anführen‘ verwandt sein könnte, wurde oben erwähnt. Bär ‚hell sein‘, ‚hell werden‘, auch ‚Sonne‘ stellt sich wohl zu pareo ‚erglänzen‘ (von Gestirnen gesagt).

Endlich seien noch einige Sachausdrücke erwähnt. Der Pol heißt mu-sir kes-da ‚geflechtene Joch‘, d. h. es flechten sich dort die Meridiane zusammen. mu-sir war beim südlichen Kreuz erörtert. Zu kesda vgl. sumerisch kes ‚Stirn‘ — s. keça ‚Haupthaar‘, neuperj. gësö ‚Lode‘, endlich lit. kasà ‚Haarflechte‘. — si ist Sachausdruck für den heliakischen Aufgang, das Hervortreten eines Gestirnes aus den Strahlen der Sonne. Dazu beachte s. khyā (aus ski + ā) ‚berühmt sein‘ — lat. scire ‚wissen‘ (= sehen) — altjächj. skīn ‚leuchtend‘, ‚sichtbar‘, ‚hell‘; ahd. skinan ‚scheinen‘. — su bezeichnet den heliakischen Untergang, das Verschwinden eines Gestirns in dem Strahlenkreis der Sonne: s. sku ‚bedecken‘ — *σκότος* ‚Fell‘, *σκόπιον* ‚Augenlid‘ — lat. scutum ‚Schild‘ — altjächj. skio, agj. scéo ‚Dede‘, ‚bedeckter Himmel‘. — en ‚Zeit‘ stimmt zu *ένος* in *ένιαυτός* ‚Jahr‘ sowie zu *ήνις* = *ένος* (nach Hesych) — itu ‚Monat‘ ist dem Ideogramm zufolge eine Steigerungsform von ud ‚Tag‘. Wenn itu und ud (ut) verwandt sind, so gehören beide wohl zu s. vat ‚Jahr‘, ut in par-ut = *πέρυτι* ‚voriges Jahr‘ — lat. vetus ‚alt‘

— got. vith ‚Jahr‘. Zu itu speziell vgl. *Éτος* ‚Jahr‘. — ušu Sonnenuntergang vergleicht sich s. ushas ‚Morgenröte‘ — *ἠώς, ἔως, αὐώς* = aurora (aus ausosa). Der Begriff „Dämmerung“ würde ušu und ushas usw. verbinden.

Wenn im obigen auch manches als wenig sicher begründet, als bloße Vermutung erscheinen mag, so dürfte sich doch ergeben, daß die sumerische Astronomie in ihren Bezeichnungen stark mit indogermanischem Sprachgut durchsetzt ist. Daß die Bezeichnungen von denen herkommen, die auch das Gebäude der Astronomie errichtet haben, dürfte wohl kaum zu bezweifeln sein. Somit wäre also die vielbewunderte babylonische Sternkunde, wenn nicht ganz, so doch wenigstens zum guten Teil ein Erzeugnis urindogermanischen Geistes. Die mancherlei Ähnlichkeiten des babylonischen und griechischen Sternhimmels wären zum Teil durch Verwandtschaft statt durch Entlehnung zu erklären.

Leider ist aus der Vorgeschichte Nord- und Mittel-Europas über den Fixsternhimmel der vorgeschichtlichen Europäer kaum etwas bekannt. Die Hoffnung, darüber mehr zu erfahren, dürfte gering sein. Am ehesten würde sich aus Märchen noch etwas rekonstruieren lassen, die bekanntlich zum Teil Sternmythen enthalten. Oder aus alten Namen (wie z. B. septentrio der Römer, das wohl Sieben„gespann“ bedeutet, also ursprünglich sich mit mar gid da ‚Gespann‘ berühren würde). Etliches kann vielleicht noch aus astronomischen Steinsetzungen geschlossen werden, wenn auch nur wenig. Bemerkenswert erscheint mir, wenn man an die Beachtung denkt, die die Sumerer den Plejaden gezollt zu haben scheinen — allein daß sie das Gestirn einfach als mul Mul das Gestirn „Gestirn“ bezeichneten — daß auch die Rennbahn beim Stonehenge (um — 2000) nach dem Aufgangspunkt der Plejaden orientiert ist. Das gleiche ist aber, wie ich fand, beim Stadion von Olympia der Fall, und zwar ergibt sich nach meiner Rechnung für die Anlage dieses Stadions etwa — 900 aus seiner Richtung nach dem Aufgangspunkt der Plejaden. Nach griechischen Quellen fanden die ersten Olympischen Spiele um — 880 statt, was hierdurch bestätigt wäre.

In manchen Beziehungen zeigt das Sumerische ganz erhebliche Abweichungen gegenüber den Sprachen des indogermanischen Sprachstammes. So ist z. B. die Syntax sehr eigentümlich. Viel kommt allerdings darauf an, wie man die Sache betrachtet. Der Gebrauch von Postpositionen, der im Sumerischen häufig ist, findet sich auch noch bei Homer des öfteren. Im Germanischen ist er nichts Ungewöhnliches. Was die Syntax im allgemeinen anlangt, so leistet die lateinische Dichtung darin bekanntlich öfters sehr Merkwürdiges und auch der griechischen Poesie sind Besonderlichkeiten nicht fremd. Wenn Relativsätze einfach durch eingefügte Hauptsätze dargestellt werden, so ist das im Nordischen ebenso wie im Sumerischen. Auch in der Syntax noch mehr Parallelen aufzudecken als bisher möglich war, erscheint mir nicht

ausgeschlossen, wenn genauere Untersuchungen unter dem Gesichtspunkt der Sprachvergleichung stattfinden werden.

Daß erhebliche Reste indogermanischen (auch speziell gemeinsam=indogermanischen) Sprachgutes im Sumerischen enthalten sind, dürfte wohl ziemlich feststehen. Manches (z. B. die Übereinstimmung der Verbalpräfige mit dem Griechischen, ferner die der Mythologie, einige besondere Parallelen im Wortschatz) deuten auf nähere Beziehungen zum Kentumzweig, insbesondere zu den Griechen.

5. Schlußwort.

Wenn auch das Material noch nicht zu ausreichender Begründung genügen mag, so möge es doch erlaubt sein, einige Vermutungen über das Verhältnis der Sumerer zu den Indogermanen zu äußern, die eben nicht viel mehr als Spekulationen sein können. Wenn um — 3000 die Kultur der Sumerer vielleicht schon den Gipfel der Entwicklung überschritten hatte, so verlegt sich der Zeitpunkt, wo noch Berührung mit indogermanischen Rassen bestand, etwa in der Zeit um — 4000, wenn nicht früher. Da das Sumerische ein ganz abweichendes Zahlensystem zeigt, so dürfte das indogermanische Zahlensystem — vielleicht — um etwa — 4000 aufgetommen sein. Es wäre erst entstanden, als die Sprachen sich vom Urindogermanischen sehr merklich entfernt hatten, die Völker aber noch ziemlich nahe nebeneinander wohnten. Die Verbreitung des Zahlensystems wäre dann vielleicht durch den Handelsverkehr erfolgt. Ein brauchbares Zahlensystem erleichtert den Handel und ist auch das erste, was durch den Verkehr bei fremden Völkern verbreitet wird, wie die Beispiele aus unseren Tagen genügend zeigen. Die Verbreitung durch den Verkehr hätte die Sumerer nicht mehr erreicht. — Was die Mythologie anlangt, so behauptet Herodot, die Griechen hätten ihre Götter von den Pelasgern übernommen. Die Griechen hatten auch sonst eine große Hochachtung vor den Pelasgern, sie nennen sie ‚göttliche Pelasger‘ *δίοι Πελάσγοι*, sie erinnern sich noch an die hohe Kultur und an den Goldreichtum der Pelasgerfürsten in ihren Sagen vom goldenen Zeitalter, ihre Fürsten rechnen es sich zur besonderen Ehre von Pelasgern abzustammen. Eine Vermischung von Vorgriechen mit Pelasgern — worunter ich die Träger der ägäischen Kultur verstehe — dürfte wohl außer Zweifel sein. Wenn die Griechen nun mit den Italikern urverwandt sind, so mag zum Teil das was beide unterscheidet auf pelasgischen Einfluß zurückgehen. Was aber in den griechischen und italienischen Sprachen verschieden ist, ist doch zum Teil wieder Sprachgut, das andere indogermanische Völker besitzen. Wäre dieses unterscheidende — aber in anderer Beziehung ebenfalls indogermanische — Sprachgut von den Pelasgern überkommen, so wären die Pelasger ebenfalls in näherer Beziehung zu den Indogermanen, als man bis-

her annehmen konnte. Vielleicht waren die Pelasger und Sumerer miteinander verwandt. Der pelasgisch=sumerische Urstamm hauste an den Ufern des Schwarzen Meeres, nördlich und nordwestlich die urindogermanische Familie, mit deren griechischem Zweig sie irgendwie verwandt waren oder innige Berührung besaßen. Sie wanderten ab. Die Sumerer über Bosporus=Kleinasien oder Kaukasus und Armenien ins Euphratland, die Pelasger durch Thrakien ins ägäische Gebiet. Wie in Sumerien um — 3000 der Gipfel der Kultur erreicht war und um — 2000 die Kultur von den Semiten aufgelesen war, so blühte um — 3000 die ägäische Kultur und verfiel seit — 2000. — Die Argonautensage weist direkt auf das Schwarze Meer hin, die Odyssee hat man gleichfalls dort zu lokalisieren versucht. Wie die Götterwelt mögen auch diese Sagen zum Teil von den Pelasgern übernommen sein. Von den untergehenden Pelasgern erhielt sich die Kolonie der Philister in Palästina noch sehr lange. Beachtenswert erscheint mir, daß die Philister einen Gott Dagon besaßen, wie die Sumerer einen Dagan, der ungefähr dem höchsten Gott An (Himmel) gleich gewesen zu sein scheint. Daß die Philister diesen Gott von den Semiten zu einer Zeit übernommen haben sollten, wo er bei diesen doch nur noch eine Nebenrolle spielte, erscheint wenig wahrscheinlich, wie überhaupt die Götter eigentlich nur bei Vermischung von Völkern übernommen, selten von außen her sozusagen „importiert“ werden. Dann wäre der Besitz des gleichen Gottes ein Hinweis auf Urverwandtschaft der Sumerer und Pelasger. Das Vorkommen gleicher Bestattungsart in Sumerien, auf etlichen griechischen Inseln und in Nordägypten weist auch auf Zusammenhänge hin. Wie schon gesagt, handelt es sich bei diesen Ausführungen um Gedanken, denen eine sichere Begründung abgeht, die aber vielleicht einmal zu Untersuchungen in bestimmter Richtung Anlaß geben könnten.

Zum Schlusse sei es mir gestattet, an dieser Stelle Herrn Geheimrat Prof. Dr. G. Kossinna für die Veröffentlichung des Aufsatzes, sowie für einige freundliche Ratschläge meinen besten Dank auszudrücken.

Der Verfasser.

Eine steinzeitliche Scherbeninschrift der Spiral-Mäanderkeramik.

Von Rudolf Moschkau, Leipzig.

Mit einer Textabbildung.

Der Dauerzustand wirtschaftlicher Not, der die Gegenwart traurig kennzeichnet, hat durch den Materialmangel auch die fortlaufende Veröffentlichung wissenschaftlicher Beobachtungen und Ergebnisse in vielen Fällen in Frage gestellt. Unsere Fachzeitschriften als die wichtigsten Träger solcher Veröffentlichungen sehen sich in ihrem Bestande schwer bedroht, und ihr regelmäßiges Erscheinen wie in Friedenszeiten ist meist unmöglich geworden. Dieser Umstand sowohl als der Wunsch, die Kenntnis eines vorgeschichtlichen wertvollen Scherbenfundes in weiteren Kreisen verbreitet zu sehen, veranlaßten mich, den Fund erstmals in der Wochenschrift der „Umschau“ (Nr. 9 vom 28. Februar 1920) statt in einer vorgeschichtlichen Fachzeitschrift zu veröffentlichen. Was indes an jener Stelle keinem allgemeineren Interesse begegnen konnte, mußte einer Besprechung in diesen Blättern vorbehalten bleiben und mag nun das Bild, das wir uns von diesem Scherbenfund und seiner Bedeutung zu machen haben, ergänzen und abrunden.

Der Fundort des Scherbens liegt in Nordböhmen bei Seltš am Abhänge des Spanwaldes, südlich Saaz a. d. Eger. In Verbindung mit den Scherben sind u. a. eine Menge Feuersteinabschläge und -spitzen sowie typische bandkeramische Beile zum Vorschein gekommen. In dankenswerter Weise hat Herr Fabrikbesitzer Kučer, Leipzig-Stünz, was hiervon in seinem Besitz war, samt dem Scherben geschenktweise dem Leipziger Museum für Völkerkunde überwiesen. Der Scherben, den unsere Abbildung um etwa $\frac{1}{5}$ vergrößert zeigt, ist ein dünnwandiges Randstück von einem der spiralverzierten bombenförmigen Tongefäße, wie sie in der Spiral-Mäanderkeramik besonders West- und Mitteldeutschlands häufig sind. Das Material ist ein feingeschlammter grauer Ton, der ganz vereinzelt winzige Einsprengsel, anscheinend von Holzkohle, enthält. Nach dem Rande zu tritt eine oberflächliche Schwärzung auf,

bei der nicht an Engobierung zu denken ist. Nach unten hin geht die Schwärzung in ein schwach bräunliches Grau über. Die Reste der Verzierung sind in einer spitzwinkligen Furche zu erkennen, die als obere Begrenzungslinie eines fortlaufenden Spiralbandes zu gelten hat. Das Band ist mit Einstichen gefüllt gewesen, wie sie gern paar- und gruppenweise oder aber wie hier in dichter Streuung angebracht wurden. Es seien hierbei, um einige Beispiele dieser Verzierungsweise heranzuziehen, je ein Gefäß von Beesenstedt (Mansfelder Seekreis), Trotha (Halle) und Merseburg, sowie Gefäßreste von Eutrißsch (Leipzig) genannt¹⁾. Nach oben hin bildet das Spiralband mit dem Gefäßrande ein dreieckiges Zwiefelfeld, das auf unserem Scherben mit drei Reihen eingeritzter linearer Zeichen verschiedener Form so gefüllt ist, daß auf die oberste



Seltisch, Nordböhmen. Steinzeitliche Scherbeninschrift der Spiralleramik.

aus 5—6 Zeichen bestehende Reihe eine mittlere aus 3 und eine untere aus 2—3 Zeichen gebildete Reihe folgt. Die Zeichen sind tief eingeritzt und in ihrer Form klar und eindeutig erkennbar. Besonders tief erscheinen die Zeichen der ersten Reihe bis auf den oberen Teil des Doppelhafens. Bei dem ersten Zeichen von rechts her bleibt zweifelhaft, ob ein kleiner, nach links gerichteter Beistrich als beabsichtigt oder nicht vielmehr als Abdruck eines kleinen hier zufällig eingebundenen Holzteilchens anzusehen ist. Weiter stellt sich unter der Lupe der oberste der drei Punkte auf dieser Zeile als eine geringe zufällige Verletzung heraus. Die beiden unteren Punkte unterscheiden sich von ihm dadurch, daß sie tiefer geführt und durch das Einstechen in den weichen Ton glatter ausgefallen sind. Außerdem lassen beide wie auch die Punkte der mittleren Reihe bei scharfem Zusehen erkennen, daß das zum Einritzen verwendete Gerät, wohl ein Hölzchen, nicht scharf zugespitzt war und so in jedem Punkte noch einen winzigen Nebenstich verursachte. Hingewiesen sei noch auf

¹⁾ Abbildungen bei Wilke, Beziehungen usw., Mitt. d. Anthr. Gesellsch. in Wien, Bd. XXXV, S. 250 ff.

einen schwachen und sehr kleinen Beistrich, der über das untere Ende des offenen ovalen Zeichens der mittleren Reihe hinweggeht und auf unserer Abbildung kaum erkenntlich ist. Er erinnert an ein völlig ähnliches Zeichen einer minoischen Inschrift von Präsos auf Kreta (Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur usw., Mannusbibl. 7, Fig. 46).

Ist somit der Erhaltungszustand des Seltsher Scherbens und seiner Zeichen im ganzen als gut zu bezeichnen, so sind doch die Wirkungen langen Lagerns im Erdreich nicht zu verkennen. Die Oberfläche ist stellenweise wie über dem rechten Zeichen der mittleren Reihe angegriffen, und die Ränder der Einritzungen haben ihre ursprüngliche Schärfe eingebüßt. Bei der Säuberung des Scherbens und bei dem Versuche eines Wachsabdruckes zeigte sich die Oberfläche sehr empfindlich, indem Spuren der Schwärzung und des Tons sich ablösten. Auf Kosten der äußeren Einflüsse mag es mit zu setzen sein, daß die obersten Zeichen tiefer und breiter erscheinen und sich von ihrer Umgebung heller abheben.

Bei der nicht ganz unversehrten Oberfläche des Scherbens ist es kaum angängig, allein aus technischen Gründen mit zwingender Bestimmtheit zu sagen, daß die Zeichen vor dem Brande eingeritzt seien, indessen spricht ebensowenig ein technischer Umstand dagegen. Nach meinem Erachten und dem Urteil Georg Wilkes als eines ersten Kenners neolithischer Keramik haben Scherben und Einritzungen als gleichaltrig zu gelten. Es ist zwar gemeinhin selbstverständlich, daß man Einritzungen eines vorgeschichtlichen Scherbens als gleichaltrig mit dem Scherben selbst ansieht, indes verdient diese Feststellung für unsern Fall besonders unterstrichen zu werden; denn die Einritzungen unseres Scherbens sind von so einzigartigem Vorkommen und lassen so wichtige Schlüsse zu, daß sie, wie es einzigartigen Funden zu gehen pflegt, die uns altgewohnten Vorstellungen zu entsagen nötigen, leicht hin als eine Fälschung bezeichnet werden könnten. Für diesen Fall aber möchte ich erklären, daß nicht nur nach meiner Kenntnis der bisherigen Besitzverhältnisse des Scherbens eine Fälschung als ausgeschlossen gelten kann, sondern eine solche Auffassung auch auf technische Gründe hin nicht mit Erfolg vertreten werden könnte. Auch sprechen Gründe anderer Art entschieden dagegen. So sind punkt- und furchenförmige Einstiche, aus denen unsere Einritzungen zusammengesetzt sind, an sich charakteristisch für die neolithische Verzierungsweise der Gefäße. In ihrer abstrakt linearen Form lassen sie wie die meisten Gefäßornamente dieser Zeit irgend einen Bildwert nicht erkennen. Trotzdem aber weichen sie von diesen Ornamenten erheblich ab und zeigen eine so auffallende Ähnlichkeit mit altertümlichen Schriftzeichen, daß man sich auf den ersten Blick gedrungen fühlt, sie als Schriftzeichen anzusprechen.

Schon der Umstand ihrer zeilenweisen Anordnung, die dem Rande parallel, also wagerecht läuft, vor allem aber die Tatsache der Übereinstimmung einzelner Zeichen mit wirklichen Schriftzeichen der alteuropäischen

Alphabete, besonders der Runen, nötigt zu einer solchen Auffassung. Sodann aber treten doch an neolithischen Gefäßen besonders der Spiral-Mäanderkeramik nicht selten vereinzelt ähnliche, strichartige Zeichen auf wie I=, M=, V=, W=Figuren, sowie leiter=, hand=, famm=, kreuz= und dreizackförmige Darstellungen, denen wiederum sämtlich Parallelen aus den mittelmeehländischen Linearalphabeten an die Seite gestellt werden können. Um nur einige Beispiele für Einzeldarstellungen solcher Figuren heranzuziehen, sei auf ein Gefäß von Rhinow, Kr. Westhavelland (Zeitschr. f. Ethnol. 1892, Fig. 2) und auf je eine Amphora von Walternienburg, Kr. Jerichow I, und Saßkorn, Kr. Osthavelland (Kossinna, Deutsche Vorgeschichte, Abb. 26, 27) verwiesen, ferner auf die bekannten Handpauken, auf Gefäßscherben von Draßkowitz bei Grimma (Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 998/99) und Cassabra bei Ošchatz (Umschau, Heft 9, 1920, Abb. 2), sowie auf die entsprechenden Zeichen der neolithischen Niederlassung von Tordos, Siebenbürgen (Zeitschr. f. Ethnol. 1903). Nach Maßgabe dieser und weiterer Funde vereinzelter schriftförmiger Zeichen kann es als etwas Unerhörtes nicht mehr erscheinen, im Scherben von Seltſch nun auch einer ganzen Folge solcher Zeichen zu begegnen, die man bei ihrer zeilenweisen Anordnung freilich nicht anders denn als eine Gefäßinschrift bezeichnen kann.

Steht aber diese Auffassung fest, so wird die außerordentliche Bedeutung des Scherbens für Schrift- und Kulturgeschichte sogleich klar. Denn an Alter übertrifft dieses Denkmal — wenn man sich Wilkes neueste Chronologie zu eigen macht, die durch Verlegung des Beginns der Bronzezeit auf rund 2400 v. Chr. die Anfänge der Spiral-Mäanderkeramik noch ins 4. Jahrtausend v. Chr. hineinrückt — alle bisher bekannten europäischen Schriftdenkmäler. Nur die dolmenzeitlichen Inschriften von Alvaõ in Portugal, die bereits dem 5. Jahrtausend angehören dürften, gehen ihm zeitlich voran. Bei dieser Zeitstellung aber kommt allein eine Herleitung der Seltſcher Zeichen von den Apylienmarken Westfrankreichs in Frage, und außer zeitlichen Umständen sprechen auch archäologische Parallelen des frühen Neolithikums zwischen Mittel- und Südwesteuropa sowie die Rassenverhältnisse dieser Zeit zugunsten einer solchen Annahme¹⁾.

Für eine Herleitung der Runen aus dem ausgehenden westeuropäischen Paläolithikum, die erstmals Freiherr v. Lichtenberg öffentlich vertrat, wäre dann in der Seltſcher Inschrift ein zeitliches Bindeglied gegeben. In dieser Auffassung bestärkt uns der runenartige Charakter der Seltſcher Zeichen, von denen einzelne ihrer Form nach mit Runen genau übereinstimmen. Es sei

¹⁾ Zur Frage des Zusammenhangs zwischen den Apylienmarken und den jungsteinzeitlichen alphabetförmigen Gefäßzeichen vgl. R. Moškatou, Steinzeitliche Anfänge unserer Linearſchrift vom Boden Mitteleuropas. (Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Lehrerzeitung Nr. 4, März 1920.)

besonders auf die merkwürdige Form des Doppelhafens <>, d. i. der ng-Rune hingewiesen.

Da nun die Asylienzeichen als teilweise mnemonische, sowie bilderschriftliche und besonders gebärdensprachliche Symbole in graphischer Niederschrift gelten dürfen, die Runen aber reine Lautschrift sind, so muß eine Übergangsstufe der Schriftentwicklung zur Lautschrift vorhanden gewesen sein, die den älteren Symbolen den Wert von Wort- oder Silbenzeichen gab. Für diese Übergangszeit möchte ich die Periode des Seßhaftwerdens der einstmaligen Jägerstämme ansehen. Damals wurden nach meiner Auffassung die der Jägerstufe eigentümlichen, reich entwickelten gebärdensprachlichen und zauberischen Abwehrgeistes zugunsten einer herrschend werdenden lautsprachlichen Verständigung verdrängt, ein Vorgang, der bei den altüberkommenen Asylienmarken notwendig einen Wechsel von der magischen Bedeutung zur Bedeutung sprachlicher Laute anbahnen mußte. Für die Bedeutung der Seltischer Zeichen, die zeitlich dieser Übergangszeit schon recht ferne liegen, ergibt sich daraus, daß man ihnen wenigstens Silbenwert, wenn nicht gar den Wert einzelner Laute zusprechen muß.

Merkwürdig erscheint nur, daß eine so wichtige Errungenschaft wie die Silben- und Lautschrift bisher in Mitteleuropa weder vor noch nach der Zeit der Spiral-Mäanderkeramik bis zu den Zeiten der nachchristlichen Runen hinab in irgendwelchen vorgeschichtlichen Denkmälern bekannt geworden ist. Indes ist doch wahrscheinlich, daß unter ungezählten Tausenden von Scherben in musealem und privatem Besitz, wie sie selbst der allerfleißigste Prähistoriker nicht durchzumustern vermag, sich noch manch weiteres Zeugnis für den neolithischen oder bronzezeitlichen Gebrauch einer Linearschrift in Mitteleuropa verbirgt. Vor allem sei hier an die große Anzahl angeblicher Runeninschriften erinnert, die Rudolf Henning, der Herausgeber der „Deutschen Runendenkmäler“, geprüft und als nicht lesbar verworfen haben will. Vielleicht gehört zu den älteren Vorstufen der Runen das Tonköpfchen des Berliner Museums, das technisch der Lausitzer bronzezeitlichen Keramik am nächsten steht und dessen Zeichen unter Zuhilfenahme der phonetischen Geltung der Runen eine einwandfreie Lesung nicht ermöglichen, vielleicht ist auch die Tonscheibe von Nassenbeuren hierher zu rechnen. All dieses Material bedürfte für die Frage nach der vorgeschichtlichen Schrift einer neuen Durchsicht und vor allem einer chronologisch sicheren Ordnung. Schließlich mag uns manche Probe vorgeschichtlichen Schriftgebrauchs auch noch im Erdreich vorenthalten bleiben; hat doch selbst ein so stark durchwühlter Boden wie der Ägyptens uns seine ältesten, den ersten beiden Dynastien angehörigen Schriftdenkmäler erst in den letzten zwanzig Jahren herausgegeben.

Wie der Mangel an vorgeschichtlichen Schriftzeugnissen, so bedarf auch das Aufkommen der bronzezeitlichen Bilderschrift des germanischen Skandinavien in Zukunft der Aufklärung. Denn wenn schon die Seltischer Scherben-

inschrift nicht aus dem urgermanischen Siedlungsgebiet stammt — die Spiral-Mäanderteramit umfaßt mit ihrer mitteldeutsch-böhmischen Gruppe nach G. Wilke das Siedlungsgebiet urillyrischer Stämme — so muß doch bei der Nachbarschaft dieser beiden Siedlungsgebiete und bei der gleichen Herkunft beider Stammesgruppen auch für die Urgermanen die Bekanntschaft mit linearschriftlichen Zeichen vorausgesetzt werden. Dann aber bleibt schwer verständlich, wie sich neben dem Gebrauch einer Linearschrift eine bronzezeitliche Bilderschrift mit ihrer unvergleichlich schwierigeren Wiedergabe lesbarer Tatbestände entwickeln konnte.

Aber jeder neue Fund gibt neue Rätsel auf. Wir müssen uns für heute bescheiden erkannt zu haben, daß mit dem Seltischen Scherben für den jungsteinzeitlichen Boden Mitteleuropas der zeilenweise Gebrauch linearer Schriftzeichen belegt ist, die alphabetförmiges Aussehen zeigen und anscheinend den Wert von Silben- oder Buchstabenzeichen haben. Wer sich zu der bisher bestbegründeten Wilkeschen Lösung des Indogermanenproblems bekennt, muß mir in der Deutung dieses Scherbens als eines im eigentlichen Sinne indogermanischen Schriftdenkmals zustimmen, das dem Siedlungsgebiet der nachmals als Illyrer bezeichneten indogermanischen Stämme angehört.

III. Bücherbesprechungen.

W. Soergel, Löss, Eiszeiten und paläolithische Kulturen. Eine Gliederung und Altersbestimmung der Lössе. Verlag von Gustav Fischer-Jena 1919. Mit 14 Abbildungen im Text und 1 graphischen Darstellung. IX und 177 S. 8°.

Die Anschauung über Zahl der Lössе, Zeit ihrer Bildung, zeitliches Verhältnis zur Kulturentwicklung usw. sind innig verknüpft mit den verschiedenen Auffassungen vom glazial-interglazialen Zyklus überhaupt.

Diese Bedeutung der Lössе kommt in dem vorliegenden Buch Soergels, welches sich als Hauptaufgabe ihre Gliederung und Altersbestimmung stellt, deutlich zum Ausdruck.

Wie ich vor der Besprechung der Einzelheiten seiner Aufstellung betonen möchte, stellt sich letztere lediglich als eine neue Abart der bisherigen Quartärgliederung der deutschen Geologen dar.

Abgesehen von kleinen Fortschritten, wie die ältere Datierung der jüngeren Lössе, trankt sie noch immer an dem Hauptfehler der norddeutschen und der Pendschen Gliederung, dem Rib-Würm-Antiquus-Interglazial. Aber sonst hat Soergel in manchem recht.

Was er z. B. an Beweisen für die Entstehung der Lössе während der Vereisungsperioden vorbringt, ist zwar größtenteils nicht neu, wird aber von allen Unparteiischen nur in dem Sinne gedeutet werden können, daß die Lößbildung zweifellos an eiszeitliche Vorgänge gebunden ist und keinesfalls in das Höhestadium einer Zwischeneiszeit fallen kann.

Große Schwierigkeiten bereitet aber auch nach Ausschaltung der Zwischeneiszeiten als Entstehungszeit der Lössе deren Fixierung im Verlauf eines eiszeitlichen Phänomens. Soergel nimmt an, daß sich die Lössе nur beim Eisvorstoß und während des Maximums gebildet hätten, nicht aber in der Abschmelzperiode.

Wer das Lagerungsverhältnis zwischen Lössen, Moränen und Schotterterrassen rein sachlich betrachtet, wird dem Verfasser nur zum Teil recht geben können, nämlich bezüglich der Bildung eines Lösses im ersten Stadium einer Eiszeit. Dagegen scheint sich während des Hochstandes einer Eiszeit kein Löß gebildet zu haben, sondern es ist für diese Zeit ein feuchtkaltes Klima anzunehmen. Wie sollte man sich sonst den sandig-humosen Tundrenhorizont über dem älteren Löß mit seiner hocharktischen Sauna erklären?

Liegt dann auf diesem Tundrenhorizont ein Löß auch noch mit glazialer Sauna, die langsam zu einer gemäßigten überführt, so kann man, glaube ich, diesen Löß (L 1) doch nur als Löß der Abschmelzperiode ansehen, welche Ansicht noch dadurch verstärkt wird, daß dieser Löß dort, wo er fluvioglaziale Terrassen bedeckt, letzteren ohne größeren zeitlichen Abstand aufgelagert erscheint.

Es kann hier nicht der Ort sein, die anderen wichtigen Gründe für diese Auffassung anzuführen. Ich will nur betonen, daß gerade beim Eisrückgang m. C. die günstigsten Bedingungen für Lößbildung vorhanden waren, nämlich freiliegendes Seimaterial und die zur Verfrachtung in das eisfreie Gebiet vorauszuweisenden Winde.

Soergel kommt mit der Annahme nur eines Lösses für jede Eiszeit im Dorstoh und 3. T. im Maximum und einer feuchten Abschmelzperiode zu einer Asymmetrie der eiszeitlichen und zwischeneiszeitlichen Klimakurve. Danach würde einem langsamen Sinken der Kurve zum Maximalstand ein sehr rasches Ansteigen zum Interglazial folgen.

Der Angelpunkt der Soergelschen Ansicht ist die entscheidende Bedeutung, welche er der sog. „größten Vergletscherung“ der Schweizer Geologen beimißt.

Da sie die Grundlage seiner Lößaufteilung, ja der ganzen Neugliederung des jüngeren Quartärs darstellt, muß um so mehr auf die große Unsicherheit dieser Grundlage hingewiesen werden, welche in den bezüglichen Abschnitten des Buches für den objektiven Leser deutlich zum Ausdruck kommt.

Ortlich eng begrenzte Glazialablagerungen, deren Altersdeutung noch durchaus schwankend ist, werden uns hier als Zeugen einer bisher vermeintlich nicht genügend berücksichtigten Vereisungsperiode vorgeführt, die durch eine lange warme Zwischeneiszeit von der Rißeiszeit, durch eine Schwankung von der Würmeiszeit getrennt sein soll.

Hier hat unsere Kritik leichtes Spiel! Suchen wir den entscheidenden Horizont, dann ist es die Zeit zwischen Spätscheuléen und Moustérien. Da Soergel erstere Kultur in die Rißeiszeit versetzt, das Spät-Moustérien aber in die „größte Vergletscherung“, müßte das warme letzte Interglazial mit dem Moustérien zusammenfallen. Wie schaut aber das Moustérien in Wirklichkeit aus? Es ist nach übereinstimmendem Urteil aller Prähistoriker, welche die westeuropäischen Profile kennen, hocheiszeitlich, also gerade das Gegenteil von dem, was es nach Soergel sein sollte.

Um diese Tatsache kann man sich auch nicht mit dem Hinweis drücken, daß die Kulturentwicklung im Scheuléen und Moustérien keine klar einheitliche war, denn das Entscheidende ist die Sauna, welche nach dem Scheuléen keine Wiederkehr des Atelephanten kennt.

Diese Feststellung ist an so zahlreichen und eindeutigen Profilen gemacht worden, daß an ihrer Richtigkeit nicht zu zweifeln ist.

Das vermeintliche letzte Interglazial Soergels fällt also weg, so daß sich die untere Nagetierschicht des Moustérien mit der Rißeiszeit deckt, welches geologische Alter die Station von Marktleeburg bestens bestätigt.

Was Soergel als Schwankung zwischen die „größte Vergletscherung“ und die Pendsche Würmeiszeit einschreibt, wird dann das kühle letzte Interglazial meiner Aufstellung.

Sein Klima war gemäßigter als Soergel annimmt, der es lediglich eine Schwankung innerhalb einer und derselben Eiszeit sein läßt. Schon die Vorstellung, daß sich so mächtige Lößmassen, daß sich eine Verlehmungs- und Schwemmlermschicht von 4 und mehr Metern in zwei Eis-Hochständen und einer dazwischen liegenden Schwankung einer Eiszeit gebildet hätten, ist an und für sich unhaltbar¹⁾, noch dazu, wo stets die „größte Vergletscherung“ als nur kurze Vereisungsperiode aufgefaßt wurde.

Wie fest verankert die „größte Vergletscherung“ in Norddeutschland ist, geht aus der richtigen Deutung der fraglichen Moränenzüge als Rißmoränen durch Keilbad, Schmierer, Wunderlich u. a. zur Genüge hervor.

¹⁾ In Osterreich gibt es Profile der beiden Lössse und der Göttweiger Verlehmungszone von 20—25 m Mächtigkeit.

Eine Annäherung an meine Ansicht von der Zugehörigkeit von je 2 Lössen zu einer Eiszeit findet man im Kapitel über die ältere Lössformation, wo sich Soergel zu der Annahme gezwungen sieht, „daß vielfach zwei Lösser einer größeren Glazialperiode zugehören“ ... (S. 109).

Die im älteren Löss vorkommenden Laimenzonen können nur als Unterbrechungen in einem und demselben Löss gewertet werden, denn wie im besonderen die Sommergeprofile lehren, gehören mehrere ältere Lösser und Lösslehme der Früh-Rißzeit an.

Mir ist im deutschen älteren Löss kein Horizont bekannt, der unzweifelhaft auf das Mindel-Riß-Interglazial bezogen werden könnte; er müßte bei der Länge dieses Interglazials auch sehr scharf zum Ausdruck kommen.

Daher möchte ich Soergel nicht folgen, wenn er willens ist, Teile des sog. älteren Lösses der Mindel-Eiszeit zuzurechnen.

Die Stellung der jüngeren Lössformation nach Soergel und in Wirklichkeit wurde oben bereits dargelegt.

Wichtig ist, daß er die durch eine dazwischen liegende Klimaschwankung bedingte Zweiteilung von mir übernommen hat und mit ihr operiert, ein Fortschritt, der gegenüber allen Forschern, die sich bisher mit Quartärchronologie befaßten, hervorzuheben ist.

Leider ist, wie bereits auseinandergesetzt wurde, Soergels zeitliche Festlegung dieser beiden Lössbildungsperioden unhaltbar. Sich selbst aber widerspricht der Verfasser, wenn er den „Pariser“ mit L I parallelisieren will (S. 112). Er scheint nicht bedacht zu haben, daß dann die zwischeneiszeitliche Tierwelt mit dem Altelephanten usw., die im Tuff über dem „Pariser“ vorkommt, zwischen seine „größte Vergletscherung“ und die Pencksche Würm-Eiszeit fallen, also dem Aurignacien altersgleich sein müßte, was aber nicht möglich ist, da zwischen den beiden jüngeren Lössen im Aurignacien ebensowenig wie zwischen älteren Lössen und L I je der Altelephant gefunden wurde.

Nirgends findet Soergel klare, eindeutige Beziehungen der Lösser zu Moränen oder Terrassen, die seiner Auffassung entsprechen würden.

Das hindert den Verfasser aber keineswegs, nach anfänglichem Eingeständnis seiner Unsicherheit, die Sachlage so darzustellen, als ob die Richtigkeit des Hauptpunktes seiner Ansicht außer Frage stünde.

Unter vielem anderen hätte ihn das gänzliche Fehlen des oberen jüngeren Löss auf der Niederterrasse nachdentlich stimmen sollen, der ja nach seiner Lössbildungstheorie darauf liegen müßte. Nun kommt nirgends primärer Löss auf dieser Terrasse vor, auch nicht im Elsaß, was doch nur so zu deuten ist, daß die Lössbildung vor beendigter Aufschüttung der Niederterrasse geendet hat. Versetzt man letztere in das Vereisungsmaximum, so kann die Lössbildungszeit höchstens bis zu diesem gereicht haben.

Hier versagt also die Soergelsche Annahme.

Solgt man aber weiter, so sieht man in dem Fehlen des L II auf der Niederterrasse einen indirekten Beweis dafür, daß L I nicht der vorstoßenden „größten Vergletscherung“ angehört (da er sonst auch nicht auf der „Mittelterrasse“ läge), sondern der Riß-Eiszeit zugerechnet werden muß und zwar als Löss der Abschmelzperiode.

Wenn sich Soergel über dieses „Momento mori“ seiner Aufstellung damit tröstet, daß „das Fehlen“ eines Löss auf der Niederterrasse für jede andere als „seine“ Altersstellung des Löss im glazial-interglazialen Zyklus eine weit größere Schwierigkeit bedeuten würde, so scheint ihm meine Aufstellung nicht im Gedächtnis gewesen zu sein, wo das Lössbildungsende mit dem Alt-Solutrén der Aufschüttungszeit der Niederterrasse um ein Beträchtliches vorangeht und daher das „Fehlen“ eine Selbstverständlichkeit darstellt.

Bei der Beurteilung der letzten Vereisung durch Soergel fällt die Überschätzung der Oszillationen auf. Das gilt vor allem bezüglich der Achsenschwankung und dem

Büchvorstoß. Auch er verwechselt hier wieder diese Schwankung mit der gemäßigten Periode des Aurignacien, wozu z. B. mit großer Wahrscheinlichkeit Mörswil und Uznach zu versehen sind.

Auch beim Vergleich der für die „größte Vergletscherung“ in den Alpen und in Norddeutschland in Anspruch genommenen Ablagerungen erlebt Soergel wenig Freude, wenn er sieht, wie entgegengesetzt sich die Dimensionen da und dort verhalten: im Norden soll die „größte Vergletscherung“ kleiner, in den Alpen größer als die Ribvereisung gewesen sein.

Die falsche Altersansetzung der Lössе kommt natürlich auch bei der „Gliederung und Altersbestimmung der Lössе auf Grund diluvial-archäologischer Ergebnisse“ zum Ausdruck.

Besonders gilt dies vom Altpaläolithikum.

Die heillose Verwirrung, die naturgemäß herauskommt, wenn man ein nicht vorhandenes Interglazial einschaltet, schiebt Soergel der ungleichmäßigen Entwicklung und verschiedenen Lebensdauer der Industrien des Acheuléen und Moustérien zu.

Gerade die von ihm verpönte archäologisch-paläontologische Methode, „von der sich bisher die wenigsten Prähistoriker frei machen konnten“, würde ihm, wenn er sie zu Rate gezogen hätte, Klarheit gebracht haben.

Denn wie immer die Steinwerkzeuge zwischen Chelléen und Aurignacien (von wo er schon wieder die Typologie anerkennt) ausgesehen haben mögen, die Saunenabfolge kann nicht trügen, sie muß richtig sein!

Sie läßt zwischen Chelléen und Aurignacien nur eine Eiszeit erkennen. Wer also das Acheuléen am Ende des Mindel-Rib-Interglazials zugibt, muß nach den westeuropäischen Profilen auch das Moustérien der Rib-Eiszeit gleichsetzen.

Wenn also auch zugegeben werden soll, daß die Formenreihen der Steinwerkzeuge in den genannten Kulturstufen nicht die Einheitlichkeit wie im Jungpaläolithikum aufweisen, so fügen sich die beiden Stufen doch ohne Schwierigkeit in den geologischen Rahmen, wenn man diesen nur nicht, wie Soergel, unmöglich auseinanderzieht.

Natürlich kann La Micoque und Montières, Taubach und Rabuß nicht leztinterglazial sein, sondern sie gehören noch in die warme Phase der Mindel-Rib-Zwischeneiszeit.

Die Kulturen- und Saunenabfolge ist also folgende:

Chelléen — Antiquisfauna — Mindel-Rib-Interglazial.	
Acheuléen — Übergang zur kalten Sauna — älterer Löß.	
Moustérien	} Eiszeitliche Sauna — Rib-Eiszeit.
Alt-Aurignacien	
Mittel-Aurignacien — Mammutfauna — Zurütreten der arktischen Elemente.	
	Rib-Würm-Interglazial. Kein Löß.
Jung-Aurignacien	} Eiszeitliche Sauna — Würm-Eiszeit.
Solutréen	
Magdalénien — Frühe Nacheiszeit ohne Löß.	

Von weniger weittragenden Folgen als Soergels unrichtige Beurteilung der Zeitstellung des Moustérien ist die des Magdalénien.

Er stellt das Frühmagdalénien in das Maximum der Penckschen Würmeiszeit, weil sich nach seiner Theorie im Höhestadium jeder Eiszeit Löß gebildet hat und Magdalénien tatsächlich noch im Löß liegen soll (Munzingen, Mezine).

Wie ich schon vor 10 Jahren nachgewiesen habe, liegt an den vermeintlichen Lößstationen des Magdalénien jüngeres Aurignacien und Alt-Solutréen vor. (Munzingen entspricht etwa Willendorf II/6, Mezine Willendorf II/9, besser noch Předmost.)

An mehreren Stellen im alpinen Vereisungsgebiet vorkommend, kann das Magdalénien nur als postglaziale Kulturstufe angesehen werden, wenn wir es auch mit seinen Anfängen recht weit in das Eiszeitalter stellen müssen, da seine Sauna durchaus glazial ist.

Daß mitten in das Magdalénien die Achenschwankung fällt, wird Soergel uns noch an besseren Beispielen als dem Kehlerloch erweisen müssen.

Ebenso wird m. E. den Tatsachen Gewalt angetan, wenn Soergel dem Bühlvorstöß zuliebe eine hypothetische 3. Nagetierschichte im Spätmagdalénien aufstellt.

Die faunistische Beurteilung eines Zeitalters vom Ausfall zweier Tiere an einer Station abhängig zu machen, wo sich der Grundstoß der Sauna ansonsten gar nicht geändert hat, erscheint mir gewagt.

Um zu einem wirklich richtigen Saunenbild zu kommen und damit zu realen Rückschlüssen auf das Klima, ist es m. E. notwendig, eine große Anzahl Stationen mit ihren Saunen in den Kreis der Betrachtung zu ziehen.

Tut man das, so ergibt sich vor allem in Westeuropa eine fast gleiche Saunen-zusammensetzung vom Früh- bis zum Spätmagdalénien mit der Tendenz einer leichten Milderung zum ausgehenden Magdalénien hin, aber nicht zum mittleren Magdalénien mit etwa abermals erniedrigter Temperatur im Spätmagdalénien.

Die langsam in der Saunen-zusammensetzung kaum erkennbar zunehmende Wärme während des Magdalénien erreicht dann bekanntlich nach dem Apylien das gemäßigste Klima von heute.

Darstehende kleine Auswahl von kritischen Bemerkungen, die leicht noch um ein Bedeutendes vermehrt werden könnte, dürfte bereits zeigen, wie weit entfernt Soergel noch ist, die tatsächliche Sachlage zu erfassen.

Dazu gehört unbedingt mehr als die Kenntnis einiger deutscher Profile, vor allem die Kenntnis der westeuropäischen archäologisch-paläontologischen Aufschlüsse, die allein imstande sind, den Schiedsrichter auf deutschem Boden dort zu spielen, wo die gegen Osten mehr weniger verlassende Archäologie ausläßt oder die Geologie nicht in jedem Falle volle Klarheit zu bringen imstande ist.

Die Lösung des Chronologieproblems ist nur im Zusammenarbeiten, nicht im gegenseitigen Sichablehnen der daran teilhabenden Wissenschaften möglich.

Wien, Mai 1919.

J. Bayer.

Dr. Paul Karge (Professor an der Universität Münster): **Rephaim. Die vorgeschichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens.** Archäologische und religionsgeschichtliche Studien. Mit 67 Abbildungen und einer Karte. Paderborn 1918. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. (Collectanea Hierosolymitana. Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Station der Görresgesellschaft in Jerusalem. I.) XIV und 765 Seiten. Gr.-8°.

Angeregt durch die zahlreichen Spuren des vorgeschichtlichen Menschen in Palästina und Phönizien hat es der lange Zeit im Lande gewesene Verfasser unternommen, eine zusammenhängende Darstellung der steinzeitlichen und älteren bronzzeitlichen Kultur-entwicklung dieser Länder zu geben, wozu ihm vor allem auch eigene Funde und zwar die steinzeitliche Werkstätte in der Höhle Murārēt el-'Abed und die Dolmennekropole von Hirbet Kerāzije Veranlassung boten.

Wie er selbst sagt, soll das vorliegende Werk nichts „Abschließendes“ sein, aber doch einen „entschiedenen Versuch“ bedeuten, die bis jetzt etwas stiefmütterlich behandelte

Vorgeschichte Palästinas in ihrem gesamten Verlaufe von der ältesten Zeit bis zu Beginn der Bronzezeit darzustellen und mit der Entwicklung in Europa zu vergleichen.

Nicht zuletzt soll das Werk „die Aufmerksamkeit der Archäologen auf das bisher noch wenig bebaute und doch so wichtige Gebiet der vorgeschichtlichen Forschung in Vorderasien hinlenken“.

Das Werk ist nicht aus einem Guß, was schon im Vorwort begründet wird: Der I. Teil des Buches, S. 1—379, war bereits vor dem Kriege fertig, der II. Teil, S. 379—715, entstand erst während desselben.

Die Gliederung des Stoffes ist im allgemeinen chronologisch angeordnet, daher beginnt die eigentliche Darstellung der Kulturentwicklung, nachdem im I. Kapitel (S. 4—16) „die steinzeitlichen Erinnerungen im Alten Testament“ behandelt werden und ein „Überblick über den bisherigen Gang der prähistorischen Forschung in Palästina“ gegeben wird, mit dem ältesten Auftreten des Menschen in Vorderasien und seinen geologischen Voraussetzungen (II. Kap., S. 16—37).

Wie in allen folgenden Kapiteln werden schon in der Colithenfrage die europäischen Verhältnisse als die bestudierten zum Vergleiche herangezogen. Verfasser steht auf Seite jener, welche die Colithen als Beweise für den Tertiärmenschen nicht anerkennen. Über die Gliederung des Quartärs ist man sich noch nicht einig, aber „da sich in Nordafrika und Vorderasien dieselbe altpaläolithische Kulturphase findet wie überall im Anfange des europäischen Paläolithikums und zwar in absoluter Identität mit den westeuropäischen Erscheinungen, müssen wir dem Menschen in jenen Gegenden mindestens dasselbe Alter zuschreiben als in Europa. Mindestens dasselbe Alter, weil alles darauf hinzuweisen scheint, daß der Mensch nicht in Europa zuerst aufgetreten ist“ (S. 23).

Da der ältesten Kultur aber eine eolithische Ära vorausgegangen sein muß, muß sich auch diese in Vorderasien finden, wie Schweinfurth für das benachbarte Ägypten gezeigt hat.

Aber die Spuren in Palästina sind mangels geologischer Kennzeichen noch zu unsicher, als daß man die Anwesenheit des Menschen hier weiter als bis ins mittlere Diluvium zurückverfolgen kann.

Seine Anwesenheit in Syrien im unteren Diluvium und Oberpliozän wird mit Rücksicht auf die in diese Perioden fallenden Umbildungsvorgänge der Erdrinde als höchst zweifelhaft hingestellt (S. 25). Das wird in einem Unterkapitel „Das älteste Auftreten des Menschen in Vorderasien“ noch des näheren erörtert und (S. 25—37) der allgemeinen Ansicht Ausdruck gegeben, daß sich seit der letzten Zwischeneiszeit und Eiszeit das Klima Phöniziens, Palästinas und Ägyptens nicht wesentlich geändert habe.

Es wird im Sinne Blandenhorns ein großes und ein kleines Pluvial, der Günz- und Mindel-Eiszeit der Alpen entsprechend, unterschieden, ferner eine lange trodene Periode entsprechend dem Mindel-Riß-Interglazial Europas, abgeschlossen von einer neuerlichen, kleineren Regenperiode während der europäischen Rißeiszeit.

Die europäische Würmeiszeit soll sich nicht mehr bemerkbar machen, sondern unmittelbar nach dem Riß-Pluvial das heute noch herrschende Steppenklima beginnen.

Da Karge das erste Auftreten des Menschen nach Boule=Obermaiers Vorgang in Europa erst nach der Riß-Eiszeit ansieht, nimmt er ein solches Alter auch für den altpaläolithischen Menschen in Syrien an und da nach Blandenhorns und des Verfassers Ansicht die Würm-Eiszeit in Vorderasien nicht zum Ausdruck kam, erscheint somit der Mensch erst nach den Regenzeiten während des heutigen Steppenklimas.

Die Frage, woher der Urmensch nach Palästina gekommen ist, läßt sich noch nicht beantworten, da die große altpaläolithische Kulturprovinz sich in die afrikanische und asiatische Nachbarschaft Syriens erstreckt und es ungewiß ist, von woher der Mensch im Mittel-diluvium dahin eingewandert ist; wahrscheinlich aus Inner-Asien.

Nach diesen einleitenden Betrachtungen geht der Verfasser auf die Besprechung der einzelnen Kulturstufen ein.

Im III. Kap. (S. 37—72) wird das Altpaläolithikum eingehend behandelt.

Die Übereinstimmung der Werkzeugformen ist eine vollständige, doch möchte der Verfasser „das syrisch-ägyptische Altpaläolithikum etwas vor dem europäischen“ ansetzen.

Die weite Verbreitung der Kulturstufe von Chelles wird mit den „gleichen Lebensbedingungen der primitiven Menschheit und ihren gleichartigen Fähigkeiten“ erklärt.

In Palästina ist das Chelléen reich vertreten, besonders auf den Hochplateaus.

Es lassen sich hier und in Phönizien vier Sündgruppen unterscheiden, welche von Norden nach Süden eingehend besprochen werden.

Im Libanongebiet gehören hieher die Stationen von 'Akbije und Düha, in Galiläa Hallet el-Hamrā, am Ufer des Genezarethsees bei Tiberias und auf der Westspitze des Karmel, in Judäa die auf dem Kamm des jüdischen Gebirges von Rāmallāh und el-Bire, Tell en-Nasbe, Mons Scopus (Olberg), die in der Rephāimebene bis Sūr Bāhir u. a., im Ostjordanland bei Petra, am Gebel en-nebi Harūn, bei Ma'an, Der'ā usw.

Der altpaläolithische Mensch hat also bereits ganz Palästina in Besitz genommen.

Ebenso reich wie das Chelléen und Acheuléen ist das Moustérien im Libanongebiet vertreten. In dieser Zeit werden Höhlenwohnungen bevorzugt.

Hier sind u. a. die Stationen von 'Ablūn, Kefreija und Rās el-Kelb zu nennen.

Sonst kommt das Moustérien in Palästina nicht allzuhäufig vor.

Auch bezüglich dieser Stufe besteht volle Übereinstimmung mit Ägypten.

Die Lebensführung dieser Menschen müssen wir uns ähnlich der der heutigen primitiven vorstellen (S. 72—78).

Kap. IV behandelt das Jungpaläolithikum (S. 78—114) wieder nach vorausgehender Erörterung der europäischen Verhältnisse. Während der nacheiszeitlichen Steppenperiode in Europa wird für Syrien bereits das heutige warme Klima angenommen.

Aber hier ist es nur zu einer sehr reichhaltigen Entwicklung des Aurignacien gekommen, Solutréen und Magdalénien scheinen gänzlich zu fehlen.

Das gilt auch in hohem Grade für Nordafrika.

Von den jungpaläolithischen Stationen ist die wichtigste die von Anteljās, wo die ersten Reste des diluvialen Menschen in Syrien gefunden wurden.

Ein besonderes Verdienst des Verfassers ist die Entdeckung der Station in der Höhle Murāret el-'Abed, die er als typisches Aurignacien klassifiziert.

Die Gleichheit mit dem europäischen Aurignacien ist so groß, daß kulturelle Zusammenhänge angenommen werden (S. 111).

Wie im Altpaläolithikum liegen auch hier wieder die Parallelen in Ägypten vor. Soweit der Verfasser über die ältere Steinzeit Syriens.

Leider ist seine Auffassung des Paläolithikums, welche mit der bisherigen allgemeinen Ansicht übereinstimmt, von Grund auf unrichtig. Das Alt-Paläolithikum, das hier der Verfasser in so schöner Übereinstimmung mit Europa findet, hat mit dem europäischen Alt-Paläolithikum zeitlich gar nichts zu tun, sondern ist postglazial und stellt eine in ihrem wahren Wesen bisher noch nicht erkannt gewesene Kultur dar, die Stammkultur des Neolithikums. Die gesamten Sausteilstationen Syriens sind nach-eiszeitlich und stehen im engen Zusammenhang mit dem ältesten Campignien Europas. Daß das sogenannte Aurignacien von Anteljās usw. daher nur eine spät-glaziale Kulturstufe sein kann, die besonders bei den Jägern des Libanon ausgeprägt gewesen zu sein scheint, ist nun im Hinblick auf ihre Abkunft von der Sausteilkultur einleuchtend.

Damit bricht der Aufbau der ersten 4 Kapitel des Verfassers gänzlich zusammen.

Bemerkte sei auch, daß die vom Verfasser zugrunde gelegte Diluvialchronologie Boule-Obermaiers an und für sich falsche Ableitungen bezüglich der Einreihung der vermeintlich identischen Kulturstufen in den geologischen Rahmen Syriens zur Folge haben würde und daher die Sache auch in dieser Beziehung nicht aufrecht zu erhalten gewesen wäre.

Das jugendliche Alter der Fauststeinkultur Syriens wurde mir bei Astalou 1917 klar, wo ich Chelles- und andere Typen auf postglazialem lößähnlichem Material fand. Dazu kommt, daß sich zahlreiche Stücke offensichtlich als Übergangsformen zum neolithischen Beil darstellen und die Bearbeitungsweise (Retusche) bei einzelnen Säusteln so ist wie nie im Altpaläolithikum, sondern wie nur im Campagnien. Auch kommen Dolche vor, die dem europäischen Altpaläolithikum durchaus fremd sind.

Ich werde übrigens demnächst den Beweis erbringen, daß das gleicherweise von allen hierhergehörigen Funden aus allen Teilen Afrikas und Asiens gilt, so daß es keine große „altpaläolithische Kulturprovinz“ mehr gibt, sondern ein große Teile Europas, Afrikas und Asiens umspannendes Reich der neuerkannten Mutterkultur des Neolithikums, die ich „Kultur von Astalou“ (Astalouien) nennen werde.

Das Altpaläolithikum scheint sich auf Europa und einen Teil Afrikas zu beschränken.

Daß der Verfasser in den Fehler aller anderen verfallen ist, nimmt nicht wunder, da die Parallele mit Europa wirklich verlockend war und auch ich bis zu meinen entscheidenden Funden monatelang in Palästina mit derselben Ansicht herumging.

Aber verschiedene Momente hätten ihn doch stutzig machen müssen, wovon einmal später die Rede sein wird (Tierwelt usw.).

Hier sei nur auf Abb. 8 (S. 55) verwiesen, die Formen als altpaläolithisch bringt, welche ein ausgesprochen neolithisches Gepräge deutlich an sich tragen.

Daß die Ansicht des Verfassers, Blandenhorns und Schweinfurths bezüglich des Klimas unrichtig ist, ist nach dem Gesagten zweifellos: Die Würmeiszeit ist deutlich zum Ausdruck gekommen, wie die Sauna der phönizischen Stationen unzweifelhaft erkennen läßt. Der von Schweinfurth dagegen angeführte Beweis, daß öfter neben dem Mutterknochen noch feine abgesplitterte Stücke von Feuerstein liegen, was nicht möglich wäre, wenn seit jener Zeit heftige Regengüsse die Abhänge der Berge bespült hätten, ist jetzt, wo wir dieses Altpaläolithikum als postglaziales Urneolithikum kennen gelernt haben, hinfällig, ja im Gegenteil ein Beweis für das postglaziale Alter dieser Funde. Die Parallelisierung der Pluvial- und Steppenperioden Syriens kann wohl nur mit der europäischen Mindel-, Rib- und Würmeiszeit und den entsprechenden Interglazialen durchgeführt werden (zu S. 30). Das Günz-Mindel-Pluvial in der Aufstellung Blandenhorns stelle ich der Mindel- und Rib-Eiszeit, das kleine Pluvial der Würm-Eiszeit gleich.

Den Übergang vom Paläolithikum zum Neolithikum, welche Kultur im V. Kap. (S. 115—187) beschrieben wird, läßt Karge aus dem Aurignacien rasch erfolgen (S. 122), so daß hier die Lücke, wie sie in Europa zwischen Magdalénien und Campagnien besteht, fehlt. Es wird auf die günstigen Verhältnisse in Vorderasien für die Entwicklung einer Ackerbaukultur hingewiesen und der Ansicht Ausdruck gegeben, daß die neolithische Kultur über Osteuropa nach Westeuropa vorgedrungen sei.

Karge führt eine reiche Anzahl von syrischen Funden des Neolithikums vor, aber man vermißt den Zusammenhang in der typologischen Entwicklung, es werden ohne andere Kriterien nur die Werkzeugformen beurteilt und nach europäischem Muster als Campagnien, Doll- und Spätneolithikum vorgeführt.

Es müßte doch z. B. erklärt werden, wie so aus der Klingeindustrie des Aurignacien die schweren Beile des Campagnien entstehen usw. Über die hier schon angeschnittenen Völker-Probleme wird noch zu sprechen sein.

Im VI. Kap. wird die Lage der phönizischen und galiläischen prähistorischen Siedlungen besprochen und darauf hingewiesen, daß bereits im Neolithikum die heutigen Siedlungsverhältnisse Platz gegriffen haben (S. 199).

Für die jüngste neolithische Entwicklung (Kap. VII, S. 200—216) werden die Ausgrabungsergebnisse hauptsächlich von Megiddo, Geser und Jericho herangezogen und für diese Zeit eine „in langsamer Entwicklung begriffene, homogene Kultur“ festgestellt.

Ganz kurz wird dann im VIII. Kap. die neolithische Keramik behandelt (S. 216—222), während die Stellung der Keramik der älteren Bronzezeit Palästinas nach den verschiedenen Weltgegenden hin mit großer Sachkenntnis bestimmt wird (S. 223—293). Ergebnis: Nahe Beziehungen zum Westen und Südwesten, losere zum Norden und Osten.

Die prähistorischen Denkmäler am Westufer des Genezarethsees sind Gegenstand des IX. Kap. (S. 293—379). In Betracht kommen Höhlen, die als Wohnungen benutzt wurden — wann, ist allerdings fraglich — Dolmen, über welche später im größeren Zusammenhang gesprochen wird, und schließlich Megalith-Bauten, die zu den Dolmen in nächste Beziehung gebracht werden (S. 332).

Auch hier holt sich der Verfasser die Parallelen aus weiter Ferne. Sie veranlassen ihn zur Einordnung der palästinischen Megalithbauten „in den großen Kreis der west-mitteländischen Megalithkultur“ (S. 347).

Ein besonderer Abschnitt ist der von Karge zum erstenmal richtig gewürdigten vorgeschichtlichen Burg Kurün Hattin gewidmet, welcher der Charakter einer „Stiehbürg“ zugeschrieben wird. Sie wird mit anderen Megalithbauten in die Spätzeit der Megalithkultur versetzt und die Ähnlichkeit mit den Befestigungen von Ak-alam und den althethitischen Stadtburgen von Boghazköi hervorgehoben. Auch Parallelen aus dem Mittelmeergebiete werden reichlich herangezogen.

Der nun folgende, während des Krieges entstandene Teil des Buches (S. 379—715) handelt ausschließlich von der palästinischen Megalithkultur und dem großen Komplex damit zusammenhängender Stagen.

Der Vergleich der megalithischen Denkmäler des West- mit denen des Ostjordanlandes ergibt einen viel größeren Reichtum des letzteren und auch ein höheres Alter seiner Dolmen, wenn man von denen Galiläas absieht, die ja als eine unmittelbare Fortsetzung der Dolmenfelder östlich des Genezarethsees zu betrachten sind. Bemerkenswert ist das Fehlen von Megalithbauten in Samaria und in Judäa, wo nur jüngere, dolmenähnliche Gräber vorkommen (S. 392).

Im Hinblick auf die im Gebiet der Dolmen bestehenden Lebensbedingungen, die heute dieselben sind wie im Spätneolithikum, hält Karge die Megalithleute für Viehzucht treibende Halbnomaden.

Kunstvoller als die obergaliläischen sind die meisten Dolmen des Ostjordanlandes, welche oft auf kleinen, von ein oder zwei Steinfreisen umgebenen Terrassen errichtet sind. Hier ist ein gewisses Streben nach Symmetrie und Form nicht zu verkennen. Auf die wuchtige Masse folgt die regelmäßige, aus dünnen Platten gefügte Steinfuge, ähnlich wie in Europa.

Zu dieser Übereinstimmung gehört auch das Vorkommen der Doppeldolmen mit Türe, ähnlich den westeuropäischen Ganggräbern. Allerdings handelt es sich vielleicht bei der spärlichen Entwicklung des Ganggrabes hier nur um eine Parallelentwicklung (S. 478).

Bei dem großen Mangel an Funden ist es schwer, das Alter der palästinischen Megalithgräber zu bestimmen, aber es scheint sich im großen und ganzen um dieselbe Zeit wie in Europa zu drehen, also vorgerückte Zeit der jüngeren Steinzeit und Beginn der Kupfer-Bronzezeit.

Die Megalithkultur kann angesichts der Länge der Entwicklung unmöglich von einem durchwandernden arischen Volk stammen, sondern ist „bodenständig“ (S. 493).

Im Abschnitt „Die Herkunft und Entstehung des palästinischen Megalithgrabes“ (S. 493—506) kommt Karge unter weiter Ausschau nach allen Richtungen — da sie fruchtlos bleibt —, zu dem Schluß, es sei am wahrscheinlichsten, daß der Dolmenbau Palästinas „unter dem wachsenden Einfluß des Seelenglaubens“ im Lande selbständig entstanden ist als „Haus des Toten“ (S. 501). Es würde sich also um einen „Elementargedanken“ handeln.

Unter der Überschrift „Die Bedeutung der palästinischen Dolmen“ (S. 506—609) wird die Bestimmung der Dolmen als Gräber als unzweifelhaft hingestellt und bewiesen. Manche Beobachtung an den Dolmen, wie die der Schalenvertiefungen, gibt Veranlassung zu einer eingehenden Betrachtung der Anschauungen über den Tod und die Totenbräuche bei den verschiedensten Völkern.

Die Schalen und manches andere lassen erkennen, daß es sich um einen regelrechten „Ahnenkult“ gehandelt haben muß.

Der folgende Abschnitt „Die palästinischen Dolmenerbauer und ihre Zeit“ (S. 609—715) versucht, in die heute noch ganz unklaren Völkerverhältnisse Vorderasiens Licht zu bringen.

Es wird die so häufig aufgetretene Vorstellung von der „riesenhaften Urbevölkerung Palästinas“, den Rephaim, auf die Deutung der Megalithgräber durch die spätere Bevölkerung zurückgeführt (S. 612), wie das ähnlich ja auch in vielen anderen Ländern geschehen ist.

Nun erst treten die Rephaim, die der Verfasser den Haupttitel des Buches abgeben läßt, auf, als die Totengeister, die in den Megalithgräbern ruhen. Das war die dolmenbauende Riesenbevölkerung der Urzeit, was damit bewiesen wird, daß sich „die Wohnsitz der Rephaim nach den alttestamentlichen Quellen mit der Verbreitung der Dolmen in Palästina decken“ (S. 620).

Daß diese Vorstellungen von Riesen tatsächlich auf bestimmte hochgewachsene Völker zurückgehen, die etwa nicht semitisch wären, wird nicht angenommen, sondern es werden die Emim in Moab, die Zamzummim in Ammon usw. nur für örtlich verschieden benannte Totengeister, die unter den Sammelnamen Rephaim fallen, gehalten. Auch die Amoriter werden mit den Rephaim identifiziert (S. 633).

Tritt die Bezeichnung mithin gerade da und nur da auf, wo Megalithbauten vorhanden sind, also besonders im Ostjordanland, so erscheint wohl bewiesen, daß unter Rephaim die Dolmenerbauer verstanden wurden, aber es bleibt m. E. immerhin die Frage offen, ob die überlieferten Namen nicht doch wirkliche Völkernamen sind, was Kittel annehmen möchte.

Das „eiserne Bett“ des Königs Og von Basan, des „Lehnen der Rephaim“, möchte Karge auch für einen Dolmen halten (S. 638). Er weist dabei auf ähnliche Sagen in Europa hin.

Die Anaim, welche auch zu den Rephaim gezählt wurden, waren die riesenhaften Bewohner der Gegend von Hebron, über deren Bericht die Kundschafter der Israeliten nicht wenig erschrafen (S. 642). Sie werden den Kanaanäern zugezählt. Bemerkenswerterweise tragen die drei Anaim aramäische Namen. Die Berichte über die Anaim lassen darauf schließen, daß es sich hier wirklich um eine Urbevölkerung handelte, die den israelitischen Antömmlingen an Wuchs bedeutend überlegen gewesen sein muß.

Die Rephaim sind also die Dolmenerbauer.

Zu unterscheiden von diesen Volksagen sind die „wirklichen geschichtlichen Nachrichten“ über die Amoriter, Horiter, Hettiter usw. in Palästina (S. 645).

Alles spricht dafür, in den Dolmenerbauern halbansässige Hirtenstämme zu sehen, deren mehr und mehr Defensiv-Charakter annehmende Siedlungsanlagen erweisen, daß es häufig Angriffe von Beduinen, besonders von der Wüstenseite her, abzuwehren gab.

Die sicher eine Reihe von Jahrhunderten währende Megalithkultur ist eine selbständige Erscheinung, durch die Verhältnisse im Lande bedingt. Als Argument wird angeführt, daß in steinigten Gegenden des Mittelmeergebietes fast überall die Hirtenbevölkerung zum Megalithbau gekommen ist, schon weil die Hirten „durch ihren Beruf beständig zu primitiven Steinbauten gezwungen“ sind (S. 649).

Hier wird man mit Erfolg dem Verfasser entgegenhalten können, daß es höchst merkwürdig ist, daß diese Entwicklung in weit voneinander entfernten Gebieten zur selben Zeit, am Ende des Neolithikums auftritt und dort überall einen so überraschend gleichen Verlauf nimmt, wozu noch die verblüffende Übereinstimmung in der archäologischen Entwicklung kommt.

Schließt die lange Entwicklung auch aus, daß es sich um ein rasch durchziehendes Volk handelt, so spricht doch alles dafür, daß es dieselbe Bevölkerung war, die mindestens seit dem Campignien im Lande war und sich gradlinig — genau wie z. B. in Skandinavien — weiterentwickelt hat, bis es auch hier, wie in Europa, zum Megalithbau kam.

Aber diese so eng verwandten Kulturercheinungen setzen unbedingt enge Beziehungen der Träger voraus und sind unmöglich, wie der Verfasser will, als „bodenständige“, voneinander unabhängige Vorgänge anzusehen.

Darauf werde ich in meinem in Vorbereitung befindlichen Werk über Palästina des näheren eingehen.

Der Ansetzung der Megalithära vor dem Einbruch der Hettiter und Hyskos kann man jedenfalls beipflichten.

Die bäuerliche Kultur, wie sie uns in Gezer, Megiddo, Jericho usw. entgegentritt, ist wahrscheinlich von Ägypten herübergekommen. Aber auch die Verbindung mit Babylonien war zweifellos eine innige und alles deutet darauf hin, daß Palästina-Phönizien das Durchgangsland für beide Kulturmittelpunkte war.

Der große Unterschied zwischen der Kulturentwicklung des West- und Ostjordanlandes ist m. E. nur durch Rassenverschiedenheit der Bevölkerung zu erklären. Als „direkte Fortsetzung der steinzeitlichen Kultur“ kann man nur die Dolmenerbauer des Ostens ansehen, während die fortgeschrittenere Stadtkultur des Westens, die auch früher in die Metallzeit eintritt, als nicht einheimisch zu betrachten ist.

Das Ende der Dolmenperiode — um 2000 — fällt mit hettitischen Einflüssen von Norden und ägyptischen von Süden zusammen.

Im folgenden befaßt sich der Verfasser eingehend mit der verschiedenen Bauweise im Osten und Westen des Landes, dort Rundbau ohne Mörtel aus großen Steinen, hier viereckiger Grundriß und Ziegelverwendung. Erst in der Spätmegalithzeit findet die Viereckform auch im Osten Eingang, und zwar beim Herrenhaus, während die umgebenden Bauten noch im alten Rundbau verharren.

Bei Besprechung des Kraggewölbes wird u. a. auf die nahe Verwandtschaft dieser Bauweise mit Bogħaz-ĕöi u. a. verwiesen, andererseits aber die Verschiedenheit von der babylonischen Baukunst hervorgehoben (S. 665).

Bezüglich der Herkunft des Ziegelbaues wendet Verfasser mit Recht den Blick nach Ägypten (S. 667), aber auch mit dem Norden bestand innige Verbindung, so daß die „ostjordanische Megalithkultur in Syrien isoliert“ dasteht.

Dort, wo der von außen gekommene Ziegelbau mit dem einheimischen Steinbau zusammentraf, entstand der typisch syrisch-kleinasiatische Bau, wie ihn die kanaanäischen Bergfestungen zeigen.

Sehr skeptisch wird man vorderhand noch in bezug auf die Völkertarte des vorhistorischen Palästina sein müssen, besonders was die kleinasiatisch-hettitische (armenoide) Bevölkerung betrifft, der gewiß auch in Palästina eine große Rolle zukommt. Hier wird

volle Klarheit nur durch das Zusammenwirken aller beteiligten Wissenszweige zu erreichen sein. Die Frage, wer die Dolmenerbauer waren, läßt Karge noch offen (S. 685), auch die, ob nicht „verschiedene Bevölkerungsschichten am Bau der megalithischen Denkmäler beteiligt waren“. Dagegen scheint mir die so einheitliche Entwicklung auf verhältnismäßig kleinem Raum zu sprechen.

Aber zwei negative Folgerungen des Verfassers sind unbedingt stichhaltig: Die genannte „kleinasiatische armenoide Bergbevölkerung“ kann nicht Schöpfer der Megalithbauten gewesen sein, sonst fände man solche auch in Kleinasien, das jedoch zum Kurgangebiet gehört. Die Erbauer der Steinkisten Transkaukasiens sowie die von Lenkoran, Talisch am Kaspischen Meer und Luristan in Persien kommen auch nicht in Betracht, weil sie bereits der jüngeren Bronzezeit und älteren Eisenzeit angehören.

Als ausgemacht hält es Karge, daß die Dolmenerbauer keine Indogermanen waren. Aber seine hierfür angeführten Gründe sind nicht überzeugend. Natürlich kommt dafür die arische Bevölkerung Kleinasiens usw. um die Mitte des 2. Jahrtausends nicht mehr in Betracht. Aber es ist sehr wohl möglich, daß die Amoriter Indogermanen und die Dolmenerbauer waren. Wie ich zeigen werde, spricht die vorgeschichtliche Archäologie gegen die bisherigen Annahmen über die Herkunft der Indogermanen, die auch der Verfasser erwähnt. Die urneolithische Kultur ist auf afrikanischem Boden erwachsen und von diesem Gesichtspunkte wird die große und schwierige Frage zu betrachten sein.

Es wird sich nicht darum handeln, alle Dolmen und dolmenähnlichen Gräber von Spanien bis Japan den Indogermanen zuzuschreiben, sondern zu erwägen, ob nicht dort, wo ein längerer, völlig übereinstimmender Entwicklungsgang vorliegt, von enger Verwandtschaft der Erbauer gesprochen werden muß.

Lehnt Karge die Indogermanen als Dolmenerbauer ab, so hält er es für sicher, daß „die Semiten als Hauptträger der palästinischen Megalithkultur anzusehen“ seien (S. 709). Übrigens müsse ein ethnischer Unterschied zwischen West- und Ostpalästina nicht notwendigerweise angenommen werden.

In einer „Schlußbetrachtung“ berührt Verfasser „die Frage nach den Beziehungen der palästinischen zur west- und nordeuropäischen Megalithkultur“. Die eine Gruppe von Forschern läßt bekanntlich Europa in der Neolith- und Folgezeit vom südöstlichen Kulturkreis des Mittelmeeres aus befruchtet werden, die andere nimmt Europa als selbständig, ja als Ausgangsgebiet an.

Wie ich zeigen werde, ist keines von beiden richtig, sondern die Kultur geht in der Nachweiszeit von Afrika aus, einerseits nach West- und Nordeuropa, andererseits nach dem vorderasiatischen Orient, allem Anschein nach bis Indien.

Zu den beiden Kulturwanderungshypothesen, die den Megalithbau von einem Punkte ausgehen lassen, stimmen die palästinischen Verhältnisse nach Karge nicht.

Das palästinische Megalithgebiet ist „weder als Ausgangspunkt der Megalithgräbersitte erwiesen, noch ist es verständlich als Endpunkt oder Glied einer Kette westöstlich gerichteter Bewegungen“ (S. 711).

Karge lehnt dann unter Hinweis auf die peripherische Lage gegenüber dem gleichartigen Steingräbergebiet Nordafrikas und Nordwestarabiens, auf die Armut an Grabformen und auf das sicher nicht höhere, wenn nicht sogar jüngere Alter der palästinischen Megalithbauten gegenüber dem westmittelländischen Megalithkreis eine von Palästina aus nach Westen gehende Kulturströmung ab.

In die Nähe der Wirklichkeit sehen wir den Verfasser gekommen, wenn er in Betracht der Verbindung der west- mit der ostmittelländischen Megalithkultur durch das

nordafrikanische Steingrabergebiet die beiden ersteren als „auf demselben Stamme gewachsen“ ansehen möchte (S. 712). Tatsächlich lassen sich für einen sehr engen Zusammenhang, wie ich zeigen werde, positive archäologische Belege beibringen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß es sich um eine bis zum Campagnien gemeinsame Kulturentwicklung in einem gemeinsamen Gebiete handelt, daß dann Bevölkerungsteile in weit voneinander entfernte Gebiete abwandern und trotz räumlicher Trennung doch im großen und ganzen den gleichen Entwicklungsgang durchmachen, den ihnen die gemeinsame Wurzel vorschreibt.

Wenn also zwischen den einzelnen Dolmengebieten Verbindungen fehlen, wird man nicht wie Verfasser in solchem Fehlen der Zwischenglieder einen Beweis erblicken, daß Zusammenhänge nicht bestehen, sondern annehmen müssen, daß die Trennung durch fremde Elemente entstanden ist.

S. 713 verweist Karge noch einmal auf den „Mischcharakter der palästinischen Kulturen“, der bei dem Charakter des Landes als „Durchgangsland“ verständlich ist. Das Bild der wechselnden Stärke des Einflusses der Nachbarstaaten ist vorerst noch nicht klar zu sehen, vor allem ist die Verschiedenheit des Schicksals der einzelnen Gebiete zu berücksichtigen, so daß „die palästinische Kultur keine Einheit“ darstellt.

Wer dieses über 700 Seiten starke Buch durchstudiert hat, kommt wohl zur Bewunderung der reichen Belesenheit des Verfassers, muß sich aber auch sagen, daß gerade die überwältigende Menge von Stoff, die oft viele Seiten ausmachenden Exkurse in Gebiete, die dem Gegenstande oft recht fern liegen, sowie zahlreiche Wiederholungen das Wert und den Leser übermäßig belasten. Deshalb fehlt die wünschenswerte Übersichtlichkeit, die Abgeschliffenheit und Prägnanz der Darstellung.

Man ist, wie gesagt, nicht in der Lage, z. B. in der Steinzeit die organische Weiterentwicklung der einzelnen Kulturen mit ihren Werkzeugtypen zu verfolgen, sondern es wird für jede der europäischen Stufen das herausgeholt, was für sie typologisch zu passen scheint.

Dabei hat das europäische Lehrbuch, wie oben ausgeführt, den Verfasser arg im Stich gelassen.

In meinem Werk über Palästina werde ich zeigen, wie ganz anders sich das Bild des vorgeschichtlichen Palästina in Wirklichkeit darstellt; es gibt kein Altpaläolithikum, weder hier noch in Ägypten und Mesopotamien, sondern die Grundlage der ganzen späteren Entwicklung ist die „Kultur von Ascalon“, die Mutterkultur des Neolithikums.

Ihre Heimat ist Afrika und von hier aus haben am Ende des Diluviums die großen Verschiebungen nach Norden und Osten begonnen, welche im großen und ganzen zur heutigen Rassengruppierung in der mittleren und westlichen alten Welt geführt haben.

Wien im April 1919.

Josef Bayer.

Solte Hansen, Bidrag till kannedomen om äldre megalitkeramiken i Skåne och Danmark. Lund 1918.

Zum ersten Male hat der Verfasser dieser Arbeit den Versuch gemacht, die gesamte ältere Megalithkeramik in Dänemark und Schonen zu sammeln und in typologischer und chronologischer Reihenfolge zu ordnen, um dadurch eine feinere und genauere Periodeneinteilung zu erhalten, als es durch die Unterscheidung der Grabformen möglich gewesen ist. Diesen Versuch gemacht zu haben, muß man dem Verfasser dankbar sein, wenn man auch einige seiner Ergebnisse nicht billigen oder wenigstens nicht als ganz sicher betrachten kann.

In der ersten Abteilung wird die besondere Dolmenkeramik — die Kragenflaschen und die Kugelflaschen oder, wie sie der Verfasser nennt, die Flaschengefäße — behandelt.

Unter den Kragenflaschen kann man zwei Gruppen unterscheiden: die doppeltonischen und die rundbauchigen. Von diesen werden die doppeltonischen für die reinste und älteste Form gehalten, während die rundbauchigen als entartete Nachkömmlinge der ersteren betrachtet werden.

Doppeltonische Kragenflaschen sind nur aus Jütland bekannt, und zwar in sechs Exemplaren; rundbauchige kommen auch auf den dänischen Inseln vor. Aus schwedischen Sunden sind Kragenflaschen bis jetzt nicht bekannt. Von den im übrigen Europa gefundenen Gefäßen dieses Typus gehören alle der rundbauchigen Form oder einer Form mit abgeplattetem Boden an. Die am nächsten liegende Schlußfolgerung dieser Tatsache wäre, Jütland als Entstehungsort der Kragenflaschen zu betrachten. Dies hat auch Åberg in seiner Arbeit „Die Steinzeit in den Niederlanden“ getan. Ihm gegenüber behauptet Hansen, daß die Kragenflaschen in Dänemark von auswärts eingeführt worden sind. Ihre wohlentwickelte und schöne Form zeigt nämlich nach dem Verfasser keine ursprünglichen Züge, sondern muß eine lange Entwicklungszeit gehabt haben, und die Dorfunden sind nicht in Dänemark gefunden. Ich möchte hinzufügen: sie sind auch nirgends anderswo gefunden. Hierzu kommt, daß die west-, mittel- und osteuropäischen Kragenflaschen in eine spätere Zeit anzusehen sind. Es bleibt dann wohl kaum etwas anderes übrig, als Jütland als Entstehungsort dieser Gefäße anzunehmen. Daß sie eine Entwicklung gehabt haben, ist doch nicht zu leugnen; die Dorfunden brauchen aber nicht aus Ton gewesen zu sein. Die Kragenflaschen, wie ein großer Teil der übrigen Megalithkeramik, weisen in ihren strengen Formen und in ihrer Verzierung darauf hin, daß die Vorbilder wahrscheinlich aus Holz gemacht gewesen sind. Betreffs des hier besprochenen Typus stelle ich mir seine Entstehung so vor, daß der eigentliche Gefäßkörper von zwei zusammengeklappten Holzschalen gebildet worden ist. Durch den Boden der oberen Schale ist dann ein Loch gebohrt, in welches der zylindrische Hals eingelassen worden ist; der Zweck des Kragens sollte demgemäß sein, ein allzu tiefes Heruntersinken des Halses zu verhindern. Statt Holz kann man sich auch Tonchalen denken; das Ergebnis ist dasselbe.

Im Gegensatz zu den Kragenflaschen, die in mehreren Gegenden Europas vorkommen, sind die Kugelflaschen (Megalithamphoren nach Kossinna) eine speziell dänische Form, die außerhalb Jütlands und der dänischen Inseln nur in Schleswig-Holstein¹⁾ gefunden ist. Der Verfasser gibt aus Dänemark 16 Exemplare von 13 Fundorten an, dazu kommen noch 4 Exemplare unbekannter Herkunft und 1 Exemplar aus Holz, in einem Moor zusammen mit Holzschalen, dem Stiel eines Dolmenbeils usw. gefunden²⁾.

Betreffs der Vorkommnisse sowohl der Kragenflaschen wie der Kugelflaschen sei hervorgehoben, daß sie nicht auf die Dolmen beschränkt sind, sondern daß man sie auch in Einzelgräbern gefunden hat, ein Hinweis sowohl auf das frühzeitige Auftreten dieser Bestattungsart in Dänemark als auch darauf, daß die sog. Einzelgrabkultur nicht in Dänemark von auswärts eingeführt ist, wenn auch fremde Einflüsse dabei mitgespielt haben können.

Über die Zeitstellung dieser beiden Gefäßtypen kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß beide gleichzeitig sind — in einigen Sunden sind sie zusammengefounden —

¹⁾ Vgl. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, S. 240, Anm. 3.

²⁾ Wichtig wäre zu wissen, ob auch der Gefäßkörper aus Holz war oder ob nur ein Stück vom Halse gefunden ist. Ich halte es nämlich für unwahrscheinlich, daß eine Form wie die der Kugelflaschen aus Holz geschnitten werden kann, wenigstens mit den unvollkommenen Werkzeugen, die dem Steinzeitmenschen zur Verfügung standen. Näher läge es zu denken, daß der Hals aus Holz und der Körper aus einer Tierblase oder ähnlichem, weichem Stoffe angefertigt wurde.

und daß sie während der ganzen Dolmenzeit und 3. T. in der Übergangszeit in Dänemark fortleben. Die Kragenflaschen verschwinden dann aus Dänemark¹⁾, während die Kugelflaschen sich in den verschiedenen Gefäßformen der Ganggräberzeit weiter entwickeln.

Ehe der Verfasser auf die Behandlung der Ganggräberkeramik eingeht, bespricht er zwei von ihm ausgegrabene Ganggräber und einen Wohnplatz, alle drei in Schonen, mit einem reichen und interessanten Scherbenmaterial, dessen Ornamente sehr eingehend aber wenig übersichtlich behandelt werden.

Die Haupttypen der früheren Ganggräber- oder Übergangskeramik, die Trichterrandbecher verschiedener Formen und die „Gefäße mit schalenähnlichem Hals“, werden vom Verfasser aus der Kugelflasche hergeleitet. Als Übergangsform kann ein Gefäß wie Müller, Ordnung af Danmarks Oldsager, Abb. 228, betrachtet werden. Der Boden ist noch kugelig, aber der Hals ist breiter und kürzer geworden. Während der weiteren Entwicklung erweitert sich der Hals noch mehr, der Gefäßkörper verliert seine kugelige Form und bekommt eine Standfläche. Von dieser Stufe aus geht die Entwicklung zwei verschiedene Wege: einerseits wird der Hals kurz und weit, der Rand ladet kräftig aus. In den letzten Stadien ist die Innenseite des Randes oft verziert. Als Beispiel kann das Gefäß Müller, a. a. O., Abb. 222, genannt werden. Andererseits entwickelt sich der Hals auf Kosten des Gefäßkörpers, wird hoch und weit und die Form entsteht, die unter dem Namen „Trichterrandbecher“ bekannt ist (vgl. Kossinna, Deutsche Vorgeschichte Abb. 14—16). Sowohl typologisch als chronologisch wird der Trichterrandbecher jünger sein als der Becher Müller, a. a. O., Abb. 218.

Gemeinsam für alle diese Gefäße ist die vertikale Verzierung am Bauche, welche zurückgeht auf die von der Schulter der Kugelflaschen herunterhängenden Franzenornamente, während der Hals oft, wenigstens in den älteren Stufen, unverziert geblieben ist oder nur mit einer einfachen Zickzacklinie am Rande versehen ist.

Als letzte Entwicklungsstufe der schüsselförmigen Gefäße kann das bei Müller, Nordische Altertumskunde, S. 153, abgebildete große, schöne Gefäß betrachtet werden.

Zwischen den Kugelflaschen und diesem Gefäße gibt es mehrere Abarten, die eine kürzere oder längere Lebenszeit gehabt haben. Die Ergebnisse des Verfassers in dieser Hinsicht sind sehr einleuchtend und werden wohl auch in der Hauptsache richtig sein.

Im letzten Abschnitt wird eine gedrängte Übersicht der megalithischen Keramik der späteren Ganggräberzeit gegeben. Diese kennzeichnet sich hauptsächlich durch ein Zurückgehen in den keramischen Erzeugnissen. Der organische Zusammenhang zwischen Form und Verzierung, der für die Megalithkeramik so charakteristisch ist, hört auf, die Gefäße verlieren ihre scharfe Profilierung und die Form wird mehr abgerundet²⁾. In dieser

¹⁾ Eine bemerkenswerte Tatsache, auf die weder Hansen noch Åberg in seiner Arbeit „Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit“ eingeht, möchte ich hier hervorheben, nämlich, daß die Kragenflaschen erst dann im übrigen Europa auftreten, nachdem sie in Dänemark verschwunden sind.

An dieser Stelle möchte ich auch eine Kragenflasche erwähnen, die Åberg scheinbar übersehen hat. Sie erfordert eine Modifizierung seiner S. 201 ausgesprochenen Vermutung über die überseeische Verbindung zwischen den dänischen Inseln und der Gegend von Stralsund. Das hier gemeinte Gefäß von Seereh bei Lübeck ist abgebildet in der Zeitschrift zur XXVIII. Versamml. d. deutsch. anthrop. Gesellsch., Lübeck 1897, Taf. IV, Abb. 6.

²⁾ Erwähnenswert ist ein bis vor kurzem ganz unbekannter Gefäßtypus. Durch Zusammensetzung und Ergänzung loser Scherben hat man in dem Kopenhagener Museum ein Gefäß herausbekommen in der Form etwa der älteren Bernburger Trommeln (Kossinna, Deutsche Vorgeschichte, S. 28, Abb. 29), aber mit Boden. Ein Zusammenhang mit jenen, wie der Verfasser meint, besteht doch sicher nicht. Inwieweit diese nordischen Subschalen mit den schlesischen in Beziehung stehen, bleibt vorläufig eine offene Frage.

Zeit tritt in Dänemark und Südschweden eine neue Grabform auf — das Einzelgrab — mit einer ganz anderen Keramik.

An manchen Stellen vermißt man eine strenge und durchgedachte Disposition, was die Übersichtlichkeit erschwert, so z. B. bei der Behandlung der Kugelflaschen, wo die Funde unnötigerweise zweimal aufgezählt werden und die Fundangaben an den verschiedenen Stellen sich 3. T. ergänzen, 3. T. deden. Man hätte gewünscht, daß bei einer Behandlung, wie die der Krügenflaschen und der Kugelflaschen, die Fundangaben und die Beschreibung einheitlicher und abgefordert behandelt worden wären, was die Arbeit für weitere Studien wertvoller gemacht hätte. In dieser Hinsicht vermißt man auch ein Verzeichnis der Abbildungen. Bei den Scherbenabbildungen wäre wünschenswert gewesen, wenn eine Profilzeichnung beigelegt worden wäre, wenigstens bei den größeren Randscherben.

Halle a. S.

Nils Nilsson.

Gustaf Kossinna. Die deutsche Ostmark ein Urheimatboden der Germanen. Monatschrift Oberschlesien Jahrgang 17, Heft 12 (März 1919).

Als nach dem Zusammenbruch Deutschlands die Polen die Zeit für gekommen erachteten, die so heiß begehrten deutschen Ostprovinzen zu erringen, setzten sie sich nicht nur mit Waffengewalt für dieses Ziel ein, sondern führten in verstärktem Maße auch den geistigen Kampf fort, mit dem sie ihre Ansprüche auf die deutsche Ostmark zu rechtfertigen suchten, einen Kampf, für den slawische Forscher seit langem in ganz voreingenommener, den vorhandenen Quellen Gewalt antuender Weise die Wissenschaft mißbrauchten. Diesem Treiben ist von deutscher Seite viel zu wenig durch aufklärende Schriften entgegen gearbeitet worden. Deshalb ist die auf Wunsch der „Freien Vereinigung zum Schutze Oberschlesiens“ verfaßte Abhandlung Kossinnas besonders freudig zu begrüßen, in der rein sachlich die Fehler der slawischen Forschung aufgedeckt werden und in gedrängter Fassung die Vorzeit unserer Ostmark geschildert wird, wie sie sich bei unparteiischer, gewissenhafter Bearbeitung des archäologischen und geschichtlichen Quellenstoffes ergibt.

Ostdeutschland gehört seit den ältesten Zeiten seiner Kultur und Bevölkerung nach zu den westlich angrenzenden Teilen Mittel- und Nordeuropas, schon kurz nach der Eiszeit, als die ersten Menschen diese Gegenden aufsuchten, dann in der mittleren Steinzeit, als sich an der westlichen Ostsee das indogermanische Urvolk entwickelte, von dem sich bald die Südindogermanen, zu denen auch die Slawen gehören, trennten, um nach Südosteuropa zu wandern. In der jüngeren Steinzeit wurde Ostdeutschland von den in der Heimat verbliebenen Nordindogermanen bei ihren Zügen gen Süden durchstreift und besiedelt. Als sich gegen Beginn der Bronzezeit (um 2000 vor Chr.) auch dieser Teil der Indogermanen durch umfangreiche Wanderungen in Einzelstämme auflöste, wurde die Ostmark Besitz der nordindogermanischen Illyrier, deren Siedlungsgebiet westlich bis an die Grenzen Thüringens reichte, während Polen und das angrenzende Rußland in der ganzen Bronzezeit unbesiedelt war. Die Germanen verblieben als einziger Stamm in der Urheimat am Westrande der Ostsee. Sie dehnten ihr Siedlungsgebiet aber bald aus und stießen hierbei auf die Illyrier. Während der Bronzezeit gewannen sie diesen in fast siebenhundertjährigen Kämpfen den Nordteil Ostdeutschlands ab und begründeten hier ein erstes germanisches Kolonialland, dessen Mittelpunkt das Weichselmündungsgebiet wurde. Die Darlegung der weiteren Schicksale und der Ausbreitung dieses neuen, in der Ostmark erwachsenen ostgermanischen Zweiges, der sich sprachlich und archäologisch von den Westgermanen klar scheidet, bildet den Hauptteil der Arbeit. Je mehr wir uns den geschichtlichen Zeiten nähern, desto stärker können durch gemeinsame Verwertung vorgeschichtlicher und geschichtlicher Quellen die Einzelheiten herausgeholt, das Bild dadurch voller gestaltet werden. Seit Beginn der Eisenzeit (um 750 v. Chr.) dehnen sich die Ostgermanen, die

späteren Wandalen, über ganz Ostdeutschland und einen Teil Polens aus und unterwerfen hier die illyrische Bevölkerung oder verdrängten sie nach Osterreich. Um 100 v. Chr. strömen von Skandinavien her neue Germanenstämme über die Ostsee nach Ostdeutschland, die Rugier nach der Danziger Bucht, die Burgunden ins westliche Hinterpommern, von wo sie sich bald weit hin ausdehnen und die Wandalen in die Südhälfte der Ostmark treiben. Etwa 50 Jahre später landen neue skandinavische Stämme, die Goten, im Weichseldelta, die wieder die Rugier unterwerfen oder beiseite schieben und um 100 nach Chr. Ostpreußen dem ostgermanischen Gebiet hinzuerwerben. Das vorgegeschichtliche Fundmaterial gestattet es, alle Einzelheiten dieses ständig wechselnden Gewoges germanischer Stämme in unserer Ostmark zu entwirren, wie es von Kossinnas kundiger Meisterhand durchgeführt wird bis zur geschichtlichen Völkerwanderung, in der die Ostgermanen allmählich Ostgermanien verlassen, um im sonnigen Süden bessere Lande zu gewinnen. Nachdem also unsere Ostmark anderthalb Jahrtausende lang von einer rein germanischen Bevölkerung bewohnt war, wird sie im 6. Jahrhundert nach Chr. öde und leer.

Und wo sind die Slawen, die nach den Aussagen polnischer und tschechischer Forscher seit Urzeiten hier gesessen haben sollen? Sie siedelten sich nach der Auflösung der sündinogermanischen Völkergemeinschaft etwa in der Ukraine an, wo sie so weit entfernt und so völlig abgeschnitten von aller westlichen Kultur waren, daß wir von ihnen nur ganz dürftige ungewisse Kunde aus der geschichtlichen Überlieferung haben. Als sie im 7. Jahrhundert nach Chr. in langsamem Vordringen nach Westen zum ersten Male in die leere Ostmark gelangten, war ihre Kultur noch so tiefstehend, daß sie hier kaum nachweisbare Reste hinterlassen hat. Aber auch die späteren slawischen Stämme des 10. und 11. Jahrhunderts zeigen in ihrer armutsdollen Eintönigkeit mit überraschender Klarheit, mit welcher einzigartiger, fortschrittfeindlicher Zähigkeit die Slawen an ihrer niedrigen, halbasiatischen Kultur festgehalten haben. Es ist daher verständlich, daß ihre Herrscher vom 12. Jahrhundert an, um ihr Land zu heben, wieder deutsche Bauern und Siedler aus dem Westen herbeiriefen, die mit dem Pfluge in erneuter Kolonisierung die Ostmark für das Deutschtum zurück eroberten. So bleibt denn von der laut verkündeten slawischen Bodenständigkeit in der Ostmark nichts als eine fünfshundertjährige Episode, die die mehr als zweitausendjährige germanische Zeit Ostdeutschlands mit einem erschreckenden Kulturrückschritt unterbricht.

In diesem wissenschaftlichen Ergebnis liegt der große politische Wert, den Kossinnas Schrift gerade jetzt besitzt. Entreizt sie doch den polnischen Gelüsten nach deutschen Kulturländern das moralische Mäntelchen, mit dem die Polen ihre Ansprüche zu umkleiden suchen. Außerdem bietet die Arbeit wieder ein klassisches Beispiel für die Bedeutung, die die deutsche Vorgesichtswissenschaft in nationaler Hinsicht für unser ganzes Volk erhalten hat, seitdem durch Kossinnas großzügige Forschungen die Kulturwelt unserer Vorfahren eine gerechtere Würdigung erfahren hat. Als 1807 nach Preußens Zusammenbruch der innere Wiederaufbau begonnen wurde, förderte Hardenberg mit aller Kraft die geschichtliche und landeshundliche Forschung, da er sich des großen völkischen Einflusses der vaterländischen Geschichte voll bewußt war. Jetzt ist nun neben der Geschichte eine neue Wissenschaft herangewachsen, die ihr in nationaler Werbekraft um nichts nachsteht. Mögen sich die regierenden Kreise, die unser Volk aus dem jetzigen Niedergang nur durch kräftige Stärkung und Wiederbelebung unseres Nationalgefühles emporführen können, der starken Stütze, die ihnen hierbei die deutsche Vorgesichte bietet, bewußt werden und die junge, emporstrebende Wissenschaft zu voller Blüte bringen¹⁾.

Breslau.

III. Jahr.

¹⁾ Inzwischen erschien auf Veranlassung des „Deutschen Volkstrats für Westpreußen“ in Danzig als selbständige Schrift, die mit der oben besprochenen Abhandlung vielfach übereinstimmt: Das Weichseldelta ein uralter Heimatboden der Germanen. Von G. Kossinna, Prof. a. d. Universität zu Berlin, Danzig 1919. Druck v. A. W. Kafemann (27 S.).

Albert Neuburger, Die Technik des Altertums. Gr. 8°, XVIII und 569 Seiten, 676 Abbildungen. Leipzig (R. Voigtländer) 1919.

Der umfangreiche Band soll in zusammenfassender Form, nach Zweigen der Technik in Kapitel gegliedert, den heutigen Stand unseres Wissens von der Technik des Altertums darstellen. Den Begriff „Altertum“ begrenzt der Verfasser im Vorwort dahin, daß es den Zeitraum vom Eintritt der einzelnen Völker in die Geschichte bis etwa zum letzten Drittel des 5. Jahrh. n. Chr. umfaßt. „In einzelnen Fällen jedoch mußte sowohl nach rückwärts wie nach vorwärts eine Erweiterung stattfinden. So mußte z. B. überall da, wo es sich zeigte, daß eine bestimmte Technik sehr tief in vorgeschichtlicher Zeit wurzelte, auf diese zurückgegriffen werden.“ Tatsächlich geht der Verfasser nur in sehr wenigen Fällen, und auch da meist nur andeutungsweise auf die vorgeschichtliche Technik zurück. Diese Beschränkung auf die „geschichtliche“ Zeit des Altertums ist um so unverständlicher, als wir unsere Kenntnis von der Technik des Altertums doch verhältnismäßig sehr wenig aus den meist sehr knappen und unklaren schriftlichen Quellen schöpfen können, weitaus das meiste vielmehr aus den überkommenen Gegenständen und bildlichen Darstellungen erschließen müssen, so daß also kein triftiger Grund dagegen spricht in die schriftlosen Zeiten zurückzugeben, ganz abgesehen davon, daß es doch von besonderem Reiz ist die einzelnen Techniken bis an ihre Anfänge zurückzuverfolgen, und daß das Verständnis für den Stand der Technik in geschichtlicher Zeit meist wesentlich erleichtert wird, oft sogar nur möglich ist, wenn man auf die vorgeschichtlichen Vorstufen zurückgeht.

Aber nicht nur zeitlich legt sich der Verfasser eine bedauerliche Beschränkung auf, sondern auch in der Auswahl derjenigen Völker, deren Technik er schildert. Er beschränkt sich fast ausschließlich auf die ägyptische, die vorderasiatischen (einschließlich der jüdischen), die hellenische und hellenistische und die römische Kultur. Daneben werden des öfteren die indische und die chinesische Kultur herangezogen; dagegen bleiben der mittel- und nord-europäische Kulturkreis, selbst für deren geschichtliche Zeiten, fast völlig unberücksichtigt. Wir finden kein Wort über die Goldarbeiten, die Holztechnik, die Webekunst des Nordens, nichts über vorrömische Bohlwege, über nordische Ledertechnik, über das nordische Haus. Von den Zeugnissen für das Alter und die Höhe der germanischen Schiffsbaukunst wird nur das Oseberg-Schiff angeführt, und auch dies lediglich als Beleg dafür, daß reines Eisen nicht rostet! Im Übrigen beschränkt sich Neuburger hier auf die spärlichen Angaben bei Tacitus.

Diese auffallende Zurückhaltung Neuburgers hat ihren Grund in einem geradezu erstaunlichen Mangel an Kenntnis der vorgeschichtlichen Tatsachen, besonders der nordischen, den er an den wenigen Stellen offenbart, wo er ausnahmsweise auf diese Tatsachen eingeht. Bezeichnend ist schon das Urteil über die Bronzezeit. Er sagt (S. 11) wörtlich: „So ist ein „bronzenes Zeitalter“ im Hesiodischen Sinne schon deshalb ein Ding der Unmöglichkeit, weil es im Altertum viele Völker gab, denen die zur Herstellung der Bronze nötigen Stoffe überhaupt fehlten. Sie konnten die Bronze also erst dann kennen lernen, wenn zwischen ihnen und andern Völkern, die über die zur Herstellung dieses Materials nötigen Stoffe verfügten, Handelsbeziehungen bestanden. Knüpften sich aber schon vorher Handelsbeziehungen zu anderen mit der Eisengewinnung vertrauten Völkern an, so mußte bei ihnen dem bronzenen Zeitalter natürlich ein eisernes vorangehen.“ (!) Weiter heißt es dann S. 15: „Es ist . . . wahrscheinlich, daß sehr viele Völker des Altertums das Kupfer schon lange vor dem Eisen kannten. Bei den Germanen ist es umgekehrt. Sie lernten das Kupfer erst kennen, als sie das Eisen schon lange benutzten.“ Diese klassische Behauptung hat er vergessen, wenn er, offenbar aus anderer, aber auch wieder mißverständlicher Quelle schöpfend, S. 62 sagt: „Schon vor der Entwicklung der griechischen und römischen Bronze-technik hatte sich im Norden, bei den angeblichen „Barbaren“, eine Blütezeit der Bronze-technik entwickelt, die in der sogenannten, um 400 v. Chr. beginnenden Latène-Periode

ihre höchste Ausbildung erreicht, gleichzeitig aber von dem nunmehr (!) auftretenden Eisen in den Hintergrund gedrängt wird.' In den folgenden Ausführungen zeigt er dann noch, daß ihm der Guß in der verlorenen Form für den Norden unbekannt geblieben ist.

Bei der Besprechung der Eisentechnik (S. 22 ff.) spricht er als die ältesten Eisen-gerätschaften die — Meteoriten an: 'Ein mit der Saust geschwungener Meteorstein ist ein guter Hammer' (!). Natürlich folgt dann der Hallsche Fund von Gizeh und der Glinders-Petrie'sche von Abydos als Beweise für das hohe Alter der Eisentechnik in Ägypten. Und nachdem er dann den hohen Stand der Eisentechnik in Asien geschildert hat, heißt es (S. 24) weiter: 'Wiederum sind es die Phönizier, die auch den Eisenhandel des Altertums hauptsächlich in Händen haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch nach Germanien das erste Eisen von Asien aus gekommen ist. Wenigstens lassen Funde, die aus dem Jahre 900 v. Chr. stammen dürften, ihrem ganzen Aussehen und ihrer Zusammensetzung nach darauf schließen.' (?)

Überhaupt die Phönizier! So sollen u. a. (S. 458) auch die ersten Straßen in Griechenland von den Phöniziern angelegt worden sein, 'die ihre in Griechenland befindlichen Küstenplätze durch Straßen mit dem Innern des Landes verbanden, um von hier aus wertvolle Produkte nach den Schiffen befördern zu können.' Es folgt eine weitere Ausmalung dieser phönizischen Tätigkeit, bei der es dem Verfasser aber doch nicht so ganz geheuer ist, so daß er vorsichtigerweise vor das Ganze ein 'wahrscheinlich' setzt. Dies Wort und das Wörtchen 'wohl' spielt überhaupt eine recht große Rolle in dem Werk und beweist die mangelhafte Begründung eines großen Teils der Behauptungen.

Die größte Verschwommenheit infolge Mangels an abgeklärten Kenntnissen zeigt Neuburger aber im Kapitel „Die Keramik“. Nachdem er zunächst (S. 133) die Keramik als eine der ältesten Techniken erklärt hat, deren Spuren bis weit in die vorgeschichtliche Zeit, man könne wohl sagen bis zu den Anfängen der Menschheit zurückgingen, und geschildert hat, wie der Mensch sozusagen von selbst auf das Formen und Brennen des Tons geführt worden sei, zieht er aus der allgemeinen Verbreitung des Hatentretzes, daß sich 'auf allen gebrannten Tonen der ersten Zeit (?), mögen sie nun stammen, woher es auch immer sei', finde, den Schluß: 'Es (nämlich das Hatentretz) läßt vermuten, daß die Wiege der auf dem Brennen des Tons und auf der Verwendung der Töpferscheibe beruhenden Tonindustrie in Kleinasien oder in Ägypten gestanden hat.'

Alles in allem liefert dies Werk wieder einmal den Beweis dafür, wie unglaublich die Unkenntnis der vorgeschichtlichen Tatsachen oft bei denen ist, die sich für berufen halten, über das „Altertum“ zu schreiben, und daß diejenigen, die sich mit der Kultur des Mittelmeers und Vorderasiens beschäftigen, zum großen Teil noch immer keine Ahnung haben, wie unerlässlich es für sie ist, auch die Kultur Mittel- und Nordeuropas mindestens in ihren Grundtatsachen kennen zu lernen.

Wie weit das Werk Neuburgers den Anforderungen der klassischen und vorderasiatischen Archäologen und der Techniker entspricht, das zu untersuchen ist hier nicht der Ort. Nur soviel sei gesagt, daß die Schilderung der technischen Apparate und Vorgänge, besonders auf dem Gebiete der mechanischen Technologie, vielfach so knapp und unklar ist, daß man ohne eigene technische Kenntnisse sich kein klares Bild davon machen kann. Es ist also recht fraglich, ob gerade das Werk Neuburgers seinem Wunsche gemäß, 'für die Allgemeinheit . . . der Anreiz zu eingehender Beschäftigung mit dem . . . Gebiete der antiken Technik' sein wird.

Charlottenburg, Januar 1920.

Albert Winkler.

IV. Nachrichten.

Mein 60. Geburtstag.

Ich habe noch eine vom Ende des vorigen Jahres (1918) stammende große Schuld abzutragen, die des Dankes, tiefgefühltester Dankagung für die hohen, zahlreichen Ehrungen, die mir zu meinem 60. Geburtstage geworden sind. In hunderten von Telegrammen und namentlich Briefen, meist solchen von großer Ausführlichkeit, aus dem Inlande, von der Front und Etappe, sowie aus dem verbündeten und dem neutralen Auslande ist mir eine solche Fülle von Glückwünschen und ein solches Maß von dankbarer Freundschaft und Verehrung ausgesprochen worden, daß mir jene Zeit zu einer über die übliche Art des Verlaufs solcher Familienfeiertage hoch hinausgehobenen, wahrhaft festlichen, zu einer „Hochzeit“ im altdeutschen Sinne geworden ist, deren Erinnerung für mich kaum je verblassen kann. Rührend waren vor allem die breiteren Herzenergießungen meiner in der Front oder bei der Etappe stehenden Schüler, die in ihrer lange Jahre hindurch von allem wissenschaftlichen Denken so weit abgewandten Stellung an diesem Erinnerungstage sich der Entbehrung ihrer idealen Friedensbetätigungen und des einstigen hohen Glückes, das in gemeinschaftlichem wissenschaftlichem Streben und Leben liegt, besonders stark bewußt wurden.

In schönstem Einklang verlief ein von meinen Berliner Freunden im Gasthof „Prinz Albrecht“ veranstaltetes Festmittagessen, zu dem trotz aller Schwierigkeiten der Beförderung auch eine Anzahl auswärtiger Freunde nach Berlin gekommen war, unter denen ich in erster Reihe Geheimrat Walter aus Stettin und Professor Hahne aus Halle nenne, weiter Herrn M. M. Lienau aus Frankfurt a. O. und Dozent Åberg aus Upsala. Professor Hahne ehrte mich dabei durch eine besonders eingehende Festrede. Geheimrat Walter wohnte der Feier im Auftrage der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde bei und überbrachte mir als sichtbare Gabe der Erinnerung und als sprechendes Sinnbild meiner Mitteleuropa besonders nachhaltig und eindringend zugewandten Forschertätigkeit eine getreue, vortrefflich gearbeitete Nachbildung der kleineren der beiden Hausurnen von Woedtko Kreis Lauenburg in hinterpommern. Außerdem händigte er mir unter besonders warmen Worten die Urkunde über meine Ernennung zum Ehrenmitgliede jener Gesellschaft ein, der als korrespondierendes Mitglied anzugehören ich schon seit Jahrzehnten die Ehre hatte.

Ebenso übersandte die Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg, der ich auch seit Jahrzehnten als korrespondierendes Mitglied angehörte, mit einer Urkunde, der ihr Vorsitzender Universitätsprofessor Peiser ein gleichfalls sehr warm gehaltenes Handschreiben beigelegt hatte, meine Ernennung zu ihrem Ehrenmitgliede. Ferner übersandten der Schlesische Altertumsverein und die Cölner anthropologische Gesellschaft mir als ihrem alten korrespondierenden Mitgliede durch die Museumsdirektoren Professor Seger und

Kademacher herzlich Glückwunschsreiben; desgleichen unsere Hauptgesellschaft (Bezzenger) nebst der Berliner Ortsgruppe (v. Strantz), der Altertumsverein der Stadt Worms (Friedrich v. Heyl), die Elbinger Altertumsgesellschaft (Ehrlich), der Provinzialverband Brandenburg des Deutschen Wehrvereins (v. Strantz), der Allgemeine deutsche Schriftverein (Siegler-Schmidt), der Bund für deutsche Schrift (P. Gebhardt). Unter den Einzelpersonlichkeiten, die mich mit Glückwünschen beehrten, sei nur der Staatsminister Wallraf (Berlin) namentlich aufgeführt.

Für die bei den schwierigen Druckverhältnissen, die schon zu Kriegsende obwalteten, besonders mühselige Veranstaltung einer „Zeitschrift“, zumal einer so glänzenden, sage ich den Leitern derselben, den Herren Professor Hahne und Generalarzt Wilke — letzterer war infolge Erkrankung an der Reise nach Berlin leider verhindert —, sowie allen mir so wohlgefinnten Mitarbeitern, unter denen sich allererste Vertreter unseres Faches befinden (gar mancher ist nur durch die Ungunst der Zeitverhältnisse von der Mitarbeit abgehalten worden) meinen innigsten Dank.

Insbesondere gilt dies von der einleitenden „Zueignung“ aus der Feder meines ältesten Schülers, Professor Hahnes, der auch der Mühe sich unterzogen hat, ein Verzeichnis meiner Schriften beizufügen¹⁾.

Schließlich darf ich hier wohl Kenntnis geben von zwei weiteren Ernennungen aus dem folgenden Jahre (1919), die zum Teil wohl als Nachwirkung meines Jubeltages anzusehen sind: meiner Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (Toldt) und derjenigen zum Ehrenmitgliede der Elbinger Altertumsgesellschaft (Prof. Dr. Ehrlich).

Gustaf Kossinna.

¹⁾ Von 1909 ab, dem Jahre der Begründung unserer Gesellschaft, führt Hahnes Verzeichnis nur diejenigen meiner Schriften auf, die im Mannus oder als Bände meiner Mannusbibliothek erschienen sind. Es ist aber von 1909 ab bis zum September 1918 auch anderweitig mancherlei erschienen, wovon ich einiges hier namhaft machen möchte:

1. Kurze Übersicht der wichtigsten Literatur der Vorgeschichte Mitteleuropas (unter Beihilfe von E. Wahle). Hannover 1909. 16 S.

2. Diskussion zum Frühneolithikum (Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnol. und Urgeschichte 1911. Beiheft S. 33).

3. Altgermanische Kulturhöhe (Deutscher Volkswort I. Leipzig 1913/14. S. 1—11) (ist vielfach nachgedruckt worden, z. B. in Norddeutsche Monatshefte II. Hamburg 1915, S. 166—174). Dieser ganz volkstümlich gehaltene Aufsatz muß auch um dessen willen genannt werden, weil Sophus Müller ihn neben meinen in streng wissenschaftliches Gewand gekleideten Schriften zum Gegenstande einer durch mehrere 100 Druckseiten sich hinziehenden erbitterten Sehde gemacht hat (Aarbøger f. nord. Oldk. 1913 und 1915).

4. Der „nordische“ Körpertypus der alten Griechen und Römer (Deutscher Volkswort. I. Leipzig 1914, S. 266—272).

5. Das früheste Germanendenkmal an der Dobrudscha (Alldeutsche Blätter 1916, S. 459—461; mit manchen Ergänzungen zu der sonst ausführlicheren Darstellung innerhalb meiner Deutschen Vorgeschichte).

6. Altgermanische Kulturhöhe. Ein Kriegsvortrag. Jena, 1918, Kornen-Verlag (Sonderdruck aus: Die Kornen). 24 S. 4^o.

Das Provinzialmuseum für Vorgeschichte zu Halle a. S.

Der Vorsitzende unserer Gesellschaft nahm als ihr Abgesandter an der feierlichen Eröffnung des neugebauten Provinzialmuseums für Vorgeschichte zu Mannus, Zeitschrift für Vorgesch., Bd. 11/12.

Halle a. S. am 9. Oktober 1918 und an der bei dieser Gelegenheit stattfindenden Tagung für Vorgeschichte teil. Er hielt als einer der fünf hierfür amtlich vorgesehenen Redner eine Begrüßungs- und Glückwunschanrede, wozu er außer in seinen Eigenschaften als Forscher in Vorgeschichte, als Inhaber des einzigen Lehrstuhls für deutsche Archäologie innerhalb des Deutschen Reiches und endlich als Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte auch durch den Umstand besonders berechtigt erschien, daß er der wohl einzige in der ebenso zahlreichen als gewählten Festversammlung war, der schon der Gründungsfeier des alten Provinzialmuseums zu Halle unter dem ersten Direktor Oberst a. D. Borries am 21. März 1884 beigewohnt hatte.

Bei der anschließenden Tagung hielt unser Vorsitzender am 10. Oktober einen Lichtbild-Vortrag über „Aunetiger und Illyrier“. Er zeigte, daß die Bevölkerung, der die Gräber vom Aunetiger Stile und die in das Aunetiger Gebiet fallenden Bronze-depotfunde der Periode I der Bronzezeit angehören, die nämliche sei, wie diejenige des vom Redner den Nordillyriern zugeschriebenen Gebiets der Periode II der Bronzezeit. Denn eine auffallend große Zahl der Typen des Bronzeschmuds und der Bronzegeräte beider Perioden stimmen entweder völlig miteinander überein oder wenigstens soweit, daß ihre typologische Entwicklung von Periode I zu Periode II schlagend nachgewiesen werden kann. Da nun das Aunetiger Grabgut aufs engste mit dem der ihr vorausliegenden spätesten schnurkeramischen Kultur verknüpft ist, so kann man die Nordillyrier als klar umschriebenes nordindogermanisches Sondervolk bis an den Ausgang der Steinzeit zurückverfolgen, nicht aber weiter. Derselbe Endpunkt zeitlicher Rückführung läßt sich für die beiden später nach ihrem Übergange über die Alpen allmählich zu den Italikern zusammenschmolzenen mitteleuropäischen Urgruppen gewinnen, ebenso für die Urkelten, sowie auch für die Urgermanen, soweit diese nach Norddeutschland sich ausbreiten, während letztere auf Jütland noch weiter rückwärts verfolgt werden können bis in eine vorgermanische Stufe hinein. Georg Wilkes räumliche und kulturelle Ansetzungen für die Einzelsvölker der Nordindogermanen innerhalb der steinzeitlichen Kulturgebiete glaubte Redner aus archäologischen, wie auch sprachwissenschaftlichen Gründen durchweg ablehnen zu müssen.

Der Landeshauptmann der Provinz Sachsen Freiherr v. Wilmowsti in Merseburg sandte am 22. Dezember 1918 unserem Vorsitzenden folgendes Dankschreiben:

„Die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte hat an der Eröffnung des Sächsischen Provinzialmuseums für Vorgeschichte in Halle a. S. in einer seine Bestrebungen so anerkennenden und ehrenden Weise teilgenommen, daß ich es mir nicht versagen kann, meinen herzlichsten und ergebensten Dank dafür noch ganz ausdrücklich auszusprechen. Das ihm bekundete Interesse wird dem Museum ein steter Ansporn sein, auf dem beschrittenen Wege vorwärts zu schreiten; weiß es sich doch getragen von der wissenschaftlichen Anteilnahme gleichgerichteter vorbildlicher Institutionen.“

G. K.

Einweihung des neuen Provinzialmuseums für Vorgeschichte zu Halle a. S.

Am 9. Oktober 1918 ist das neugebaute Provinzialmuseum für Vorgeschichte zu Halle eröffnet: feierlich, mit der von der Zeiten Ernst gebotenen Zurückhaltung.

1912—1913 ist es mit einem Bauaufwand einschließlich erster Einrichtung von im ganzen 740000 M. durch Wilhelm Kreis-Düsseldorf erbaut worden. Die Grundpläne hatte der jetzige Leiter bis ins einzelne nach den Erfordernissen moderner Wissenschaft aufgestellt. Anfang 1915 sollte das Museum bereits eingeweiht werden, aber 1914 nahm die zur Vollendung notwendigen Kräfte und Mittel; die wurde dann ein mühevolleres Stück Kriegsarbeit mit aller Schwere von Ersatz und Beschränkungen, aber auch mit einer Fülle

treuer Arbeit und zielfördernder Hilfe, begünstigt von guten Erfolgen des Sammelns und Suchens — und endlich war das Werk trotz allem reif für die Zulassung der breiten Öffentlichkeit, die ja Verständnis mitbrachte für Unvollkommenheiten als Stempel der Zeit.

Saß 400 geladene Gäste aus den Kreisen der Behörden, der Wissenschaft und der Freunde, viele weither, nicht nur aus Deutschlands Grenzen — aus Schweden, vor allem unser allzeit junger Nestor Oskar Montelius — waren gekommen. Lurenklänge luden zum feierlichen Eingang in die neue Forschungsanstalt einer deutschen Wissenschaft. In den feierlichen Worten des Hausherrn, Landeshauptmanns Freiherrn von Wilmowsti, des Hausleiters Prof. Hahne, des Rectors der Universität Halle Geheimrat Brodelmann, des Ministervertreters Regierungsrat Hiede und des Meisters der deutschen Vorgeschichte Geheimrats Kossinna klang einmütig die Freude über das in schweren Jahren Erreichte, die Übergabe der in hoffnungsreicherer Zeit begründeten ersten deutschen Landesanstalt für Vorgeschichte an die Allgemeinheit.

Am 9. vormittags 11 Uhr fand die Eröffnungsfeier statt, an die sich ein Rundgang durch das Gebäude mit Vortrag des Leiters anschloß; nachmittag folgten zwei Festvorträge im Kreise des Landesvereins für Vorgeschichte; Geheimrat Prof. Dr. Walther-Halle sprach über den Beginn der Eiszeit, Reichsarchivar Professor Dr. Montelius-München über den Beginn der Eisenzeit.

Eine Tagung für Vorgeschichte hielt eine stattliche Anzahl Sachgenossen noch weitere drei Tage beisammen: Unvergesslich ist, wie deutscher Idealismus, deutsche Schaffenskraft und unzerstörbarer deutscher Zukunftsglauben in diesen schwarzen Tagen (am 9. abends wurde das Waffenstillstandsangebot bekannt!) rang mit dem Verzweifeln an Deutschland — und wie auch hier als einziger fester Grund für das Bewußtsein Aller sich zeigte die Arbeit, die von den Leistungen fernster Heimatvergangenheit durch die Gegenwart zur Zukunft weist.

Wissenschaftliche Führungen, Verträge und Erörterungen im engen Sachkreise fanden am 10. und 11. im Museum statt. Als Hauptpunkte waren aufgestellt

1. Museumstechnik- und Arbeitsweisen. Hierbei ergab sich eine besonders lebhaft und lehrreiche Auseinandersetzung im Anschluß an Professor Rathgens (Berlin) Darlegungen seiner Erfahrungen über Eisenkonservierungen.
2. Vorgeschichtliche Denkmalspflege, Ausgrabungsgesetz und besondere Fragen der Landesforschung fanden bei vielfachen Gängen durch das reiche Museumsmaterial Erörterungen, ebenso
3. neue Funde und Feststellungen aus der Vorgeschichte der Provinz Sachsen.
4. Von den Vorträgen und Mitteilungen über die Kulturperioden von der Urzeit bis zum frühen Mittelalter waren besonders inhaltsreich und mit lebhaften förderlichen Diskussionen verbunden:
 - a) Privatdozent Sörgel, Tübingen, über die diluviale Fundstelle von Rabutz bei Halle,
 - b) Professor Birkner-München, „Der paläolithische Mensch in Bayern“,
 - c) Professor Schenk-Halle, „Altsteinzeitliche Funde aus Südafrika“,
 - d) Geh.-Rat Prof. Dr. Kossinna-Berlin, Aunetiger und Illyrier“,
 - e) Prof. Dr. Seger und Dr. Jahn-Breslau, „Ein bronzezeitlicher Burgwall mit Gräberfeld bei Breslau“,
 - f) Prof. Dr. Schlüter-Halle, „Das Landschaftsbild Deutschlands um 500 n. Chr.“,
 - g) Doz. Åberg-Uppsala, „Zur Chronologie der Merowingerzeit“,
 - h) Geh.-Rat Fleischer-Berlin, Über Funde vorgeschichtlicher nordeuropäischer Musikinstrumente, mit besonderer Berücksichtigung von Funden im Provinzialmuseum zu Halle,

- i) Reichsantiquar Prof. Dr. Montelius=Stodholm, Über neue Funde von Elam (Susä),
 k) Prof. Dr. Schneider=Leipzig, „Einige Folgerungen aus der verbesserten Kenntnis der vorgehichtlichen Religion für die Deutung hethitischer Denkmäler und die allgemeine Sprachwissenschaft“.

Festmahl und Bewirtungen mußten zwar fortfallen, aber trotz aller Beschränkungen gehören doch manche schöne Stunden geselligen Beieinanders zu den wertvollen Erinnerungen dieser Tage. Kaum einer der Männer, die in näheren Beziehungen zur deutschen Vorzeitforschung stehen, fehlte, wenn nicht durch Krankheit oder Fernsein von Deutschland verhindert. —

Außerst wertvoll war es, daß endlich einmal wieder eine Gelegenheit geboten war, zu persönlicher Aussprache im Kreise unserer Wissenschaft.

Am Nachmittage des 10. hatten Zauberer und gütige Seen eine Teestunde im Museum bereitet: mit lauter echten Zutaten, bei der süße Jugend einen altgermanischen Irrgarten-Reigen im großen Lichthof des Museums schritt und sang, und sogar guter deutscher Humor in Ansprachen und der alten lieben Form der Festzeitungen zu Worte kam.

Eine besondere Erinnerung ist trotz hinderlicher Regenschauer der Ausflug nach Merseburg und Umgebung gewesen. Die Schätze der Baukunst und des Schrifttums des Mittelalters (Zauberprüche!) wurden aufgesucht, dann brachte uns der Regierungsdampfer unter des für unsere Landesforschungen hochverdienten Regierungspräsidenten von Gersdorfs freundlicher Führung auf der Saale nach Rössen. Hier ist von der Gönnerin unserer Anstalt, der badiſchen Anilin- und Sodafabrik zu Leuna zwischen mehrfachen Ausgrabungsstellen des Museums (Neolithisches Gräberfeld und großer Grabhügel mit vielen Nachbestattungen; spätere Siedelungen bis zur Slawenzeit; Befestigungsanlage noch unbestimmter Zeit) nach unserer Angabe die höchst lehrreiche Rekonstruktion eines neolithischen Bauernhauses aufgestellt, das erste norddeutsche Gegenstück zu den wiederhergestellten Pfahlbauhütten.

In den Gesellschaftsräumen der Leunawerte wurde Rast gemacht, die durch die Liebenswürdigkeit der Leitung des Wertes zu einem nicht nur wissenschaftlich erfreulichen Beisammensein wurde.

Am 11. wurde nochmals in größerem Kreise Rössen und von dort das schöne Rundlingsdorf Dapig aufgesucht, als Abschluß der gesamten Feiertagung, die ein letzter Lichtblick gewesen ist, nicht nur für uns und unsere Anstalt.

Wenige Monate nur hat das Museum seine Pforten offenhalten können; seit den Jammertagen des März 1919 ist es Stützpunkt und Kaserne für die Reste deutscher Wehrmacht, die der gequälten Heimat durch Nacht zum Lichte helfen sollen. Als gute Vorbedeutung nehmen wirs trotz allem, daß von einem neuen festen Hause deutscher Geistesarbeit die Erstarkung und Ordnung der Heimat ausgehen soll.

Die Wintermonate 1918/19 hatten trotz allem politischen Jammers reiches hocherfreuliches Leben in unser neues Haus gebracht: Unzählige Führungen und Vorträge und großen Aufschwung des Landesvereins für Vorgeschichte, der im Januar 1917 gegründet war und bereits über 300 Mitglieder zählte, so daß die Sitzungen schon im Winter „leider“ nicht mehr im Museumshörsal stattfinden konnten, sondern in den großen Hörsal der Universität verlegt werden mußten.

Schon während der letzten Jahre waren fast alle an unserer Forschung interessierten Männer bei uns eingekehrt. Die Ausgrabungs- und Forschungsarbeit im Lande war besonders auch durch die Verkehrs-schwierigkeiten sowie durch Mangel an Kräften und wegen der notwendigen Konzentrierung der Mittel auf die Eröffnungsarbeiten nur allzu sehr eingeschränkt gewesen; dennoch war durch Schenkungen, Käufe und Grabungen der Bestand unserer Sammlungen von 15000 auf das zehnfache gestiegen, und die lange vorbereitete

Arbeitsorganisation der vorgeschichtlichen Landesforschungen in der Provinz ist vor allem durch persönliche Sühlnahme auch in den Kriegsjahren vorwärts gebracht — alles wartet auch bei uns auf ruhigere Zeiten, die auch schnellere Förderungen und reichere Mittel bringen sollen.

Seit der Habilitation des derzeitigen Museumsleiters im Wintersemester 1918 hat die deutsche Vorgeschichte auch an der Universität Halle eine Stätte gefunden. — Seit der Rückkehr unserer Krieger blüht trotz aller Beschränkung die Forschungs- und Ausgrabungstätigkeit erfreulich auf, besonders infolge der großzügigen Weitergewährungen der Mittel (80000 Mk. Haushaltsplan) durch die Landesverwaltung, und Stifter und Gönner helfen bei unserer Arbeit; sie haben auch die über unsere Mittel hinausgehenden Vorhaben ermöglicht, wie die künstlerische Ausgestaltung des Haupttreppenhauses durch Fresken neuzeitlicher Kunst von Paul Thiersch, die ersten monumentalen Arbeiten des deutschen Expressionismus.

Wenn die kommenden Zeiten der Karglichkeit die deutsche Geistesarbeit und Wissenschaft nicht gar zu sehr beengen würden und wenn sich die Überzeugung Bahn brechen könnte, daß die völlig unersehblichen Zeugnisse unserer Vorzeit zu bergen und zu betreuen eine Ehrenpflicht gerade in diesen Notzeiten ist und eine Mithilfe am Wiederaufbau deutschen Wesens, so dürften wir trotz allem Stürmen doch noch ebenso hoffnungsfroh vorwärts blicken wie bei der schönen Feier am 9. Oktober 1918.

Die gesamte Geschichte unseres Museums seit seinen ersten Anfängen ist Mühe und Arbeit gewesen. In der Zeit der Freiheitskriege liegen die ersten Wurzeln: begeisterte Einzelforschungen, die bald unter heimatlichem Behördenschutz traten und auf dem Umweg über einen „Anstrutverein zur Pflege der Geschichte und Altertumskunde der Heimat“ in den am 3. Oktober 1819 gegründeten thüringisch-sächsischen Verein für Geschichte und Altertumskunde einmündeten. Sie waren eine Frucht des Gedankens des Freiherrn vom Stein, die vaterländische Geschichts- und Altertumskunde als Ausgang notwendig erhöhter vaterländischer Gesinnung und Betätigung zu machen. Die frühe Verlegung des Vereins und seiner Sammlungen nach Halle sollte die Verbindung mit der Universität anbahnen, die aber erst in der Gegenwart eingeleitet ist. In der Sammeltätigkeit des Vereines nahm die Vorgeschichte bald den breitesten Raum ein; bei der Begründung des „Museums für heimatische Geschichte und Altertumskunde“ als Provinzialmuseum am 21. März 1884 schien der weitere Entwicklungsgang auf ein Landesmuseum für Geschichte und Vorgeschichte zu deuten. Die reiche Fülle der auf Paul Höfers Anregung 1902 gegründeten Jahreschrift des Provinzialmuseums für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder lenkt schon sichtlich auf die Bevorzugung der Vorzeit. Der Provinziallandtags-Beschluß vom 14. März 1910, dem Provinzialmuseum einen Neubau zu geben, verband sich bald mit dem andern, das Arbeitsgebiet des Museums auf die vorgeschichtliche Landesforschung zu beschränken.

Die Sachforschungen für die geschichtlichen Zeiten ist nunmehr völlig den anderen Museen der Provinz anheim gegeben, zugleich mit den Sammelmaterien der ehemaligen geschichtlichen Provinzialsammlungen. Die Amtsräume des Provinzialkonservators im Anbau am Hauptgebäude geben durch seine räumliche Verbindung mit der Forschungsanstalt für Vorgeschichte die notwendige Einheit der gesamten Landes-Altterumsforschungen und ihre Betreuung durch die Landesbehörden. Hoffentlich werden die Ausführungsbestimmungen des nunmehr schon 5 Jahre alten Ausgrabungsgesetzes den von sachmännischer Seite immer wiederholten Anforderungen gerecht, dann könnte auch dieses Gesetz eine neue Stufe zur Verwirklichung des Gedankens einer einheitlichen heimatischen Vorzeit-Forschung werden, an der alle berufenen Kräfte teilhaben, die aber in festen Bahnen durch strenge Forscherarbeit gehalten wird, deren gegebene Stützen Anstalten wie unser neues Landesmuseum für Vorgeschichte sein müßten, das hoffentlich

nicht lange mehr das einzige bleiben wird. — Die Altertumsforschung ist längst so reich an Aufgaben und Material geworden, daß eine Arbeitsteilung im Sinne der Selbständigkeit der Vorzeitforschungen Notwendigkeit ist.

Die Gestaltung und Ausstattung unseres Museums ergab sich aus den Aufgaben und Arbeitsweisen unserer Forschungen. Alle für die Hebung, Untersuchungen und Verarbeitungen der vor- und frühgeschichtlichen Landesfunde bestimmten Räumlichkeiten, besonders die Werkstätten, Arbeitsammlungen, das Landesarchiv sind in jeder Beziehung mindestens gleichberechtigt mit den Lehr- und Schauammlungen behandelt. Die Hauptverammlungen im Oberlichtgeschloß zeigt in 7 Sälen in zeitlicher Reihenfolge die Zeugnisse unserer Vorzeit. Das Landesmaterial ist durchaus in Vordergrund, anderes nur in Nach- und Abbildungen zum Zwecke zusammenhängender Übersichten Nebensache, und deshalb auch mit reichem Karten- und Tafelmaterial durchaus auf die Wände der Säle beschränkt, während die großen freistehenden Schränke und sonstigen Behälter der 7 m breiten Säle die Heimatfunde bringen; innerhalb der Zeitfolge nach geographischen Gesichtspunkten und nach Kulturkreisen und Gruppen gesondert. Nur in der Urzeit ist eine Ausnahme gemacht, bis heimische Funde einmal so reich sein werden, wie jetzt die zur Darstellung des Urmenischen und seiner Kultur herangezogenen Funde Mittel- und West-Europas.

Großes Gewicht ist gelegt auf Modelle und Darstellungen der Entwicklung kultureller Erscheinungen des Alltags sowohl wie höherer kultureller Leistungsgebiete, sowie auf die Materialien zur Rassenlehre und auf die in naturwissenschaftliche Gebiete fallenden Fragen z. B. der Jagd- und Haustiere, der Kulturpflanzen usw. Im Mittelgeschloß sind die Ergebnisse größerer Ausgrabungen gesondert aufgestellt, die in der Hauptsammlung den Zusammenhang sprengen würden, ebenso größere thematische Zusammenstellungen allgemeiner Art zur Urgeschichte der Technik, des Handels und Wandels, der Schrift und Religion, der Abstammungs- und Rassenlehre.

Im Arbeitszimmer des Landesarchivs und der Bücherei sowie in allen Teilen der Anstalt überhaupt ist möglichst viel Gelegenheit vorgesehen für Arbeiten Studierender und der Freunde unserer Forschungen.

In unserem neuen Hause soll die Forschung und die Lehre, die Förderung und die Auswertung der heimatischen Vorzeitforschungen eine Stätte haben im Sinne alter bewährter Traditionen deutscher Wissenschaft zugleich und im Geiste neuer weitherziger Zusammenarbeit allen ernstern und geordneten Willens am großen Werte der Wiedererhebung des deutschen Gedankens.

Halle a. S.

Hans Hahn.

Preussia-Jubiläum.

Die altherwürdige Altertumsgesellschaft Prussia zu Königsberg i. Pr. beging am 18. November 1919 die Feier ihres fünfundsiebzigjährigen Bestehens. In dem Glückwunsch-Telegramm unseres Vorstandes hieß es unter anderem: „Möge die Gesellschaft an des Deutschtums Nordostgrenze in engster Fühlung mit Alldeutschlands Wissenschaft nach wie vor durch vorbildliche Ergründung des Altertums der Gegenwart unvergängliche Dienste leisten“. Der Vorsitzende der Prussia Universitätsprofessor Dr. Pfeifer dankte mit folgendem Schreiben:

Königsberg, den 20. Dezember 1919.

Der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte dankt der unterzeichnete Vorstand für die zu ihrem 75jährigen Jubiläum ausgesprochenen Glückwünsche und die ehren-

volle Anerkennung ihres Strebens. Letztere soll uns ermutigen, auch in der Zukunft den wachsenden Schwierigkeiten zu trotzen und unsere Pflicht wie früher zu erfüllen.

Mit ausgezeichnetener Hochachtung

Der Vorstand
Prof. Dr. Peiser.

Die Steinzeitlichen Pfahlbauten von Schussenried.

Seit einigen Wochen werden im Steinhäuser Ried umfangreiche Ausgrabungen von Pfahlbaustationen vorgenommen. Begünstigt durch den diesjährigen Wasserstand führten die Untersuchungen zu einem überraschenden Ergebnis. Während in den Alpenseen von den bekanntesten malerisch rekonstruierten Pfahlbauten bisher nur der Unterbau, die senkrechten Tragpfähle, bekannt waren, lieferten die Ausgrabungen in Schussenried, die von der Urgeschichtlichen Sammlung der Universität Tübingen und von dem Museum vaterländischer Altertümer in Stuttgart vorgenommen werden, bisher mehrere Häuser, von einer Erhaltung, die der Unbewanderte kaum mittelalterlichen Bauten zutrauen würde. Die rechteckigen Häuser stehen auf einem Boden aus gespaltenen Baumstämmen, Brettern und Estrich, auf den wiederholt neue Boden gelegt wurden. Von Pfosten gestützt erhebt sich darüber das 20 und mehr Quadratmeter umfassende Haus. Es hat einen überdeckten Vorraum und eine lehm- und breterumwandete Stube. Mit Birkenrinde tapezierte Wände machen das Haus wohnlich und um den halbrunden Herd legt sich die mit Birkenrinde gepolsterte Schlafstelle. Selbst noch das eingestürzte Dach mit seinem Balkwerk und der Rindenbekleidung ist darüber erhalten.

Über die Wirtschaftsform der jungsteinzeitlichen Pfahlbaubewohner geben uns die Sunde Aufschluß. Pfahlbauweizen und Hirse setzen den Hackbau voraus. Von der Viehzucht zeugen die Reste des Pfahlbaurindes und des Schweines. Fischfang und Jagd war wohl die Hauptbeschäftigung der Männer und das begehrteste Wild der Elch. In dem Lehm Boden der Küche befanden sich Näpfe, Krüge und Vorratsgefäße aus Ton mit der charakteristischen geometrischen Bandverzierung der Schussenrieder Keramik. Steinhammer und Beile, die unter den Trümmern der Häuser aufgefunden wurden, dienten zur Errichtung der Bauten. Wie der Verkehr zwischen den Stammesgenossen sich abspielte, sagt uns ein mitten im Ried auf dem Grunde des alten Seebodens ausgegrabener Einbaum von fast 9 Meter Länge der einzige, der bisher aus neolithischen Pfahlbauten geborgen wurde.

Alles tritt in einer Frische und Vollständigkeit vor uns, daß man glaubt, aus den Trümmern die Bauten wieder aufrichten zu können. Die einzigartige Erhaltung, die uns einen Einblick in das Steinzeithaus vor mehr als 4000 Jahren gewährt, ist dem verhältnismäßig raschen Anwachsen des Torfes zu verdanken, der bald nach dem Verlassen der Siedelung eine schützende Decke darüber breitete, die sich heute 2 Meter und mehr mächtig über den „versunkenen“ Häusern der Steinzeit erhebt. Die Ausdehnung der Siedelung, die annähernd einen halben Quadratkilometer umfaßt, ist durch Gräben festgestellt worden. Die Untersuchung ergab zwei benachbarte Dörfer verschiedenen Alters. Die älteren Seebewohner sind ausgesprochene Pfahlbauern, die kleine Häusergruppen auf gemeinsamen Rosten im offenen See errichteten. Ihre Kulturreste liegen auf dem Grunde des Sees, auf dem Saulschlamm. Schon in den 70er Jahren sind solche Bauten durch die Ausgrabungen des Oberförsters Frank angeschnitten worden. Sie gehören dem dritten Jahrtausend vor Christus an. Die spätere Siedelung erfolgte zu einer Zeit, als bereits die Torfbildung an den Ufern einsetzte. Nun wurden die Häuser auf dem Torf errichtet. Die im Torf eingeschlossenen Kulturreste dieser Siedelung weisen etwas jüngeres Gepräge auf und gehören der Wende der Steinzeit zur Metallzeit um 2000 vor Christus an.

Bei dem gegenwärtig gesteigerten Torfabbau sind die Pfahlbauten zum Teil der Zerstörung ausgesetzt. Auf dem Staatsried wird jeglicher Schutz zur Rettung dieser Bauten für die Wissenschaft aufgeboten und die staatliche Torfverwaltung hat der Ausgrabung weitgehendes Entgegenkommen bezeugt. In dankenswerter Weise haben auch die Landwirte Xaver Dehn von Aichbühl und Sorstenhäusler von Kleinwinnaden die Ausgrabung auf ihrem Ried zugelassen und die Forschung gefördert. Größere Mittel sind noch notwendig, um auf dem privaten Ried die dem Verfall preisgegebenen einzigartigen Wohnstätten für die Forschung zu retten. Die Ausgrabungsleitung, die Professor R. R. Schmidt untersteht, ist bemüht, der Bergung und Erforschung im weitesten Umfange nachzukommen.
Tübingen, 14. Oktober 1919.

Georg Wilke.

Am 16. Januar 1919 hat unser stellvertretender Vorsitzender Generalarzt Dr. Georg Wilke seinen sechzigsten Geburtstag begangen. Unser Vorstand sandte dem Jubilar zu diesem Tage folgenden Draht-Gruß:

Dem kenntnisreichen Forscher indogermanischer Vorzeit in drei Erdteilen, insbesondere auf volkstümlichem und stammeskundlichen Gebiete, ihrem hochverdienten Vorstandsmitgliede, sendet zu seinem sechzigsten Geburtstage herzlichste Glückwünsche die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.
Koslinna.



Unermüdlige Arbeit im Dienste der Wissenschaft und heitere Fähigkeit, fröhlich zu genießen, kennzeichnen sein Leben. Nach seinen eigenen Worten möchte er seinem Lebenslauf, trotzdem er im Grunde der Anschauung ist „Glücklich allein der Mensch, der nicht geboren“, den Anfang des alten Studentenliedes „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust und lauter Becherklang“ als Leitspruch voransetzen, denn dieser Spruch hat ihm trotz mancher schlimmer Zeiten sein Lebenlang als Richtschnur gedient und tut es auch heute noch, freilich nach dem andern Spruch „leidvoll und freudvoll“ abgewandelt. Aber dennoch, so sagt er launig, hat mein Leben nicht nur im Pokulieren bestanden.

Wilke ist 1859 zu Dresden geboren. Anfänglich besuchte er hier eine Privatschule, dann in Rochlitz die Selekta und schließlich von 1872—1878 die Fürstenschule in Grimma. Ein Musterknabe und Schüler scheint er nicht gewesen zu sein. Er erzählt selbst von seinen Rangensstreichen, von denen man noch heute spräche, von seinen Schlachten, bei denen es blutige Köpfe und zerrissene

Kleider setzte, die zu Hause ein wenig rühmlisches Nachspiel fanden, von seinen Kämpfen mit den Lehrern, die ihm eine Stiefelpußerlaufbahn in Amerika oder gar das Zuchthaus prophezeiten und ihn trotz allen Wohlwollens doch nicht sitzen lassen konnten. Nach der einjährigen Dienstzeit geht er nach Leipzig, um Medizin zu studieren. Er ist ein fröhlicher Student, der trotzdem sein Arbeitsziel fest im Auge behält. Im Winter 1882 besteht er das medizinische Staatsexamen und kommt als Assistent an das anatomische Institut in Leipzig. Hier beschäftigt ihn hauptsächlich die Entwicklungsgeschichte. Zur Promotion benutzt er eine Arbeit über die Entwicklung der weißen Substanz im Gehirn und Rückenmark. Am 1. April 1884 ruft ihn der Dienst als einjährig-freiwilliger Arzt nach Dresden. Hier bestimmt ihn der Generalarzt Wilh. Aug. Roth zum Übertritt in die Laufbahn der Sanitätsoffiziere. Die Zusammenarbeit mit diesem damals weltberühmten Arzte gibt ihm reichste Anregung und ist bestimmend für die Neigung zur Sprachen- und Völkerkunde. Nachdem er vom 1. April 1885 bis 1. April 1888 Assistent an der chirurgischen Universitätsklinik zu Leipzig gewesen ist, wird er als Stabsarzt im September 1889 nach Chemnitz versetzt. Seine russischen Sprachstudien fördert er so weit, daß er nach anderthalbjähriger Vorbereitung seine Dolmetscherprüfung machen kann.

Es beginnen nun seine größeren Reisen, auf denen er indogermanisches Volkstum studiert. Das Jahr 1895, wo er wieder nach Dresden versetzt wird, führt ihn nach Rußland, nach dem Kaukasus und Tiflis (Raddes Museum). 1897 ist er zum internationalen Kongreß nach Moskau befehligt, von wo aus er nach Nordpersien geht; volkstundliche und sozialhygienische Studien beschäftigen ihn dabei. Die Rückreise führt ihn wieder über den Kaukasus nach Kiew. In den späteren Jahren bereist er Bosnien, Montenegro, den Sandschat Novibazar, Bulgarien, Rumänien, Siebenbürgen und die Ostkarpathen. 1905 ist er auf dem archäologischen Kongreß in Athen und bereist im Anschluß daran Griechenland, von wo er sowohl volkstundliche wie vorgeschichtliche Sammlungen mitbringt. 1906 geht er nach der Dordogne, den Zentral-Pyrenäen, Spanien und Nordafrika. Nachdem er im Jahre 1899 als Oberstabsarzt nach Grimma versetzt ist, gründet er hier einen Verein für Vorgeschichte mit Museum. Seine zahlreichen Ausflüge lassen ihn mannigfache Entdeckungen machen; er stellt zahlreiche Wälle und Gräber fest. Die Jahre 1907—1914 führen den Unermüdbaren nach der Bretagne, über Belgien nach der Dordogne, wieder nach Bulgarien, nach Italien und Sizilien — von Syrakus kann er eine Anzahl sehr hübscher Stentinello-Scherben mitbringen, die in deutschen Sammlungen sonst wohl kaum vorhanden sind — nach England, zum internationalen archäologischen Kongreß in Italien, nach Süddeutschland, Kärnten, Krain und Mähren. Diese Studientreisen bringen ihn nach und nach zu der Überzeugung, daß die Arier nicht, wie auch er bisher angenommen hatte, aus Asien über den Kaukasus nach Europa eingewandert sind, sondern vielmehr ihren Ursitz in Nord-europa gehabt haben. Seit dieser Erkenntnis sind seine Studien, die durch Muchs Buch über die Heimat der Indogermanen und durch Kossinnas Arbeiten vertieft wurden, fast lediglich vom Gesichtspunkt der Indogermanen geleitet. 1908 siedelte er als Divisionsarzt nach Chemnitz über, 1911 als Korpsarzt und Generalarzt nach Leipzig.

Der große Krieg führt Wilke im August 1914 als Korps- und Generalarzt nach Frankreich. Sein aufopferndes dortiges Wirken trägt ihm das Eiserne Kreuz 1. Klasse ein. Eine Verletzung des rechten Beines zwingt ihn im März 1917 in die Heimat zurückzukehren.

Wir wünschen dem verdienten Forscher von Herzen ein weiteres freundliches Geschick in dieser bewegten, harten, traurigen Zeit und hoffen, daß ihm auch fernerhin sein frisch sprudelnder, erquickender, ewig junger Humor treu bleibe und seine sichere Lebensfreude ihn nicht verlasse.

Schriftenverzeichnis:

1. Die Pasteurschen Institute in Rußland (hygien. Rundschau).
2. Das Wandergewerbe in Rußland und seine soziale und hygienische Bedeutung (hygien. Rundschau).

3. Hygienische Reisetippen aus Rußland (Münd. med. Wochenschr. Jahrg. 1895).
4. Hygiene der Schulen in Rußland (Hygien. Rundschau).
5. Das Medizinalwesen in Rußland (eine größere Arbeit).
6. Die Limane bei Odessa.
7. Die Kaukasischen Mineralbäder.
8. Die Entwicklung der Maschinenfabrikation in Rußland (Chemnitzer Tageblatt).
9. Kindesmord bei den Naturvölkern der Gegenwart und Vergangenheit (Globus. Bd. LXXIV, 1898).
10. Religiöse Gebräuche der Chemsuren (Deutsche Rundschau f. Geogr. u. Statist. XIX. Jahrg. 1897).
11. Reiseerinnerungen aus Bulgarien (ebd. XXV, 1903).
12. Der hohe Stein von Döben bei Grimma (Zeitschr. f. Ethnol. 1901, S. 194 ff.).
13. Ein slawisches Gefäß mit Leichenbrand aus Lößnig bei Strehla in Sachsen (ebd. 1901, S. 39 ff.).
14. Der Wall im Oberholz bei Thräna (ebd. 1901, S. 58 ff.).
15. Archäologische Parallelen aus dem Kaukasus und den unteren Donauländern (ebd. 1904).
16. Zur Entstehung der Spiralmäanderdecoration (ebd. 1906).
17. Beziehungen zwischen der donauländischen und südwestdeutschen Spiralmäanderkeramik (Mitteilungen der anthrop. Gesellschaft in Wien XXXV. 1905).
18. Wo lag die Heimat der Kimbern? (Deutsche Gesch.-Blätter Bd. VII, H. 11/12).
19. Vorgeschiedliche Beziehungen zwischen Kaukasus und dem unteren Donaugebiete (Wien. Anthr. Mitt. XXXVIII, 1908).
20. Urnenfund von Boberson bei Riesa (Zeitschr. f. Ethnol. Verhandl. 18. 11. 1899).
21. Neolithische Keramik und Arierproblem (Archiv f. Anthropol. N. S. Bd. VII, 1909).
22. Neue Beiträge zur Spiralmäanderkeramik und deren Beziehungen zur Korb- und Mattenflechtereier (Glasnik XXI, 1909 und Wissenschaftl. Mitt. aus Bosnien u. d. Herzegowina XII, 1912).
23. Spiralmäanderkeramik und Gefäßmalerei, Hellenen und Thraker. Mannusbibl. I, Würzburg 1910.
24. Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient. Mannusbibl. VIII, Würzburg 1912.
25. Einfluß des Sexuallebens auf die Mythologie und Kunst der indoeuropäischen Völker (Mitt. d. anthropol. Ges. Wien Bd. 42, 1912).
26. Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa. Mannusbibl. X, Würzburg 1913.
27. Aus dem Reiche der vorgeschichtlichen Medizin (Med. Klinik 1913, Nr. 38—40).
28. Der Mondkult bei den indoeuropäischen Völkern (Glasnik XXV, 1913 und Wissenschaftl. Mitt. a. Bosnien und der Herzegowina 1916).
29. Mythische Vorstellungen und symbolische Zeichen aus indoeuropäischer Urzeit (Mannus Bd. VI, 1914).
30. Weitere Beiträge zur Heilkunde in der indoeuropäischen Vorzeit (Mannus VII, 1915).
31. Die Herkunft der Kelten, Germanen und Illyrer (Mannus IX, 1917).
32. Die Zahl dreizehn im Glauben der Indogermanen (Mannus X, Kofsinna-Festschrift 1918).
33. Die Grundlagen der germanischen Kultur (Deutscher Volkswart 1914).
34. Die Herkunft der Indo-Iranier (Jahrbuch d. M. f. f. Völkerf. in Leipzig, Bd. 7, 1915/17).

35. Archäologie und Indogermanenproblem (Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle. Bd. I, H. 3. Halle 1918).
36. Sonnen- und Mondfinsternisse im Glauben und in der darstellenden Kunst der indogermanischen Vorzeit (Das Weltall. Jahrg. 1919. Berlin 1919).
37. Die Herkunft der Italiker (Archiv f. Anthropologie. N. F. Bd. XVII. 1919).
- Den Glückwunsch der Gesellschaft beantwortete Wilke mit folgendem bemerkenswerten Schreiben:

Leipzig, d. 28. 1. 19.

Sehr geehrter Herr Geheimrat.

Sür die ungemein freundlichen und anerkennenden Worte, die die Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte gelegentlich meines 60. Geburtstags durch Ihren Mund an mich gerichtet hat, spreche ich meinen tiefgefühlten Dank aus. Wenn ich unserer schönen Wissenschaft einen guten Teil meiner Schaffenskraft gewidmet habe, so hat mich dabei nicht zum geringsten der Gedanke geleitet, dem Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, in Ihrem unvergänglichen Buche: „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft“ in so eindringlicher Weise Ausdruck gegeben haben, der Gedanke, durch Förderung unserer Wissenschaft zugleich auch den vaterländischen Sinn zu fördern. Fast möchte es scheinen, als ob gegenwärtig unserem deutschen Volke dieser Sinn völlig abhanden gekommen wäre. Irregeleitet und in ihren Tiefen aufgewühlt durch vaterlandslose ungermanische Elemente haben sich breite Massen unseres Volkes einen widrigen und niedrigen Egoismus hingegeben, dem alle idealen Bestrebungen völlig fremd sind und der das Bewußtsein von dem Werte unseres Volkes und den ihm von der Vorsehung und Geschichte gestellten hohen Aufgaben, in die Menschheit deutschen Geist und deutsche Kultur hineinzutragen, völlig verdunkelt hat. Gerade in dieser Zeit tiefster Selbsterniedrigung erscheint unsere herrliche Wissenschaft ganz besonders mit berufen, unser unglückliches Volk wieder zu sich selbst zurückzuführen und ihm an seiner ältesten Vergangenheit die hohe Mission zu zeigen, zu der es von der Vorsehung bestimmt worden ist. Von diesem hohen Gedanken getragen werde ich auch weiterhin meine Kräfte in den Dienst unserer vaterländischen Wissenschaft stellen.

Ich möchte diese Gelegenheit noch zu einer Anregung benützen. Vor einer Reihe von Jahren wurde im Mannus einmal der Vorschlag gemacht, eine aus Vertretern der verschiedensten Wissenschaften zusammengesetzte Expedition auszurüsten, deren Aufgabe die Erforschung — Deutschlands sei. Die Zeit, diesen Vorschlag zu verwirklichen, scheint mir jetzt gekommen. Auf lange Jahre hinaus wird es Deutschland versagt bleiben, sich in der früheren Weise an der Erforschung fremder Völker und fremder lebender und vergangener Kulturen, wie sie sich die Völkerkunde und die klassische und orientalische Archäologie zu ihrer Aufgabe gemacht hat, zu betätigen. Um so mehr wird der deutschen Wissenschaft jetzt die Gelegenheit geboten sein, sich der Erforschung deutschen Bodens, deutschen Volkstums und deutscher Vorgeschichte zu widmen. Ich möchte mir daher den Vorschlag erlauben, daß sich die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte mit anderen führenden wissenschaftlichen Gesellschaften in Verbindung setzt und mit ihnen gemeinsam die Organisation zur Erforschung unseres Vaterlandes auf breiterer Grundlage in die Wege leitet. Der Erfolg würde einem derartigen großzügig angelegten wissenschaftlichen Unternehmen gewiß nicht versagt bleiben. Von ganz besonderem Werte aber würden meines Erachtens die sittigenden Wirkungen eines solchen Unternehmens sein, und wie kaum etwas anderes würde es dazu beitragen, den erloschenen deutschen Sinn neu zu beleben und dem drohenden Zerfall Deutschlands entgegenzuarbeiten.

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung und herzlichsten Grüßen für Sie persönlich
Ihr

sehr ergebener
Wilke.

Bruno Caemmerer †.

Der Tod Bruno Caemmerers hat der Thüringer Altertumskunde einen herben Verlust gebracht. Seine Arbeiten „Über Thüringer Familiennamen“ (Realschulprogramm Arnstadt 2 Teile 1885 und 1886), seine „Erklärung der in den Wachstafeln vom Jahre 1457 vorkommenden Familiennamen im Einklang mit dem heutigen Stande der Namensforschung“ (in „Alt-Arnstadt“ I, Arnstadt 1902), die Abhandlungen über „Arnstädter Tauf- und Familiennamen“ (Deutsche Geschichtsblätter, herausgegeben von A. Tille, Bd. V, Heft 10 bis 12) und die „Arnstädter Wachstafeln“ (Thüringer Kalender, herausgeg. vom Thüringer Museum zu Eisenach, Jahrg. 1916) sichern ihm einen bleibenden Namen. Caemmerer hatte ein glückliches Gedächtnis gepaart mit umfangreichem Wissen. Gründliche philologische Bildung und die Begabung zu genauer wissenschaftlicher Beobachtung befähigten ihn zu eingehender Beschäftigung mit der Namensforschung und der Altertumskunde, doch auch auf anderen Gebieten besaß er bemerkenswerte Kenntnisse. Sprach- und Naturwissenschaft, neue Sprachen und Numismatik gehörten zu den Sächern, denen er vorzugsweise zugetan war.

Sein Wirken begrenzt sich nicht mit der Gelehrtenarbeit in stiller Arbeitsstube. Überall, wo ihn das Schicksal hinführt, hat er gesammelt. In Kurland und in Thüringen. Er hat auf die Alteburg als vorgeschichtliche Fundstätte hingewiesen und über diese Forschungen im wissenschaftlichen Verein zu Arnstadt Vortrag gehalten. Seine vorgeschichtliche Sammlung, die so manches bemerkenswerte Stück enthält¹⁾, hat in seinem Sohne, dem Sondershäuser Oberlehrer Dr. Erich Caemmerer, der wie sein Vater ein treues Mitglied unserer Gesellschaft geworden ist, einen Verwalter gefunden, der die Neigungen seines Vaters in vollstem Maße geerbt hat.

Als Sohn eines Pfarrers wurde Caemmerer in Holzjutra bei Ebeleben am 18. Dez. 1848 geboren. Auf dem Gymnasium in Sondershausen vorgebildet, geht er nach Göttingen, um alte Sprachen, Deutsch und Geschichte zu studieren. Die Jahre 1872 und 1873 sehen ihn als Hauslehrer beim Freiherrn von Grotthuß auf Spohren bei Talsen in Kurland. Wieder nach Göttingen zurückgekehrt, macht er dort im Jahre 1875 das Staatsexamen und promoviert dann in Jena mit einer Dissertation „de duplici recensione orationis Aeschineae contra Ctesiphontem habitae“. Die erste Anstellung führt ihn nach Hannover, bis er an der Arnstädter Realschule (einige Jahre am Gymnasium der gleichen Stadt sind vorangegangen) einen bleibenden Wirkungstreis findet. Zu Ostern 1912 zieht sich Professor Caemmerer in den wohlverdienten Ruhestand zurück, bis ihn, am 1. April 1919, ein sanfter Tod aus arbeitsreichem und arbeitsfreudigem Leben hinwegnimmt. Ein Mann der guten alten Zeit, ein heißer Verehrer Bismarcks litt er schwer unter dem Jammer des schmachlichen Zusammenbruchs; den „Frieden“ von Versailles hat er nicht mehr zu erleben brauchen.

Möge ihm die Erde leicht werden!

Starik.

Robert Dorr †.

Am 12. Februar 1919 endete ein sanfter Tod das lange Leiden eines der verdienstvollsten Geschichtsforschers unserer Nordostmarken, unseres Mitglieds Oberlehrers a. D. Professor Dr. Robert Dorr in Elbing, im Alter von 83 Jahren. Unsere Wissenschaft trifft der Hingang dieses als Mensch und Forscher gleich hervorragenden Mannes hart,

¹⁾ Der Mannus soll einiges davon zu allgemeiner Kenntnis bringen, sobald Zeit und Raum es ermöglichen. G. K.

da der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Betätigung auf dem Gebiete der Vorgeschichte lag, wo er für seine engere Heimat durch Grabungsarbeit im Gelände, Ausbau des Elbinger Museums und fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit Ausgezeichnetes geleistet hat. Erst vor wenigen Jahren, bei Gelegenheit seines 80. Geburtstages am 4. Sept. 1915, konnte ich den hochverehrten Freund, unter dessen Dach ich wenige Wochen zuvor bei meiner Reise zu Hindenburg gastlichste Aufnahme gefunden hatte (Mannus IX, S. 137), als Ältesten der deutschen Vorgeschichtsforscher feiern. Ich schilderte dabei seinen Lebensgang und seine wissenschaftliche Bedeutung unter Aufzählung seines gesamten Schriftenwerkes und unter Beifügung eines Brustbildes des Gefeierten (Mannus VII, S. 360 ff.). Aus späterer Zeit ist zu erwähnen, daß Dorr als 81jähriger Greis, körperlich und geistig noch frisch, nur wegen immer stärker zunehmender Schwerhörigkeit nach 32jähriger Tätigkeit das Amt des Vorsitzenden der Elbinger Altertumsgesellschaft niederlegte und sich von da ab auf den Ehrenvorsitz beschränkte. Es kam dann die schwere Zeit des Niedergangs des 1890 eingeleiteten nachbismarckischen „Neuen Kursus“ deutscher Politik, der sein Heil in der ständig zunehmenden Begünstigung gerade derjenigen innerpolitischen Kräfte gesehen hat, die von jeher auf den Umsturz des Reichs hingearbeitet haben. Der Zusammenbruch von Reich und Volk, der Schlüsselpunkt dieser feigen und totpflosen Politik, war für einen Mann von so glühender Vaterlandsliebe, wie Dorr, ein zu schwerer Schlag, als daß er bei seinem hohen Alter ihn noch hätte überwinden können. Da schwerste Trübsal an seinem Leben zehrte, das Leben selbst seinen Wert für ihn verloren hatte, sank dieser Mann, urdeutsch in seiner germanischen Redengestalt mit seinen bis ins höchste Alter hin durchdringenden, leuchtenden blauen Augen, urdeutsch ebenso in seiner vornehmen, dabei herzgewinnenden, bescheidenen Art, der jede Unwahrhaftigkeit wie jede Sivolilität unbekannt war, aus Kummer über das Geschick seines Volkes in vorzeitigem Kräfteverfall ins Grab. Bei meiner durch die polnische Bedrohung von Westpreußen, insonderheit Danzig und Marienburg, im August 1919 veranlaßten neuen Reise nach West- und Ostpreußen habe ich dem dahingegangenen Freunde nachträglich einen Kranz auf seine Ruhestätte legen können und an seinem 84. Geburtstage veranstaltete die Elbinger Altertumsgesellschaft unter Leitung ihres Vorsitzenden Prof. Dr. Bruno Ehrlich eine würdige Gedenkfeier durch Einweihung eines Denkmals mit Dorr's Namen auf dem in herrlicher Umgebung an dem Abfall der Haffshöhen gelegenen bekannten Burgwall von Lenzen.

G. Kossinna.

Verstorben sind weiter von unseren Mitgliedern: Geh. Baurat und Prov.-Konservator Prof. Theodor Goede in Berlin, im Juni 1919; Präfekt Hugo Krauß aus Windsbad (Oberfranken), abgestürzt als Fliegerleutnant im J. 1918.

Paul Schiesche †.

Paul Schiesche wurde geboren zu Halberstadt am 29. Sept. 1849 als Sohn des Oberpredigers zu St. Martini Dr. Schiesche, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bestand 1869 daselbst die Abiturientenprüfung. Er bezog die Universität Jena, und die Liebe zur Natur ließ ihn zunächst das Studium der Naturwissenschaft wählen, das er aber schon bald, nach dem plötzlichen Tode seines Vaters, mit dem der Medizin vertauschte. In Berlin studierte er weiter, machte den Feldzug 70—71 als Lazarettgehilfe mit, vollendete seine Ausbildung in Greifswald, und legte dort sein Examen 1874 ab. Zuerst zwei Jahre Militärarzt ließ Schiesche sich dann in Erfurt als praktischer Arzt nieder. Hier begann er, etwa 1879, seine Neigung für vorgeschichtliche Forschung praktisch zu betätigen. Die targaen

Mußestunden, die dem vielbeschäftigten Arzt und später dem mit Arbeit überhäuften Leiter der Provinzial-Hebammen-Lehranstalt zu Erfurt blieben, gehörten beinahe ohne Ausnahme der Erforschung der Vorgeschichte; denn die Wanderungen durch Wald und Feld, die Zschiesche so gern unternahm, und die ihm Erholung von seinem schweren Beruf brachten, waren ja sehr oft Mittel zum Zweck: es wurde dabei „gebuddelt“. Er hat oft bedauert, daß seine Lieblingsarbeit nur Nebenbeschäftigung bleiben konnte. Zschiesches Forschungen beschränkten sich fast ausschließlich auf Thüringen, insbesondere auf seine engere zweite Heimat Erfurt und Umgegend, deren Ergebnis er in zahlreichen kleinen Abhandlungen festlegte. Größere Arbeiten waren



„Die vorgeschichtlichen Wallburgen“ und „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens“, welche letztere er zusammen mit Prof. Goetze und Prof. Höfer bearbeitete. Immer wieder versuchte er Anteilnahme und Liebe für die Vorgeschichte in weiteren Kreisen zu wecken, besonders durch Vorträge im Erfurter Geschichts- und Altertums-Verein, dessen Vorsitzender er 24 Jahre war. Zschiesches Hoffnung, er könne sich, nachdem er im Laufe des Jahres 1912 in den Ruhestand getreten war, nun ganz und gar der Vorgeschichte widmen, verwirklichte sich leider nicht. Beginnende Kränklichkeit und der Ausbruch des Krieges, der ihn veranlaßte, seine ärztliche Kunst, soweit die Kräfte reichten, wieder in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, ließen planmäßige Arbeit

nicht mehr gedeihen. Die körperliche und geistige Spannkraft begann, dank der notgedrungenen Entbehrungen, nachzulassen und als dann im Herbst 1918 eine schwere Krankheit hinzutrat, konnte der geschwächte Körper ihrer nicht mehr Herr werden. Nach monatelangem Leiden erlöste Zschiesche am 3. Februar 1919 der Tod.

Schriftenverzeichnis:

1. Die letzten Höhlenbewohner der Provinz Sachsen (Mitteil. des Ver. f. Erdkunde zu Halle 1885).
2. Besiedelung des Geratales in der jüngeren Steinzeit. (Mitteil. des Ver. f. Geschichte u. Altertumskunde von Erfurt, Heft 13, 1887).
3. Gräberfeld aus der Bronzezeit bei Waltersleben Kr. Erfurt (Jahreschr. f. d. Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Band I, 1902). Vgl. Mitteil. d. Ver. f. d. Geschichte u. Altertumskunde von Erfurt, Heft 13, 1887.
4. Vorgeschichtliche Wallburgen im Thüringer Zentralboden, auf der Hainleite, hohen Schreide, Schmüde und Sinne. (Vorgesch. Altertümer der Provinz Sachsen, herausgeg. von d. Histor. Kommission f. d. Prov. Sachsen u. Anhalt, Heft 10, 11, 12, 1889, 1892, 1906).

5. Grabstätte aus der Zeit der Völkerwanderung bei Bischleben (Mitteil. d. Ver. f. d. Geschichte und Altertumsk. von Erfurt, Heft 14, 1890).
6. Gebrannte Wälle in Thüringen (ebenda, Heft 16, 1894).
7. Der Wolfstisch bei Higelrode. Kultusstätte (ebenda, Heft 16, 1894).
8. Fundbericht über eine fränkische Grabstätte bei Niederwillingen (ebenda, Heft 17, 1895).
9. Römische Münzfunde, Fundbericht (ebenda, Heft 17, 1895).
10. Steinwerkzeuge mit Schäftungsrillen aus Thüringen (Verhandl. d. Berliner Gesellschaft f. Anthropologie 1895). (Hügelgräber westlich der Sachsenburg.)
11. Slawisches Gräberfeld bei Geilsdorf (Mitteil. d. Ver. f. d. Geschichte und Altertumsk. v. Erfurt, Heft 17, 1895).
12. Vorgeschichtliche Wallburg bei Erfurt (ebenda, Heft 17, 1895).
13. Über heidnische Kultusstätten in Thüringen (Jahrbuch der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt, Heft 22, 1896).
14. Der Erfurter Waidbau und Waidhandel, ein kulturgeschichtliches Bild aus der Vergangenheit (Mitteil. d. Ver. f. d. Geschichte und Altertumsk. von Erfurt, Heft 18, 1896).
15. Hügelgrab aus der Hallstattperiode bei Erlleben a. d. Gera (ebenda, Heft 21, 1900).
16. Neolithisches Grab mit Schnurteramik auf dem Hirnzgenberg bei Erfurt (ebenda, Heft 22, 1901).
17. Wallburgen in Thüringen (ebenda, Heft 23, 1902).
18. Funde aus der merovingischen Zeit in Erfurt und Umgegend (ebenda, Heft 24, 1903).
19. Das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung (Protokolle der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Erfurt 1903. Berlin 1904). Vergl. Mannus, Zeitschr. f. Vorgeschichte, Ergänzungsb. II. 1911. Desgleichen als Beigabe zur Geschichte der Stadt Erfurt von Prof. Dr. Beyer und Prof. Dr. Biereye, 1904.
20. Feuersteinwerkstätte bei Kösen (Jahreschrift für die Vorgeschichte d. sächl.-thür. Länder, Bd. III, 1904).
21. Neolithisches Grab mit Schmuck aus Spondylus-Schalen bei Erfurt. (Mitteil. d. Ver. f. d. Geschichte u. Altertumsk. von Erfurt, Heft 26, 1905).
22. Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens. Goetze, Höfer, Zschiesche. Würzburg 1909.
23. Zwei neolithische Gräber mit Schnurteramik von Erfurt. (Mitteil. d. Ver. f. d. Geschichte u. Altertumsk. von Erfurt, Heft 30/31, 1909/10).
24. Weitere Funde aus der merovingischen Zeit von Erfurt und Umgegend (ebenda, Heft 30/31, 1909/10).

Hella Zschiesche.

In Sachen Gagel wider Bayer.

Zu Beginn dieses Jahres sandte mir Herr Geh. Bergrat Gagel eine ebenso umfangreiche wie unerquickliche, weil sachlich nicht im mindesten förderliche Abhandlung zum Abdruck im Mannus, worin er den alten Streitstoff über das geologische und archäologische Alter von Taubach, Thiede, Rixdorf usw. von neuem um und umwälzte, wobei einer der Hauptzwecke gewesen zu sein scheint, gegen unseren Mitarbeiter, Herrn Dozenten Dr. Bayer, möglichst ausfahrend werden zu können. Im übrigen stand die Abhandlung wissenschaftlich so tief, daß auch ein Anfänger in der Diluvialgeologie manche Fehler darin

aus dem Handgelenk hätte bessern können. So behauptete Herr Gagel, so weit ich mich recht entsinne, das Rixdorfer Profil wäre das wissenschaftlich best untersuchte (Norddeutschlands? der Mark Brandenburg?) und s. W. niemals als solches angezweifelt worden. Nun, ich überlasse es jedem Leser, in dem bekannten Werte Wahnschaffes, der selbst für Rixdorf eine Lanze einlegte, oder in Menzels „Geologischem Wanderbuche“ den Beweis des Gegenteils der Gagelschen Behauptung nachzulesen. Da Herr Gagel erst jetzt sich veranlaßt gesehen hat, auf die Zurückweisung einzugehen, die Bayer vor vollen vier Jahren Gagels dreiften Angriffen zuteil werden ließ, und da vor allem der Raum des Mannus jetzt zu kostspielig ist, um ihn mit rein persönlich gehaltenen Herzenserleichterungen und bloßem Gezänk, das den Leser langweilt, zu füllen, so lehnte ich die Aufnahme jener Gagelschen Abhandlung in höflicher Form ab.

Daraufhin erhielt ich von Herrn Gagel folgendes Schreiben, dessen Beurteilung ich füglich dem Leser überlassen darf:

Berlin-Dahlem 25. II. 1920.

Geehrter Herr Geheimrat!

Auf Ihren Brief vom 24. II. erwidere ich Ihnen folgendes:

Wie ich über Ihr, einen Hohn auf jedes selbstverständlichste Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl darstellendes Verfahren als Redakteur denke, habe ich Ihnen schon mit hinlänglicher Deutlichkeit geschrieben.

Da dieser Appell nichts genutzt hat und Sie aus Mangel an beweisenden Gegenständen sich entschlossen haben, den Versuch zu machen, mir gegenüber das Prinzip der klaren Vergewaltigung und des Todtschweigens in Anwendung zu bringen, so muß ich unter Berufung auf § 11 des Preßgesetzes von Ihnen den **sofortigen Abdruck** beiliegender Richtigstellung im nächsten Heft des Mannus verlangen, damit Ihre Leser wenigstens über die direkten Fälschungen des Herrn Bayer unterrichtet werden!

In gebührender Hochachtung

ergebenst

Dr. Curt Gagel.

Ich lasse nunmehr die durch Berufung auf das Pressegesetz — ein innerhalb der Wissenschaft gewiß unerhörtes Verfahren — erzwungene Aufnahme der „Richtigstellung“ des Herrn Gagel folgen und bemerke nur noch, daß ich von nun an Sorge tragen werde, daß der Name „Gagel“ im Mannus fortan unerwähnt bleibt.

Zur Richtigstellung der Behauptungen des Herrn J. Bayer
von C. Gagel.

Da der Herausgeber des Mannus den Abdruck einer sachlichen Entgegnung auf die gegen mich gerichteten Angriffe des Herrn J. Bayer im Mannus VII (1916) Seite 315 ff. und im Mannus X (1919) Seite 179 ff., abgelehnt hat, so bin ich gezwungen, unter Berufung auf den § 11 des Preßgesetzes die Veröffentlichung folgender Richtigstellung zu verlangen:

1. Es ist unrichtig, wenn Herr Bayer mir unterstellt (a. a. O. S. 323), daß ich betreffs der Deutung der Höhlenfunde in Schwaben behauptet hätte: „..... muß ein Fehler vorkommen, und zwar muß er der Archäologie zur Last fallen, denn die Geologie kann nicht gefehlt haben;“ und ferner (ebenda Seite 323) „Aber Gagel „schwört zu sehr auf Koten, als daß er deßen“ Altersstellung der schwäbischen Höhlenfunde für unrichtig halten könnte. Auf Seite 374 meiner von Herrn J. Bayer bekämpften Arbeit (Mannus VI [1914]) steht im 2ten und 3ten Absatz ganz ausdrücklich das Gegenteil von dem, was mir Herr Bayer hier unterstellt, nämlich: „Das ist ein Ergebnis, das wenigstens so lange unverträglich ist“ (nämlich mit den Ergebnissen¹) der schwäbischen Höhlenfunde), „als der aus der Bear-

„beitung der reichen Diluvialfauna durch Koken gezogene Schluß **aufrecht erhalten bleibt**, daß in den schwäbischen Höhlenlehmen, soweit sie Sauna und Paläolithikum führen, kein Platz für ein Interglazial ist! Die glaziale Stratigraphie „versagt ja bei diesen Höhlenfunden. Eine Kritik, die sich gegen die „geologische Datierung des schwäbischen Paläolithikums richten will, kann sich nur an diesen, „nicht durch eine einwandfreie, glaziale Stratigraphie, sondern durch diluvial „faunistische Erwägungen gestützten Indizien-schluß wenden! „hier wäre noch „eine Nachprüfung irgend eines Schlußes möglich!“

Es bleibt völlig unklar, wie Herr Bayer aus diesen meinen Ausführungen obige Unterstellungen herausholen konnte, gegen die er dann polemisiert!

2. Es ist unrichtig, wenn Herr Bayer schreibt (a. a. O. S. 324) „Die heute fast „allgemein verbreitete Ansicht, die auch Gagel vertritt, daß der jüngere Löß **postglazial** sei, kann ebenfalls nicht mehr aufrecht erhalten werden.“ Das ist ebenfalls das genaue Gegenteil von dem, was ich stets und immer, ganz unmißverständlich, behauptet und zu beweisen mich bemüht habe.

Ich bin stets und mit aller Schärfe (zuletzt noch in meinen „Problemen der Diluvialgeologie“ (Brancafeitschrift 1914, S. 146—149), die ich Herrn Bayer zugesandt habe, und die er anführt) für das glaziale (**hochglaziale**) Alter des Löß eingetreten. In dieser eben genannten Arbeit steht z. B. Seite 147 über die Bildung des Löß: „Nehmen wir dazu die weitere Tatsache, daß durch die glacialen Floren nun mit Sicherheit erwiesen ist, daß tatsächlich am Eisrande“ „Tundra-ähnliche Verhältnisse¹⁾ geherrscht „haben“ und Seite 149 „Ist aber einmal erst die Wucht der Argumente anerkannt, „die für das **jungglaziale** Alter der Hauptmaße¹⁾ des jüngeren Löß sprechen“. Im Manus VI (1914) Seite 373 2ter Abschnitt selbst steht ebenso unmißverständlich: „eine **Tatsache**, mit der sich die Prähistorie ebenso abfinden muß, wie mit der jetzt auch von Penck schon zugegebenen **Tatsache**, daß der jüngere Löß von der Höhe der letzten Eiszeit ab erscheint und nicht interglazial ist!“

Hiermit ist bewiesen, daß Herrn J. Bayer dem Gegner stets das Gegenteil davon unterstellte, was er wirklich gesagt hat, um ihn dann zu „widerlegen“.

Berlin-Dahlem, den 25. 11. 1920.

Dr. C. Gagel.

Ob Herr Gagel mit diesem seinem Verfahren der von ihm vertretenen Wissenschaft und der hochangesehenen Staatsanstalt, der zu dienen er berufen ist, einen guten Dienst geleistet hat, auch darüber brauche ich kein Urteil abzugeben. G. K.

¹⁾ Ich mache darauf aufmerksam, daß die Rechtschreibung „deßen“, „Ergebnissen“, „Verhältnisse“, „Hauptmaße“ (im Sinne von Hauptmasse) eine der Eigentümlichkeiten des Herrn Gagel bildet.

Mitteilung an die Mannus-Leser.

Hierdurch kann ich unseren Mitgliedern und allen Freunden deutscher Vorgeschichte die freudige Mitteilung machen, daß ein Bielefelder Mitglied, das ein begeisterter Leser des „Mannus“ und ein besonderer Verehrer meiner Schriften und der durch den „Mannus“ und unsere ganze Gesellschaft vertretenen Richtung wahrhaft deutscher Wissenschaft ist, unserer Gesellschaft eine hochherzige Schenkung von **250 Mark** überwiesen hat als Kostenbeitrag zur Herstellung des „Mannus“ und mit dem besonders ausgesprochenen Wunsche, im Kreise unserer Gesellschaft und vielleicht auch außerhalb derselben viele Nachahmer zu finden. Indem unsere Gesellschaft diesem edlen, von idealsten Hochzielen wissenschaftlicher und völkischer Richtung beseelten Mitgliede ihren wärmsten Dank abstattet, ergeht nunmehr im Sinne des Spenders an alle unsere Freunde, deren äußere Glückslage es gestattet, die dringende Bitte, diesem leuchtenden Vorbilde schönster Opferwilligkeit baldigst nachzueifern, damit der „Mannus“ in den jetzigen mehr als schwierigen Zeitläuften nicht nur notdürftigst durchgehalten, sondern, wenn auch nicht in der Fülle des Inhalts und in dem Reichtum der Ausstattung, wie einst in Friedensjahren, so doch immerhin in erfreulicher Stärke fortgeführt werden kann. Dies ist aber nur dann möglich, wenn sich zu den stark erhöhten Mitgliedsbeiträgen noch weitere Sondergaben edler, wohlhabender Mitglieder und Leser des „Mannus“ gesellen.

G. K.

Hügel in der Garther Heide

1 : 250.

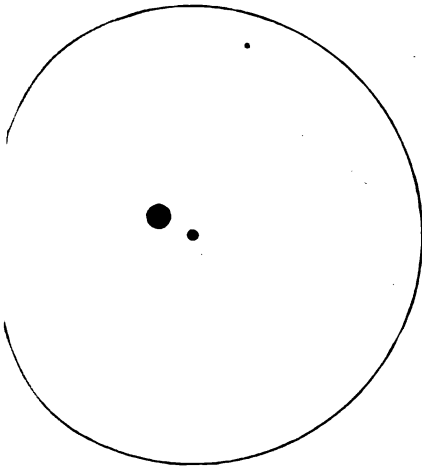


Abb. 1. Hügel 2.

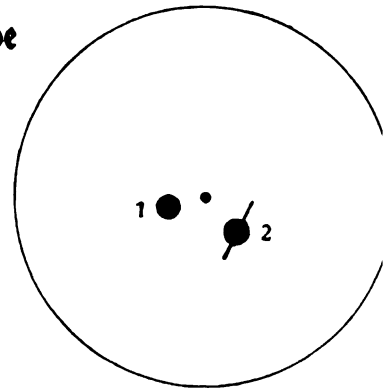


Abb. 2. Hügel 4.

• Zentrum des Hügels.
 ● Grube { mit Knochenbrand.
 ○ Grube { ohne Knochenbrand.
 Gruben sind rund oder oval.

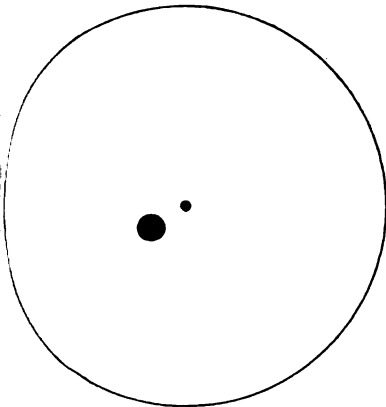


Abb. 3. Hügel 5.

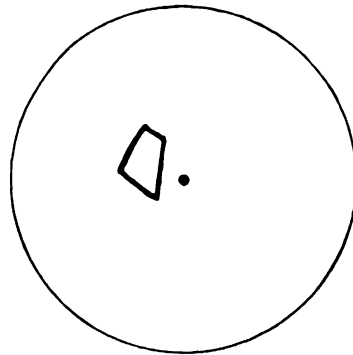


Abb. 4. Hügel 3.

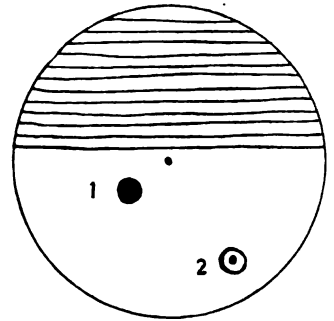


Abb. 5. Hügel 1.

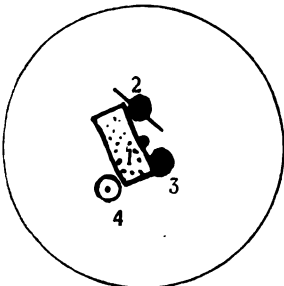


Abb. 6. Hügel 6.

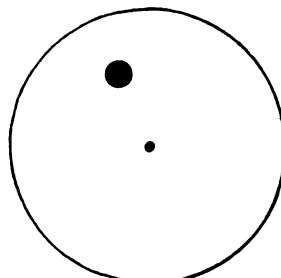


Abb. 7. Hügel 43.

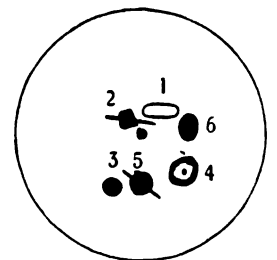


Abb. 8. Hügel 45.

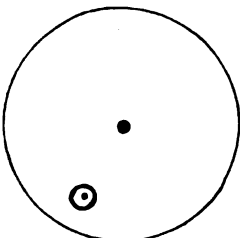


Abb. 9. Hügel 47.

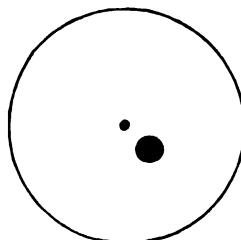


Abb. 10. Hügel 46.

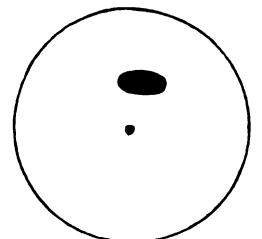


Abb. 11. Hügel 44.

Die ○ ● Gruben sind Opfergruben.

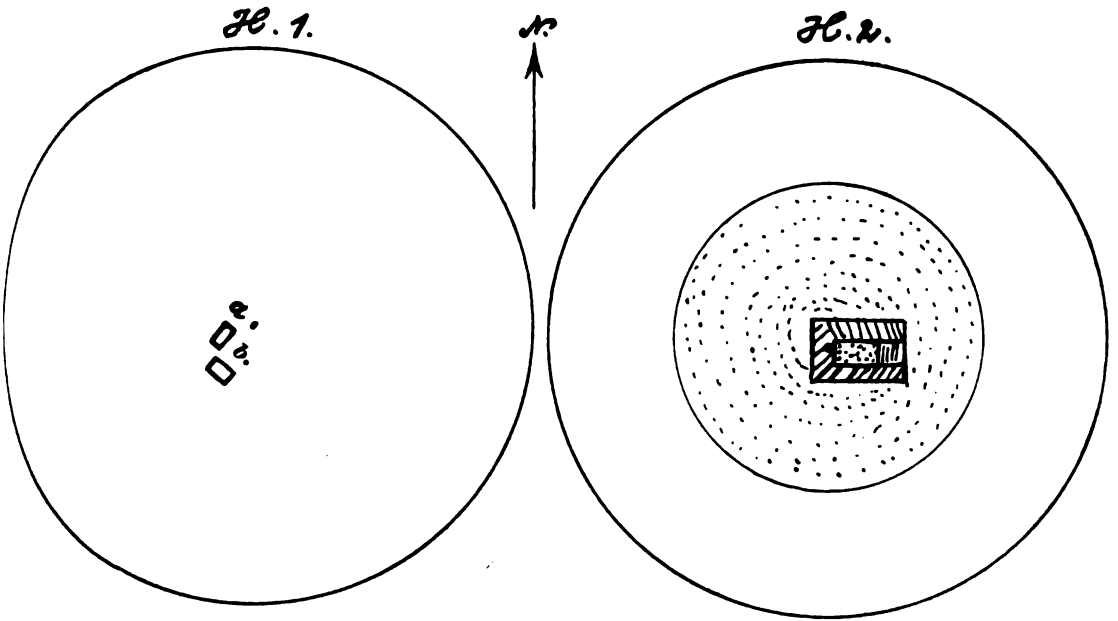


Abb. 1



1:200.



Abb. 2.

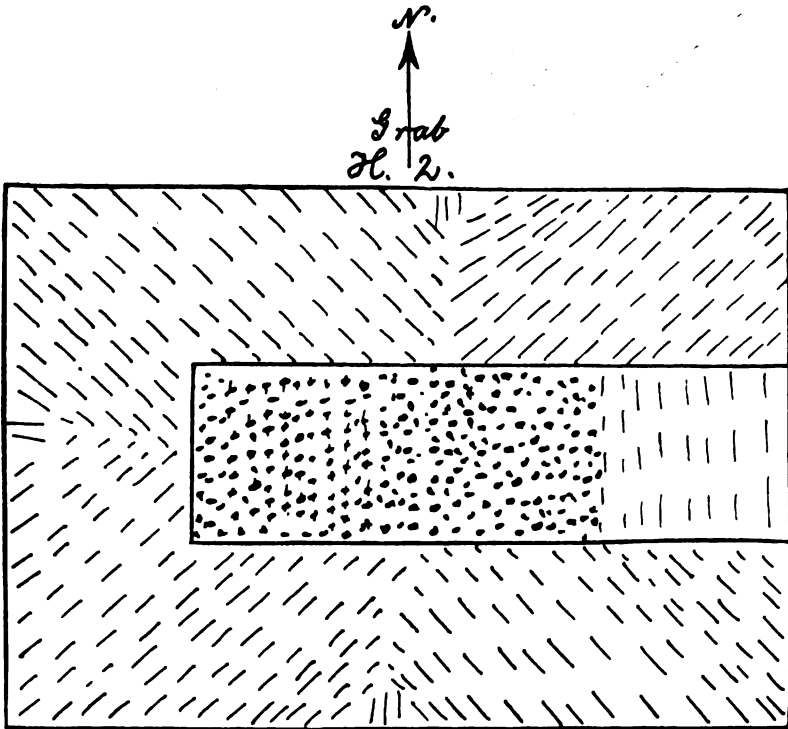
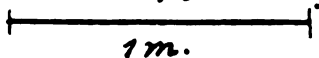


Abb. 3.

1:25.



Kurze Heide, Husum, Grabhügel 1 und 2.



↓ N.
 Kurze Heide, Husum.
 Grabhügel 2.
 Grab (Decke).
 ↓ N.

Senau, Oldenburger Grabungen.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.



↓ N.
Kurze Heide, Hufum.
Grabhügel 2.
Grab (Höhlung). N.

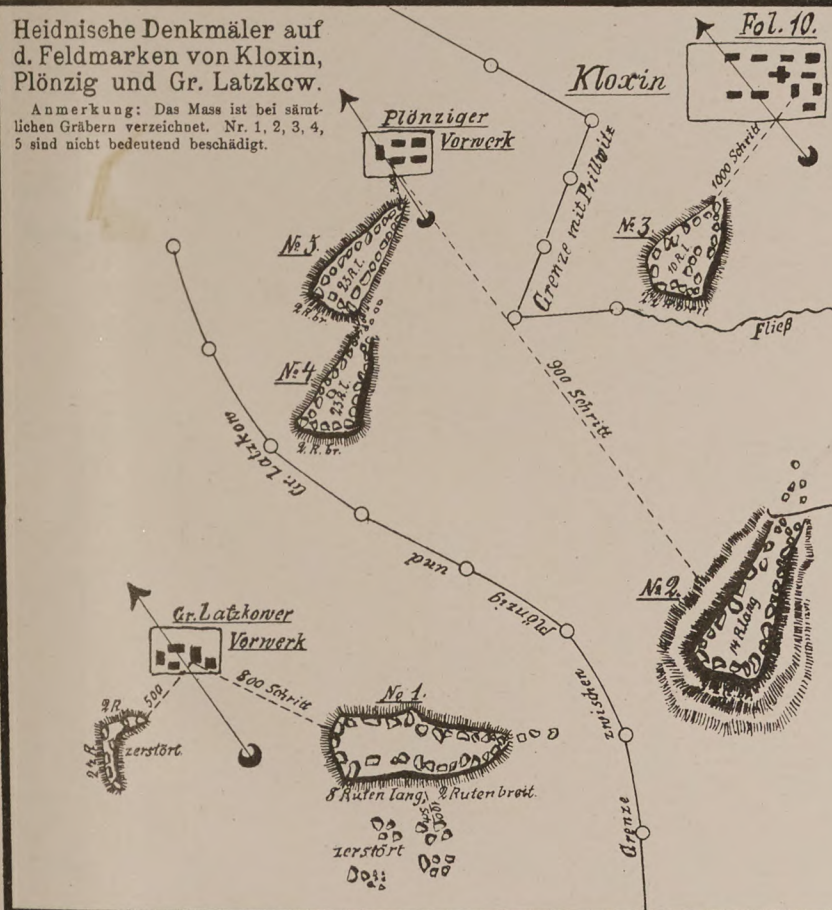


Stenau, Oldenburger Grabungen.

Druck von Curt Kabitzsch, Leipzig

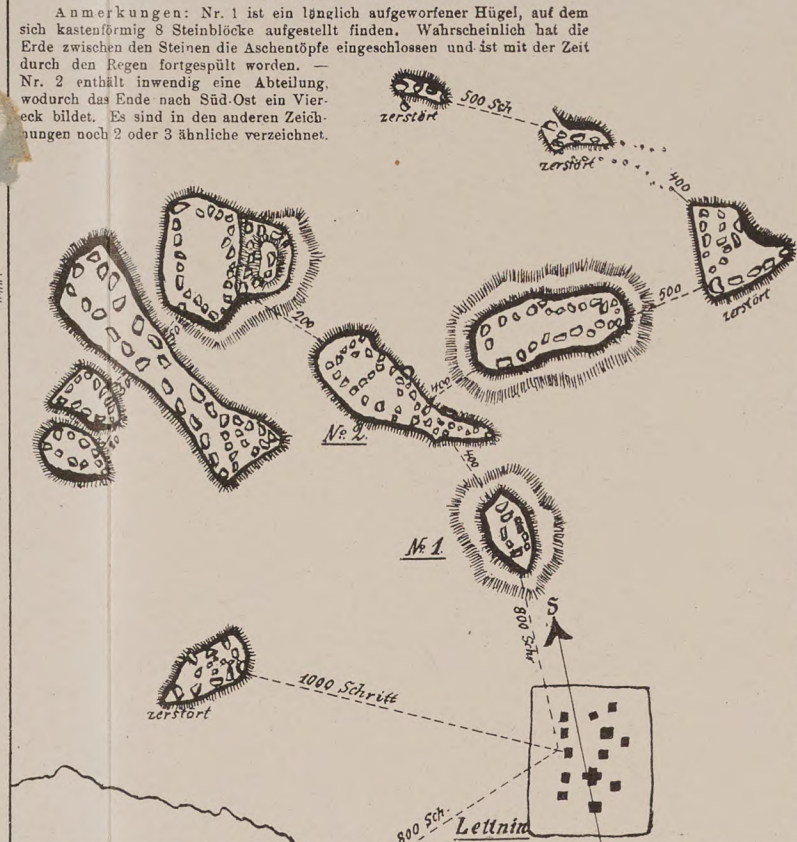
Heidnische Denkmäler auf d. Feldmarken von Kloxin, Plönzig und Gr. Litzkow.

Anmerkung: Das Mass ist bei sämtlichen Gräbern verzeichnet. Nr. 1, 2, 3, 4, 5 sind nicht bedeutend beschädigt.



Heidnische Denkmäler der Feldmark des Dorfes Lettnin.

Anmerkungen: Nr. 1 ist ein länglich aufgeworfener Hügel, auf dem sich kastenförmig 8 Steinblöcke aufgestellt finden. Wahrscheinlich hat die Erde zwischen den Steinen die Aschentöpfe eingeschlossen und ist mit der Zeit durch den Regen fortgespült worden. — Nr. 2 enthält inwendig eine Abteilung, wodurch das Ende nach Süd-Ost ein Viereck bildet. Es sind in den anderen Zeichnungen noch 2 oder 3 ähnliche verzeichnet.

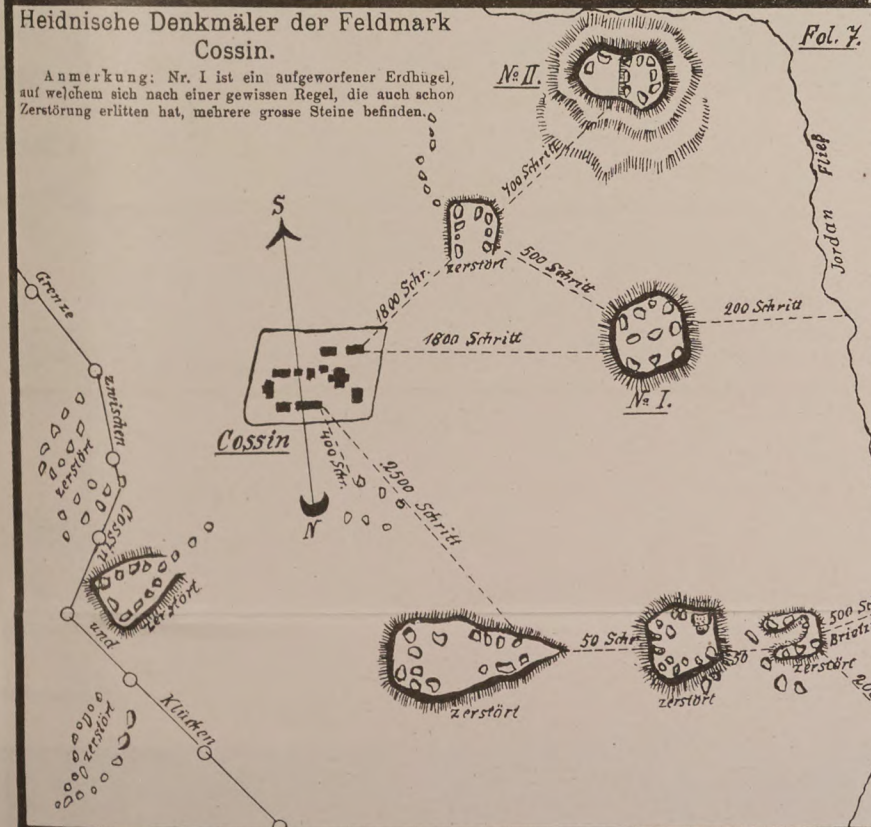


Tafel C.

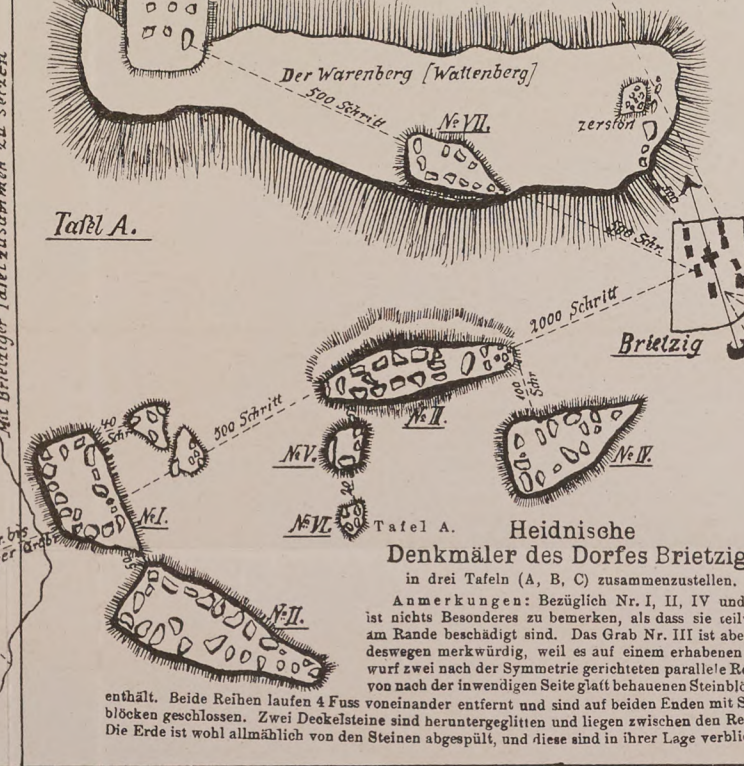
Anmerkungen: In der Fig. 1 zeigt sich ein 30 Fuss höher und 30 Ruten langer Berg. Wenn man diesen genauer betrachtet, so sieht man aber, dass man ihn in der vorchristlichen Zeit so geformt hat, wie er heute daliegt, nämlich dieser lange und schmale Berg ist auf beiden Seiten regelmässig terrassiert. Die Wände sind senkrecht ungefähr 15 Fuss hoch und liegen in ihnen von Distanz zu Distanz grosse Steinblöcke, worunter zwei grosse merkwürdige Blöcke an einem Ende der untersten aufrecht stehen. Ich halte diese Stelle für einen befestigten Lagerplatz und umso mehr, da die neumärkische Grenze ungefähr 2000 Schritt vorüber läuft. — Die Ähnlichkeit und die Lage der Steinblöcke sind Zeuge, dass diese Stelle ein gleiches Altertum mit den Gräbern hat. — Die Strasse von Pyritz über Lettnin nach Prillwitz führt dichte vorbei.

Heidnische Denkmäler der Feldmark Cossin.

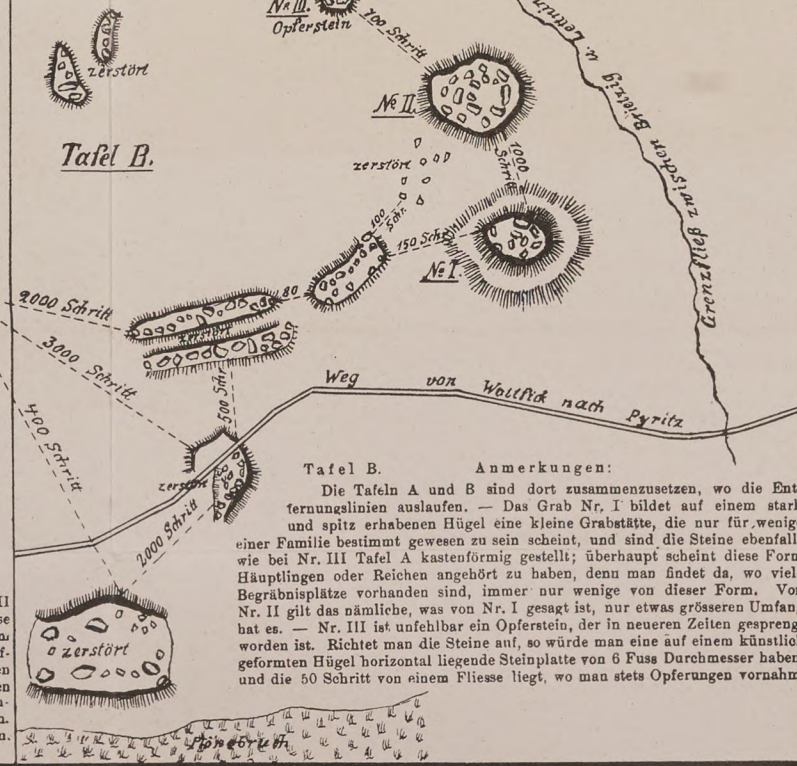
Anmerkung: Nr. I ist ein aufgeworfener Erdhügel, auf welchem sich nach einer gewissen Regel, die auch schon Zerstörung erlitten hat, mehrere grosse Steine befinden.



Heidnische Denkmäler des Dorfes Brietzig, in drei Tafeln (A, B, C) zusammenzustellen.



Heidnische Denkmäler der Feldmark des Dorfes Lettnin.



Tafel A.

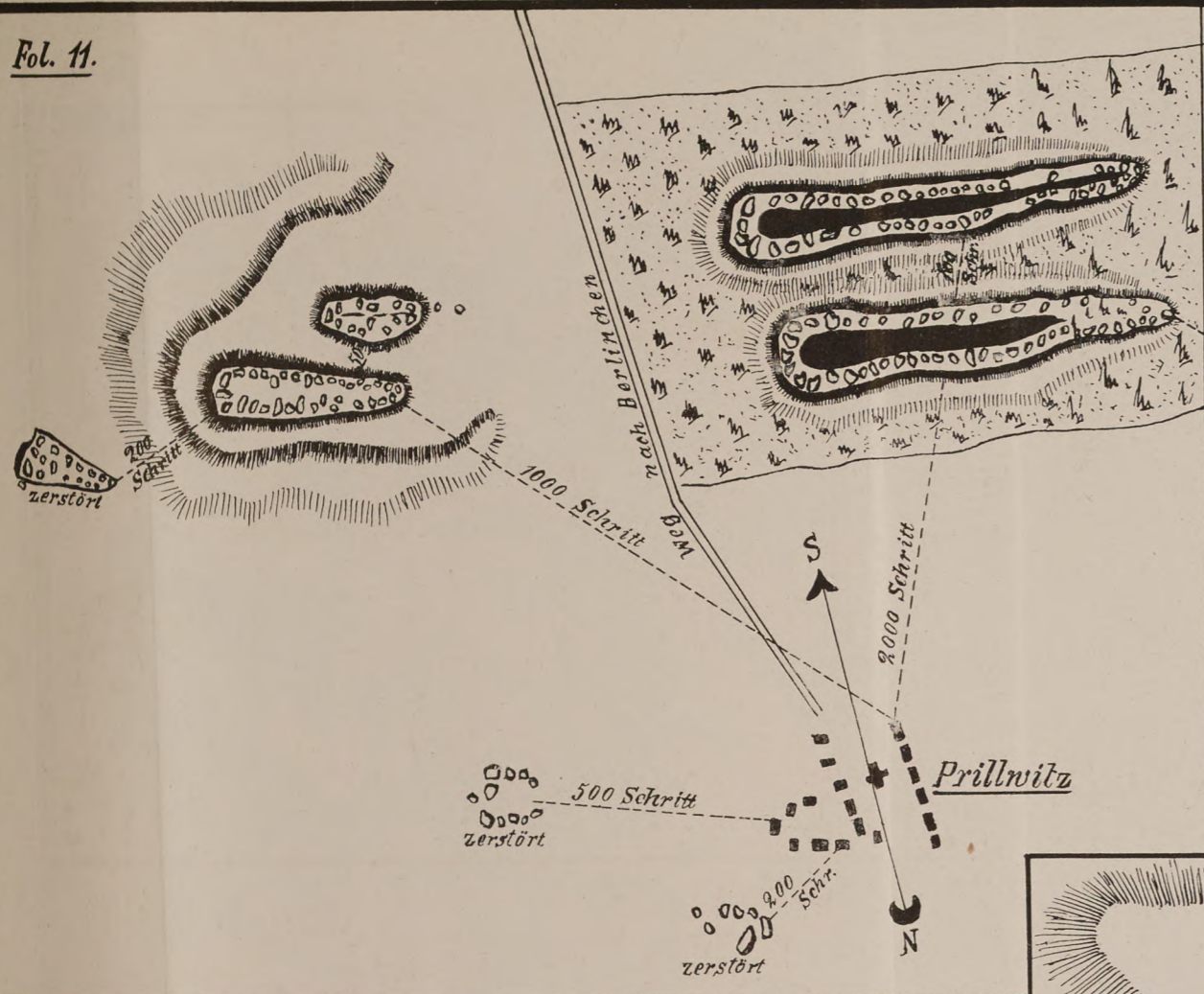
Anmerkungen: Bezüglich Nr. I, II, IV und VII ist nichts Besonderes zu bemerken, als dass sie teilweise am Rande beschädigt sind. Das Grab Nr. III ist aber aus demselben merkwürdig, weil es auf einem erhabenen Aufwurf zwei nach der Symmetrie gerichteten parallele Reihen von nach der inwendigen Seite glatt behauenen Steinblöcken enthält. Beide Reihen laufen 4 Fuss voneinander entfernt und sind auf beiden Enden mit Steinblöcken geschlossen. Zwei Deckelsteine sind heruntergeglitten und liegen zwischen den Reihen. Die Erde ist wohl allmählich von den Steinen abgespült, und diese sind in ihrer Lage verblieben.

Tafel B.

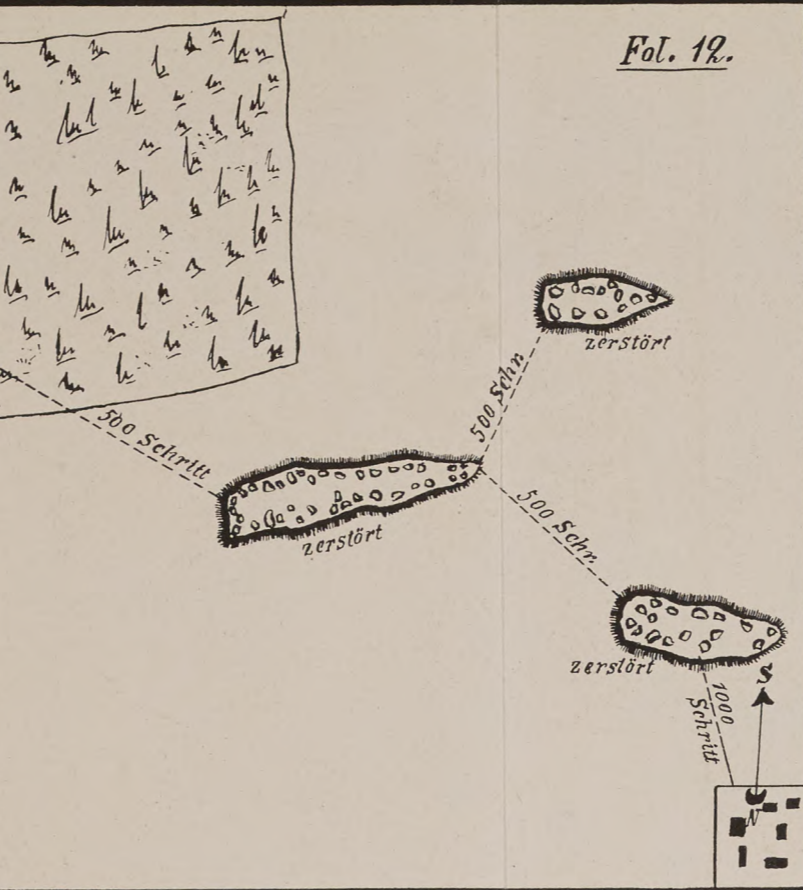
Anmerkungen: Die Tafeln A und B sind dort zusammenzusetzen, wo die Entfernungslinien auslaufen. — Das Grab Nr. I bildet auf einem stark und spitz erhabenen Hügel eine kleine Grabstätte, die nur für wenige einer Familie bestimmt gewesen zu sein scheint, und sind die Steine ebenfalls wie bei Nr. III Tafel A kastenförmig gestellt; überhaupt scheint diese Form Häuptlingen oder Reichen angehört zu haben, denn man findet da, wo viele Begräbnisplätze vorhanden sind, immer nur wenige von dieser Form. Von Nr. II gilt das nämliche, was von Nr. I gesagt ist, nur etwas grösseren Umfang hat es. — Nr. III ist unzweifelhaft ein Opferstein, der in neueren Zeiten gesprengt worden ist. Richtet man die Steine auf, so würde man eine auf einem künstlich geformten Hügel horizontal liegende Steinplatte von 6 Fuss Durchmesser haben, und die 50 Schritt von einem Fliesse liegt, wo man stets Opferungen vornahm.

150
Fo
D
P
V
11

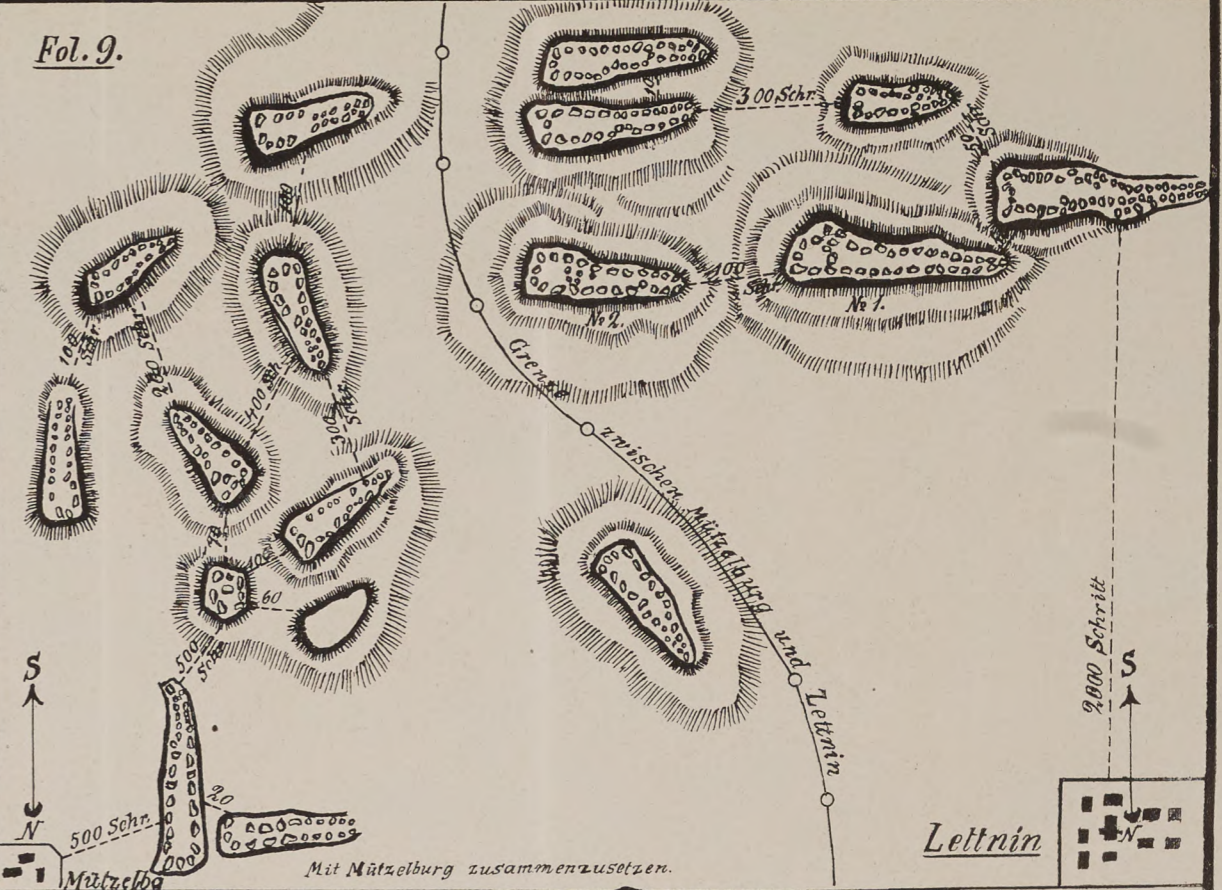
Fol. 11.



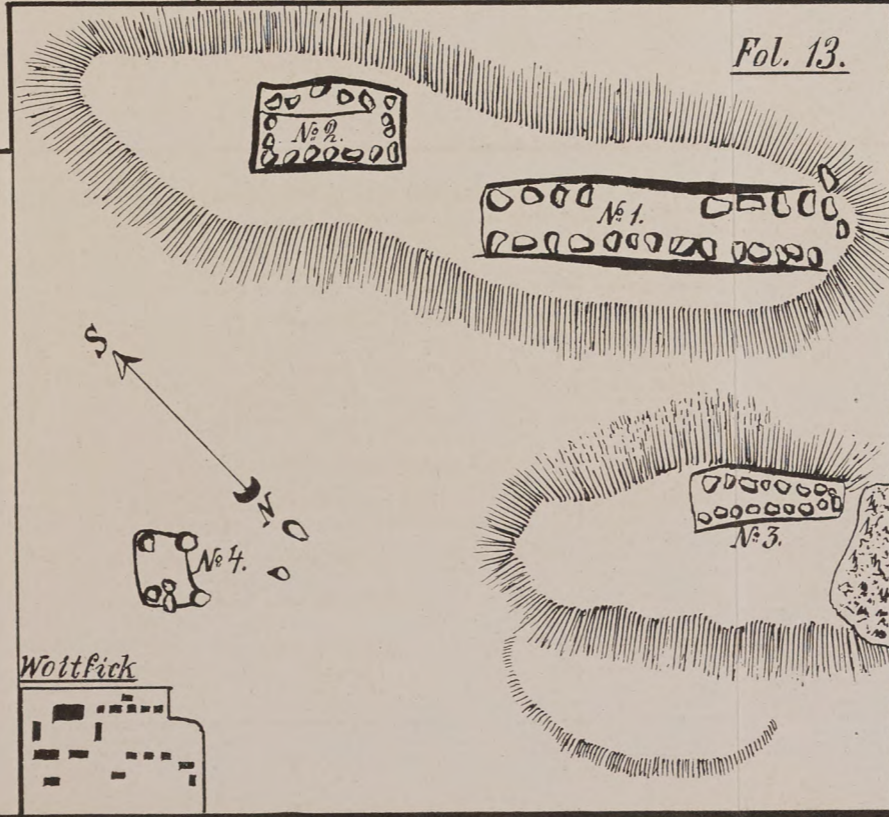
Fol. 12.



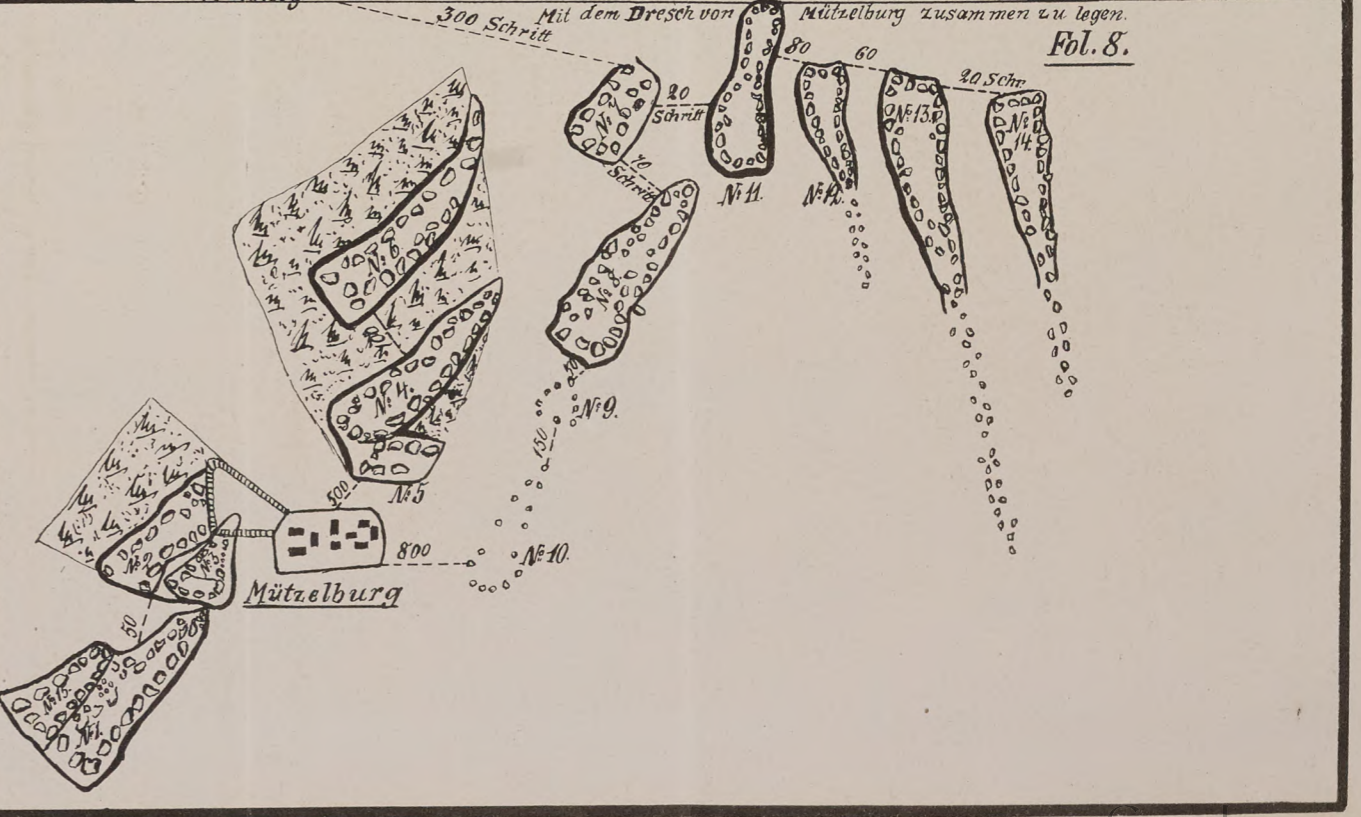
Fol. 9.



Fol. 13.



Fol. 8.



Zu Fol. 8: Heidnische Denkmäler der Feldmark des Vorwerks Mützelburg.

Merkwürdig ist, dass die Gräber Nr. 12, 13 und 14 die gewöhnliche Lage von Osten nach Westen, welche die gesamten Gräber zu haben pflegen, verlassen, und ihren Lauf von Süden nach Norden nehmen. Die hier verzeichneten Gräber sind mehr oder weniger beschädigt. Die Tafel, welche die Denkmäler in den Heidebergen zeigt, muss oben am Rande, wo es verzeichnet ist, angelegt werden, indem die beiden Dörfer Mützelburg und Lettnin in selbigen sich teilen und überhaupt diese Gräber in Zusammenhang kommen.

Zu Fol. 9: Heidnische Denkmäler auf den Dresch- oder Heidebergen, so zu Mützelburg und Lettnin gehören.

Der Teil des Dresches, so zu Mützelburg gehört, wird urbar gemacht. Hier liegen noch sehr viele Grabmäler, die ganz erhalten sind, und die man nur durch Erhöhungen wahrnimmt, da die Erde die Steine noch ganz bedeckt. Ich habe sie nicht alle auffinden können und mich nur begnügt, diejenigen aufzunehmen, wo unmerkliche Steine hervorsehen. Nr. 1 und 2 werden an den Ostenden abgeteilt und bilden dadurch Vierecke. Da solche Grabstätten hier sehr selten sind, so mögen sie wohl ausgezeichneten Familien angehören.

Zu Fol. 11: Heidnische Denkmäler der Feldmark Prillwitz.

Anmerkungen: Die beiden in Tanger liegenden Grabstätten sind bis dahin, wo das grosse Holz anfängt, wie es verzeichnet ist, ganz wohl erhalten. Auch das auf dem Berge liegende ist ziemlich konserviert. Man kann sicher annehmen, dass auf dieser Feldmark bei den grossen und vielen Bauten, die seit 20 Jahren hier vorgenommen worden sind, mindestens 10 mal so viele zerstört worden. Die Tafel von Gr. Lindenbusch muss da, wo beide Tanger verzeichnet worden, angelegt werden. Lindenbusch ist ein Perlenez von Prillwitz.

Zu Fol. 12: Heidnische Denkmäler der Feldmark Gr. Lindenbusch bildet mit der Prillwitzer Feldmark ein Ganzes und muss mit derselben zusammengesetzt werden.

Zu Fol. 13: Heidnische Grabmäler von Wottfick, Pyritzer Kreis.

Anmerkungen: Sämtliche Gräber liegen von Wottfick hart im Westen und ihre Längen gehen von Südost nach Nordwest. Nr. 1, 2 und 3 sind 2500 Schritt vom Dorf entfernt; Nr. 4 aber 500 Schritt, sowie Nr. 3 von Nr. 1 ebenfalls 500 Schritt und Nr. 1 von Nr. 2 25 Schritt entfernt sind. — Nr. 1 ist in der Einfassung beschädigt und die fassenden Steine sind nicht mehr vorhanden. Nr. 2 ist soweit unberührt geblieben bis auf die Steine der linken Einfassung, welche aus ihrer Lage gerückt daneben liegen. — Nr. 3 ist ganz geschont. — Nr. 4 ist gänzlich zerstört. Nr. 1 und 2 sind 3 Fuss über der Oberfläche erhoben. Nr. 3 ist aber in ebener Erde. Ausser dem 2000 Schritt entfernten Gr. Plöne-See ist weder Quelle noch See vorhanden. Ebenso lassen sich auch keine Opfer- und Heldensteine entdecken.



Hofsten, Die steinzeitlichen Gräber des Kreises Pyritz.

Ge N 1

M 23

I. Abhandlungen.

Höhepunkte nordindogermanischer Kultur¹⁾.

Don Gustaf Kossinna.

Seit dem 9. November 1918 ist an allen Brennpunkten des politischen Lebens unseres Vaterlandes, insbesondere innerhalb der deutschvölkischen Kreise, zumal in der Reichshauptstadt, eine Flut, ja man muß sagen, eine wahre Sturzflut von Vorträgen hereingebrochen, die sich zum Ziel gesetzt haben, der künftigen Pflege und Ausgestaltung der besonderen Wesenheiten unseres Volkstums vorzuarbeiten. Sie wollen Wege zeigen zum werktätigen, insonderheit zum geistigen Aufbau einer neuen Zukunft des deutschen Volks, unseres armen, von außen her unerhört betrogenen, von innen her ebenso unerhört verratenen, in sich zerrissenen, tiefgebeugten, nicht nur politisch und wirtschaftlich, sondern leider auch sittlich zusammengebrochenen Volkes. In diesen Rahmen gehören auch die Bestrebungen zur Gründung nationaler Volkshochschulen, wie der Arndt- und der Sichte-Hochschule. Es ist ja nicht das erste Mal, daß Zeiten politischen Tiefstandes in unserem Volke geistige Strömungen erzeugen, die berufen sind mitzuhelfen an der Erneuerung des völkischen und staatlichen Lebens. Schon 1807 fiel das Königswort: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat.“

Unser Blick ist bei solchen Bestrebungen unentwegt vorwärts gerichtet.

Da fragen Sie wohl: was soll uns in solchen Zeiten eine Rückwanderung in entlegene, ja fernste Vorzeiten, die für unser Auge, wie es durch die heute maßgebende Bildung und Weltanschauung eingestellt ist, anscheinend nicht die geringste innerliche Verbindung mit der heutigen Kulturwelt aufweisen und höchstens für solche Persönlichkeiten ein reizvolles Gebiet der Betätigung bieten, welche Veranlagung und Neigung zu tiefgründiger geschichtlicher Erfassung der Dinge dieser Welt ihr Eigen nennen?

¹⁾ Festvortrag gehalten zur Eröffnung der 6. deutschen Tagung für Vorgeschichte in Berlin am 8. April 1920.

Freilich, wie mancher flüchtet sich heute aus leicht nachfühlbarem, aber doch entschieden abzulehnenden, ja zu verurteilenden Überdruß an dem unsagbar niederdrückenden Elend der Gegenwart weltenscheu in eine bessere, das Innere des Menschen erhebende, ferne Vergangenheit. Nun, die Großtaten unseres Volkes sind ja gewiß mehr als alles Andere geeignet, unser völkisches Selbstbewußtsein neu zu wecken und zu stählen. Die Erinnerung an sie und der Stolz auf sie dürfen aber nimmermehr dazu dienen, unser Pflichtgefühl gegenüber den schweren Forderungen unserer jetzigen Lage irgendwie einzuschläfern.

Den Trieben einer bloß schwarzseherischen schlaffen Gegenwartsflucht will unsere heutige Betrachtung mit nichten Vorschub leisten. Denn die Versenkung in die Vorzeit darf letzten Endes nicht Selbstzweck sein; sie soll vielmehr dazu dienen, die Gegenwart so zu befruchten, daß aus ihr eine bessere Zukunft empormwächst. Uns gilt hier der Spruch:

„Wir wünschen nicht zurück die gute alte Zeit;
Wir wünschen nur der Ahnen mächtig Walten,
Den tapfern Glauben nur, die deutsche Treu der Alten.“

Wer mit Ernst Moriz Arndt des felsenfesten Glaubens an die Ewigkeit unseres Volkes lebt, wird auch dem schlimmsten Druck der Gegenwart freudigen Befennermut entgegensehen und dem baldigen Wiederaufstieg unseres Volkes nicht nur hoffend entgegensehen, sondern selbsttätig unermüdetlich vorarbeiten.

Aber dieser Mut zu vertrauensvollem Blick in eine lichtere Zukunft, worauf gründet er sich, wenn die heutige Verfassung unseres Volkes einen so trostlosen Anblick gewährt? Auf nichts anderes, als auf unsere große Vergangenheit, in der so oft schmählichster Niedergang von einem das Staunen und die Bewunderung der ganzen Welt erregenden Aufstieg zu ungeahnter Höhe abgelöst wird.

Nicht nur auf 1807 folgt 1870, nicht nur auf den 30jährigen Krieg das Zeitalter Friedrichs des Großen, Sebastian Bachs und Goethes, nicht nur auf den ungeheuerlichen Aderlaß und die Zerstreuung des Germanenvolks durch die Völkerwanderung die deutschen Glanzzeiten der Ottonen und Salier, auch in der Vorzeit hat es ähnliche Niedergänge und Aufstiege in Mitteleuropa gegeben.

Der Niedergang unseres Volkes war wohl stets auch eine Folge der von einem harten Geschick uns zugewiesenen unglückseligen Lage unseres Siedlungsgebiets, das nun einmal seit vier Jahrtausenden von drei Seiten her feindlich umklammert daliegt. Aber ebenso und vielleicht noch mehr war der Niedergang eine Folge so mancher bösen Erbfehler im Charakter unseres Volkes, wie unausrottbarer Haß zur Zwietracht, schnöder Undank oder blinder gehässiger Neid untereinander, besonders aber gegen einzelne

Große oder Hochstehende, wie gegen ganze hochverdiente Klassen oder bevorzugte Schichten, ein Neid von einer Tiefe, daß lieber das Dasein des ganzen Volkes in Frage gestellt oder gar geopfert wird, ehe man dem Nächsten den Besitz oder Genuß seiner wohl erworbenen wirtschaftlichen oder geistigen Güter gönnt.

Der Aufstieg aber wurde stets verdankt den durch ein gütiges Schicksal unserem Blute von der Urzeit her eingepflanzten großen altgermanischen Rasse-Eigenschaften. Solche Eigenschaften unseres Volkes sind: der Stolz auf die eigene freie Persönlichkeit, der jedwede Anlage zum Herdenmenschen romanischer oder gar slawischer Art abgeht und der öde Gleichmacherei und daraus folgende allgemeine Mittelmäßigkeit ein Greuel ist; ferner „das Streben unseres Geschlechts aus dem Dunkeln ins Helle“, wie es Goethe einmal ausdrückt; der emsige Schaffensdrang und der ruhelose, ja stürmische Fortschrittstrieb, der zwar alle alten Indogermanenstämme einst beseelt hat, keinen aber entfernt so tief wie den germanischen; das leidenschaftliche Eintreten für Gesetz und Recht, strenge Ordnung und pünktliche Pflichterfüllung; die Vorliebe für natürliche Einfachheit und Wahrheit; endlich der vornehme, ritterliche Heldengeist, mit dem der Germane nun einmal so verwachsen war, daß Ehre und unerschütterliche, selbstvergeffene Treue gegen die frei gewählten Hochziele sachlicher und persönlicher Art alles bedeuteten, der Tod aber nichts, es sei denn den Eingang in ein von unsterblichem Nachruhm überglänzt seliges Leben in Walhall. Diese heldische Gesinnung und diese selbstlose Treue zur Sache um ihrer selbst willen haben neben höchsten Gaben des Leibes, des Gemütes, der Phantasie und des Verstandes uns stets wieder emporgeführt, nachdem gerade in den Zeiten der ärgsten Not die sonst von der Tagesströmung in der Tiefe niedergehaltene Seele unseres Volkes an die Oberfläche gestiegen und zu ihrem Rechte und zu ungeahnter Wirksamkeit gelangt war.

Am 11. Januar dieses Jahres, am Tage nach der Vollziehung des Versailleser Schmachfriedens, fiel zu Münster i. Westf. durch Sturm aus West entwurzelt die riesenhafte Silberpappel, die 1763 aus Freude über die für Preußen glückliche Beendigung des siebenjährigen Kriegs gepflanzt worden war und im Volksmunde der „deutsche“ Baum hieß. Man sagte von ihm, „Deutschland werde so lange blühen und gedeihen wie dieser Baum“. Entwurzelt werden konnte diese Hubertusburger Friedens-Pappel, der auch Sachkundige noch ein Leben von mindestens einem Jahrtausend zusprachen, nur darum, weil sie trotz riesenhaften Ausmaßes von Stamm und Krone auffällig kleine, wenig tiefgreifende Wurzeln besaß.

So konnte auch das deutsche Volk jetzt gefällt werden, weil es im Verhältnis zu seinem mächtigen Körper zu wenig Wurzelhaftigkeit besaß, d. h. zu wenig von dem Stolz auf seine Eigenart, zu wenig von der Verantwortlichkeit vor seiner viertausendjährigen ruhmvollen Geschichte und Vorgeschichte, zu wenig

von seinem Ahnengeiste beseelt war und ist. Und doch hatten weiterblickende treue Eärdte unseres Volkes oft und eindringlich genug, leider aber vergebens, gemahnt, den deutschen Allvätergeist, wie er aus Leben und Taten eines Luther, eines Friedrichs des Einzigen, eines Bismarck uns so mächtig anweht, neu zu kräftigen. Statt dessen stoßen wir allenthalben im deutschen Volke auf die durch das alltäglich eingeträufelte Gift einer undeutschen Presse erzeugte Denkart des neidgeschwollenen, raffgierigen Proletariers, der von einer deutschen Vergangenheit überhaupt nichts weiß und die aus der Entwicklung in Vorgeschichte und Geschichte organisch erwachsene Gegenwart am liebsten von Grund aus vernichten möchte, um einem unerreichbaren Zukunfts-Hirngespinnst von Glückseligkeit allein der Handarbeiterklasse nachzujagen. Wenn wir diese Weltanschauung der Unbildung und Unwissenheit nicht niederzuringen vermögen, deren Herrschaft uns noch tief unter den geistig-sittlichen Standpunkt Amerikas hinabdrücken würde, so ist unsere gesamte einzigartige Geisteskultur mit Vernichtung bedroht.

Es ist in den letzten beiden Jahren schon öfters ausgesprochen worden, daß unser Volk, wenn es noch eine Zukunft haben will, den Blick stark auf das wird richten müssen, was war, und daß es gar nicht genug Fingerzeige erhalten kann, die diese Wege weisen. „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenket“ und dabei, wie unser Hoffmann v. Fallersleben es einst den Flamen anriet, auch seinem Volke zurufen kann: „Aus der Tugend deiner Ahnen mußt du deine Burgen bauen.“

So wenig es dem Zeitgeist entsprechen mag, in die Altertumskunde hinabzusteigen, so werden wir doch die Dinge, die die wahre Wesenheit und den Wert unseres Volks ausmachen, nicht erkennen, wenn wir nicht zu den lebendigen „Mimirquellen“ durchdringen, die in den frühesten Kindheitstagen unseres Volkes in ungetrübtester Reinheit und in unerschöpflicher Fülle fließen. Wer hieraus schöpft, wird den Schlüssel der Zukunft heben.

„Nie möge der Deutsche glauben, seine Kämpfe ohne seine Hausgötter, ohne seine mythische Heimat, ohne ein „Wiederbringen“ aller deutschen Dinge kämpfen zu können“; so lauten die Worte nicht etwa eines verrannten teutonischen Altertumsschwärmers, sondern eines so modern gerichteten Kopfes, wie es Friedrich Niehsche war. „Wer unsere früheste und eigenste Art rein und unverfälscht auf sich wirken lassen will, der muß nicht etwa nur bei der Frühgeschichte, sondern bei der **Vorgeschichte** anfragen. Und dadurch besitzt diese Wissenschaft ihre hohen Gegenwartswerte, ihre hohe völkische Bedeutung“ (Kossinna).

Die Zusammenhänge unserer heutigen Kultur mit unserer Vorgeschichte sind keineswegs in höherem Maße zerrissen, als die Zusammenhänge mit unserer geschichtlichen Vergangenheit, die schon in dem seit Ende der germanischen Völkerwanderung einsetzenden Hauptteile, besonders aber seit

Renaissance, Humanismus und Reformation durch starke Strömungen aus Süd- und Westeuropa mannigfach unterbrochen worden sind.

Und doch erfüllt uns untilgbar weiter: deutsche Art, deutscher Charakter, deutsche Denkweise, so lange das Blut unserer germanischen Ahnen in unseren Adern nicht versiegt. Und so lange wir den Schatz altgermanischer Rassenwerte durch möglichst reine Sortpflanzung dieses altgermanischen Bluts in uns erhalten, haben wir stets die Möglichkeit, unser äußeres und inneres Volksleben von den mannigfachen ihn anhaftenden fremden Schladen zu befreien und immer von neuem mit unserer ureigenen Art in Übereinstimmung zu bringen.

Wenn wir nun rückwärts gehen, um zu sehen, wie deutsche, und noch früher, wie germanische Wesensart sich uns offenbart, so erkennen wir un= schwer die unvergleichliche Überlegenheit unserer Art gegenüber fremden Arten. Allgemein bekannt ist, daß die überwältigende Mehrheit der führenden Geister der großen Epoche italienischer Renaissance germanischem, genauer langobardischen, Blute entstammt ist. Und weiter zurück: Das ganze Mittelalter in allen Verästelungen seiner Kultur ist eine durch und durch germanisch bestimmte Zeit. In der Kunst zeigt dies die Gotik, die erfunden wurde in dem, wenn auch nicht mehr der Sprache, so doch dem Blute nach in den höheren Volksschichten durchaus noch ungebrochen altgermanischen, genauer altniederfränkischen, Slandern Nordostfrankreichs und Belgiens. Und es zeigt dies ebenso der mit Unrecht „romanisch“ genannte Kunststil des 10.—12. Jahrhunderts, der nichts ist als eine Sortbildung der oberitalischen Lombardenkunst des 8.—10. Jahrhunderts, die ihrerseits wiederum nur eine Sortsetzung des so eigenartigen Kunststiles der germanischen Völkerwanderung darstellt, jenes gotisch-merowingischen Stils, der mit der allgemeinen politisch-militärischen und bald auch rechtlichen und verfassungsrechtlichen Vorherrschaft der Germanen in Gesamteuropa seit dem 5. Jahrhundert allein herrschend wird.

Noch weiter rückwärts kommen wir zu den ersten Jahrhunderten n. Chr., in denen die germanische Kultur trotz mancher Anregung, nicht durch die italisch-römische, sondern durch die provinzielle Kultur der von Rom unterworfenen keltischen Nachbarn der Germanen, im großen ganzen ein völlig selbständiges Gepräge von nicht zu verachtender Höhe aufweist.

Was dann die letzten 8 Jahrhunderte vor Chr., die sogenannte frühe Eisenzeit, anlangt, so tritt hier die germanische Eigenart sehr zurück. Es ist dies der Zeitraum griechischer Kulturblüte, die ebenso wie die noch um einige Jahrhunderte früher erfolgte Übersiedelung der kleinasiatischen Etrusker nach Mittelitalien, zunächst der italienischen Halbinsel, dann auch dem südlichen Frankreich so überlegene Zivilisations- und Kunstkräfte vermittelt, daß hierdurch ein Riß entsteht zwischen Südeuropa nebst Westeuropa einerseits und Nordeuropa andererseits. — Umgekehrt zeigt die vorausgehende Bronzezeit, die in der Hauptsache das 2. Jahrtausend vor Chr. ausfüllt,

eine so beispiellose Überlegenheit germanischen Könnens, germanischer Kunstbegabung hoch über dem gespannten Alteuropa, daß sie immer von neuem uns Staunen abzwingt. Diese Verhältnisse innerhalb der bronzezeitlichen Kulturen habe ich, als erster zwar, aber seit einem Jahrzehnt doch so oft und so eingehend in der Öffentlichkeit behandelt, daß ich darauf heute nicht eingehen will.

Diemehr wollen wir heute sehen, was hinter dieser germanischen Kulturhöhe der Bronzezeit liegt, d. h. gleichzeitig hinter dem Ursprunge der Germanen, der eben in die Übergangszeit von der Steinzeit zur Bronzezeit Nordeuropas, also in die letzten Jahrhunderte des dritten Jahrtausends vor Chr. fällt.

Wir haben in Europa drei große Rassenstämme: einen westeuropäischen, einen südeuropäischen und einen osteuropäischen, und jeder dieser drei großen Rassenstämme zerfällt in einen langköpfigen und einen ihm nächstverwandten kurzköpfigen Zweig. Der südeuropäische Stamm, zu dem die kurzköpfigen Vorderasiaten des syrisch-armenischen Typus und die langköpfigen Semiten nebst der langköpfigen Mittelmeerrasse gehören, hat seinen Ursprung außerhalb Europas und beschäftigt uns heute nicht. Der osteuropäische Stamm, klein bis mittelgroß, brünett, plattnasig, zu dessen kleinerem langköpfigen Rjäsanzweige und weit mächtigerem kurzköpfigen Karpathen-Sudetenzweige die Hauptmasse der slawischen und ein Teil der finnischen Völker gehören, entstand wohl im europäischen Südostruzland. Der westeuropäische Rassenstamm, hellhäutig, blauäugig, blond, entstand in seiner lichten Färbung unter dem Einfluß des Eiszeitklimas nördlich der Alpen und der Pyrenäen in Frankreich, Südengland, Rheinland und oberem Donaugebiet. Er zerfällt in den nordeuropäischen Langkopf- und den westalpinen oder Jura-Kurzkopfszweig.

Als die Gletschermassen der Eiszeit endgültig nach Nordskandinavien sich zurückgezogen hatten, wanderten etwa um 10000 vor Chr. Schwärme des westeuropäischen Rassenstammes allmählich nach Norddeutschland, Dänemark und Südschweden, gleichmäßig vom langköpfigen, wie vom kurzköpfigen Zweige. Sie ließen sich als Jäger und besonders als Fischer ausschließlich an Binnenseen und stehenden Gewässern nieder, die sie auf Flößen bewohnten. Ihre Sprache kann nur die weitergebildete westeuropäische Sprache der Nacheiszeit gewesen sein. Wir wollen diese Menschen nach dem ältesten, schon 1866 bekannt gewordenen Fundort, Dobbertin in Mecklenburg, Dobbertin-Leute nennen.

Gegen 6000 vor Chr. löste sich von dieser gemischt lang- und kurzköpfigen Dobbertin-Bevölkerung eine überwiegend langköpfige Gruppe ab, die den engen Binnenseefischen den Rückenkehrte und nach den Küsten und Inseln des freien Meeres fortstürmte. Es war das nach einem für die Langköpfe aller Rassen giltigen rassenpsychologischen Gesetze der unternehmende, kühne, abenteuernde, wanderlustige, erobernde, aber auch erfinderische, im Denken

und im Kulturfortschritt unsterk voranstürmende Teil der alten Dobbertin-Bevölkerung.

Diese neue Küstenbevölkerung, die nicht wie die Dobbertinleute in ganz Norddeutschland und den baltischen Provinzen sowie Dänemark und Südschweden anzutreffen ist, sondern nur auf Rügen, in Schleswig-Holstein, Dänemark und an der schwedischen Westküste, ist weltbekannt als die Schöpfer der dänischen Muschelhaufen. Während die Dobbertin-Leute die für ihr Leben kennzeichnenden Werkzeuge und Waffen überwiegend aus Knochen und Geweih fertigten, aus dem zwar auch reichlich verwendeten Feuerstein aber nur wenige nebensächlichere Geräterformen herstellten, schuf sich die junge Küstenbevölkerung, die wir nach einem wichtigen und besonders frühen Fundplatz am Kieler Hafen die Ellerbeck-Leute nennen wollen, eine bald zu ansehnlicher Fertigkeit emporgewachsene Feuersteintechnik und die Anfänge der Töpferei. Die Ellerbeck-Leute werden so ein Volk für sich mit vorgeschrittener Zivilisation gegenüber den Dobbertin-Leuten und müssen auch in ihrer Sprachschöpfung rascher fortgeschritten sein. Denn wie die Kraft der Kultur Völker zu bilden und zusammenzuhalten vermag, so auch, wie schon Jacob Grimm ausgesprochen hat, „die Kraft der Sprache“. Sonderkultur und Sondersprache gehen eben Hand in Hand. Die Ellerbeck-Leute entwickeln zudem durch weit stärkere Vermehrung eine solche innere Kraft, eine solche Fähigkeit und zugleich ein solches Bedürfnis der Ausdehnung, daß sie große Teile ihrer Bevölkerung nach Belgien und Nordostfrankreich, sowie nach Südost-England abgeben können und dorthin die ihnen eigentümliche überlegene Art der Feuersteinbearbeitung tragen.

Bei diesen Ellerbeck-Leuten erscheint in der 2. Hälfte des 5. Jahrtausends jener gewaltige Fortschritt, der das ganze Menschenleben auf neue Grundlagen stellt: der Fortschritt zum Ackerbau und zur Viehzucht. Und wir werden annehmen dürfen, daß gleichzeitig mit dem Eintritt dieser großen Errungenschaften bei ihnen die alte, wohl noch auf der Stufe der agglutinierenden Sprachen stehende Ellerbeck-Sprache zur flektierenden Sprache sich fortgebildet haben wird, d. h. zur indogermanischen Ursprache.

Es währt nicht lange und diese sich nun noch viel rascher vermehrenden ackerbauenden Ur-Indogermanen vermögen von der Ostsee her einen heiligen Frühling“ auszusenden in das äußerst spärlich besiedelte Donaugebiet. Aus diesem Ableger entwickeln sich die Südindogermanen, die Ahnen der späteren thrakischen, indo-iranischen und slawo-lettischen Stämme. Damit ist die Periode der Urindogermanen zu Ende und es beginnt die gemeinindogermanische Periode, während der beide Gruppen der Indogermanen, die alte wie die neue, besonders aber die in der alten Völkerwiege an der Ostsee sitzen gebliebenen Nord-Indogermanen, andauernd Auswandererwellen nach Süden und nach Osten schicken. Es entsteht ein unablässiges Gewoge der Gruppierung und Umgruppierung von Teilstämmen, die sich zusammen-

schließen, um sich später wieder zu trennen und neue Verbindungen einzugehen, wie es die Archäologie im einzelnen nachweisen kann. Oft sehen wir solche Welten von Auswanderern sich tot laufen, d. h. die Erobererschicht vermag ihre Herrschaft oder wenigstens die ihr eigentümliche, mitgebrachte Zivilisation im Neuland nicht zu behaupten, sondern verschwindet oder versinkt in der unterworfenen Unterschicht.

Schließlich aber ist ganz Mitteleuropa nordindogermanisiert und die Südindogermanen sind vollkommen aus Mitteleuropa herausgedrängt, nach Ostungarn, dem Balkan und West- und Südrußland. Damit schließt die gemeinindogermanische Zeit und es beginnt die Periode der indogermanischen Einzelsvölker, in der die Nordindogermanen nach Südeuropa vordringen, die Südindogermanen aber Vorderasien erobern, so daß es nunmehr nur noch Westindogermanen und Ostindogermanen gibt.

Aus den Nordindogermanen erwuchsen die Urgriechen, ferner zwei Stämme, die zu verschiedenen Zeiten nach Italien abrückten, um dort erst allmählich zur späten Einheit der Italiker zu verschmelzen, weiter die Illyrier im Rücken der Griechen und nordwärts bis nach Nordostdeutschland reichend, in Südwestdeutschland die Kelten, die ebenso wie die Italiker aus zwei verschiedenen Stämmen verschmolzen, aber früher als jene, schon in Mitteleuropa, zur Einheit gelangt sind. Alle diese endgiltigen Zusammenschlüsse nordindogermanischer Abteilungen zu größeren Völkern erfolgten am Ausgange der Steinzeit. Die mehr oder weniger einheitliche Kultur dieser mitteleuropäischen Nordindogermanenstämme soll uns jetzt beschäftigen.

Kehren wir vorerst noch einen Augenblick zurück zu den noch ungeteilten küstenbewohnenden Vorindogermanen, den Ellerbeck-Leuten der Muschelhaufen. Die beiden hervorragendsten Typen von Feuersteingeräten dieser Bevölkerung sind zwei Beilklingen, die eine flach, die andere dick im Körper. Die erste, dreieckig im Umriß mit breiter, außerordentlich scharfer Schneide, ist der sog. „Spalter“ oder „Scheibenspalter“, der stets aus einer von einem großen Feuersteinkernstück abgeschlagenen Scheibe nur durch zwei kunstgerecht geführte Schläge hergestellt wurde. Die andere Klinge, ebenfalls dreieckig, aber mit abgerundet zungenförmiger Schneide, wurde stets unmittelbar aus einem noch mit Kreiderinde bedeckten Kernstück durch allmähliches Zuschlagen hergestellt, daher Kernbeil genannt. Während die flache Form des Spalters später verschwindet, lebt das dicke Beil mit Zungenschneide, das Kernbeil, man kann sagen bis heute fort (freilich aus Eisen). Zunächst wird daraus das schon feinere und dünnere, zuerst auch nur zugeschlagene, dann bereits geschliffene sog. spitznackige Beil mit scharfschneidigen Seitenfanten, dann hieraus das dünnnackige Beil, stets geschliffen und nicht mehr spitzoval im Durchschnitt, sondern bereits rechteckig, also mit Schmalseiten versehen und mit breitem, aber kantig dünnen Nacken. Die dünnnackigen Beile der ältesten nordischen Steingräberkultur, d. h. der Dolmenzeit,

sind die hervorragendsten Prachtstücke der Beilform, auch im Ausmaße die größten: eine Länge von 40 cm ist nichts Ungewöhnliches; manche sind noch länger. In ihrer Bezeichnung wird der dünne Nacken besonders hervorgehoben, weil in der folgenden Periode, der Zeit der Ganggräber, das nordindogermanische Beil, und nur dieses, einen weiteren, allerdings nur praktischen, Fortschritt vom kantig dünnen zum rechteckigen dicken Nacken vollzieht: das Ergebnis ist das dicknackige Beil.

Eine Karte zur Veranschaulichung der Ausbreitung der gesamten Kultur der Ellerbeck-Leute, besonders ihrer Feuerstein-Kultur, nach Belgien und Nordfrankreich zeigt, daß sie dort von Nordost her einbricht und in breitem Keile nach Südwesten bis zur Dordogne sich erstreckt. In scharfem Gegensatz hierzu verläuft das Gebiet der später einsetzenden großen Steingräber Frankreichs, das keine Feuersteinkultur aufweist, sondern nur Beile aus Selsgestein, von der Bretagne aus südostwärts in breitem Streifen nach der Rhonemündung und durchschneidet den Keil des Feuersteingebietes diagonal.

Ebenso liegen die Dinge in England: auch hierhin kommen die Ellerbeck-Leute und bringen die Feuerstein-Spalter und das Kernbeil mit Zungenschneide, woraus dann wie an der Ostsee und in Frankreich das spitznackige und das dünnnackige Beil entsteht. Und auch in England liegen die Gebiete der Feuersteinbeile und der großen Steingräber vollkommen gesondert, jenes gemäß der Herkunft der Ellerbeck-Leute über See aus Osten an der Südostküste, dieses dagegen an der gesamten West- und Nordküste. Die klassische nordische Form des dünnnackigen Beils wird hier aber schon nicht mehr voll erreicht: es fehlen die kunstvoll zugehauenen Schmalseiten, so daß der Durchschnitt des Beils nach wie vor spitzoval bleibt oder verwaschen spitzoval, d. h. mit abgerundeten Kanten, oder selten mit ganz kleinen, dann aber ungleichen Schmalseiten, die aber dann nie, wie im Norden kunstgerecht zugeschlagen, sondern einfach angeschliffen worden sind. Und auf dieser Stufe verharret die Entwicklung in Westeuropa, in Frankreich wie in England, bis zum Ende der Steinzeit, wenn man von der hier allmählich eintretenden und ständig zunehmenden Entartung dieser Form abzieht. Die Verbindungen der nach Westeuropa ausgewanderten Ellerbeck-Leute mit dem in quantitativer wie qualitativer Beziehung weit überlegenen nordischen Herde der Feuersteintechnik hatten eben jetzt aufgehört, da infolge des zunehmenden Ackerbaues die Nachkommen der Ellerbeckbevölkerung, d. h. die Dolmenleute in der nordischen Heimat von der Küste immer mehr ins Innere ihres Heimatlandes vordrangen und nicht mehr zur Auswanderung nach Westeuropa gezwungen waren. Das Fortschrittsvermögen der westeuropäischen Seitentriebe verdorrt infolgedessen, während der Hauptast der Nordindogermanen an der Ostsee voll Saft und Kraft weiter wächst.

Eine Karte der Verbreitung des dünnnackigen Beils ergibt als West- und Südgrenze der echt nordischen Form dieses Beils eine Linie,

die von der Südostecke des Zuydersees über Münster, Osnabrück nach dem Nordabhänge des Harzes und weiter von Halberstadt nordwärts nach Magdeburg und Stendal zieht. Östlich der Elbe erfüllt dies Beil außer dem Norden nebst Schleswig-Holstein noch Mecklenburg, Rügen, Vorpommern, die Uckermark und die Westhälfte von Hinterpommern. Bei Münster und am Zuydersee setzt anderseits scharf der westliche Typus des dünnnacigen Feuersteinbeils ein, um von hier aus westwärts und südwestwärts über den Niederrhein und Belgien nach Frankreich sich auszubreiten.

Das dicknacige Feuersteinbeil endlich, jene nordische Beilform der Ganggrabzeit, deren äußerster Westpunkt am Zuydersee und Niederrhein liegt und die dem westlichen Europa völlig abgeht, hat nicht nur in Norddeutschland eine ungemein weite Ausdehnung, indem es sich noch über das ganze Saale- und Umgebiet, die Mark Brandenburg, das östliche Hinterpommern und Westpreußen, Ostpreußen, Posen, Schlesien verbreitet, sondern auch seit den Wanderzügen der Nordindogermanen nach Osteuropa in Polen, Galizien, Wolhynien und Podolien in fast gleicher Fülle wie in Ostdeutschland erscheint.

Zu Beginn des 4. Jahrtausends bemächtigten sich die Nordindogermanen und nur diese (nicht etwa die Nachkommen der Dobbertiner Binnenbevölkerung, weder in Norddeutschland noch in Jütland oder Schweden und Norwegen), die Nordindogermanen bemächtigten sich, sage ich, des vielleicht aus Irland ihnen zugegangenen Gedankens des Steingräberbaues und schufen die gewaltigsten Zeugen aus den Kindheitstagen unseres Stammes, jene bis zum vorigen Jahrhundert als Rätsel und wunderbare Heiligtümer der Urzeit angestaunten großen Steindenkmale, die für uns nichts anderes sind als die Mausoleen vornehmerer Familien unserer steinzeitlichen Ahnen.

Eine Karte der Verbreitung der älteren, d. h. aller aus großen Steinblöcken, nicht aus gespaltenen Steinplatten errichteten Steingräber in Norddeutschland nebst Holland zeigt folgendes: sie finden sich im nördlichen Westfalen, nördlichen Hannover, in Oldenburg, Altmark nebst Braunschweig, Mecklenburg, Vorpommern mit Rügen und Uckermark, während sie östlich der Oder nur noch ganz spärlich erscheinen. Weiter nördlich sind Schleswig-Holsteins und Jütlands Ostküste, das Limfjordgebiet und namentlich die dänischen Inseln voll davon, Süd- und Westschweden fast nur in den Küstenstrichen, im Innern nur in Westergötland.

Am Anfange der Entwicklung der Steingräber steht der verhältnismäßig kleine, schmale, länglich rechteckige Dolmen, der aus 3 oder 4 Wandsteinen und einem einzigen gewaltigen Deckstein besteht und, von seitlicher Erdsanschüttung völlig frei, meist auf niedriger Erhebung errichtet ist. Alle Steine sind auf der dem Innern des Grabes zugekehrten Seite stets glatt abgespalten, sonst aber durchaus unbearbeitet. Bald erhält eine der Schmalseiten,

die häufig offengelassen ist, einen kleinen Eingang, der zunächst nur aus 2 Steinen besteht.

Diese jüngeren Dolmen erscheinen auch schon außerhalb Schleswig-Holsteins in Norddeutschland. Eines der berühmten sieben „Steinhäuser“ von Südböstel bei Fallingböstel in der Lüneburger Heide, dessen Deckstein 5 m lang ist und an 20000 Kilo wiegt, hat bereits quadratische Gestalt der Kammer. Es gibt beiläufig Decksteine, die auf 50000 Kilo geschätzt werden.

Die Kammer wächst später zu 5 und mehr Wandsteinen an, wird oval, der Gang wird länger und so entsteht das ältere Ganggrab, wie es in dem berühmten Denghoog bei Wenningstedt auf Sylt zu sehen ist. Daraus entwickelt sich dann das jüngere Ganggrab mit langer rechteckiger Kammer und noch viel längerem Gange, der stets von einer der Langseiten ausgeht. Hierfür gibt es zahlreiche Beispiele aus Falköping im schwedischen Westergötland, einer klassischen Gegend gerade für die gewaltigsten Ganggräber. Man kann hier erkennen, daß bei dieser jüngeren Gruppe der Steingräber Schwedens nur noch die Decksteine frei liegen, die Wandsteine aber bis an den Rand mit einer schützenden Erdschüttung bedeckt sind. In Dänemark und Schleswig-Holstein dagegen liegen auch die ältesten Ganggräber schon völlig innerhalb des Erdhügels, wie der Denghoog auf Sylt es zeigt.

Die eigentlichen Ganggräber sind eine besondere Erscheinung der skandinavischen Länder nebst Schleswig-Holstein, sie fehlen im übrigen Norddeutschland und werden hier durch die sog. Hünenbetten vertreten: das sind lange rechteckige Steingräber mit ebensolcher Steineinfassung, die oft zu riesenhafter Länge anwächst. Eins der schönsten Beispiele hierfür ist das Grab von Thüne Kreis Lingen im westhannoverschen Emsgebiet mit 27 m langer doppelter Steineinfassung und einem nur winzigen seitlichen Eingang der Kammer. Mehr als dreimal so viel, d. h. mehr als 90 m Länge hat die Steineinfassung des Kronsteinberges, eines Hünenbetts unmittelbar am Ostseestrande, am Fehmarnsunde bei Heiligenhafen.

Das gewaltigste von den heute noch erhaltenen derartigen Hünenbetten ist bei Disbeck im Oldenburgischen gelegen: seine Umfassung besteht aus 183 Steinblöcken und ist 152 m lang und 10 m breit. Es heißt der Disbecker Bräutigam und diesem Bräutigam zur Seite steht eine Braut von fast ebenso riesenhaftem Ausmaß.

Nichts von dem Inhalte dieser Gräber und der steinzeitlichen Gräber insgesamt ist für die Scheidung der durch die verschiedenen Gräberarten vertretenen Kulturgruppen und für ihre gegenseitige zeitliche Stellung von solcher Bedeutung, wie die überaus mannigfache, vielseitige Gefäßkunst. Denn einerseits sind die Grundformen der Gefäße vermöge ihres stets gleichen Zweckes von so zäher Beharrlichkeit, daß sie sich überall und zu allen Zeiten vergleichen lassen, andererseits gestattet die leichte Gestaltung des Tonstoffes eine unbegrenzte Abwandlung dieser Formen, je nach Geschmack und Mode.

Die unvergleichliche Bedeutung gerade der vorgeschichtlichen Töpferei für die Beurteilung der Art und der Bildungsstufe der Völker hat schon vor mehr als einem halben Jahrhundert kein geringerer als der berühmte Dresdener Architekt und Stilforscher Gottfried Semper scharf erkannt und klar ausgesprochen. Gerade in der Steinzeit und besonders bei den indogermanischen Völkern, d. h. in Nord-, Mittel- und Südosteuropa, stehen die Tongefäße in der ersten Reihe der kennzeichnenden Kulturäußerungen.

Wenn wir nun einige Proben von dem Reichtum der steinzeitlichen Gefäßkunst Mitteleuropas im Fluge überschaut haben, werden wir, des bin ich sicher, erstaut sein über die Mannigfaltigkeit und Schönheit, die hier Formgebung und Verzierung innerhalb der landschaftlich wie zeitlich geschiedenen Stile oder Kulturgruppen oder Völker — diese drei Begriffe decken sich hier sachlich — unserm Auge bieten.

Die dänisch=schleswig-holsteinische, wie die von ihr abstammende nordwestdeutsche Tongefäßkunst der großen Steingräber wird gekennzeichnet durch Ziermuster, die mit Griffeln, schmalen Meißeln verschiedener Form und andern Werkzeugen in die noch weiche Wand recht tief eingestochen oder eingestempelt und dann, um zu besserer Wirkung zu gelangen, mit weißer Gips- oder Kalkmasse ausgefüllt wurden, deren Spuren auch heute noch erhalten sind.

Den ältesten nordischen Steingräbern, den Dolmen, eigentümlich sind nur dreierlei Gefäßformen, zuweilen in einem Grabe vereinigt: 1. der Trichterhalsbecher, 2. das Kragenfläschchen, das an einer Schnur getragen wurde, die unterhalb des Kragens um den Hals des Fläschchens geschlungen wurde, 3. die langhalsige, zweiösigte Flasche: alle drei Gefäßarten mit senkrecht gefurctem oder auch senkrecht geripptem Bauch und mit rundem Boden.

Am Ende der Dolmenzeit und beim Übergange in die Ganggrabepoche beginnt mit dem Ausströmen der Nordindogermanen nach Norddeutschland auch das Wandern dieser drei Gefäßformen. Und zwar gehen Trichterbecher und Kragenfläschchen fast überall dieselben Wege, wenn auch nicht stets Hand in Hand. Die zweiösigte Kugelflasche dagegen, die hartnäckig an dem runden Boden festhält, während die beiden anderen Gefäße zum flachen Boden fortschreiten, bleibt eigenwillig beiseite und schlägt später ihre besonderen Wege ein.

Trichterbecher und Kragenfläschchen finden wir neben vielen neu erfundenen Gefäßformen zunächst in den großen Steingräbern Nordwestdeutschlands und Hollands. Von Nordwestdeutschland aus wenden sich beide Gefäßformen südostwärts nach dem Harz und zur Saale und weiter nach Böhmen und Mähren, wo dann die Welle abgelaufen ist. Eine zweite Ausbreitungswelle dieser beiden Dolmengefäße geht von Schleswig-Holstein und Seeland nach den ostdeutschen Grenzprovinzen Westpreußen, Posen, Schlesien

und weiter nach Westgalizien und Südpolen. Ein typisches Beispiel für das Erscheinen dieser Gruppen bietet ein schlesisches Grab von Jordansmühl am Fuße des Zobtens, das neben anderen Gefäßarten Trichterbecher und Kragenfläschchen, sowie nordische Bernsteinperlen enthielt.

Die Karte der Verbreitung der Kragenfläschchen bietet ungefähr dasselbe Bild wie die Karte der Trichterbecher.

Inzwischen hatte sich die Kugelflasche in älterer Ganggrabzeit noch in Schleswig-Holstein aufgehalten und geht in mittlerer Ganggrabzeit nach der Uckermark und von hier nach Westen wie nach Osten. Der westliche Zug führt sie ins Havelland und die Elbe und Saale aufwärts bis nach Thüringen und Nordböhmen. Der etwas später einsetzende östliche Zug führt teils die Oder aufwärts nach Schlesiens, teils nach dem Weichselknie bei Thorn und um den Weichselstrom aufwärts bis nach Galizien und West- und Südrußland.

Eine von mir vor einem Jahrzehnt veröffentlichte Karte der drei nordindogermanischen Züge nach Polen und Südwestrußland¹⁾ zeigt durch Vollkreise an, wie die östlichen Kugelflaschen mit ihrer gesamten Begleitkultur von Ostgalizien durch die ganze Ukraine bis nach Kijew am Dnjepr sich ausbreiten. Diese Ausbreitungswelle stirbt nicht ab, sondern lebt bis ans Ende der Steinzeit weiter, wie eine letzte nordische Schicht, durch Kreuze bezeichnet, dartut.

Wie aber sieht es in der nordindogermanischen Heimat zur Ganggrabzeit aus, d. h. von etwa 3500 bis 2400 vor Chr.? Man kann in diesen rund 1000 Jahren 5 einander ablösende Stile der Gefäßkunst unterscheiden, die ich hier nicht genauer beschreiben, sondern nur 3. U. in Proben schildern kann.

Am Anfang steht der sog. „Große“ Stil, der wie stets bei solchen Entwicklungsreihen streng gegliederte, scharf gebrochene, herbe und edle Formen, dazu eine durchaus stilvolle, äußerst kräftig eingestempelte Verzierung aufweist, wie die herrliche, reich aber einfach verzierte Schale mit breiten Doppelhenkeln aus Hagebrogaard in Jütland zeigt; ähnlich die bereits mit kleinem Standboden versehene Abart der Kugelflasche aus Lönt im schleswigschen Kreise Hadersleben.

Bemerkenswert ist besonders eine aus dem südindogermanischen Kulturkreise Schlesiens, Böhmens und Ungarns schon lange bekannte, bei den Nordindogermanen aber erst neuerdings festgestellte schöne Gefäßart, die sog. „Fruchtschale“, flach und weitausladend auf hohem, hohlen Kegelfuß.

Den „Großen“ Stil folgt der sog. „schöne“ Stil; feiner als jener, aber weniger kräftig; die Formen nehmen ein wenig ab an Strenge und scharfer Trennung der einzelnen Teile des Gefäßes. Die Verzierung ist ebenso reich als abwechslungsreich. Eine diesem Stil angehörige Schale von Starpsalling

¹⁾ Mannus Bd. II (1910), Taf. X.

im nordjütischen Himmerlande ist vielleicht das schönste Gefäß aus der gesamten nordindogermanischen Steinzeit.

Gleichzeitig oder nur wenig jünger sind die Gefäße aus dem schon besprochenen Ganggrab des Denghoog auf Sylt, die dort nebst mehreren Feuersteinbeilen und Bernsteinperlen angeblich nur einer einzigen Leiche beigegeben gewesen sein sollen. Darunter befinden sich jüngere Trichterbecher, ein sog. Hängegefäß und eine schöne hohe Terrine.

Mehr dem Schluß der Ganggrabzeit nähern sich Schalengefäße, die zu fast schon ungliedertem Aufbau entartet sind: aus den Ösen sind einfache Wülste geworden, die zu Nasen und Augenbrauen umgebildet werden; unterhalb dieser Brauen werden gestrichelte Kreise eingesetzt, ein Muster, das früher schon für sich allein angewendet worden war, so daß nun eine Art Gesicht entsteht. Die Zierweisen haben eben auch schon alle stilvolle Verwendung eingebüßt.

Ebenso wie der Hauptstamm an der Ostsee schaffen nun auch die südwärts ausgesandten Abteilungen der Nordindogermanen in der Ganggrabzeit neue Stämme mit neuen Kulturen, also auch neuen Stilen der Keramik. Besonders ist das an der Mittelelbe, an Ostharz und Saale der Fall, später auch am Untermain, Mittel- und Oberrhein, wohin die Saalestämme auf dem Wege der Eisenbahn Halle=Frankfurt a. M., oder sagen wir weniger modern: auf der alten Dölkerstraße Leipzig=Frankfurt, andauernd vordringen.

Den ältesten dieser Mittel-Elbe-Stile kennzeichnen Gefäße mit scharfkantigen Bauchumbruch, scharf abgesetztem Hals und breiten bandförmigen Henkeln: stets wiederkehrend ist die Tasse und ein achtsösiges langhalsiges Gefäß mit besonders reicher Verzierung von Zickzackbändern in altem kräftigen Tiefstich.

Eine jüngere Erscheinung, also ein Sohn oder eher noch Enkel dieses Mittel-Elbe-Stils, ist ein Stil, der etwas südlicher als der vorige an Elbe und Saale zu Hause ist: der sogenannte Anhalter Stil. Vorherrschend sind auch in ihm mannigfache Tassenarten. Sie zeigen nur noch kantigen Bauchumbruch oder, noch ausgeglichener, eine nur leicht gewölbte Wandung. Die Verzierung ist selten noch in Stich ausgeführt oder gestempelt, sondern meist nur noch mit einem Feuerstein=Messer eingeschnitten. Merkwürdig ist hier eine Gefäßform, die einen großen und sehr hohen Pokal vorstellt, dem aber immer der Boden fehlt, während oft heilige Zeichen sein Äußeres bedecken, wie Kreuze in Form unseres Eisernen Kreuzes, konzentrische Sonnenkreise, Fahrradkreise, Doppelbögen und ähnliches. Die zahlreichen Schnurösen am Rande dieser vermeintlichen Pokale zeigen, daß sie mit einer Membrane, also einer dünnen Haut, überspannt gewesen sind und daß wir es mit einem beim Grabeskult verwendeten Musikinstrument, nämlich mit einer Handpauke, zu tun haben.

Wir befinden uns ja an der Saale im Urgebiet neudeutscher Musik,

wo die Geburtsstätten solcher Meister wie Bach, Händel, Karl Löwe, Robert Schumann, Richard Wagner liegen, bei Halle und Leipzig. Da kann es uns nicht wundernehmen, wenn aus eben diesem Gebiet noch ein zweites, viel bedeutsameres Musikinstrument der Steinzeit bezeugt ist, nämlich die Zither, wenigstens durch ihr Abbild. Unserem als Musikhistoriker so berühmten Mitgliede Oskar Fleischer, der ja auch aus Halle stammt, ist es gelungen, uns hierüber die Augen zu öffnen. In dem bekannten Steinplattengrave von Göhlitz bei Merseburg, an dessen Innenwänden — vielleicht nach dem Vorbilde damaliger Hausaus schmückung — kostbare, stilvolle Ziermuster und auch die Grabesmitgift des Beigesetzten eingeritzt und rot ausgemalt sind — es muß „ein Sänger und ein Held“ gewesen sein, denn auch die steinerne Streitart fehlt nicht als Beigabe wie als Malerei — da erkannte Fleischer das Bild der Zither und des Plektrons, mit dem die Saiten gerissen wurden!

Aber auch Ostelbien bietet neue Stile; so hat Brandenburg neben und nach dem schon behandelten Kugelflaschenstile einen solchen, der im Havellande wie in der Uckermark herrscht. Eine besonders reiche Auswahl der höchst reizvollen, meist kleineren, feintonigen, überaus sauber gearbeiteten und geschmackvoll verzierten, gelbfarbigen Gefäße dieses Stiles, der nach zwei ebenfalls mit solchen Gefäßen reich ausgestatteten Gräberfeldern der Burg-Mollenberger Stil genannt wird, bietet ein Gräberfeld von Buzow im Havellande. Da sieht man die verschiedenartigsten Tassen, steilwandige und doppeltegelförmige, dann ein- und zweihenflige Näpfe, teils kugelbauchig, teils doppeltegelförmig, und schließlich auch Hentelkrüge. Ihre Verzierung besteht lediglich aus Reihen mit dem gewellten Rande der Herzmuschel eingestochener Halbkreise und gestempelter Kreuze und wirkt trotz dieser Einfachheit keineswegs eintönig, sondern ist zierlich und gefällig.

Wir sahen schon, daß die nordwestdeutsche Steingräber-Bevölkerung einen kleinen Teil ihres Bevölkerungsüberschusses mit ihren Trichterbechern und Kragenfläschchen nach dem Ostharz und der Saale nebst Nordböhmen sandten. Weit größere Teile der Nordwestdeutschen gingen aber mit einer ganz anderen Auswahl von Gefäßen ihres Stils ebenfalls nach dem Ostharz und dem unteren Saale-Gebiet, mischten sich dort mit den Ausläufern der dort älter angesessenen südindogermanischen Bevölkerung und entwickelten nun einen ganz eigenartigen Gefäßstil, den Rössener Stil, genannt nach einem Sundorte Rössen a. d. Saale bei Merseburg. Diesen Stil will ich heute nicht näher behandeln. Dieser ganze Saalestamm wandert dann über Westthüringen und Hessen nach dem Mittelrhein, wo eine zweite, weit stärkere Mischung seiner noch immer überwiegend nordindogermanisch gearteten Bevölkerung mit Südindogermanen stattfindet. Die Frucht dieser Mischung sind wiederum fünf einander ablösende Stile der Keramik, von denen ich nur zwei erwähnen will.

Zunächst den ältesten derselben, den sog. Rössen=Niersteiner Stil; er wird hauptsächlich gekennzeichnet durch Bombengefäße mit stark eingekerkeltem Halse, daneben durch große Schalen mit Standring. Beide Gefäßformen sind von der Saale her mitgebracht. Die Verzierung besteht in schweren wagrechten Winkelbändern, deren Dreieckswidel mit wirren Strichbündeln gefüllt sind, oder in langgezogenen dreieckigen Franzen und Troddeln.

Und dann bringe ich noch einen Beleg für die mehrfachen aus dem Rössen=Niersteiner Stile entwickelten jüngeren Stile, ich meine den sogenannten Eberstädtter Stil. Die Gefäße dieser späten Stilart erhalten statt des früher üblichen Kugelbauches mit Schulterknick allmählich einen schärfer geknickten Umbruch des Bauches selbst unter Fortfall des Schulterknicks und gleichzeitig senken sich die vier früher am Schulterknick befindlichen Schnurösen auf diesen Bauchknick herab. Die Verzierung ist hier meist sehr reich im Tiefstich mit weißer Einlage ausgeführt, die wagrechten Bänder oft in der Technik des Doppelstiches, d. h. mittels eines zweispitzigen Stempels. Auch zeigt sich zuweilen bereits ein leiser Anfang des Girlanden=Motives, das in der Folge ungemein reich ausgebildet wird.

Es ist im Rahmen eines Vortrages unmöglich die Fülle weittragendster Ergebnisse auch nur in Kürze auszuführen, welche die Scheidung und die gegenseitige Vergleichung der steinzeitlichen Kulturgruppen und besonders des Inhalts ihrer Tongefäßkunst für die Erkenntnis vom Werden der europäischen Völker in ihrer körperlichen Zusammensetzung eingebracht hat.

Jetzt wird wohl jeder zugeben, daß man nicht zu weit geht, wenn man die Mannigfaltigkeit und Schönheit in Gestaltung und Verzierung dieser Gefäße preist. Wer das übertrieben findet, muß sich erst vergegenwärtigen, was anderwärts in Europa auf diesem Gebiete in dieser Zeit geleistet wird. Unsere Gefäße bekunden einen feinen Geschmack und eine so reiche Erfindungsgabe, daß auch ein kunstverwöhntes Auge unserer Tage mit Gefallen auf ihnen ruhen kann. Dabei zeigt sich nicht die geringste Abhängigkeit vom Auslande, nicht vom Orient noch auch von Süd= oder West=Europa, jenen Entente=ländern, die ja nach des einstigen italienischen Ministerpräsidenten Salandra dünnelhaft törichte Äußerung von 1915 ein Recht haben sollten, sich eines zweitausendjährigen Kulturvorsprunges uns gegenüber auch heute noch zu rühmen. Mit Stolz können wir dem entgegenhalten: Italien und Frankreich und ebenso England bieten in der ganzen jüngeren Steinzeit ein geradezu trauriges Bild oder Dürftigkeit und erstaunlicher Rückständigkeit gegen Nord= und Mittel=Europa und die gesamten Donauländer, wenn man ihre Hinterlassenschaft an Tongefäßen überschaut — soweit solche aus der Steinzeit dort überhaupt vorhanden sind, was in Italien und Frankreich nur äußerst spärlich der Fall ist.

Höher steht Portugal.

England jedoch bietet überhaupt gar nichts. Erst die ganz ans Ende der Steinzeit fallende früheste Welle mitteleuropäischer Umsiedelung vom Niederrhein und Holland her bringt England eine jüngere Abwandlung des schlanken geschweiften binnenjütländischen Bechers.

* * *

Betrachten wir nunmehr den wirtschaftlichen Höhepunkt der steinzeitlichen Nordindogermanen. Es ist noch gar nicht lange her, daß dieselben Germanen, die schon zu Beginn der Bronzezeit durch ihre Leistungen das ganze übrige Europa in Schatten stellten, für die cäsarische Zeit, also fast ein Jahrtausend nach Schluß der Bronzezeit, von manchen Gelehrten auf Grund falsch aufgefaßter römischer Nachrichten für Nomaden, also für Wanderhirten gehalten wurden, wie es heute noch die Turkmene Mittelasiens sind und in der Patriarchenzeit die Semiten waren. Ich lasse hier die zahlreichen Gründe beiseite, die auch, abgesehen von allen archäologischen Beweisen, die Unmöglichkeit der Anschauung von einem Kulturstand der frühgeschichtlichen Germanen dartun, der feste Wohnungen ausschließen würde.

Die vorgeschichtliche Archäologie zeigt indes, daß feste Dorfsiedlungen zum Teil mit starken Burg- und Festungsanlagen in Mitteleuropa bis weit in die jüngere Steinzeit, also sicher vier Jahrtausende vor Chr. hinaufreichen. Sowohl Fachwerk- wie Pfostenhäuser, bei Nordindogermanen meist von viereckigem, bei Südindogermanen meist von ovalem Grundriß, sind in diesen Dörfern der Steinzeit zahlreich bei uns nachgewiesen worden, sowohl in Norddeutschland (Trebus in Brandenburg, Noßwitz in Niederschlesien), als in Mittel- und Südwestdeutschland.

Als Beispiel diene der Grundriß nebst Längs- und Querschnitt des Fundaments eines Fachwerkhäuses der Steinzeit bei Heilbronn von 5:6 m Innenausdehnung. Es enthält links einen Küchenraum, der 1,20 m tief in den natürlichen Lößboden eingeschnitten ist, und rechts einen 40 cm höher gelegenen Schlafraum mit 2 Lehbänken. Beide Räume sind durch eine verputzte Flechtwerkwand geschieden und durch 3 Stufen verbunden. Der Küchenraum hat in der Mitte die 1 m tiefe Herdgrube, die mit großen Kochsteinen gefüllt ist, an dem einen Giebel eine gedeckte Kellergrube, am andern eine Abfallgrube neben der schrägen Eingangsrampe. Die Außenwände bestehen aus Reihen in den Boden getriebener Staketen, die sowohl außen als innen mit abwechselnden Lagen von Flechtwerk und Lehmputz verkleidet sind: der Verputz ist gelb getüncht und im Schlafraum noch mit einem Gries gelb, rot und weißer Zickzackstreifen ausgemalt. Als Wandstütze diente ein Rahmen aus stärkeren Rundhölzern, auf denen das Deckengebälk ruhte. Hier hing wohl ein Teil der zahlreichen Tongefäße, deren Scherbenmassen im Boden gefunden worden sind. Das

Haus ist, obwohl vor etwa fünf Jahrtausenden erbaut, ein deutlicher Vorläufer des zwei- bis dreigeteilten oberdeutschen Bauernhauses. Es gehört zur Kultur einer jüngeren Stufe des vorher erwähnten Rössener Stiles.

Unser Wort Wand, von „winden“ abgeleitet, erinnert noch an das Flechtwerk der Wände vorgeschichtlicher Häuser.

Gleichfalls aus Württemberg mögen Beispiele für das viereckige Pfostenhaus genannt werden. Zwei solcher Häuser wurden aufgedeckt auf dem Goldberg bei Neresheim unweit von Nördlingen. Ihr Grundriß zeigte beidemale je fünf Pfostenlöcher an den Längsseiten, je 3 Pfostenlöcher an den Giebelseiten. Leicht erkennbar sind stets die mit schwarzem Erdreich gefüllten großen Pfostenlöcher, während die einst dareingestellten Holzpfosten meist bis auf geringe Spuren vergangen sind. Auch Tür und Herd mit den Herdsteinen sind beidemale nachgewiesen worden.

In der Herdgrube brannte das Feuer. — Man hatte zweierlei Arten des Feueranmachens. Bei der einen, die nachweislich schon in der alten Steinzeit, während der Eiszeit, angewandt wurde, schlug man mit einem Feuerstein oder in Ermangelung des Feuersteins mit einem Quarzitsteine auf Schwefelkies und fing die dann abspringenden Funken mit einem Zunderschwamm auf: die Geräte hierfür finden sich oft an nordindogermanischen Wohnplätzen, wie in Gräbern, z. B. auch in dem schon mehrfach erwähnten Ganggrab im Denghooghügel auf Sylt.

Die andere Art des Feueranmachens, die vielleicht ebenso alt ist wie die erste, wenn sich dies auch nicht nachweisen läßt, bestand in heftigem Reiben zweier Hölzer gegeneinander oder besser noch in schnellem Bohren eines Stabes aus hartem Holz in eine Vertiefung eines andern weicheren Holzes. Die hierdurch entstandene Hitze ergab das Aufzucken von Funken, und das abgeriebene Holzmehl des Bohrlochs diente als Zunder. Für dies Verfahren kann es natürlich nur indirekte Zeugnisse geben.

Das Feuer galt als etwas Übernatürliches, Heiliges, als eine Gabe des Sonnengottes, deren Erscheinen wie eine Kulthandlung angesehen wurde. Auch den Abgeschiedenen, ja selbst den Götteridolen suchte man die lebensgebende Wärme des Feuers zu vermitteln.

In dem berühmten älterbronzezeitlichen Kivikgrabe an der südschwedischen Küste, also nicht zu weit von Trelleborg, zeigt eine der mit Darstellungen des Totendienstes bedeckten Steinplatten der Grabkammer verschiedene Aufzüge und oben die heilige Handlung der Feuerbohrung, die unter Begleitung kultischer Musik, ausgeführt mit Handpauke oder Schallinstrument und Luren, vor sich geht.

Die Bohrlöcher im Holz wurden nun an Granitsteinen nachgebildet, nur als heilige Zeichen für das Feuer.

Das ist die wahre Bedeutung der bisher stets mißverstandenen Schälchenreihen, die so häufig auf Einzelsteinen auftreten, wie an den Wänden der

Dolmen und Ganggräber, auch im Innern der Kammer, demnach ebenso alt sein müssen, wie diese Grabanlagen selbst.

Heiligen Zeichen begegnen wir ja in den letzten Abschnitten der jüngeren Steinzeit, wie wir bereits gesehen haben, öfter auf Steinplatten der Gräber und auf Tongefäßen, die aus Gräbern stammen. So finden sich auf einer berühmten Handpauke des Anhalter Stils die Sinnbilder von Sonne, Mond und den fünf alten Planeten, wie auch Oskar Gleischer festgestellt hat. Ein sehr oft auftretendes Sinnbild, sei es des Blitzes, sei es der weiblichen Fruchtbarkeit, ist das Beil: manche der ganz großen dünnwandigen Feuersteinbeile waren gewiß Kultbeile, ebenso manche der bewundernswert schön gearbeiteten durchlocherten Streitärte aus Felsgestein, besonders die doppelschneidigen. Beide Arten Ärte finden wir nämlich auch in Ton und in Bernstein ausgeführt. Das waren also sicher Heiligtumsgeräte. So eine Schafflochart des Glensburger Museums aus Bernstein ist $10\frac{1}{2}$ cm lang; ein mit feinem Grübchenornament beiderseitig verziertes Bernsteinbeil aus Sandomir in Südpolen, das vom Ostzuge der nordindogermanischen Bevölkerung des Kugelflaschenstils herrührt, hat sogar eine Länge von 16 cm.

Auch die aus der älteren Bronzezeit bekannten herrlichen spiralverzierten Bronzescheiben mit Goldbelag, die Abbilder der Sonne sind, haben schon ihre steinzeitlichen Vorläufer in Tonscheiben derselben Größe, wie jene Bronzescheiben. Eine von ihnen zeigt in der Mitte ein vierseitiges Rad, das in Herzmuschelornament ausgeführt ist. Umgeben ist dies Rad von einem Strahlenkranz, der durch glatt gelassene Dreiecke dargestellt wird, die durch kreuzschraffierte Flächen voneinander geschieden sind. Solche Tonscheiben, die nach der senkrechten Durchbohrung, die sie durchzieht, auf Stangen getragen wurden, sind öfters in Ganggräbern Schonens zutage gekommen.

Heilige Zeichen waren ursprünglich auch unsere Schriftzeichen, die ja aus der Bilderschrift entstanden sind. Aber Europa ging, anders als der Orient, schon ungemein früh von der Wortschrift zur Silben-, schließlich zur Lautschrift über. Dies scheint schon in der Dolmenzeit Portugals der Fall gewesen zu sein. Wie ein Sturm ging es daher zu Anfang dieses Jahres durch den Wald unserer Tagesblätter, als auch in Mitteleuropa ein steinzeitlicher Gefäßscherben mit Schriftzeichen durch eines der Mitglieder unserer Gesellschaft entdeckt wurde. Über diesen Punkt kann ich auf die Veröffentlichung von Moschkau verweisen¹⁾.

Doch kehren wir noch zurück zur Wirtschaftsfrage der Nordindogermanen.

Einem ähnlichen, aber noch schlimmeren Fehler als die Nomadentheorie es war, sind Vertreter der antiken Geschichte verfallen, wenn sie wiederum

¹⁾ Vgl. oben S. 205 ff.

auf Grund falsch aufgefaßter Nachrichten Cäsars und anderer antiker Schriftsteller, den Germanen vor ihrer Berührung mit den Römern jeglichen Betrieb des Ackerbaus absprechen. Wieder sollen es erst die Römer gewesen sein, die den Germanen zu dem Genuß eines Kulturgutes verholfen hätten, das gerade erst an der Eingangspforte zu jeder höheren Geittung steht. Namentlich der Bau der Gerste soll sich, nach einem zwar phantasiereichen, aber den Germanen recht übelwollenden Forscher, seit Cäsars Germanenkriegen aufs schnellste, fast wie ein Lauffeuer, zu allen Germanenstämmen hin verbreitet haben, und weshalb? Nicht weil sie nach Brot ein übergroßes Verlangen gehabt hätten, sondern weil sie hierdurch in die Lage kamen, ihr berühmtes Bier in ungemessenen Mengen zu bereiten und unaufhörlich sich zu berauschen. Ja, ja: dieser Forscher weiß es so genau wie der humorvolle Schefel: „Sie lagen auf Bärenhäuten und tranken immer noch eins“.

Nun, solche Vorstellungen von den alten Germanen erfreuen jedes Deutschen Herz in den Stunden, wenn er selbst an der Kommerstafel sitzt und dabei so seelenverwandt seinen ehrwürdigen Ahnen und doch wieder so herrlich überlegen sich vorkommt. Aber in ernster Wissenschaft haben solche fidele Kneipstimmungsgedanken wohl kaum ihren richtigen Platz.

Ernst gesprochen: dieser Forscher irrt sich um mehr als 4000 Jahre. Denn die deutsche Archäologie hat einen vielseitigen Getreidebau, und zwar von Gerste, Weizen und Hirse, schon für den Übergang von der Früh- zur Spätperiode der jüngeren Steinzeit, d. h. also für das 5. Jahrtausend vor Chr. hundertfach nachgewiesen.

Aber auch wer diese Ergebnisse kennt, meint dann doch meist: ja woher ist denn aber der steinzeitliche Getreidebau nach Europa gekommen? Doch nur aus dem Morgenlande, nach dem alten, so mißbrauchten Setischwort *Ex oriente lux*, aus dem Osten das Licht, das doch eigentlich nichts weiter bedeuten sollte, als die alte und immer neue Wahrheit, daß die Sonne im Osten aufgehe.

Betrachten wir einmal die Hirse näher, jenes altehrwürdige Korn, aus dem der Hirsebrei unserer lieben Kindermärchen bereitet worden ist.

Wir kennen im vorgeschichtlichen Europa seit der Steinzeit zwei Hirsearten: die deutsche Rispenhirse und die italienische Kolbenhirse.

Verzeichnet man auf einer Karte alle Funde vorgeschichtlicher Hirsereste in Europa, soweit sie nach mikroskopischer Untersuchung mit Sicherheit einer der beiden Arten zugeteilt werden können, so zeigt sich, daß die Donaulinie die Grenze ist zwischen nördlicher deutscher und südlicher italienischer Hirse. Weiter hat sich gezeigt, daß in der Schweiz zwar beide Arten nebeneinander erscheinen, die deutsche Hirse aber hier das ältere Heimatrecht besitzt, da sie schon in der Steinzeit vorkommt, die italienische dagegen erst seit der Bronzezeit.

Die neueste Pflanzenforschung neigt nun dazu, den Ursprung der italienischen Kolbenhirse im westlichen Mittelmeergebiete zu suchen, wohl

mit Recht. Die deutsche Rispenhirse dagegen soll bei Leibe nicht in Mitteleuropa, etwa im nördlichen Österreich oder in der Schweiz zuerst in Anbau genommen worden sein. Ein solcher Gedanke liegt unserer zünftigen Forschung ganz fern. Viel lieber erhofft man für eine unbestimmte Zukunft neue Fundorte im östlichen Rußland oder in Mittelasien. Natürlich kämen hier nur steinzeitliche Funde in Betracht. Solche aber in jenen Orientgegenden zu erwarten, wäre in den Augen des Archäologen eine recht wenig aussichtsvolle Sache.

Sie wissen ja, daß das Glück, während der Steinzeit eine hochstehende aderbautreibende Bevölkerung zu erhalten, dem europäischen Rußland nur in seinem westlichen und südwestlichen Gebiete zuteil wurde: in Polen und im Gesamtgebiet der Ukraine, wo zuerst Südindogermanen, später Nordindogermanen von Mitteleuropa her einrückten. Alles russische Land östlich und nördlich des von der norddeutschen Einwanderung betroffenen Gebietes war in der Steinzeit, wie auch noch später, nur ganz spärlich besiedelt und zwar von einer reinen Jäger- und Fischerbevölkerung, die keinen Ackerbau kannte. Wie sollte nun eine derart rückständige Bevölkerung die Vermittlerin eines solchen Kulturgutes, wie es eine Ackerbaupflanze darstellt, aus Asien her nach Mitteleuropa haben sein können? Das erscheint einfach eine Unmöglichkeit!

Um auf die Römer noch einmal ganz kurz zurückzukommen, so lehrt auch die Sprachwissenschaft, daß die germanischen Namen der Getreidearten uraltes, meist schon indogermanisches Sprachgut gewesen sind und daß kein einziger dieser Namen durch die Germanen von den Römern her entlehnt worden ist, weil eben die Römer den Germanen keine neuen Getreidearten zu bieten vermochten.

Wir müssen hier vielmehr den Spieß umdrehen und feststellen, daß Hafer und Roggen den Römern unbekannt waren und von ihnen erst aus dem Gebiete nördlich der Alpen entlehnt wurden, wo sie in Mitteleuropa bereits zur jüngeren Bronzezeit nachweisbar sind, also noch vor der Gründung Roms.

Ebenso liegen die Dinge auf dem technischen Gebiete des Ackerbaues. Kein indogermanisches Einzelvolk kann sich an Reichtum alter Bezeichnungen für Einzelheiten des Pflugbaues mit den Germanen messen. Alle diese Völker besaßen seit indogermanischer Urzeit, d. h. seit der jüngeren Steinzeit, den Hackenpflug: alte vorgeschichtliche Funde solcher Hackenpflüge kennen wir bis jetzt freilich nur aus dem nordindogermanischen Gebiete Norddeutschlands und Dänemarks. Eine Seltsame Zeichnung von der südschwedischen Westküste zeigt den von zwei Stieren mit mächtigen Hörnern gezogenen Hackenpflug, dessen Deichseloberende denselben Einsackhaken hat, wie ein wohl-erhaltener wahrscheinlich steinzeitlicher Pflug selbst. Der Pflüger hält die Geißel in der rechten Hand.

Der Hackenpflug' kratzt oder reißt die Furche nur auf. Die Germanen

kannten bei ihrer Berührung mit den Römern schon den weit vollkommeneren schweren Räderpflug, dessen breite, zweischneidige Schar den Acker nicht nur furcht, sondern die Scholle zugleich umwendet. Und ein solcher Pflug ist nur auf altbebautem Ackerboden anwendbar. Die Römer aber besaßen den Räderpflug damals noch nicht, wie wir durch Plinius wissen. Sie sehen, die wahre Wissenschaft kommt hier zu ganz anderen Ergebnissen, als die in Vorurteilen befangenen Meinungen unserer klassischen Geschichtsforscher.

Das Nackenjoch ist ein zwingender Bestandteil des Hafenpfluges mit Stiergespann, wenn es auch auf der bronzezeitlichen schwedischen Selsenzeichnung nicht ganz klar zu erkennen ist. Da treten steinzeitliche Funde beständig ein: aus der Schweiz wie aus Dänemark.

Wie aber stehts mit der Obstzucht? Da ist es eine wissenschaftlich anerkannte Meinung, alle edlen und zahmen Obstgarten verdanken die Germanen den Römern, sie selbst aber hätten, wie Tacitus sagt, als tägliche Kost neben frischem Wildpret und dicke Milch in erste Reihe wildwachsende Waldfrüchte gegessen, also Holzäpfel, Schlehen, Eichen, Bucheckern und dergl. Der vorzüglichste und tiefstbringende aller bisherigen Erklärer der Germania des Tacitus sagt dazu: „solche Nahrung werden unsere Vorfahren lieber ihren Schweinen überlassen haben“. Sie werden sich vielmehr an Milch und Käse, Brot und Haferbrei, Wildbret und Haustierfleisch, Hülsenfrüchte und Möhren, Rüben, Kürbis, Mohn und Lauch gehalten haben. So wie Tacitus konnte sich nur ein Südländer äußern, der unter Waldfrüchten vor allem auch die nahrhaften Feigen und Ekastanien des Südens verstand, und außerdem noch jemand, der wie Tacitus geradezu darauf ausging, bei den Germanen Zustände urzeitlich-idyllischer Einfachheit zu schildern, ohne je bei einem Germanen in Deutschland zu Tische gewesen zu sein.

Tatsache ist, daß schon die Nordindogermanen der Steinzeit, also spätestens des 3. Jahrtausends vor Chr., ihre Äpfel genossen haben, und zwar nicht bloß die kleinen Wildäpfel, sondern sie hatten schon eine größere Art gezogen. Das zeigen uns nicht bloß die Schweizer Pfahlbauten, sondern genau ebenso ein vor zehn Jahren entdeckter schwedischer Pfahlbau der Steinzeit, wo Proben beider Äpfelarten der kleinen, wie der großen, in gedörtem Zustande zutage kamen.

Und nicht anders steht es mit der Viehzucht, die ebenso wie der Ackerbau schon eine Errungenschaft der jüngeren Steinzeit war: Schaf, Ziege, Schwein, Rind, Pferd sind damals aus einheimischen Wildraffen gezähmt worden.

Vom edelsten der Haustiere, dem Pferde, wissen wir es jetzt aufs bestimmteste, daß es der vorderasiatischen Welt und ihrem Mittelpunkt Babylon solange unbekannt war, bis die aus Europa dorthin abgewanderten Ostindogermanen, die Arier oder Indoiraner, es dem Zweistromlande im 18. Jahrh. vor Chr. als Kulturgeschenk brachten, und von hier aus ist es später

erst westwärts weiter nach Ägypten und in die kretisch-mykenische Kulturwelt gelangt.

Nirgends in Europa aber findet sich das gezähmte Pferd früher und zahlreicher und nirgends auch sicherer als tatsächliches Haustier, nicht etwa bloß als erlegtes Wildpferd bezeugt, denn in Mitteleuropa und Südschweden: nämlich schon in der Steinzeit. Am Harz bei Halberstadt und in Nordböhmen bei Tschernosek a. d. Elbe sind Knebel einer Pferdetrense aus Hirschgeweih in steinzeitlichen Wohnstätten entdeckt worden. An der südschwedischen Küste nicht weit von Trelleborg hat man Reste eines Pferdeschädels gefunden, worin die abgebrochene Hälfte eines der herrlichen nordischen Feuersteindolche steckte, die wir alsbald kennen lernen werden. Und zwar befindet sich der Dolch gerade in der Mitte der Stirnnaht des Schädels, ohne die geringste Knochen splitterung bewirkt zu haben. Er ist also von kundiger Hand durch einen einzigen kunstgerechten Keulenschlag ins Hirn des Tieres getrieben worden, wobei er mitten durchbrach. Der eingedrungene Dolch hatte natürlich den sofortigen Tod des Tieres herbeigeführt. Dieses Pferd ist also nicht auf der Jagd erlegt worden — in Schweden hat es auch, anders als bei uns, Wildpferde nie gegeben —, sondern es ist als Haustier geschlachtet worden: es handelt sich also um ein urgermanisches Pferdeopfer aus der Steinzeit.

Abschließen möchte ich unsere heutige Betrachtung mit einer Schilderung der Waffen der Nordindogermanen. Was die Tongefäße angeht, so haben die Nordindogermanen wohl bei den Südindogermanen des gesamten Donaubeiets mit ihrer allerdings ganz anders gearteten Gefäßkunst einen ebenbürtigen Wettbewerber neben sich gehabt, nicht aber, wie wir gesehen haben, bei den Völkern in Süd- oder in Westeuropa, geschweige denn in Osteuropa.

Noch anders steht es mit den Steinwaffen Europas. Um hier künstlerische Erzeugnisse nicht nur vereinzelt, sondern als ganz gewöhnliche Erscheinung anzutreffen, müssen wir uns auf Nord- und Mitteleuropa beschränken, von letzterem aber noch das Donaubeiet südindogermanischer Herrschaftszeit ausschneiden. Denn nur die Nordindogermanen Scandinaviens und Norddeutschlands, noch vielmehr aber die nichtindogermanischen Binnen-Jütländer sind hier die schöpferischen „Künstler“ gewesen: so muß man diese Kunsthandwerker nennen, wenn man die liebende Sorgfalt und das feine Kunstgefühl erkennt und nachempfindet, mit dem hier die ständig abgeänderten, aber in bestimmten, fortlaufenden Richtungen entwickelten Formen der durchlochten Streitärzte aus Selsgestein, vielfach Prunkwaffen, hergestellt worden sind. Die eigentliche Heimat und der Mittelpunkt, von dem Erfindung und Fortbildung zuerst ausgegangen sind, ist auch hier wieder die jütländische Halbinsel von Kap Stagen bis nach Hamburg. Aber bald nehmen auch: einerseits Norddeutschland, westlich wie östlich der Elbe, sowie das östliche

Mitteldeutschland: Provinz und Königreich Sachsen nebst Schlesien, anderseits Südschweden selbständigen Anteil an diesem Schaffen.

Zwei Grundformen sind es, in denen alle späteren Gestaltungen der Schafstlochstreitärte aus Fels ihren Ursprung haben: die auf-, wie abwärts, nach rechts und nach links symmetrisch eingeschweifte doppelschneidige Streitart und ihre um ein geringes jüngere Schwester: die nur abwärts geschweifte jütländische Streitart. Beide fallen in die gesamte Periode der Ganggräber. Aber die doppelschneidige Streitart gehört ausschließlich zur Kultur der Nordindogermanen, erscheint also nur in den Ganggräbern und den zugehörigen Wohnplätzen, d. h. in Süd- und Westschweden, auf den dänischen Inseln, an Jütlands und Schleswig-Holsteins Ostküste, sowie in Rügen und Dorpommern. Selten kommt sie schon in Nordwestdeutschland vor. Diese Doppelart lebt zwar bis zum Ende der Steinzeit fort, ist aber recht wenig abwandlungsfähig; ihre Entwicklung besteht nur in der allmählichen Abflachung der Schweifung, wodurch sie an Schönheit immer mehr einbüßt.

Ganz anders bei den Binnen-Jütländern, den Nachkommen der alten Dobbertiner, die durch die Ellerbeck-Leute und mehr noch durch deren Söhne, die Nordindogermanen der Küsten und Inseln, teils eingeschlossen, teils nach Norwegen, Nordschweden und schließlich auch nach Ostfinnland abgedrängt wurden. Aus den abgedrängten Dobbertiner-Leuten wurden die Urfinnen, deren teils langköpfige, teils kurzköpfige hochgewachsene, blonde Nachkommen an der südwestnordwestischen Küste, in Finnland und im Waldgebiet sich besonders rein erhalten haben, weiter östlich aber von der osteuropäischen Langkopfrasse körperlich aufgesogen worden sind. Die so merkwürdig konservative finnische Sprache steht der indogermanischen Ursprache außerordentlich nahe, die Rasse der Urfinnen ebenso der Rasse der Urindogermanen.

Aber schon die nach Norwegen und Mittelschweden abgedrängten Dobbertiner ältester Zeit, d. h. der Zeit der Ellerbecker und der ältesten nordindogermanischen Dolmen zeigten wenig Fortschrittstrieb; sie besaßen nicht einmal die Tongefäßkunst, verwandten keinen Feuerstein zu ihren Geräten, sondern Felsgestein, das sie allerdings sehr geschickt bearbeiteten, und begruben ihre Toten nur in einzelnen Erdgräbern. Auch lernten sie nicht den Ackerbau und die Viehzucht.

Ebenso waren aber auch die eingeschlossenen Dobbertiner-Leute in Südschweden und Binnenjütland sehr konservativ; sie übernahmen zwar in der Dolmenzeit Teile der nordindogermanischen Küstenkultur, wie die volle Keramik, hielten aber am Einzelerdgrab fest, an der Ablehnung des großen Steingrabes und an der eingeschränkten Bearbeitung des Feuersteins. Und seit der Ganggrabzeit fühlen sie sich mehr denn zuvor wieder als eigenes Volk: sie schaffen sich eigene Keramik, eigenen Bernstein Schmuck, beides aber bleibt zurück hinter dem Schaffen der Nordindogermanen, besonders die

Keramik, wo in der Hauptsache nur eine einzige Form, der aus dem nordindogermanischen Trichterbecher entstandene binnenjütländische geschweifte Becher mit Schnurverzierung, zu nennen ist.

Es blüht indes bei ihnen die Herstellung von Waffen in Selsgestein, wie seit alters bei ihren nach dem hohen, arktischen Norden abgedrängten Brüdern. Daher die Vollkommenheit der jütländischen Streitart, die die Mutter der so vielen, ja man kann beinahe sagen: fast aller jüngeren Streitartformen in Dänemark, Skandinavien und Mitteleuropa wurde.

Die jütländischen Streitärzte sind gegenüber den auf der Ober- wie Unterseite vollkommen symmetrisch geschweiften doppelschneidigen Streitärzten der Nordindogermanen sofort kenntlich an den auf Ober- wie Unterseite abwärts gewölbten Enden, der Schneide wie des Nackens: die ältesten Formen haben noch deutlich eingewölbte Oberseite, ältere Formen wenigstens noch wagrechte Oberseite und rechteckigen Querschnitt am Schaftloch; die mittleren Formen dagegen bereits abwärts gewölbte Oberseite und linsenförmigen Querschnitt. Auf dieser Stufe, die den Namen „Bootart“ führt, erstreckt sich die Herrschaft der jütländischen Streitart außer auf Jütland, Schleswig-Holstein und die mecklenburgische-nordbrandenburgische Nachbargegend, ganz besonders auf einen Strich, der von Hamburg über Lüneburg und Salzwedel nach Braunschweig und dem Nordfuß des Westharzes sich erstreckt. Die noch späteren Entwicklungen der jütländischen Art laufen in die Entartungen der Ärzte mit seitlich stark zusammengedrückttem Nacken aus und endigen schließlich in die ganz entarteten einfachen Arbeitsärzte, die schon in den Übergang zur Bronzezeit fallen. So schön auch die alten jütländisch-schleswig-holsteinischen Formen der Streitart und auch die mittleren des norddeutschen Nachbargebiets sind, so erreichen sie doch nicht die Höhe der schwedischen Abwandlungen der jütländischen Bootart, die geradezu hochvollendete Kunstwerke sind und den Gipfelpunkt der gesamten Streitartschöpfungen bedeuten.

Nur auf eine etwas fremdartig anmutende Abart der jütländischen Streitart muß ich noch mit ein paar Worten eingehen: den Typus, der zylindrischen Nacken aufweist und dadurch für sich abseits steht. Seine Verbreitung geht von Jütland aus ungemein weit ostwärts. Während die sonstige Verbreitung der jütländischen Ärzte in älterer Zeit sich zwischen Holland und Rügen hält und erst in spätester Zeit die untere Oder etwas überschreitet, geht dieser Typus mit dem Ostzuge der Nordindogermanen ganz vereinzelt nach Osteuropa und bekommt dort ein breites Querband um das Schaftloch herum.

Vier solcher Ärzte haben sich soweit nach Südosten verloren, daß sie in Troja zum Vorschein gekommen sind, und zwar in der zweiten Ansiedlung dieser Burg. Ihr besonders schönes Aussehen verdanken sie lediglich dem Umstande, daß sie als Heiligtumsärzte aus Edelfstein hergestellt worden sind: eine der Ärzte ist aus Lapis Lazuli. Also soweit wurde am Ende des 3. Jahrtausends schon jütländischer Kultureinfluß, wenn auch nur mittelbar, getragen.

Ebenso hohe Bewunderung wie die Streitärte der Binnenjütländer verdienen die Kunstwerke in Feuerstein der Nordindogermanen, die denselben klassischen Adel der Form, wie jene Ärte, dabei aber vielleicht eine noch höhere, durch Jahrtausende lange Übung erreichte Stufe der Technik verraten. Ich wiederhole die schon besprochene Entwicklung des Feuersteinbeils: das spitznackige, dünnnackige, dicknackige und am Schluß, gegen die Bronzezeit, das breitschneidige Beil, letzteres mit breit ausladender Schneide und meist etwas eingeschwungenen Schmalseiten. Diese Entwicklung zeigt ebenso wie die der Tongefäße das der nordindogermanischen und dann auch ihrer Erbin, der germanischen Kultur, eigene feine Gefühl für das Gesetzmäßige in der Folge der Formänderungen, für das Gesetzmäßige der typologischen Entwicklung, wie der Sachausdruck heißt.

Ganz am Schluß der Steinzeit, gleichzeitig mit den jütländischen Feuersteinbeilen liegt nun die Periode der Feuerstein-Lanzenspitzen und Dolche, die stets nur behauen, nie zugeschliffen oder gar poliert wurden.

Das ist die Zeit völliger Ausgleichung und Verschmelzung der beiden Kulturen und der sie tragenden Stämme, nämlich der durch die zu reichlichen Südwanderungen gar zu sehr geschwächten Nordindogermanen einerseits, der Binnen-Jütländer anderseits: das Ergebnis dieser Mischung, die auch eine Sprachmischung ist, sind die Germanen. Hier liegt also der Ursprung der Germanen.

Ich hebe aus der großen Entwicklungsreihe dieser frühest germanischen Dolchformen nur vier Arten heraus:

1. Solche mit spitzem Unterende ohne eigentlichen Griff, die gewöhnlichste Form, bis über 44 cm lang werdend.
2. Solche mit breitem, im Durchschnitt quadratischen Griff, in Schweden am häufigsten,
3. solche mit schwerem, breitem rautenförmigem Griff,
4. endlich solche mit dreieckigem Griff, die späteste, kunstvollste Form, deren vollendetsten Stücke am häufigsten in Dänemark erscheinen.

Prachtstücke dieser Art erreichen in Dänemark eine Länge von 34 cm, in Schweden sogar von 38 cm, und eine Breite von 8 cm.

Griffdolche von solcher Feinheit, Schönheit und Größe der Ausführung, wie diese aus gewaltigen Feuersteinstollen in mühsamster Kleinarbeit ganz allmählich zurecht gemeißelten, zeugen von einem Luxus und einer Pracht in der Waffenausstattung, die einzig und unerreicht in der vorgeschichtlichen Welt der Steinzeit dasteht.

Ähnliches kann man von den überaus zierlichen, in eleganten Schwung des Umrisses gearbeiteten Pfeilspitzen aus Feuerstein der nämlichen Zeit sagen.

Ich bin am Ende.

Daß ich mit den Waffen und mit den ersten germanischen Waffen schließe, mag als Sinnbild unserer Zeit, als Sinnbild der Nöte und der Bedürfnisse unseres Volks gelten. Deutschland wird sich zu keiner neuen Kraft erheben, wenn es nicht einen neuen Heißhunger nach Macht gewinnt. Wie sagte doch Bismarck? „Alles für des Vaterlandes Wohl! Vaterlandes Wohl ist aber Vaterlandes Macht“. Neue Macht kommt aber keinem Wehrlosen und auch keinem Arbeitsmüden oder gar Trägen. Darum gilt es vor allem, ein neues Heer zu schaffen, in dem die alten Tugenden des ehemaligen deutschen Heeres wieder auferstehen, vor allem die alte Mannhaftigkeit und Heldengröße, die altgermanische *Wagdavecust*, das ist eben die in Göttergestalt verkörpert gedachte „Mannestugend im Kriege“, der germanische Offiziere in römischen Diensten am Niederrhein Altäre weihten, wie die römischen Soldaten der *Virtus*. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.“

Ich schließe mit einem bisher noch wenig in die Öffentlichkeit gebrungenen Ausspruch unseres Hindenburg. Im August 1915 besuchte ich ihn, der damals zu Löben in Masuren sein Hauptquartier hatte. Beim Bau der dortigen Festungsanlagen war man auf ein großes germanisches Gräberfeld des 2.—4. Jahrhunderts nach Chr. gestoßen, dessen Ausbeute jetzt im Hauptraume der Vaterländischen Gedenhalle der Feste Boyen aufgestellt ist. Hindenburg wollte wissen, was das für Leute gewesen wären, deren verbrannte Überreste das Urnenfeld an der Kullabrücke bei Löben enthielt, und bat mich, ihm darüber Vortrag zu halten. Das geschah. Die Ausgrabung dauerte über ein halbes Jahr und Hindenburg nahm sich die Zeit, alle 8—14 Tage einmal den Stand der Grabung, die unser Ausschußmitglied, der Landesgeologe Herr Dr. Heß von Wichdorff leitete, sich anzusehen, ja er hat damals sogar mein Buch über „Deutsche Vorgeschichte“ durchstudiert. Einer der wohlbedachten, schönen Aussprüche, die er dabei tat, lautete folgendermaßen: Beim Anblick hochstehender altgermanischer Kultur müssen wir uns aufs neue darüber klar werden, daß wir nur dann Deutsche bleiben können, wenn wir unser Schwert stets scharf und unsere Jugend stets wehrhaft zu erhalten wissen.

Anmerkung. Ich teile hier schon mit, daß ich im nächsten Hefte des „Mannus“ eine Anzahl Karten veröffentlichen werde, die für einige Punkte dieses Vortrages die wissenschaftlichen Unterlagen bringen. G. K.

Vorgeschichtliche Musiktheorie in Europa¹⁾.

Don Oskar Fleischer.

Mit Tafel VIII.

Das Allerweltsinstrument des Klaviers ist das beste Hilfsmittel zur Veranschaulichung der musiktheoretischen Grundlagen: man sieht sozusagen zugleich, was man hört. Seine Klaviatur ist die Verbildlichung der zum Teil recht verzwickten Tonverhältnisse, auf denen die europäische Musik beruht. Und zwar nicht nur seit kurzer Zeit von einigen Jahrhunderten, sondern — wie wir sogleich sehen werden — seit vorgeschichtlicher grauer Urzeit. Das Klavier selber ist erst vor Jahrhunderten erfunden, etwa im 14./15. Jahrh.; aber die Tonverhältnisse, die es anschaulich macht, scheinen nach menschengeschichtlicher Berechnung ewig.

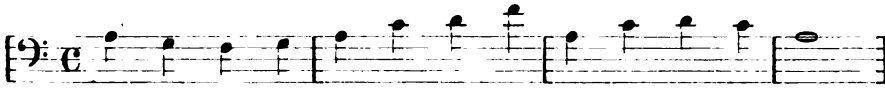
Schlägt man den Deckel eines Klaviers auf, so dreht uns wie Zähne im Kiefer eine doppelte Reihe von Tasten entgegen, die Unter- und die Ober-tasten. Aber die beiden Reihen sind nicht gleich; die obere enthält nur 5, die untere hingegen 7 Tasten innerhalb eines Oktavenumfanges. Sie stehen also im Verhältnis der Pentatonik zur Heptatonik oder Fünfstonleiter zur Siebentonleiter.

Offenbar sind hier zwei verschiedene Musiksysteme ineinander geschoben und auf diese Weise miteinander vereinigt.

Zwei Musikwelten stehen hier nebeneinander. Die Siebentonleiter ist siegreich in ganz Europa durchgedrungen, die Fünfstonleiter aber hat sich nur noch im entferntesten Winkel Europas in Spuren erhalten, nämlich in den alten keltischen Volksliedern Britanniens. Ursprünglich hat sie bei den Kelten durchaus vorgeherrscht; sie findet sich noch ziemlich rein durchgeführt in einem alten gälischen Tonstück des 10. Jahrhunderts, festgehalten in einer

¹⁾ Erweiterter Vortrag gehalten bei der 6. deutschen Tagung für Vorgeschichte zu Berlin am 10. April 1920.

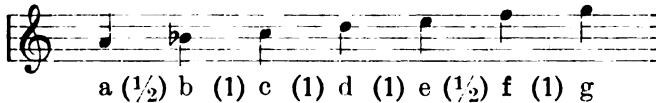
besonderen Buchstaben-Notation, die ich entziffern konnte und die folgende pentatonische Melodie ergibt ¹⁾:



Hier kommen nur die Töne $f g a - e d - f'$ zur Verwendung, und fast ebenso im Verlauf des ganzen Stückes. Tippt man auf den Obertasten des Klavieres umher, so erhält man ungefähr den melodischen Charakter solch einer alten keltischen Tonweise.

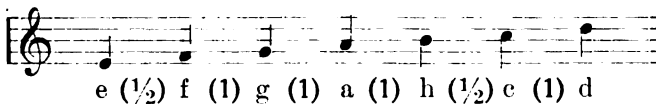
Auch in den deutschen Volksmelodien ist die keltische Pentatonik nicht gänzlich untergegangen, sondern spurenhaf noch nachweisbar, wie ich einmal bei anderer Gelegenheit zeigen kann. Sonst aber bedienen sich unsere Volkslieder der Siebentonleiter durchweg.

Wir benützen zur Aufzeichnung unsrer Musik die Noten auf Linien, die sich allerdings erst seit dem 11. Jahrhundert ganz allmählich aus den linienlosen stenographieartigen Zeichen der Neumenschriften entwickelt haben. Neben ihnen gebrauchen wir, besonders für theoretische Zwecke, die Tonbuchstaben $a b c d e f g$ (groß, klein, ein-, zwei- usw. gestrichen), die seit dem 10. Jahrhundert auch im praktischen Musikgebrauche auftauchen.



$a (\frac{1}{2}) b (1) c (1) d (1) e (\frac{1}{2}) f (1) g$

Das ist die alte griechische Tonleiter, die die Hellenen als die dorische durch das ganze Altertum hindurch ihre Nationaltonart nannten und rühmten. Wollen wir sie ohne Einmischung von Obertasten auf den Untertasten darstellen, so müssen wir sie, um das b zu beseitigen, auf eine Quinte höher bzw. eine Quarte tiefer versetzen (transponieren), also:



$e (\frac{1}{2}) f (1) g (1) a (1) h (\frac{1}{2}) c (1) d$

Die Heptatonik ist den Griechen seit den ältesten Zeiten bekannt, und ihre ganze sich darauf aufbauende Musiktheorie ist vom Abendlande im Laufe des Mittelalters übernommen worden und noch heute im Gebrauch.

Wie nun unsre Tonleiter sieben Töne hat, so hat auch unsre Woche 7 Wochentage, und schon im Mittelalter wurden diese ebenfalls mit den 7 ersten Buchstaben des lateinischen Alphabetes bezeichnet, nämlich Sonntag mit a (als „Sonntagsbuchstabe“ gewöhnlich rot gemalt), Montag mit b , Dienstag mit c , usw. Die 7 Buchstaben konnten also ebensowohl Töne als

¹⁾ Vierteljahrschr. f. Musikwissenschaft VI, S. 427.

Wochentage bezeichnen. Die Namen der Wochentage sind aber anscheinend entlehnt denen der alten Planeten, deren man, mit Einschluß von Sonne und Mond, im Altertume sieben kannte, außer den beiden genannten noch Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur. Denn das gesamte lateinische Mittelalter benannte die Wochentage folgendermaßen:

1. Sonntag: Dies Solis, span. dia solar, engl. Sunday, holländ. Zondag.
Sonst Domenica, Dimanche, Tag des Herrn genannt.
2. Montag: D. Lunae, span. Lunes, ital. Lunedì, franz. Lundi, engl. Monday,
holländ. Maandag.
3. Dienstag: D. Martis, span. Martes, ital. Martedì, franz. Mardi.
4. Mittwoch: D. Mercurii, span. Miércoles, ital. Mercoledì, franz. Mercredi.
5. Donnerstag: D. Jovis, span. Jueves, ital. Giovedì, franz. Jeudi.
6. Freitag: D. Veneris, span. Viernes, ital. Venerdì, franz. Vendredi.
7. Sonnabend: D. Saturni, in den romanischen Sprachen aber nur Sabado,
Sabbato, Samedi; dagegen engl. Saturday, holländ. Zaturdag.

Die Übereinstimmung sämtlicher romanischen Sprachen bei dieser Namengebung mit der lateinischen macht es gewiß, daß sie alle auf eine römische Quelle, nämlich eine astronomische, zurückgehen, während die slawischen Sprachen auf einen andern Ursprung hinweisen. Denn hier heißt z. B. der Dienstag böhm. uterý d. i. „der zweite“, poln. wtorek d. i. wtory „der zweite“, russ. wtorek; Mittwoch ist der Mitteltag, böhm. středa, poln. środa, russ. sreda; Donnerstag heißt böhm. čtortek von čtvrty „der vierte“, poln. czwartek, russ. tschetwertt; Freitag böhm. pątek von paty „der fünfte“, poln. piątek, russ. pjatinza. Auch hier herrscht vollständige sprachliche Übereinstimmung, und zwar ist der erste Wochentag bei den Slawen der Montag, bei den Romanen der Sonntag.

Die Griechen, von denen die slawische Kultur abhängt, benennen ihre Wochentage auch mit Zahlen, nur vom Sonntage, dem Tage des Herrn (*κυριακή*) als dem ersten an, und bezeichnen die folgenden Tage einfach mit Zahlen *δευτέρα* (Montag), *τρίτη, τετάρτη, πέμπτη*.

Die Benennung der Wochentage nach den Planeten ist mithin westeuropäisch, die nach Zahlen osteuropäisch. Sonach gibt es denn drei Parallelreihen: 7 Töne, 7 Tage der Woche und 7 Planeten, nach welchen die Tage bei den Westeuropäern benannt sind.

Nun ist die Reihenfolge der Planeten durch ihre Stellung am Himmel eine ganz fest bestimmte. Schon im Altertum hat man sie so festgestellt, wie sie noch heute bei den Astronomen als unverrückbar anerkannt ist, nur daß man vor Kopernikus die Erde nicht für einen Planeten, sondern für den Mittelpunkt des ganzen Sternsystems hielt, um den sich vielmehr auch die Sonne als Planet drehte. An Stelle der Erde stand also früher die Sonne. Die Reihe war: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond.

Die astronomisch gegebene Planetenreihe ward von den Gelehrten des Altertumes gleichgesetzt der Siebentonleiter, und zwar offenbar schon im frühen Altertum. Denn Plato erzählt uns in seiner Republik (10. Buch 617), daß auf jedem der sieben Planeten eine Sirene sitze und einen Ton der Stala hören lasse; ihr Gesang ergäbe zusammen eine einzige zusammenstimmende Harmonie. Näher führt das Cicero in seinem Traum Scipios aus und erklärt, daß die Planetenbahnen sieben durch die Intervalle verschiedene Töne hervorbringen, „eine Zahl, welche der Knotenpunkt fast aller Dinge ist“ und dies hätten gelehrte Männer auf Saiteninstrumenten und in Gefängen nachgeahmt, wodurch sie sich die Einklehr zum himmlischen Aufenthalte geöffnet hätten. Freilich seien die Ohren der Menschen durch das Anhören dieses Klanges abgestumpft, wie jenes Volk an den Katarakten des Nils wegen der Stärke des Getöses des Gehörsinnes ermangle. Denn durch die rasend schnelle Umdrehung des ganzen Weltalls entstehe ein so starker Schall, daß ihn die Ohren des Menschen nicht zu fassen vermöchten, gleichwie man die Sonne nicht gerade ansehen könne, weil die Strahlen für unser Auge zu stark sind.

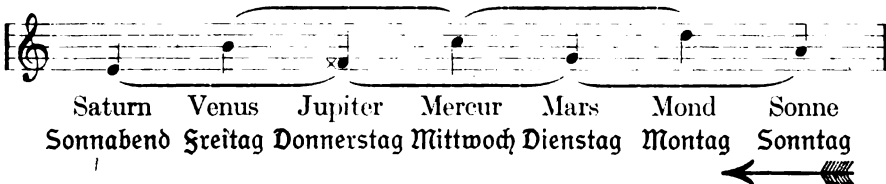
Das ist die berühmte Sphärenmusik oder Harmonie der Alten, von der uns außer Plato und Cicero noch Plutarch, Ptolemäus, Plinius d. Ä., Censorinus, und im Mittelalter Macrobius, Boethius, Martianus Capella, Aurelianus Reomensis berichtet haben. Aber noch in neuer Zeit zeigen sich Musiker und Astronomen, Dichter und Philosophen im Banne dieser uralten Anschauung und es sind nicht die schlechtesten, wie Joh. Kepler, P. Merseune, Athan. Kircher, Shafespeare und schließlich, ein glühender Verehrer davon, der Philosoph Schelling.

So sehen wir denn bei Nikomach u. a. Musikschriftstellern des Altertums folgende Parallele in der damaligen sehr genauen Tonschrift aufgezeichnet:



Es ist die oben erwähnte nationalgriechische altdorische Tonleiter und dieselbe, wie gezeigt, als diejenige, auf der unser Tonsystem als Grundlage aufbaut.

Wenn man nun zu dieser Planetenreihe die entsprechenden Wochentagsnamen schreiben würde, so ergäbe sich eine ganz verwirrte Reihenfolge der Wochentage, nämlich Sonnabend, Donnerstag, Dienstag usw. Ordnet man aber vielmehr umgekehrt die Planeten nach der jetzt noch geltenden Wochentagsfolge, so zeigt sich die höchst überraschende Tatsache, daß dabei die entsprechenden Töne den Quintenzirkel ergeben (von hinten nach vorn gelesen):



Hier ist freilich zwischen Venus und Jupiter nicht wie sonst bei den übrigen, eine reine Quinte (2:3), sondern die unreine, verminderte Quinte (oder Tritonus 5:7). Das gibt zu einem Bedenken Veranlassung.

Daß wir nämlich heutzutage mit dem Sonntag unsre Woche beginnen, ist ganz unverständlich, denn nach der Bibel mußte doch der Ruhetag die Reihe von Arbeitstagen beschließen, anstatt daß wir die Woche gleich mit Nachtstun beginnen. Hier scheint im Christentum, wie auch sonst, der jüdische Einfluß gewirkt zu haben; denn im Judentume ist in der Tat der Sonnabend der wahre Ausruhetag, der letzte Tag in der Woche. Mithin mußte der Christ den Sonntag als ersten Wochentag ansehen.

Solche übrigens recht überflüssige Rücksicht hatten natürlich die alten Germanen nicht zu nehmen; und in der Tat scheinen sie ihre Woche mit einem anderen Tage, dem Freitag, begonnen, also mit dem Donnerstage als Ruhetag beschlossen zu haben. Denn am Donnerstage durfte noch bis vor kurzem und vielleicht heute noch in vielen Gegenden Deutschlands keinerlei schwere Arbeit getan werden, wie Holzhauen, Mistfahren, Spinnrockendrehen; nur Opfer bringen durfte man, es war der richtige Feiertag.

Beginnen wir also das obige System mit dem Freitag statt mit dem Sonntag, so ist jede Schwierigkeit beseitigt und der reine Quintenzirkel

h e a d g c f
Freit. Sonnab. Sonnt. Mont. Dienst. Mittw. Donnerst.

hergestellt. Das ist nach klassischer Anschauung: wir haben an die Stelle des alten Himmelsgottes Saturn-Kronos den späteren Himmelsgott Jupiter-Zeus gesetzt, wie das ja auch in der antiken Mythologie geschehen ist.

Es ergibt sich, wie man sieht, daß unsre Wochentagsreihe entsteht, sobald man die dazu gehörigen Töne nach der Quintenfolge anordnet.

Das ist kein Zufall, sondern das Ergebnis eines geschichtlichen Entwicklungsvorganges.

Allgemein wird nämlich das Gesetz der Sphärenharmonie auf Pythagoras als seinen Erfinder zurückgeführt. Er selbst hat uns kein Wort seiner vielen tiefeinschneidenden und wie ein Heiligtum verehrten und weiter ausgebauten Lehren schriftlich hinterlassen. Dafür wurden sie aber von Mund zu Mund um so eifriger weiter verbreitet, bis endlich die ganze europäische Kulturwelt davon voll war und sich, wie gesagt, von Plato bis Schelling von ihnen geistig beherrschen ließ.

Betreffs seiner Sphärenmusik wird uns nun von Pythagoras Schülern berichtet, daß er den Abstand der Himmelskörper voneinander im Verhältnis von 1:3 oder im Verhältnis der Duodezime festgestellt habe, so daß sich für die Planeten die Reihe ergab

27 : 81 : 243 : 729 : 2187 : 6561 : 19683
Mond Mercur Venus Sonne Mars Jupiter Saturn

Zählt man auch hier den fünften ab, so erhält man ebenfalls unsere Wochentagsreihe: Mond, Mars, Mercur, Jupiter, Venus, Saturn, Sonne.

Wie kommt man aber gerade auf die Quintenordnung der Töne schon in so altersgrauer Zeit? Dieses Rätsel ist zwar noch nicht gelöst, doch läßt sich seine Lösung erraten, wenn man die vielen alten Saiteninstrumente heranzieht, bei denen die Saiten in Quinten gestimmt sind, wie im Mittelalter die Diolen, die deutsche Zither, noch heute die bairische Zither, wie auch ferner die sämtlichen Streichinstrumente noch jetzt, z. B. die Violine in *g d a e* usw. Der Quintenzirkel spielt überhaupt in der Musikentwicklung Deutschlands die allergrößte Rolle, und man braucht nur das sog. Hukbaldsche Quintenorganum und die Musiktheorien der für das Mittelalter so wichtigen *Musica enchiriadis* in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, um einzusehen, welche große Bedeutung der Quintenzirkel für die Entwicklung der abendländischen Musik gehabt hat.

Daß in der Tat dem Pythagoras ein Saiteninstrument bei seiner Sphärenmusik vorlag oder vorschwebte, ist bezeugt. Die ganze griechische Musiktheorie baut überhaupt auf einem solchen auf, nennt infolgedessen die Töne nicht *τόνοι*, sondern „Saiten“, *χορδαί*. Den Pythagoreern ist daher der ganze Kosmos ein Saiteninstrument, die *cithara* oder *lyra* und *cymbalum mundi*. Die Stimmung aber, die Pythagoras den Saiten seiner *Kithara*, als des Gebrauchs-Musikinstrumentes, nach allgemeiner antiker Annahme gegeben haben soll, besteht aus zwei ineinander geschobenen Quinten

e h
a e

und wurde zur unverrückbaren Richtschnur für das gesamte antike und mittelalterliche Tonssystem.

Jener pythagoreische Quintenzirkel, nach welchem die Planeten einer vom andern um eine Quinte absteigen sollen, entspricht nun den astronomischen Tatsachen in keiner Weise. In der Wirklichkeit verhält sich die Sache ganz anders. Nimmt man nämlich für die mittlere Entfernung des Merkur von der Sonne 4 an, so erhält man vielmehr für die der Venus 7, der Erde (antif Sonne) 10, des Mars 16, des Jupiter 52 und des Saturn 100. Es ist eine gewisse Harmonie tatsächlich vorhanden, denn diese Zahlen ergeben die Reihe: 4; $4 + 1 \times 3$, $4 + 2 \times 3$, $4 + 4 \times 3$, $4 + 16 \times 3$, $4 + 32 \times 3$. Aber das ist doch von der pythagoreischen sterilen Formel 1:3 oder 2:3, für alle Planetenabstände ohne Ausnahme, himmelweit entfernt. Die pythagoreische Sphärenharmonie ist eine Fiktion, gegründet auf einer unklaren Ahnung des wirklichen Sachverhaltes und in eine musikalische Formel gebracht.

Das beweist auf das Klarste, daß nicht die natürliche, wirkliche Ordnung der Planeten am Himmel bei der Festsetzung der Reihenfolge der römischen Wochentagsnamen maßgebend gewesen ist, sondern ein nicht-astronomischer,

musikalischer Faktor: die Quintenfolge und die sich daraus ergebende diatonische Tonleiter. Mit hin ist unsere heutige Wochentags-Anordnung die ursprüngliche, nicht aber die astronomische Reihenfolge der Planeten- bzw. römischen Götter-Namen.

Das entspricht auch sonst den Tatsachen.

In allen einschlägigen Büchern findet man freilich die Behauptung, daß unsere deutschen Wochentagsnamen einfache Übertragungen der lateinischen Benennungen wären. Die Namen Sonntag und Montag blieben, sagt man, wie im lateinischen. Statt Mars wurde der Gott, dem eine Friesische Legion in Britannien als dem Mars Thingsus einen Altar errichtete, bzw. der urgermanische Gott Tiw, Ziu oder Eor (Eo, Aer) eingesetzt, wodurch Dies- oder Tiestag, holländ. Dingsdag, unser Dienstag, das schwäbische Ziestag, engl. Tuesday (bayrisch Eritac, Erchttag) entstand. Für Merkur trat Wodan ein, daher niederdeutsch Wodenes-, Godenstag (Guten-, Gauns-, Guns-tag), friesisch Woensdach, Goensdag, engl. Wednesday, holländ. Woensdag; dem Jupiter tonans entsprach der germanische Gewittergott Thonar, daher Donares Tac, Donrestag, engl. Thursday, holländ. Donderdag; der Venus natürlich die Göttin Freia, Fria, weshalb ihr Tag Frie-, Fritac, Vri-, Fria-dag heißt. Schließlich ward der Saturn, dem man keinen germanischen Gott zur Seite stellen konnte — obgleich Logi der Unheilvolle ihm doch sehr nahestände — als altfries. Saterdei, engl. Saturday, holländ. Zaturdag beibehalten.

Aber ganz so einfach scheint die Sache doch nicht vor sich gegangen zu sein. Denn die germanischen Wochentagsnamen tauchen schon in frühester germanisch-literarischer Zeit auf, die Entlehnung müßte also bereits in heidnischer Zeit vorgenommen worden sein. Andererseits aber kommen sie bei den Römern erst mit dem Christentum zum Vorschein und wurden unter Konstantin dem Großen gesetzlich eingeführt¹⁾. Bis dahin treten Wochentagsnamen überhaupt weder bei den Griechen noch den Römern auf, denn der Ausdruck bei Tibull und Tertullian Saturni (bei letzterem neben Solis) dies kann doch nun und nimmer etwa als vollgültiger Beweis für ihr Dasein gelten? Geschweige denn, daß die Wochentagsnamen eine selbständige griechische oder römische Erfindung wären. Hätten die Römer schon Namen für ihre Wochentage gehabt, so hätte sich Jul. Caesar schwerlich der ersten 8 Buchstaben A—H zu ihrer Bezeichnung bedient, statt jener, wie aus dem Monumentum Hemerologii Augusti erhellt²⁾. Aber die Römer kannten ja nicht einmal den festen Begriff „Woche“; dieser ist vielmehr urgermanisch³⁾.

¹⁾ Ideler, Handbuch der Chronologie II, 178.

²⁾ Scaliger, de Emendat. Temp. IV. p. 217. — Kalender-Fragmente in Ovid-Ausgabe, Bas. 1568, S. 351 ff.

³⁾ Althochdeutsch wëcha, altsächsl. wikâ, altfries. wike, angelsächsl. wice, altnord. vika, got. vikô, gemeinermanisch also wikôn, nur bei den Germanen vorhanden.

Ebenso wissen wir nichts von derartiger Namengebung bei den orientalischen Völkern, Chaldäern, Juden, Ägyptern. Woher das Christentum sie bekommen hat, läßt sich zur Zeit nur vermuten, vielleicht bezog es sie von Angehörigen der germanischen Legion, die nachweislich zur Zeit Christi in Jerusalem stationiert war, vielleicht auch von den Arianern. Denn mit der umgekehrten Annahme hat es eine eigne Bewandnis, wie hier zu zeigen.

Wie man nämlich neben der Siebentonleiter eine Fünfstonleiter hat, so scheinen die alten Germanen auch eine Fünferwoche gegenüber der Siebenerwoche gehabt zu haben. Sicher wenigstens die Germanen in Deutschland.

Denn geht man die Namen sprachlich durch, so ergibt sich, daß derjenige für Mittwoch keine oberdeutsche Entsprechung für das lateinische Mercurii dies hat, wir sagen doch allgemein Mittwoch, trotz der Niederländer und Engländer. Ganz ebenso fehlt gerade für Saturni dies die germanische Übertragung, denn wir nennen ihn, ebenfalls wieder trotz Holländern und Engländern, Sonnabend oder Samstag. Das ist auch kein Wunder. Denn Wodan ist zwar ein ursprünglicher germanischer Gott, aber bei den Deutschen trat er hinter dem Gotte Donar zurück, und Logi, der dem Saturn noch am ehesten entsprechen könnte, gehört der nordischen Mythologie an. Aber auch im Nordischen fallen Mittwoch und Sonnabend aus der Reihe, denn in Island heißt der Mittwoch Mitviku-dagr und in allen nordischen Sprachen der Sonnabend „Badetag“ (altnord. Laugardagr, schwed. Lördag, dänisch Löverdag). Die Sache scheint also im System zu liegen. Das gleiche zeigt sich bei den Sinnen, die die germanischen Wochentagsnamen schon vor den Zeiten der Lautverschiebung angenommen haben müssen. Denn ihre Namen sunnu-tai, maanan-tai, tiis-tai, tuors-tai, perjan-tai sind nicht nur die germanischen (auch tai Tag und viikko Woche sind es), sondern perjan Freia weist auch einen Lautbestand auf wie das sanskritische prija die Gattin, Geliebte (Freia als Wodans Gattin bei den Langobarden), was also auf Entlehnung in der Zeit vor etwa dem 4. vorchristl. Jahrh. hinweist. Hier heißt nun auch der Mittwoch keski-viikko (Mitte der Woche) und der Sonnabend lauvan-tai (Badetag?), weil man eben nur 5 germanische Götternamen vorfand¹⁾.

Da nun Merkur = Mittwoch und Saturn = Sonnabend fehlen, so bleiben für die Woche nur fünf Tage übrig:

Sonntag	Montag	Dienstag	(Merkur)	Donnerstag	Freitag	(Saturn)
Sonne	Mond	Tius	—	Donar	Freia	—

und es stehen sich eine Fünferwoche und eine Siebenerwoche gegenüber genau so, wie in der Musik eine Fünfer- und eine Siebener-Tonleiter und wie in der alten Astronomie eine Fünfer- und Siebener-Reihe von Planeten.

Da aber die Zeit keine Sprünge macht, also auch keinen weggelassenen Tag kennt, so bedeutet das nichts anderes, als daß die Tage der Fünferwoche

¹⁾ Weiteres darüber s. m. Aufsatz im Memnon a. a. O.

länger waren, als die der Siebenerwoche, nämlich jeder um $\frac{2}{5}$ Tag, und die Wochentage der Siebenerwoche verhalten sich zu den 5ern so:

Den.	(Sat.)	Sonne	Mond	Mars	(Merf.)	Jup.
.
Freya	Sonne	Mond	Tius	Donar		

Freya fällt ganz auf Venus, ebenso Mond auf Mond, Donar auf Jupiter, Sonne größeren Theils auf Sonne, ebenso Tius auf Mars. Solglich fallen Merkur und Saturn weg. Umgekehrt ist das Gleiche.

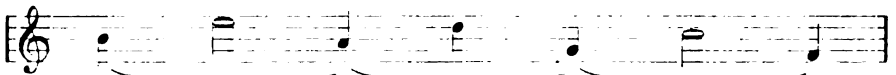
Für die Sünferwoche haben wir auch noch andere Zeugnisse. Auf Gesichtsdäsen vom Niederrhein, dem alten Belgien, und aus Jütland finden sich nämlich die 7 Wochen-Gottheiten so dargestellt, daß 5 männliche und 2 weibliche Götterköpfe vorhanden sind und zwar in der Reihenfolge:

	Mann	Mann	Mann	(Weib)	Mann,
also wie die Tonleiter:	Ganzton	Ganzton	Ganzton	(Halbton)	Ganzton
3. B.:	f	g	a	—	c
		Mann	(Weib)		
		Ganzton	(Halbton)		
		d	—		

Es entspricht also die Bilderreihe der keltischen Pentatonik, woraus man schon ihre gemischte keltisch-germanische Herkunft erraten könnte, wenn sie nicht ohnehin feststände¹⁾. Das ist, wie man sieht, eine vortreffliche Illustration des eben Gesagten.

Noch andre Gründe für die Annahme einer frühgermanischen Sünferreihe sind die, daß im skandinavischen Rechte die fünfnächtige Frist (man rechnete nicht nach Tagen, sondern nach Nächten) durchaus gebräuchlich war, faemt oder fimt genannt. Die Bayern nannten und nennen noch den fünften Tag der Woche, also den Donnerstag, meist Pfinztag.

Dieser Pfinz- oder Donnerstag war aber, wie ich schon oben ausführte, der germanische Ruhetag, und als solcher der Wochenschlußtag, als „fünfter“ folglich der Abschluß einer Sünferwoche:



Freitag (Sonnabend)	Sonntag	Montag	Dienstag (Mittwoch)	Donnerstag
1	2	3	4	5

Hiermit beweist die Musik, daß die Sünferwoche mit der Pentatonik eng verqu coastet ist, denn die Töne ergeben in diatonischer Reihenfolge die Lücken-

¹⁾ G. Kossinna, Mannus II. 202 ff.

hafte Tonleiter (rückwärts gelesen) f g a h — d. Das ist zwar nicht die keltische Pentatonik f g a — c d, sondern eine etwas andere, denn in der keltischen steht c für h. Aber es handelt sich hier ja auch gar nicht um eine keltische Grundlage, sondern um eine germanische, wenn auch, wie die soeben erwähnten Gesichtswaßen, von Kelten beeinflusste oder übernommene.

In der Zeitschrift für Kunst und Kulturgeschichte des alten Orients Memnon (herausgegeben von Freiherr v. Lichtenberg, Bd. VII) habe ich in einem Aufsatz „Eine astronomisch-musikalische Zeichen-Schrift in neolithischer Zeit“, auf den ich hier überhaupt verweisen muß, nachgewiesen, daß die Fünferwoche sogar schon in neolithischer Zeit ihre schriftlichen Zeichen in Deutschland gefunden hat und etwa tausend Jahre später beide in Babylon auftauchen. Ein Zusammenhang zwischen Babylon und Germanien wird auch durch manche andre Erscheinungen nahe gelegt, wie schon H. Windler, Delitzsch u. a. sagen¹⁾. Jedenfalls ist hier wie dort der nämliche Vorgang festgestellt: Der Übergang von einer ursprünglichen Fünfer- zu einer Siebenerwoche. Die Frage wie und wann das geschah, ist noch offen. Aber ich kann sie hier wenigstens teilweise beantworten.

Man hat für die Einteilung der Monate in Wochen, für die natürlich der Mond maßgebend ist, zweierlei Rechnung gehabt, nach dem synodischen oder nach dem siderischen Monat. Wenn man den Mond in seinen vier Phasen (Neumond, zunehmender, Vollmond, abnehmender Mond) beobachtet, so stellt man sehr bald fest, daß sich die gleichen Mondviertel in etwa $29\frac{1}{2}$ Tagen wiederholen. Dies ist der synodische Monat. Das wiederholt sich in einem Sonnenjahr von $365\frac{1}{4}$ Tagen zwölf mal, wobei freilich noch $11\frac{1}{4}$ Tage übrig bleiben.

Um trotzdem einen Ausgleich des Mond- mit dem Sonnenjahre herbeizuführen, griff man zu dem Gewaltmittel, einfach rechnerisch, ohne große Rücksicht auf den natürlichen Vorgang, sozusagen nur arithmetisch das ganze Jahr in 52 gleiche Wochen zu je 7 Tagen zu zerlegen (ohne damit freilich zu einem Aufgehen des Exempels zu kommen). Damit ist unsere heutige Siebenerwoche gegeben.

Wie das zugegangen ist, wird uns sogleich der römische Kalender zeigen, der sich siegreich im Laufe des Mittelalters mit Hilfe des Christentums in ganz Europa und darüber hinaus festgesetzt hat.

Weit mehr schließt sich an die natürlichen Vorgänge am Himmel die siderische Monatsrechnung an. Man gelangte zu ihr dadurch, daß man feststellte, daß nach $27\frac{1}{3}$ Tagen der Mond sich genau in der gleichen Stellung

¹⁾ Die heftige Leugnung einer Fünferwoche in Babylonien durch Ed. Meyer (Gesch. d. Altert. II. S. 330) ist schon im Hinblick auf Diodor v. Sic. 2,30 verkehrt. Denn hier wird sehr ausführliche und klare Mitteilung davon gemacht.

zu den Fixsternen am Himmel wieder befindet, als vorher. Hier hat der Monat also 27 Tage und es war damit eine Untereinteilung in 3×9 Tage ohne weiteres gegeben. Innerhalb des Sonnenjahres wiederholt sich der Vorgang 13 mal, das Sonnenjahr hat hier also 13 Monate, der Monat drei Wochen, die Woche 9 Tage. Das gab die Grundlage für den germanischen Kalender ab. Auf ihn komme ich alsbald zurück.

* * *

Im **römischen Kalender** weisen die Nonen und auch die Einrichtung der Nundinae auf die Neunerwoche als Zusammenfassung zweier harmonischer Fünferwochen hin¹⁾. Der Hinweis ist nur schüchtern, denn sonst beruht der römische Kalender völlig auf dem Pythagoreischen Quintenzirkel und ist geradezu eine praktische Betätigung von diesem. Wenn man nämlich von den Kalenden als dem ersten Monatstage ausgeht und nur diejenige Zahl der Tage vor den Nonen und Kalenden berücksichtigt, die allen Monaten eigen sind und nicht fehlen dürfen, so trifft man nach 1 Quinte zuerst auf die Nonen als 5. Tag, sodann nach 2 weiteren Quinten oder 1 None auf die Iden, und schließlich nach 4 Quinten oder 2 Nonen auf die Kalenden des nächsten Monats, so daß man von den Kalenden bis wieder zu den Kalenden einen Zirkel von 7 Quinten durchläuft, gemäß den 7 Planeten:

ante Nonas	Pri- die	ante Idus	Pri- die	ante Kalendas				Pri- die
Kalendae. 4. 3. 2. Nonae. 8. 7. 6. 5. 4. 3. 2. Idus. 16. 15. 14. 13. 12. 11. 10. 9. 8. 7. 6. 5. 4. 3. 2. Kalendae.								
<hr/>								
hypo- thetisch:	Saturn	Jupiter	Mars	Sonne	Denus	Mercur	Mond	

Jeder Monat des römischen Kalendariums folgte ursprünglich genau demselben Schema. Der Monat hat dabei 28 Tage, das Jahr 13 Monate, im ganzen macht das 364 Tage im Jahre.

Diese Feststellung auf Grund des römischen Kalenders selber ist verlässlicher, als alles was uns die römischen Schriftsteller von Fulvius Nobilior an bis auf Martianus Capella darüber zu berichten wissen; denn bei ihnen ist der Widersprüche kein Ende und ein klares Bild über die ursprüngliche Einrichtung überhaupt nicht zu gewinnen.

Die ältesten Namen der Monate bestätigen offenbar die Richtigkeit meiner Auffassungsweise. Denn hier ist die Planetenreihe sicher in Anwendung gebracht. Janus (der Gott des Januar) ist der alte Kronos oder Saturn, dem im Februar höchstwahrscheinlich sein Sohn, der Jupiter, folgte. Dann kommt dessen Sohn, der Mars (März), darauf der April als der Monat der

¹⁾ Die Römer nahmen übrigens 9 Tage nach Geburt eines Knaben die Lustration vor, sie hatten 9 Pontifices usw.

ihm zugesellten Venus (nach Plutarch u. a.), sodann der Mai als der des Mercur (nach Plutarch, Maja war Mutter des Mercur) und schließlich der mensis Junonius (Juni) als Monat der alten Mondgöttin Juno. Die übrigen Monate sind Zählmonate (Quintilis, Sertilis, September bis Dezember). So ergibt sich die Reihenfolge: Saturn, (Jupiter), Mars, Venus, Mercur, Mond. Es fehlt nur die Sonne, um die uns nun hinlänglich bekannte Siebenerreihe der Planeten zu vervollständigen.

Nun berichten uns Livius (1, 18) und Plutarch (Numa 18), daß man die Einrichtung des römischen Kalenders schon von alters her dem Einflusse des Pythagoras zugeschrieben habe. Denn Numa Pompilius, ein Schüler des Samiers Pythagoras, habe den von Romulus übernommenen Kalender verbessert, indem er (weil der Mond keinen vollen Monat von 30 Tagen gibt, sein Jahr also gegen ein volles Sonnenjahr im Rückstande von mehreren Tagen bleibt) Schaltmonate einschob, „so daß jedesmal nach 24 Jahren die Tage wieder auf eben dem Punkte der Sonnenbahn, von dem sie ausgegangen waren, mit dem Ablaufe der sämtlichen Jahre zutreffen mußten“. Plutarch macht nähere Angaben: Unter Romulus Regierung waren die Monate sehr unrichtig und verworren, denn man bekümmerte sich nicht um den Unterschied zwischen dem Laufe der Sonne und des Mondes. Das ist richtig, denn die Wochen und Monate greifen ineinander über, sie sind wenig deutlich, und 28tägige Monate sind weder siderisch noch synodisch, sondern rein rechnerisch gefundene. Aber sie hatten immerhin das Gute, daß sie mit ihren 364 Tagen im Jahre dem Sonnenjahr näher kamen, als alle anderen Rechnungen. Es fehlte nur $1\frac{1}{4}$ Tag im Jahre, wie noch heute.

Nach Plutarch nahm Numa den synodischen Monat von $29\frac{1}{2}$ Tagen, das Jahr mit 12 Monaten = 354 Tage an, wobei sich wegen des Unterschiedes zum Sonnenjahr von $11(\frac{1}{4})$ Tagen ein Schaltmonat von $22(\frac{1}{2})$ Tagen, der sog. Mercedinus oder Mercedonius nötig machte. „Aber diese Verbesserung“, fügt Plutarch hinzu, „war so beschaffen, daß sie in der Folge einer noch größeren Verbesserung bedurfte.“ Natürlich, denn dadurch wurde nutzlos das Quintensystem des Kalendariums zerstört. Nur der Februar behielt wunderlicherweise seine 28 Tage und damit seine alte Ordnung bei. Die anderen 11 Monate mußten sich in die übrigbleibenden Tage teilen, wobei die größten Ungleichheiten eintraten. Denn im römischen Kalender, der damals geschaffen wurde, haben die Monate bald 28, bald 29, bald 30, bald 31 Tage, und trotzdem ging es ohne Schaltmonate und Wiederausstellungen nicht ab. So ist es bis heute geblieben. Dieser römische Kalender, und mithin auch unser aus ihm entstandener ist nichts, als ein recht unglückliches Kompromiß zwischen dem synodischen Mondjahr und dem Sonnenjahr, das damals, angeblich von Numa Pompilius, eingegangen worden ist, zerfahren und willkürlich.

Es erhellt aber aus dem allen ohne weiteres, daß das Quinten-Kalen-

darium der ältesten Römer nicht von Pythagoras herrühren kann, sondern erheblich älter ist als er. Er hat es nur übernommen und die Fünfzahl auch auf die 5 Elemente, 5 regulären Körper, 5 Arten der Lebewesen usw. übertragen. Vom Orient kann er das nicht bezogen haben, denn da ist zu seiner Zeit nirgends etwas, auch in Babylon nicht mehr, davon zu spüren (man müßte denn etwa China heranziehen wollen, wo allerdings die Fünfzahl durchaus konstitutiv ist). Dieser Erweis scheint mir sehr wesentlich.

Mit Recht zweifelt schon Livius an der direkten oder indirekten Miturheberschaft des Pythagoras, weil er über hundert Jahre später als Numa gelebt habe, „unten an Italiens Küste, etwa zu Metapont, Heraklea und Kroton unter Zufluß von jungen lehrbegierigen Zuhörern“. Plutarch hält jedoch die Entstehung dieser Sage für leicht erklärlich, weil die Pythagoreer ihre Lehre nie schriftlich aufgesetzt, sondern sie nur durch mündlichen Unterricht dem Gedächtnis eingepreßt hätten. Wie Numa seine Schriften mit sich begraben ließ, so hielten die Pythagoreer es für gottlos, die erhabenen verwickelten und geheimen Probleme aus Geometrie usw. etwa einem Unwürdigen zu offenbaren. Das erinnert an die Praxis der alten gallischen Druiden, von der uns Cäsar (B. G. 6, 14) eingehend berichtet.

Eine alte Sage, eine der vielen, die sich um die allmählich mythisch gewordene Persönlichkeit des Pythagoras herumlegten, berichtet, daß einst ein überaus weiser Mann aus fernem Nordlande, der hyperboreische Sonnenpriester Abaris, zu ihm gekommen sei. Ihn habe Pythagoras „ohne jede Prüfungszeit, Belehrung und Reinigung irgendwelcher Art mit seinen geheimsten Lehren bekannt gemacht und mit ihm vieles über die Natur und über die Götter verhandelt“. So berichtet Jamblichus¹⁾. Freilich scheint dieser Abaris denn doch erheblich älter zu sein, da er den Trojanern das Palladium verfertigt haben soll²⁾. Das stimmt ja auch zu unseren Ausführungen.

Abaris soll nach freilich unverbürgter Sage ein Gotthe gewesen sein, ein Sohn des Zeuthas, und dazu paßt auch sein Name, denn gothisch Ahrs heißt „der Starke, Heftige“. Die Schnelligkeit, mit der er sich vermöge eines, ihm vom Apollo geschenkten, goldenen Pfeiles überallhin versetzen konnte, die Nachricht, daß er ohne Speise gelebt habe und viele andere Legenden machen ihn erst recht zu einer mythischen Person. Er ist nur als Personifikation einer geschichtlichen Tatsache aufzufassen, und diese kann keine andere sein als die, daß ein Weistum aus dem Norden zu den südlichen Völkern kam, das sich die Welt im Fluge wie ein Pfeil eroberte. Sein Pfeil ↑ ist das schriftliche Symbol dieses Weistums, die Königs- oder Sieg-Rune des Gottes Tyr oder Tius, dessen Name denn auch in den Kalendern mehrerer alter Völker wiederkehrt. Denn bei den Makedoniern findet sich der Monatsname Dios (neben

¹⁾ De vita Pythagorae c. 19.

²⁾ Jul. Firmicus, De errore Profan. Religionum.

Apellaios und Hyperberetaios, die an das *Ἀπελλουνη* = Apollini der sizilischen Mamertiner-Inschrift und an die Hyperboreaioi erinnern), bei den Armeniern der Monatsname Thir (Thir-meh, Thir-Monat) und sogar bei den Äthiopiern der Monat Tyr (neben Syne), wobei darauf hingewiesen sei, daß die Rune Tyr neben anderen Runenformen sich auf Felszeichnungen in Oberägypten wiederfindet. Morgan (Recherches sur les origines de l'Égypte 1897. S. 163) bringt folgende Abbildung¹⁾:



wie denn auf diesen Felsbildern Runenzeichen öfter zu sehen sind. Auch in kretischen Inschriften kommt das Tyr-Zeichen häufig vor.

Hält man dies alles zusammen mit der Wichtigkeit, die das Tyr-Zeichen in dem sogleich zu besprechenden Runen-Kalender als Wochenanfangszeichen hat, bedenkt man ferner, daß das Zeichen des Pfeils vom Altertum bis auf heute das astronomische Zeichen des Mars ist, der ursprünglich eine chthonische Gottheit des Natursegens war und später der Kriegsgott geworden ist, — so kann man kaum anders als zugestehen, daß wir es hier mit den Spuren einer vorgeschichtlichen Wanderung der urgermanischen Zeitrechnung zu tun haben.

Dafür scheint mir auch das Wort *Kalendae*, von dem ja auch unser „Kalender“ herkommen soll, zu sprechen. Es tritt freilich im Althochdeutschen wie im Altsächsischen *kalend* (mhd. *Kalender*, *kalendenaere*) als Lehnwort auf. Aber auffällig ist, daß es das einzige lateinische Wort ist, worin der Buchstabe *K* verwendet wird. In frühesten Zeiten schrieb man zwar *K* ebenso oft als *C* (beide syllabisch als *ka* und *ce* z. B. in *Krtago* = *Kartago*, *kput* = *caput*, *crus* = *cerus*, *cnus* = *venus*), aber geblieben ist *K* nur einzig und allein bei *Kalendae*, sonst ist dieser Buchstabe im Lateinischen gänzlich überflüssig. Das ist doch recht auffällig, denn dadurch erscheint das Wort als ein unorganisches, fremdes. Abgeleitet hat man es vom lat. *calare* rufen, griech. *καλεῖν* zur Beratung zusammenerufen, laden, weil an den Kalenden jedes Monates das Volk auf dem Kapitol zusammengerufen ward, um aus dem Munde der Priester zu erfahren, wieviel Tage der nächste Monat zähle, welche Feste zu feiern, an welchen Tagen Markt abgehalten würde usw. Daß diese Ladung durch den Klang von Blasinstrumenten geschah, läßt sich wohl annehmen, da man auch im Griechischen *τὸν σαλπυγκτὴν καλεῖν* „Alarm blasen“ sagte.

¹⁾ S. Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur 1912. S. 152 u. 148.

Nun besitzt die germanische Sprache das Wortthema *kāla*, worauf einerseits zurückgeht althochd. *halōn*, *holōn* „rufen, herbeiholen, einladen“ (was sich im Altsächsl., Altfries., Angelsächsl. wiederfindet, aber auch vom Französl., Span. und Portugies. übernommen worden ist), anderseits ahd. *hellan* ertönen, unser „hellen“, mhd. *hal* Schall, *hall*, sowie auch *halla* die Halle (altfranz. *halle* bedeckter Marktplatz, ital. *alla* Versammlungsort zu öffentlichen Angelegenheiten). Diese drei Begriffe „herbeirufen“, „hellen, ertönen, schallen“ und „Halle“ geben ein so plastisches Bild (durch den Schall eines Instrumentes zur Versammlungshalle herbeirufen), daß man aus inneren Gründen annehmen muß, es sei das lateinische Wort nur eine Abblaffung des germanischen.

Dazu kommt noch, daß der Name des ersten Monats des Kalenders, Januar, urverwandt zu sein scheint mit dem deutschen Worte *der jän*, das zwar erst im Mittelhochdeutschen schriftlich bezeugt, aber noch heute in vielen Mundarten ganz gebräuchlich und volkstümlich ist. Die Reime haben ihren *jän* (der *rime jän*), d. h. ihre fortlaufende, festbestimmte Reihenfolge, die Dögel jeder sein *sundern jän*, seine festgesetzte Melodie, die Feldarbeiter müssen beim Mähen den *jän*, ihre gerade Linie, halten, die Bäume werden *jänig*, der Reihe nach, abgehauen, der Weinberg in *jäne* abgeteilt und *jänweise* gedüngt. So würde man sinngemäß auch vom Kalender-Jän reden können, und Schade bringt das Wort mit dem römischen Janus, dem Himmelspfortner (*janua*), der den Reigen, den Jän der Monate von Anfang an begann, gewiß mit Recht zusammen. Daß das Wort uralte ist, beweist das Sanskritwort *jānam* Gang, Lauf von *jā* gehen.

Alles in allem dürfte also wohl Ursprung und Anregung zum Römischen Kalender von den Germanen ausgegangen sein. Den geschichtlichen Weg des grundlegenden Einflusses des germanischen Nordens auf die Kultur der sog. klassischen Südvölker vermag ich nachzuweisen.

* * *

Die Zahl Neun spielt in der germanischen Mythologie bekanntlich eine gewaltige Rolle und auch die Gruppe 3×9 kommt oft genug vor. Noch in den heutigen Gebräuchen zeigen sich von der maßgebenden Bedeutung der Neun mannigfache Spuren, wenn wir z. B. von einem Neunmal-Klugen reden, oder neunerlei Kräuter noch heute im Aberglauben des Volkes neben dem Monde eine besondere Rolle spielen, oder unser Kegelspiel sich um „alle Neune“ dreht, oder man in Sachsen bei einer besonderen Torheit einen ärgerlich anfährt: „Du bist wohl 99 mal nicht gescheit“. 99 Schneider wiegen bekanntlich hundert Pfund im Kinderliede usw. Interessant ist hier auch, daß die alten Kalenderleute von 9 Mondhäusern sprechen.

Die Neunerwoche ist, wie uns die Runentalender alsbald belehren werden, bei den Germanen ebenfalls in Gebrauch gewesen, so daß wir nun eine 5, 7 und 9er Woche hätten. Die Siebenerwoche ist vermutlich von allen dreien zuletzt aufgetaucht und vielleicht erst mit dem Christentum durchgeführt worden, wenn auch die Wochentags-Namen urgermanisch sind, und zwar ursprünglich nur fünf an der Zahl. Bleibt folglich übrig, ob wir uns für das frühere germanische Altertum für die Fünfer- oder die Neunerwoche entscheiden können. Doch die Entscheidung in diesem Zwiste ist nicht so gar schwer, als es auf den ersten Blick aussieht.

Wenn wir nämlich die Fünferwoche, wofür auch alles spricht, als die ursprüngliche annehmen, so ergibt sich die Neunerwoche durch eine einfache harmonische Multiplikation von selbst, indem man das oben besprochene Prinzip des Quintenzirkels anwendet.:

$$\begin{array}{r} 1 \ 2 \ 3 \ 4 \ 5^{\text{te}} \ \text{halb} \\ \qquad \qquad \qquad \frac{1}{2} \ 2 \ 3 \ 4 \ 5 \\ \hline = 1 \ 2 \ 3 \ 4 \ 5 \ 6 \ 7 \ 8 \ 9 \end{array}$$

Die Neunerwoche ist also nur eine Verdopplung der Fünferwoche. Die dadurch entstehende Teilung der Neunerwoche in zwei Hälften hat aber ihren sehr guten Zweck; denn dadurch wird der Ausgleich des siderischen Mondjahres mit dem Sonnenjahr so erleichtert, wie bei keinem bekannten System sonst. Denn hier enthält das Jahr von 365 Tagen 81 harmonische Fünferwochen, während volle Wochen beim Jahresluß bei unserer heutigen Rechnung bekanntlich gar nicht zu erreichen sind.

Die Griechen hatten vielleicht zuerst die Neunerwoche. Dafür spricht die starke Verwendung der Neunzahl auch in ihrer Mythologie. So hatte ferner die Leier des Orpheus, also das älteste griechische Musikinstrument neun Saiten, und Pythagoras legte seiner Sphärenharmonie nicht nur die 7 Planeten, sondern auch noch die Erde und eine (eigens erfundene) Gegenerde, also 9 Himmelskörper zugrunde, die sich um ein „Zentralfeuer“ bewegen.

Der Quintenzirkel auf den Kalender übertragen, mußte aber zu einer gewichtigen Erkenntnis führen, denn wenn man den Zirkel immer weiter durchführte, so mußte man zu der Einsicht kommen, daß alles was über die siebente Stufe hinausgeht nicht neue Töne, sondern nur Wiederholung der alten ergibt. Ja wenn man bei der siebenten Quinte angelangt ist, kommt man überhaupt nicht mehr mit den Grundtönen aus, sondern muß zu deren Erhöhungen oder Erniedrigungen (\sharp und \flat) greifen, also von der Diatonik zur Chromatik übergehen. Die Griechen haben diesen bedeutsamen Schritt schon früher gemacht, die Deutschen aber lassen in ihrer Volksmusik noch heute nichts oder wenig davon erkennen. Je ein Kreuz- oder ein \flat ist das höchste, was in einer deutschen Volksmelodie (natürlich von Transpositionen abgesehen) vorkommt. Das sind insgesamt 9 Töne.

Genau so ist es im Kalender. Das zeigte uns schon der römische. Hier führte der fortgesetzte Quintenzirkel zu einem Monat von 7 harmonischen Sünferwochen, freilich ohne daß dabei wirklich eine richtige, für sich geschlossene Woche zustande gekommen wäre, während, wie wir sehen werden, die germanische Neunerwoche ein festes Gebilde in sich ist. Daß wenigstens die Nordgermanen die Siebenerwoche schon sehr früh gefannt haben, zeigt ihre Mythologie deutlich genug, wie aus folgender Zusammenstellung hervorgeht. Hier folgt immer ein Gott dem anderen oder verfolgt ihn, genau wie die von ihnen vertretenen Tage.

Freitag: Freya besitzt einen prächtigen Brust- und Halschmuck, das Brisingamen, „das wie Feuer funkelnde Kleinod“ (die Tageshelle), das sie auch dem Thor (Gott des vorhergehenden Donnerstags) zu seiner Fahrt nach Riesenheim einst ließ.

Sonnabend: Loki raubt der Freya allabendlich diesen ihren Goldschmuck.

Sonntag: Heimdall erobert ihn von Loki im Kampfe zurück. Heimdall („Weltglanz“) ist der Gott des Lichtes und Wächter des Himmels (die Sonne).

Montag: der Mondwolf (Fenrir) verfolgt die Sonne, um sie zu verschlingen.

Dienstag: Tyr folgt dem Mondwolfe, versucht ihn zu fesseln, wobei er eine Hand einbüßt, und schafft ihn in die Unterwelt.

Mittwoch: Wodan folgt als sächsischer und später auch nordischer Hauptgott (Odhin) dem Tyr-Things, den er verdrängt hat.

Donnerstag: der mächtigste Gott (potentissimus deorum bei Adam v. Bremen IV. 26) und am meisten verehrt (mest tignadr) ist Donar = Thor, der allgermanische Hauptgott, sein Tag der heilige und Ruhetag. Nach späterer nordischer Auffassung ist er Odhins Sohn.

Als nun die Siebenerwoche eindrang (wann, kann ich nicht sagen), wich ihr die alte Neunerwoche natürlich nicht mit einem Schlage, und so gingen beide vielleicht recht lange Zeiten nebeneinander her. Und bei dieser Doppelrechnung ergibt sich nun wieder eine merkwürdige Tatsache, die unsre obigen Ausführungen wohl besser als alles andere in das Licht der Wahrheit rückt. Es fällt dann natürlich der erste Tag jeder Neunerwoche auf einen anderen Tag der Siebenerwoche, und die Reihenfolge dieser Wochenersten ergibt eben jene Planetenordnung, die bei Pythagoras und dem griechischen Altertum auch für die Musik maßgebend war.

Es bleibt sich gleich, mit welchem Tage wir anfangen, der Kalender bindet sich ja auch nicht an einen bestimmten Tag. Ich beginne aber mit dem Monde, um einen Vergleich mit der pythagoreischen Sphärenmusik zu erleichtern.

I 9täg. Woche:	1	2	3	4	5	6	7	8	9
(7täg. Woche):	Mond	Mars	Merc.	Jup.	Den.	Sat.	Sonne	Mond	Mars
II 9täg. Woche:	Merc.	Jup.	Den.	Sat.	Sonne	Mond	Mars	Merc.	Jup.
III " "	Den.	Sat.	Sonne	Mond	Mars	Merc.	Jup.	Den.	Sat.
IV " "	Sonne	Mond	Mars	Merc.	Jup.	Den.	Sat.	Sonne	Mond
V " "	Mars	Merc.	Jup.	Den.	Sat.	Sonne	Mond	Mars	Merc.
VI " "	Jup.	Den.	Sat.	Sonne	Mond	Mars	Merc.	Jup.	Den.
VII " "	Sat.	Sonne	Mond	Mars	Merc.	Jup.	Den.	Sat.	Sonne

Nach diesen 7 neuntägigen (= 9 siebentägigen) Wochen beginnt der Kreislauf von vorn. Fünf solcher vollständigen Neuner-Zyklen machen 315 Tage, es fehlen dann noch 50 Tage oder 5 Neuner-Wochen und 5 Tage am Sonnenjahr. Also 5 Runden + 5 Wochen + 5 Tage (sint) machen ein Sonnenjahr. Die Symmetrie kann nicht überboten werden.

Die Siebenerwoche wenigstens bringt sie nicht zu wege. Hier machen 9 Siebener-Wochen + 7 Wochen + 1 Tag ein volles Sonnenjahr. Es mag bemerkt werden, daß zu Ende eines Zyklus sowohl von 9 Siebener-Wochen, als auch von 7 Neuner-Wochen das Wochen- mit dem Monats-Ende zusammenfällt und dadurch die Runde geschlossen wird.

Stellen wir nun die ersten Tage der Wochen des obigen Zyklus zusammen, so ergibt sich die Reihenfolge der Planeten: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn, d. h. eben jene Reihenfolge, die wir bei den alten Griechen seit Pythagoras festgestellt haben, bzw. die natürliche astronomische Planetenreihe. Und so bei allen anderen Tagen, wenn wir in obiger Tabelle die Planeten in senkrechter Richtung ablesen. Das heißt aber mit anderen Worten: Jede der 9 Wochen eines Zyklus stand im Zeichen eines der Planeten, und zwar in deren astronomisch richtigen Reihenfolge. Fünfmal wiederholte sich dies, dann folgten 5 Wochen, bei denen in der Reihenfolge der Planeten Merkur und Saturn fehlten, die also germanisch gesprochen der Sonne, dem Monde, dem Tius, dem Donar und der Freia gewidmet waren, und den Beschluß machten 5 Tage, die ursprüngliche Fünferwoche: Sonntag, Montag, Tiustag, Donartag und Freiatag. Damit war ein Jahr zu Ende, denn es waren die 365 Tage vergangen, ein neues Jahr nahm seinen Anfang.

Daß die neuntägige Woche sich neben der siebentägigen noch bis in sehr späte Zeiten im praktischen Gebrauche des Volkes erhalten hat, kann ich nun hier mit noch viel handgreiflicheren Beweisen belegen. Aber auch so schon wird man bei aufmerksamer Durchprüfung der hier vorgetragenen Tatsachen — die ja freilich dem Laien überaus weitschichtig erscheinen, weil er die grundlegenden Einzelheiten selber erst in sich verarbeiten muß, wie einer, der bei jedem Worte einer fremden Sprache noch die Hilfe des Lexikons braucht — erkennen, daß wir es in dieser musikalisch-astronomischen

Angelegenheit mit einem Faktor allerersten Ranges zur Aufdeckung gewisser urgeschichtlicher Beziehungen zwischen den Kulturen der Germanen und der antiken Welt zu tun haben. Sie weiter zu verfolgen und auszubauen ist, besonders in den gegenwärtigen Zeiten der Unterdrückung des deutschen Kulturgeistes, urdeutsche Pflicht.

* * *

Ein Bauernkalender aus Steiermark vom Jahre 1398, der sich im Germanischen Museum befindet (s. Taf. VII, Abb. 1)¹⁾, hat unter den Wochentagsbuchstaben a b c d e f g für Sonntag bis Sonnabend noch zwei Reihen von eigentümlichen Stabzeichen. Sie entpuppen sich bei näherer Betrachtung als alte, längst vergessene Zahlenzeichen, deren Prinzip wohl ohne weitere Erklärung aus folgender Tabelle ersichtlich ist:

†	‡	≡	≡	‡	‡	‡	≡	≡	+	‡	≡	≡	≡	‡
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
						‡	‡	≡	≡	‡				
						16	17	18	19	20				

Sie erinnern an die Runen. Die Grundzeichen sind 1, 5 und 10 mit den Formen † ‡ und +, von denen die anderen nur als Weiterentwicklungen durch Hinzufügung eines oder mehrerer Striche erscheinen, die jedoch mit den Runen für k †, th ‡, g oder h X nahezu übereinstimmen, wie auch das Zeichen für 2 ‡ dem runischen f ‡, das für 20 ‡ dem a ‡, das für 6 ‡ dem runischen r ‡ gleichkommen. Als Runen bilden sie zusammen das sogenannte Gutharh, d. h. die 7 ersten Buchstaben des Runenalphabetes: f (u fehlt) th a r k h.

Es ist recht eine Schrift für ein Neunersystem. Denn will man 3. B. zu einer Zahl eine 9 addieren, was man hier sehr häufig tun muß, so braucht man bei dem Zeichen 3. B. für 3 ≡ nur den obersten Querstrich nach links zu verlängern, dann erhält man 12 ≡; aus 7 ‡ + 9 wird ‡ oder systematischer ‡ 16. Umgekehrt bei Subtraktion von 9: ‡ 20 - 9 = ‡ 11; ‡ 15 - 9 = ‡ 6 usw. Das wird sich bei der nachfolgenden Rechnungsart noch als sehr bequem erweisen.

Diese Zahlzeichen stehen nun im Kalender anscheinend gar sehr durcheinander gewürfelt. Bei näherem Zusehen stellt sich aber ein durchaus gesetzmäßiges Verfahren heraus. Will man nämlich obige natürliche Zahlenfolge herausbringen, so muß man im Kalender immer (die Anfangsstelle nicht mitgerechnet) das zwölfte Zeichen derselben Reihe abzählen. Ist das 1. Zeichen

¹⁾ Abdruck aus der Literaturgeschichte von Rob. König, Bielefeld 1879, S. 5.

eine 1, so findet man die 2 an zwölfter Stelle (Duodezimalsystem), die 3 an 24. uff. Zur besseren Übersicht werde ich anstatt dieser altgermanischen Zahlzeichen die modernen benützen.

Der steirische Bauernkalender ist nach folgendem Gesetze verfertigt: Zunächst schreibt man die 7 ersten Buchstaben des lateinischen Alphabets als Wochentagsbuchstaben, sie immer wiederholend, in eine Reihe. Darunter kommen dann zwei Reihen von Zahlenzeichen, deren Anfangswerte durch das vorangegangene Jahr oder Jahresteil bestimmt sind.

Die Zahlenzeichen gehen nur von 1—19, darauf beginnt man wieder mit 1.

Es können in einer und derselben Reihe höchstens 2 unmittelbar hinter einander stehen, es muß dann 1 leerer Platz folgen. Schematisch dargestellt: ||— oder |— und zwar ist die Ordnung diese: 3 Mal ||— (das macht 9 Tage), danach, gewissermaßen als Zugabe oder Einschubsel ein Mal |—. Ebenso unten, nur daß die untere Runde bereits unter dem vorhergehenden 5. Buchstaben beginnt

c	d	e	f	g	a	b	c	d	e	f	g	a	b	c
						—			—			—		—
						—			—			—		—

Dadurch wird erreicht, daß niemals ein Platz unterhalb der Wochentagsbuchstaben unbefetzt bleibt, sondern meist einmal oben, einmal unten ein Zeichen steht.

Zuweilen kommen unter einige der Wochenbuchstaben zwei Zahlenzeichen in senkrechter Linie zu stehen, hier auf die Buchstaben (c—) g—c (—g). Das sind aber, musikalisch genommen, Töne des Quintenzirkels. Und dieser kommt auch sonst überall zum Vorschein.

Sehen wir für die schematischen Striche nunmehr die Zahlenwerte ein, so ergibt sich in ihrem Zusammenhange ein wunderbares, mystisches Leben. Jede Zahl ist um 8 höher als die ihr in der Reihe vorangehende. Ist also die erste Zahl 1, dann ist die ihr nächstfolgende 9, die dritte 17; da man aber nur bis 19 rechnet und dann wieder mit 1 beginnt, so ist die vierte 25—19 = 6, die fünfte 14 uff. Auf diese Weise kommt man zur Zahl 2 erst bei der zwölften Stelle, zur 3 erst bei der 24. Stelle usw., wie schon oben gesagt.

Die Formel zur Findung der Zahlenwerte ist also diese: Man zähle von links nach rechts die Zahlenstellen, die erste und die leeren Stellen nicht mitgerechnet, ab, multipliziere die Zahl mit 8, addiere die Anfangszahl und dividiere mit 19. Dann ist der verbleibende Rest die gesuchte Zahl. Beispiel: Anfangszahl sei 5, die Zahl an 9. Stelle wird gesucht:

$$\frac{9 \times 8 + 5}{19} = \frac{77}{19} = 4, \text{ Rest } 1. \text{ Die gesuchte Zahl ist also } 1.$$

Was ist nun der Grund dieser seltsamen Rechnung? Und weshalb zwei Reihen von Zahlenzeichen? Auf die letzte Frage ist die Antwort sehr leicht. Die untere Reihe ist nämlich bloß die Wiederholung der oberen, nur um eine Quinte transponiert. Will ich also das Quintverhältnis zweier Buchstaben schnell finden, so brauche ich nur zu der betreffenden Zahl in unterer Reihe die gleiche Zahl in der oberen zu suchen und umgekehrt, z. B.:

f	g	a	b	e
16	5		13	2
2		10		18

Man hat also offenbar besonderen Wert darauf verlegt, die Quinten so schnell als möglich finden zu können. Die None ist dann als Doppelquinte natürlich auf dieselbe Weise leicht zu ersehen.

Nicht so bald sind alle anderen Töne bzw. Verhältnisse zu finden. Am leichtesten noch die Oktave, denn sie wird dadurch festgestellt, daß man von einer Zahl oben die nächstniedrige unten aufsucht

f	g	f	g
16	5		15	4

Für alle übrigen muß man die oben angegebene Formel anwenden.

Hiermit ist die überwiegende Bedeutung der Quinte und Doppelquinte oder None festgestellt. Das aber ist ja eben der Grundgedanke, auf dem sich unsere bisherigen Untersuchungen aufbauten.

Wir wollen nun an der Hand der aufgestellten Formel ein Stück des Kalenders, nämlich den für den Monat September 1398 herstellen. Die gegebene Zahl ist f = 16. Für die obere Reihe erhalten wir durch stetes Hinzuzählen von 8 die Zahlenreihe 16 (+ 8 = 24 - 19 =) 5, 13 (+ 8 - 19 =) 2, 10, 18 (+ 8 - 19 =) 7, 15, 4, 12, 1, 9, 17, 6, 14, 3, 11, 19, 8. Diese Zahlen verteilen wir unter die stets wiederholten Tonbuchstaben a—g, von f beginnend, und zwar nach dem Schema || — || — || — | —. Die untere Zahlenreihe ist dieselbe, nur beginnend um 5 Stellen früher (auf der Unterquinte). Dann erhalten wir:

September

f	g	a	b	c	d	e		f	g	a	b	c	d	e		f	g	a	b	c	d	e		
16	5	—	13	2	—	10	—	18	7	—	15	4	—	12	1	—	9	—	17	6	—	14	3	—
2	—	10	—	18	7	—	15	4	—	12	1	—	9	—	17	6	—	14	3	—				

f	g	a	b	c	d	e		f	g	[a	Oktob.
—	14	3	—	11	19	—		8	—	16	
11	19	—	8	—	16	5	—	13	[2		

Es ist das die Übertragung des Kalenderstückes; das wir im Originale als Abbildung gegeben haben, nur daß in diesem sich an vier Stellen offenbare Fehler eingeschlichen haben, die hier berichtigt sind. Ich habe die Fehler durch Fettdruck der betreffenden Zahlen angedeutet.

Die häufigen Fehler sind ein Beweis dafür, daß die Kalendermacher sich schon damals (1398) nicht mehr klar über das obwaltende Prinzip waren, daß also schon damals die alte Kalenderüberlieferung sehr ins Wanken geraten war. Sie muß daher im 14. Jahrhundert bereits halb in Vergessenheit geraten sein, die Kalendermacher schrieben die alten Vorlagen nur noch mehr oder weniger mechanisch, ohne eigentliches Verständnis ab. Die lebendige Überlieferung liegt mithin in viel früherer Zeit.

Der Grund aber der seltsamen Rechnung ist das Streben nach Ausgleich der jetzigen Siebenerwoche (dargestellt in den lateinischen Buchstaben) mit der alten Neunerwoche (verkörpert in den alten, jetzt schon längst vergessenen Runenzahlen).

Diesen Ausgleich brachte man so zustande, daß man je 2 Siebenerwochen zusammenfaßte und unter ihre 14 Buchstaben 9 Runenzahlen verteilte, wobei man natürlich 5 Stellen leer lassen mußte, und zwar nach dem Schema **|| — || — || — | —**. Dann fielen auf die eine Siebenerwoche 5, auf die andere 4 Zahlen.

Der Ausgleich zwischen 7 und 9 liegt in der Hälfte der Summe der beiden: $7 + 9 = \frac{16}{2}$, d. h. in der Zahl 8. Daher also zählt man bei Aufstellung der Zahlenreihe zu jeder Zahl 8 hinzu, um zur nächsten zu gelangen.

Für die Siebenerwoche oder Oktave a—a habe ich demnach $1 + 7 \times 8 = 57 (= 3 \times 19)$, und wenn ich auf die Woche, wie hier geschieht, 9 Tage (Töne) statt 7 verteile, so entfällt auf jeden Tag (Ton) $6\frac{1}{3}$ statt 8, das macht bei 3 Tagen 19, bei 9 Tagen 3×19 . Daher die Wichtigkeit der Zahl 19, die man ihr hier beigelegt sieht, indem man niemals weiter zählt als bis zu ihr, sondern dann das Zahlensystem immer wieder von 1 beginnen läßt.

Darum vermindert sich auch die Summe zweier benachbarter Zahlen ständig um 3; wie in unserem Beispiele $16 + 5 = 21$, $5 + 13 = 18$, $13 + 2 = 15$, $2 + 10 = 12$, $10 + 18 = 28$, $18 + 7 = 25$, $7 + 15 = 22$, $15 + 4 = 19$, $4 + 12 = 16$, $12 + 1 = 13$, $1 + 9 = 10$ usw. Denn 3 Neunertage müssen ja hier mit 2 Siebenertagen ausgeglichen werden, d. i. $3 \times 6\frac{1}{3} = 19$ zu $2 \times 8 = 16$, Differenz 3.

Man sieht aus dem allen, ein wie wohl durchdachtes, mathematisch fein durchgearbeitetes Ganze hier vor uns liegt, das — wie ich hier nur andeuten will — uns noch manches Rätsel aufzugeben oder zu lösen berufen ist. Nur Jahrhunderte lange Mitarbeit vieler berufener Praktiker und Theoretiker konnte dieses kleine Kunstwerk hervorbringen. Und da andere Völker

und Zeiten nichts gleiches ihm zur Seite zu stellen haben, so kann man mit Recht behaupten, daß sich hier eine schöne Blüte altgermanischen Geistes vor uns entfaltet und uns in ein innerlich reiches Leben von ganz eigener Art und Schönheit, voller Harmonie schauen läßt. Wie armselig und kümmerlich ist dagegen die pythagoreische Sphärenmusik, die nur ganz rein äußerlich, auf bloßer Spekulation ohne mehr als oberflächliche Berücksichtigung der wirklichen astronomischen Tatsachen beruhend, eine Harmonie aufstellt, die der tatsächlichen Berechtigung und Begründung ermangelt. Bei Pythagoras ist die Harmonie nur angedeutet durch den Quintenzirkel der Planeten, der in Wirklichkeit nur auf phantastisch-astronomischer Einbildung beruht. Hier aber im germanischen Kalender ist er durch die siderische Mondstellung begründet. Darum wird man es mir nicht übel nehmen, daß ich bis auf den Beweis des Gegenteiles vermute, daß Pythagoras auf irgend einem Wege von der germanischen Harmonie nur hat anschlagen, aber nicht klingen hören. Ich kenne den Weg, aber wer ermöglicht seine Veröffentlichung?

Erheblich einfacher gestaltet ist der Runenkalender, wie er auf einem an gleichem Orte abgebildeten **altnordischen Runenstabe** eingerichtet ist (s. Taf. VIII, Abb. 2). Hier stehen nur zwei Zeichenreihen übereinander. Die untere Reihe ist die stete Wiederholung der 7 Zeichen des bekannten Runen-Zutharkhs, nur weichen einige der Runen von den üblichen ab. Da sich dieselbe Zeichenreihe wie die Wochen im Jahre stetig wiederholt, so lassen sich die Grundformen der Zeichen genau feststellen, es sind die Zeichen

Kalender:	⚓	∇	▷	Ɔ	Ɔ	⚓	✱
nordische Runen:	Ɔ	∇	▷	Ɔ	Ɔ	⚓	✱
Buchstaben-Bedeutung:	f	u	th	a	r	k	h.

Die Formen der Runen sind hier wie da im Wesen die gleichen, nur erscheinen die beiden ersten im Kalender auf den Kopf gestellt; die Rune für a wird auf den Brakteaten und dem goldnen Horne von Gallehus wie das Kalenderzeichen geschrieben, die Kalenderform des k kommt auch im angelsächsischen Alphabet vor.

Diese 7 Runenzeichen spielen hier dieselbe Rolle wie im steirischen und sonstigen mittelalterlichen Kalendern die 7 ersten Buchstaben des lateinischen Alphabetes a—g, sie bezeichnen die Tage der Siebenerwoche.

Über ihnen sind nun der Reihe nach 9 andere Runenzeichen genau so verteilt, wie im steirischen Bauernkalender. Je 9 Zeichen der oberen Reihe verteilen sich also auf 2 Siebenerwochen. Die oberen Zeichen aber sind nicht immer dieselben, sondern es gibt zwei verschiedene Runden, die jedoch beide mit der sogenannten Tyr-Rune, dem Zeichen des Gottes Tyr (Eor), des altgermanischen Kriegsgottes beginnen. Dieser Gott war ursprünglich der der Fruchtbarkeit, dem Ares (vgl. Eor, Aer) der Griechen gleichzusetzen, seine

Rune † ist das Zeichen der Fruchtbarkeit und des Sieges, wahrscheinlich ursprünglich das bekannte Doppelbeil bzw. der Hammer.

Da die Runden immer wiederkehren, so lassen sich auch hier die Runenformen genau feststellen, trotz der vielfachen Ungenauigkeiten und Undeutlichkeiten des Originalen, es sind für die

1. Runde: † Þ ß ʝ 1 * * ʝ ʝ
 nordische Runen: † Þ ß ʝ 1 * ʝ ʝ
 Lautwert: t *th þ k i *h m *a

(Die mit Sternen versehenen kommen schon im Suthark vor.)

Die letzte Rune findet sich in gleicher Form auf den Brakteaten und dem goldnen Horn.

2. Runde: † Æ | † † Þ ʝ ϕ †
 nordische Runen: † ʝ | † † Þ ʝ ϕ †
 Lautwert: t *f i ? l *th s m n?

In den drei Gruppen des Suthark und der beiden Runden gelangen alle Runen des nordischen Alphabetes zur Verwendung; das th kommt in allen drei Reihen, f, h und t in zweien vor, die übrigen nur einmal. Die Verwandtschaft in den Zeichenformen mit dem goldnen Horn und den Brakteaten zeigt an, daß wir es hier mit sehr hohem Alter zu tun haben, denn das Horn stammt aus der Zeit 400—425 n. Chr., die Brakteaten aus dem 6. Jahrhundert. Wäre unser Kalender-Suthark jünger, so hätte es sich sicherlich mehr den späteren Runenformen angepaßt, nicht den früh vergessenen.

Ich gebe nun hier das Schema, nach welchem der Runenkalender entworfen ist, wonach man so ziemlich den ganzen Kalender (von Einzelheiten abgesehen) sich selbst verfertigen kann. Ich beginne dabei mit dem Tyr-Zeichen.

Erste Runde:

† Þ ß Þ 1 * * ʝ ʝ
 f u th a r k h | f u th a r k h ||

Zweite Runde:

† Æ | † † Þ ʝ ϕ †
 f u th a r k h | f u th a r k h ||

Dieses System wird immer wiederholt, natürlich mit den nötigen, oben besprochenen Verschiebungen der Zeichen über dem Suthark. Es stimmt in seiner Grundlage genau mit dem steirischen Kalender überein, so daß ich für alles weitere auf dessen obige Besprechung verweisen kann.

Aus dem nordischen Runen- wie aus dem steirischen Bauernkalender ergibt sich also mit handgreiflicher Sicherheit:

1. daß neben der Siebener-Woche, dargestellt in jenem durch die 7 Zeichen des Sutharkh, in diesem durch die 7 ersten Buchstaben des lateinischen Alphabets, eine jetzt längst völlig vergessene Neuner-Woche herging, dargestellt allein durch Runen;

2. daß die Siebenerwoche jünger sein muß als die Neunerwoche, denn man würde, wenn die lateinischen Buchstaben hier das ältere Element wären, nicht auch noch zu den Runen gegriffen haben, um eine alte heidnische Kalenderrechnung im praktischen Gebrauche aufrecht zu erhalten, die das Christentum bekämpfen mußte und durch das ganze Mittelalter hindurch mit auffälligem Stillschweigen übergeht (nicht ein einziger lateinischer Schriftsteller des Mittelalters tut meines Wissens ihrer Erwähnung!). Nur durch die Runen wird uns die Kenntnis der alten Neunerwoche ermöglicht; sonst ist sie mit allem, was dazu gehört, schon längst im Volk mit Vergessenheit bedeckt, völlig verdrängt von der jüngeren Siebenerwoche.

3. Das stimmt auch zu dem Alter der Runenformen, die mit denjenigen der ältesten Runen aus dem 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. übereinkommen. Im frühen, noch heidnischen Germanentum muß also die Neunerwoche noch stark im Gebrauche gewesen sein, sie kann nicht erst durch das Christentum oder mit oder nach dessen Einführung aufgekommen sein, was auch sonst allen Tatsachen widerspräche.

4. Trotzdem muß das Volk noch lange Zeit bis ins späte Mittelalter hinein, wie sonst so auch hier am Alten geblieben haben, was ebenfalls für einheimische Ursprünglichkeit spricht. Jedenfalls aber stammen die Runenkalender ursprünglich aus einer Zeit, wo die alte Rechnung noch neben der neuen herging und man nun zwischen beiden einen Ausgleich suchte. Auch alte Münz-, Maß-, Gewichtsrechnungen verschwinden nicht mit einem Schlage aus dem praktischen Gebrauche des Volkes; wir rechnen heute noch nach Groschen, Morgen, Pfunden usw.

Spurenhaft, aber offenbar aus sehr später Zeit und ohne jedes Verständnis für die alten Formen und Bedeutungen zeigen sich auch sonst runenartige Kalenderzeichen öfter, z. B. auf zwei alten Ellen im Berliner Kunstgewerbemuseum (Nr. 118) mit folgenden Zeichen für die 7 Wochentage:

D N F T I † h

deren Ähnlichkeit teils mit den Zahlenrunen des steirischen Bauernkalenders, teils mit denen des nordischen Sutharkh's man durch Vergleich leicht feststellen kann.

Daß aber die Runen ebenso wie — sehr viel später — die lateinischen Buchstaben als Tonzeichen galten, macht eine Darstellung an der Norum-Kirche in Båhuslen in Norwegen recht anschaulich. Hier wird Gunnar, zwischen Schlangen die Harfe unter ihm mit den Zehen spielend, wie es die Döljunga-

sage meldet, abgebildet (Taf. VIII, Abb. 3)¹⁾. Darüber ist eine Reihe Runen angebracht, die einen sprachlichen Sinn nicht ergeben, sondern offenbar Musikzeichen sind. Es ist die Reihe

↓ N † †: † * R D †

gefolgt von fünf gleichen Zeichen, die wohl zusammengesetzte Runen sind.

Neun Runen sind es auch hier, wovon fünf mit den Sutharth-Runen übereinstimmen: N † * R D †, zwei andere aber mit Runen aus unserer obigen zweiten Runde † und †. Somit ist die Beziehung von Musik, Kalenderzeichen und Runen unbezweifelbar.

Unter Runen verstand man ja überhaupt in germanischer Frühzeit Zauberei und Beschwörungslieder, und es mag hier besonders erwähnt werden, daß dabei die Rune tyr, die wir oben als die Anfangsrune aller Neunerwochen feststellten, als Siegrune eine hervorragende Rolle spielte. („Sing zweimal Tyr“ heißt es in einem alten Zaubersiede.)

Ja wir besitzen sogar, wenn auch erst aus der Zeit des späteren Mittelalters, ein Lied in Runen geschrieben, das immerhin so viel beweist, daß man die Verbindung von Runen und Musik wie früher im Heidentume, so noch später in der christlichen Zeit als natürlich empfand.

Die Edda aber scheint uns die Richtigkeit unserer Schlüsse bestätigen zu wollen, wenn sie singt (Hávamál 139f.):

Ich (Odhin) weiß, daß ich hing am windigen Baum
Neun volle Nächte,
Dem Speer verwundet, dem Odhin geweiht,
Ich selber mir selbst;
An jenem Baume, der allen verbirgt,
Aus welchen Wurzeln er wuchs.

Man brachte mir nicht Brot noch Trank,
Da spähte nach unten mein Aug'.
Singend hob ich herauf die Runen,
Und fiel zu Boden alsbald.

Und noch nach dem Untergange und der Wiederverjüngung der Welt werden sich die Asen „an Simbultyrs alte Runen“, die alte Zeitrechnung, erinnern, heißt es in Völuspá 60. Wir mit ihnen.

Es wird zum Schlusse erwünscht sein, für das Labyrinth meiner Untersuchungen einen Rückblick als Leitfaden zu haben. Ich fasse daher kurz zusammen:

¹⁾ Ich entnehme das Bild der Sammlung Norsk Folkemuseums Særudstilling No. 2. Musikinstrumenter, Katalog af Harry Fett, Kristiania 1904 S. 5.

Das Altertum hatte eine Methode ausgebildet, die Vielheit der Erscheinungsformen sich dadurch einheitlicher zu machen, daß sie die ähnlichen Erscheinungsreihen zu Parallelen ordnete. Solche Parallelreihen waren die Töne des Tonsystems, die Planeten und die Kalenderordnung, insbesondere die Wochentage. Das war besonders deutlich bei den Pythagoreern ausgebildet, aber nicht ihre Erfindung.

Infolgedessen kann man häufig von der Ordnung der einen Parallele auf die der anderen schließen. So gehen miteinander parallel die 5 Töne der pentatonischen Tonleiter mit einer Fünferwoche und die 7 Töne der heptatonik mit einer siebentägigen Woche.

Die Fünferwoche ist die älteste Form der Monatsteilung, erkennbar in der primitiven Form der Quintenwoche als grundlegendes Prinzip im ältesten römischen Kalender und als echte Fünferwoche aus vielen Spuren erschießbar bei den Germanen der ältesten Zeit; in Mitteldeutschland bereits im ausgehenden Neolithikum nachweisbar durch Schriftzeichen auf Tonpauken, die sich bis nach Babylon hin verbreitet haben.

Durch Verkettung der Tage nach dem Gesetze des musikalischen Quintenzirkels gelangte man zu einer Kalendereintheilung, wie sie das Schema des römischen Kalenders am deutlichsten aufweist. Auf Grund einer astronomisch-musikalischen Fiktion wird unterschiedslos je der fünfte Tag abgezählt und dabei zeigt sich, daß 7 solcher Gruppen einen Monat von 28 Tagen ergeben. Es scheint als ob die unteritalischen Pythagoreer dadurch zur Aufstellung einer siebentägigen Woche gelangten, auf deren Tage man schließlich die Namen der 7 Planeten (mit Einfluß von Sonne und Mond) in ihrer astronomischen Reihenfolge anwendete. Die 7 Planeten waren den Pythagoreern zugleich Töne ihrer Sieben-Tonleiter. Dieser ganze Entwicklungsgang trägt die Spuren germanischen Einflusses an sich.

In Germanien kam man zur Ausbildung einer echten Woche von neun Tagen, indem man im Sinne der musikalischen Quinte je zwei Fünferwochen zu einer Einheit verschmolz und so durch Zusammensetzung dreier solcher Wochen einen siderischen Monat von 27 Tagen erreichte. Diese Kalendereinrichtung blieb bei den Germanen in praktischem Gebrauche bis in neuere Zeiten hinein. Zeugen dessen sind der steirische Bauernkalender vom Jahre 1398 im tiefsten Süden und der nordische Runenkalender im äußersten Norden des germanischen Gebietes. Zugleich zeigt sich, daß die dabei gebrauchten Runen ebensowohl musikalische als kalendrische Bedeutung haben, ebenso wie im Mittelalter die lateinischen Buchstaben.

Wie bei dem römischen Quinten-Kalender, so trat auch bei dem germanischen Neunerkalender in der Praxis wie auch in der Musik deutlich die Bedeutung der Sieben zutage. 7 Quintenwochen geben einen Monat, aber auch 7 Neunerwochen schließen sich zu einer Runde zusammen, deren 5 nebst 5 Wochen und 5 Tagen ein Sonnenjahr vollenden. So vereinigt das

germanische Jahr durch eine geradezu bewundernswerte Harmonie die Zahlen 3, 5, 7 und 9 als treibende Werte in sich und bildete, ebenfalls wohl schon sehr früh, neben der Neunerwoche eine Siebenerwoche vielleicht unter römischem Einflusse, vielleicht auch selbständig aus.

Das Christentum, offenbar auch hier unter dem semitischen Einflusse stehend und in Rücksicht auf die heilige Zahl der Semiten, begünstigte die 7tägige Woche überall. Die Möglichkeit, sie in Germanien in alleinigen Gebrauch zu bringen, lag in dem erwähnten Umstande, daß 7 neuntägige Wochen genau so viel sind als 9 siebentägige. Und da für diese Siebenerwoche die 5 alten germanischen Wochentagsnamen nicht ausreichten, so griff man zu den Namen der 7 Planeten, von denen ja zwei, nämlich Sonne und Mond, dieselben waren als die germanischen. Die Götternamen Tius, Donar und Freia wurden dann dem Mars, Jupiter und der Venus gleichgesetzt und Merkur und Saturn, mit halbem Erfolge, den beiden übrig bleibenden Tagen beigelegt. Aber die Namensfolge geschah nicht in der astronomischen Ordnung der Planeten, wie bei den Pythagoreern, sondern vielmehr in der Reihenfolge der altgermanischen Wochentagsnamen, wie sich aus der Mythologie und der parallel gehenden Tonleiter unzweifelhaft ergibt.

So sehen wir auch hier ein deutsches Kulturgut aus weiter Ferne, wohin es in altersgrauen Zeiten durch germanischen Einfluß getragen war, wieder in mehr oder weniger veränderter Form nach dem Heimatlande zurückkehren, wie das mit so vielen germanischen Kulturgütern (man denke nur an die Duzende von deutschen Worten, die wir in verballhornter Gestalt aus der Fremde wieder zurückbekommen haben) der Fall ist.

Das gleiche trifft auf das vielleicht folgenreichste Kulturgut zu, die Schrift, und dafür will der zweite Teil dieser Abhandlung die Beweise, wiederum an der Hand der Musik, erbringen.

Dorgeschichtliche Steinkalender¹⁾.

Von Reg.-Landmesser Stephan.

(A u s z u g.)

„Die Orientation hat ehemals die Vorstellungen der Menschheit in einem Umfange erfüllt, von dem wir uns heute kaum Rechenschaft geben können.“ Zu solchem Schlusse kommt der Historiker Nissen nach Untersuchung der Orientierung zahlreicher griechischer und römischer Tempel. Er fand nämlich, daß die Achsen der Grundrisse zumeist nach dem Auf- oder Untergangspunkte der Sonne am Festtage der Tempelgöttheit gerichtet waren oder nach einem hellen, dem Gotte geweihten Stern, und daß die Tempel somit auch der Zeitbestimmung dienten²⁾.

Daß auch im nordischen Altertum dieser Brauch bestand, gewisse Stellungen der Gestirne und damit bestimmte Zeiten durch dauerhafte Marken festzulegen, läßt eine Stelle in der Snorra Edda vermuten, wonach der Herbst bis zu dem Tage reicht, an dem die Sonne an der eyft, einem gewissen Punkte des Horizonts untergeht.

Aber es sind uns auch die Marken selbst, ja ganze Systeme solcher Zeitweiser erhalten, und zwar in einem Teil der megalithischen Bauten, namentlich in den Steinkreisen und Steinreihen.

Dem englischen Astronomen Loftyer verdanken wir die ersten eingehenden Untersuchungen an dem berühmten Stonehenge und zahlreichen anderen englischen Steinsetzungen³⁾.

Die Steinreihen der Bretagne sind durch den Schiffskapitän Devoir vermessen⁴⁾. Überraschende Ergebnisse haben die Untersuchungen des eng-

¹⁾ Vortrag gehalten bei der 6. deutschen Tagung für Vorgeschichte zu Berlin am 9. April 1920.

²⁾ Nissen, Orientation, Studien zur Geschichte der Religion Berlin 1906.

³⁾ Sir Norman Loftyer, Stonehenge. 2. Aufl. London 1909.

⁴⁾ Mannus I: Devoir, Urgeschichtliche Astronomie.

lischen Kapitän Somerville an Steindenkmälern auf den äußeren Hebriden gezeitigt¹⁾).

Saß alle untersuchten Steinsetzungen haben festgelegte Disierlinien, sei es nun vom Mittelpunkt des einen Kreises über den eines andern oder über außenstehende Disiersteine und sonstige Zielvorrichtungen hinweg, sei es an Steinreihen entlang. Zielpunkte sind der Auf- oder Untergang der Sonne an den Hauptjahrespunkten (Sonnwenden und Tagundnachtgleichen), oder auch helle Sterne, sofern sie in der Morgendämmerung zum ersten Mal wieder sichtbar aufgehen.

Alle diese Jahresuhren gehen aber jetzt falsch. Das ist natürlich, da sich im Laufe der Jahrtausende die Stellungen der Himmelskörper geändert haben, die der Sonne um einen geringen, die der Sterne um einen größeren Betrag. Aber gerade das ist für uns ein Glücksumstand. Es läßt sich häßlich berechnen oder für Laien aus bequemen Hilfstabern ablesen, wann einmal die Himmelskörper in der festgelegten Disur zu sehen waren, wann also die Denkmäler errichtet wurden. So hat Coöyer aus der Sonnendisur beim Stonehenge 1680 v. Chr. allerdings mit einem zu fürchtenden Fehler von 200 Jahren nach beiden Seiten errechnet. Schärfere läßt sich die Erbauungszeit aus Richtungen nach Sternen ableiten, etwa mit einem Spielraum von 20 Jahren. Coöyer hat über 50 solcher Bestimmungen ausgeführt. Sie fallen in den weiten Zeitraum von 3600—1000 v. Chr. Es läßt sich aber schwer sagen, ob er immer von richtigen Voraussetzungen ausgegangen ist. Somerville hat für die Steinsetzung zu Callanish das Jahr 1800 v. Chr. errechnet.

Es hat viele überrascht, daß sich auch in Norddeutschland ein solches Denkmal befindet, an dem sich diese Erkenntnis nachprüfen läßt. In dem jetzt leider polnischen Teil von Westpreußen, bei Odry im nördlichen Teil der Tucheler Heide, liegt es im Walde versteckt²⁾. Dort ist eine Reihe von 4 Kreisen so angeordnet, daß man vom Mittelpunkte des ersten aus über ein Steinvisier im vierten hinweg die Sonne am längsten Tage zur Sommer- sonnwende beobachten kann. Eine zweite Reihe von Kreisen zeigt nach dem Aufgang zur Winter-sonnwende. Eine dritte hat den hellen Stern Kapella zum Zielpunkt. Diese ermöglicht auch eine Berechnung der Entstehungszeit auf 1760 v. Chr.

Eine neue Erkenntnis gewinnen wir bei Betrachtung der Steine von Odry hinzu: Jeder Block verkörpert einen Tag oder einen Monat. So hat eine gut erhaltene Reihe von Kreisen 18, 20, 23, 22 Steine. Das sind Zähl- vorrichtungen für 18 „Monate“. Soweit sie regelmäßig sind, haben sie 20 Tage. Zwei aber sind unregelmäßig und um 3 und 2 Tage länger, damit die 5 Tage herauskommen, die das Jahr über 360 hat.

¹⁾ The Journal of the Royal Anthropol. Institute of Great Britain and Ireland. Vol. XLII. London 1912. S. 23ff.

²⁾ Vgl. Mannus VII: Stephan, Vorgeschichtliche Sternkunde und Zeiteinteilung.

Eine Parallele aus der Völkerkunde hat diese Lehre wunderbar bestätigt.

Die auf hoher Kulturstufe stehenden Bewohner des alten Mexiko hatten gerade auch ein Jahr mit 18 Monaten zu 20 Tagen und 5 Ergänzungstagen. Die Aufzeichnung, die ein christlicher Priester nach der Eroberung von dem Kalender machte und die *E. de Jonghe* wiedergibt¹⁾, zeigt auch im Kalenderbild ganz auffallende Ähnlichkeit mit unsern Steinfreisen.

Wir sehen da oben 5 kleine Kreise hufeisenförmig angeordnet. Das sind die 5 Ergänzungstage.

Ein Pfeil verbindet mit ihnen einen Ring, der in 18 Feldern bildliche Darstellungen der 18 Monate enthält. Darunter befindet sich ein System konzentrischer Kreise, das im inneren Teil in 20 Kreisabschnitte geteilt ist, entsprechend den 20 Monatstagen. Von diesem unteren Rad gehen wiederum 4 Pfeile nach 4 Richtungen aus. Die Übereinstimmung ist so sonderbar, daß es schwer fällt, den sogenannten Völkergedanken zur Erklärung als ausreichend zu befinden.

Läßt sich die Kalendertheorie auch auf andere Steinsetzungen anwenden? Dem Stonehenge liegt ein sehr genauer Grundriß vor, der es gestattet, die vorhandenen Lücken in den Steinfreisen zu ergänzen. Danach hat der Außenring 30 Pfeiler und zählt damit die 30 Tage eines Monats. Die 48 kleineren Säulen des zweiten Kreises bedeuten die Anzahl der Monate im vierjährigen Zyklus, der ja im Zeitrechnungswesen fast aller Völker eine Rolle spielt. Dann kommen die 5 Triliten in Hufeisenform, der höchste in der Mitte. Sie mögen die 5 über 360 fallenden Tage verkörpern, denen vielleicht als Festspielwoche — beim Stonehenge liegt eine vorgeschichtliche Rennbahn — besondere Bedeutung zukam. Der innere Ring mit vermutlich 21 oder 22 Steinen bezeichnet den Schaltmonat, der alle 4 Jahre einzufügen ist. Man vergleiche hiermit die olympischen Spiele, die alle 4 Jahre, abwechselnd im 48. und 49. Monat gefeiert wurden, vermutlich ursprünglich zur Sommer Sonnenwende, und 5 Tage dauerten mit dem Höhepunkt am dritten Tage²⁾.

Die Steinsetzung bei Aveburg läßt nach einem alten Lageplan folgende Deutung zu: Zwei nebeneinanderliegende Doppelkreise, von denen die inneren je 12, die äußeren 29 und 30 Pfeiler haben, werden von einem großen Ring mit 99 Steinen umschlossen. Nach 99 Monaten, die abwechselnd voll (mit 30 Tagen) und hohl (mit 29) zu zählen sind, fallen Sonnenjahr und Mondjahr wieder zusammen. Mit diesem achtjährigen Zyklus ist die *Oktaeteris* der Griechen zu vergleichen.

Zu Callanish auf der Insel Lewis hat ein Kreis 12 gleiche Abschnitte, von denen der eine durch einen 13. Stein halbiert wird. Damit ist eine Zeitrechnung festgelegt zu 12 Monaten nebst einem Schaltmonat. Auch bei diesem

¹⁾ Zeitschrift für Ethnologie 1906, S. 509.

²⁾ Nach H. Hein, *Mannus* 11/12 S. 202 ist das Stadion zu Olympia ebenso wie die Rennbahn beim Stonehenge nach dem Aufgangspunkt der Pl. jaden gerichtet.

Denkmal drängt sich uns ein Vergleich mit einem griechischen Zeugnis auf. Somerville hat außer 2 Disuren nach dem Stern Kapella eine nach dem nördlichsten Vollmondaufgang festgestellt, wie er alle 19 Jahre erfolgt, ferner eine Richtung nach den Tagundnachtgleichen und eine nach dem Plejadenaufgang.

Nun erzählt Heratäus von Abdera¹⁾, der im 4. Jahrhundert v. Chr. lebte, von der Hyperboreer-Insel: Es ist dort ein prächtiger, dem Apollo geweihter Hain und ein berühmter Tempel von der Gestalt einer Sphäre. Von der Insel aus erscheint die Entfernung des Mondes, auf dem man bergähnliche Erhöhungen zu erkennen glaubt, sehr gering. Apollo kommt alle 19 Jahre dorthin, also zu der Zeit, da die Gestirne in die gleiche Stellung zurückkehren; darum heißt auch ein solcher Zeitraum bei den Griechen das große Jahr. Während seiner Anwesenheit spielt der Gott auf der Harfe und tanzt jede Nacht von der Frühlingstagundnachtgleiche bis zum Aufgang der Plejaden.

Wir haben gesehen, daß die Kalendertheorie auch an anderen Steinsetzungen erprobt ist.

Die Volkskunde bringt weitere Beweise herbei.

In Wales bestand bis in unsere Tage eine Art Sängerkrieg, „Gorsedd“ genannt. Der Festbrauch schrieb die Errichtung eines Steinkreises als Versammlungsplatz vor. Der Kreis mußte 12 oder 19 Steine haben, dazu einen großen Mittelstein. Im Osten war eine Lücke. Von da gingen eine oder mehrere Richtungen aus von „Sonnensteinen“ gebildet. Die zeigten nach den Sonnenwenden und der Nachtgleiche.

Die Trojaburgen haben manche Erinnerungen an einstige Beziehungen zur Sternkunde und Zeitrechnung bewahrt.

Daß in den meisten Steinsetzungen Gräber gefunden sind, vermag ihre Bedeutung als Kalendarien nicht zu entkräften. Die Orientierung, die für die Lebenden so wichtig war, wollte man auch den Toten ermöglichen. Vielleicht fanden gerade die Sternpriester in ihren Wirkungskreisen die letzte Ruhestatt.

Ein „Lehrbuch der Astronomie“ hat man diese Steindenkmäler genannt. Wir vermögen bisher darin nur zu buchstabieren. Doch soviel lesen wir heraus: Die Steinsetzungen sind klug ausgedachte Vorrichtungen zur Beobachtung der Himmelskörper, Kalenderanlagen zur Zählung von Monaten und Tagen. Die nordischen Vorfahren kannten die Länge des Jahres zu 365 Tagen, ja wahrscheinlich sogar den Vierteltag darüber hinaus. Mit Erfolg bemühten sie sich, Mondjahr und Sonnenjahr durch Zählung von Jahr-Perioden in Einklang zu bringen.

Ein tieferes Eindringen in die Sprache der Steine wird uns noch viel mehr Aufschlüsse bringen über das Geistesleben ihrer Erbauer, ihre Wande-

¹⁾ Nach Diodorus II, 47.

rungen und Kulturbeziehungen. Die Datierung der Bauwerke wird, sobald sie auf sicherere Grundlagen gestellt ist, noch von unschätzbarem Wert für die Vorgeschichtsforschung werden.

Das Herbeibringen genauer Grundrisse von weiteren Anlagen ist natürlich erste Bedingung.

Besprechung:

Geh. Rat Kossinna: Die meisten Datierungen der Kalender-Steindenkmal — Stonehenge 1680, Odry 1760, Callanish 1800 — fallen in die Bronzezeit, während die archäologische Chronologie diese Steinsetzungen dem Ende der jüngeren Steinzeit zuzuschreiben geneigt ist.

Frau Dr. Dege-Joachim: Auf den Orkney-Inseln habe ich einen eigenartigen Brauch beobachtet: Im Steintreis Standing stones of Stenness kommen alljährlich zweimal aus weiter Ferne alle Verlobten zusammen und zwar zu Johanni und vor Weihnachten. In dem einen Stein des Ringes ist ein armstarkes Loch. Durch dieses reichen sich die Paare vor Sonnenaufgang die Hände.

Zur weiteren Erforschung der vorgeschichtlichen Zeitrechnung wurde eine Kommission gebildet, bestehend aus Univ.-Prof. Fleischer, Dr. Girke und dem Vortragenden.

Neuere Ausgrabungen in Rössen¹⁾.

Don Nils Kihlsson, Halle a. S.

Mit 32 Abbildungen.

Seitdem Rössen in den achtziger Jahren durch die Ausgrabung der mit den bekannten Rössener Gefäßen ausgestatteten Gräber berühmt wurde, gehört es zu den klassischen Fundorten der jüngeren Steinzeit Deutschlands.

Der erste, der die Sonderstellung des Rössener Typus erkannte, war Göze in seiner Zusammenstellung von 1900²⁾. Er wies schon damals darauf hin, daß auf dem Rössener Gräberfeld zwei verschiedene Gräbergruppen vorkamen — die Skelettgräber und die Brandgräber, die durch verschiedenartige Beigaben ausgezeichnet waren. Leider sind die ganzen damals bekannten Funde bis jetzt nicht Gegenstand einer auch die Fundverhältnisse umfassenden Veröffentlichung geworden. Die summarische Behandlung der Funde reicht nicht aus, ein klares Bild über die Stellung der beiden Gräbergruppen zueinander zu geben. Zwar hob Göze hervor, daß es sich um zwei zeitlich verschiedene, aneinander sich anschließende Kulturgruppen handelte, aber näher ist er auf diese Tatsachen nicht eingegangen. Untersuchungen und Grabungen, die in den letzten Jahren ausgeführt worden sind — nicht nur in Rössen, sondern auch anderwärts — versprechen jedoch Klarheit auch über diese Fragen zu bringen.

Seitdem die eben erwähnten Funde vor mehr als 30 Jahren gemacht wurden, hat das Rössener Gräberfeld kaum etwas weiteres geliefert, bis das Provinzialmuseum zu Halle während der letzten Jahre die Untersuchungen dort wieder aufgenommen hat, hauptsächlich veranlaßt durch die großen Ausschachtungsarbeiten, die wegen des Baues der neuen Eisenbahn Merseburg-Leipzig und der den Leunawerken angehörigen Rössener Villenkolonie vorgenommen worden sind. Da diese Untersuchungen viel Neues gegeben haben, möchte ich hier auf die Ergebnisse kurz eingehen.

Eigentümlich ist, daß man die Funde, die man zuerst erwartet hätte — die eigentlichen Rössener Skelettgräber mit den für diesen Fundort charakteristi-

¹⁾ Vortrag gehalten auf der 6. deutschen Tagung für Vorgeschichte in Berlin am 9. April 1920.

²⁾ Zeitschr. f. Ethn. Bd. XXXII, S. 237.

schon Fußböden — nicht mehr gemacht hat. Wieder wurden einige Brandgräber gefunden. Was aber unsere Aufmerksamkeit auf Rössen besonders gelenkt hat, sind Gräber und Wohngruben, die eine in Rössen gänzlich unbekannte und auch sonst aus Mitteldeutschland wenig bekannte Keramik enthalten haben. Diese Keramik weist auf Beziehungen Rössens in einer ganz anderen Richtung, als man sie bis jetzt gewöhnt gewesen ist.

Rössen liegt etwa 3 km südöstlich von Merseburg auf dem linken Hochufer der Saale (Abb. 1). Die Saale macht hier eine scharfe Biegung, wodurch das

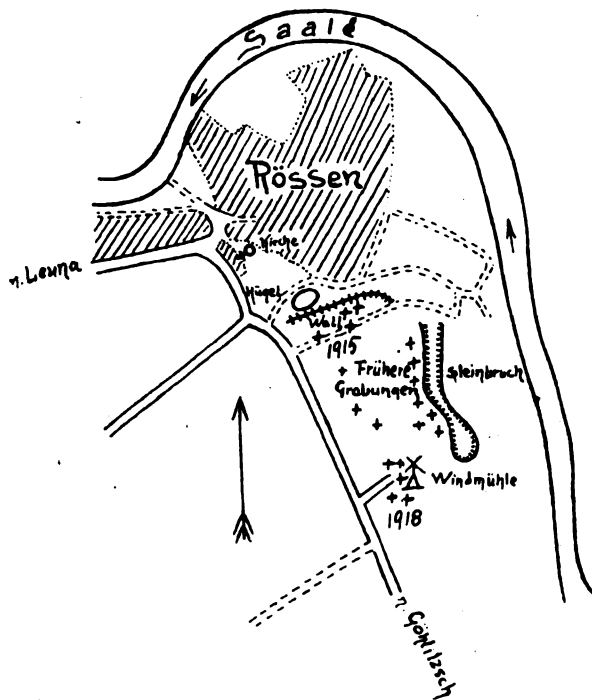


Abb. 1. Karte des Sundgeländes bei Rössen. + Sundstellen.
Maßstab 1 : 50 000.

Dorf von zwei Seiten umflossen wird. Nach Norden und Osten fällt das Gelände nach der Saale ab, die schöne Saaleaue bildend; nach Süden und Westen breitet sich die flache aus mächtigen Kieschichten aufgebaute Saaleterrasse aus. Das heutige Dorf liegt am südlichen Talabhang, wahrscheinlich als Nachfolger einer slawischen Niederlassung an dieser Stelle. Slawische Scherben sind nämlich hier gefunden worden. Die vorgeschichtlichen, d. h. die Steinzeitleute scheinen dagegen auf dem Hochufer gewohnt zu haben. Das Gräberfeld und das übrige Sundgelände liegt nämlich südlich vom Dorfe zwischen dem Talrande und der Chaussee Rössen-Gohlisch, im Norden begrenzt durch den

Rössener-Hügel und im Süden durch eine jetzt abgebrochene Windmühle (Abb. 2). Die Sunde waren verbreitet über eine Fläche von etwa 80000 bis 100000 qm, d. h. das Feld ist 400—500 m lang und 200 m breit. Die verschiedenen steinzeitlichen Sundgruppen kamen jedoch — mit wenigen Ausnahmen — nicht regellos durcheinander vor, sondern waren auf kleine, ziemlich gut umgrenzte Gebiete beschränkt. Hieraus erklärt sich, daß man z. B. die Gräber mit den Fußvasen während der letzten Ausgrabungen nicht gefunden hat. Dieser Umstand spricht dafür, daß die steinzeitliche Besiedelung Rössens nicht abgebrochen, sondern dauernd gewesen ist, zwar neuen kulturellen Einflüssen unterworfen, wahrscheinlich durch Einwanderung fremder Leute, die aber

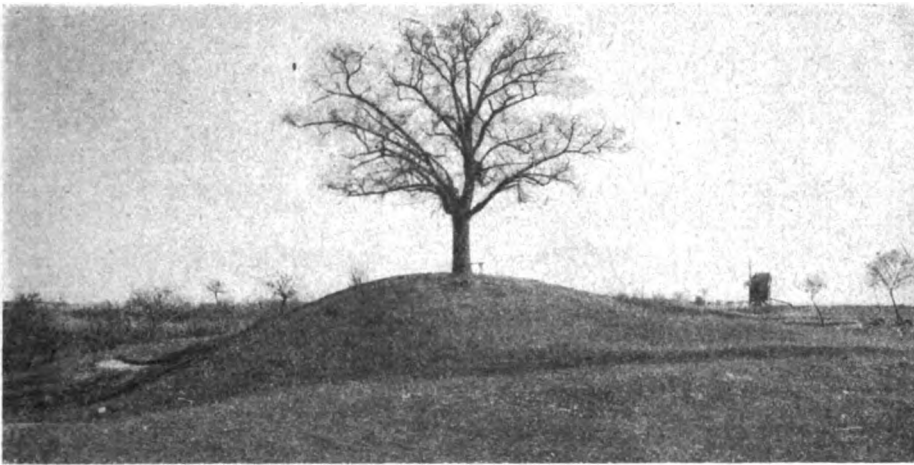


Abb. 2. Der Rössener Hügel. Das Sundgelände streckt sich zwischen dem Hügel im Vordergrunde und der Windmühle im Hintergrunde. Die Aufnahme ist von Nordwesten gemacht.

friedlich neben den schon ansässigen gewohnt haben. Einige Umstände sprechen nämlich für einen — wenigstens zeitweise bestehenden — gegenseitigen Einfluß.

Als äußere sichtbare Denkmale vorgeschichtlicher Zeit treten der Hügel und eine wallähnliche Anlage im Gelände hervor.

In dem Bericht über die Ausgrabungen werde ich deshalb mit einer kurzen Erwähnung der Untersuchung dieser beiden anfangen¹⁾.

Der Hügel (Abb. 2) liegt dicht südöstlich von der Dorfkirche, an der Kreuzung der Straße Rössen-Göhlitzsch und einem nach der Saale führenden Feldweg, gerade am Rande des Hochufers. Die Ausgrabung erfolgte im Herbst 1918 in Zusammenhang mit der Eröffnung des Provinzialmuseums zu Halle.

¹⁾ Für die anerkennenswerte Unterstützung, die seitens der Bauleitung der Rössener Dillenkolonie den Untersuchungen des Provinzialmuseums stets erwiesen worden ist, möchte ich hier meinen verbindlichsten Dank aussprechen.

Der Umriß des Hügels ist länglich-oval mit der Längsrichtung von Osten nach Westen. Die Länge beträgt etwa 25 m, die Breite 17 m und die Höhe über dem umgebenden Gelände 2,20 m, von dem anstehenden Kies an gerechnet 2,90 m. Seine Ränder verlaufen allmählich ohne scharfe Grenzen oder Steinfranz in die Umgebung. Auf der Spitze, rings um den Baum, ist eine dellenförmige Vertiefung zu sehen. Neben dem Hügel lag ein $1\frac{1}{2}$ m langer viereckiger Stein, der früher wahrscheinlich aufrecht auf demselben gestanden hat. Bei der Wiederherstellung nach der Ausgrabung wurde dieser Stein auf dem Hügel hochgerichtet. Damit der Hügel als vorgeschichtliches Denkmal erhalten bliebe, wurde in denselben nur ein etwa 3—4 m breiter Schacht von der westlichen Seite her gegen die Mitte eingegraben.

Die Funde waren ihrer Art wenn auch nicht ihrer Zahl nach ziemlich ärmlich.

Zu unterst auf dem Kies, fast gerade unter der Mitte, lag ein völlig vergangenes Skelett, das als einzige Beigabe ein Feuersteinmesser bei sich hatte. 70 cm höher, etwa in der Höhe der umgebenden Erdoberfläche, stand eine 1,40 m lange und 0,70 m breite, aus dünnen Sandsteinplatten hergerichtete Steinkiste. Die Sohle derselben war ebenfalls mit Steinplatten ausgelegt. Die Kiste war schon z. T. zerstört. Erhalten waren nur die Platten der einen Längsseite und eine Kurzseite. Vom Skelett war nichts vorhanden. Der Inhalt bestand aus zwei kleinen, unverzierten Amphoren von 11,5 und 9,5 cm Höhe, die ihrer entarteten Form halber der letzten Entwicklungsstufen der sächsisch-thüringischen Keramik angehören dürften und somit zeitlich am Schluß der jüngeren Steinzeit anzusehen sind (Abb. 3 u. 4).

In der Nähe dieser als Hauptgrab anzusehenden Steinkiste fand sich ein zweites Grab. 10 cm tiefer lag frei in der Erde ein stark zusammengeschnürter Hoder mit dem Kopf im Westen. Vor dem Kopf stand ein Gefäß von sehr zierlicher Form mit auffallend dünnen Wandungen und S-förmig geschweiftem Profil, Höhe 9,8 cm (Abb. 5).

Etwa in der mittleren Höhe des Hügels wurden, nicht weit voneinander, zwei bronzezeitliche Steinpackungsgräber angetroffen. Beide lagen in der Richtung von Nordost nach Südwest und waren ziemlich regellos, größtenteils aus kleineren und mittelgroßen Sandsteinen aufgebaut. Die unterste Schicht bildete eine mit dünnen Platten ausgelegte Pflasterung. In diesen Gräbern, zerstreut zwischen den Steinen, fanden sich mehrere Scherben, z. T. mit Hohlfehlenverzierung, und etwas Leichenbrand. Außerdem wurden in der einen Packung zwei Bronzegegenstände — eine kleine Spirale und ein Stück eines dünnen Bronzeblattes — gefunden. Die Spirale, die einen Durchmesser von 2 cm hatte, hat wahrscheinlich ursprünglich einen Teil eines anderen Gegenstandes gebildet. Man kann hierbei an eine Nadel mit Spiralkopf, eine doppelte Hängespirale oder dergleichen denken. Das Bronzeblatt ist vermutlich ein Bruchstück eines zweischneidigen Rasiermessers in der Form wie das in einem

ähnlichen Grabe auf dem Gräberfelde bei Helmsdorf ¹⁾ gefundene. Sowohl die Bronzegegenstände wie die Scherben setzen diese Gräber an das Ende der Bronzezeit (Mont. Per. IV—V).

Erwähnt sei auch ein stark vermodertes Kinder skelett im Scheitel des

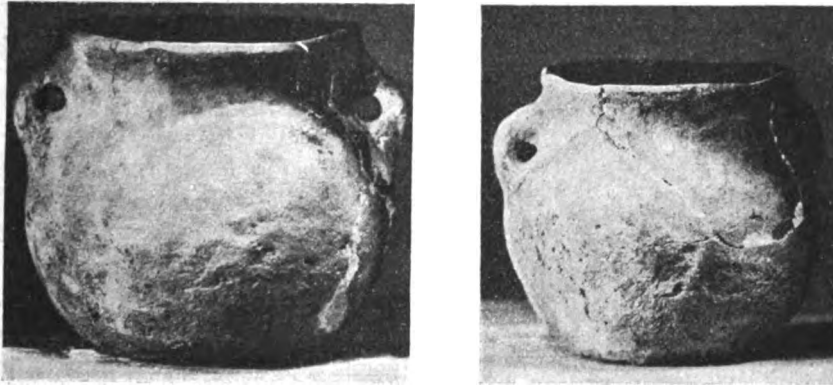


Abb. 3 u. 4. Kaum 1 : 3. (Steinkistengrab im Hügel.)

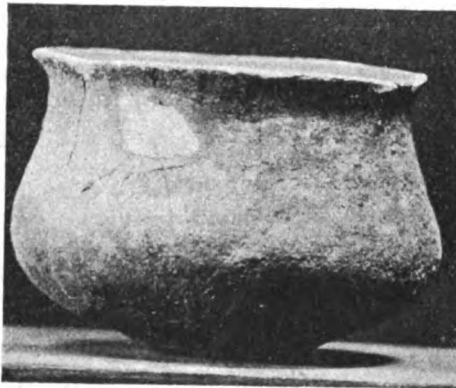


Abb. 5. Kaum 1 : 3. (Freiliegendes Hodergrab im Hügel.)

Hügels. Die erhaltenen Holzreste sprechen für ein ziemlich junges Alter, vielleicht mittelalterlich.

Als Einzelfund wurde gleich am Anfang der Ausgrabung eine sog. Augenfibel aus Bronze des ersten nachchristlichen Jahrhunderts gefunden, in der Form fast genau mit der bei Almgren, Nordeuropäische Fibelformen, Taf. III, Abb. 46 abgebildeten übereinstimmend. Das zugehörige Grab wurde nicht angetroffen. Wahrscheinlich ist die Fibel verschleppt worden.

¹⁾ J.-Schr. f. d. Vorg. d. sächs.-thür. Länder. Bd. 10, Taf. XIII: 10.

Mannus, Zeitschrift für Vorgesch., Bd. 11/12.

Außerdem kamen — hauptsächlich im unteren Teil des Hügels — einzelne stichbandverzierte Scherben vor, die schon bei dessen Herrichtung in der aufgeworfenen Erde vorhanden gewesen sein müssen und also älter sind als der Hügel.

Im Jahre 1915 wurde bei Gelegenheit der Anlage der Bahn Merseburg-Leipzig die Ausgrabung der Wallanlage angefangen, ohne jedoch zum Abschluß gebracht werden zu können. Der Wall zieht sich etwa 200 m in der Richtung Nordost-Südwest, dicht südlich des Hügels, hauptsächlich dem Uferrande folgend (s. Abb. 1). Das Ergebnis dieser Untersuchung war sehr gering. An der Außenseite entlang verlief ein Spitzgraben. Zwischen diesem und dem Walle waren einzelne Pfostenlöcher zu sehen. Über Bau und Bestimmung des Walls lassen sich nur Vermutungen aussprechen. Funde, die über das Alter etwas sagen könnten, wurden nicht gemacht.

Etwas ergiebiger waren die Abdeckungen, die in der Nähe des Walles, an dessen Südseite, vorgenommen wurden. Nachdem die überdeckende Humusschicht abgetragen worden war, zeigten sich in dem hellen Kies mehrere dunkelgefärbte Stellen, die sich nachher teils als Gräber, teils als Wohn- oder Abfallgruben herausstellten. Andere kleine mit dunkler Erde gefüllte Vertiefungen wurden als Pfostenlöcher gedeutet. Zeitlich unbestimmbar war ein durch einen Graben umgrenztes Viereck von etwa 20 m Länge und 15 m Breite. Seiner Größe wegen kann es nicht als ein Hausgrundriß gedeutet werden, sondern muß einem anderen Zweck gedient haben; welchem, muß vorläufig dahingestellt bleiben.

Zu erwähnen ist auch eine mit Steinen ausgelegte Kochgrube oder ein Badherd von rundlicher Form mit einem Durchmesser von 1,25 m. Scherben wurden hierbei nicht gefunden, wohl aber eine Menge zerschlagene Tierknochen und gebrannter Lehm, womit der Herd einst ausgemauert gewesen ist. Eine Wiederherstellung war nicht möglich. Zu erkennen war nur der Räucherengang, der sich nach Süden öffnete. Vermutlich ist er mit den in der Nähe angetroffenen frühheisenzeitlichen Siedelungsüberresten in Zusammenhang zu bringen.

Die Wohn- oder besser Abfallgruben hatten die gewöhnliche runde Muldenform. Der Inhalt war teils steinzeitlich, teils frühheisenzeitlich. Die letzteren Kunde wollen wir hier beiseite lassen und uns nur mit den steinzeitlichen beschäftigen. Der Inhalt der steinzeitlichen Gruben zeigte einen durchaus bandkeramischen Charakter mit stichbandverzierten Scherben, Silexabschlägen, Muscheln, Tierknochen usw. Besonders hervorzuheben sind zwei fußähnliche, mit Sticheisen verzierte Gebilde aus gebranntem Ton (Abb. 30 und 31). Zu den Siedelungsfunden gehören auch die häufig vorkommenden stichbandverzierten Scherben, die zerstreut auf dem ganzen Felde gefunden worden sind.

Die Gräber, die bei dieser Gelegenheit aufgedeckt wurden, haben keinen

einheitlichen Charakter und gehören auch verschiedenen Kulturgruppen an. Die wichtigsten davon waren:

- a) Grab mit einzelnen Steinen umsetzt. Die Sohle des Grabes war mit zer= schlagenen, schichtenweise angeordneten Scherben gepflastert. Das sehr zerstörte Skelett lag in Hoderstellung mit dem Kopf in Süden. Die Länge des Grabes war 2,80 m, die Breite 1,90 m. An den Füßen stand ein weitbauchiges Gefäß mit gerade aufsteigendem Hals und zwei breiten Henkeln am Übergang zwischen Hals und Gefäßkörper. Die Ver=

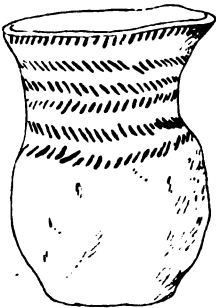


Abb. 8. 1:3. Steintiftengrab f.

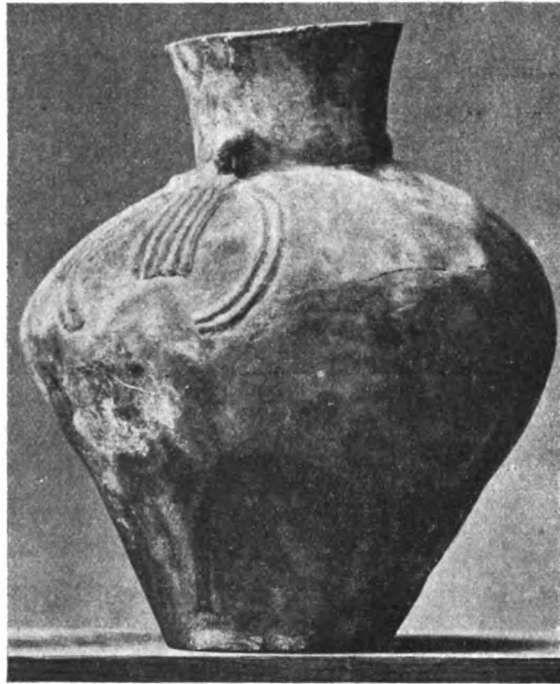


Abb. 6 u. 7. Etwa 1:4. (Grab a u. b.)

zierung besteht aus einer Kreuzstichreihe am Rande des Halses und franzenartig herunterhängenden Leiterbändern am Bauch. Die Farbe ist dunkel, glänzend; die Höhe bis zum Halsansatz beträgt 14 cm. Der Hals fehlt zum größten Teil (Abb. 6). Die Scherben, womit das Grab bepflastert war, rühren von großen, groben Vorratsgefäßen her, zum Teil mit Tupseneindrücken und Tupsenleisten unter dem Rande.

- b) Grab ohne Steinumsetzung. Das Skelett lag auf der rechten Seite mit gebeugten Knien. Kopf in Westen. Am Kopfe befand sich eine große dunkelfarbige Amphore, mit geglätteter Außenseite. Der hohe, nach

außen etwas geschweifte Hals ist scharf angelegt; die gewölbte Schulter geht in leichter Biegung in den konischen Unterteil über. Von jedem der am Halsansatz sich gegenüberstehenden zwei Henkel gehen zwei bogenförmig herunterhängende parallele Leisten aus; zwischen diesen befinden sich fünf kurze senkrechte Leisten und an jeder Seite der Henkel ein kleiner Budel. Die Höhe des Gefäßes ist 34 cm (Abb. 7).

- c) Grab mit Skelett in hockender Lage. Der Tote war auf der linken Seite mit leicht angezogenen Beinen bestattet. Die Richtung war nord-südlich mit dem Kopf in Norden. Am linken Oberarm befand sich eine vier-eckige, an den Ecken durchlöchernte Armschutzplatte aus hellgrauem Ton. Hinter dem nach links gedrehten Kopfe stand ein kleiner, roh gearbeiteter, unverzierter Becher mit ange deutetem Standring. Höhe 7,5 cm.
- d) Kleine Steinkiste aus dünnen Platten hergerichtet. Länge 1 m, Breite 75 cm, Richtung NW=SO. In der Kiste befanden sich einzelne Knochen eines zerstörten Kinderskelettes, dessen Lage nicht festzustellen war. Der Schädel lag am nordwestlichen Ende. Ohne Beigaben.
- e) Freiliegendes Skelett, auf der rechten Seite ruhend, mit stark angezogenen Beinen und sich vor der Brust kreuzenden Armen. Kopf in Westen. Ohne Beigaben.
- f) Bei einer späteren Gelegenheit ist wieder eine Steinkiste von der Art wie Grab d aufgedeckt worden. Auch diese enthielt ein Kinderskelett, ebenfalls zerwühlt. Als Beigaben fanden sich ein kleiner, mit schrägen wagrechten Strichreihen verzierter, geschweiffter Tonbecher (Schnurbecher) von 10,5 cm Höhe (Abb. 8), der Unterteil eines zweiten Gefäßes (kleine Amphore?) und runde, durchbohrte Muschelscheibchen. Die Richtung der Kiste war vom NNO=SSW.

Ein paar hundert Meter südlich von dieser Fundstelle wurden in Spätsommer 1918 weitere Funde gemacht. Sie wurden bei den Ausschachtungsarbeiten für die Kössener Villenkolonie angetroffen. Die Funde mußten aber sehr schnell geborgen werden, da ein Aufenthalt in der Arbeit nicht möglich war. Deswegen konnte die Untersuchung nicht mit der wünschenswerten Sorgfalt ausgeführt werden. Mehrere von den Fundgruben waren schon angeschnitten und zerstört. Immerhin konnte eine ziemlich beträchtliche Anzahl Gefäße und

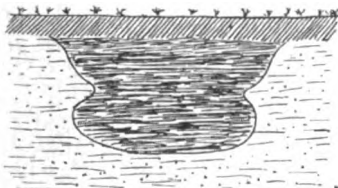


Abb. 9. Grube III.

anderer Gegenstände gerettet werden. Es handelt sich hauptsächlich um Wohn- oder Abfallgruben, aber auch Gräber — sowohl Skelett- als Brandgräber — kamen vor. Die Gruben waren von verschiedener Form und Größe, einige ziemlich steilwandig von etwa 1 m Tiefe, andere nur ganz flache Mulden. Eine dritte Art hatte an der Mitte eine Einschnürung (Abb. 9).

Außer ganzen oder wenigstens in ihrer Form erkennbaren Gefäßen, bestand der Inhalt aus Scherben, gebranntem Lehm und Lehmewurf, gebrannten Steinen, Knochengeräten, zerschlagenen Tierknochen, Feuerstein=abschlägen u. a. m. Einige Gruben enthielten nur dunkle fettige Erde.

Von den Sunden aus den Wohngruben seien erwähnt:

Kleine, dunkelglänzende, schlanke Amphore, ohne Verzierung. An der Schulter vier Henkel. Der Hals fehlt. Soll ganz oberflächlich in einer kleinen flachen Mulde (I) gelegen haben. Ohne Beifunde.

Ein flaschenförmiges, 16 cm hohes, weitbauchiges Gefäß mit engem, stark eingeschweiftem Hals und vier in gleichem Abstand voneinander sitzenden Ösen am Bauch (Abb. 16). } Farbe dunkel, ohne Verzierung.

Eine fast geradwandige, tiefe Schale ohne Verzierung. H. 10 cm, Randdm. 22,5 cm, Bo-Dm. 10 cm (Abb. 17).



Abb. 10. Etwa 1: 5.
Grube VII.



Abb. 11 u. 12; 1: 7; Grube XVII.

Die letztgenannten beiden Gefäße sind zusammen mit vielen groben Scherben, Tierknochen, Lehmbröden und Holzkohle in der Grube III (Abb. 9) gefunden worden. Die Sunde lagen hauptsächlich in der Höhe der Einschnürung.

In einer mit dunkler fettiger Erde gefüllten Mulde (VII) fand sich neben einem etwa sofaßig großen Stein aus Granit eine sog. Trommel aus Ton. Diese ist mit Zickzacklinien, Gruppen von kleinen senkrechten Strichen, Kreuzzeichen und „Doppelhaken“ reich verziert. Der obere Rand ist nach innen umgebogen. Etwa in der Mitte des Oberteiles sind vier geteilte, nach unten gerichtete Griffzapfen angebracht. H. 23 cm (Abb. 10).

Abb. 23 zeigt eine Fußschale, die nebst Tierknochen, Scherben und Lehmbröden in der Grube IX gefunden wurde. Der hohle Fuß ist unten beschädigt. Unter dem ausladenden Rand sind in gleichem Abstand voneinander vier Gruppen von je drei kleinen Warzen angebracht. Randdm. 16,5 cm, H. 11,5 cm.

Einen reichen Inhalt lieferte die Grube XVII, die nur 80 cm breit und 90 cm tief war. Folgende ganzen Gefäße wurden darin gefunden: Ein großes doppelkonisches Gefäß mit scharfen Umbruch h. 30 cm, gr. Dm. 28,5 cm. 4 cm unter dem Rande sitzen 4 nach oben gerichtete Griffklappen. Dicht über diesen befindet sich eine Reihe Singertupfeneindrücke. Farbe hellbraun und schwarz (Abb. 12).

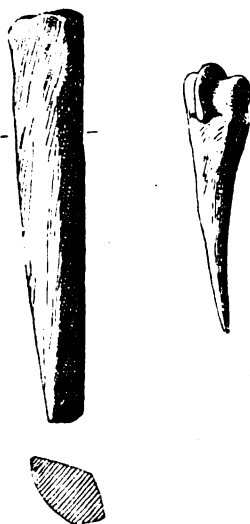


Abb. 13 u. 14. Etwa 2 : 3.
Grube XVII.

Ein kleines Gefäß derselben Art aber mit weniger ausgeprägtem Profil. Die Griffklappen kommen auch hier vor. Die Tupfenreihe ist durch eine schwach eingetragene Linie ersetzt. h. 21 cm, Randdm. 16 cm, Bo-Dm. 10,5 cm. Farbe wie das vorige (Abb. 11).

Kleine dunkelfarbige Henkeltanne von 10 cm Höhe. Der fast zylindrische, sich nach oben etwas erweiternde Hals nimmt etwa die Hälfte der Gesamthöhe ein. Der untere Teil ist flach doppelkonisch mit stumpfem Umbruch. Der oben am Rande und unten am Halsansatz angelegte breite Henkel fehlt (Abb. 19).

Übrige Sunde aus dieser Grube waren: ein Knochenmeißel, stark geglättet, mit vierkantigem Durchschnitt, 8,5 cm lang (Abb. 13) und ein kleiner Knochenpfriem (Abb. 14). Länge 5 cm.

Außerdem kamen vor: Tierknochen, teilweise gebrannt, mehrere kleine Feuersteinsplitter, Stücke von Reibplatten, Scherben, reichlich Hüttenbewurf 3. T. mit Zweigabdrücken, Muschelreste u. a. m.

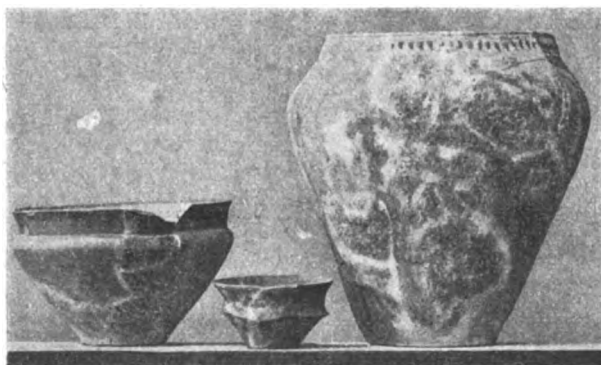


Abb. 15. Etwa 1 : 9. Grube XXIV.

Die Schale (Abb. 18) stammt aus der Grube XXI, die 1,10 m weit und 1 m tief war. Die Schale ist 5,5 cm hoch bei einem Randdurchmesser von 17,5 cm; an dem erhaltenen Stück sieht eine kurze horizontale Griffleiste, senkrecht ge-

furcht: wahrscheinlich ist eine entsprechende Leiste auch an der gegenüberliegenden, jetzt fehlenden Seite vorhanden gewesen.

Weiter wurden in dieser Grube gefunden: Tierknochen, gebrannte Lehmbröden, Holzkohle, Tonscherben und kleine Feuersteinsplitter.

Das große Vorratsgefäß und die zwei Schalen (Abb. 15) sind zusammen in der Grube XXIV gefunden. Diese war 1,60 m tief und 1,40 m weit; die Wände gingen fast senkrecht herunter.

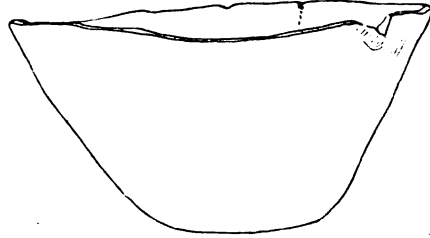
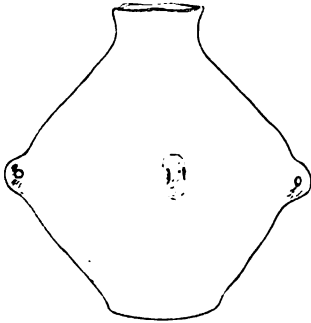


Abb. 16 u. 17. 1:4. Grube III.

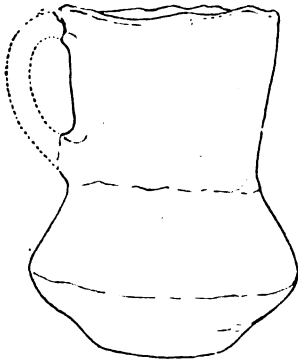


Abb. 19. Kaum 1:2. Grube XVII.

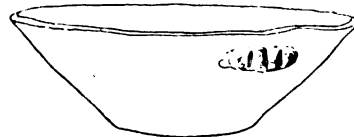


Abb. 18. 1:4. Grube XXI.

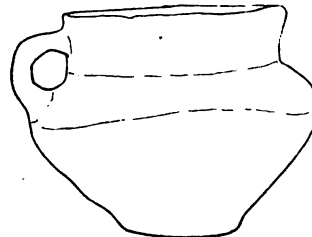


Abb. 20. 1:4. Grab IIa.

Das Vorratsgefäß ist unter dem Rande mit einer Cupfenleiste versehen. Die Wand erweitert sich fast konisch nach oben bis etwa $\frac{4}{5}$ der Gesamthöhe und biegt dann mit einer sanften Rundung nach innen um. Farbe dunkelgrau. H. 35 cm, ob. Dm. 25 cm, Bo.=Dm. 14 cm.

Die eine Schale hat einen fast vasenförmigen Unterteil mit niedrigem scharf angelegtem nach außen geschweiftem Rand. Farbe unten braunrot, oben schwarz, glänzend. H. 15,5 cm, Randdm. 24,5 cm, Bo.=Dm. 9 cm.

Das dritte und kleinste Gefäß, ebenfalls eine Schale, zeigt der vorigen gegenüber ein ziemlich eckiges Profil. Unter dem geraden schräg nach außen gerichteten Rand ladet der Unterteil mit einem scharfen Umbruch zuerst nach außen, um dann wiederum mit einem scharfen Knick schräg nach unten zu verlaufen. Am Bauchknick befindet sich ein kleiner warzenartiger Fortsatz; ob an der gegenüberliegenden Seite auch einer vorhanden gewesen ist, läßt sich nicht sagen, da hier ein Stück fehlt. H. 7 cm; Farbe dunkel.

Diese drei Gefäße waren nur in Bruchstücken erhalten, die sich aber nachträglich ergänzen ließen.

Tierknochen und Scherben kamen außerdem in großer Menge vor.

Die Gräber:

II. Nicht mit Sicherheit, aber doch mit großer Wahrscheinlichkeit als ein zusammenhängender Grabfund zu deuten sind ein Gefäß und ein Arthammer. Sie waren schon vor unserer Ankunft von den Arbeitern gehoben. Jedoch war die Fundstelle noch vorhanden, so daß ein Profil derselben aufgenommen werden konnte. Unter der 25—30 cm starken Humusschicht zeigte sich im Kies ein fast geradwandiger Einschnitt von etwas mehr als einem Meter Weite. Die Sohle lag ein Meter unter der Erdoberfläche. Ungefähr in halber Tiefe befand

sich eine Steinschicht. Auf und zwischen den Steinen wurden Tierknochen, einzelne Tonscherben und gebrannter Lehm gefunden. Unter der Steinschicht, in einer Tiefe von etwa 80 cm, sollen nach der Angabe des Finders das Gefäß und der Arthammer gefunden worden sein. Das Gefäß ist ein weitmündiger Becher mit



Abb. 21. Brandgrab XIV aus Rössen.



Abb. 22. 1:4. Grab II, gehört zum Gefäß Abb. 26.

eingeschweiftem Oberteil, wenig abgerundetem Umbruch und konischem Unterteil. Farbe grau. Unter dem Rande sitzen zwei kleine Schnurösen. Höhe 13,5 cm (Abb. 26). Der Arthammer hat fast die Form eines durchlochten Schufleistenkeiles mit stumpfen Bahnenende. Die eine Seitenfläche ist fast flach

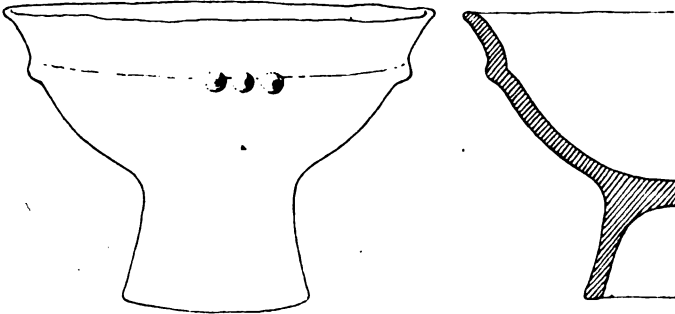


Abb. 23. 1:3. Grube IX.

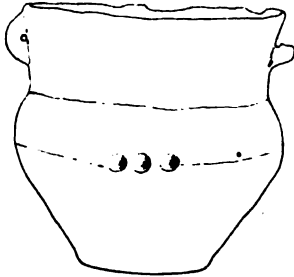


Abb. 24. 1:4. Grab XIV.

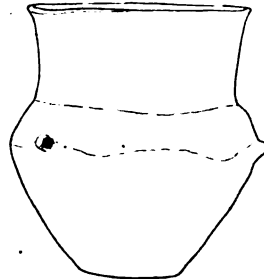


Abb. 25. 1:4. Grab XX.

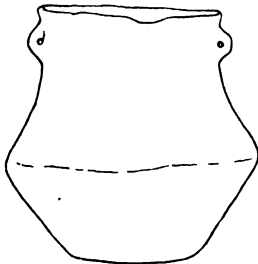


Abb. 26. 1:4. Grab II.

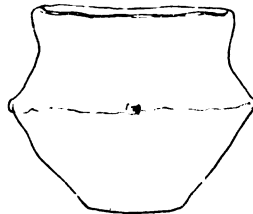


Abb. 27. 1:4. Grab XX.

Abb. 23 u. 27. Jordansmühler Keramik aus Rössen.

Die andere hochgewölbt. Obere und untere Seite sind flach. Das Schaftloch ist ziemlich weit nach hinten angebracht. Die Länge beträgt 15,5 cm (Abb. 22).

Vermutlich ist das Grab nachträglich durch das Eingraben einer Wohngrube zerstört worden. Da Skelettreste nicht beobachtet worden sind, handelt es sich wahrscheinlich um ein Brandgrab. Die Leichenbrandreste können leicht

von den Arbeitern übersehen worden sein. Der Becher gehört auch in die Gruppe der Brandgräberkeramik.

Noch tiefer, ein Meter unter der Erdoberfläche, wurde bei der Nachuntersuchung ein zweites Grab angetroffen. Das Skelett war gut erhalten; es lag auf der rechten Seite mit stark angezogenen Beinen, die Hände vor dem Gesicht, der Kopf in Westen. Hinter dem Kopf stand das Gefäß, ein einhenfliger, dunkelfarbiger Krug mit kurzem weitem, fast geradem Hals, der gegen die abgerundete Schulter scharf angelegt ist. Der schräg nach unten sich verjüngende Unterteil ist ein wenig eingeschweift. Der 12 mm breite Henkel ist in der Mitte mit einer Längsfurche versehen. Die Höhe des Gefäßes ist 11,5 cm (Abb. 20). Das Grab war von einer Steinumfassung umgeben, die eine schlecht gebaute Kiste gewesen zu sein schien.

XIV. In einer, oben 1 m weiten und 90 cm tiefen, muldenförmigen Vertiefung fand sich das Gefäß (Abb. 24). Neben diesem lagen in einem Haufen Leichenbrandreste und eine große Menge kleiner, runder durchlöcherter Steinperlen, die dicht aneinander zu einer Kette gereiht war (Abb. 21). Das Gefäß hat einen scharf aufgesetzten, schwach auslandenden Hals, der etwa $\frac{1}{3}$ der Gesamthöhe einnimmt. Unter der abgerundeten Schulter verläuft die Wandung fast gerade mit nur schwach zu erkennenden Einschweifung schräg nach unten. Am Halse sind zwei halbkreisförmige, schmale Schnurösen angebracht. An der Schulter sitzen zwei Gruppen von je drei kleinen Warzen. Farbe dunkelgrau. H. 13,5 cm. Außerdem fand sich im Graben ein 10 cm langes Feuersteinmesser.

XX. Die beiden Gefäße (Abb. 25 und 27) stammen aus einem Grabe, in dem außerdem Leichenbrandreste, messerartige Feuersteinabschläge, einige Tonscherben — darunter drei mit Doppelschichten verziert — und Tierknochen gefunden wurden.

Bei dem einen Gefäß (Abb. 25) ist der ziemlich hohe, $\frac{2}{5}$ der Gesamthöhe einnehmende, schwach nach außen geschweifte Hals gegen die abgerundete Schulter scharf angelegt; der Unterteil ist fast konisch; am Umbruch sitzen in gleichem Abstand drei kleine Warzen. Farbe grau. H. 14,5 cm. Das zweite Gefäß (Abb. 27) zeigt ein mehr ediges Profil mit scharfem Schulterknick und hat einen im Verhältnis zur Gesamthöhe niedrigen Hals. Die Art der Herstellung ist auch mehr grob als bei den vorigen. Höhe 10,5 cm. Am Schulterknick befinden sich vier kleine Warzen.

An den meisten dieser Fundstellen, sowohl in den Wohngruben als in den Gräbern wurden stichbandverzierte Scherben gefunden, die aber aus dem Rahmen der übrigen Funde fallen und nur zufällig hineingekommen sein können. Sie können nur als Überreste einer früheren Besiedelung betrachtet werden.

Wie aus dieser Fundbeschreibung hervorgeht, entsprechen die steinzeitlichen Funde aus Rössen keiner einheitlichen Kultur. Vielmehr haben wir es

hier mit mehreren Kulturgruppen zu tun, die nach der Verschiedenheit der Keramik getrennt werden können:

- die Gruppe der Stichreihenkeramik,
- „ „ „ (Rössener) Brandgräberkeramik,
- „ „ „ nordischen (Megalith-)Keramik,
- „ „ „ sächsisch-thüringischen Keramik (Schnurkeramik) und
- „ „ „ Glodenbecher.

Die Stichreihenkeramik.

Von dieser Gruppe sind nur Funde aus Wohngruben und Streufunde vorhanden, und zwar Tonscherben, zwei fußähnliche Gebilde aus gebranntem Ton mit Stichverzierung, Silberabfäße und Messerchen, eine Pfeilspitze, mehrere Kufeln, runde Klopfer oder Mahlsteine, Reibplatten aus Sandstein, Holzfohle, gebrannte Steine von Herdanlagen, Hüttenbewurf, z. T. mit Zweigabdrücken und Tierknochen. Gräber kommen nicht vor.

Da ganze Gefäße nicht gefunden worden sind, sind wir für die Beurteilung der Keramik nur auf die Scherben hingewiesen.

Die Form läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen. Wo der Rand noch erhalten ist, ist er entweder gerade aufsteigend, sich etwas verjüngend (Abb. 28d) oder schwach nach außen geschweift und oft zu einem schmalen Wulst umgelegt (Abb. 28 h, i).

Die Tonmasse ist im allgemeinen fein und gut geschlemmt und von einer hell- oder dunkelbraunen Färbung; nur ausnahmsweise, z. B. bei der Scherbe (Abb. 28f), die eine rötliche Oberfläche hat, ist die Farbe anders. Der Brand

ist hart, so daß die Scherben beim Anklopfen einen fast klingenden Ton abgeben. Die Stärke schwankt zwischen 3—5 mm, je nach der Größe der Gefäße.

Die Ornamente sind durch aneinandergestellte Reihen von Stichen gebildet, die zu Bändern geordnet sind. Öfters sind die Stiche nur durch ein spitzes Instrument eingestochen (Abb. 28 c, e, f, h), bei anderen ist es deutlich

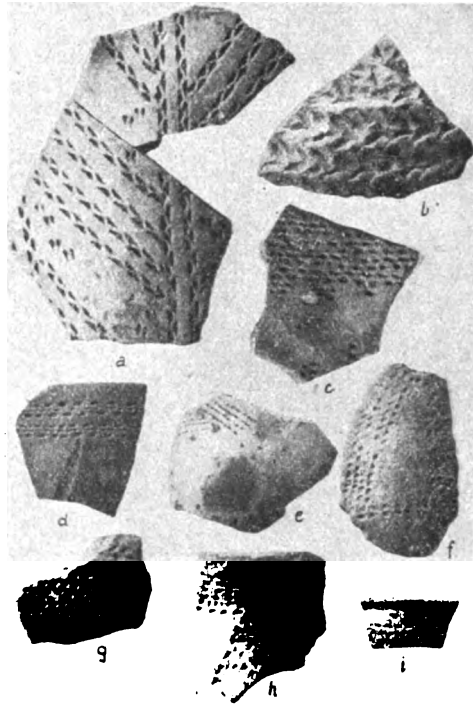


Abb. 28. 1:2. Stichbandverzierte Scherben aus Rössen.

zu erkennen, daß ein Rollstempel oder Zahnrad verwendet worden ist (Abb. 28 a, d, g). Bei der Scherbe (Abb. 28b) ist das Ornament durch aufgelegte, seitlich mit Singernageleindrücken zusammengedrückte Tonleisten gebildet.

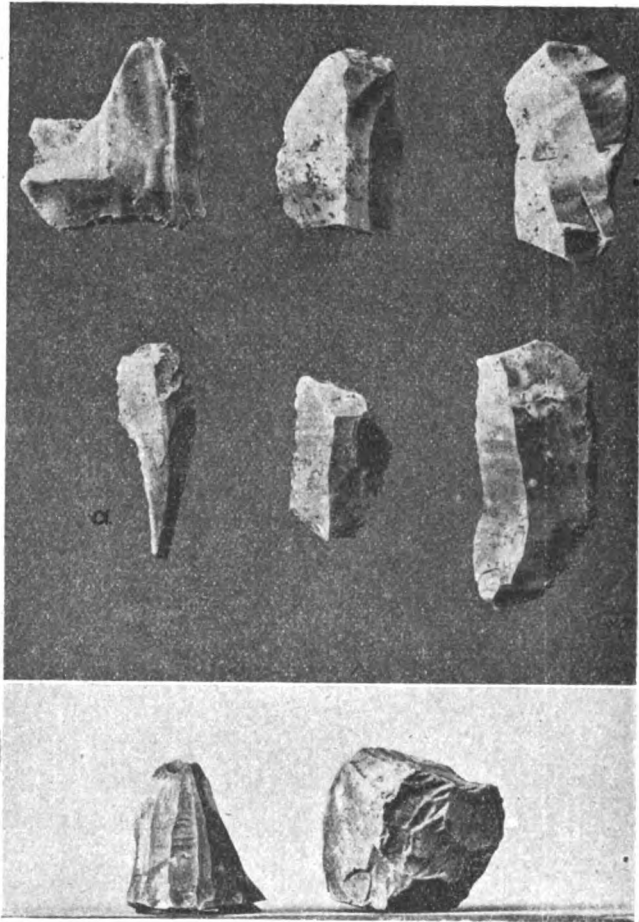


Abb. 29. Pfeilspitze (a), Abschläge (2:3) und Nuclei (1:2).
Aus Stichbandteramischen Wohngruben in Rössen.

Die einzige gefundene Feuersteinpfeilspitze (Abb. 29a) ist aus einem Abschlag länglich dreieckig zugehauen, mit abgerundetem Bahrende ¹⁾. Von einer reichlichen Verwendung des Feuersteins zeugen die zahlreichen Abschläge und Messerchen und vor allem die kleinen Nuclei (Abb. 29), die in ihrer Her-

¹⁾ Ähnliche Pfeilspitzen sind auch in Schlesien und Böhmen gefunden (Seget, Die Steinzeit in Schlesien, S. 6, Abb. 3, Arch. f. Anthr. u. S. Bd. V; Pic, Cechy prehistorické I, Taf. III, Abb. 3, 4, 9, 32 u. 33).

stellungsart an die nordischen erinnern. Jedoch ist man nicht über eine Kleinindustrie herausgekommen, was auch in anderen handkeramischen Siedelungen Bestätigung findet, wohl hauptsächlich aus Mangel an Material.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die beiden fußähnlichen Tongebilde (Abb. 30 und 31). Sie sind jetzt abgebrochen und haben wahrscheinlich ursprünglich ganzen Figuren irgendeiner Form angehört, ob menschen- oder tierähnlichen läßt sich nicht sagen. In Znaim-Neustift in Mähren ist ein Frauenidol gefunden, das fast dieselbe plumpe Fußbildung hat ¹⁾. An dem einen



Abb. 30 u. 31. 2:3. Rössen. Beide Stücke sind fast gleich. Abb. 30 ist von der Seite, Abb. 31 von vorn gezeichnet.

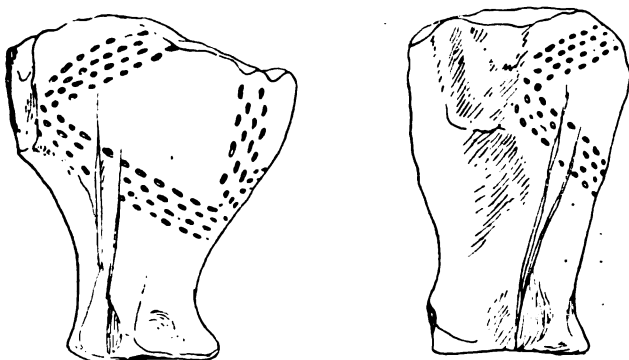


Abb. 32 (von 2 Seiten gesehen). 2:3. Rössen Kr. Weiffenfels.

Stück ist noch eine schwarze, teerartige Masse zu sehen, die zeigt, daß es schon in vorgeschichtlicher Zeit abgebrochen und angefittet gewesen ist.

Plastische Configuren, die in dem Kulturkreis der Bandkeramik Ost- und Südosteuropas (Butmir in Bosnien, Jablanica und Gradac in Serbien, Tordos und Brenndorf in Siebenbürgen, Jassy in Rumänien u. a.) eine sehr häufige Erscheinung sind, kommen in Mitteleuropa nur selten vor. Mir sind folgende Fundorte bekannt: Černý Důl in Böhmen, ein Gefäßansatz in Form eines Tierkopfes mit typischen eingestochenen Verzierungen (Pič, a. a. O. I, Taf. LVIII, 10 und Weinzierl, Zeitschr. f. Ethnol. 1897, S. 252); Ribeian, ebenfalls in Böhmen, Dottingefäß in Stierform, mit Stichreihen verziert (Weinzierl,

¹⁾ Hörnes, Die Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. 2 Aufl., S. 267.

Mannus I, S. 189—190)¹⁾; Lommaßsch, Staat Sachsen, Torso einer weiblichen Figur (Präh. Zeitschr. I, S. 401); Grana, Krs. Zeitz, Prov. Sachsen, Bruchstück eines stierhornähnlichen Gegenstandes (Sammlung Dr. Wilde, Zeitz); ein fußähnlicher Unterteil eines hohlen Gegenstandes aus Stößen Krs. Weißenfels, Prov. Sachsen (Abb. 32, Provinzialmuseum Halle). Alle diese Figuren sind mit eingestochenen Verzierungen versehen. In dem Jordansmühler Kulturkreis treten sie auch auf (vgl. Seger, Die steinzeitlichen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens, S. 8, und Jira, Neolithische bemalte Keramik in Böhmen, Mannus III, S. 247). Aus dem südwestdeutschen und megalithischen Kulturkreis kenne ich keine derartigen figürlichen Darstellungen.

Die Brandgräberkeramik²⁾.

Während von der Gruppe der Sticheihenkeramik nur Siedelungsfunde gemacht worden sind, sind aus dieser Gruppe — wie aus der Benennung hervorgeht — auch Gräber vorhanden. Da aber selten dieselben Gefäßformen in den Wohngruben und in den Gräbern vorkommen, und da auf einem dauernd besiedelten Ort wie Rössen Vertreter mehrerer Kulturgruppen ihre Hinterlassenschaft zurückgelassen haben, ist es oft mit Schwierigkeiten verknüpft, mit Sicherheit zu entscheiden, welche Gräberfunde und welche Siedelungsfunde einer und derselben Gruppe zuzuschreiben sind. Es müßten denn einige allgemeine Merkmale vorhanden sein, die beiden Arten von Funden gemeinsam sind, oder sie müssen an mehreren Orten gemeinsam auftreten und unter Umständen, die eine Verwechslung ausschließen. Wenn sie weiter ein gemeinsames Ursprungsland haben, und keine Zweifel gegen die zeitliche Zusammengehörigkeit bestehen, ist man berechtigt, die verschiedenen Funde zu einer Gruppe zu vereinigen.

Göze hebt zwei Formen hervor, die in den Brandgräbern vorkommen — „kleine tonische Tassen mit zwei unmittelbar unter dem Rande sitzenden Schnurösen und Becher oder Töpfe, welche aus einem tonischen Hals mit zwei Schnurösen und einem scharfkantig gefnickten Bauche bestehen“³⁾.

Die letztere von diesen Formen kehrt in dem Gefäß Abb. 24 wieder. Außerdem hat dieses am Bauchumbruch zwei Gruppen von je drei kleinen Warzen. Es ist die Hauptform der Brandgräbergefäße. Als charakteristische

¹⁾ In der Sammlung Palliardi, Mährisch-Budwitz, soll nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Obergeneralarzt Dr. Witke auch plastische Darstellungen aus Böhmen vorhanden sein.

²⁾ Um gleich Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich hervorheben, daß diese Benennung nur die Verhältnisse in Rössen berücksichtigt und auch nicht einmal hier ganz zutreffend ist. Neben den Brandgräbern kommen nämlich auch Stelettgräber mit derselben Keramik vor. Weiter ist diese auch anderwärtig teils mit Stelett- teils mit Brandgräbern vertreten. Aber da die Stelettbestattungen in Rössen nur eine Ausnahmeerscheinung zu sein scheinen, mag diese Benennung als vorläufige hier berechtigt sein.

³⁾ Göze, a. a. O. S. 244, Abb. 6 u. 25.

Merkmale möchte ich hervorheben: die Dreigliederung des Profils in einem scharf angelegten, etwas ausladenden, weiten Hals, einer deutlich zu erkennen- den, öfters gewölbten Schulter und einem konischen, im allgemeinen ein wenig nach innen geschweiften Unterteil. Weiter sind die unter dem Rande befindlichen Schnurösen und die Warzen am Bauch zu erkennen. Auf diese Urform gehen die übrigen Gefäße zurück (Abb. 25—27). Eins oder mehrere von den genannten Merkmalen können verloren gegangen sein, aber im großen und ganzen erkennt man den allgemeinen Charakter wieder. Bei dem Gefäß Abb. 25 fehlen die Schnurösen, die Warzen sind hier drei, in gleicher Entfernung verteilt. Als eine entartete Form betrachte ich das Gefäß Abb. 27. Die Dreigliederung des Profils ist noch vorhanden, aber der Hals ist nicht mehr ein besonderes Glied sondern mit dem Gefäßkörper fest zusammen gewachsen und nur durch die Einknüdung des Obertheiles zu erkennen. Die Zahl der Warzen beträgt hier vier. Die nachlässige und ungenaue Art der Herstellung gegenüber der sorgfältigen Formgebung der vorigen Gefäße spricht auch für eine ziemlich weitgegangene Entwicklung.

Eine Entwicklung in anderer Richtung zeigt das Gefäß Abb. 26. Bei diesem ist der Unterschied zwischen Hals und Schulter völlig ausgeglichen und das Profil zeigt eine gleichmäßige, etwas nach innen gebogene Linie von dem Rande bis zum Bauchknid, der noch seine ursprüngliche Schärfe hat. Die beiden Schnurösen unter dem Rande sind beibehalten, während die Warzen am Bauchknid fehlen. Die saubere Herstellungsart ist dieselbe wie bei dem Ursprungsgefäß.

Neben diesem hier angeführten Beispiele der Weiterentwicklung des Gefäßes Abb. 24 kommen noch mehrere Abarten vor, die bei den früheren Ausgrabungen in Rössen gefunden worden sind.

Die entwickelten Formen sind in der Provinz Sachsen eine nicht allzu seltene Erscheinung, die Ursprungsform steht dagegen ziemlich allein da. Aber wenden wir uns dem Osten zu, so finden wir fast genau denselben Typus auf der steinzeitlichen Siedelung von Jordansmühl in Schlesien²⁾. Während nun in Rössen und dessen weiterer Umgebung die abgeleiteten Formen ziemlich häufig vorkommen, scheinen sie in Schlesien zu fehlen.

Unter den Gefäßen aus den Wohngruben fällt vor allem die Fußschale (Abb. 23) auf. Obgleich sie ohne Beifunde in einer Grube gefunden ist, zeugen jedoch die unterhalb des Randes, am Übergang zwischen Rand und Schale angebrachten Warzen für ihre Verwandtschaft mit den zuerst erwähnten Grabgefäßen. Die sorgfältige Formgebung und die Tonmasse ist auch dieselbe.

¹⁾ Seger, Die Steinzeit in Schlesien. Arch. f. Anthr. u. 5. Bd. V. Taf. V: 7. Vgl. auch „Die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit in Schlesien“, Schlesiens Vorzeit u. 5. Bd. VII, S. 4, Abb. 3.

Auch sie ist ein unzweideutiger Beweis für den Zusammenhang der Rössener Brandgräberkeramik mit der Keramik von Jordansmühl¹⁾.

Von den Befunden sind besonders die kleinen Marmorperlen zu erwähnen. Sie sind in Rössen in großer Zahl und von verschiedener Form vorhanden — längliche, zylinderförmige und kurze, scheibenförmige — und sind zu Hals- und Armbändern zusammengefügt. Auch Perlen aus anderen Stoffen — Kohle, Perlmutter, Eber- und Hirschzähnen und Kupferblech — kommen vor.

Die Steingeräte sind durch zwei Typen vertreten — die kleine flachgewölbte, für die Bandkeramik charakteristische Haue und der unsymmetrische, durchlochte Arthammer (Abb. 22). In der Form ähnelt er einer abgeschlagenen, hochgewölbten Haue oder dem Schuhleistenkeil. Das Loch ist ziemlich weit hinten angebracht, die Schneide liegt nicht in der Mittachse sondern mehr nach der einen Seite. Hierdurch wird diese Seite mehr gewölbt als die andere. Bei einer kurzen Durchsicht der im Völkertundemuseum zu Berlin ausgestellten Sunde aus Rössen fand ich diesen Hammertypus in mehreren Exemplaren vertreten, während der eigentliche Schuhleistenkeil fehlte. Ich bin deshalb geneigt, diese Hammerform als eine für die Rössener Gruppe charakteristische anzusehen. Die Ausgangsform ist der Schuhleistenkeil, der für besondere Zwecke umgebildet worden ist.

Ziemlich zahlreich sind die länglichen lamellenartigen Feuersteinabschläge. Besonders hergerichtete Geräte aus Feuerstein mit Ausnahme von ein paar kleinen Schabern wurden sonst nicht gefunden.

Aus der vorhergehenden Erörterung ergibt sich, wie nahe die hier besprochene Gruppe mit der ostdeutschen, von Jordansmühl bekannten Keramikgruppe verwandt ist. Ich möchte deshalb vorschlagen, die Benennung „Rössener Brandgräbergruppe“ durch die schon vorhandene „Jordansmühler Gruppe“ zu ersetzen.

Einer von den für die schlesische Jordansmühlgruppe sehr charakteristischen Typen fehlt bis jetzt in Rössen — der Krug mit zwei Henkeln. Obgleich dieser Krug in Rössen bis jetzt nicht gefunden worden ist, ist er jedoch in der Provinz Sachsen nicht ganz unbekannt. Ich werde bei der Besprechung der nächsten Gruppe auf diese Form zurückkommen.

Ich habe jetzt das Vorhandensein der Jordansmühler Keramik auch in der Provinz Sachsen nachzuweisen versucht. Da aber dieselbe Erscheinung nicht an zwei so weit entlegenen Gegenden wie Jordansmühl und Rössen gleichzeitig entstanden sein kann, fragt es sich, welche von diesen beiden der Ursprungsort ist.

Für den böhmischen Zweig nimmt Seger Schlesien als Ausgangsort an, weil in Schlesien die Jordansmühler Keramik nur in Skelettgräbern vorkommt, während die böhmischen Gräber Brandbestattungen enthalten. Zu demselben

¹⁾ Über die Verbreitung der Becher und der Fußschalen s. Seger, Die Steinzeit in Schlesien. S. 13, Anm. 3 u. S. 12.

Ergebnis kommt man auch aus rein typologischen Gründen. Die schlesischen Gefäße machen einen ursprünglicheren und reineren Eindruck, als die böhmischen¹⁾. In Rössen ist die Jordansmühlkeramik sowohl in Skelett- als in Brandgräbern vertreten. Ich habe auch gezeigt, daß unter den Beckern die entarteten Formen in Rössen in Mehrzahl sind, während sie in Jordansmühl zu fehlen scheinen. Diese beiden Umstände sprechen dafür, Schlesien als Heimatland der in Rössen vorhandenen Jordansmühler Keramik anzusehen.

Die nordische Keramik.

Wies die im vorigen behandelte Keramik in ihrem Ursprung nach den Osten und Süden, nach dem großen donauländischen Kulturkreis, sind die Wurzeln der folgenden Gruppe im Osten und Norden zu suchen.

Die große Amphore (Abb. 7) gehört einem Formkreis an, der seine hauptsächlichste Verbreitung im Osten und Norden von Mitteleuropa hat. Als charakteristische Merkmale seien hervorgehoben: eine schlanke Form mit scharf angelegtem, fast zylindrischem oder etwas nach außen geschweiftem Hals, hochgewölbter Schulter und tonischem Unterteil. Mehrere von den kleineren Stücken haben stark abfallende Schultern, so daß das Profil fast doppeltonisch wird. Die Farbe ist meistens dunkel, fast schwarz, glänzend oder stumpf. Oft sind sie unverziert. Wo Verzierung vorkommt, besteht sie aus aufgelegten Tonleisten, die von den Henkeln ausgehen, entweder mit diesen organisch zusammengewachsen als Fortsätze, oder als Ornament angebracht, wie bei dem Rössener Gefäß. Die Henkel sind verhältnismäßig klein aber kräftig und sitzen am Übergang zwischen Hals und Schulter. Deren Zahl ist immer zwei. Wo Fundverhältnisse bekannt sind, sind sie immer in Flachgräbern gefunden.

Ich gebe hier, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, folgende mir bekannte Fundorte an und gehe dabei von der Provinz Sachsen aus: Hundisburg, Kr. Neußhaldensleben (Sg. Neußhaldensleben, Mannus II, S. 72, Abb. 42); Bleedendorf, Kr. Wansleben, h. 25 cm (Mus. Halle); Naundorf, Kr. Delitzsch, h. 24 cm, mit plastischen Henkelfortsätzen (Mus. Halle, „Mitt. aus d. Prov. Mus. d. Prov. Sachsen“, II, S. 65, Abb. 34); Lochau, Saalkreis, 2 Ex. h. 20,5 und 24 cm (Mus. Halle); Beesen, Saalkreis, h. 24,5 cm (Mus. Halle).

Bei einem Besuch im Völkermuseum zu Leipzig habe ich mir die beiden Fundorte Mörißsch, Kr. Merseburg, und Zweimen in Sachsen angemerkt.

In Schlesien kommen sie in den steinzeitlichen Gräberfeldern von Noßwitz vor (Seger, Die fer. Stilarten usw. S. 34, Abb. 137, 142).

Aus Böhmen bildet Weinzierl zwei Exemplare von Tepliz-Schönau ab (Mannus I, S. 199), das eine mit plastischen Henkelfortsätzen versehen.

¹⁾ Vgl. die Abb. bei Jira, Mannus III, S. 246 und Pič, a. a. O. Taf. XXXVIII, Abb. 15.

In der Ufermark sind nach von der Hagen (Mannus VII, Taf. IX, 40 und XI, 48) zwei hierhergehörige Gefäße gefunden, das eine bei Melzow, das andere in Schmiedeberg. Zu dieser Gruppe rechne ich auch die Krugflasche von Ostorf bei Schwerin (Belz, Die vorg. Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, Taf. 17, Abb. 159).

Soweit ich das Material überblicken kann, hat also dieser Typus seine Verbreitung in Mecklenburg, Ufermark, der Provinz und dem Staate Sachsen und Böhmen. Entstanden in der Gegend östlich der unteren Elbe aus Formen wie Belz (a. a. O.). Taf. 17: 160 und 161, die wieder auf die dänischen und schleswig-holsteinischen Kugelflaschen zurückgehen, geht er von hier aus nach Süden, die mittlere Elbe und Oder und deren Nebenflüsse aufwärts durch Sachsen und Schlesien bis nach Böhmen.

Die Henkelkannen (Abb. 19) werden dadurch gekennzeichnet, daß der Bauchteil dem Halse gegenüber an Größe zurücktritt. Der breite, geschwungene Henkel setzt oben am Rande und unten am Halsansatz an. Der Hals ist scharf abgesetzt, ziemlich weit und zylindrisch, der Bauchteil zusammengedrückt doppelkonisch. Die Farbe ist dunkel, meistens glänzend. Die Verzierung, wo solche vorhanden ist, besteht aus am Bauche herunterhängenden Stranzornamenten, zu Bändern oder Bündeln geordnet. Außerdem kommt oben am Rande eine doppelte Stich- oder wagrechte Strichreihe vor.

Bei den meisten sind die Fundumstände nicht bekannt, nur in zwei Fällen ist angegeben, daß sie in Steinplattengräbern gefunden worden sind.

Kosinna¹⁾ und nach ihm andere Forscher stellen diese Kannen mit dem Anhalter oder Bernburger Typus zusammen. Wahrscheinlich haben sie auch viele Beziehungen zu diesen, aber da sie nicht mit hierhergehörigen Gefäßen gefunden worden sind, müssen sie vorläufig als Sondergruppe behandelt werden. Die Verzierung zeigt Merkmale, die direkte Beziehungen zu den im östlichen Deutschland vorkommenden Vertretern der nordischen Keramik haben. Bei der folgenden Aufzählung der von mir bekannten Henkelkannen nenne ich nur typische, echte Vertreter dieser Gruppe, während ich die späten, abgeklungenen Formen unbeachtet lasse.

„Aus einem Hügel in der Opperschöner Mark“, Saalkreis. Drei Kannen, zusammen mit einer Trommel gefunden; die größte ist 21 cm hoch und am Bauch mit herunterhängenden Strichbündeln verziert, die mittlere hat beiderseits des unteren Henkelansatzes zwei kleine Warzen, die kleinste ist unverziert; h. 13 cm (Abgeb. J. Schr. f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, Bd. I, Taf. III, u. A. h. D. Bd. V, Taf. XIII).

Groß-Kayna (Janushügel) Kr. Weißenfels, unverziert, 15 cm hoch, mit Kupfer und durchbohrten Zähnen.

Stednersberg bei Merseburg, unverziert, h. 12,5 cm.

¹⁾ „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft“, 2, S. 26.

Hohenturm (Hufarenhügel), Saalkreis; unverzierte Kanne von 13 cm Höhe. Zu demselben Funde gehört auch ein doppelhantiger Krug mit schwach eingedrückt, senkrechten Linien am Oberteil des Gefäßkörpers. Von derselben Fundstelle stammen auch Bruchstücke von zwei Trommeln, ob demselben Fund zugehörig, läßt sich nicht feststellen.

Braschwitz, Saalkreis. In einem Steinplattengrabe gefunden. Verzierung: am Rande zwei horizontale Reihen von Tieftischen, eine solche am Übergang zwischen Hals und Bauch; von hier aus hängen acht mit Stichen gefüllte, eingerigte Doppelbänder herunter. H. 16,5 cm. (Abgeb. bei Kossinna „Die deutsche Vorgeschichte“ eine hervorragend nationale Wissenschaft“, 2, S. 27, Abb. 36).

Knapendorf, Kr. Merseburg. In einem Steinplattengrabe gefunden. Die Verzierung besteht aus in Furchenstich hergestellten Strichen und zwar einer Reihe senkrechter, kurzer Striche am Rande und herunterhängenden Strichbündeln am Oberteile des Bauches.

Heiligenthal, Mansfelder Seekreis; kleine Kanne zusammen mit Kupferresten in einer unregelmäßigen Steinpackung gefunden. H. 9,5 cm (erwähnt von Wahle in Mannus, Ergänzungsband II, 1911, S. 34, Anm.).

Tagewerben, Kr. Weissenfels, mit verzierten Muscheln und Muschelscheiben. H. 15 cm.

Oldisleben bei Allstedt, Hügel XIV; 16 cm hohe Kanne mit längsgerippten Henkeln und Warzen am Baucheindruck, kleinere Kanne mit horizontal gereifeltem Hals und ebenfalls längsgeripptem Henkel (Mus. Jena; Göze, Höfer und Schliesche, Die Vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, S. 129).

Walternienburg, Kr. Jerichow I; unverzierte Kanne. An der oberen und unteren Ansatzstelle des Henfels ist an jeder Seite je eine Warze angebracht. H. 18 cm (Priv. Sg.; J. Schr. f. Vorg. d. sächs.-thür. Länder, Bd. 10, Taf. XX, Abb. 7).

Wegen ihrer reichen und eigenartigen Verzierung erwähnenswert ist weiter eine im Museum Halle befindliche Kanne unbekanntes Fundorts. Zwischen den am Bauche herunterhängenden Strichbündeln befinden sich am Bauchknick drei Gruppen kurzer Striche. Vom Halsansatz geht in jedem Zwischenraum ein Paar von je drei, unten hakenförmig umgebogenen Strichen nach unten, an die „Doppelhaken“ der Trommeln erinnernd; zwischen diesen und den Strichgruppen am Bauchknick ist eine kurze Zickzacklinie angebracht.

Für die Beurteilung dieser Kannen sind besonders die Verzierung und die Befunde von Wichtigkeit.

Für die Art der Verzierung bezeichnend ist die senkrechte Orientierung am Bauch mit den Freilassen des Halses bis zum Rande, der eine oder zwei Reihen kurzer Linien oder Striche hat. Diese Art kommt bei den älteren und jüngeren Walternienburgkeramik nicht vor; hier ist die horizontale Verzierung

vorherrschend. Bei der nordwestdeutschen Megalithkeramik fehlt sie ebenfalls. Dagegen findet man sie in der steinzeitlichen Keramik der südlichen Ostseeländer und deren Ausläufer nach dem Süden. Auch die Gruppierung zu Bündeln oder Bändern ist hier heimisch (vgl. die Abb. bei Corwenk, „Das westpr. Prov. Mus. 1880—1905“, Taf. 43, 2; Belk, „Die vorg. Altert. d. Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin“, Taf. 17: 160; Mestorf, „Dorg. Altert. aus Schleswig-Holstein“, Taf. XVI, 135). Die Bündel- oder Fransenverzierung kommt weiter in Schlesien und Böhmen vor (vgl. Seger, a. a. O. S. 35 und Pic, a. a. O. Taf. XXXVI, 19). Das letztgenannte Gefäß aus Böhmen ist auch der Form nach ein typischer Vertreter der hier behandelten Kannen. Typologisch dürften die verzierten Kannen wegen der strengen Formgebung die älteren sein.

Unter den Beifunden sind besonders die Trommeln und die doppelhenkeligen Krüge von Wichtigkeit. Außer dem mit der Kanne aus Hohenthurm zusammengefundenen Krüge kenne ich aus der Provinz Sachsen noch einen. Dieser stammt aus einem Funde von Hundisburg (Kr. Neuhaldensleben), wo außerdem Bruchstücke von einer Trommel vorkamen. Der Krug hat am Bauch herunterhängende Linienbündel, die beiderseits von kleinen Stichen begrenzt sind. Oben am Rande befindet sich eine Doppelreihe kleiner Stiche und unter dieser eine eingerichtete Zickzacklinie. Das System der Verzierung stimmt also mit dem der Kannen überein (vgl. einen Krug aus Böhmen mit ganz ähnlicher Verzierung; Pic, a. a. O. Taf. 6, 27).

Nach diesen Erwägungen dürften die Kannen ihre nächsten Beziehungen zu Böhmen und Schlesien haben. Von hier aus sind sie zurückzuverfolgen nach dem Norden und dann weiter nach dem Westen.

Auch die Trommel (Abb. 10) zeigt Merkmale, die sie mit dem Osten und zwar mit Jordansmühl in Beziehung stellt, vor allem der eingebogene Rand, der besonders bei den Schalen vorkommt (Seger a. a. O. S. 4, Abb. 4). Die Trommel selbst ist aber ein mitteldeutscher, speziell provinzial-sächsischer Typus, der sonst nicht, wenigstens in seinen älteren Formen, mit dem Osten etwas zu tun hat. Das Stück aus Kössen zeigt nur, daß die Trommeln in einer bestimmten Periode ihrer Entwicklung in Beziehung zu dem vom Osten nach dem Westen gekommenen Kulturstrom gestanden haben¹⁾.

Das flaschenförmige Gefäß (Abb. 16) betrachte ich als eine Abart der meist kleinen und unverzierten, dunkelfarbigten Amphoren mit gewölbter Schulter, konischem Unterteil und mit scharf abgesetzten Hals. Die Zahl der an der Schulter angebrachten Henkel ist immer vier. Diese Gefäße kommen in der Prov. Sachsen nicht selten vor. Im Prov.-Museum zu Halle werden Vertreter dieser Form von folgenden Fundorten aufbewahrt: Frose, Kr. Kalbe; Aschersleben, Kr. Aschersleben; Bitterfeld, Kr. Bitterfeld; Jörbig, Kr. Bitter-

¹⁾ In einer nächstens in den „Veröffentlichungen des Prov.-Museums zu Halle“ erscheinenden Arbeit werde ich auf die deutschen Trommelfunde näher eingehen.

feld; Polleben, Mansfelder Seekreis; Bennstedt, Mansfelder-Seekreis; Helmsdorf, Mansfelder Seekreis; Radewell, Saalkreis; Ammendorf, Saalkreis; Rössen, Kr. Merseburg (Aus der Grube I, s. S. 9); Leimbach, Kr. Quersfurt; Quersfurt, Kr. Quersfurt, und Wengelsdorf, Kr. Weißensfeld (die letztere verziert).

Bei der Alphafabrik in Bernburg ist ein mit dem Rössener Exemplar in der Form fast übereinstimmendes Gefäß gefunden (Höfer und Merkel, „Kat. des AltertumsMuseums der Stadt Bernburg“, S. 60, Abb. B 388).

In Böhmen und Schlesiens kommen sie auch vor (Weinzierl, Mannus I, S. 193, Abb. 5, links, Pl. a. a. O. Taf. XXXVIII, Abb. 1, Seger, a. a. O. S. 57, Abb. 228). Die Beigefäße sind kleine, einhenkelige Tassen und einhenkelige Krüge. Näher auf diese Gruppe einzugehen, wobei besonders die Beigefäße zu berücksichtigen wären, muß ich mir hier versagen. Soviel mag nur gesagt werden, daß auch diese Gefäße anscheinend ihre nächsten Verwandten, und zwar die älteren, im Osten und in Böhmen haben und daß sie vermutlich denselben Weg zurückgelegt haben, wie die vorhin behandelte Gruppe.

Der einhenkelige Krug (Abb. 20) dürfte abgeleitet werden können von den einhenkeligen Gefäßen der nordwestdeutschen Megalithkeramik. Der Weg seiner Entwicklung geht aber nicht geradeswegs von Nordwestdeutschland nach der mittleren Saale sondern nimmt den Umweg über Schlesiens, wo ähnliche Krüge in Jordansmühl, Trebnig und Noßwitz¹⁾, gefunden worden sind. Die schlesischen Stücke sind wie das Rössener unverziert.

Ein in Form und Verzierung fast übereinstimmendes Gegenstück zu der zweihenkeligen Amphore (Abb. 7) ist in Militzsch in Schlesiens²⁾ gefunden. In der Form steht dieses den vorhin behandelten, zweihenkeligen Amphoren nahe, in der Verzierung den Henkelkannen. Es bildet sozusagen ein Bindeglied zwischen diesen beiden Formen und zeigt die Zusammengehörigkeit derselben. Was über diese gesagt worden ist, hat also auch für jene Gültigkeit. Eine etwas abgeklungene Form ist in Böhmen gefunden³⁾.

Die jetzt behandelten Gefäße sind im allgemeinen — aber nicht immer — in Gräbern gefunden. Als Vertreter der Gebrauchskeramik sind die Vorratsgefäße (Abb. 11, 12 und 15) und die Schüssel (Abb. 17) zu betrachten. Das Gebiet der Gebrauchskeramik ist aber bis jetzt viel zu wenig berücksichtigt und durchforscht. Auch haben die den täglichen Bedürfnissen entsprechenden Geräte gegenüber den für die Grabausstattung gefertigten, wo der persönliche oder, sagen wir, Stammesgeschmack sich mehr geltend machen konnte, eine größere Allgemeingültigkeit — sowohl zeitlich als räumlich, soweit die Lebensbedingungen der Menschen übereinstimmend sind, als daß die Unterschiede sich besonders hervorheben.

¹⁾ Seger, a. a. O. S. 34, Abb. 140 und S. 47, Abb. 191 und 194.

²⁾ a. a. O. S. 43, Abb. 133.

³⁾ Pl. a. a. O. Taf. VI, Abb. 21.

Als allgemeine Merkmale der Gebrauchskeramik des nordischen Kulturkreises sind: große, kräftige Henkel, starke, vorspringende Griffklappen und Zapfen und eine weite, offene Form. Die Verzierung besteht aus Singertupfenleisten und -Reihen. Die Tonmasse ist immer grob und stark kiesvermengt. Für die zeitliche Gleichsetzung der Gebrauchs- und der Grabgefäße ist das Grab a (vgl. S. 7), das mit Scherben von Gebrauchsgefäßen gepflastert war, besonders wichtig.

Unter den Kleingeräten kommen besonders solche aus Knochen vor (Abb. 13 und 14). Knochengeräte sind eine in den Siedelungen der jüngeren Steinzeit übliche Erscheinung und weisen keine typologischen Merkmale auf.

Nach dem, was ich jetzt gezeigt habe, dürften die in Rössen gefundenen Vertreter der nordischen Keramik im großen und ganzen gleichartig sein. Ich habe auch zu zeigen versucht, welche Entwicklung die hierhergehörigen Gefäße durchgemacht haben, wo sie entstanden sind und welchen Weg sie gewandert sind, ehe sie nach Rössen kamen. Ihre Wurzeln liegen im Norden und zwar am südlichen und westlichen Gestade der Ostsee. Von hier aus gehen sie nach Osten durch Mecklenburg, Pommern und Westpreußen, senden von hier aus einen Zweig nach dem Süden aus, der hauptsächlich der Oder aufwärts folgend durch Schlesien und Böhmen zieht¹⁾. Von Schlesien und Böhmen geht er nach der Provinz Sachsen. Diese Wanderung von den westlichen Ostseeländern bis zur Saalegegend, umfaßt eine geraume Zeit. Der Anfang findet in der zweiten Periode der jüngeren Steinzeit Nordens, der Dolmenzeit, statt, während erst am Schluß der jüngeren Steinzeit das Ende zu sehen ist, in die Periode IV nach Montelius. Bemerkenswert ist, daß die durch die behandelte Keramik ausgezeichnete Kulturgruppe keine oder fast keine Beziehungen zu der nordischen Ganggräberkultur oder der dieser gleichzustellenden nordwestdeutschen Megalithkultur hat, was sicher der Fall gewesen wäre, wenn diese sich aus der Dolmenkultur entwickelt hätte. Dieser Umstand spricht für die Richtigkeit der von Sophus Müller ausgesprochenen Behauptung, daß die Dolmen- und Ganggräberkultur nebeneinander bestanden haben und daß die Steinkisten die direkten Nachfolger der Dolmen sind. In Mecklenburg, wo z. B. die Entwicklung der Krugflaschen (Belz, a. a. O. Taf. 17, Abb. 160 und 161) aus den Kugelflaschen stattgefunden hat, kommen jene in Steinkisten vor; bei der nächsten Entwicklungsform (Belz, a. a. O. Taf. 17, Abb. 159) ist schon das Schlachtab an Stelle der Kiste getreten.

Die sächsisch-thüringische Keramik.

Die Gräber mit dieser Keramik — das Hauptgrab des Hügels und Grab I (S. 8) — sind beide Steinplattengräber. Das Steinplattengrab II (S. 8) und das Untergrab des Hügels möchte ich auch hierher rechnen.

¹⁾ Diese Wanderung deckt sich also mit dem dritten Indogermanenzug nach Kossinna (Mannus II, S. 71 und 79). Über die weitere östliche Verbreitung der Ausläufer der nordischen Keramik s. Kossinna a. a. O.

Sowohl die beiden kleinen Amphoren (Abb. 3 und 4) als der strichverzierte Becher (Abb. 8) sind typologisch ziemlich späte Formen. Inwiefern das Vorkommen von Steinkisten für ein älteres oder jüngeres Ansehen in Betracht kommt, oder ob es für die Zeitstellung ohne Bedeutung ist, läßt sich nicht sagen. Einzigartig ist der mit Steinplatten gepflasterte Boden des Hügelgrabes, was sonst in steinzeitlichen Kistengräbern nicht üblich ist.

Muschelschmud in der Form von runden durchlochten Scheibchen, wie im Grab f, kenne ich sonst noch aus zwei Gräbern in Rössen. Weiter kommen sie vor in drei schnurkeramischen Gräbern — Hardisleben und Eckstedt (Mus. Weimar, III. Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung, S. 103) und Esperstedt, Mansfelder-Seefreis (Mus. Halle), in dem 1827 ausgegrabenen Steinkistengrab auf dem Petersberg bei Halle (Kruze, „Deutsche Altertümer“, Bd. II, H. 6, S. 97) und bei einem Kinderstelet im Spitzen Hoch bei Latdorf (Kat. des Altert. Mus. der Stadt Bernburg, S. 25 und J. Schr. f. d. Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Bd. I, S. 41). Zusammen mit der Henkelanne aus Tagewerben (S. 23) sind sie auch gefunden. Die beiden weimarischen Gräber sind Frauengräber, das Steinkistengrab in Rössen und das Latdorer Grab enthielten Kinderstelette. Von den übrigen ist das Geschlecht nicht bekannt. Die Muschelscheibchen scheinen also ein besonderer Frauen- und Kinderschmud gewesen zu sein.

Die Glockenbechergruppe.

Wir haben zwei Gräber, die diese Gruppe vertreten — der freiliegende Hoder im Hügel mit dem Gefäß (Abb. 5) und das Grab mit der Armschutzplatte in der Nähe der Wallanlage (Grab b, S. 7).

Das Gefäß in dem ersteren Grabe nimmt der Form nach eine Zwischenstellung zwischen den Glockenbechern und den Aunetiker Gefäßen ein. Für die Zugehörigkeit zu der ersteren Gruppe spricht das weiche Profil sowie das Fehlen eines Henkels, für die letztere die in Verhältnis zur Breite niedrige Höhe und die glatte, unverzierte Außenfläche. Ich möchte es aber der Glockenbechergruppe zurechnen. Daß die niedrige Form nicht unbedingt dagegen spricht, zeigt der von Größler¹⁾ abgebildete Glockenbecher von Unter-Rißdorf. Bei diesem ist das Verhältnis zwischen Höhe und Breite fast genau dasselbe wie bei dem Rössener Gefäß, die Verzierung ist aber die für die Glockenbecher typische; dazu ist er in Gesellschaft einer Armschutzplatte gefunden. Die in Frage kommenden Aunetikergefäße, d. h. die abgeklungenen Formen ohne scharfe Bauchkante sind m. W. ohne Ausnahme mit Henkel versehen und haben oberhalb des Umbruches einen im allgemeinen sehr deutlich erkennbaren Übergang zwischen Hals und Bauch²⁾.

¹⁾ J.-Schr. f. d. Vorgeschichte d. sächs.-thür. Länder. Bd. VIII, 1909, Taf. III, Abb. 32b.

²⁾ Ein Gegenstück zu dem hier besprochenen Gefäße bildet der in einem Hodergrab gefundene Becher von Langendorf b. Weißenfels (jetzt im Besitz des Prov.-Mus. Halle).

Die Zeitstellung.

Außer dem hier behandelten fünf Keramikgruppen sind in Rössen auch zwei andere¹⁾ vertreten — die Spiralmäander- oder Linienbandkeramik und die Keramik der „Rössener Skelettgräber“ d. h. in erster Linie diejenigen, die die mit Doppelstichen verzierten Rössener Fußvasen enthalten. Bei der Behandlung der Zeitstellung möchte ich auch diese heranziehen, wenn sie auch nicht bei den Grabungen der letzten Jahre gefunden worden sind.

Wir haben also folgende 7 Keramikgruppen zu berücksichtigen:

- Die Spiralbandkeramik,
- die Stichreihenkeramik,
- die Rössener Fußvasen,
- die Keramik der Rössener Brandgräber (Jordansmühl),
- die nordische Megalithkeramik,
- die sächs.-thür. Keramik und
- die Glodenbechergruppe.

Aus der ersten Gruppe — der Spiralbandkeramik — sind mir von den früheren Grabungen zwei Gefäße bekannt. Selbst habe ich keine einzige Scherbe davon gefunden. Ich kann mir also durch eigene Beobachtung kein Urteil erlauben, möchte sie aber jedoch im Anschluß an Seger²⁾ (Schlesien), Jira³⁾ (Böhmen), und Palliardi⁴⁾ (Mähren) als die älteste Gruppe betrachten.

Für die weiteren Gruppen können die Verhältnisse in Rössen, wie ich sie gefunden habe, einige Auskunft geben.

Die mit Stichreihen verzierten Scherben kommen, außer in den hauptsächlich diese Keramik enthaltenden Wohngruben, über das ganze Gelände zerstreut vor — in der aufgeworfenen Erde des Hügels sowie in den Gräbern und Gruben, die sonst andere Keramik enthalten. Dieses Verhältnis ist nur so zu erklären, daß die späteren Besiedler sie auf dem Felde und in den Gruben vorgefunden haben. Sie müssen also älter sein als diese. Weiter haben wir auch gesehen, daß spätere Gräber, besonders die mit nordischer Keramik, zwischen den Wohngruben mit Stichreihenkeramik angelegt worden waren.

Dieses Gefäß wird der Aunetiger-Gruppe zugesprochen (Wilke, Ein vorgeschichtliches Grab bei Weiffensels. Mannus V, S. 304). Ich bin aber aus vorhin dargestellten Gründen doch geneigt, auch dieses Gefäß als Glodenbecher zu betrachten. Hier kommt noch hinzu der oben abgeflachte Rand, den ich bei keinem der zahlreichen im hallischen Museum aufbewahrten Aunetiger Gefäße gefunden habe, der aber ein typisches Merkmal der Glodenbecher ist. Der Schädel des Langendorfer Skelettes hat auch die für die Schädel der Glodenbecherleute charakteristische Kurzform, während die Aunetigerleute typische Langschädel sind.

¹⁾ Bei früheren Grabungen gefunden.

²⁾ a. a. O.

³⁾ Neolithische bemalte Keramik in Böhmen, Mannus I, S. 225f.

⁴⁾ Die rel. Chron. der jüngeren Steinzeit in Mähren. Wiener präh. Zeitschr. I, S. 256f.

Dieses hätte nicht der Fall sein können, wenn nicht eine geraume Zeit verfloßen wäre zwischen der Zeit, da die Stichbandkeramiker Rössen verlassen hatten und die Träger der nordischen und Jordansmühlerkeramik sich hier niederließen. Diese Zwischenzeit möchte ich für die Rössener Fußvasen in Anspruch nehmen. Einerseits können diese nicht älter sein als die Stichbandkeramik, andererseits sind in dem Grabe XX (S. 14) mit Jordansmühlerkeramik Scherben mit Doppeltstichverzierung gefunden worden. Zeitlich sich an die Fußvasen anschließend treten die von Schlesien und Böhmen kommende nordische und Jordansmühlerkeramik auf, die letztere mit den Brandgräbern. Für die Gleichzeitigkeit dieser beiden Keramikgruppen spricht das gegenseitige Übernehmen von Einzelheiten in der Formgebung und in der Verzierung der Gefäße (vgl. die Trommel und der Doppelhenkelkrug von Hundisburg). Trotzdem müssen aber die Leute, die Träger dieser beiden Kulturen waren, ihre Eigenart beibehalten haben, was sich besonders in bezug auf die Art der Bestattung zeigt.

Zuletzt, ganz am Ende der jüngeren Steinzeit, erscheinen die Vertreter der sächs.-thür. Keramik und die Glockenbecherleute.

Die vorhergehende Untersuchung hat gezeigt, in welcher nahen Beziehungen Rössen und der mit ihm zusammenhängende Kulturkreis in Mitteleuropa mit Osteuropa, besonders Schlesien und Böhmen, gestanden hat. Von hier aus ist die Stichreihen-, die Jordansmühler- und die nordische Keramik gekommen. Unterbrochen scheinen diese Verbindungen in der Zeit gewesen zu sein, als die unmittelbar von der nordwestdeutschen Megalithkeramik stammenden, mit Doppeltstich verzierten Rössener Fußvasen eindrangen, die sich zwischen die Stichreihenkeramik und die Jordansmühler und nordische Keramik einschoben haben.

Ein slawischer Friedhof des 12. Jahrhunderts bei Treben Kr. Weißenfels¹⁾.

Don Nils Nitlsson, Halle a. S.

Mit 6 Abbildungen und 1 Plan (Taf. IX).

Treben ist eine Wüstung, die auf dem rechten Ufer der Saale, zwischen Weißenfels und Corbetha, dicht am Rande der nach Norden, Osten und Westen steil abfallenden Hochfläche liegt ²⁾. Im Süden ist der Ort von einer doppelten Wallanlage umgeben. Von dieser ist der innere Wall noch gut erhalten, während der äußere zum größten Teil abgetragen worden ist. Innerhalb der Wallanlage befindet sich noch die alte Kirche — ein typisch romanischer Bau der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts.

Die Besiedelung des Ortes geht zurück bis in die jüngere Steinzeit. Bei einem Probetdurchschnitt durch den Wall wurde eine steinzeitliche Herdgrube mit zahlreichen spiralverzierten Scherben angetroffen. Außerdem wurden sowohl auf den Feldern innerhalb und außerhalb des Wallbes, als in dem Walle selbst und in der Deckerde der untersuchten Gräber öfters bronzezeitliche Scherben gefunden. In einem neuzeitlichen Grabe auf dem Friedhof fand sich sogar eine Rollenkopfnadel aus Bronze.

Über die Schicksale des Dorfes im Mittelalter ist man sehr wenig unterrichtet ³⁾. Wann es verlassen worden ist, ist nicht mit Sicherheit bekannt ⁴⁾. Heutzutage wird sowohl Kirche als Friedhof von der benachbarten Gemeinde Löfau benutzt.

Bei der Anlage von neuen Gräbern war man bei verschiedenen Gelegenheiten auf große Steinblöcke gestoßen, die bei der Anlage der Gräber

¹⁾ Vortrag gehalten auf der 6. deutschen Tagung für Vorgeschichte zu Berlin am 9. April 1920.

²⁾ Siehe Mehtischblatt Nr. 2750, Lützen.

³⁾ Vgl. Puttrich, „Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen“, Bd. 1, Abt. 2. Leipzig 1837 und „Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen“. H. VIII, S. 233.

⁴⁾ Weitere Ausgrabungen, die in Aussicht stehen, werden hoffentlich hierüber Klarheit bringen.

hinderlich waren. Um dieses Hindernis zu beseitigen, war man darauf bedacht, die Steinblöcke zu zersprengen und wegzuschaffen. Durch die freundliche Vermittlung des Herrn Prof. Schröter in Weißenfels wurde das Provinzial-Museum zu Halle von diesem Vorhaben benachrichtigt und konnte rechtzeitig eine Untersuchung vornehmen. Die Ausgrabung fand im Mai 1919 statt.

Die Steinblöcke, deren Bedeutung anfangs unklar war, befanden sich auf einem ziemlich beschränkten Raum vor der Südseite der Kirche. Daß die Aufmerksamkeit nicht früher auf dieselben gerichtet worden ist, beruht darauf, daß sie unter der heutigen Erdoberfläche lagen. Die Untersuchung wurde deshalb damit angefangen, die Steine freizulegen. Hierdurch konnte zuerst festgestellt werden, daß die ursprüngliche Erdoberfläche durch Anhäufung von Bauschutt und Erde etwa 50—80 cm künstlich erhöht worden war. Für diese

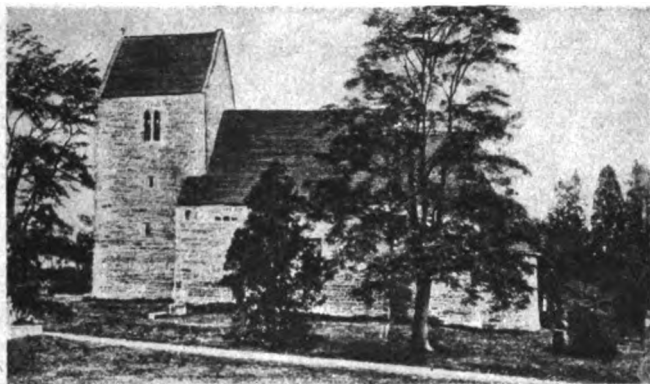


Abb. 1. Die Kirche zu Treben. Die Gräber lagen zwischen dem Weg im Vordergrunde und der Kirche.

Tatsache zeugen einerseits die durch das Wegräumen des Schuttes zum Vorschein gekommenen profilierten Fundamentsteine der Kirche, anderseits ein an der Nordseite der Kirche befindlicher Eingang, dessen Schwellenstein unterhalb der heutigen Oberfläche liegt. Der innere Fußboden der Kirche befindet sich ebenfalls etwa in gleicher Höhe mit der ursprünglichen, jetzt freigelegten Oberfläche.

Die Steine, die also auf dieser ruhten, waren mit wenigen Ausnahmen von Osten nach Westen orientiert. Weiter waren sie im großen und ganzen in parallelen, nord-südlichen Reihen eingeordnet. Ihrer Lage nach konnte man also annehmen, daß sie Grabsteine gewesen sind, eine Annahme, die bei der weiteren Untersuchung auch ihre Bestätigung fand. Die Zahl der Steine betrug 31. Die Größe war verschieden: der größte maß in Länge 2,20 m mit einer Breite von etwa 1,30 m und einer Dicke von 50—60 cm; der kleinste war nur 1,30 m lang, 60 cm breit und 35 cm stark. Die Form war sehr unregelmäßig.

Von einer absichtlichen Bearbeitung oder Behauung war nichts zu sehen. Der Gestein war Quarzit, sog. Knollenstein, wie er in den Braunkohlengruben häufig angetroffen wird.

Ob die also als Grabsteine erkannten Steinblöcke sich in ursprünglicher Lage befanden, oder ob sie einst aufrecht gestanden haben, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Das letztere ist wohl das wahrscheinlichste. Die Fragen, wann und weshalb sie umgeworfen worden sind, sind auch nicht zu beantworten. Daß dieses aber absichtlich geschehen ist, zeigt die Regelmäßigkeit ihrer Lage. Die nächstliegende Antwort ist wohl einfach die, daß bei einer Planierung des Friedhofs, wofür die Erhöhung der Erdoberfläche spricht, sie lästig gefunden worden sind, und da sie zum Wegzuschaffen zu schwer waren, sind sie einfach umgeworfen und mit Erde bedeckt worden. Einen tieferen Sinn dürfte das Umlegen wohl kaum gehabt haben.

Die weitere Untersuchung wurde dadurch sehr erschwert, daß die Steine ziemlich nahe aneinander lagen. Ihrer Größe und Schwere halber konnten sie auch nicht beseitigt werden. Um die unterliegenden Gräber zu erreichen, war es deshalb notwendig, vor jedem Steine einen Schacht einzugraben, von welchem aus dann der Boden unter dem Steine gewölbeartig ausgehöhlt wurde.

Die Gräber lagen 0,80—1,20 m tief unter der Unterseite der Steine, d. h. unter der alten Oberfläche, je nach der Mächtigkeit der Humusschicht. Bei der Herrichtung der Gräber hat man anscheinend absichtlich so tief gegraben, bis der Kies erreicht war. Sie lagen nämlich sämtlich etwa 30—45 cm tief in diesem, d. h. die Oberseite des ehemaligen Sarges — sei es, daß dieser von einer Steinkiste umgeben war oder nicht — hat sich etwa in gleicher Höhe mit der oberen Grenze des Kieselbefundes. Diese Beobachtung wurde bei jedem Grabe bestätigt.

Jedem Stein — mit nur wenigen Ausnahmen — entsprach ein unter demselben befindliches Skelett und zwar so, daß der Schädel gerade unter der westlichen Kante des Steines lag; dieser bildete also eine schützende Bedeckung des Grabes. Dieser Umstand beweist die Zusammengehörigkeit der Gräber mit den Steinblöcken und spricht auch für die oben angegebene Annahme, daß diese ursprünglich aufrecht am Kopfende der Gräber gestanden haben. Mehrfach waren die ursprünglichen Gräber durch spätere Bestattungen zerstört worden, so daß in einigen Fällen nur der Schädel oder einzelne Knochen vorhanden waren ¹⁾. Jedoch war die Zahl der gut erhaltenen Gräber überwiegend, so daß man ein ziemlich klares Bild der Art der Bestattungen bekommen konnte.

Die Toten waren in gestreckter, ostwestlicher Lage bestattet worden. Der Kopf lag im Westen mit dem Blick nach Osten oder Norden gerichtet. Die

¹⁾ Die bei den slawischen Gräberfeldern bei Leubingen (J.-Schr. f. Dorg. der sächsl.-thür. Länder, Bd. V, S. 43f.) und Camburg (Zeitschr. f. Thür. Geschichte u. Altertumskunde. Bd. XXII, S. 269f.) erwähnten Teilbestattungen dürften auch auf Nachbestattungen zurückzuführen sein.

Arme waren an den Seiten entlang gedrückt. Im allgemeinen waren die Skelette sehr schlecht erhalten. Zum Teil lagen sie frei in der Erde, zum Teil waren sie von hochkantig gestellten kleinen Steinplatten umgeben, die eine Art Kiste bildeten. In einigen Fällen fanden sich diese Platten nur um den Schädel und an den Füßen, während das Skelett im übrigen frei lag. Bei drei Skeletten kam es außerdem vor, daß unter den Schädel eine Steinplatte gelegt war, wodurch er wie auf einem Kopfstützen ruhte. Diese Verschiedenheit in der Art der Bestattung beruht nicht auf einer nachträglichen Zerstörung, sondern

ist ursprünglich. Man könnte vielleicht hier- nach annehmen, daß zwischen den frei- liegenden und den mit Steinstützen versehenen Gräbern ein zeitlicher Unterschied bestände.

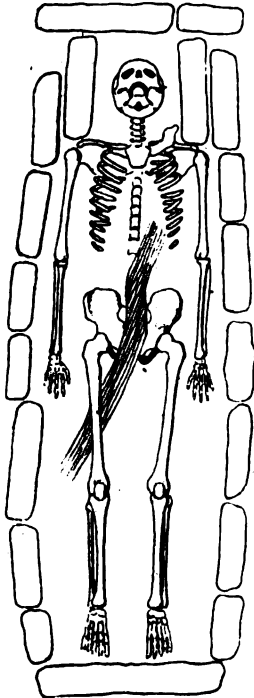


Abb. 2. Grab III.



Abb. 3. Grab III von oben mit dem Stein.

Auf dem Trebener Friedhof konnte aber eine solche Annahme keine Bestätigung finden. Die verschiedenen Gräberarten kamen neben einander auf dem ganzen Friedhof vor. Dieselben Beigaben wurden ebenfalls sowohl in jenen als in diesen Gräbern gefunden (s. u.).

Die am besten hergerichtete und erhaltene Steinkiste wurde im Grab III angetroffen (Abb. 2 und 3). Diese dürfte deshalb als Typus betrachtet werden können. Sie war aus dünnen, etwa 5 cm starken, hochkantig gestellten Sandsteinplatten gebildet. Die Höhe betrug etwa 20—30 cm.

Das Kopf- und Fußende war durch zwei oder eine Platte abgeschlossen. Die größte Weite lag an der Mitte, die beiden Enden waren etwas schmaler.

Der Kopf war durch einen an jeder Seite aufgestellten Stein besonders geschützt, wodurch er wie in einer Nische zu liegen kam.

Auf 25 Gräber, deren Erhaltungszustand ein Urteil über die Art der Bestattung ermöglichte, verteilten sich die verschiedenen Gräbertypen folgendermaßen: 10 waren mit Steinkisten oder Steinumfassung, mit oder ohne besonderen Schutz für den Kopf, 7 nur am Kopfe und an den Füßen mit Steinen versehen und 8 lagen ganz frei. Hiernach wären die Steinkisten überwiegend, jedoch ist die Anzahl der untersuchten Gräber zu gering, um daraus irgend welchen Schluß über das Überwiegen des einen oder des anderen der drei Typen zu ziehen. Da weiter, wie vorhin schon gesagt worden ist, die Lage der verschiedenen Gräbertypen auf dem Friedhof keinen Anhaltspunkt für einen zeitlichen Unterschied ergab, sind wir berechtigt anzunehmen, daß die verschiedenen Bestattungsarten gleichzeitig vorkamen, und daß der Unterschied nur von individueller Art war ¹⁾.

In sämtlichen Gräbern wurden Holzreste beobachtet. Diese weisen darauf hin, daß die Toten in irgend einer Art von Holzumhüllung bestattet worden sind. Das Holz — wo bestimmbare Reste noch vorhanden waren, handelt es sich um Eichenholz — war aber schon so vermodert, daß in den meisten Fällen nicht festzustellen war, von welcher Art diese Umhüllung gewesen ist. Etwas läßt sich jedoch sagen. In keinem Grabe wurden Holzreste seitwärts der Skelette gefunden aber sonst sowohl unter als über denselben. Es scheint also, als ob der Verstorbene nur auf ein einfaches Brett gelegt wäre,

¹⁾ Bei Dalby in Südschweden sind im Herbst 1919 ähnlich hergerichtete Gräber ausgegraben worden. Hier lag der Kopf in einer besonders ausgehöhlten Vertiefung des Kopfsteines. Im übrigen war das Skelett von kleinen Sandsteinplatten umsetzt, ähnlich wie in den Trebener Gräbern. (Nach förl. Mitteilung des Prof. O. Rydbeck in Lund; vgl. auch Svenska Dagbladet für den 22. Sept. 1919). — An dieser Stelle sei auch an solche mittelalterlichen Steinsärge erinnert, die aus einem Block hergestellt sind, und bei denen auch für den Kopf eine besondere Aushöhlung vorhanden ist.

Aus diesen verschiedenen Typen dürfte folgende typologische Reihenfolge sich zusammenstellen lassen:

- a) Steinsarg aus einem Block hergestellt mit besonderer Aushöhlung für den Kopf.
 - b) Steinkiste mit ausgehöhltem Kopfstein; im übrigen nur Steinplatten (Dalby).
 - c) Steinkiste, nur aus kleinen Steinplatten hergestellt; der Kopf des Toten seitwärts mit doppelten Steinen umsetzt (Treiben, Leubingen a. a. O.).
 - d) Steinplatten nur am Kopf- und Fußende; das Skelett im übrigen freiliegend (Treiben, Leubingen, Bodelwitz — J.-Schr. f. Vorg. d. sächs.-thür. Länder, Bd. I, S. 84).
 - e) Skelett ganz freiliegend (Treiben, Camburg, Rastau — Präh. Zeitschr. I, S. 387).
- Mit Ausnahme des Falles a ist der Tote wahrscheinlich außerdem in einer Holzumhüllung beigelegt worden.

Zu diesen 5 Gräbertypen kommen noch die nach der Körperform in Lehm ausgestochenen Gräber (Gorsleben, Gerbstedt — J.-Schr. f. Vorg. d. sächs.-thür. Länder, Bd. III, S. 70 u. I, S. 170).

Inwieweit bei diesem typologischen Unterschiede auch ein zeitlicher vorhanden ist, läßt sich bei unserer mangelhaften Kenntnis der mittelalterlichen Gräber nicht sagen.

wahrscheinlich in voller Kleidung — das Vorkommen von Leder und Stoffresten in Leubingen und Ralsau deutet darauf —, und dann in das Grab heruntergesetzt worden ist. Das untere Brett hatte wahrscheinlich den rein praktischen Zweck, die Leiche gerade zu halten. Über dieselben wurde dann zum Schutz ein zweites Brett gelegt (vgl. auch Leubingen). In einigen Gräbern fehlte die obere Holzschicht. Statt dessen fand sich im Grab III (Abb. 2) eine etwa armdicke Bohle, die schräg über dem Körper von der linken Schulter bis unter dem rechten Oberschenkel lag. Vermutlich ist diese Bohle als das Tragholz zu deuten¹⁾.

Die Beigaben waren sehr spärlich; nur in sechs Gräbern wurden solche gefunden:

- Grab B: freiliegendes Skelett; an jeder Seite des Kopfes je ein Schläfenring (Abb. 4: B).
- Grab III: bei einem einzelnen Schädel, der außerhalb, dicht neben der Steinfliste lag, fand sich an der rechten Seite ein kleiner Schläfenring (Abb. 4: III).
- Grab V: Skelett in einer sorgfältig hergerichteten Steinfliste; an jeder Seite des Kopfes je ein Schläfenring; um den Hals 22 Perlen, und zwar 10 aus rotem Achat, 8 aus Bergkristall, 3 aus gebrannter Porzellanerde und 1 aus Knochen (Abb. 4: V).
- Grab XI: freiliegendes Skelett, an der rechten Seite des Kopfes ein kleiner Schläfenring mit daran haftenden Lederresten.
- Grab XII: Skelett, nur an den Seiten mit einzelnen Steinen umsetzt; am Kopf 4 Schläfenringe — an jeder Seite je 2; um den Hals 21 Perlen, davon 10 aus rotem Achat, 7 aus Bergkristall, 3 aus gebrannter Porzellanerde und, eine größere aus Ton (Abb. 4: XII).
- Grab G: freiliegendes Skelett; an der rechten Seite des Kopfes ein eiserner Schlüssel (Abb. 5).

Außerdem fand ich in Grab X, in der Kopfgegend, ein Stück eines Tierkiefers.

Gefäße oder Scherben davon wurden in keinem Grabe gefunden.

Die Schläfenringe sind alle klein und von gewöhnlicher Form, an dem einen Ende flach ausgehämmert und S-förmig umgebogen. Die Oberfläche ist sehr verwittert und grün patiniert. Jedoch sind sie nicht aus Bronze sondern aus einer Legierung von Kupfer und einem Weißmetall, wahrscheinlich Silber. Unter der Patinierung zeigt nämlich das Metall eine weißgraue Farbe. Nur die zwei aus dem Grabe B sind aus zusammengerolltem Blech angefertigt, die

¹⁾ Von den Gräberfeldern bei Bodelwitz (a. a. O.) und Thiemsdorf bei Pöyneck (Zeitschr. f. Thür. Gesch. u. Altertumsk. Bd. XX, S. 653) sind Holzreste erwähnt, die für Würdezeichen oder Lanzenenschaft gehalten wurden. Welche Deutung die richtige ist, muß vorläufig dahingestellt werden. Auffallend ist, daß die gleiche Erscheinung in drei verschiedenen Gräberfeldern wiederkehrt.

übrigen aus rundem Draht. Die in den Gräbern III und XI einzeln gefundenen Ringe sind auffallend klein mit einem äußeren Durchmesser von nur 11 mm. Der Durchmesser der übrigen beträgt etwa 15—17 mm, was der gewöhnlichen Größe dieser Ringe entspricht.

Die Achat- und Bergkristallperlen sind sämtlich von derselben Form und Größe — unregelmäßig rund mit einem Durchmesser von etwa 8 mm (Abb. 4),

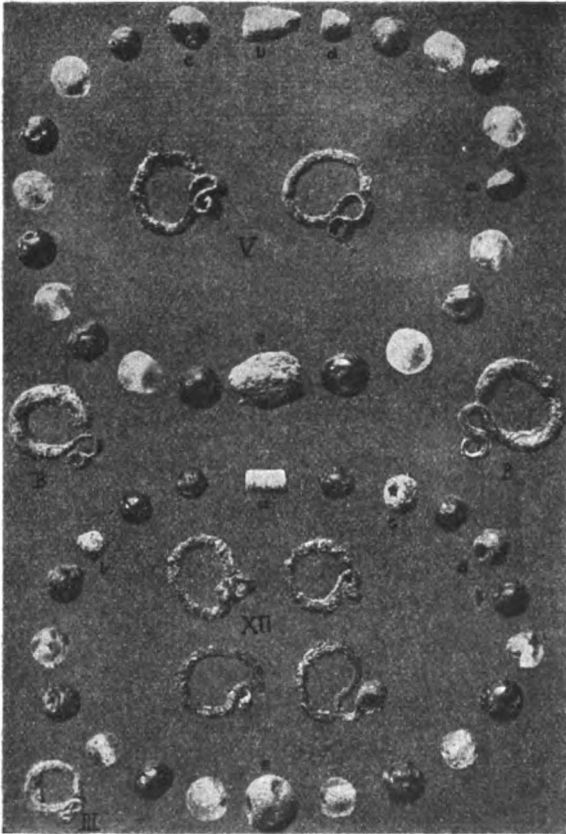


Abb. 4. $\frac{2}{3}$ n. Gr.

nur eine Perle aus Achat ist in Sazetten geschliffen (Abb. 4: Va); die Perlen aus Porzellanerde aus den Gräbern V und XII (Abb. 4: Vb, c, d und XIIa, b, c, d) sind dagegen von verschiedener Form und zeigen eine regelmäßige Ausführung, was sich aus der leichteren Bearbeitung des Materials ergibt. Die Perlen Vb und XIIa haben eine weißglänzende, etwas grün schillernde Oberfläche; die beiden übrigen sind matt. In jedem dieser beiden Gräber kam eine Perle vor, die sich durch ihre Größe besonders auszeichnete: die in Grab V (Abb. 4: Ve) aus Knochen, die in Grab XII (Abb. 4: XIIe) aus Ton. Die erstere ist oval, an den beiden Enden etwas beschädigt;

die letztere hat eine runde Form und zeigte bei dem Auffinden eine klarrote Farbe, die nachher in der Luft erblaßte. Sie ist ringsum mit kleinen runden Eindrücken versehen.

Einen eigenartigen Fund bildet der in Grab G gefundene eiserne Schlüssel (Abb. 5). Die Form desselben ist kurz und plump mit verhältnismäßig großem Bart. Im Provinzialmuseum Halle wird ein ähnlicher Schlüssel aufbewahrt, der nebst einem Schläfenring aus einem slawischen Grabe auf dem jetzt abgetragenen Kirchenhügel in der Wüstung Ober-Bersdorf bei Sömmerda, Kr.

Weissenfee stammt (Abb. 6). Wie bekannt ist der Schlüssel ein Abzeichen der Frauenwürde. Vermutlich sind diese beiden Toten aus Treben und Ober-Bersdorf gute und beliebte Hausfrauen gewesen, denen ihr Würdezeichen mit ins Grab gegeben ist. Beide Schädel sind nämlich weiblich.

Von stofflichen Beigaben sind nur die kleinen Lederreste aus Grab X zu erwähnen.

Tierknochen, wie hier aus dem Grab X, sind in slawischen Gräbern eine nicht seltene Erscheinung (Bodelwitz, Leubingen). Wahrscheinlich ist dieser Gebrauch ein Überbleibsel aus vorgeschichtlicher Zeit, da dem Toten Wegzehrung für die Fahrt in das Jenseits mitgegeben wurde und hängt mit dem „Leichenschmaus“ nicht zusammen.

Über die Zeitstellung des Trebener Friedhofes geben die Funde selbst keine Auskunft. Schlaferringe und Perlen kommen sowohl in den älteren als den jüngeren slawischen Gräbern vor. Welch Spielraum zeitlich besteht, zeigen



Abb. 5. Treben.



Abb. 6. Ober-Bersdorf.

1/2 n. Gr.

zwei durch Münzen zeitlich bestimmte Gräberfelder derselben Art wie das Trebener. Das eine stammt aus Klein-Tinz, Kr. Breslau, wo ein Denar der Kaiserin Adelheid (983—995) gefunden wurde¹⁾, das andere ist das schon mehrmals erwähnte Gräberfeld von Rassau, Provinz Hannover²⁾. Hier fanden sich Münzen aus dem Ausgang des 13. Jahrhunderts.

Trotzdem haben wir für den Trebener Friedhof einen Anhaltspunkt, der für die Zeitbestimmung nicht ohne Wert sein dürfte. Wie anfangs schon erwähnt, ist der Bau der Kirche (Abb. 1) in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu setzen. Nun ist anzunehmen, daß die Gräber der ersten Zeit des Bestehens der Kirche angehören. Alter können sie kaum sein, da man dann zu erwarten hätte, daß die Gräber auch unter der Kirche zu finden wären. Das ist aber nicht der Fall. Probegrabungen, die dicht an den Kirchenmauern gemacht wurden, zeigten, daß die Gräber etwa 1—2 m von dieser entfernt aufhörten. Für ihre Zusammengehörigkeit mit der Kirche zeugen außerdem die gegenseitige Lage

¹⁾ Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Bd. VII, 1899, S. 537.

²⁾ Präh. Zeitschr. I, S. 387.

der Kirche und der Gräber zueinander ¹⁾). Wir hätten also hiermit ein Terminus post quem. Viel jünger dürften sie auch nicht sein aus dem Grunde, daß die Leute, die die Gräber angelegt haben, noch ihre slawische Eigenart im Körper- schmutz und in der Bestattungssitte beibehalten haben. Wegen der geringen Zahl der Gräber — nach einer ungefähren Schätzung dürften sie 50—60 nicht übersteigen — kann der Friedhof höchstens 50—75 Jahre benutzt worden sein. Die Behauptung, die Trebener Gräber seien im Laufe des 12. Jahrhunderts, besonders in dessen späterem Abschnitt, angelegt worden, dürfte also berechtigt sein. Die hier bestatteten Menschen würden also derselben Generation, die die Kirche gebaut hat, oder der nächstfolgenden angehört haben.

Mit dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts können wir also annehmen, daß die slawischen Bestattungen aufhören, sei es, daß die Slawen vertrieben wurden oder in die germanische Bevölkerung aufgingen. Damit hätten wir auch einen bestimmten Zeitpunkt für die vollständige Wiedergermanisierung der Trebener- und der mittleren Saalegegend und für den endgültigen Sieg des Germanentums über das Slawentum erhalten ²⁾).

¹⁾ Eine gute Übereinstimmung geben die vorhin genannten Gräber von Dalby in Südschweden, die ebenfalls, wie die Trebener Gräber bei einer Kirche des 12. Jahrhunderts angelegt sind. Die schwedischen Gräber werden auch in dieselbe Zeit gesetzt.

²⁾ Am auffallendsten bei den Trebener Gräbern sind die großen Steinblöcke, die über den Gräbern lagen, und die wir als Grabdenkmäler oder Grabsteine aufgefaßt haben. Meines Wissens ist dieses der einzige Fall, wo solche beobachtet worden sind.

Eine interessante Beobachtung über das Vorkommen und die Entwicklung der Grabsteine auf slawischen Friedhöfen ist mir von Dr. Walter Schulz, Halle, mitgeteilt worden. Am Narotsch-See, nordöstlich von Wilna, war ein Friedhof von einem Schützengraben durchschnitten. Hierbei waren die Gräber des anscheinend ältesten Teiles des Friedhofes angeschnitten, sie waren nur durch einzelne, etwa kopfgroße Steine gekennzeichnet. Gefunden wurden dabei ein silberner Ohrring mit aufgezogenen, kleinen hohlen Kugeln aus Bronze. Auf den nächstliegenden Gräbern standen rohe, schmutzlose, unbehauene Sindlinge. An Steinen, die einer noch späteren Periode angehören, war ein einfaches lateinisches oder griechisches Kreuz eingehauen. Die Grabsteine der jüngsten Gräber waren gut zugehauen und mit einem aufgesetzten Kreuz und dem Namen und den Jahreszahlen des Verstorbenen versehen. Die letzteren stammen aus der Jetztzeit. Die ältesten dürften nach dem gefundenen Ohrring zu urteilen, im früheren Mittelalter angelegt sein.

Das Haus in Glaube und Brauch der Vorzeit¹⁾.

Don Dr. Walther Schulz; Halle a. S.

(Auszug.)

Die Frage, wie die Wohnung des vorgeschichtlichen Menschen aussah, hat vor allem die Bodenforschung bereits aufgehellert, wenn auch im einzelnen noch zu berichtigen und zu ergänzen sein wird. Wollen wir nun das Verhältnis des Menschen zu seiner Wohnung, die Bedeutung des Hauses, den Glauben und Brauch, der sich mit dem Hause verknüpfte, erkennen, so müssen wir noch andere Quellen erschließen, die die Bodenforschung unterstützen und anregen. Vor allem die Volkskunde muß mitwirken; noch heute bestehender oder überlieferter Glaube und Brauch ist zu sammeln, und weiter ist zu untersuchen, was davon in vorgeschichtliche Zeiten zurückweisen dürfte.

Der Vortragende ging aus von der Bedeutung, die das Haus für den Vorzeitmenschen gehabt hat. Die Kunde lehrt, daß die Völker der Steinzeit bei uns in Europa größtenteils in festgefügtten Häusern wohnten, deren Bau nach bestimmten Regeln erfolgte, und die eine hohe Leistung technischen Könnens dargestellt haben. In der Bauart hat sich schon damals, wie noch heutzutage, der Volkscharakter gespiegelt. Die heutigen deutschen Haustypen liegen schon damals z. T. wenigstens im Keime vor.

Bis in die Zeiten, da die indogermanisch sprechenden Völker noch im Zusammenhang standen, bis in die Steinzeit, geht die Gleichsetzung von Haus und Familie, Hausherr und Herr, Vater der Familie, zurück, wie sie die Sprachforschung erweist, und worin eigenartige deutsche Rechtsbräuche vergangener Jahrhunderte ihre Erklärung finden. Uralt sind der Rechtsbegriff des Hausfriedens und die Gewalt des Hausherrn über seinen Gast.

Verbreitet war die Anschauung, daß der Mensch auch nach seinem Tode ein Haus bewohnte. Bestattung im Wohnhause lassen sich in vorgeschichtlicher Zeit nachweisen; das Haus wurde vielleicht dabei dem Verstorbenen ganz über-

¹⁾ Vortrag, gehalten bei der 6. Deutschen Tagung für Vorgeschichte zu Berlin am 9. April 1920.

lassen (zu unterscheiden sind Bauopfer). Auch das Grab diente als Wohnung, über dem Toten war ein Bau errichtet, der mitunter offenbar an das Wohnhaus erinnerte. In der Regel aber unterschied sich die Grabkammer als Totenwohnung ganz wesentlich von dem Hause des Lebenden, so schon in der Verwendung des Stoffes, der bei dem Glauben, das Fortleben der Seele sei an die Erhaltung des Körpers gebunden (Spuren des Glaubens haben sich bis in die Neuzeit erhalten), verbunden mit der Furcht vor dem Toten und mit kultischen Vorstellungen ein festerer, unvergänglicher war. Tief im Innern des Hügels hauste nun der Tote in seiner von Stein und Erde überdeckten Wohnung (vgl. Sagen, die sich an Grabhügel knüpfen). Mit dem Aufkommen des Leichenbrandes trat die Vorstellung der Totenwohnung zunächst in den Hintergrund, hier müssen wir auch eine andere Anschauung über das Wesen der Seele des Verstorbenen voraussetzen. Aber eine gewisse Zeit, nachdem sich die Leichenverbrennung eingebürgert hatte, drang teilweise jene alte Vorstellung wieder durch: am klarsten sehen wir es bei den Hausurnen. Sie können sehr wohl ungefähr zu gleicher Zeit unabhängig voneinander entstanden sein in Italien, wie auch im mittleren und nördlichen Deutschland und im Norden. Daß die Urne das Haus des Toten ist, war mitunter nur angedeutet, so wenn ein Tongefäß mit einer Deckschale versehen ist, die Dachform hat, (z. B. italische Hausurnen), oder wenn auf der Urne eine Tür dargestellt ist (z. B. Türurne von Klein-Gottschow, Prignitz und die Urnen der Völkerwanderungszeit von Daumen in Ostpreußen). Es war also nicht erforderlich, daß das Wohnhaus des Lebenden nachgebildet wurde. Der Töpfer hielt sich vielfach an die Hausform, die er am leichtesten in Ton bilden konnte, an die Rundhütte. Es sei daran erinnert, daß nach heutigen Volksglauben für das Hausgespenst zwei in Dachform gegeneinander gestellte Ziegel als Wohnung genügen. Ein Gespenst muß ein Dach haben, sagt der Volksglaube.

Weiter behandelt der Vortragende, ausgehend von der Volkstunde, Bräuche beim Hausbau und beim Beziehen des Hauses, Hausgeister, Schutz des Hauses vor bösen Einflüssen, die Bedeutung von bestimmten Teilen des Hauses, wie von Herd, Dach, Giebelloch, Eingang, Schwelle und Traufe. Man wird vielfach die Frage offen lassen, wie weit sich Überlieferungen aus vorgeschichtlicher Zeit gehalten haben; die weite Verbreitung manches Glaubens und Brauches kann vielleicht (muß aber keineswegs unbedingt) für ein hohes Alter sprechen. Berichte führen nur bis in frühgeschichtliche Zeit. Bodensfunde geben bisher nicht gerade häufig Aufschluß (z. B. Schutzzeichen an Hausurnen, Tierköpfe am Giebel). Doch ist zu hoffen, daß gerade hier Volkstunde und Bodenforschung vereint unsere Kenntnis von Glaube und Brauch der Vorzeit fördern werden.

Bericht über die sechste Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Berlin, 8. bis 11. April 1920.

Außerer Verlauf,

beschrieben von G. Kossinna und E. Sneathlage.

Donnerstag, den 8. April:

Eröffnet wurde die Tagung durch einen Festvortrag über Höhepunkte nordindogermanischer Kultur (siehe oben S. 249ff.), den Geheimrat Univ.-Prof. Kossinna nachmittags im Aulagebäude der Universität hielt. Daran schloß sich der Begrüßungsabend der Mitglieder und Gäste im Wirtshaus „Zum Heidelberger“ in der Dorotheenstraße, der gut besucht war und sehr angeregt verlief. Prof. Paape, der Obmann des Ortsausschusses, hielt dabei etwa folgende Ansprache:

„Wenn französische Zeitungen von unserer Tagung erfahren werden, so ist sicher von neuem ihre Klage zu erwarten: „Diese Deutschen sind nicht tot zu bekommen; trotz des schwersten aller Kriege ist auch das wissenschaftliche Leben in Deutschland wieder in voller Arbeit.“ Und das ist Tatsache. Uns alle beseelt die Überzeugung, daß wir diesen Krieg trotz der ungeheuren Übermacht nicht zu verlieren brauchen, wenn nur die diplomatische Führung ein wenig besser gewesen wäre, und daß die Rassewerte unseres Volkes dafür bürgen, daß Deutschland wieder zu Macht und Ansehen gelangt, wenn die deutsche Arbeit wie vor dem Kriege wiederum fortschreitet. Zwar konnte während des Krieges eine Tagung unserer Gesellschaft aus begreiflichen Gründen nicht einberufen werden, aber geruht hat das wissenschaftliche Leben in ihr trotzdem nicht. Davon legt allein schon Zeugnis ab das regelmäßige Erscheinen unserer Zeitschrift „Mannus“. Und unser Herr Vorsitzender hat durch mehrere Schriften neues Licht über die Vorgeschichte unserer Ostmarken verbreitet. Welchen Einfluß die Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte bereits ausgeübt hat, wird ersichtlich aus den vielen neuen Zeitschriften, die aus ihrem Geiste hervorgegangen sind.

Der Ortsauschuß heißt Sie herzlichst willkommen und hofft, daß Sie reiche Anregung und vollen Genuß von dieser Tagung nach Hause mitnehmen werden und auch die Überzeugung, daß die Leitung unserer Gesellschaft in den besten Händen ist“.

Freitag, den 9. April:

Um 9½ Uhr fand unter Leitung des Geheimrats Kossinna eine Vorstands- und Ausschußsitzung im Universitätsgebäude statt, zu der erschienen waren die Herren: Hahne, Heß v. Wichdorff, Paape, Schmidt-Görlitz, Sneathlage, v. Stranz. Alle Teilnehmer waren darin einig, daß eine wesentliche Erhöhung des Jahresbeitrags sich nicht vermeiden lasse. Es soll für 1920 ein Beitrag von 20 Mk., von 1921 ab von 25 Mk. in der Geschäftsitzung vorgeschlagen werden.

Zu Kassenprüfern wurden Schmidt-Görlitz und v. Stranz-Berlin gewählt.

Die Vorträge im Aulagebäude der Universität eröffnete der Vorstand Geheimrat Kossinna durch eine Begrüßungsrede, in der er etwa folgendes ausführte:

„Sieben lange Jahre sind verflossen, in denen unsere Gesellschaft keine Tagung abhalten konnte und so die lebendige, persönliche Berührung und der mündliche Gedankenaustausch der Mitglieder und Freunde unserer Wissenschaft vollkommen ausgeschaltet war. Gewissermaßen in Vorahnung der Dinge, die sich in den letzten Jahren vor dem Kriege vorbereiteten, fand unsere letzte Hauptversammlung in dem am meisten nach Westen vorgeschobenen, unserem Erbfeinde unmittelbar zugekehrten Teile unseres Vaterlandes statt, der jetzt unter dem schweren, schier unerträglichen Druck feindlicher Besetzung noch jammervoller schmachtet, als das rechtsrheinische Deutschland, — zu Köln. Die Kölner Sachgenossen wollten jene Versammlung mit aller Macht zu einer internationalen gestalten; ich habe es aber für meine Pflicht gehalten, dies zu verhindern, denn angesichts der Ententehege gegen alles Deutsche, die damals bereits lange in schönster Blüte stand, war es mir unmöglich, weil unwürdig und unwahrscheinlich, Engländern oder Franzosen auf deutschem Boden etwa Höflichkeiten oder gar Schmeicheleien zu sagen.

Welche gewaltigen Dinge haben sich seitdem mit uns und um uns abgespielt; wie oft und wie lange ist da unser Herz erglüht in Stolz, hat es sich emporgehoben in felsenfester, stärkster Hoffnung trotz aller unserer körperlichen und bald auch seelischen Leiden und wie ist es schließlich zusammengeknickt bei unserem Absturz! Wie wir jetzt uns wiedersehen, finden wir uns, wenigstens wir Alten, nicht um sieben Jahre, nein, um die doppelte Zahl von Jahren gealtert. So mancher hat im Verzagen von unserer herrlichen Wissenschaft sich abgekehrt und mancher, der uns innerlich treu geblieben ist befindet sich infolge der Kriegsnöte gesundheitlich in so übler Verfassung,

daß er unserer Tagung nicht beiwohnen kann. Viele, nur zu viele, sind durch die Unruhen, die der letzte allgemeine Streik im Gefolge hatte, kopfscheu geworden und haben sich nicht entschließen können, Berlin aufzusuchen, obwohl es hier eigentlich noch recht ruhig zugegangen ist; aber man weiß nicht, ob man zu rechter Zeit wieder heimkommen können wird. Und dann die Strapazen und die Teuerung der heutigen Bahnfahrten!

Doch ist es heute nicht meine Absicht, von den Kümernissen unseres Herzens ausführlich zu reden. Indes ist es für uns nicht nur Pflicht der Dankbarkeit, sondern brennendstes Herzensbedürfnis, der für uns und unser Vaterland in Treue und Begeisterung gefallenen Heldenmitglieder, die zugleich fast alle meine Schüler waren, ehrend zu gedenken. Gefallen sind:

Prof. Otto Heinrich aus Donaueschingen	23.	9.	14
Gymnasiallehrer Hans Roggenkamp aus Eschwege	2.	11.	14
Alfred Plettke aus Geestemünde	14.	11.	14
Hugo Mente aus Lüchow	17.	11.	14
Georg Krüger aus Berlin	28.	1.	15
Wilhelm Art			Frühjahr 15
Paul Quente aus Heiligengrabe	15.	10.	15
Josef Schweisthal aus Trier	23.	5.	16
Dr. Alfred Hennig aus Meißen	30.	7.	16
Paul Dräger aus Dramburg			Mai 17
Georg Hinze aus Friesack	12.	9.	17
Erich Stroedike aus Halle	10.	4.	18
Präfekt Hugo Krauß aus Windsbach (Oberfr.)			1918

Viele andere unserer Mitglieder sind klanglos für uns verschollen, da keine Nachricht über sie zu uns mehr gelangt ist.

Unser heißer, unauslöschlicher Dank wird die Gräber dieser Helden stets umweben; Ihr Erheben von den Plätzen zeigt mir, wie sehr ich aus dem Herzen aller Mitglieder unserer Gesellschaft gesprochen habe.

Unsere Gesellschaft hat es von ihrer Gründung ab als ihre Hauptaufgaben angesehen, einmal die Erforschung deutscher Vorgeschichte in strengwissenschaftlicher Weise zu fördern, dann aber auch die gesicherten Ergebnisse dieser Forschung, die ein so glänzendes Licht werfen auf den Jahrtausende alten Hochstand germanischer Kultur, ja sogar auf die viele Jahrtausende alte Überlegenheit mittel- und nordeuropäischer Kultur über west- und südeuropäische Kultur, unserem heutigen deutschen Volke in eindringlichster Weise vor Augen und zu Gemüt zu führen, um die verächtliche Kriecherei vor dem Auslande, die schon lange vor dem Kriege sich bei uns wieder so gewaltig breit machte, einzudämmen und unsere Selbstachtung, unser wahrlich vollberechtigtes deutsches Hochgefühl zu stärken. Dazu ist unsere Vorgeschichte ganz genau so geeignet, vielleicht sogar noch mehr geeignet, als unsere herr-

liche und doch wieder im ganzen genommen so traurige deutsche Geschichte. Diesem Gedanken verdankt ja mein Buch „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft“ seine Entstehung. Ich arbeite jetzt, an seiner 3. Auflage, nachdem die 2. von 1914 schon seit zwei Jahren vergriffen ist.

Leider waren diese unsere Bestrebungen auf Gegenwartswirkung noch zu schwach, um den furchtbaren Zusammenbruch unseres ganzen Volkes auch nur irgendwie aufzuhalten, jenen Zusammenbruch, der letzten Endes doch herrührt aus dem beklagenswerten völligen Mangel an nationaler Leidenschaft und völkischem Gemein- und Opfer Sinn in den breiten Schichten des unteren Volkes, aber ebenso auch in den höchsten Schichten.

Daher müssen wir jetzt mit doppelter Kraft einsehen, um unsere Kenntnis germanischer Vergangenheit und unsere daraus fließende geschichtliche Weltanschauung zum Gemeingut wenigstens der Gebildeten zu machen.

Ich schließe mit dem Ausdruck des Dankes für die von nah und fern gekommenen zahlreichen Grüße und Glückwünsche derjenigen Mitglieder, die unserer Tagung beizuwohnen nicht ermöglichen konnten.“

Es folgten die Vorträge:

Reg.-Landmesser Stephan (Merseburg): Vorgeschichtliche Steinkalender (s. oben S. 304 ff.), Rudolf Moschkau (Leipzig): Das erste indogermanische Schriftdenkmal (s. oben S. 205 ff.) Auf einen aus der Versammlung laut gewordenen Wunsch hin machte endlich noch Oberlehrer Dr. Hutloff (Frankfurt a. O.) einige Mitteilungen über: Neue Ausgrabungen am Burgwall bei Lössow.

Nach der Mittagspause versammelten sich die Teilnehmer, um weitere Vorträge zu hören. Es sprachen Museumsdirektor Prof. Dr. Hähne (Halle): Allgemeines und hervorragende neue Funde aus dem Provinzialmuseum für Vorgeschichte zu Halle.

Direktorialassistent Dr. Schulz (Halle): Das Haus in Glaube und Brauch der Vorzeit (s. oben S. 347 ff.).

Museumsassistent Nillasson (Halle):

- a) Neuere Ausgrabungen in Kössen (s. oben S. 309 ff.).
- b) Ein slawischer Friedhof des 12. Jahrhunderts bei Treben Kr. Weißenfels (s. oben S. 338 ff.).

Am Abend fand sich eine große Zahl der Teilnehmer zu einem gemütlichen Beisammensein im Spatenbräu in der Friedrichstraße ein. Die jüngeren Herren erfreuten die Gesellschaft durch humoristische Darbietungen sowie Verteilung einer Bierzeitung.

Sonnabend, den 10. April:

Die anberaumte Geschäftsitzung wurde vom Vorstand Geheimrat Kossinna mit der Mitteilung eröffnet, daß die Mitgliederzahl augenblicklich

421 beträgt. Die Läden, die der Krieg gerissen hatte, sind durch Neuaneinandersetzungen fast wieder gefüllt worden.

Der Schatzmeister Snetthlage-Berlin erstattete den Kassenbericht.

Da die Rechnungslegung über die Jahre 1914, 1915, 1916 bereits im Mannus Bd. IX, S. 228 veröffentlicht worden ist, wurden nur die Ergebnisse der Jahre 1917 und 1918 bekanntgegeben.

Einnahmen:	1917		1918	
Bestand vom Vorjahre	2429,65		2380,75	
Mitgliederbeiträge	4290,00		4272,00	
Verchiedenes	109,60	6829,25	129,75	6782,50
Ausgaben:				
Sür den Mannus	4153,20		3623,75	
Sonstiges (Porto, Schreibbedarf usw.)	295,30	4448,50	332,00	3955,75
Bestand am Ende des Jahres	2380,75		2826,75	

Das Jahr 1918 ist das letzte Jahr, dessen Abrechnung endgültig feststeht.

Auf Antrag der Kassenprüfer wurde dem Schatzmeister Entlastung erteilt.

Nach lebhaften Erörterungen über die Erhöhung des Beitrags, deren Notwendigkeit man allseitig anerkannte, wurde von der Versammlung folgende Änderung des § 10 der Satzung vom 16. März 1913 mit großer Mehrheit beschlossen:

Satzungsänderung des § 10.

Jedes Mitglied zahlt für 1920 einen Jahresbeitrag von 25 (fünfundzwanzig) Mark, der vom Vorstand nach Anhörung des geschäftsführenden Ausschusses für die folgenden Jahre erhöht werden kann, wenn es die allgemeinen Verhältnisse erfordern.

Jedes Mitglied erhält dafür den Mannus. Durch Zahlung eines einmaligen Beitrags von 600 (sechshundert) Mark wird die immerwährende Mitgliedschaft erworben.

Ausländer haben bei ungünstigem Stand der deutschen Valuta gegenüber ihrem Lande zu dem vor dem Kriege üblichen Umrechnungsfurze zu zahlen.

Hingewiesen wurde darauf, daß es erforderlich sei, durch die Presse größere Anteilnahme in den breitesten Schichten des Volkes zu erwecken und zu fördern. Um geeignete Maßnahmen zu treffen, wurde ein besonderer Presseauschuß eingesetzt. Gewählt wurden die Mitglieder Girke, Gütte, Paape, v. Stranz.

Auch ein Antrag auf Bildung eines Ausschusses für vorgeschichtliche Kalenderforschung fand Annahme. Gewählt wurden die Mitglieder: Fleischer, Girte, Gütte, Stephan.

Es wurde zu den Neuwahlen des Vorstandes, des geschäftsführenden und des erweiterten Ausschusses geschritten.

Gewählt wurden:

Zum Vorstand

Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Kossinna (Berlin-Lichterfelde);
in den geschäftsführenden Ausschuß als stellvertretende Vorsitzende:
Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Bezzenberger (Königsberg),
Obergeneralarzt Dr. Wilke (Leipzig);

als Schriftführer:

zum 1. Sekretär Sneathlage (Berlin),
zum 2. Museumsdirektor Prof. Dr. Hahne (Halle),
zum 3. Museumsleiter Dozent Dr. Bayer (Wien);

als Schatzmeister:

Sekretär Sneathlage (Berlin);
in den erweiterten Ausschuß:
Geheimrat Prof. Bracht (Darmstadt),
Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Fleischer (Berlin),
Vorsteher des Tiefbauamts Günther (Koblenz),
Landesgeologe Dr. Heß v. Wichdorff (Berlin),
Direktorialassistent Dr. Jahn (Breslau),
Prof. Dr. Paape (Berlin),
Museumsdirektor Rademacher (Köln),
Oberlehrer Hermann Schmidt (Görlitz).

Schließlich entspann sich noch im Anschluß an einen dem Vorstande unserer Gesellschaft übersandten „Aufruf“ des Vorstandes des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler eine Aussprache über die Bestrebungen, die einen Umsturz in der Rechtschreibung bezwecken. Die Versammlung stimmte einer Entschliebung zu, daß zur Zeit von einer Änderung der Rechtschreibung abzusehen ist, weil die deutsche Gegenwart mit ihren politischen und wirtschaftlichen Nöten hierfür ganz ungeeignet ist, daß ferner eine so in das Leben des ganzen Volks einschneidende Sache niemals nur als Angelegenheit der Schule behandelt werden darf, demnach auch die Reichsschulkonferenz in dieser Sache nicht als zuständig anzuerkennen ist.

Nach Schluß der Geschäftssitzung hielt Univ.-Prof. Dr. Fleischer einen Vortrag: Vorgeschichtliche Musiktheorie in Europa (s. oben S. 276 ff.).

Viele Teilnehmer an der Tagung begaben sich dann nach dem Museum für Völkerkunde zur Besichtigung der vorgeschichtlichen Abteilung unter der sachkundigen Führung von Professor Dr. Göze. Da der Kreis der Zuhörer

zu groß war, um allen bei der Erklärung einen genügenden Ausblick auf die ausgestellten Altertümer zu gewähren, übernahm auf Bitte Prof. Göhes Dr. Girke die Führung einer zweiten Abteilung.

Nachmittags fand unter der Leitung von Geheimrat Kossinna eine sehr eingehende, mehrstündige Besprechung über die zukünftige Behandlung der Vorgeschichte im Unterrichte statt. Zur weiteren Verfolgung dieser wichtigen Angelegenheit wurde ein Ausschuß gewählt.

Sonntag, den 11. April:

Über den an diesem Tage unternommenen Ausflug nach Potsdam zur Besichtigung des dortigen Museums und der so zahlreichen künstlerisch hervorragenden Bauten der Stadt, sowie über die nachmittags anschließende Dampferfahrt nach Neudlitz zur Besichtigung der Römerschanze wird ein besonderer Bericht durch Dr. Besthorn erstattet werden.

Verzeichnis der 109 Teilnehmer:

Abeling, Schriftsteller,	Hagen, v. d., Rittergutsbesitzer, Schmiede-
Auerswald, v., Srl., Heiligengrabe,	berg,
Beberniß, Professor, Charlottenburg,	Hahne, Prof. Dr., Museumsdirektor, Halle,
Berger, Halle,	Harder, Srl., Berlin,
Besthorn, Dr., Museumsleiter, Potsdam,	Hartwich, Sanitätsrat Dr., Havelberg,
Blum, Dr., B.=Steglitz,	Hauer, Srl., Berlin,
Boehm, Professor, B.=Friedenau,	d'Haußonville, Gräfin Ilse, Potsdam,
Bohm, Emil, B.=Sinkenkrug,	Hentig, Prof., Berlin,
Bohm, Waldtraut, Srl., Berlin,	Heß v. Wichdorff, Dr., Landesgeologe,
Breska, A. v., Professor Dr., Charlotten-	Berlin,
burg,	Hinß, Grete, Srl., B.=Neutölln,
Bucherer, Friederike, Sr., Charlottenburg,	Hinß, Suse, Srl., B.=Neutölln,
Dege=Joachimi, Frau, Dr. phil., Frank-	Hoffmann, Johannes, Studentat Dr.,
furt a. O.,	B.=Wilmersdorf,
Deide, Schriftleiter, B.=Wilmersdorf,	Hutloff, Dr., Oberlehrer, Frankfurt a. O.,
Siddide, Sanitätsrat, Dr. med., Freien-	Jarausß, Student, Berlin,
walde a. O.,	Kossinna, Geh. Reg.=Rat, Univ.=Prof. Dr.,
Gleischer, Geh. Reg.=Rat, Univ.=Prof. Dr.,	B.=Lichterfelde,
Berlin,	Kossinna, Frau Geh.=Rat, B.=Lichterfelde,
Görster, Paul, Prof., B.=Friedenau,	Kossinna, Erwin, Dr., B.=Lichterfelde,
Guchs, Dr., Berlin,	Krause, Prof. Dr., Eberswalde,
Genzmer, Dr., Reg.=Rat, B.=Lantwiz,	Kronheim, stud., Berlin,
Girke, Dr., Berlin,	Kunkel, Berlin,
Göhe, Prof. Dr., B.=Lichterfelde,	Lampe, v., Srl., B.=Lantwiz,
Göhe, Srl., B.=Lichterfelde,	Lange, L. S., Lehrer, Berlin,
Graefe, Berlin,	Lange, A., Srl., Lehrerin, Berlin,
Grigo, Karl, B.=Neutölln,	Lange, Fritz, stud. phil., Berlin,
Gütte, Lyzeallehrer, Berlin,	Lange, Hans, stud. phil., Berlin,
Hach, Otto, Lehrer, Berlin,	Langerhans, Geh. Justizrat, Berlin,

- Langerhans, Frau Geh. Justizrat, Berlin,
 Lechler, cand. praehist.-arch., Berlin,
 Lehmann, Karl, B.-Creptow,
 Leinweber, Geh. Reg.-Rat, Bernburg a. S.,
 Leinweber, Elisabeth, Srl., Bernburg a. S.,
 Lesser, Hedda, Srl., Berlin,
 Lienau, M. M., Frankfurt a. O.,
 Limmer, Albrecht, B.-Tempelhof,
 Lindau, Prof., Dr., B.-Lichterfelde,
 Marešch, P., Berlin,
 Maß, Amtsgerichtsrat, Köpenick-Spindlers-
 feld,
 Meiner, Hofrat Dr., Leipzig,
 Meißner, M., Dr., Berlin,
 Mirow, G., Stadtarchivar, Müncheberg,
 Moschkau, Lehrer, Leipzig-Stünz,
 Müller, Gerhard, Berlin,
 Müller, Gerhard, B.-Grunewald,
 Müller, Gottfried, Charlottenburg,
 Neumann, W., Studienassessor, Berlin,
 Nilsson, Museumsassistent, Halle,
 Oberüber, Prof., B.-Wilmsdorf,
 Opitz, Prof., Berlin,
 Opitz, stud., Berlin,
 Osterwald, K., Prof., Berlin,
 Paape, Prof. Dr., B.-Schöneberg,
 Paape, Anna, Srl., B.-Schöneberg,
 Paape, Elise, Srl., B.-Schöneberg,
 Pittius, Lyzeallehrer, Berlin,
 Poetters, Schriftsteller, Charlottenburg,
 Rathke, Richard, stud., B.-Steglitz,
 Rathhey, Lehrer, Berlin,
 Reichhelm, Zahnarzt, Treuenbriesen,
 Ribbeck, Studienrat Dr., Berlin,
 Ridmann, Eva, Srl., Berlin,
 Schirwitz, Quedlinburg,
 Schmidt, Hermann, Oberlehrer, Görlitz,
 Schneider, Oberlehrer, Berlin,
 Schneider, M., Eisenbahnobersekretär,
 Frankfurt a. O.,
 Schroepf, stud., Berlin,
 Schulz, Walther, Dr., Direktorialassistent,
 Halle,
 Schulze, Albrecht, Berlin,
 Sneathlage, Ernst, Berlin,
 Sneathlage, Annemarie, Srl., Berlin,
 Sneathlage, Hellmut, Berlin,
 Sneathlage, Herbord, Berlin,
 Stahel, Fabrikbesitzer, Bielefeld,
 Stephan, Reg.-Landmesser, Merseburg,
 Stiller, Kurt, Gewerbeassessor, Berlin,
 Strang, Kurt v., Regierungsrat, B.-
 Friedenau,
 Strobach, G., Apotheker, Berlin,
 Troitzsch, Berlin,
 Vogt, Berlin,
 Warnkroß, Prof., Berlin,
 Warnkroß, Srl., stud., Berlin,
 Weber, B.-Lichtenrade,
 Wilke, Dr., B.-Lantwiz,
 Wilke, Sr. Dr., B.-Lantwiz,
 Windler, cand. phil., Charlottenburg,
 Zechlin, Mus.-Konseruator, Salzwehel.

Ausflug der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte nach Potsdam am 25. April 1920

beschrieben von Dr. Besthorn.

Mit 1 Textabbildung.

Der Leiter des städtischen Museums Dr. Besthorn begrüßte die Gesellschaft im städtischen Museum und gab einen kurzen Rückblick über die geschichtliche Entstehung des Museums. Aus kleinsten Anfängen, die in der Überweisung einiger wenig bedeutender Altertümer an die Stadt bestanden, wurde das Stadtmuseum durch Eifer des Geheimen Baurat Nigmann und ihm zur Seite stehender ehrenamtlich wirkender Gelehrter und Künstler und die tatkräftige Unterstützung der städtischen Behörden sowie hochherziger Gönner im Laufe der Jahre zu einer Sammlung ausgestaltet, die höchst bedeutende Unterlagen und Erinnerungen für die Geschichte und Entwicklung der Stadt Potsdam bietet.

Darauf begrüßte als Vertreter der Stadt Potsdam Geheimer Baurat Nigmann die Gesellschaft, worauf Stadtrat Rumpf, der frühere ehrenamtliche Leiter des Museums, durch die Abteilung für Kunst- und Kunstgewerbe führte und insbesondere die Ausstellungen im Junftzimmer, im sogenannten friedrizianischen Zimmer, im Biedermeierzimmer und die Bildnisammlung berühmter Potsdamer erläuterte.

Hieran schloß sich in dem Saal für Fayencen und Gläser ein Vortrag des Leiters dieser Sammlung, Dr. Heiland:

Glashütte und Fayencefabrik in Potsdam.

Beides sind Gründungen des Großen Kurfürsten (1674 und 1678). Auch örtlich waren sie einander nahe auf dem Gelände südlich der Havel, zwischen Brauhausberg und Babelsberg. Beide haben schon früh eine ganz bestimmte besondere Eigenart entwickelt, welche die Erzeugnisse von allen anderen gleichzeitig scharf unterscheidet, trotzdem sie auch alle Merkmale ihres Zeitalters an sich tragen.

1. Die Glashütte.

In der Kurfürstenzeit schwere Formen von einfachem Aufbau; unter den Trinkgefäßen besonders charakteristisch trichterförmige Gläser mit kräftigen Balusterschaft auf großer Fußplatte. Ureigenstes Potsdamer Ziermotiv die großen blank polierten Kugelungen. Eine zweite Besonderheit die von Kunkel hergestellten in der Masse gefärbten Gläser, namentlich Goldrubin, aber auch Saphirblau und andere Töne. Unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. wird der Hochschliff zu größter Vollkommenheit entwickelt. Typische Eigenheiten sind die plastischen Blattfriese, dann die Steinchénborten und der meisterhafte Figurenschnitt eines Spiller und Winter.

Um 1735 tritt hierzu noch reiche Feuerergoldung, die sonst nirgendwo in solchem Umfange und mit gleicher Meisterschaft gehandhabt wird.

Mit Verlegung der Hütte nach Zechlin (1736) folgt bald die Zeit des Verfalls; die Besonderheiten gehen schnell verloren, die Herstellung von Kunstglas wird vernachlässigt.

2. Die Sayencefabrik.

Von einem Delfter Sachmann angelegt, macht sie sich schnell von den holländischen Vorbildern los und findet bald einen eigenen Potsdamer Stil, trotzdem die Nachbildung chinesischer Porzellane lange die Haupttätigkeit bleibt.

Schwere, dickwandige Gefäßformen, wulstig gerippter Grund, schwerfließende dicke Glasur bei oft geradezu unerhörter Leuchtkraft der Farbe kennzeichnen die Stücke. Eine sonst nirgends beobachtete Häufung der Ziermotive bleibt bis etwa 1740 in Übung. Die Auswahl der chinesischen Muster, Pflanzenmotive, Vögel und besonders reiche Figurenmalerei lassen sofort die Potsdamer Erzeugnisse als solche erkennen. Dann folgt auch hier eine Geschmadsrichtung, die, wie überall in Deutschland, von Meißener Porzellan beeinflusst ist, namentlich in Blumenmalerei. Ein gewisser bäurischer Geschmack, die Wahl gebrochener, unreiner Farbtöne geben aber auch hier sofort einen Fingerzeig für die Herkunft. Die unter der Leitung von Christian Rehwendt Vater und Sohn eingeführte Fabrikmarke $\frac{P}{R}$ erleichtert die Feststellung des Ursprungs (1742—1775). Aus der Periode Sartory (1775—1790) sind Sayencen mit Sicherheit noch nicht nachgewiesen; doch scheinen einige Stücke mit der Marke P hierherzugehören. Mit Sicherheit geht auf ihn eine grünlackierte Tondase mit plastischen Goldornamenten zurück. Die letzte Epoche der Fabrik (1790—1800) v. Cindersdorf und (seit 1800) v. Eckardstein liegt noch völlig im Dunkeln.

Aus allen übrigen Perioden der Sayencefabrik, sowie aus allen Entwicklungsstufen der Glashütte besitzt das Museum gute, charakteristische Stücke.

Eine Sammlung von Potsdamer Ofentacheln, ebenfalls von typischer, örtlicher Eigenart, schließt sich an, doch ist die Geschichte dieses Gewerbebezweiges zur Zeit noch nicht erforscht; aus früherer Zeit weiß man bisher nur, daß auf dem Gelände der Villa Alexander, unweit Nedlitz, sich die sogenannte Töpferkute befand, und daß die Stadt nahe der Villa Ingenheim eine Ratsziegelei betrieb, in der wohl auch die vielen Ofen aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. hergestellt sein mögen.

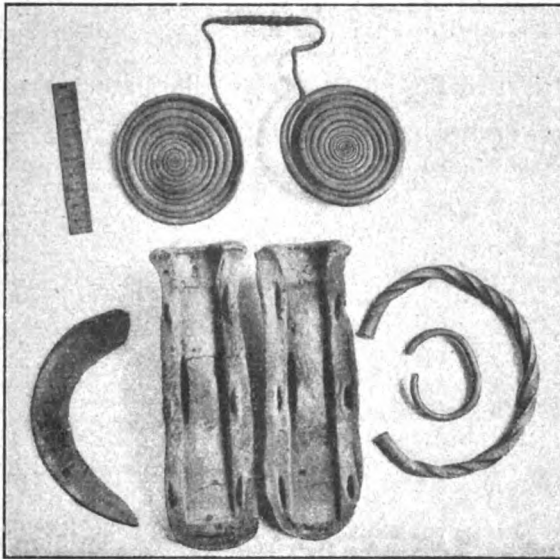
Sür den Vorgeschichtsforscher war der von Dr. Heiland gehaltene Vortrag insofern von ganz besonderer Bedeutung, als wir in der Potsdamer Sayencefabrikation einen modernen Zweig des keramischen Kunstgewerbes sehen, der aus Holland hierher verpflanzt alsbald in Potsdam einen für die Potsdamer Fabrik typischen neuen Kunststil entwickelt und es ermöglicht, an ihm für alle Zeit die Potsdamer Herkunft und die Zeit der Entstehung zu erkennen.

Der Leiter des Museums Dr. Bestehorn führte sodann durch die vorgeschichtliche Abteilung und erläuterte die letzten Ausgrabungen. Es wurde einmal gezeigt eine Steinzeitiedlung, die am Göttingsee, an der Havel zwischen Werder und Kehn gelegen ist. Das Museum hat hier bereits im Jahre 1914 den Grundriß eines steinzeitlichen Hauses ergraben; auf dem Herde wurden Knochenreste gefunden von Reh, Rind und Schaf. Der Hausgrundriß ist insofern bedeutsam, als er keine Pfostenlöcher aufweist, sondern von unten herauf als Schwellenbau erscheint. Eine große Zahl keramischer Überreste mit der typischen Brandenburger Tieftisch-Ornamentik wurde ergraben.

Eine zweite Ausgrabung wurde am Nordende des Krampnitzsees, zwischen Potsdam und Spandau gelegen, veranstaltet. Hier wurde auf einem etwa 5 Morgen umfassenden Gebäude der Grundriß eines westgermanischen Dorfes der frühromischen Kaiserzeit angegraben. Auch hier wurde bereits ein Hausgrundriß mit Herd freigelegt, sowie eine Anzahl

von Herd- und Abfallgruben ¹⁾. Eine größere Anzahl, von geborgenen Gefäßen und viele Gefäßreste vom kleinsten Napf bis zum großen Vorratsgefäß, mit dem bezeichnenden westgermanischen Rädchenmäander, bezeugen die reiche Kultur des westgermanischen Semnonenstammes.

Die dritte Ausgrabung führte auf einen slawischen Burgwall, den Räuberberg bei Phöben. Hier ist es dem Museum gelungen, nach genauester Durchforschung der verschiedenen Bauperioden der Wallanlage die unterste Kulturschicht des Wallinneren auf einer größeren Strecke abzugraben. Man traf hier auf die Überreste eines im Feuer zusammengestürzten wendischen Hauses. Diesem Umstand ist es zu verdanken, daß etwa 2 Duzend mit durchbrannten Getreidekörnern angefüllte Gefäße geborgen werden konnten, auch



Bronzedepotfund von Krampnitzsee bei Potsdam.

Überreste von Leinwandbeuteln, Flechtwerke, Holzlütel und Fischnetze wurden gefunden. Bei den Fischernetzen ist bemerkenswert, daß sie dieselbe Knüpfarbeit aufweisen, wie die noch heute von den Havel Fischern benutzten Netze.

Eine besondere Aufmerksamkeit erweckte sodann der am Krampnitzsee nördlich Potsdam gemachte Bronzedepotfund, bestehend aus einer zweiteiligen Gußform aus Bronze, für ein mittelständiges Lappenbeil bestimmt, einer Brillenspirale, einem Sichelmesser und 2 Ringen, sämtlich aus Bronze bestehend. Die Gußform muß als besondere Seltenheit bezeichnet werden; die beiden Hälften der Gußform passen genau aufeinander, indem 7 Zapfen der einen Hälfte in 7 Nuten auf der andern Hälfte eingreifen. Auf der Rückseite der beiden Formhälften befindet sich je eine Ose, die Befestigungszwecken diente; bemerkenswert ist noch, daß der Rand der Eingußstelle der Form sehr starke Schlagspuren aufweist, so daß der Rand nach innen und außen umgebogen ist. (Siehe Abbildung. Der Fund ist inventarisiert im Potsdamer Museum unter Nr. 282—286.) Eine eingehende Veröffentlichung der oben beschriebenen Siedlungsfunde wurde durch die Kriegszeit bisher verhindert.

¹⁾ Soweit bisher ersichtlich bestand das Dorf aus 5 Wohnstellen.

Darauf gab Geheimrat Kossinna eine eingehende Würdigung dieses neuen, von ihm als recht wertvoll bezeichneten Depottfundes (die Mitteilung folgt später).

Um 12 Uhr schloß sich dann eine Führung durch das friedrizianische Potsdam unter Leitung des Studienrats Professor Dr. Kania an. Er erläuterte zunächst die Gebäude des Marktes, soweit sie auf die klassizistischen Bestrebungen Knobelsdorffs und Friedrichs des Großen zurückgehen, wies dabei auch auf die nach dem Brande von 1795 neu erbauten beiden schönen Zopfhäuser hin und charakterisierte den Markt als den Mittelpunkt der alten deutschen Stadtansiedlung. An der Kommandantur und dem „Einsiedler“ stellte er sodann den paladianischen Palasttypus Friedrichs des Großen in Gegensatz zu dem vornehmen Barockbürgerhausstil der Zeit Friedrich Wilhelms I. Ein Blick in die Hohewegstraße und auf die „Achteden“ ließ die vortreffliche Straßenbildgestaltung durch Karl von Gontard (seit 1764) erkennen.

Der neue Markt gab Anlaß, einen auf Knobelsdorffsche Anregung zurückgehenden Baublock von Baumanns Hand (seit 1753) zu analysieren und eine paladianische Palastfassade von 1754 mit spätfriedrizianischen Bürgerhäusern zu kontrastieren. Knobelsdorffs (1748—1750) höchst eigenartige deutsche Barockbürgerhaustypen verdeutlichte der Eingang der Breiten-, Mammon- und Priesterstraße.

Die Breitenstraße sodann überraschte durch die Fülle barocker Motive und leitete zu dem Mittelpunkt Potsdamer Barockarchitektur, der Breiten Brücke, über. Die außerordentlichen Leistungen der Potsdamer Meister, Gerlachs Garnisonkirchenturm von 1735, Büdings Direktionsgebäude der Gewehrfabrik von 1754, Gontards Militärwaisenhaus von 1770 bis 1777, Ungers Eckgebäude nach Whitehall (1769) und sein Ständehaus der Zauche (1780) ergaben zusammen ein einzigartiges Bild einer noch wohlerhaltenen Stadtarhitektur des 18. Jahrhunderts. Durch die Ausführungen des Vortragenden wurde ein schönes Beispiel für eine typische Stileinheit der deutschen Barockbaukunst gegeben, wie wir es in dieser Vollendung in deutschen Städten nicht wiederfinden.

Nach gemeinschaftlichem Mittagessen im Schloßrestaurant an der Langen Brücke fuhr die Gesellschaft bei herrlichsten, auffallend warmen Frühlingswetter auf einem Dampfer an dem Fischerviertel Alt-Potsdams und dem Park und Schloß Babelsberg entlang über den Jungfernsee nach Nedlitz, wo im Grünen mit köstlichem Blick auf den See und seine Ufer der Kaffee eingenommen wurde.

Auf der „Römerschanze“ hielt zunächst Dr. Girke einen einleitenden Vortrag über die vorgeschichtliche Bedeutung der Wallanlage in ihren beiden Bauperioden, zuerst der jungbronzezeitlichen am Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr. und sodann, nach einem Wüstliegen von mindestens 1600 Jahren, der wendischen. Geh.-Rat Kossinna ergänzte die Ausführungen durch Erörterung der stammesundlichen Fragen, die sich an die Siedlung der jüngeren Bronzezeit der Potsdamer Gegend knüpfen. Darauf hielt Dr. Besthorn einen Vortrag über das Thema „Von der vorgeschichtlichen Lokalforschung zur vorgeschichtlichen Siedlungsgeographie“, der später veröffentlicht werden wird.

Der Rückweg nach Potsdam wurde dann bei bis zuletzt treugebliebenem Sonnenschein, der der im saftigsten Frühlingssgrün prangenden See- und Waldlandschaft, namentlich gegen Abend, wunderbarste Beleuchtungsreize ließ, teils zu Schiff teils zu Fuß zurückgelegt. Der größte Teil der Gesellschaft versammelte sich wiederum im Schloßrestaurant, wo man den „letzten“ Zug nach Berlin abwartete.

Der Ausflug nach Potsdam und Nedlitz gehörte nach einstimmigem Urteil aller Teilnehmer zu den schönsten, die bisher bei einer Tagung gemacht worden sind.

Der Piltdown-Fund und seine Bedeutung in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

Vortrag, gehalten in der Kölner Anthropologischen Gesellschaft
am 22. Oktober 1919

von C. Rademacher, Köln a. Rh.

Mit 3 Abbildungen im Text.

Nach Auffindung des Pithecanthropos auf Java hat keine Entdeckung fossiler Menschenreste größeres Aufsehen erregt, als die des Schädels von Piltdown in England (1909—1913).

Als „Eoanthropos“, d. h. „Morgenrotmensch“, aus der Taufe gehoben, verlor sich sein Erdenwallen schon in den Nebelfernen des Tertiärs oder Frühquartärs. Zwar schien das pithekoide Gebiß diesem Alter zu entsprechen, aber doch stellten ihn Schädelbildung und Hirn weit über seinen Jahrhunderttausende jüngeren diluvialen Neanderthalgenossen.

Das war etwas ganz Neues, Unerwartetes; mußte, wenn es sich bewahrheitete, die bisherigen Ergebnisse der diluvialen Menschheitsforschung über den Haufen werfen.

Entdeckung und erste Veröffentlichung fielen unmittelbar vor den Krieg, umfangreiche Arbeiten über diesen Fund und die Bewertung in seinen Verlauf. So konnte Deutschland an der selbständigen Bearbeitung dieser Frage keinen Anteil nehmen, da weder die Originale noch Abgüsse zur Verfügung standen. Wohl drang die Kunde von der Auffindung des Schädels, um einen solchen handelte es sich, herüber und wurde zunächst freudig begrüßt¹⁾. Erst im Jahre 1917 nahm dann E. Werth²⁾ in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft Stellung zu den englischen Ergebnissen, nachdem dies 1916 in

¹⁾ W. Freudenberg: Neues Jahrbuch 1915; W. O. Dietrich, Naturwissenschaftliche Wochenschrift 1916 „Neues vom Eoanthropos“.

²⁾ E. Werth: „Der tertiäre Mensch“, Vortrag, gehalten Juli 1917 in der Berliner Anthr. Gesellschaft, veröffentlicht in der Prähist. Zeitschrift, Bd. X; 1918.

Amerika¹⁾ bereits gesehen war. Seit Juli 1919 ist ein engl. Abguß der Schädel- und Unterkiefer-Rekonstruktion im Besitz des Kölner Städtischen Prähistorischen Museums, und da soll nun, gestützt auf die einschlägigen englischen²⁾ und deutschen Veröffentlichungen an Hand des Abgusses auf die Beurteilung und Bewertung des Fundes näher eingegangen werden.

1. Entdeckung.

Entdecker ist der englische Jurist Charles Dawson in Lewes am Ousefluß in Sussex. Die Wealdformation dieser Gegend ist reich an Einschlüssen, auch zahlreiche Feuersteine eolithischen Charakters sowie wirkliche altpaläolithische Geräte sind hier zum Vorschein gekommen. Deshalb wird dies Gebiet von Forschern oft aufgesucht. Auf seinen geologischen Wanderungen in demselben fiel Charles Dawson ein tiefbraun gefärbter Straßenschotter mit ebensolchen Feuersteinen auf, den er in solcher Färbung bis heran noch nicht gesehen hatte. Erkundigungen führten ihn zu einer Kiesgrube in der Nähe des Piltown-Hofes, die noch im Betrieb war. Hier fand Ch. Dawson wirklich jene Färbung des Materials wieder, die mit der des erwähnten Straßenschotters übereinstimmte. Er beauftragte deshalb die Arbeiter der Kiesgrube, für ihn alle Feuersteine und etwaigen Knochen aufzuheben. In der Folge erhielt Dawson auf diese Weise ein Schädelbruchstück, anscheinend menschlich. Es zeichnete sich durch ungewöhnliche Dicke aus (fast 10—12 mm).

Das war im Jahre 1909.

In den folgenden Jahren blieben die Beobachtungen an dieser Stelle erfolglos, bis 1911 Ch. Dawson bei einem Besuche auch den Abraum der Kiesgrube in Angriff nahm. Durch den Regen war die Oberfläche ausgewaschen, und so fand sich hier ein zweites, größeres Schädelstück, das in Farbe und Dicke mit dem ersten übereinstimmte. An diesem Schädelstück war ein Teil des Augenbogens erhalten, aber wenig vorspringend und dünn, ganz im Gegensatz zu den bekannten, mächtigen Überaugenwülsten der Neanderthal-Rasse. Und doch hätte man eine Bildung in dieser Art nach Lage der Fundschicht wohl erwarten dürfen.

Die beiden Schädelreste gaben Ch. Dawson Veranlassung, mit der naturgeschichtlichen Abteilung des Britischen Museums in Verbindung zu treten und mit dem Direktor A. S. Woodward eine gründliche Untersuchung der Fundstelle ins Werk zu setzen. Sie förderte 1912 noch einige andere Schädelreste zutage, so wie sie jetzt vorhanden sind, sowie eine Unterkiefer-Hälfte; letztere allerdings in beschädigtem Zustande.

Die Untersuchung der Fundschicht ergab folgende stratigraphischen Verhältnisse:

¹⁾ G. S. Miller in Washington 1915: „The antiquity of the Piltown-Man.“

²⁾ Arthur Keith 1916, London: „The antiquity of man“.

Auf der alten Wealdformation lag eine 1,20 m starke Kiesschicht. Sie war angeschwemmt, die schichtweise Ablagerung deutlich erkennbar. Die Schichten bestanden aus Sand und Kies. Durch Eisenoxyd waren die Massen zusammengebacken und dunkel gefärbt. Besonders stark war diese Rotfärbung in der untersten Schicht, welche die Knochen enthielt. Alle Einschlüsse hatten hier eine tiefbraune Färbung angenommen. Die Mächtigkeit dieser Schicht beträgt 12 cm.

A. S. Woodward konnte aus dieser Schicht persönlich ein Schädelstück derselben Art wie die vorhergefundenen entnehmen. Auch eine Neuuntersuchung des Abfallhaufens lieferte weitere Schädelreste.

Außer diesen Schädelresten fanden sich in derselben Schicht:

1. eolithenartige Feuersteine, teils gerollt, teils scharfkantig,
2. ein gerolltes Zahnfragment vom Mastodon;
3. zwei ungerollte Backzahnreste von Stegedon,
4. zwei ungerollte Backzahnreste vom Biber.

Die Elefantenart Mastodon kommt in Europa¹⁾ im Miozän vor. Stegedon, die Übergangsform von Mastodon zu Elephas, war bisher nur im Mittel- und Oberpliozän von Süd- und Ostasien bekannt. Der Pilt-down-Sund bedeutet demgemäß das erste Vorkommen dieser Spezies in Europa. Vom Biber ist die Art nicht angegeben. Fossil wird er im Pliozän und Pleistozän Europas gefunden (Zittel).

In den Kiesen, dicht über der unteren, knochenführenden Schicht, lagen Feuersteine, nach dem Urteil der Entdecker bearbeitet. Nicht so tiefbraun patiniert wie die eolithenartigen Feuersteine der unteren Schicht, sollen sie dem Prächelléen und Chelléen, nach anderen Forschern dem reinen Chelléen angehören. Aus der Lagerung und der verschiedenartigen Färbung ergab sich für die Entdecker die untere Schicht, rein geologisch betrachtet, als älter wie die auf ihr lagernden, folgenden Schichten, was mit dem Feuersteincharakter (Eolithikum — Altpaläolithikum) und den in ihr gefundenen Resten von Mastodon und Stegedon übereinstimmte. Diese Tiere leiten ja zum Pleistozän hinüber; demzufolge mußten dieser Periode dann auch die Eolithen und die Schädelreste angehören.

Durch diese anscheinend sich von selbst ergebende Folgerung erhielten die geringen, wenig versprechenden Schädelreste, die als menschlich unbedingt anzusehen waren, eine ungeheure Bedeutung. Es ist darum erforderlich, auf die geologischen Verhältnisse des Sundplatzes näher einzugehen. Pilt-down liegt 40 m über dem Meeresspiegel, 1,8 km von der Mündung entfernt. Im Laufe der Zeit hat dieser Fluß sein Bett 25 m in das Niveau eingegraben, auf dem der Pilt-down-Hof liegt. Von hier bis Newhaven sind 27—28 km.

¹⁾ Nach Zittel. In Amerika noch im Pleistozän; hier in Schädel- und Kieferbau ganz Elephas ähnlich, öfters in vollständigen Skeletten erhalten.

Als die Ouse noch auf der Höhe des Plateaus floß, hat sie die Kieschichten, welche die Fundstelle angebrochen hatte, aufgeschottert, die untersten Schichten naturgemäß zuerst. Die Anschwemmungen der weiteren Schichten erfolgte dann zu verschiedenen Zeiten.

Aus diesen Verhältnissen ergab sich die zweifellose Tatsache, daß Schädelreste, Feuersteine und Tierknochen angeschwemmt sind. Von einer Bestattung oder einem anderen Hereingeraten der Knochen und Steine konnte nach Lage der zerstreuten Stücke keine Rede sein.

Es wurden im ganzen von dem Schädel gefunden:

1. Größere Teile der linken Schädelhälfte mit einem kleinen Stück des Augenbogens.
2. Linke Schläfengegend.
3. Das Os occipitale, stark beschädigt, an der rechten Seite besser erhalten.
4. Zwei Drittel der rechten Schläfengegend.
5. Rechte Hälfte des Unterkiefers mit dem 2. und 3. Molar. Die übrigen Zähne samt dem größten Teil der Symphyse sind abgebrochen.

2. Folgerungen der Entdecker.

Die Funde mit den Begleitumständen zusammengefaßt ergaben für die Entdecker folgendes Bild:

In ein und derselben Schicht sind vereinigt unzweifelhaft tertiäre Tierreste mit Schädelresten vom Menschen und eolithenartigen Werkzeugen. Daß die Schädelreste entschieden menschlich angesprochen werden mußten, ergab nicht nur der Fund im allgemeinen, auch wiesen besonders mehrere Processus mastoideus darauf hin. Sie tragen vollkommen einwandfrei menschlichen Charakter und beweisen, daß dieser Kopf aufrecht ganz in der Art der rezenten Menschen getragen worden war. Da nun der Unterkiefer, in derselben Schicht gefunden, auch dieselbe Platinierung trug, mußte er zu dem Schädel gehören und demgemäß auch menschlich sein.

Diese Annahme bildete für die Entdecker die Grundlage aller späteren Untersuchungen und Schlußfolgerungen, die besagten, daß der Mensch, weil mit tertiären Tierknochen zusammen in einer Schicht gefunden, selbst dem Tertiär oder Frühquartär zuzurechnen sei, was dann auch der Charakter der Knochen bewies. Da aber die fossilen Reste teilweise gerollt waren, was auf erhebliche, vielleicht mehrfache Umlagerung deutete, so konnte die Fundschicht auch etwas später liegen — Frühquartär.

So war also der älteste Mensch gleichzeitig mit seinen Eolithen-Werkzeugen gefunden.

Und dieser Mensch konnte nach seinen besonderen Rasse-Merkmalen erkannt werden. Der erhaltene Teil des Schädels mit dem Stück des Augen-

bogens gab die Bildung der Stirn an, der Untertiefer mit seinen Zähnen das Gebiß. Nun hätte man wohl rein theoretisch für den tertiären Menschen eine neanderthaloide Stirnbildung erwartet, so etwas wie in der Mitte zwischen Pithecanthropos und Neanderthaler; für das Gebiß einen Untertiefer, niedriger, primitiver noch als vom homo Heidelbergensis, ein Gebiß, in dem sich der Reißzahn noch nicht zu dem späteren Eckzahn des Heidelbergers zurückgebildet hatte.

Wie aber nun der Befund?

Das Schädeldach, wohl durch seine Dicke primitiv, bot keine besonderen Abweichungen vom rezenten Menschen; die Augenbogen klein und wenig vorspringend, die Stirn sich aufwölbend — das bot ein Bild höherer Gehirnentwicklung, als das der Neanderthalrasse eigen ist. Also nach dieser Hinsicht stand der Mensch von Pilt-down weit über seinen diluvialen Nachkommen.

Bei dem Untertiefer war es anders. Er bot eine solche Fülle von Abweichungen von den bis heran bekannten Untertiefen, daß er sich nicht einmal mit dem ältesten, dem von Mauer, vergleichen ließ. Er war vollkommen pithekoïd und glich dem Untertiefer eines Schimpansen ganz auffallend. Dies erkannten auch die Entdecker, und A. S. Woodward ging folgerichtig dazu über, einen wirklichen Affenreißzahn, so wie ihn die Schimpansen haben, dem gefundenen Untertiefer von Pilt-down bei der Ergänzung desselben einzufügen. Seine Ansicht ging dahin, in dem Pilt-down-Menschen den langgesuchten tertiären Vorfahren des Menschen zu sehen, also eine Rasse anzunehmen, die mit stark entwickelter Stirn- und Gehirnbildung ein tiefstehendes Gebiß vereinigte.

Wenn nun auch die Annahme eines solchen Gebisses für den „Menschen-vorläufer“ gewissermaßen ein theoretisches Postulat der Wissenschaft sein kann, so war bis dahin eine entsprechende Schädelbildung ebenfalls Voraussetzung gewesen. Nun hatte der Pilt-down-Fund die Lösung gebracht. Der neue Urmensch erhielt den Namen „Eoanthropos“, „Morgenrotmensch“ und zu Ehren des Entdeckers den Beinamen „Dawsoni“.

Durch die Colithen von Kent und St. Preist ist in England der tertiäre Mensch und seine wirkliche Menschennatur sehr geläufig, und da in dem Schädel von Galley-Hill bereits ein altpaläolithischer Vertreter vorlag, so schien die ganze Aufstellung der neuen tertiären Rasse nichts Befremdliches an sich zu haben.

3. Die Rekonstruktionen.

A. S. Woodward stellte aus den vorhandenen Resten des Schädels eine Rekonstruktion her mit einem ergänzten Untertiefer und zwei schimpansenähnlichen Reißzähnen von 14 mm Länge. Nach dem so gewonnenen Schädel konnte von A. Smit ein Ausguß genommen werden. Sein Urteil ging dahin, daß das Gehirn des Pilt-downmenschen das primitivste von allen bisher bei fossilen Menschen festgestellte Gehirn war.

Bei seiner Rekonstruktion war A. S. Woodward vom Unterkiefer ausgegangen. Die Gelenkpfanne für den Processus condyloideus an dem vorhandenen Schädelrest war entschieden menschlich, deshalb war eine menschliche Ausbildung dieses processus Voraussetzung. Da also der Processus condyloideus bei der vorhandenen Unterkieferhälfte fehlte, so ergänzte A. S. Woodward diesen, daß er zu dem Schädelansatz paßte. Zu dem Unterkiefer brachte nun Woodward den Schädel in Zusammenhang, und da ergaben sich für den Gesichtsaufbau folgende Hauptmerkmale:

1. Das Gesicht war viel massiver, also das eines rezenten Menschen.
2. Die Augenhöhlen schräger, mehr nach außen als beim Menschen, auch mehr als beim Affen.
3. In der Höhe der Backenknochen ist die Frontansicht breiter als wie beim rezenten Menschen.
4. Die Gehirnschale ist nach oben stark verjüngt, das Gehirn beansprucht weniger Platz.
5. Die Backenknochen springen stark vor.
6. Überaugenwülste fehlen.
7. Die Stirn wölbt sich sichelförmig vor.

So hatte Woodward die klaffenden Gegenätze zwischen Gehirn und Gebiß ausgeglichen. Doch er blieb mit seiner Rekonstruktion nicht der einzige. Arthur Keith glaubte in der Zusammensetzung Woodward's eine Unrichtigkeit gefunden zu haben.

An das größte vorhandene Schädelstück des Os occipitale setzt sich ein kleines, trapezförmiges Originalstück an. Auf diesem glaubte A. Keith Spuren der Lambdanaht entdeckt zu haben und außerdem Spuren von einer Beschädigung durch die Hade des Arbeiters. Aus diesem Grunde gab er dem trapezförmigen Stück eine etwas andere Lage als Woodward und ließ für die Beschädigung einen kleinen Zwischenraum. Dann gab er der Lambdanaht einen symmetrischen Verlauf, den diese bei der Woodward'schen Rekonstruktion nicht hatte. Durch diese kleine Veränderung richteten sich die Schädelstücke insgesamt auf, der ganze Charakter des Schädels wurde ein anderer, viel menschlicher. Für seine weitere Rekonstruktion nahm Keith sich den Schädel von Galley-Hill zum Vorbild, den ja die englischen Forscher, nach oder mit Rutot, dem Altpaläolithikum zurechnen. Dadurch erzielte er einen Schädel, der sich weit von dem Woodward's entfernte und sich über die bekannten Schädel von Neanderthal, Spy, Krapina, Chapelle aux Saints, Gibraltar erhob. Zu einem derartigen Schädel konnte der von Woodward ergänzte Unterkiefer mit den Reißzähnen nicht passen. Deshalb wurden zunächst die Reißzähne fallen gelassen und durch menschliche Eckzähne ersetzt. Auch glaubte Keith an der Bruchstelle des Unterkiefer-Astes Spuren der Symphyse zu erkennen; darum schob er bei seiner Rekonstruktion die beiden Äste in etwas konvergierender Form zusammen. Hierdurch verloren die Zahnreihen etwas von

ihrer Parallelstellung, also ihren durchaus großaffenmäßigen Charakter. Es näherte sich der Untertiefer in etwa dem von Mauer, und wurde durch diese Veränderungen ein menschlichen ähnliches Gebiß erzielt. Auch von seiner Rekonstruktion wurde ein Abguß hergestellt. Dieser ergab eine große Asymmetrie der Gehirnteile, ein Vorwiegen einer Hälfte, was A. Keith damit begründete, der Pittdown-Mensch sei schon durch die lang geübte Feuersteintechnik ein ausgesprochener Rechtshänder gewesen.

Noch eine dritte Rekonstruktion ist zu erwähnen, die von dem Anatomen Elliot Smidt. Er hatte bei Herstellung des Ausgusses für die Woodward'sche Rekonstruktion auf dem großen linken Schädelstück Spuren der Mittelnacht gefunden und veränderte demgemäß die Zusammenstellung der Schädelreste. Infolgedessen wurde sein Schädel wohl höher, länger, schmaler, behielt aber dafür fast denselben Inhalt wie die Rekonstruktion Woodward's.

Da brachte das Jahr 1913 eine neue Überraschung. Der Klostergeistliche Charles de Chardin fand in der dunkelsten, unteren Schicht zwei Knochen, die als Nasenbeine vom Menschen erkannt wurden und außerdem einen wirklichen, echt affenmäßigen Reißzahn. Sie hatten alle dieselbe Färbung, wie die früher entdeckten Knochen, und es unterlag keinem Zweifel, daß sie zu dem Funde gehörten. In dem Reißzahn glaubte man den fehlenden Zahn des vorhandenen Untertiefers erhalten zu haben, und dieser wurde der Rekonstruktion eingefügt. S. A. Woodward hatte im Verhältnis zu dem gefundenen Zahn den affenmäßigen Charakter noch übertroffen (14 mm); die Länge des neuen betrug nur 11 mm. Auch die Nasenbeine wurden verwandt. Sie sind vollkommen menschlich, negroid oder mongoloid, und ergaben eine breite, kurze Nasenbildung. Durch die Einsetzung dieses Nasenbeines trat die menschliche Gestaltung der Stirnpartie noch deutlicher hervor, von der sich die affenartige Schnauzenbildung des Gebisses nun um so auffallender abhob.

In einem besonderen Werk¹⁾ behandelte A. Keith den Fund und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte des Menschen ganz im Sinne wie auch Woodward, doch auf Grund der neuen Rekonstruktion.

Bevor auf seine Schlußfolgerungen näher eingegangen wird, sollen zuerst die anatomischen Verhältnisse der Fundstücke ins Auge gefaßt werden.

4. Der Untertiefer.

Nur in einer Hälfte ist der Untertiefer erhalten, aber auch diese Hälfte als Bruchstück. Es fehlt:

1. der Processus condyloideus; er ist abgebrochen;
2. die Vorderpartie der Kieferhälfte bis zur Symphyse ist beschädigt. Prämolaren und Inzisiven samt der vollständigen Zahneinfassung fehlen.

¹⁾ Arthur Keith: "The antiquity of man", London 1916.

3. Von den Molaren fehlt der erste; 2. und 3. Molar sind vorhanden. Trotz dieses mangelhaften Zustandes bietet die Unterkieferhälfte genügend Anhalt zu einer Beurteilung. Die wichtigsten Merkmale sind:

1. Die Verdickung der Knochensubstanz im Gaumen;
2. der deutlich erkennbare Ansatz zur Affenplatte;
3. Vorhandensein der Fossa sublingua zum Ansatz für den Sprachmuskel (*M. genioglossus*).
4. Parallelstellung der Zahnreihen (bei der Rekonstruktion).

Die Symphyse, also die Stelle, wo die beiden Kieferhälften sich vereinigen, ist beim Pitdown-Kiefer verdickt. Diese Verdickung reicht in die

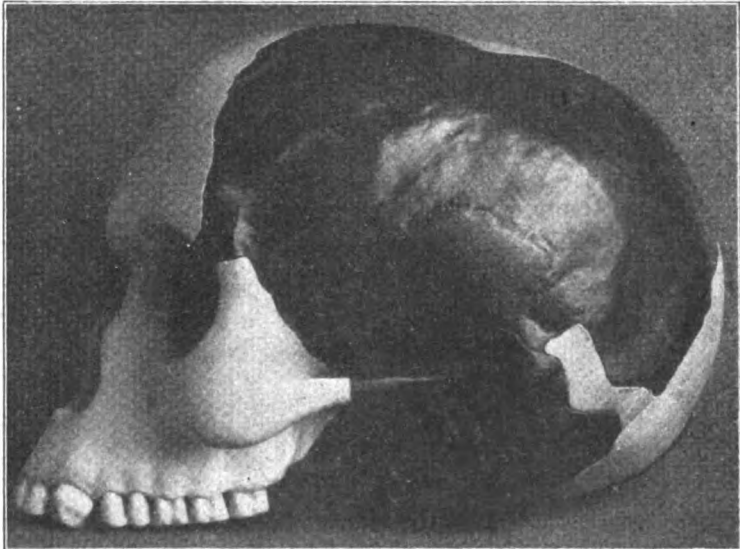


Abb. 1. Seitenansicht des Pitdown-Schädels nach der engl. Rekonstruktion im Kölner Präh. Museum. Die schwarzen Stellen deuten die Originalfundstücke an.

untere Mundfläche hinein und beeinträchtigt die Beweglichkeit der Zunge in hohem Grade. Mangelnde Sprachfähigkeit läßt sich daraus erschließen. Dies ist ein spezifisch pithekoides Merkmal, findet sich jedoch auch noch beim Unterkiefer von Mauer. Im Verhältnis zu dieser Dicke weisen die Unterkiefer der Neanderthalrasse (Krapina, Spy, Chapelle aux Saints) hierin einen Rückgang auf. Am unteren Teile des Unterkiefers beginnt beim Pitdower jene Knochenverbreiterung als Brücke zwischen den beiden Unterkieferästen, die bei den Affen als „Affenplatte“ bekannt ist. In der Rekonstruktion ist deshalb auch die Erbreiterung in Form der Affenplatte weitergeführt. Der Unterkiefer von Mauer hat die Affenplatte nicht. Gorilla, Schimpanse, Orang-Utang dagegen sehr stark.

In den Untertieferästen der Großaffen befindet sich die „Fossa sublingua“, eine Grube zum Ansatze des Genioglossus. Beim Menschen setzt sich dieser Muskel an Erhöhungen des Knochens direkt an. Beim homo Heidelbergensis und den Neanderthalern fehlt die Fossa sublingua, beim Pittdowner nicht. Durch diesen Umstand wird er als pithefoid ebenfalls charakterisiert und in Verbindung mit dem Hereinragen der Symphyse in die untere Mundfläche und dem Vorhandensein der Affenplatte in die Reihe der pithefoiden Gebisse gestellt.

5. Die Zähne.

Wie schon angeführt, fehlt der erste Molar, während der zweite und dritte wohl erhalten sind. Prämolaren und Inzisiven waren nicht vorhanden, bis 1913 der Reißzahn zum Vorschein kam. Der auffallende Affencharakter des gefundenen Untertiefers hatte A. S. Woodward veranlaßt, bei der Ergänzung des Gebisses einen echten Reißzahn einzufügen. Es wurde schon angeführt, daß er dem Reißzahn eine Länge von 14,5 mm gegeben, also mehr, als der aufgefundene Reißzahn¹⁾ maß (11 mm).

Bei Menschen und Affen ist an der Stelle, wo der obere Reißzahn mit dem unteren in Verbindung tritt, von einer Einwirkung auf den oberen Zahn nichts zu bemerken. Die Zahnwurzel ist abgebrochen, es lassen sich also über den Nervanal desselben keine Schlüsse und Vergleiche ziehen. Wohl aber glaubte man annehmen zu müssen, daß das Fehlen der Einwirkung der beiden Zähne auf den unteren aus einer beginnenden Rückbildung des Zahnes und des Gebisses überhaupt zu erklären sei. Zu diesem Schlusse glaubte man sich auch noch durch andere Merkmale der vorhandenen Zähne berechtigt. Die vorhandenen Molaren ragen über die rezenten Zahnreihen eben hinaus; sie sind menschlicher Art und stark ab-

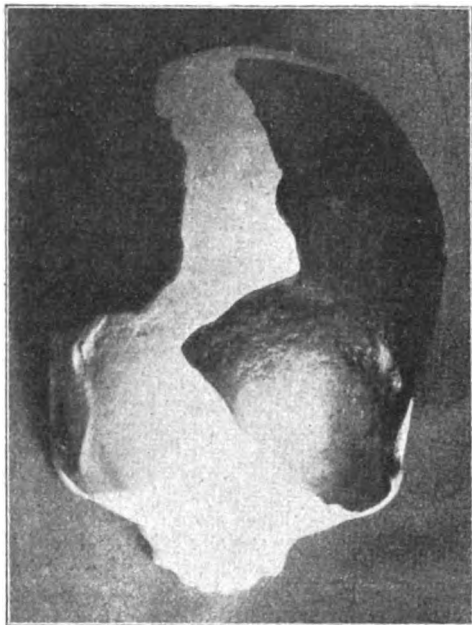


Abb. 2. Ansicht des Pittdown-Schädels von oben nach der engl. Rekonstruktion im Kölner Prähistorischen Museum. Schwarz = Originalfundstücke.

¹⁾ Der menschliche Eckzahn mißt 12 mm. Bei den Affen haben die weiblichen Tiere eine viel schwächere Zahnausbildung als die männlichen, sie beträgt bei den ersteren 16 bis 20 mm.

geweht; ihre Größe wird, wenn auch in seltenen Fällen, von rezenten und primitiven Menschenrassen erreicht. Die beiden Molaren stimmen in ihren Massen fast genau mit den Zähnen des Mauer-Unterkiefers überein.

Beim Gebiß der Großaffen fällt sofort die Parallelstellung der Zahnreihen als bedeutsames Merkmal in die Augen im Gegensatz zu den fossilen und rezenten Menschenrassen. Diese zeigen deutliche Konvergenz auch der homo Heidelbergensis.

Die Woodward'sche Rekonstruktion des Piltown-Unterkiefers hat diese Parallelstellung. Nun glaubte jedoch A. Keith an dem Unterkieferast Spuren der Symphyse zu erkennen. Infolgedessen rückten bei seiner Rekonstruktion die Unterkieferäste ein wenig zusammen. Dadurch entstand eine kleine Neigung zur Konvergenz, die sich allerdings nur schwach zeigte. Im ganzen blieb der Charakter der Parallelstellung gewahrt. Aber doch genügte der Anfang dieser Konvergenz, auch hierin einen Beweis für die Umbildung des Gebisses zu erkennen, worauf ja auch, wie schon gesagt, andere Merkmale hinzuweisen schienen. Aus allen diesen Gründen glaubte man in dem Piltown-Unterkiefer einen Typus zu erkennen, der wohl große Übereinstimmung mit den Affen, besonders dem Schimpansen, aufwies, aber doch als ein menschlicher angesehen werden müsse, bei dem die pithekeroiden Merkmale sich in dem Stadium der Umbildung zum späteren Menschengebiß befänden. Dieser Tiefstand des Gebisses und das damit verbundene äußerst geringe Sprachvermögen des aus den Piltown-Resten sich ergebenden Urmenschen, des „Coanthropos“ also, werden jedoch aufgehoben durch die außergewöhnliche und unerwartete Schädelbildung. Sie beweise, daß in dem „Coanthropos“ wirklich ein Wesen menschlicher Art gefunden sei, das nach dieser Hinsicht sogar den homo Neanderthalensis weit übertrage. Der durch die äußerst primitive Schädelbildung des Neanderthals sich ergebende Tiefstand dieser Rasse habe diese auch zur Weiterführung der Menschheit ungeeignet gemacht und ihr Erlöschen im Diluvium veranlaßt¹⁾. So stelle die Neanderthalrasse einen nicht lebens- und entwicklungsfähigen Seitenzweig an dem Urstamm der Menschheit dar, gerade wie ein anderer Zweig, mit dem Endgliede des Pithekanthropus. Im „Coanthropos“ sei nun ein Vertreter jenes Urstammes schon aus dem Tertiär gefunden, der langsam während des Tertiärs und im Altdiluvium nur sein Gebiß umzubilden brauchte, um dann als vollentwickelter Menschenstamm zu den rezenten Rassen hinüberzuführen.

Soweit die englischen Schlußfolgerungen.

¹⁾ Eine Meinung, die ja auch Rutot vertritt, der in dem Neanderthaler die Sklaverrasse der übrigen diluvialen Bevölkerung sieht.

5. Stellungnahme zu diesen Ergebnissen.

Da es sich um eine Frage von der allergrößten Bedeutung handelt (Existenz und gleichzeitig somatische Veranlagung des frühesten Menschen), ist es geboten, die Bedenken, welche sich ungewollt gegen die Aufstellung des „Coanthropos“ aufdrängen, nicht zurückzuhalten, sondern eingehend zu prüfen. Diese Bedenken sind formaler und theoretischer Natur. Zunächst richten sie sich gegen das hohe Alter des Sundes.

Die knochenführende Schicht von Piltown ließ sich als tertiär nur dadurch erweisen, daß spärliche Reste tertiärer Tiere sich in ihr vorfinden. Es waren dies ein gerolltes Zahnfragment von Mastodon, zwei angerollte Backzähne von Stegedon. Die Backzahnreste von Biber kommen nicht in Betracht, weil der Biber wohl im Tertiär vorkommt, aber auch in diluvialen Ablagerungen sich findet. Daß eine spezifisch tertiäre Biberart vorliegt, etwa *Palaeocastor* Leidy¹⁾, ist nicht angegeben.

Die angeführten geringen Tierreste liegen gesellschaftet mit menschlichen Resten. Nun ist die genaue Stratigraphie der ganzen Sundschicht, besonders nicht die der unteren, dunkelsten, genau festgelegt. Wir wissen nicht, ob die wirklich tertiären Tierknochen genau in demselben Horizont mit den Menschenresten sich befunden haben. Die Annahme ist möglich, daß letztere, wenn auch nur ein wenig, höher lagerten als die Schicht mit den Mastodon- und Stegedonzähnen. Erst wenn diese Frage völlig einwandfrei festgelegt wäre, könnte eine gleichzeitige Einschwemmung als das allein Mögliche angenommen werden. Die stärkere Rotfärbung der ganzen unteren Schicht braucht nicht das Resultat einer gleichzeitigen Anschwemmung zu sein, bzw. nicht als Beweis dieser zu gelten, kann vielmehr erst später nach Bestand der unteren Schicht von obenher erfolgt sein. Doch gesetzt auch, die Menschen- und Tierreste wären gleichzeitig, und dies erscheint als das Wahrscheinlichere, mit denselben Gluten an dieser Stelle abgesetzt, so ist die geologische Zusammengehörigkeit noch immer keine selbstverständliche Notwendigkeit. Der Fall ist denkbar, daß die Ouse an irgend einer Stelle tertiäre Ablagerungen, in denen sich die Mastodon- und Stegedonzähne befanden, auflöste und mit sich führte, an einer anderen Stelle dann auf diluvialer Oberfläche lagernde Dinge ebenfalls mitnahm und nun beides in derselben Schicht irgendwo absetzte.

Wird aber diese Möglichkeit angenommen, finden sich dazu in den erforschten Schichten die Lageverhältnisse der Sunde nicht genau angegeben, so fällt sofort die zwingende Notwendigkeit, den Menschen- und Tierresten das gleiche geologische Alter zuzusprechen. Die Möglichkeit liegt immerhin vor; doch nur auf Möglichkeiten darf die Wissenschaft sich nicht gründen.

¹⁾ Nach Zittel.

Aber noch ein anderer Beweis für das tertiäre Alter der Schicht scheint ja vorhanden, das Vorkommen von eolithenartigen Feuersteinen. Eolithen führen ja an sich ins Tertiär hinüber, und in England sind tertiäre Eolithen nichts Seltenes, werden in ihrer Artefaktnatur daselbst auch anerkannt. Wie aber Eolithen als Beweismaterial für den tertiären Menschen zu bewerten sind, hat E. Werth¹⁾ neuerdings noch einmal mit völliger Klarheit dargelegt. Nachdem er von den verschiedenen Möglichkeiten gesprochen, durch welche Feuersteine den bekannten Eolithencharakter erhalten können, ist er wie andere Forscher der Ansicht, daß die Bestätigung der Artefaktnatur der Eolithen das Auffinden anderer Spuren eines menschenähnlichen Wesens fordern, wenn auch nicht zu bezweifeln sei, daß das im mittleren Diluvium mit formgewollten Werkzeugen beginnende Paläolithikum eine eolithische oder archäolithische Vorstufe gehabt habe. Das ist der Standpunkt der heutigen Wissenschaft wohl allgemein; doch in England werden die eolithenartigen Feuersteine von Kent und St. Brest meist als Artefakte bewertet²⁾.

So scheiden demgemäß die Eolithen in der Sundschicht von Piltown als Beweis für das tertiäre Alter der Schicht vollständig aus. Das Hineinversetzen der menschlichen Reste von Piltown in das Tertiär wird demgemäß aus der Stratigraphie und den Begleitfunden nicht wissenschaftliche Notwendigkeit.

Es erhebt sich nun die Frage: Liegt in den gefundenen menschlichen Resten an sich nicht der Beweis für ihr sehr hohes, vielleicht tertiäres Alter?

Auch diese Frage ist mit „nein“ zu beantworten. Die Schädelreste haben, wie das noch weiter ausgeführt werden wird, nichts an sich, das sie ins Tertiär versetzen müßte. Wohl ist die Schädeldede außerordentlich dick (10 mm), gewiß ein sehr primitives Merkmal; aber sonst haben sie nicht nur nichts Auffallendes, sie sind echt menschlich und weisen durch die Stirnbildung und die Nasenbeine auf eine höher stehende Rasse als die Neanderthaler.

Als A. Keith an eine Rekonstruktion heranging, glaubte er sich an einen Sund anlehnen zu können, der in England dem Altpaläolithikum zugesprochen wird, also seiner Zeitstellung des Piltownfundes geologisch am nächsten stand. Dieser geologischen Nähe entsprach dann auch, wenigstens in gewissen Verhältnissen, eine Annäherung der somatischen Verhältnisse. Es ist das Skelett von Galley-Hill. Wie Rutot versetzt Keith es ins Chelléen, hält es also für älter als die Neanderthalrasse. So sieht man in dem Galley-Hill-Menschen den Vertreter einer hochentwickelten diluvialen Urrasse, die den jüngeren Neanderthaler weit überragte. Seiner Schädel- und Stirnbildung schienen die vorhandenen Piltown-Reste am meisten zu ähneln, hier wie

¹⁾ Dgl. E. Werth: „Der tertiäre Mensch“, Prähistorische Zeitschrift, Band X, 1918.

²⁾ „Eolithen“-Feuersteinstücke, vom Menschen so benutzt, wie sie die Natur lieferte. „Archäolithen“ dann, wenn der Mensch selbst die Steine zerkleinerte und durch irgend welche Abfälle zur Arbeit dienlicher machte (Verworn).

dort eine sich wölbende Stirn und schwache Augenbogen. Da zu dieser Stirn ein Reißzahn unbedingt nicht mehr gehörte, gab man zuerst auch dem Pilt-downer einen Eckzahn, der dem von Mauer entsprach. Durch die Auffindung des echten Reißzahnes 1913 mußte dieser dem Unterkiefer dann beigefügt werden. So entstand eine neue Rekonstruktion, mit hoher Stirn und Schädelbildung; durch die Nasenbeine ward Anhalt gefunden zur Gestaltung des Gesichtes, doch schnauzenartig verlängerte sich das Gebiß, den beiden Reißzähnen entsprechend.

Nun ist es jedoch mit dem Schädel von Galley-hill eine sehr merkwürdige Sache. Im Jahre 1888 wurde zu Galley-hill in England ein vollständiges Skelett gefunden, 3,50 m unter der jetzigen Oberfläche, 0,60 m über der Wealdformation¹⁾. Es lag in diluvialen Sanden, die hier reich sind an altpaläolithischen Säusteln. Zu der Fauna der Sande von Galley-hill gehören: Mammut, Wildpferd, Höhlenlöwe, Flußpferd. Nur in kleinen Resten lagen diese Tierreste angeschwemmt; ihr genaues Studium ergab eine Mischung von kalter und warmer Fauna, wie sie lebend nicht angetroffen wird. Wo diese Knochenmischung sich findet, ist sie nur durch eine Vermischung von Tierresten aus verschiedenen Erdzeitaltern zu erklären infolge von Abspülung und Wiederanschwemmung an eine neue, gemeinsame Lagerstätte. Aus diesem Grunde sind die den Galley-hill-Sund begleitenden Tiere nicht nach einer älteren oder jüngeren Periode einseitig verwendbar. Die Zuweisung des Galley-hill-Skelettes zu dem warmen Interglazial, was in dem vorliegenden Falle das Chelléen bedeutet, ist also von vornherein nicht beweiskräftig; Rutot²⁾ setzt den Schädel in diese Zeit.

Schon die Auffindung eines vollständig erhaltenen Skelettes in einer Schicht, die sonst nur kleinere Tierreste enthielt, konnte Bedenken erregen und vermuten lassen, daß das Skelett nachträglich in die Schicht hereingekommen wäre (Grab).

Um diese Annahme zu widerlegen, müßte eine genaue, völlig einwandfreie Untersuchung der Lagerungsverhältnisse des Skelettes vorliegen, die die Unversehrtheit der Schichten bewiese. Das ist aber nicht der Fall. Die Entdecker untersuchten daraufhin die Sundstelle nicht, auch keine photographische Aufnahme fand statt. Erst als der Schädel entfernt war, erklärte der Finder, die Schicht unterhalb des Schädels sei unversehrt gewesen.

Es bietet also die stratigraphische Lage auch hier keinen sicheren Anhalt. Nun zeichnet sich der Schädel (übrigens sehr verdrückt) durch völlig moderne Eigenschaften aus, die ihn der Neanderthalrasse nicht zuzuzählen erlauben. Die Augenwülste fehlen, die Stirn ist aufragend, der Schädel gewölbt, dem

¹⁾ Dgl. Obermaier: „Der Mensch aller Zeiten“, a. a. O.

Arthur Keith: „The antiquity of man“, London 1916.

²⁾ Rutot weist bekanntlich verschiedene älter sein sollende Skelettreste (Grenelle, Cligny u. a.) seinen eolithischen Perioden zu.

Unterkiefer fehlen die neanderthaloiden Merkmale. Das alles hat Veranlassung gegeben, ihn spätestens der Aurignac-Rasse¹⁾ zuzuweisen. Ja, einige sprechen ihm den Fossilcharakter überhaupt ab und halten den Fund für eine rezente Bestattung.

Auf jeden Fall also steht der Galley-Hill-Schädel dem rezenten Menschen ganz außerordentlich nahe und können seine Verhältnisse mit einem Schädel, der in das Tertiär hinaufreichen sollte, in keine Verbindung gebracht werden. Fällt somit das altpaläolithische Alter des Galley-Hill-Schädels, so erweisen sich alle Beziehungen an diesem Funde für den „tertiären“ Pilt-down-Schädel als nicht beweiskräftig. Falls jedoch die anatomischen Untersuchungen der Pilt-downer Schädelreste in Wirklichkeit gewisse Übereinstimmungen mit dem Schädel von Galley-Hill ergeben sollten, würde dadurch nach den gegebenen Verhältnissen der Beweis für ein relativ junges Alter des letzteren erbracht sein²⁾.

Wie steht es nun mit dem Unterkiefer?

Es ist die Frage zu untersuchen, ob an ihm sich bestimmte Merkmale befinden, die an sich stark und ausgeprägt genug wären, die versagende Stratigraphie und die nach dieser Hinsicht nicht weniger unzulänglichen Schädeleigenschaften zu ersetzen und die Annahme eines sehr hohen Alters durch sich selbst zu rechtfertigen.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß der Unterkiefer große Ähnlichkeit mit dem eines Schimpansen aufweist. Derartige Merkmale sind die Affenplatte, die Fossa sublingua, die Verdickung der Symphyse in der Gaumenhöhle, die Dicke des Knochens und der nachträglich gefundene Reißzahn. Nach dem ganzen Befund war deshalb auch die Rekonstruktion A. S. Woodward von einem Schimpansen-Unterkiefer ausgegangen. Das ergab dann als weitere bedeutsame Eigentümlichkeit für den Pilt-down-Unterkiefer eine Parallelstellung der Zahnreihen. Diese Parallelstellung der Zahnreihen bildet ein Hauptunterscheidungs-Merkmal von Mensch und Affen. Die Großaffen, Schimpanse, Gorilla, Orang-Utan besitzen diese Parallelstellung ganz ausgesprochen. Bei dem ältesten Menschenrest, dem Unterkiefer von Mauer, ist eine entschiedene Konvergenz nach vorne zu beobachten, und dieser Umstand hat stets mit als Beweis für den Menschen-Charakter des Fundes gegolten. Auch die vorhandenen Unterkiefer von Krapina, Spy, Ehringsdorf, Chapelle aux Saints, Moustier, besitzen diese Anordnung der Zahnreihen mit verschiedener Konvergenz. Nun könnte angenommen werden, daß in einer zum Heidelbergensis liegenden Entwicklungsstufe der Vormensch in

¹⁾ Obermaier: „Der Mensch aller Zeiten“, a. a. O., I. Bd.

²⁾ In England gibt es noch mehrere Menschenreste, denen ein ähnliches Alter wie dem Galley-Hill-Schädel zugesprochen wird, die aber ebenfalls von der Wissenschaft nicht anerkannt werden (Stelett von Ipswich).

seiner Zahnstellung sich näher an die Großaffen anschließen müsse, und darum könne die Parallelstellung bei dem Piltown-Kiefer ein Beweis für eine derartige Entwicklung bilden. A. Keith glaubte, wie angeführt, Spuren der Symphyse an dem erhaltenen Unterkiefer zu sehen; seine Zusammenfügung der Unterkieferäste wurde deshalb ein wenig anders; eine leichte Neigung zur Konvergenz kam dabei heraus. Hinzugenommen nun der von den englischen Forschern entdeckte Umstand, daß das ganze Gebiß des Piltowners Spuren einer beginnenden Umbildung zeigen soll, entstand hieraus die Auffassung, der Piltown-Mensch habe noch das ursprünglichere Affengebiß, aber schon mit beginnender Weiterbildung, die im Unterkiefer von Mauer dann bedeutend vorgeschritten erscheint und sich ununterbrochen bis zu dem rezenten Gebiß fortsetzt. Demnach wäre die Parallelstellung der Zahnreihen ein gemeinsames Merkmal des Urstammes, der Mensch und Affe noch vereinte. Die rezenten und diluvialen Menschenaffen haben die Parallelstellung im gleichen Grade, auch die pithetoiden Sunde des Tertiärs, also die Vorläufer der Großaffen. Bekannt ist aus dem Tertiär (Miozän) der *Dryopithecus*¹⁾. Diese Großaffenurform hat parallelgestellte Zahnreihen mit breitem, aufsteigendem Ast. Stimmt diese Urform mit den rezenten Großaffen hierin überein, kann sie, wie E. Werth²⁾ mit Recht behauptet, als „Urform“ der Großanthropomorphen Gorilla, Schimpanse, Orang-Utan aufgefaßt werden. E. Werth stellt dieser „Affenahnform“ den *Pliopithecus*³⁾ entgegen, der eine deutliche Konvergenz der Zahnreihen bereits im Miozän aufweist. Dieselbe Konvergenz haben nun, nach Werth, die niederen Affen, Gibbon und Mensch. Auf Grund seiner Untersuchungen kommt E. Werth zu dem bedeutsamen Schlusse, daß die Parallelstellung der Zahnreihen bei den Groß-Anthropomorphen, bereits im Miozän nachgewiesen, sich bei den fossilen und rezenten Arten zu einem Artcharakter entwickelt habe und kein primitives Merkmal darstelle, da ja die tieferstehenden Affenarten die Parallelstellung nicht haben. Parallelstellung ist also kein primitives, sondern ein erst spät in der Entwicklung auftretendes Merkmal der Großaffen. Demgegenüber bedeutet die Konvergenz, also der Winkel, den die beiden Backzahnreihen nach vorne bilden, die bei den niederen Affen und den Gibbons sowie den Menschen in gleicher Weise auftreten, ein primitives Merkmal. Damit scheidet nach E. Werth die bereits im Miozän (*Dryopithecus*) auftretenden Großaffen ein für allemal aus der Stammreihe des Menschen aus, und es ergibt sich ein um so engerer Anschluß der Hominiden an die Reihe der Hylobatiden (Gibbon), deren miozäner Vorläufer im *Pliopithecus* vorliege. Mit den Hylo-

¹⁾ Der *Dryopithecus*, aus dem Oligozän Ägyptens, Frankreichs, dem Rheingebiet und Schweden bekannt (Zittel).

²⁾ E. Werth: „Der tertiäre Mensch“, a. a. O.

³⁾ *Pliopithecus* aus dem Miozän Frankreichs, Schwabens, Steiermarks, der Schweiz und Schlesiens (Zittel).

batiden stimmt außer dem Gebiß auch die Schädelbildung und der aufrechte Gang des Menschen überein. Wenden wir dieses Ergebnis auf den Pilt-down-Unterkiefer an, so wird die unleugbar vorhandene, von S. A. Woodward betonte und auch von A. Keith angenommene Parallelstellung, anstatt ein Beweis für die hominide Eigenschaft ein solcher für seine Zugehörigkeit zum Stamme, der Großaffen.

Und wirklich, der amerikanische Forscher G. S. Miller¹⁾ in Washington, hat die Übereinstimmung des Pilt-down-Unterkiefers mit dem rezenten Schimpanse nachgewiesen. Da aber an der Fossilität nicht zu zweifeln ist, so sah er in dem Unterkiefer eine fossile Schimpanseart, der er den Namen „Pan vetus“ gab. Nur durch seinen Altersunterschied sei dieser von den rezenten Schimpanse-Arten zu scheiden. Zum Vergleich: Abb. 3.

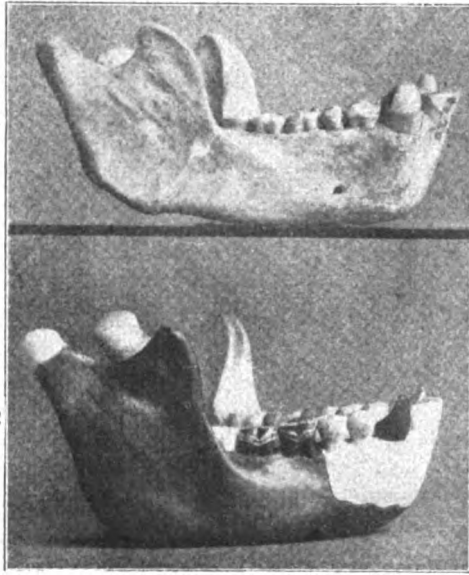


Abb. 3. 1. Unterkiefer eines Schimpansen nach einem Original im Kölner Präh. Museum.
2. Unterkiefer von Pilt-down nach der engl. Rekonstruktion im Kölner Präh. Museum.
Schwarz = Originalfundstücke.

Zu demselben Urteil ist auch der französische Forscher Boule²⁾ gekommen. Damit wäre das Rätsel des „Coanthropus“ gelöst. Er verwandelt sich in einen, dem rezenten Menschen nahe stehenden Schädel diluvialen, aber unbestimmten Alters und dem Unterkiefer eines Schimpansen. Beide sind im Diluvium von der Ouse mit den übrigen Tierresten angeschwemmt. Allerdings bleibt dieses Zusammenkommen merkwürdig, bietet aber durchaus nichts Abnormes. Wäre der Unterkiefer allein zum Vorschein gekommen,

hätte man sofort an ihm einen Vertreter der Großaffen erkannt. Wären die Schädelreste allein entdeckt, hätten seine primitiven Eigenschaften und sein diluviales Alter ihm seine Stellung innerhalb der jungpaläolithischen Menschenrasse angewiesen, ohne weitere Schlußfolgerungen aus den geringen Resten ziehen zu können. Dieses Schicksal teilt der „homo Dawsoni“ mit manchem diluvialen Skelettrest. So wurde 1913 in den diluvialen Sanden von Sühlingen³⁾ bei Köln ein menschliches Schädeldach gefunden, das eben-

¹⁾ G. S. Miller in Washington 1915: „The antiquity of the Pilt-down-Man.

²⁾ u. ³⁾ Vgl. Werth: „Der tertiäre Mensch“, a. a. O.

³⁾ Im Prähistorischen Museum Köln.

falls außergewöhnliche Dide des Knochens mit stark vorspringenden Augenbogen und hoher Stirnbildung aufweist. Dergesellschaftet fanden sich mit diesem noch zwei Pektunkulus-Muscheln und eine typische, gerollte Auri-gnacion-Klinge. Die erhaltenen Schädelreste sind auch hier gering; ihre wissenschaftliche Bewertung und die Schlußfolgerungen werden demnächst an dieser Stelle veröffentlicht.

Zu der späteren Ansetzung der Schädelreste von Piltown passen dann auch endlich die beiden Nasenbeine, die ein menschenartiges Gebiß und keine „affenartig vorspringende“ Oberschnauze, wie sie der Unterkiefer verlangt, voraussetzen.

Somit würden sich die Bedenten gegen die Aufstellung des „Coanthropos“ zu der Annahme verdichten, daß in der unteren, dunkelgefärbten Schicht von Piltown tertiäre Tierreste und diluviale Tier- und Menschenreste an-geschwemmt seien. Die Menschenreste weisen auf einen Vertreter jung-paläolithischer Kultur hin; die Tierknochen auf einen spät-diluvialen Schim-pansen. Wiederum also heißt es: Neue Funde abwarten, die Aufschluß geben über den „Vorläufer“ des Menschen.

Eine zweite bandkeramische Scherbeninschrift von Seltſch in Böhmen.

Don Rudolf Moſchtau, Leipzig.

Mit einer Textabbildung.

Die Unklarheiten über Herkunft und Fundumstände des wichtigen beschrifteten Scherbens der Spiral-Mäanderkeramik von Seltſch, Bez. Saaz¹⁾, veranlaßten mich, auf einer Sommerreise durch Nordböhmen den Fundort Seltſch als Endziel zu wählen, damit ich den Finder persönlich kennen lernen und die Fundangaben an Ort und Stelle nachprüfen konnte. Ich erhielt



bereitwilligst die erbetenen Auskünfte und wurde überall mit deutscher Gastfreundschaft aufgenommen. Diesem Entgegenkommen verdanke ich die Kenntnis eines zweiten bandkeramischen Scherbens, der ähnlich dem ersten buchstabenförmige Einritzungen enthält und an der gleichen Fundstelle bei Seltſch gefunden worden ist (s. Textabbildung).

Das Stück gehört Herrn Dr. med. Tiſcher in Michelob b. Saaz, dessen vorgeschichtliche Privatsammlung u. a. einen ansehnlichen Scherbenbesitz der mitteldeutsch-böhmischen Spiral-Mäander- und Stichreihenkeramik aus der näheren Umgebung seines Wohnortes aufweist. Mit seiner gefälligen Erlaubnis bringe ich hier den Scherben in einer photographischen Wiedergabe zur Veröffentlichung.

Die Fundstelle ist Parzelle 194/1 „auf den Teichen“ bei Seltſch. Der Flurname weist noch auf die dereinst für eine Siedelung recht günstigen Wasser-

¹⁾ Dgl. R. Moſchtau, Eine steinzeitliche Scherbeninschrift der Spiral-Mäanderkeramik. „Mannus“ Bd. 11/12, 1919/20, S. 205 ff.

verhältnisse im Talgebiet des Seltšer Baches hin. Ein schwerer roter Lehm, der die flach ansteigenden Talhänge bedeckt, zeigt im Sundgebiet unserer Scherben eine leichtere, der Bearbeitung günstigere Beschaffenheit. Zahlreiche dunkelgraue Stellen auf der genannten Parzelle und der benachbarten Flur erweisen das Sundgebiet als einen ausgedehnten Siedlungsplatz, der heute von dem Bahndamm der Saaz-Prager Eisenbahnlinie durchquert wird.

Besitzer der Parzelle und Finder des abgebildeten Scherbens ist Herr Wirtschaftsbesitzer Franz Mai in Seltš, der die Parzelle ihrer Funde wegen stets selbst beackert und beobachtet und den reichen Fundertag in selbstloser Weise öffentlichen und privaten Sammlungen überwiesen hat. Als ein bemerkenswertes Stück dieser Fundstelle enthält das Teplitzer Museum den Henkel eines bandkeramischen Gefäßes mit ansitzendem Stierköpfchen¹⁾. Dank langgewohnter sorgfältiger Beobachtung glückte Herrn Mai im Herbst 1912 die Auffindung des hier abgebildeten Scherbens, nachdem an derselben Fundstelle wenige Monate früher sein Freund und eifriger Mitsammler, Herr Oberlehrer G. Müller in Kl. Holletitz die erste Scherbeninschrift aufgefunden hatte. Ohne die Bedeutung dieser Funde ermessen zu können, hatten doch beide Sammler, nachdem ihnen Hunderte von Scherben durch die Hände gegangen waren, die Seltenheit der Stücke erkannt und sie den Sammlungen befreundeter Herren anvertraut.

Beide Scherben sind also Lesefunde. Nachgrabungen an der Fundstelle haben bisher nicht stattgefunden; ihre Ergiebigkeit muß groß sein, da ich selbst beim Abgehen der mit Kartoffeln bestellten Fläche eine zerbrochene bandkeramische Meißelklinge, zahlreiche Feuersteinabschläge, zum Teil mit Randbearbeitungen und typische spiralverzierte Scherben auflesen konnte. Scherben anderer Gattungen fanden sich nicht, und es ist von Bedeutung, daß auch den beiden Findern in jahrelanger Beobachtung der Fundstelle nur Scherben mit Spiral- und Stichbandmustern in die Hände gekommen sind. Vor allem fehlen, was in diesem Zusammenhange wichtig ist, germanische mäanderverzierte Scherben der römischen Kaiserzeit. Hiernach erweist sich die Fundstelle als eine rein neolithische Ansiedelung. Ist das aber der Fall, dann besteht keine Möglichkeit für die Annahme, daß unsere beiden Scherben etwa anlässlich einer späteren Besiedelung zur römischen Kaiserzeit in die Hände eines runenfundigen Germanen gelangt und für den Zweck einer Mitteilung oder magischen Handlung mit Runenritzungen versehen worden wären. Die Fundverhältnisse der beiden Seltšer Scherben bekräftigen also die Annahme, daß ihre schriftförmigen Einritzungen in neolithischer Zeit vorgenommen worden sind.

Für diese Annahme unumstößliche technische Beweisgründe beizubringen, begegnet auch bei diesem Scherben Schwierigkeiten. Die Oberfläche

¹⁾ Dgl. Tätigkeitsber. d. Mus.-Ges. Teplitz i. Derw.-Jahre 1905/06, S. 35, Abb. 2a, b.

ist durchweg, wenn auch in geringem Grade, abgewittert. Die Abwitterung hat auch die Ränder der Einritzungen betroffen, so daß diese einwärts, nach dem Ritzkanal zu, abfallen. Somit ist von Aufwulstungen der Ränder — und das wären die sichersten Kennzeichen für Einritzungen in den weichen Ton, also für Gleichzeitigkeit von Gefäß und Inschrift — an keiner Stelle eine Spur erkennbar. Freilich könnten die Ränder der Ritzkanäle, wenn man sich abgewittertes Material hinzudenkt, schärfer und auch mit Aufwulstungen versehen gewesen sein. Doch selbst bei besserer Erhaltung der Oberfläche würde ein Mangel an derartigen Wülsten nichts gegen die Gleichzeitigkeit von Gefäß und Inschrift beweisen, da die Wülste als störend sehr wohl schon bei der Herstellung entfernt werden mochten. Kann man doch unter spiralverzierten gleichaltrigen Scherben zahlreiche Stücke aussondern, deren in den weichen Ton gezogene Furchen keine Spur von seitlicher Aufwulstung zeigen, so daß zur Erklärung dieses Mangels nur die Annahme möglich ist, daß der Hersteller die Wülste als häßlich empfunden und sie darum verstrichen und geglättet hat.

Als technischen Grund für die gleichzeitige Entstehung von Gefäß und Inschrift möchte ich das Vorhandensein schwacher Tongrate ansehen, die beim zweiten Zeichen in der Mitte, beim ersten Zeichen links oben erkennbar sind. Hier ist in einer kurzen Verdoppelung des Ritzkanals das zweimalige Einsetzen des Stichels erkennbar, das den Grat stehen ließ. Solche schwache Grate dürften bei Einritzungen in den gebrannten Ton bei dessen Sprödigkeit kaum stehen bleiben. Übrigens lassen sich an der genannten Stelle des ersten Zeichens unter der Lupe auch winzige parallele Kratzspuren erkennen, die hier an geschützter Stelle der Verwitterung entgangen sind. Schließlich sprechen bei beiden Seltsher Scherben die gerundeten Teile einzelner Zeichen und die Breiten- und Tiefenschwankungen der Ritzkanäle dafür, daß hier in weichen oder nur luftgetrockneten Ton gearbeitet worden ist, der allein die gewünschte Nachgiebigkeit gegen die „schreibende“ Hand und ihre Linienführung zeigen konnte, eine Nachgiebigkeit, die das spröde Material des gebrannten Tones nicht haben kann.

Die soeben berührte Übereinstimmung beider Scherben nach Art der Einritzungen läßt sich auch auf Material und Art der Verzierung ausdehnen. Es ist beim zweiten Seltsher Scherben derselbe gutgeschlammte Ton verwendet, der die spiralverzierten bombenförmigen Gefäße kennzeichnet, nur, daß er hier sehr feinsandig ist, im Bruche tiefschwarz, an der Oberfläche grauschwarz und etwas ins Bräunliche spielend erscheint. Eine tiefe, gerade Furche läuft dem Rande parallel, sie hat den Bruch des Scherbens an dieser Stelle begünstigt. Rechts unten am Scherben ist das kurze Stück einer Spiralfurche sichtbar, auch sie verläuft längs eines Bruchrandes. Nach dieser etwas abweichenden Verzierung wie auch nach der größeren Ausführung der Zeichen und des ganzen Gefäßes ist sicher, daß die beiden Seltsher Scherben zu zwei verschiedenen Gefäßen gehört haben müssen. Die größten Ausdehnungen des zweiten

Scherbens sind $5 \times 4,6$ cm, die Stärke 0,7 cm; unsere Aufnahme zeigt somit das Stück in geringer Verkleinerung.

Daß dieser Scherben ein neues, die spätpaläolithische Zeit mit ihrem markenförmigen Schrifterſatz und die spätrömische Kaiſerzeit mit ihrer Runenlautſchrift überbrückendes Bindeglied der mitteleuropäiſchen Schriftentwicklung iſt, macht ſeine Bedeutung aus. Sonſt ſteht er ſeiner geringeren Zeichenzahl wegen an Wert hinter dem erſten Scherben zurück. Doch erlaubt die Zahl der Zeichen ſowie der wohl erhaltene Gefäßrand auch hier die Feſtſtellung, daß die Zeichen in wagerechter Reihung angewandt worden ſind. Ihr Sinn wird weniger in einer Mitteilung als in einer formelhaften magiſchen Wendung zu erblicken ſein. Wie die Zeichen beider Scherben in Reihen ſißen, iſt eine gewiſſe kalligraphiſche Übung nicht zu verkennen, die denn auch an abſtrakt-linearen Zeichen wie ſie hier vorliegen, unſchwer erreicht werden konnte. Die Zeichen ſtellen ja keine Bilderschrift dar, auch nicht in ihrer höchſtentwickelten Form der Begriffs- und Wortschrift; denn irgendwelche Dinge oder Lebeweſen ſind in ihnen nicht erkennbar. Haben ihnen überhaupt jemals bilderschriftliche Symbole zugrunde gelegen, ſo ſind dieſe in langer Entwicklung vollkommen zum Strichſchema abgeſchliffen worden. Ebenſowenig laſſen ſich die Seltſcher Zeichen mit den Merkzeichen, den einfachſten Vorſtufen der Schrift wie Knoten, Schnüren, Kerben, Tätowierungen und ähnlichen Hilfsmitteln der Erinnerung in eine Reihe bringen. So bleibt nur übrig, was bei der großen Ähnlichkeit mit der kretiſchen¹⁾ und kyriſchen Linearschrift am wahrſcheinlichſten iſt: in den Zeichen der Seltſcher Scherben eine Schriftart zu erblicken, die bereits in engſter Beziehung zu den Lauten der Sprache ſteht, d. h. ihre Silben, vielleicht auch ſchon ihre Laute wiedergibt.

Manchem möchte ein ſo hoher Grad der Schriftentwicklung unvereinbar mit dem Begriffe der „Steinzeit“ erſcheinen. Bedenkt man aber den hohen Grad der Geſittung und häuerlichen Kultur, den uns die vergleichende Sprachforſchung und beſonders die vorgeſchichtlichen Sondergeſamtheiten für die ausgehende Steinzeit des indogermaniſchen Stammvolkes in Mitteleuropa aufgezeigt haben, ſo muß der Gebrauch einer entwickelten Sprachſchrift einer ſolchen Kulturhöhe durchaus angemessen erſcheinen.

Wollte man ſich nur einmal den Schriftbeſitz der gegenwärtigen primitiven Völker im Rahmen ihrer Kultur vor Augen halten und die indogermaniſche Kulturhöhe dazu in Vergleich ſetzen, ſo würde man das Törichte einer Anſchauung erkennen, die den Indogermanen ein entwickeltes Syſtem ſchriftlicher Mitteilungen biſher abgeſprochen hat. „Eine ſolche Anſchauung

¹⁾ Eine verblüffende Ähnlichkeit mit den Zeichen des 2. Seltſcher Scherbens zeigt eine Gruppe von drei linearen Zeichen auf einer Gemme von Phaiſtos, nach Evans einem knopfähnlichen Petschaft (Journ. hell. Stud. XIV, 285), ſ. Glind. Petrie, Frühägypt. Knöpfe (Ber. a. d. Knopf-Muſ. Heinr. Waldes, Prag-Wrſchowiz, Nr. 2, 1916, Abb. 16).

offenbart“, um mit Evans zu reden¹⁾, „nicht nur einen seltsamen Mangel an Einbildungskraft, sondern auch ein absichtliches Verschließen der Augen gegenüber dem Beweismaterial, das uns von primitiven Volksstämmen überall in der Welt dargeboten wird“. Möchte nun, was den völkerkundlichen Beweisstücken nicht gelang, den beiden Seltsher Scherben gelingen, die Welt zu überzeugen, daß die steinzeitlichen Indogermanen Mitteleuropas bereits des Schreibens mit alphabetförmigen Zeichen, gleichviel, welches Lautwertes, kundig gewesen sind.

¹⁾ A. J. Evans, Die europ. Verbreitung prim. Schriftmalerei u. ihre Bedeutung f. d. Ursprung d. Schreibschrift („Die Anthrop. u. d. Klassiker“. Übers. v. J. Hoops. Heidelberg 1910).

Der Leipziger Thebalring.

Don S. Max Näbe, Pottenstein.

Mit einer Textabbildung.

Aus dem frühen Mittelalter, das heißt aus der Zeit der Christianisierung Mittel- und Nordeuropas, liegen einige Gruppen von Altertümern vor, auf welche die Wissenschaft erst seit wenigen Jahrzehnten aufmerksam geworden ist, über deren Herkunft, Verfertiger und Zweck aber noch immer Dunkel herrscht. Erinnert sei nur an die rätselhaften Alpengemmen und an die zu Unrecht so genannten Hansaschlüsseln. — Zeitlich nahe stehen beiden die Thebalringe, nur ist das Dunkel, das über diesen frühen Metallarbeiten liegt, noch tiefer, wofür wohl ihre große Seltenheit die Ursache ist. Aus Deutschland



Thebalring, Cythra bei Leipzig, in aufgerolltem Zustand.
Stadtmuseum Leipzig, Slg. Näbe.

kennen wir außer dem hier zu beschreibenden Leipziger Ring nur noch ein Stück aus Alt-Lübeck und dieses ist kurz vor Ausbruch des Weltkrieges einem gemeinen Diebstahl zum Opfer gefallen. Nach dem Vorkommen gleicher Ringe in Frankreich, England und Dänemark ist zu vermuten, daß sich auch noch in Deutschland das eine oder andere Stück in Sammlungen oder in kirchlichem oder Privatbesitz verbirgt. Es wäre höchst wünschenswert, daß nach solchen geforscht würde und aufgefundene Thebalringe an geeigneter Stelle veröffentlicht würden.

Der Leipziger Thebalring ist ein achteckiger silberner Singerring, der die Inschrift trägt THEBAL GVT GVTANI. Es ist ein Einzelfund. Er wurde beim Adern eines Feldes bei Cythra, 8 km südlich Leipzigs, an der Spitze der Pflugschaar hängend gefunden. Aus den Fundumständen können wir daher so gut wie nichts schließen, um so mehr aber aus der Örtlichkeit.

Eythra war zur Zeit der christlichen Kolonisation ein wichtiger kirchlicher Mittelpunkt. Thietmar, Bischof von Merseburg (975—1018) erzählt uns in seiner Chronik, daß er im Jahr 1009 hier eine Besprechung mit seinen kirchlichen Untergebenen abhielt (Thietmar VI. 29). Es ist wohl kein Zufall, daß gerade auf diesem alten deutschchristlichen Kulturboden der Thebalring zutage kam, der wohl das früheste Zeichen des Christentums in unserer Heimat darstellt.

Ebenfalls aus dem Grenzgebiete, wo Heidentum und missionierendes Christentum aufeinandertrafen, stammt der andere deutsche Thebalring, der von Alt-Lübeck. Alt-Lübeck war der Sitz christlicher Wendenfürsten und bestand von 1043—1138. Der Ring wurde im Jahre 1852 innerhalb der Grundmauern einer kleinen Kirche bei einer der dort bestatteten Leichen gefunden. Er war von Gold, zwei Dukaten schwer und trug auf seiner neunseitigen Außenseite die Inschrift THEBAL GVTTANI.

Außer diesen deutschen Thebalringen, sind noch zehn andere bekannt geworden, die sich wie folgt verteilen: sechs auf England, zwei auf Frankreich und zwei auf Dänemark. Dem Metall nach bestehen von den 12 Ringen sieben aus Gold, vier aus Silber und einer aus vergoldetem unedlen Metall. Die älteren Ringe sind neun- oder achteckig, die jüngeren rund. Tille (Oxford), der sich am eingehendsten mit den Thebalringen beschäftigt hat, unterscheidet nach Abweichungen in der Inschrift drei Gruppen:

THEBAL GVTH GVTHANI
 THEBAL GVT GVTHANI
 THEBAL GVT GVTTANI

Die letzte Gruppe, die das GVTTANI mit TT bringt, hält Tille für die jüngste. Zu ihr gehört der Ring von Alt-Lübeck der nach Freund (a. a. O., S. 22) Besitz eines christlichen Priesters war, der in der Zeit 1043—1138 gelebt haben muß. Ferner findet sich dieselbe Schreibart auf einem Ring, der im Grabe des Bischofs Ulgerius von Angers (gest. 1149) gefunden wurde, ebenso auf einem neunseitigen Silberring, der auf Salster zusammen mit einem Reliquientkreuz des elften Jahrhunderts zutage kam. Während aber der Lübecker Ring die verstümmelte Inschrift trägt: THEBAL GVTTANI, zeigt unser Leipziger Exemplar noch die volle Formel: THEBAL GVT GVTTANI, die wie Tille nachweist, die ältere ist. Wenn wir also die Ringe von Lübeck und Angers um 1100—1150 setzen müssen, so kann für das Leipziger Stück nur das elfte Jahrhundert in Frage kommen. Das ist aber die Zeit der Kolonisierung und Christianisierung Westsachsens.

Die erste umfassendere Untersuchung über die Thebalringe brachte W. Deede im Jahre 1892. Er war der Meinung, daß die Ringe dem heiligen Theobald von Thann im Elsaß gewidmet waren und las die Inschrift folgendermaßen: Thebal(dus) C(onfessor) V(enerabilis) T(utor) Thani. Tille

bemerkt dazu: Erstens ist Thebal nie Theobaldus und auch nicht Dietbald, zweitens ist das Guthhani, welches De e ð e erklärt, nirgends gefunden worden, sondern nur tt oder th, drittens ist der lateinische Name der kleinen Stadt Thann Thanae, Thanarum und nicht Thanum, Thani. Beweisend für die Unrichtigkeit der De e ð e schen Erklärung ist aber die Tatsache, daß St. Ubaldo erst 1160 starb und 1192 heilig gesprochen wurde. Die mindestens fünfzig bis hundert Jahre zurückliegenden Thebalringe können also in keinen unmittelbaren Bezug mit seiner Verehrung gebracht werden.

Tille konnte zu seiner grundlegenden Arbeit über die Thebalamulette ein bedeutend umfangreicheres Material zusammenbringen als De e ð e, der nur vier Ringe kannte, Tille führt 10 Ringe an und außerdem fünf Urkunden des 11.—14. Jahrhunderts, welche die Thebalformel enthalten. Er kommt zu folgenden Schlüssen: Die Worte Guth Guthani sind sicher gotisch und haben die Bedeutung „Gott der Götter“. Das Wort Thebal könnte nach demselben Gelehrten eine Verstümmelung von „Diabolus“ gotisch „diabaulus“ sein und die Formel wäre zu erklären als „Diabolus, Deus Deorum“, oder „Teufel, Gott der Götter“. Das würde von einer früheren Teufelsverehrung christlich germanischer Völker zeugen. Sicher ist nach Tille, daß die Formel bis ungefähr ins sechste Jahrhundert bei einem gotisch sprechenden Volke in Gebrauch gewesen ist, um erst danach auf andere Völker überzugehen. Ganz befriedigen kann aber auch diese Erklärung, die eine Art von Teufelskult voraussetzt, nicht. Tille läßt daher die Möglichkeit offen, daß Thebal eine Anrufung ist, etwa wie „Hilf“, oder der Name einer Gottheit. Vielleicht führt uns folgende Betrachtung dem Ziele näher. Der gotische Stamm „guth“ bedeutet Gott. Bei Ulfilas findet sich eine Zusammensetzung „guthaskaunei“ gleich ‚göttliche Figur‘, ‚Götze‘, ferner ein neutrum pluralis guda gleich ‚heidnische Götter‘. Dann könnte der Sinn der Formel sein: Der Teufel sind die heidnischen Götter. Eine Stütze würde diese Ansicht in der Runeninschrift des Goldringes von Pietrossa finden, falls deren Lesung richtig ist. Sie lautet: Gutani od hailag und wird gedeutet als: „Dem Wotan geheiligtes Gut.“ Dann hätten wir als Lösung der Thebalformel: Der Teufel ist Wotan und wir müßten in den Ringen Abschwörringe sehen. Die Formel ist sicher seit dem sechsten Jahrhundert in Gebrauch gewesen, wann sie auf Ringen angebracht wurde, wissen wir nicht, da die ältesten bekannten Thebalringe nicht über das Jahr 1000 zurückversetzt werden können. Es muß in kirchlichen Kreisen die Sitte entstanden sein, die Formel, der man wohl hohe Abwehr- und Schutzkraft zuschob, auf Ringen aus Edelmetall anzubringen, die von hohen Geistlichen getragen wurden und vielleicht auch mit Vorliebe bei den im Dienste der heidnischen Mission stehenden Klerikern in Gebrauch waren. Möglich ist auch, daß derartige Ringe bei der Taufe an vornehme Heiden gegeben wurden. — Im Laufe der Jahrhunderte ging das Verständnis für die ursprüngliche Bedeutung der Formel verloren und man sah in den

Ringen nur noch ein schützendes das Christentum betonendes Amulett. So erklärt sich der Thebaltringfund bei der Leiche des Bischofs Algerius von Angers, so der an der Hand des christlichen Priesters von Alt-Lübeck und auch der Ring des heiligen Ubaldu von Thann wird ein echter Thebaltring gewesen sein. Leider ist auch dieser Ring, der sich samt den Daumen des Heiligen in Kristall eingeschlossen in einer vergoldeten Monstranz befand, schon 1755 gestohlen worden! — In Unkenntnis ihrer ursprünglichen Bedeutung kommt die Formel vom 11. Jahrhundert an in Handschriften als medizinische Zauberformel vor, sie wird gegen Krampf und Fallsucht empfohlen und endet im 14. Jahrhundert als Heilsspruch gegen Zahnschmerz!

Literaturangabe.

- Caylus, Recueil d'Antiquites, 1764.
 Archaeological Journal, 1845/1848.
 Klug, Zeitschr. d. Ver. f. Lübecker Gesch. u. Altertumst. 1860.
 King, The Gnostics and their Romains, 1864.
 Jones, Singer-Ring Lore, 1877.
 Deede, Amulettlinge d. heiligen Theobald v. Thann. Jahrb. f. Gesch. u. Sprache Elsaß-Lothringens. VIII. Jahrg. Straßburg 1892.
 Tille, Thebal Amulets, in: Scots Lore, Vol. I. Nr. 2. 1895.
 Freund, Zeitschrift 3. XXVIII. Derf. d. D. Anthr. Gesellsch. Lübeck 1897. S. 21.

Neuere Literatur zur Vorgeschichte Württembergs.

Don Dr. Friedrich Wagner, München.

Württemberg genießt seit langem den Ruhm, das bestbeschriebene Land deutschen Gebietes zu sein. Das gilt nicht nur für die geographischen und geologischen Verhältnisse, für die kunstgeschichtlichen Denkmäler oder für die wirtschaftlichen Zustände des Landes, auch die vorgeschichtlichen Altertümer fanden frühzeitig Berücksichtigung. Gerade nach dieser Seite ist die Forschung in Württemberg während der letzten Jahrzehnte ganz besonders erweitert und vertieft worden und dank einer Reihe zum Teil hervorragender und muster-gültiger Veröffentlichungen ist auch die Vorgeschichte auf dem Wege, die gleiche Volkstümlichkeit zu gewinnen, deren sich die Geologie dort schon geraume Zeit im besten Sinne des Wortes erfreut.

Von dem lebhaften vorgeschichtlichen Interesse, das in allen Teilen des Landes herrscht, zeugen die Jahr um Jahr erscheinenden „Sundberichte aus Schwaben“, deren 4. Band während des Krieges zum Abschluß gebracht wurde. Er enthält die Hefte 19—24 und endet mit dem Jahr 1916. In geschichtlicher Reihenfolge sind die Funde, Grabungen und Beobachtungen im Lande geordnet und kurz beschrieben, die bemerkenswerteren noch durch Pläne und Abbildungen erläutert, größere Unternehmungen in eigenen Aufsätzen vorgetragen. So haben zu den jetzt überall mit Eifer aufgenommenen Forschungen über Ringwälle und verwandte Anlagen Bersu und Hertlein wertvolle Beiträge geliefert (Heft 19, 1911, S. 13—27; 20, 1912, S. 25—32; 21, 1913, S. 29—32). Der Herausgeber der Sundberichte, Prof. Dr. Peter Göbeler, hatte sich eines ansehnlichen Stabes von Mitarbeitern zu erfreuen, von denen ein Teil allerdings zum letzten Mal seine Hilfe zur Verfügung stellen konnte. Das Schlußheft, das die Jahre 1914—1916 umfaßt, mußte allein sieben Todesfälle melden. Die Nachrufe enthalten beste Namen württembergischer Forscher und gelten zum Teil Männern, die in Erfüllung hoher Pflicht ihre wissenschaftliche Tätigkeit in der Heimat verließen und vor dem Feinde gefallen sind. Hervorgehoben sei die ausführliche schöne Darstellung des Lebenswerkes von Alfred Schli3.

Der Stoff, den die *Sundberichte* bieten, ist in der *Museographie* des „VII. Berichtes der Römisch-Germanischen Kommission 1912“ S. 79—122 für die Jahre 1910—1912 von P. Gößler nach Museen geordnet, mit 32 Abbildungen ausgestattet und mit kurzer kritischer, die Forschungsziele beleuchtender Einleitung versehen, nochmals verwertet worden.

Neben die „*Sundberichte*“ ist als periodische Veröffentlichung in neuerer Zeit der „*Bericht des Museums vaterländischer Altertümer*“ getreten (Heft I, 1913, II, 1914—1918). In Kürze wird auch der Zuwachs des Museums an vorgeschichtlichen Denkmälern berücksichtigt und außerdem Einblick in die rege und vielseitige Tätigkeit des Museums und Landesamtes für Denkmalpflege gegeben. Damit führen diese neuen Berichte den trefflichen Überblick weiter, den Gößler über „Die K. Altertümersammlung in Stuttgart und ihren archäologischen Bestand von 1862—1912“ in der „*Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der K. Altertümersammlung in Stuttgart 1912*“ (S. 3—16) gegeben hat und der zugleich die Entwicklung unserer Wissenschaft in Württemberg schildert. Vier Wendepunkte kennzeichnen ihren Aufstieg: die Errichtung eines Museums (1862), das Einsetzen planmäßigen Forschens (1873), die Begründung der „*Sundberichte*“ und der Reichs-Limeskommission (1892) und die Verstärkung des Konservatoriums vaterländischer Altertümer durch einen Archäologen im Hauptamt (1905).

Die stattlichen Schätze der Altertumsammlung werden in einem glücklich angelegten und mit schönen neuen, nur hier und da etwas zu klein geratenen Bildern ausgestatteten „*Führer durch die Staats-Sammlung vaterländischer Altertümer in Stuttgart*“ (Eßlingen 1908) erläutert, dessen vor- und frühgeschichtlicher Teil (S. 1—81 mit Tafel 1—22) von P. Gößler in erwünschter, bei ähnlichen Führern nicht gewohnter Ausführlichkeit bearbeitet wurde. Allgemein verständliche Einleitungen sind den einzelnen Perioden vorausgeschickt, der Beschreibung der Metallzeiten wurde Reines des Stufeneinteilung zugrunde gelegt. Trotz dieser ins einzelne gehenden Beschreibung, die dem Führer einen bleibenden Wert sichert, ist die Rücksicht auf die Bedürfnisse des Besuchers stets gewahrt. Das Büchlein bildet bis zu einem gewissen Grad eine zusammenhängende Darstellung der Vorgeschichte Württembergs; ein praktisch eingerichtetes Register steigert noch seine Brauchbarkeit.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des Führers gab A. Schliz eine geistreiche Zusammenfassung des damaligen Wissens über die Vorzeit Württembergs heraus in einem illustrierten, „*Urgeschichte Württembergs. Eine kurzgefaßte Darstellung*“ betitelten Buch (Stuttgart o. J.). Mit ausgezeichnetem Kenntnis des vorgeschichtlichen Materials und schöner Darstellungskunst ist Schliz an die Arbeit herantreten. Darin liegt eine Stärke, aber auch eine Schwäche des Buches. Der Verfasser hat die Gefahr, in eine nüchterne statistische Aufzählung zu verfallen, glänzend vermieden, aber er ist nicht ganz der anderen Gefahr entgangen, in die einzelnen Kulturbilder zu viel Vermutungen ohne

jeden Beweis hineinzuverflechten, gefährlich bei einem Buch, das nicht in erster Linie für Sachgelehrte gedacht ist. Daß ein Mann wie Schliß auch das anthropologische Material ausgiebig heranziehen würde, war zu erwarten, nur hätte er hierbei wie auch manchmal sonst in der Erörterung allgemein vorgegeschichtlicher Fragen sich im Hinblick auf den Titel des Buches mehr beschränken sollen. E. Fraas hat eine knappe, aber nichtsdestoweniger vollständige und klare erdgeschichtliche Einleitung beige-steuert.

Zwei andere Werke seien hier angeschlossen, die ebenfalls die gesamte Vorgeschichte Württembergs berücksichtigen, sie aber nicht zum Mittelpunkt des Inhalts machen, sondern aus ihr in erster Linie das Verständnis für nachfolgende Kulturperioden zu schöpfen suchen: Haug-Sixt, „Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs, 2. Aufl. Hrsggeg. von S. Haug unter Mitwirkung von P. Gößler, Stuttgart 1914, und Rob. Gradmann, Siedlungsgeographie des Königreichs Württemberg (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 21. 1. Das ländliche Siedlungswesen S. 1—136. 2. Die städtischen Siedlungen S. 137—228). Mit Karte. Stuttgart 1913—1914. In dem Haug-Sixtschen Buche ist jedem der nach landschaftlichen und geschichtlichen Gesichtspunkten festgelegten großen Abschnitte eine Einleitung vorangestellt, die neben einem Hinweis auf die Bodenbeschaffenheit besonders die vor- und frühgeschichtlichen Verhältnisse in großen Umrissen schildert; jedem Oberamt sind sodann die wichtigsten Fundnachweise noch besonders beigegeben. Diese Notizen enthalten manche bisher noch nicht veröffentlichte Beobachtung, sie bilden zusammen förmlich eine Landesgeschichte von der älteren Steinzeit bis an den Beginn der Merowingerzeit und rücken den Hauptinhalt des Werkes, die römischen Denkmäler, erst ins rechte Licht. Die reichen Literaturnachweise erleichtern dem näher interessierten Leser das Studium.

Steht bei Haug die geschichtliche Betrachtungsweise der Denkmäler im Vordergrund, so tritt Gradmann in erster Linie als Geograph an die Vorgeschichte heran, der das Hauptgewicht auf eine Übersichtsuntersuchung legt, während die Einzelsiedlung ihm nur als Beleg dient. Aber nicht nur räumlich, auch zeitlich legt Gradmann Wert darauf, große Zeiträume zu überblicken. Er faßt deshalb alle vorrömischen Perioden vom Neolithikum bis zur Latènezeit zusammen, um die Grenzen der Siedlungsflächen, die in den einzelnen Zeitabschnitten oft wenig klar heraustreten, anschaulich zu machen. So kommt er dazu, zwei Gesetze abzuleiten (S. 78): Das Gesetz des räumlichen Gegensatzes: in allen Perioden stehen nach Ausweis der Funde verhältnismäßig reich besiedelte Gebiete gänzlich unbewohnten gegenüber; das Gesetz der Kontinuität: durch alle Perioden hindurch wird zum mindesten in den großen Zügen stets dieselbe Siedlungsfläche festgehalten, andere Gebiete ebenso hartnäckig gemieden. Daß die Siedlungspunkte teilweise gewechselt haben, fällt hierbei nicht ins Gewicht. Auch pflanzengeographisch stellt Gradmann eine

Übereinstimmung mit der Siedlungsgeographie fest, den Urwald betrachtet er gleich Hoops als Feind, nicht als Freund des primitiven Menschen. Ein eigener Abschnitt beschäftigt sich mit der alemannisch-fränkischen Besiedlung, besonders mit den Beziehungen zur Verbreitung der Gewanddörfer. Gradmann kommt zu dem Schluß, daß die Alemannen an der vorgefundenen topographischen Siedlungslage nur dann festhielten, wenn sie ihren besonderen Bedürfnissen entsprach; andernfalls wählten sie einen neuen Siedlungspunkt nach eigenem Ermessen. „Trifft dies zu, so verliert damit die topographische Lage der vordeutschen Siedlungen überhaupt, also auch der vorgeschichtlichen, für die moderne Siedlungsgeographie alle Bedeutung“ (S. 99). Dieser Satz verdient besonders hervorgehoben zu werden angesichts des Versuches, den Alf. Dopsch in seinem sonst recht guten Buche „Die Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung“ Bd. I unternommen hat, möglichst überall die römischen und nachrömischen Siedlungen in engste Beziehung zu setzen. Wirkliche Kontinuität besteht dagegen nur in einem kleinen Teil der von Dopsch angeführten Fälle.

Als Ergänzung zu den vorgeschichtlichen Werken über Württemberg darf der schön ausgestattete und dabei äußerst wohlfeile „Bilderatlas zur Württembergischen Geschichte“ angesprochen werden, den Eugen Schneider mit glücklicher Hand zusammengestellt hat (Eßlingen 1913, 2 S. u. 96 Taf.). Für die frühen Perioden ist wieder P. Gößler eingetreten. Auf den ersten 18 Tafeln ist in den Hauptzügen die Kultur jeder Epoche veranschaulicht, und zwar ist die Auswahl der Bilder so gut getroffen, daß der aufmerksame Beschauer auch schon ohne näheren Text über das älteste Württemberg gut orientiert wird.

Hier möge auch des Bilderheftes gedacht werden, das die weltbekannte Württembergische Metallwarenfabrik Geislingen-Steige unter dem Titel: „Galvanoplastische Nachbildungen vorrömischer, römischer und merowingischer Altertümer aus der Kgl. Staatsammlung vaterländischer Altertümer Stuttgart“ als Katalog für eine ihrer Spezialitäten hat anfertigen lassen. Auf 24 Tafeln werden 138 Nachbildungen von Erzeugnissen der Kunst und des Kunsthandwerks vorgeführt, deren Originale alle Württembergs Boden entstammen und überwiegend der merowingischen Zeit angehören. Ein Vorwort aus Gößlers Feder enthält eine künstlerische und geschichtliche Würdigung der Funde, denen die schönen Nachbildungen hoffentlich zur verdienten Beachtung in weiten Kreisen verhelfen.

Schließlich sei an dieser Stelle noch auf den Amtlichen Führer und Katalog der Ausstellung für Gesundheitspflege, Stuttgart 1914, hingewiesen, der auf S. 64—86 eine von Schütz, Gößler und Graas herrührende Beschreibung der geschichtlichen Abteilung bietet. Wir lernen hier Württembergs Frühzeit unter einem ganz bestimmten kulturgeschichtlichen Gesichtswinkel kennen. In gedrängter Kürze werden die somatischen Eigenschaften des

Dorzeitmenschen, seine Nahrung und Kleidung, Häuser und Straßen samt ihren Einrichtungen, Körperpflege und Krankheiten geschildert. Ein paar der eigens für die Ausstellung angefertigten Modelle sind in Abbildungen festgehalten, die Modelle selbst bereichern jetzt als bleibender sichtbarer Gewinn der Ausstellung die Stuttgarter Sammlung.

Den genannten allgemeinen und zusammenfassenden Darstellungen steht eine große Reihe von Einzeluntersuchungen gegenüber, die sich auf zeitlich oder räumlich mehr oder weniger beschränkte Gebiete erstrecken.

Die Neuauflage der württembergischen Oberamtsbeschreibungen machte natürlich auch eine Erneuerung der Abschnitte über die Altertümer notwendig, deren erste Bearbeitung längst veraltet war. Der nunmehrige Verfasser, P. Gößler, begnügte sich indes nicht mit einer frischen Durcharbeitung des vorhandenen Materials, er führte vielmehr zur Erreichung möglicher Vollständigkeit eigene Bereisungen des betreffenden Oberamtes durch und verknüpfte damit Untersuchungen und Aufnahmen im Gelände und in Museen. Die Altertümer der Oberämter Urach, Münsingen und Tett nang sind auf diese Weise in gründlicher Darstellung erschienen (Beschreibung des Oberamts Urach. Hrsq. v. K. Statist. Landesamt. 2. Bearbeitung. S. 120 bis 181 Altertümer. Mit 10 Abb. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1909; Münsingen S. 181—244 m. 15 Abb., 1912; Tett nang S. 136—176 m. 3 Abb. u. 10 Taf., 1915), deren jedes ein besonderes Gepräge trägt: Urach tritt hervor durch die reichen hallstädtischen Grabhügelfelder und den Heidengraben, das bedeutendste prähistorische Sesslungswerk des ganzen Landes, Münsingen ist herausgehoben durch die starke Entwicklung der älteren Bronzezeit, Tett nang bemerkenswert durch die Pfahlbauten des Bodensees und die zahlreichen Befestigungsanlagen, denen allein 9 Pläne gewidmet sind. Inzwischen hatte man sich entschlossen, die der Dor- und Frühgeschichte gewidmeten Abschnitte als selbständiges Unternehmen mit dem Haupttitel „Die Altertümer im Königreich Württemberg“ herauszugeben und ihnen damit eine erweiterte Form, eine möglichst große Verbreitung und ein beschleunigtes Erscheinen zu sichern. Die neue Reihe eröffneten „Die Altertümer des Oberamts Blaubeuren“, bearbeitet von Prof. Dr. P. Gößler (48 S., 13 Textabb., 5 Taf., 1 archäol. Karte, Eßlingen 1911), an die sich als zweites Heft „Die Altertümer des Oberamts Heidenheim“, bearbeitet von Prof. Dr. S. Hertlein (76 S., 41 Textabb., 6 Taf., 2 archäol. Karten, Eßlingen 1912) angeschlossen. Die Anlage dieser archäologischen Inventare ist ähnlich der in den Altertümern der Oberamtsbeschreibungen bewährten Methode, nur ist dank der Selbstständigmachung teilweise eine etwas eingehendere Darstellung möglich geworden, namentlich ist den Abbildungen ein besonderes Augenmerk zugewendet, ihre Zahl beträchtlich erhöht worden. An der Spitze des lesbar gehaltenen Textes steht hier wie dort ein Rückblick auf die Geschichte der Forschung und die Literatur, woran sich ein Abriß der natürlichen Verhältnisse des Bezirkes reiht.

Dann folgt der Hauptteil, der in übersichtlicher Anordnung und guter Gliederung die Funde und Denkmäler in möglichster Vollständigkeit aufzählt und die daran sich knüpfenden Probleme erörtert. Niemals ist versäumt, auf die größeren Zusammenhänge hinzuweisen, in die Funde und Denkmäler gehören. Literaturangaben mangeln ebensowenig wie Hinweise auf den Aufbewahrungsort der Funde und die Benennung ihrer Inventarnummer im Stuttgarter Museum. Schätzenswert ist der den „Altertümern“ der Oberamtsbeschreibungen beigegebene Anhang, der Bodenfunde und anderes aus späterer Zeit kurz verzeichnet. Die Abbildungen sind vielseitig ausgewählt und werden den archäologischen wie topographischen Anforderungen in gleicher Weise gerecht.

Ein nicht durch die bisweilen zufälligen Grenzen eines Oberamtes festgelegtes Gebiet behandelt Alfred Schliz in der Arbeit über „Siedlungswesen und Kulturentwicklung des Neckarlands in vorgeschichtlicher Zeit“ (Festschrift zur 42. Vers. d. Deutschen Anthrop. Ges. in Heilbronn a. N. 1911, 56 S., 13 Taf., 29 Textabb.; auch enthalten im X. Ber. d. Hist. Ver. Heilbronn 1909—1912). Das Schwergewicht dieser Abhandlung, die etwa zur Hälfte sich mit der jüngeren Steinzeit beschäftigt, liegt in der Darlegung der vorgeschichtlichen Hausgrundrisse und dem Versuch, darnach die Hütten und Häuser wieder erstehen zu lassen. Zahlreiche Grundrisse zeigen den tatsächlichen Grabungsbefund, ein paar Modelle befeunden die Meinung des Verfassers über die Wiederherstellung der Häuser. Diese Versuche sind zweifellos gut durchdacht, wenn sie auch vielleicht nicht in allen Einzelheiten rückhaltloser Zustimmung sicher sind.

An weitere Bevölkerungsschichten wenden sich Gößlers Aufsätze „Reutlingens Vor- und Frühgeschichte auf Grund neuer Funde“ (Reutl. Geschichtsblätter XX, Nr. 1, 1909, S. 2—16 m. 2 Plänen u. 1 Fundabb.), „Aus der Vor- und Frühgeschichte des Kirchheimer Bezirks“ (S. A. 16 S., 2 Taf. Kirchheim u. C., 1913), „Daihingen a. S. im Lichte alter und neuer Bodenfunde“ (Bl. d. Schwäb. Albver. XXII, 1910, Nr. 3, Sp. 79—90 m. 9 Abb.), „Aus der Vorzeit des Ellwanger Bezirks“ (Ellw. Jhrb. II, 1911, S. 1 ff. m. Abb.), „Dom ältesten Mergentheim“ (Sranfenland I, 1914, S. 391—397, 418—425 m. 9 Abb.). Die pädagogische Seite der Altertumsforschung ist deshalb durch allerhand Bemerkungen über den Wert der Bodenfunde, durch Aufforderung zur Denkmalpflege, durch Warnung vor Raubgräberei u. dgl. stark herausgehört. Ihre Entstehung verdanken die Aufsätze meist neuen Funden, die es wünschenswert erscheinen ließen, im Zusammenhang mit der gesamten Vorgeschichte des Bezirks behandelt zu werden. Für Reutlingen ergab sich die auch anderwärts gemachte Beobachtung, daß der vorgeschichtliche Mensch anfangs die Höhen der Alb bevorzugte und erst später sich dauernd in den Tälern niederließ. Die dichteste Besiedlung fällt hier in die jüngere Hallstattzeit, ebenso im Ellwanger Bezirk, wo die Hallstattkeramik des Grabhügelfeldes von Dalkingen im Gegensatz zu den Gefäßen der Albhügel durch das

Sehlen von Kerbschnitt- und eingestempelten Mustern charakterisiert wird. Daßingen auf den Sildern hat wenig aufzuweisen, hat aber durch Landfriedlungen der Pfahlbaugruppe, deren Zugehörigkeit zum Schussenrieder Typus festgestellt wurde, Anrecht auf besondere Beachtung. Auch Kirchheim steht an Reichtum vorgeschichtlicher Funde hinter anderen Bezirken zurück, um so bedeutender heben sich dafür die dortigen alemannischen Reihengräberfunde ab. Scherben, Tierknochen und Holztohlen, die 1911 bei der Neufassung der Karlsquelle in Mergentheim angetroffen wurden, führten zu der Erkenntnis, daß die dortige Heilquelle schon seit der Bronzezeit bekannt gewesen sein muß, nach der Keltenzeit aber merkwürdigerweise in Vergessenheit geriet, bis sie erst im 19. Jahrhundert wieder entdeckt wurde.

Als Gelegenheitschrift ist der kleine „Führer für den Ausflug zum Hohenneuffen, Heidengraben und nach Urach am 11. August 1911“ anzusprechen, den P. Gößler u. E. Graas für die 42. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft verfaßt haben. Auf 24 Seiten, die mit 7 Abbildungen geziert sind, wird zweckmäßig alles, was die Fahrt und der Aufstieg, endlich die Zielpunkte selbst an landschaftlichen, geologischen, archäologischen und geschichtlichen Merkwürdigkeiten bieten, beschrieben, besonders ausführlich der Heidengraben, dessen erste Anlage nach Gößler bereits in der Hallstattzeit zu suchen ist (vgl. Beschr. d. O. A. Urach S. 139).

Unter den monographischen Abhandlungen nimmt eine Sonderstellung ein das Werk „Hügelgräber im Illertal bei Tannheim“ von Max Freih. Geyr von Schweppenburg und Peter Gößler (75 S. m. 13 Taf., 1 Karte, 31 Textbildern nebst Buchschmuck von O. Elsässer. Eßlingen 1910). Das künstlerische Gewand, in dem das Buch auftritt, verleiht ihm eine eigenartige Note. Der reiche Buchschmuck zeigt schöne Landschaftsbilder und verwendet Gefäßornamente als Kopsleisten und Dignetten. Diese vornehme Ausstattung verdankt die Veröffentlichung dem Besitzer der Grabhügel, dem Grafen Heinrich von Schaesberg-Tannheim, der den Grabungen, den Funden und ihrer wissenschaftlichen Darstellung eine gleich warme Fürsorge entgegenbrachte. Im Mittelpunkt des Textes steht der äußerst genaue, durch Pläne erläuterte Bericht Geyrs über die Untersuchung der 23 Hügel. Ungewöhnlich erscheint die Sitte, daß in jeden Hügel (bis auf zwei) nur ein Toter eingebettet war, ungewöhnlich auch der in acht Gräbern beobachtete Brauch, unter die Leiche ein Brett zu legen, in ein paar Fällen auch noch darüber, so daß förmlich ein Sarg entstand. Unter den Beigaben fehlen die Sabeln gänzlich, auffallend ist das Vorkommen eines Holzpfuges, dessen Wiederherstellung versucht ist (Grab 9). Für die in fünf Fällen nachgewiesenen Wagen ist eine solche leider unterblieben, für die Wagenreste aus Grab 8 hätte sie doch wohl gelohnt. Eingerahmt werden Geyrs Darlegungen von einem Vor- und Nachwort Gößlers. In der Einleitung gibt er eine erdgeschichtliche, landschaftliche und besiedlungsgeschichtliche Skizze des Illertals bei Tannheim und entnimmt

damit die Sunde ihrer Vereinzlung, im Nachwort widmet er ihnen kritische Bemerkungen, besonders ihrer Stellung in der 3. Hallstattstufe (Reinede).

Von sonstigen Einzelabhandlungen seien noch hervorgehoben die „Beiträge zur Kenntnis des steinzeitlichen Wohnhauses“ von G. Bersu (Festschr. d. Altert.-Slg. Stuttgart, S. 41—45), die Ausgrabungen auf dem Goldberg im O. A. Neresheim zum Gegenstand haben, wo zwei bis dahin unbekannte Wohnhaustypen mit rechteckigem Grundriß aufgedeckt wurden: Pfostenhäuser der Michelsberger Stufe und Grubenhäuser unbekannter neolithischer Kultur; dann einige Artikel zur nachrömischen Zeit. Drei davon sind in Hoops' Realexikon der germanischen Altertumskunde zum Abdruck gelangt und dort unter den Stichworten „Gültingen“, „Illingen“, „Oberflacht“ zu finden (alle von P. Gößler abgefaßt); es handelt sich um lauter gewichtige Fundplätze: Gültlings Spangenhelm, Illings Silberbrakteaten-Brosche, beide Importstücke, Oberflachts in ihrer Erhaltung fast einzig dastehende Holzgegenstände sind berühmte Stücke geworden. Den letztgenannten Platz hat Gößler im „Schwäbischen Heimatbuch“ VI, 1918, S. 87—90 (Der Oberflachter Alamannenfriedhof, m. 3 Abb.) nochmals einer Besprechung unterworfen und hierbei die Vermutung ausgesprochen, daß die sog. Totenschuhe, deren Verzierung eines der ganz wenigen Beispiele altgermanischen Holzornamentstiles bildet, als Möbelfüße gedient haben.

Bereits ins Mittelalter führt der Aufsatz Gößlers über „die Rinkenmauer bei Baiersbronn“ (Aus dem Schwarzwald XXII, 1914, Nr. 4, S. 69—75 m. 10 Abb. u. Plänen). Es handelt sich um ein Bauwerk, das unter den Ringwällen Württembergs eine einzigartige Stellung einnimmt und sich in seiner Anlage ohne Graben wesentlich von ihnen unterscheidet. Es gehört bestenfalls dem 10.—11. Jahrhundert, wenn nicht gar erst einer viel späteren Zeit an. Schließlich hat Gößler auch noch den „Burgen um Stuttgart“ eine Betrachtung gewidmet (Stuttg. Neues Tagblatt vom 15. Nov. 1919) und darin die Zeitstellung zahlreicher Burgställe und Burgen festgelegt, Irrtümer vergangener Zeiten richtig gestellt und nachgewiesen, wo schon vorgeschichtliche Spuren sich finden. Er schließt seine Ausführungen mit einem warmen Anruf, diese so gerne zur Seite geschobenen Denkmäler nicht zu vernachlässigen, sondern durch ihre Pflege unsere sonst so arme Gegenwart zu bereichern.

Auch an der „Kriegsarchäologie“ hat Württemberg seinen Anteil, stand doch der Landespfleger selbst lange Zeit im Felde. Das Ergebnis seiner Beobachtungen hat er in zwei Artikeln niedergelegt, betitelt „Auf Cäsars Spuren an der Westfront. Archäologisches aus der Aisnegegend“ (Korrbl. f. Anthrop. 48, 1917, S. 51—56 m. 2 Fig.) und „Aus der Aisnegegend. Bibray“ (Präh. Ztschr. IX, 1917, S. 105—110 m. 2 Taf. u. 2 Abb.). Gößler beschreibt darin das Cäsarlager bei Berry au Bac an der Aisne, das schon Napoleon III. festgestellt hat, und identifiziert Bibray mit „Camp des Romains“ („Vieux Laon“), einem 12 km vom Cäsarlager entfernten Platz,

der sich als echt gallisches Oppidum entpuppt hat und der von den Römern in der ersten Kaiserzeit noch als Festung benutzt wurde. Aber auch Spuren der Dolmenkultur konnte Gößler an dem von der Natur bevorzugten Platze nachweisen.

Es sind erfreuliche Zeugnisse hingebenden Eifers der berufenen Kreise sowohl wie auch der an der Vorgeschichte interessierten Laien, die Württemberg aufzuweisen hat, und es wäre verlockend, auf die eine oder andere Schrift noch näher einzugehen. Der Krieg und seine unheilvollen Folgen hat nun freilich dem ungehemmten Fortgang manches verheißungsvollen Unternehmens vorläufig Einhalt geboten. Aber die Teilnahme und die Freude an der Vorzeit ist deshalb nicht erstickt worden, im Gegenteil: neue Kräfte suchen wir aus der Vergangenheit für die Gegenwart zu lösen. Soeben läßt Schwaben eine Flugsschrift ausgehen mit der Aufforderung: „Die deutsche Vorgeschichte in die Schule!“ (Schwäb. Flugsschriften 2, Verl. Dr. B. Sillser, Stuttgart 1920). R. R. Schmidt entwickelt hier ein Programm, wie der vorgeschichtliche Unterricht dem Lehrgang unserer Schulen eingefügt werden könne und gibt Kunde über ein in der Bildung begriffenes Forschungs- und Lehrinstitut für die Urgeschichte des Menschen (hoffentlich wird der Begriff zeitlich nicht zu eng gefaßt!), das die Schulen mit den nötigen Lehrmitteln versehen und geeignete Lehrkräfte für den vorgeschichtlichen Unterricht heranzubilden soll. Welche Belebung unsere Heimatkunde, welche Förderung unsere Forschung und Denkmalpflege gewinnen könnte, wenn der Gedanke der Wirklichkeit finden und die schon jetzt weit verbreitete Teilnahme an unserer frühesten Geschichte in geregelte Bahnen geleitet würde, braucht nicht aufs neue erörtert zu werden.

Das siegreiche Vordringen meiner wissenschaftlichen Anschauungen als Ergebnis meiner wissenschaftlichen Methode.

Don Gustaf Kossinna.

Mehr als drei Jahrzehnte ist es her, daß in mir nach langem, „heißen Bemühen“ die Gedanken reiften, auf welche Weise man den verwickeltesten Fragen nach Ursprung und Ausbreitung der Germanen wie der andern indogermanischen Stämme und zuletzt auch des indogermanischen Urvolks auf archäologischem Wege zu Leibe gehen könne und müsse. Als leitender Gedanke erwies sich mir folgende Gleichung: scharf umgrenzte Kulturgebiete decken sich zu allen Zeiten mit besonderen Völkern oder Volksstämmen. Ich bezeichnete meine besondere Art archäologischer Forschung, bei der die Anfertigung von Karten zur Darstellung der Verbreitung der Kulturgruppen aller Zeiten die größte Rolle spielt, als Siedlungsarchäologie. Es ist jetzt gerade ein Vierteljahrhundert verflossen, seit ich mit Ergebnissen meiner siedlungsarchäologischen Forschung das erste Mal an die Öffentlichkeit trat. Nähere Auseinandersetzungen über meine wissenschaftliche Methode und über die hierfür nötige möglichst vollständige Sammlung und Beherrschung des riesenhaften archäologischen Stoffes nach chronologischen und kulturverwandtschaftlichen Gesichtspunkten habe ich in meiner „Herkunft der Germanen“ gegeben, die jetzt, nachdem sie viele Jahre lang vergriffen war, mit wichtigen Ergänzungen neu abgedruckt worden ist ¹⁾.

Auf diesem völlig selbständigen, streng wissenschaftlichen Wege kam ich zu Ergebnissen, die teilweise schon früher von diesem oder jenem Forscher geahnt und ausgesprochen, bisher aber noch niemals bewiesen worden waren. Es handelt sich darum, daß viele Kulturerrungenschaften der mittleren und jüngeren Steinzeit und der älteren Bronzezeit in Mittel- und Nordeuropa früher erscheinen, als in West- und Südeuropa, eine Tatsache, die mit der Ausbreitung der Nordindogermanen von Nord nach Süd zusammenhängt. Es

¹⁾ Der Titel hatte den erklärenden Zusatz: Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Manusbibliothek 6: 1. Aufl. Würzburg 1911; 2. Aufl. Leipzig 1920.

handelt sich weiter um die Selbständigkeit und achtungswerte Höhe der germanischen Kultur in den auf die Bronzezeit folgenden Perioden, besonders auch während der römischen Kaiserzeit und der sog. merowingischen Periode, gegenüber der früheren Annahme andauernder Entlehnungen oder gar reinen Einfuhrhandels von Süden her nach dem Norden als einziger oder auch nur als Hauptquelle aller Kulturerscheinungen des Nordens.

Hierfür brauche ich nur auf die 2. Auflage meines Buches „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft“ hinzuweisen 1).

Diese nicht aus vorgefaßter Meinung erwachsenen, sondern durch meine unanfechtbare Methode, also durch strenge Beweisführung erzwungenen Anschauungen haben alle Aussicht, über kurz oder lang Gemeingut der Wissenschaft zu werden. Vielleicht sind sie es heute schon, soweit dem nicht fachliche Unkenntnis oder grundsätzliche persönliche Gegnerschaft oder die Alterserscheinung der Unbelehrbarkeit im Wege stehen.

Ein günstiges Anzeichen für die Gegenwart schon bedeuten die scharfen Worte, mit denen Sophus Müller auf der ersten nordischen Archäologentagung in Kristiania im Juli 1916 sich gegen mich zu wenden für notwendig hielt 2). Er sagte dort in dem Eröffnungsvortrag:

„Der Hauptgesichtspunkt, unter dem man im Norden unser Altertum betrachtet hat, und das Hauptergebnis, das gewonnen worden ist, nämlich, daß die Kultur der Vorzeit von Süden nach Norden gekommen ist, wird als falsch erklärt: gerade umgekehrt, von Norden nach Süden, habe sich in der ferneren Vorzeit die Kultur ausgebreitet. Ein radikalere Angriff auf die gesamte nordische Forschung, wie sie sich seit einem Jahrhundert entwickelt hat, kann nicht gedacht werden. Alle wissen, daß dies weit zurückreicht und im Auslande wie im Norden Vertreter gehabt hat; eine mächtige Stärke gewann es erst in neuerer Zeit durch Salomon Reinach und später eine neue Saffon durch Kossinna. Das ganze jüngere Deutschland ist mitgegangen und auch einiges vom jungen Norden. Wenn man umherfragte in Europa, würde man baldigst finden, daß die meisten weder ein noch aus wissen; aber nur sehr wenige, und gerade die ältesten, halten unbedingt fest an der alten Anschauung.“

„Aber wie können wir gegen diese Bewegung gleichgiltig sein? Können wir uns versammeln, ohne daß diese Sache vorgebracht wird? Kann unser Fach, das nun 100 Jahre alt ist, sich in einen Angriff dieser Art finden? Ich meine, daß ein Jeder in dieser Sache Stellung nehmen und den Angriff abwehren muß. Wir müssen dies tun um unseres Faches willen, um des jungen Geschlechts willen, das es vielleicht nicht so leicht hat, seinen Platz zu finden, und um des weiten Kreises willen, der bereits im Begriff ist, sich der neuen Lehre anzuschließen. Neulich kam ein jüngerer Gelehrter aus dem Süden

1) Mannusbibliothek 9. Würzburg 1914.

2) Oldtiden Bd. VII. Kristiania 1916. S. 188f.

zurück und erzählte in öffentlichem Vortrage, daß der Sieg nun gewonnen sei, denn in München sei ihm gesagt worden, daß auch Oscar Montelius übergegangen sei" usw.¹⁾

Mit dieser Bescheinigung des siegreichen Vordringens meiner Anschauungen, die mir gerade aus dem vom Trugbild des Südens und des Morgenlandes heute immer noch so stark geblendeten skandinavischen Norden und unerwartet gerade seitens meines heftigsten Gegners zu Teil geworden ist, kann ich nur zufrieden sein.

Ähnlicher Art ist ein Zeugnis, das mir von Süden her zugegangen ist und zwar aus dem meiner Forschungsart früher so wenig geneigten Wien, das zu Lebzeiten von Moriz Hörnes eines der stärksten feindlichen Lager war. Im Gefolge meiner Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede der Wiener anthropologischen Gesellschaft anfangs des Jahres 1919 hatte ich einen Briefwechsel mit Regierungsrat J. Szombathy in Wien. In einem sehr ausführlichen Schreiben vom 8. IV. 1919 schilderte Szombathy zunächst seinen wissenschaftlichen und beruflichen Lebensgang, insonderheit seine Art chronologischer Anordnung und streng wissenschaftlicher Vermehrung der ihm seit 1882 unterstellten Abteilung des „Naturhistorischen Hofmuseums“ und sagt dann weiter:

„Gerade von dem also umgrenzten Plaze aus verstand ich schon, die Tüchtigkeit und das reelle, eingehende Wissen, das Sie Ihren Schülern in die Prags mitgeben, zu würdigen und zu schätzen. Diese Würdigung allein hätte für mich schon genügt, um Sie als den unbestrittenen Führer der deutschen Urgeschichtsforschung anzuerkennen. Wenn jedoch M. Hörnes noch leben

¹⁾ Auf diese Vorhaltung S. Müllers äußerte sich Montelius unmittelbar dahin, daß er sich nie darüber ausgelassen habe, inwieweit die europäische Kultur ihren Ursprung im Norden hätte; auch wäre diese Frage ohne Interesse (!) für den nordischen Forscher, der wichtigere Fragen zu lösen habe. Merkwürdig! Montelius wird es jedenfalls nicht in Abrede stellen wollen, daß er sich oft und bis vor kurzem stets in dem Sinne ausgesprochen hat, die nordische Kultur stamme von der südeuropäischen ab, und daß seine ganze Forschung auf diesen Glauben aufgebaut und durch ihn aufs stärkste beeinflusst ist. So glaubte er doch noch bis vor kurzem an den asiatischen Ursprung der Indogermanen, aber in der Abhandlung über die „Vorfahren der Germanen“ (deutsche Übersetzung in der Kossinna-Festschrift. Mannus X, 1918) hat er sich zu meiner Freude mir plötzlich ungemein genähert, indem er die Vorgermanen als Abkömmlinge der westeuropäischen Cro-Magnon-Rasse von Mitteleuropa nach Skandinavien einwandern läßt. Ja noch mehr, im Oktober dieses Jahres hat Montelius (Vossische Zeitung, 31. Okt. 1920, Nr. 535, 5. Beilage) in der Stockholmer anthropologisch-geographischen Gesellschaft einen Vortrag gehalten, worin er ganz in meine Fußstapfen tritt und erklärt, daß die neuesten „Untersuchungen“ gezeigt haben, daß die Urheimat aller indogermanischen Völker in Südskandinavien und einem Teile von Norddeutschland liege! Nun — in der Frage der Heimat und Ausbreitung der Germanen hatte Montelius entgegen seinen früheren Anschauungen sich schon seit langem meinen Ansichten angeschlossen, jetzt hat er es auch in der Indogermanenfrage getan. Er wird sich nunmehr auch gezwungen sehen, in den Kulturfragen meine Wege zu gehen.

würde, könnte er bezeugen, wie oft und eingehend ich mit ihm über die in der Urgeschichtsforschung einzuschlagende Methode debattierte, seit wie vielen Jahren ich die Art der gewissermaßen namenlosen Zusammenfassungen, denen Hörnes seine große Begabung unentwegt widmete, als eine veraltete und überwundene Stufe unseres wissenschaftlichen Betriebes bezeichnete und wie oft ich ihm nahelegte, seine Schüler zu dem anzuleiten und auszurüsten, was Sie unter dem Sammelnamen „Siedlungsforschung“ betreiben. Leider vergeblich. Ich habe es nicht zu vermeiden vermocht, in einem auf Bestellung schnell zusammengestellten Nachruf auf Hörnes diesen Punkt zu streifen. Übrigens sehen ja wir, daß selbst Ihre persönlichen Gegner von Ihrer Methode und Ihrem Arbeitssystem mächtig beeinflusst werden.“

Und am Schlusse seines Schreibens kommt Szombathy nochmals auf seine Schätzung meiner wissenschaftlichen Stellung zurück und spricht von der „Bewunderung, die er meiner umfassenden Beherrschung und der Detailkenntnis meines Studienmaterials, meiner seltenen Tatkraft und meinen ausgezeichneten Lehrerfolgen zollt.“

Damit dürfte der Bann, der seit Jahrzehnten das Eindringen meiner wissenschaftlichen Methode und meiner wissenschaftlichen Anschauungen in Osterreich hinderte, endgiltig gebrochen sein.

Gehen wir vom Süden zum Osten weiter, so erübrigen sich nähere Erörterungen für dieses Landgebiet, wo der Schwerpunkt meiner eigenen wissenschaftlichen Betätigung wie der meiner nächsten und besten Schüler liegt — vornan stehen hier Erich Blume, Martin Jahn, Joseph Kostorzewski, in weiterem Sinne auch Walther Schulz und Ernst Wahle — und wo die hervorragendsten Gesellschaften für vor- und frühgeschichtliche Archäologie, von Stettin bis Helsingfors, mich zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt haben.

Aber wie steht es mit dem Westen? Hier walten im Betrieb der Vorgeschichtsforschung besondere Verhältnisse ob, die nach mehreren Gesichtspunkten sich wesentlich abheben von denen in Ost- und Mitteldeutschland. Es spielen hier namentlich hinein die Unterschiede in den Zeitabschnitten stark hervortretender Siedlung des vorgeschichtlichen Menschen. Vollneolithikum, Bronzezeit, frühe Eisenzeit sind im Osten wie im Westen bedeutsame, reich vertretene Perioden. Anfang und Ende der Vorgeschichte dagegen sehen in beiden Gebieten ganz verschieden aus: im Westen steht am Anfang das Paläolithikum, es fehlt aber das darauf folgende Frühneolithikum oder die Mittelsteinzeit, die im Osten am Anfang steht. Und seit Christi Geburt herrscht im Osten die reiche und schöne frühgermanische Kultur; im Westen fehlt diese und an ihre Stelle tritt die provinzialrömische Kultur, der dann die merowingische folgt, die wiederum im Osten so gut wie ganz fehlt, während hier späterhin das Eindringen der Wenden besondere Verhältnisse schafft. Diese Ver-

schiedenheiten der Siedlung und Kultur schließen natürlich nicht aus, daß auch im Westen meine Methode und meine Anschauungen nicht gerade wenige voll überzeugte Anhänger hat.

Indes die paläolithische Forschung braucht sich mit meiner Lehre nicht unbedingt auseinanderzusetzen und die sog. römisch-germanische Forschung auch nur, wofern sie neben den römischen Zuständen auch die germanischen berücksichtigt, was ihr bisher durchaus fern gelegen hat. Man weiß ja, wie diese speziellen Römerforscher unseres Rheinlandes, die von der klassischen Archäologie hergekommen sind, selbst auf provinziäl-römischem Boden im Grunde ihres Herzens sich als Verbannte in Ovids Sinne fühlen, weil sie nach des Tacitus befanntem Wort sich die Unbegreiflichkeit einfallen lassen, Asien oder Afrika oder Italien den Rücken zu kehren, um nach Germanien zu ziehen, diesem Lande voll Garstigkeit, mit seinem rauhem Klima, das gleich trostlos ist für den Bebauer wie den Beschauer. Wie fern liegt solchem Denken und Fühlen nun erst die Kultur der freien Germanen?

Die als Fortsetzung der Reichs-Limes-Kommission 1903 in Frankfurt a. M. begründete Römisch-germanische Kommission, eine der Zweiganstalten des Deutschen archäologischen Instituts, hat sich bisher darauf beschränkt, ihre Arbeit und die ihr vom Deutschen Reiche zugewandten Mittel der Erforschung des einst von Rom besetzten Gebietes an Rhein und Donau zu widmen. Erst in neuester Zeit hat sie versucht, in ihren „Jahresberichten“ bibliographische und die neueste Forschung kurz zusammenfassende Übersichten zu bieten, die sich auf das gesamte Deutsche Reich erstrecken.

Nunmehr aber ist eine große Wandlung in ihr vorgegangen. Zunächst ist sie, wie ein Aufruf, sowie ein Aufsatz „heimische Altertumsforschung“ von dem Direktor der Römisch-Germanischen Kommission Friedrich Köpp¹⁾ und ein unbetitelter Aufsatz, dem Eduard Meyer seine Unterschrift lieh²⁾,

¹⁾ (Münchener) Allgemeine Zeitung vom 15. August 1920, S. 296ff.

²⁾ Der Aufsatz erweckt den Eindruck, als ob er nicht aus der Feder Meyers stamme, wenigstens nicht in seinem tatsächlichen Inhalte, der weitab liegt von Meyers Forschungsgebiet. Zudem finden sich darin manche schrullenhaften oder gar laienhaften Ansichten ausgesprochen, die zu dem Rüstzeug eines erst im letzten Jahrzehnt bekannt gewordenen „Prähistorikers“ gehören. So wenn bei den römischen Lagern von Haltern immer noch das Reklameschild „Aliso“ aufgehängt wird, während doch für alle Kenner seit vielen Jahren vollkommen feststeht, daß die Gleichung Haltern = Aliso in das Reich der Phantasie zu verweisen ist. Weiter wenn es heißt: „Die Suebenvölker waren in der Vorzeit von der Elbe bis zur Weichsel, vom Erzgebirge bis zur Ostsee mächtig und hochzivilisiert gewesen, weit voraus ihren nordwestdeutschen bäuerlichen Vettern“. Als ob die Suebenvölker nicht auch, wie alle Germanen, reine Bauern gewesen wären! Und welcher Kundige spricht heute wohl noch von Suebenvölkern an der Weichsel?! Daß die römisch-germanischen Forscher trotz ihrer neuesten großen Begeisterung für das Germanische von der eigenjinnig humanistischen Schrulle, germanische Namen nicht nach germanischer Lautung, sondern nach lateinischer Weise zu schreiben, auch wenn es sich um deutschen Text handelt, nicht lassen können, trotzdem damit der germanische Name geradezu verballhornt wird, sieht man auch hier an

auseinandersehen, infolge der gegenwärtigen unsagbaren Not unseres Vaterlandes von plötzlicher größter Begeisterung für das alte Germanentum befallen, für jenes Germanentum, das um seiner nordischen „Roheit“ und „kulturellen Rückständigkeit, ja Leere“ willen von den klassischen Archäologen und alten Historikern bisher kaum einer eindringenden Erforschung für wert gehalten wurde. Man möchte ja dieser Gesinnungsumkehr sich freuen, wenn man ihr nur wahrhaft Vertrauen schenken könnte. Dies Vertrauen kann aber nicht auffommen, wenn man sogleich liest, daß die neue Begeisterung nur aus der Not entstanden ist, nicht aus dem eigenen Triebe: aus der Not der deutschen Daluta und der Verfehmung des deutschen Namens oder wenigstens des so tief gesunkenen deutschen Ansehens im Auslande, die ein Arbeiten auf dem eigentlichen, „klassischen“ Boden der südeuropäischen Archäologie verbieten.

Die römisch-germanische Kommission will bei der Gelegenheit gleich reinen Tisch machen. Sie behauptet nämlich, ihr Arbeitsgebiet hätte bisher bis an die Elbe gereicht, jetzt aber „glaubt sie den Augenblick gekommen, um die letzte Sessel, die sie von der Betätigung auf dem gesamtgermanischen Boden abhielt, zu sprengen“, sie will ihr Gebiet ostwärts ausdehnen bis an die Weichsel. Nun, selbst schon an der Weser wird man über das bisherige Wirken jener Kommission wohl nicht viel mehr als vom Hörensagen etwas vernommen haben, von der Elbe ganz zu schweigen. Jetzt aber will die Kommission die in der „alten suebischen Kultur“ sich verbergenden „Wurzeln des Germanentums“ „rein herausarbeiten“, sie „will dort mit starker wissenschaftlicher Autorität eingreifen“. Woher sie diese wissenschaftliche Autorität nehmen will, verrät sie freilich nicht, denn bisher lag ihr doch der eigene, selbständige Betrieb der Vorgeschichtsforschung ganz fern, sogar für Westdeutschland. Sie könnte also im Osten höchstens mit der Autorität der Geldmittel auftreten, die sie vom Reiche bezieht und die sie jetzt durch Beiträge reicher Privatleute in West und in Ost erhöhen will, also mit der Autorität des Verwaltungsbeamten, der ans Organisieren acht und anderen Leuten zum Forschen Geld vermittelt, keineswegs aber mit irgend welcher eigenen „wissenschaftlichen Autorität“.

Eine solche Autorität braucht die ostdeutsche Vorgeschichtsforschung wahrhaftig nicht aus dem Rheingebiet zu beziehen. Denn es gibt in ganz Mitteleuropa keinen Landesteil, dessen Vor- und Frühgeschichte auch nur annähernd so gründlich erforscht und zugleich geschildert worden ist, und zwar durch alle Perioden hindurch, wie gerade Ostdeutschland zwischen Elbe und Weichsel, ja Pregel und noch darüber hinaus. Das erkennt der Aufsatz, dem

der Schreibung „Sueben“ statt richtig Sweben. Solche römisch-germanische „Kernier“ des germanischen Altertums schreiben auch den Namen des Gottes der germanischen Ethnogenie stets Tuisto und sprechen ihn dann auch falsch Tu-isto, statt Twisto. — Eine Stillblüte ist zu köstlich, als daß sie unseren Lesern vorenthalten bleiben könnte: „Das Verhältnis des Arminius zu Marbod ist das einer frischen stürmischen Kraft zu einer greisenhaft bekommenen, schlaff gewordenen Kultur“!

Ed. Meyer seine Unterschrift geliehen hat, selbst unumwunden an. Denn es heißt dort von den „prähistorischen Epochen der ostdeutschen Welt“, daß sie „durch die fortschreitende Forschung der letzten Jahrzehnte immer mehr in eine historischer und archäologischer Erkenntnis zugängliche und durch sie in ihrer zeitlichen und kulturellen Eigenart erfahrbare Frühgeschichte sich umzusetzen beginnt“.

Und trotz solcher Sachlage will die Römisch-germanische Kommission es unternehmen, Ostdeutschland einfach in die Tasche zu stecken und die hier bestehende Forschung, die Forscher, Forschungsanstalten und Vereine im ganzen als Luft zu betrachten oder im besten Falle einzuladen, die Rolle von Mitläufern zu spielen.

Wer ist denn überhaupt der Träger der ostdeutschen Forschung der erwähnten letzten Jahrzehnte. Den archäologischen Stoff dieser Forschung haben natürlich die ostdeutschen Museen herbeigeschafft seit ihrem Bestehen; die geistige Durchdringung dieses Stoffes aber geschah durch allseitige, vollständige Sammlung, Gliederung, Beherrschung und Verwertung zu stammeskundlichem Aufbau, wie sie erst meine Methode seit 1895 in die Wissenschaft eingeführt hat.

Ich brauche hier ja nur an meine größeren einschlägigen Arbeiten zu erinnern: für die Steinzeit an Mannus Bd. II („Urfinnen und Urindogermanen“), für die Bronzezeit an die „Herkunft der Germanen“, an Mannus Bd. IV („Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas: Die Veneter“), Bd. VIII („Die goldenen Eidringe und die jüngere Bronzezeit in Ostdeutschland“), für die frühe Eisenzeit an Mannus VII („Die illyrische, die germanische und die keltische Kultur der frühesten Eisenzeit usw.“), für die Latène- und Kaiserzeit an die grundlegende Abhandlung: „Zur Archäologie der Ostgermanen“ („Lanzenspitzen“: Zeitschr. f. Ethn. 1905). Und genauer bis in die kleinsten Einzelheiten wurden diese meine Ergebnisse für manche Gebiete und Perioden weitergeführt von meinen Schülern, unter denen hier, wie ich schon oben bemerkte, besonders Erich Blume, Martin Jahn und Joseph Kofrzewski zu nennen sind. „Mannus“ und „Mannusbibliothek“ sind die Stätten, an denen diese gesamte Arbeit und ihre Ergebnisse zu finden sind. In gedrängter Gesamtdarstellung zusammengefaßt und erweitert sind sie neuerdings durch zwei kleine Übersichtsschriften von mir über „Die deutsche Ostmark usw.“ und „Das Weichselland usw.“¹⁾

Der Römisch-germanischen Kommission einschließlich Ed. Meyers ist diese ganze Arbeitsleistung anscheinend völlig unbekannt. Denn unmittelbar nachdem Meyer „die methodische Erforschung der ostdeutschen Welt“ gerühmt hat, führt er als Beleg, als einzigen Beleg für den „Umfang der vor wenigen Jahrzehnten noch gar nicht geahnten Erkenntnisse“, die hier er-

¹⁾ Vgl. die Besprechung Martin Jahns: Mannus 11/12, S. 226f.

schlossen worden sind, — die Schrift des Frankfurter Römerforschers Georg Wolff über „die südliche Wetterau“ an! Diese kleine Schrift über ein winziges Ländchen des Mittelrheingebiets enthält fast ausschließlich Römerforschung, während die vorgeschichtlichen Perioden und die nachrömische Zeit einen kaum nennenswerten Raum darin einnehmen.

Genau dieselbe völlige Unkenntnis darüber, wo die Erforschung der deutschen Vorgeschichte der letzten Jahrzehnte zu suchen ist, zeigt Köpps Aufsatz. Köpp kennt überhaupt nur „zwei Arbeitsstellen; denen die Fürsorge für die Bodendenkmäler anvertraut war und ist: die Römisch-germanische Kommission des Archäologischen Instituts in Frankfurt a. M. und das Römisch-germanische Zentralmuseum in Mainz“!! Zwar gibt Köpp dann gleich darauf zu, daß auch „mehrere Museen“ Forschungsanstalten seien und daß sich „zahllose Vereine neben der Geschichte auch den Altertümern beschränkter Gebiete widmen sollen“. Daß es aber seit zwölf Jahren eine „Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte“ gibt, die ganz Mittel- und Nordeuropa in allen ihren Perioden seit dem Auftreten des Menschen bis tief ins spätere Mittelalter hinein zum Gegenstand der Erforschung macht, also weder räumlich noch zeitlich ihr Gebiet so enge absteckt wie die vorher genannten „Römisch-germanischen“ Anstalten: diese Tatsache scheinen Köpp und Ed. Meyer bis heute noch nicht zu wissen oder vielleicht auch nur durch eine Art Gedächtnisschwäche, wie sie mit zunehmendem Alter ja auch den besten Gelehrten in türkischer Weise überfallen kann, im Augenblick der Niederschrift jener Aufsätze völlig außer Acht gelassen zu haben.

„Am Rhein haben sich Kossinnas Methode und ihre Ergebnisse anscheinend also noch nicht durchgesetzt“: so wird mancher Leser aus Vorstehendem schließen wollen. Weit gefehlt! Daß selbst die aufs engste in ihre römisch-germanischen Schranken eingezwängten, nur westlich orientierten Archäologen völlig in meinem Sahwasser segeln, bewußt oder unbewußt, segeln müssen (wenn sie dies auch möglichst zu verdecken suchen), falls sie nicht als gar zu rückständig in der Forschung sich jeder Aussicht auf wissenschaftliche Beachtung von vornherein begeben wollen, dies bezeugen folgende Ausführungen in Köpps Aufsatz: „Diesen Stammesunterschieden (der Germanen) nachzugehen, für sie die monumentalen Zeugnisse zusammenzustellen und zugänglich zu machen, ist eine der wichtigsten Aufgaben, soll eine der ersten sein, deren Lösung die neue Gesellschaft (für heimische Altertumsforschung), wie wir hoffen, durch ihre Mittel ermöglichen wird.“ „Sie soll nicht nur die Scheidung dieser Germanen in einzelne Stämme verfolgen, sondern auch ihrer Trennung von andern verwandten Völkern in fernerer Vorzeit nachgehen, den Weg ihrer Wanderungen ermitteln, ihre Heimat, soweit davon eben die Wanderungen sprechen lassen, aufzuspüren suchen.“

Diese Sätze Köpps sind ein schlagendes Zeugnis für den Weg der Wanderung meiner Gedanken aus meinem Kopfe durch meine Schriften in

den Kopf der Römisch-germanischen Kommission. Aber auch hier ist sie sich dieses Vorganges und ihres unselbständigen, sagen wir ruhig laienhaften Nachtretertums scheinbar gar nicht bewußt.

Dielmehr hält sie es jetzt für nötig, „die letzte Sessel zu sprengen“, „die Elbe zu überschreiten, um auch in die östlicher liegenden großen Aufgaben hineinzugehen“, sogar „an die vornehmsten Wurzeln des Germanentums“. Und zu dem Zweck will sie eine eigene neue Gesellschaft gründen, deren Aufgabe es sein soll, in Ostdeutschland „mit starker wissenschaftlicher Autorität einzugreifen“.

Man höre und staune: Die „Römisch-Germanischen“ wollen der armen, aller wissenschaftlichen Autorität baren ostdeutschen Vorgeschichtsforschung die nur ihnen eigene „wissenschaftliche Autorität“ bringen!

Wandalen in der Wetterau.

Don Gustaf Kossinna.

Mit 3 Textabbildungen.

Ich war höchlichst überrascht, als mir in diesem Sommer K. Schumacher auf meine Erkundigung nach einem vom Gießler Museum im vorigen Jahre gehobenen, angeblich ostgermanischen Latène-Sunde in der Wetterau eine

Skizze übermittelte, die eine echt wandalische „Krause“ (Urne), etwa wie die von Weigwitz, Kr. Breslau (Abb. 1), aufwies und weiter zwei ebenso echt wandalische Henfeltassen (Beigefäße), etwa wie die von Kwiattkow in Polen, die jedoch ausnahmsweise ungehenfelt ist (wenigstens nach der Abbildung),



Abb. 1. Etwa $\frac{2}{7}$. Weigwitz, Kr. Breslau.
Nach Kostzewski, Mannusbibl. 18, Abb. 198.



Abb. 2. Kwiattkow, Kr. Kolo, Polen.
Nach Kostzewski a. a. O. Abb. 211.

(Abb. 2), doch verziert mit echt wandalischem Stufenmuster, etwa wie das einer „Krause“ von Behle, Kr. Scharnikau (Abb. 3), nur daß bei den Wetterauer Tassen das zweireihige Stufenmuster nicht mit Metopen abwechselt, die mit punktierten und freien Dreiecken gefüllt sind, sondern ständig durchläuft. Ich konnte über den wichtigen Sund nun sogleich in meiner Vorlesung sprechen, da ich gerade die ostgermanische frühe Eisenzeit behandelte.

Nunmehr hat Schumacher dem Funde eine vorläufige Veröffentlichung gewidmet ¹⁾: es handelt sich um ein Urnenschüttungsgrab („Brandschüttungsgrab“) bei Muschenheim a. d. Wetter, Kr. Gießen, das neben jenen drei Gefäßen noch eine Schüssel, ein Töpfchen und zahlreiche Gefäßreste, ein grades Eisenmesser, 2 eiserne Schildnägel und eine ringförmige Gürtelschließe aus Bronze barg. Die Schildnägel — wie übrigens auch die ringförmige Gürtelschließe — weisen auf ein Mannesgrab. Schumacher versucht auch eine stammesgeschichtliche Ausdeutung des Fundes; leider ist er dabei nicht glücklich gewesen. Zuerst zwar weist er für die Gefäße richtig auf die wandilisch-lugische Verwandtschaft oder vielmehr völlige Gleichheit hin, dann aber faßt er seine Meinung dahin zusammen, „es wäre leicht möglich, daß beim ersten Auszug der Sueben aus der Lausitz im letzten Jahrhundert vor Chr. sich auch benachbarte burgundische oder wandilische Scharen angeschlossen und ihren Weg bis in die Wetterau gefunden haben“.

Von Burgundern kann hier gar keine Rede sein. Das beweist allein schon die Beigabe zahlreicher Beigefäße im Grabe, die bei Burgundern nicht üblich ist, wohl aber gerade bei den Wandalen, und zwar nur bei ihrem Haupt-



Abb. 3. Beßle, Kr. Scharntau. Nach Kostrzewski a. a. O. Abb. 223 f.

stamme in Mittelschlesien und im Regierungsbezirk Posen, nicht bei der nieder-schlesisch-niederlausitzischen Westgruppe, die nur einfache Urnengräber kennt. Auch das grade Messer erscheint ungemein häufig bei den Wandalen, sehr viel weniger häufig bei Burgundern, worauf aber nicht zu viel Wert zu legen ist. Von den Gefäßformen brauche ich nicht weiter zu reden. Aber auch das Stufenmuster der Henkeltassen treffen wir nur bei den Wandalen, nicht bei den Burgundern an. Die bronzene Gürtelschließe erscheint außerordentlich selten bei den Ostgermanen (nur zweimal), häufig dagegen bei Westgermanen; man wird sie demnach als Übernahme aus der westgermanischen Umgebung von Muschenheim ansehen müssen, nicht als ostgermanisches Eigen, wie Schumacher es tut.

Von Mittelschlesien bis zur westlichen Niederlausitz (westlich der Spree), von wo Schumacher im besten Falle seine Lausitzer Sueben nach dem Main hin auswandern lassen kann, ist also ein ziemlicher Abstand. Nun habe ich aber doch schon 1905 in meiner Abhandlung über die Ostgermanen, die erstmalig die Siedlungsverhältnisse Nordostdeutschlands in der gesamten frühen Eisenzeit bis zur Völkerwanderung klärte, gezeigt, daß die westliche Niederlausitz (Kreise Ludaу, Kalau, Lützen) nur in der Frühlatènezeit einiger-

¹⁾ Germania 1920, S. 76ff.

maßen besiedelt war, aber schon in der mittleren Latènezeit völlig verödete. Dasselbe gilt für die späte Latènezeit: hier kann ich nur einen einzigen Grabfund nennen: Sagritz, Kr. Lützen; vielleicht reicht das kleine Gräberfeld von Landwehr desselben Kreises auch noch gerade bis in den Beginn der Spätlatènezeit. Und genau so verhält es sich mit dem an Westpfalen anstoßenden südlichen Teil der Neumark (südlich der Warthe); dies Gebiet ist ebenso leer, wie der auf der Westseite der Oder ihm benachbarte Kreis Lebus: hier fehlen westlich der Oder die Sweben, wie dort östlich der Oder die Wandalen. Erst die Kreise Teltow, Zauch-Belzig und alle nördlich der Berliner Breite gelegenen Kreise westlich der Oder haben im letzten Jahrhundert vor Chr. dichtere Besiedlung. Von hier oder aus der Provinz Sachsen müssen die ersten Sweben nach dem Rhein hin gezogen sein. Konnten aber keine Sweben aus der verödeten Lausitz oder dem Kreise Lebus auswandern, so konnten sich ihnen auch keine wandalischen „Scharen“ aus weiterer Entfernung unmittelbar anschließen.

Schumacher spricht vom „ersten Auszuge“ der Sweben: damit meint er natürlich den von mir zuerst als „Mainswaben“ bezeichneten Stamm nördlich wie südlich des unteren Mains, der durch Gräber vom Stil „Heldenbergen a. Nidder“ vertreten wird¹⁾. Dieser Stamm sitzt dort mindestens seit 100 vor Chr. Niemals findet sich in einem der vielen swebischen Gräber in Oberhessen, Hessen-Starfenburg oder Rheinhessen ein Tongefäß, das auch nur einen Anflug an eine eingeritzte Mäanderverzierung aufweist. Beim Auszuge jener Sweben war diese Verzierungsweise bei den Germanen eben noch nicht aufgekommen. Dies geschah vielmehr erst während der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts vor Chr. Es ist daher nicht einmal möglich, daß der wandalische Krieger von Muschenheim mit jenen Sweben an den Rhein gelangt ist, von denen Cäsar im Jahre 58 vor Chr. gemeldet wurde, sie wollten über den Rhein stoßen und Ariovists Heeresmasse verstärken. Diese jüngere swebische Schicht wird am reichsten durch das bekannte große Gräberfeld bei Bad Nauheim in der Wetterau vertreten und auch hier fehlt jede Spur eines germanischen Mäandergefäßes. Dies Fehlen kann uns nicht weiter wundernehmen, wohl aber ist es auffällig, daß dieses Fehlen auch bei den Neckarsweben zu beobachten ist, jener dritten Swebenschicht, von der man annehmen muß, daß sie erst in augustischer Zeit aus dem Havelgebiete nach Hessen-Starfenburg und Nordbaden gekommen ist. Ihre noch ganz nahe Beziehung zur heimatischen Elbkultur bezeugen Rollentappensibeln, die wir hier zum ersten Male im Rheingebiete antreffen, Gürtelschnallen mit eingerollten Bügelenden, Trinkhörner und Schildfesseln, darunter besonders eine seltene Form, die wir genau entsprechend aus etwas älterer Zeit nur in der Uckermark bezeugt finden (Röpersdorf, Kr. Prenzlau)²⁾. Man muß den Ausweg betreten, anzu-

¹⁾ Alt. unj. heidn. Dorz. V, Taf. 70.

²⁾ Dgl. Alt. unj. heidn. Dorz. V, Taf. 64, 1188: Gräberfelder Seudenheim (Mannheim) und Nauheim-Trebur (Gr. Gerau); M. Jahn, Die Bewaffnung der Germanen S. 162 mit Abb. 191 und S. 196 mit Abb. 224.

nehmen, daß die technisch überlegene gallorömische Tonware die heimische Mäanderkeramik hier sofort zum Aussterben gebracht hat.

Daß die Wandalen sich einem der Swebenzüge überhaupt nicht unmittelbar anzuschließen brauchten, wie es Schumacher annimmt, sondern auch für sich den Weg finden konnten, der seit Ariovist so bekannt geworden war, zeigt doch schon der Umstand, daß zu dem Heere des Ariovist, dessen Ruhm gewiß rasch über alle germanischen Lande sich ausbreitete, von Jütland her Haruden und Eudusier gestoßen waren. Vielleicht ist der Fund einer wandalischen Henteltasse wie Abb. 2 bei Thießen, Kr. Wittenberg a. Elbe, als eine Hinterlassenschaft aus dem Zuge einer kleinen Wandalenschar von der Oder nach der Wetter anzusehen.

Die erwähnten Haruden und Eudusier veranlassen Schumacher leider zu einer neuen Entgleisung. Er erwägt die Möglichkeit, ob nicht der Wandalen von Muschenheim aus dem an der Nordspitze der jütischen Halbinsel gelegenen Dendsyssel stammen könne. Auch dort hätten Wandalen gesessen, die im Mittelalter als „Wandlas“ begegneten. Mir sind allerdings nur aqf. „Wendlas“ bekannt und diese werden vor der neueren Forschung (Stjerna, Noreen) meines Erachtens mit Recht auf das schwedische Königsgeschlecht, das im uppländischen Vendil seinen Sitz hatte, und sein Volk bezogen. Ich will hier die schwierige Frage der Herkunft der Wandalen nicht anschnitten, über die ich hoffentlich bald anderwärts mich näher auslassen kann. Gezeigt aber habe ich jedesfalls schon 1896, daß der westliche Zweig der Wandalen, die Silingen, nicht aus Südschweden, wie Schumacher sagt, sondern aus Seeland stammen muß, und Almgren und Martin Jahn haben meine Aufstellung neuerdings für den Beginn der römischen Kaiserzeit archäologisch bestätigt.

Aber Schumachers „Möglichkeit“ ist von vornherein abzuweisen, weil der jütländische Mäander, der allerdings, wie ich zuerst erkannt habe, durchaus schlesischen Stiles ist, erst in der frühromischen Kaiserzeit erscheint, d. h. erst seit Chr. Geburt, nicht schon in den Jahrzehnten vor Chr., wie ich auch bereits 1905 dargetan habe. Vermittler des Mäanders waren wohl die aus Schlesien nach Dendsyssel gewanderten Wandalen. Ich mache bei der Gelegenheit darauf aufmerksam, daß zwischen Schlesien und Jütland, allerdings dem außerhalb des Mäandergebietes liegenden südlichsten Jütland noch ein anderer Name zu vermitteln scheint: die Warnen, deren Namen wir im südlichen Jütland (nebst Sünen), aber nach Plinius auch bei den Wandalen in Schlesien antreffen. Vielleicht zog ein Teil der Warnen um Chr. Geburt und bald danach von Schlesien nach dem südlichen Jütland und Sünen, vielleicht aber auch umgekehrt. Diese Frage muß noch gründlicher erforscht werden.

Damit schließe ich meine kurzen Bemerkungen zum Muschenheimer Wandalengrabe, die geschrieben worden sind, damit nicht in der bevorstehenden Hauptveröffentlichung dieses überaus wichtigen Fundes die Flüchtigkeiten und Irrungen der ersten vorläufigen Bekanntmachung weiterwirken.

Nachträge.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 2 Abbildungen im Text.

I. Wandalen an der Oder in der frühen Eisenzeit.

Meine Behandlung des wetterauischen Wandalengrabes gibt mir Anlaß, einige früheisenzeitliche Funde des Odergebiets, insonderheit Nachträge zu Kostrzewskis Stoffsammlung wandalischer Funde der Spätlatènezeit¹⁾ hier mitzuteilen²⁾:

1. Lindau, Kr. Freystadt, Niederschlesien: tonnenförmige Urne mit zwei größeren Henkeln unter dem Halse, wie sie in früher Eisenzeit (Jastorf B nach Schwantes) recht häufig bei Westgermanen in Brandenburg, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Osthannover und in der Altmark erscheint, selten auch in Ostdeutschland während der Steinflintzeit, wo sie die westgermanische Unterschicht der Ostgermanen verrät, so in einem Grabe von Koninko, Kr. Schrimm, das E. Blume 1911 ausgegraben und veröffentlicht hat³⁾. In dieser Urne (A 41, 1) befanden sich zerfallene, seit 1888 nicht mehr vorhandene Eisenfibel-Reste (Bi 71) und ein in zwei Stücke zerbrochener bandförmiger eiserner Gürtelhaken ältester Form mit einem umgebogenen Ende; das andere Endstück ist nicht vorhanden (Bi 70). — Mus. Breslau.

2. Kräsem, Kr. Weststernberg, Prov. Brandenburg, ganz nahe bei dem bekannten Fundorte Rampitz in der Südspitze des Kreises nahe der Oder gelegen: von hier besaß die Sammlung des Reichsgerichtsrats Langerhans in Leipzig, die vom Berliner Mus. f. Völkert. angekauft worden ist, einen unverzierten hohen Topf mit eiförmigem Bauche, kurzem, abgesetztem, eingeschwungenen glatten Hals und 2 Henkelöhren unter dem Halsansatz, wie er für

¹⁾ Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit I, II, 1919 (Mannusbibl. 18, 19).

²⁾ Meine Notizen und Skizzen stammen aus dem Jahre 1899; ihre Richtigkeit wird mir von Martin Jahn bestätigt.

³⁾ „Aus dem Posener Lande“, Juli 1911, S. 341, Tafel.

die mittlere Latènezeit der Westgermanen bezeichnend ist¹⁾; einen unverzierten großen weitmundigen Napf mit ausgewölbter Wandung; dazu einen bandförmigen eisernen Gürtelhaken mit erweiterter dreieckiger Umbiegung eines Endes.

Diese beiden Funde gehören also nicht in die Spätlatènezeit und sind demnach auch nicht eigentlich vandalisch, sondern gehören in die Zeit einer ostgermanischen Gemeinschaftskultur, die ich 1905 als „wandilisch“ bezeichnet habe, um ihren Zusammenhang mit den späteren Wandalen zu kennzeichnen. Ob das mit Recht geschehen ist oder ob etwa die Wandalen erst mit der Spätlatènezeit in Ostdeutschland eingewandert sind, das zu entscheiden, muß weiterer Forschung überlassen bleiben.

3. Schlesien?, Fundort unbekannt: obere Hälfte einer eisernen Mittel-latènefibeln mit oberer Sehne und 6 Spiralwindungen. — Mus. Breslau, ohne Signatur (nach meiner noch ungeklärten Aufzeichnung soll der Fund aus Militisch oder Trebnitz stammen).

4. Niederschlesien: Bronzene Spätlatènefibeln mit unterer Sehne, vier Spiralwindungen und geschlossenem Fuß vom Typus N Kostzewski. — Stiebergmuseum Bauzen.

5. Freystadt, Kr. Freystadt: Fingerring, Armband mit mehrfachen halbfügeligen Erweiterungen und Bruchstück eines gefnoteten Petschaft-halsringes mit einem fügeligen, spiralförmig verzierten und einem mehr scheibenförmigen Knoten, alle drei Stücke aus Bronze, wohl keltische Einfuhr der Mittellatènezeit. — Stiebergmuseum Bauzen.

6. Janny, Kr. Grünberg, bei Deutsch-Kessel: hier sind mehrere Urnengräber aufgedeckt worden, deren Inhalt offenbar längst untergegangen ist. Doch besitzen wir wenigstens eine Beschreibung und Abbildung einiger Fundstücke dieser Ausgrabung in dem Büchlein: Oswald Frühfuß, Geschichte der Pfarodie Prittag. Grünberg 1841, S. 12 nebst Tafel. Danach handelt es sich um „mehrere Ossuarien“, aus deren einer zwei eiserne Latènefibeln stammen, deren genaue Form infolge von Verrostung und Abbruch des Fußstückes schwer zu bestimmen ist, nebst einem eisernen Ringe von 1½ Zoll Dm. in Form einer sich in den Schwanz beißenden Schlange; diese Stücke sind auf der Tafel als Nr. 8, 12, 16 abgebildet worden. Zu diesem Grabe gehört außerdem eine der kennzeichnenden ostgermanischen weitmundigen Henkelassen mit zylindrischem Oberteil und umgekehrt fügelartigen Unterteile, wie die beiden Stücke aus Muschenheim und das aus Kwiatkow (oben S. 405 Abb. 2), doch unverziert, wenn bei der Abbildung die sonst übliche Linienband-Verzierung nicht willkürlich weggelassen sein sollte.

¹⁾ Dgl. Vog und Stimming, Altert. d. Mt. Brandenburg IVa, Taf. 8, Grab 4, Taf. 9, Grab 9, Söhrde-Gallberg, Kr. Westhavelland; IVb, Taf. 16, Grab 2, Ragösen, Kr. Zauch-Belzig.

Die Sibeln zeigen anscheinend Spätlatène-Schema mit rechteckigem Fußrahmen; da sie aber sehr lange Spiralrollen haben, von etwa 12 Umdrehungen, dürfte es sich doch wohl um Mittellatène-Schema und westgermanische Einfuhr handeln ¹⁾.

7. Schebiß, Kr. Trebnitz, Mittelschlesien: Spätlatène-Sibelrest mit geschlossenem Rahmen aus Bronze. — Mus. Breslau 263: 87. — Schles. Dorz. V, S. 100, 109.

8. Groß Sefierki, Kr. Schroda, Posen: langes zweischneidiges eisernes Spätlatène-Schwert, dessen Klinge einen Mittelgrat zeigt. — Mus. Breslau 1848: 92. — Schles. Dorz. V, S. 228 und Vereinsangelegenheiten S. 116 (bei M. Jahn, Bewaffnung usw. übergangen).

9. Neuhof bei Seelow, Kr. Lebus: von hier gibt es einen neueren Fund einer ostgermanischen schwarzglänzenden Mäanderurne mit schräggestricheltem Linienband-Mäander, die nach Göze ²⁾ noch der Latènezeit angehören soll. Leider ist das Stück von ihm nicht abgebildet worden, so daß ich selbst über die genaue Zeitstellung noch nicht habe urteilen können. — Mus. Münchenberg.

Endlich noch ein burgundischer Fund:

10. Podlesie, Kr. Wongrowitz: sehr lange Mittellatènesibel von Eisen, mit oberer Schne, 6 Spiralwindungen, sehr weit nach oben zurückgreifendem Bügelende und 3 Knöpfen auf dessen unterem Teile. — Früher in der Sammlung des Grafen Wensierski-Kwilecki auf Wroblewo, anscheinend aber nicht ins Polnische Museum zu Posen gekommen, da Kostrzewski das Stück nicht kennt.

II. Zu meiner Abhandlung über den Eisensfund von Wahren bei Leipzig (Mannus VII).

1. Kantige eiserne Halsringe mit vorwärts gefehrten Endknöpfen.

Von diesen Ringen, deren einer in dem Depotfunde von Wahren zusammen mit einem doppelpyramidenförmigen Eisenbarren zutage kam, brachte ich Mannus VII, S. 90, Abb. 6 ein Stück zur Wiedergabe (Abb. 1), das sich nach Lindenschmit (Alt. uns. heidn. Dorz. I, VIII, V, 3) im Museum zu Wiesbaden befinden sollte. Es konnte im Jahre 1914 dort aber nicht aufgefunden werden. So vermutete ich, daß im Mainzer Zentralmuseum bei Gelegenheit der Nachbildung eine Verwechslung der Fundortangaben vor-

¹⁾ Dgl. Kostrzewski, a. a. O. S. 24.

²⁾ A. Göze, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus. Berlin 1920, S. 44.

gefunden sein und jener Eisenring aus dem großen Depotsfunde von der Wölmisse bei Schlöben des Altenburger Museums stammen möchte. Drei

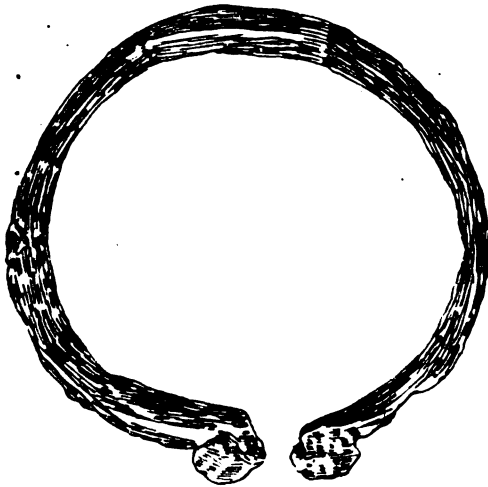


Abb. 1. $\frac{2}{5}$. Niedertiefenbach, Oberlahntreis, Nassau.

Jahre später, unter dem 13. Juni 1917, erhielt ich von Herrn Dr. G. Behrens in Mainz die Mitteilung, daß jener Eisenring inzwischen doch im Museum zu Wiesbaden aufgefunden worden sei und Prof. Ritterling über ihn folgendes festgestellt habe:

„Der Ring stammt aus einem Grabe bei Niedertiefenbach, in der Nähe von Hadamar [Oberlahntreis], wo er im Jahre 1852 nebst einer „Armspange, Bruchstücken einer Kette von Bronze und zerfallenen Töpfen“ zum

Vorschein gekommen ist (Period. Blätter 1852, Nr. 5, S. 146). Von den erwähnten Beigaben ist leider nichts zu identifizieren.“

2. Doppelpyramidenförmige Eisenbarren der spätesten Hallstatt- und der Latène-Zeit.

Der oben erwähnte Eisenfund von Wahren veranlaßte mich seiner Zeit, ein Verzeichnis der Roheisenluppen aufzustellen¹⁾. Hierzu habe ich jetzt folgende Ergänzung zu bringen; sie betrifft zunächst drei Funde im rechtsrheinischen Bayern (bayr. Schwaben), wo ihre Anzahl hiemit auf 6 steigt. Ich verdanke ihre Kenntnis Mitteilungen des verstorbenen Amtsrichters Dr. S. Weber in München:

1. Memmingen: 1 Barren; Sammlung des Geschichtsvereins für Oberbayern, München;

2. Moor zwischen Gebenhofen und Affing Bez.=A. Friedberg, zwar schon Oberbayern, aber dicht an der schwäbischen Grenze, nördlich bei Augsburg: 1 Barren, Lokalmuseum in Friedberg;

3. Streitwies bei Kulbing Bez.=A. Laufen, Oberbayern: 1 Barren, Mittelstück „in Würfelform mit unebener Oberfläche, auf der Oberseite 20, auf der Seitenfläche 26 cm breit“ mit einem Gewicht von 190 Pfd. Dieses Stück ist verschollen; eine Zeichnung liegt jedoch im Archiv des Geschichts-

¹⁾ Mannus VII, S. 119ff. und S. 339ff.

vereins für Oberbayern. Da es „unter römischem Bauschutt eines Wohngebäudes“ zum Vorschein gekommen ist und außerdem durch ungeheure Schwere — das Zehnfache der gewöhnlichen — aus unserer Reihe herausfällt, erscheint mir seine Zugehörigkeit recht zweifelhaft.

Weiter sind aus Dorarlberg 3 Eisenbarren durch O. Menghin veröffentlicht worden, die 1907 im Flußbette der Bregenzer Ache gefunden worden sind und im Landesmuseum zu Bregenz sich befinden ¹⁾.

Für die Rheinpfalz ist im Jahre 1919 eine 17. Fundstelle mit dem 35. Barren dieses Landes entdeckt worden: Ebenberg bei Landau, aus einer Wohngrube mit Scherben der Spät-Latènezeit ²⁾; eine 18. Fundstelle mit dem 36. Barren teilt soeben G. Behrens ³⁾ mit: Zwischen Altenbamburg und Hochstätten, Bez.-A. Rodershausen.

Gleichzeitig führt Behrens vier bisher noch unbekannte Funde aus der Kreuznacher Gegend auf:

1. Am Teufelsfels auf dem Lühelsoon-Walde, Kr. Simmern (?): 3 Stück (Affen des Vereins für Heimatfunde in Kreuznach).

2. Ippenschied, Dielt: 2 Stück, davon 1 im Privatbesitz.

3. Waldböckelheim, Kr. Kreuznach: 1 Stück, Privatbesitz.

4. Bosenheim, Kr. Bingen, Rheinhessen: 1 Stück, Städt. Museum Mainz.

Endlich ist zu bemerken, daß der mir von Herrn A. Günther in Koblenz mitgeteilte Fund zweier winziger Stücke aus einem frühromischen Grabe in Koblenz ⁴⁾, die durch ihre Gestalt ohnehin recht befremdend wirkten, nach der Untersuchung von Behrens sich als Werkzeuge (Punzen) herausgestellt haben und demgemäß hier zu streichen sind. Damit entfällt der einzige Fund, der ein Weiterleben dieser Barren in die römische Kaiserzeit hinein zu bezeugen schien.

3. Früheisenzeitliche Skelettgräber an der mittleren Saale.

In der Abhandlung, die ich dem Wahrenen Eisenfunde widmete, gab ich auch eine Aufzählung der keltischen Skelettgräber des Ostharz- und mittleren Saalegebiets aus früher Eisenzeit ⁵⁾. Auch hier habe ich einige Nachträge zu verzeichnen, die ich bereits in die Karte auf Tafel II meiner „Herkunft der Germanen“ (2. Aufl. 1920) eingetragen habe. Die neuen Fundorte liegen sämtlich auf dem östlichen Ufer der Saale.

1. Lochau, Saalkreis: im Jahre 1914 wurden hier vom Museum Halle (1914/211—216) mehrere solche Skelettgräber aufgedeckt; Beigaben: 2 Schildohrringe von Bronze.

¹⁾ Wiener Prähist. Zeitschr. II (1915), S. 133 nebst Abb.

²⁾ Sprater, Pfälzisches Museum 36, S. 46; 37, S. 33.

³⁾ G. Behrens, Die Latènezeit an der unteren Nahe. Kreuznach 1920. S. 43ff.

⁴⁾ Mannus VII, S. 119f.

⁵⁾ Mannus VII, S. 114ff.

2. Schkeuditz, Kr. Merseburg, Windlers Sandgrube: hier fand sich laut Brief des Herrn Max Näbe vom 19. August 1915 ein gestrecktes Skelett mit einfachem Bronzeringe, der in die Sammlung Wiegand kam und mit dieser in das Museum für Völkerkunde zu Leipzig; der Schädel des Skeletts soll sich im Prähistorischen Museum zu Dresden befinden.

3. Groitzschen, Kr. Weißenfels, dicht westlich bei Zeitz. Laut Schreiben des Herrn KreisSchulinspektor Dr. Wilde in Zeitz vom 26. August 1915 wurde auf den nach Theissen zu gelegenen Kohlenbruchfeldern bei ihrem Einebnen in den Jahren 1907/08 ein Skelett gefunden, an dem 7 Steigbügelringe „mit abwechselnden Wulsten und Kerbschnitten wie Göze, Höfer, Zschiesche, Taf. XIII, 195, weiter 15 Perlen, davon 7 aus Bernstein, 5 aus blauem Glas, 3 anscheinend von Stein oder einer ähnlichen harten Masse, sowie Eisenreste“ sich befanden. In nächster Nähe dieser Fundstelle sollen von Arbeitern einzeln noch 1 sog. echter Wendelring wie Mannus VII, S. 113, Abb. 35 und 3 gegossene Wendelringe, wie Göze, Höfer, Zschiesche, Taf. XIII, 196, gefunden worden sein. Alle diese Fundstücke befinden sich vorläufig noch im Besitze des Herrn Berginspektors Groß in Groitzschen.

III. Germanische Nierentausschwerter der Periode V der Bronzezeit.

Wie ich schon in einer am Schluß des Registers S. 252 in Band X des Mannus angefügten Nachtrag zu meiner Behandlung dieses nordostdeutschen Bronzeschwerttypus (ebenda S. 178ff. und S. 185) bemerkt habe, kenne ich ein derartiges Schwert auch aus dem Wiener Kunsthistorischen Staatsmuseum

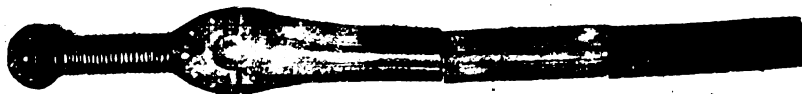


Abb. 2. $\frac{1}{4}$. Fundort unbekannt. Kunsthistor. Museum, Wien.

(Inv. Nr. 1850 der Antikensammlung), das es im Jahre 1866 von dem Wiener Antiquitätenhändler Egger angekauft hat, leider ohne Angabe der Herkunft. Durch gefällige Vermittelung von Joseph Bayer bin ich in der Lage, eine Abbildung des Stückes zu bringen (Abb. 2). Die beiden angelöteten Klingensbruchstücke mögen wohl zu dem Schwert gehören, aber sie passen nicht unmittelbar an das Klingeneroberstück, dessen Verzierung (eingeschlagene Bogenreihen zu beiden Seiten des Mittelwulstes) sich auf dem Mittelstück nicht fort-

setzt. Der Griff schien mir durch Doppelguß oder durch Überfangguß mit der Klinge verbunden, die Nieten unecht zu sein. Eine Zuschrift Bayers vom 5. Juni 1919 bestätigte meine Vermutung. Er schreibt: „Schwertklinge und Griff sind nicht in Einem gegossen, sondern es sind zwei selbständige Stücke. Die Griffangel der Schwertklinge steckt im Griffe, ohne daß man die Art der Befestigung wahrnehmen kann, da oben keine Vernietung sichtbar ist, sondern der Scheitel vollkommen geschlossen ist. Auch die Nieten sind, wie Sie ganz richtig vermuten, nur gegossen. Möglicherweise wurde der Griff über die Griffangel gegossen oder der erhitzte Griff auf die kalte Griffangel gesteckt. Das ist auch die Ansicht meines Präparators, der das Schwert genau untersucht hat.“

II. Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Zweiggesellschaft Berlin.

Mit einer am 24. Januar 1920 im Universitätsgebäude veranstalteten Sitzung nahm die Berliner Zweiggesellschaft ihre seit vier Jahren unterbliebenen Vortragsabende im 12. Vereinsjahre wieder auf.

Geheimrat Kossinna begrüßte die Versammlung nach der Kriegspause und führte die Gründe aus, weshalb die Zweiggesellschaft ihre Sitzungen so lange habe unterbrechen müssen. Das gesprochene Wort habe zwar unterbleiben müssen, aber an der Verlautbarung des gedruckten Wortes habe es unsere Gesellschaft auch während des Krieges und des Waffenstillstandes, der schlimmer war als der Krieg, nicht fehlen lassen. „Ganz Ostdeutschland kam mit dem Waffenstillstand in schlimmste Gefahren durch die von der Entente begünstigte und genährte Anmaßung und Raubgier unserer slawischen Ostnachbarn. Um Neujahr 1919 herum rief die Freie Vereinigung zum Schutze Oberschlesiens die Hilfe deutscher Wissenschaft und Kunst an. Auch zu mir gelangte ihr dringendes Klopfen. Und ich schrieb damals für jene Vereinigung eine größere Abhandlung „Die deutsche Ostmark ein Urheimatboden der Germanen“ (Zeitschr. „Oberschlesien“, Märzheft 1919). Von unserem Auswärtigen Amte ging mir hierüber ein Dankschreiben zu, des Inhalts, meine Schrift stelle ein ungewöhnlich wertvolles Material dar für unsere Friedensunterhändler in Versailles. Es kam leider anders. Dank Erzbergers wurde ja überhaupt nicht verhandelt.

Aber dann sprach auch der Deutsche Volksrat für Westpreußen in Danzig bei mir vor und erbat meine Hilfe. Und ich verfaßte die Broschüre „Das Weichselland ein uralter Heimatboden der Germanen“. Zu vielen Tausenden wurde diese Schrift für den niedrigen Preis von 60 Pf. verbreitet und war in Jahresfrist leider schon vergriffen. Einen Ausschnitt aus dem in diesen beiden Schriften, namentlich in der ersten, behandelten Stoffe soll uns der Hauptvortrag des heutigen Abends in größerer Ausführlichkeit bringen“.

Der beste Kenner der germanischen Vorzeit Schlesiens, Dr. Martin Jahn aus Breslau sprach sodann über die „germanische Besiedlung Oberschlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.“ Die folgenden Zeilen geben einen Auszug aus diesem Vortrage:

In dem politischen Kampfe, der augenblicklich um Oberschlesien entbrannt ist, wird es von polnischer Seite häufig so dargestellt, als ob dieser Landesteil von jeher polnischer Besitz gewesen und erst mit der im 12. Jahrhundert einsetzenden Kolonisation die ersten Germanen ins Land gekommen seien. Demgegenüber kann nicht stark genug betont werden, daß lange vor den Slawen die Germanen viele Jahrhunderte lang die

alleinigen Bewohner Oberschlesiens waren, und daß die Slawen erst nach den Germanen hier eingewandert sind. Selbst polnische Forscher, soweit sie ernst zu nehmen sind, haben das längst zugegeben. Was wissen wir nun Näheres über die ältesten germanischen Siedler in Oberschlesien?

Geschichtliche Quellen und urgeschichtliche Funde, beide sich ergänzend, geben uns Aufschluß. Die geschichtlichen Nachrichten römischer Schriftsteller, die frühesten vom Ende des ersten Jahrhunderts v. Chr., laufen darauf hinaus, daß die Bewohner der Ebene zwischen oberer Weichsel und dem Gebirge Wandalen waren, eine Völkergruppe, die in mehrere Einzelstämme zerfiel. Nach Tacitus lag ihr Stammesheiligtum, in dem ein göttliches Brüderpaar, die Alken, verehrt wurde, im Lande der Naharnavalen. Dieser Gottesdienst blieb auch noch bestehen, als Schlesien nach der Völkerwanderung slawisch wurde. Der erste deutsche Schriftsteller, der Schlesiens gedenkt, Thietmar von Merseburg (um 1000 n. Chr.), nennt einen Pagus Silensis mit einem, ein Heiligtum tragenden, hohen Berge. Dieser Berg kann nach weiteren Angaben nur der Zobten sein, der früher „Slenz“ hieß, d. i. die slawisierte Form von „Silingis“. Er erhielt seinen Namen von dem wichtigen wandalischen Stamme der Silingen, die hier siedelten und wohl dasselbe sind wie die Naharnavalen des Tacitus. Es kann also die Stätte des altgermanischen Heiligtums mit Wahrscheinlichkeit auf dem Zobten gesucht werden.

Die vorgeschichtlichen Funde zeigen uns, daß im zweiten Jahrtausend und um Beginn des ersten Jahrtausends v. Chr. in Oberschlesien eine nichtgermanische, wohl illyrische Bevölkerung siedelte, die im sechsten Jahrhundert v. Chr., von Germanen nach Süden gedrängt, verschwindet. Bezeichnend für diese Germanen sind Grabfunde mit Gesichtsurnen in Steintöpfen. Von ihnen haben wir in Oberschlesien nur einen einzigen Fund, den von Dachberg (Kr. Oppeln), zu verzeichnen, der die Gefäßformen nicht mehr rein, sondern mit illyrischer Kultur vermischt, zeigt. Oberschlesiens Grenze wurde also von dieser germanischen Welle gerade noch erreicht. Sie war aber nicht von Bestand, wurde jedoch um 150 v. Chr. von neuer Germanenscharen, sicher Wandalen, abgelöst. Diese dehnten sich zunächst wieder in Nieder- und Mittelschlesien aus, nahmen aber bald über das Glazer Beden die Verbindung mit Böhmen auf und ließen sich auch in Polen bis zur Weichsel und in Galizien nieder. Beweis für ihr Vordringen im ersten Jahrhundert n. Chr. bis nach Oberschlesien ist der wichtige und prächtige Fund von Wichulla (Kr. Oppeln). Er wurde 1885 gemacht, durch den Freiherrn von Falkenhäusen vor der Verschleuderung in den Altertumshandel bewahrt und dem Breslauer Kunstgewerbe- und Altertumsmuseum einverleibt. Schon bei seiner Veröffentlichung im Jahre 1898 hat Prof. Dr. Seger auf gleichartige Funde in Böhmen, im Odermündungsgebiet und auf dänischen Inseln hingewiesen. Diese Zusammenhänge sind seitdem bestätigt worden durch gleichalterige, wenn auch nicht so reiche Skelettgräber, die während des Krieges auf dem Koieles Friedhof bei Breslau ausgegraben wurden. Die Sitte, die Mehrzahl der Beigaben in einem gesonderten Grabraum oberhalb des Kopfes des Leichnams niederzulegen, findet sich nur in Mittelschlesien, im Gau der Silingen, und auf der Insel Seeland. Diese Umstände sprechen dafür, daß die Silingen von Seeland nach Mittelschlesien eingewandert sind. Auch sprachgeschichtliche Forschungen ergeben, daß Seeland (Silund) von Silingen bewohnt war. Der Fund von Wichulla ist das Grab eines am weitesten nach Süden vorgedrungenen Silingerfürsten.

Der Hauptteil der Wichullaer Fundstücke ist römischer Herkunft und eröffnet die Frage nach den Handelswegen zu jener Zeit, die mit dem damals in Rom viel begehrten Modeartikel, dem Bernstein, zusammenhängen. Die Wege dieses Handels waren nicht immer die gleichen. Der Weg, der für die Zeit des Wichullaer Fundes in Betacht kommt, ging nach Ansicht des Vortragenden über Mähren, Böhmen, das Glazer Beden nach Mittelschlesien, und nicht, wie bisher angenommen wurde, durch die mährische Pforte nach Oberschlesien, ein Weg, der erst im zweiten Jahrhundert n. Chr. gangbar wurde. Erst damals

befetzten nämlich die Wandalen, die bisher nur den Nordsaum des Landes besiedelt hatten, ganz Oberschlesien. Gerade die fruchtbarsten Gegenden, die auch heute noch das ertragreichste Ackerland aufweisen, wurden von ihnen bevorzugt. Über den Kulturzustand der oberschlesischen Wandalen unterrichten uns eine größere Zahl von Funden. Sie enthalten in der Hauptsache Tongefäße, bei denen man eine feine und eine grobe Ware deutlich unterscheidet, ferner eiserne Waffen in Gestalt von Lanzenspitzen, Schwertern, Schildbeschlägen, Sporen, ferner Geräte, als da sind: Messer, Scheren, Schlüssel, Schnallen, Riemenzungen, Feuerstahle, und als Schmuck Fibeln. Als eingeführt erweisen sich Bronzegefäße und Münzen. Letztere als sichere Wegweiser für Handelsstrahlen anzusehen, ist falsch. Sie sind als Beute auf den Kriegszügen der Germanen oder der germanischen Söldner, auch durch den Handel ins Land gekommen. Jetzt ging der Bernsteinweg durch Oberschlesien und die mährische Pforte, und deshalb sind auch hier die meisten römischen Münzen, mehr als in Mittel- und Niederschlesien, gefunden worden.

Im vierten Jahrhundert n. Chr. nimmt die germanische Besiedlung ab, im fünften sind nur noch vereinzelte Funde zu verzeichnen. Schon am Ende des zweiten Jahrhunderts war der Wandalenstamm der Hasdingen über Oberschlesien hinaus nach Oberungarn vorgezogen, wo echt wandalische Funde gemacht worden sind. Nach den geschichtlichen Nachrichten beginnt um 400 n. Chr. die große Abwanderung der Hasdingen und Silingen über den Rhein nach Afrika, wo unter Geiserich das am weitesten vorgeschobene aller Germanenreiche gegründet wurde, und wo sich diese in der Erinnerung an ihre alte Tätigkeit auf den dänischen Inseln sofort als gefürchtete Seefahrer bemerkbar machten. Wie alle Germanenreiche auf römischem Boden hatte aber auch dieses keinen Bestand. Die Zahl der Volksgenossen war zu gering, um die gewaltigen Strecken Landes dauernd in der Hand zu behalten und sich die ursprüngliche Bevölkerung anzugleichen. Schon im sechsten Jahrhundert war ihre Herrschaft zu Ende. In Ostdeutschland aber zogen in die fast leeren deutschen Lande Slawen ein, deren Herrschaft Bestand hatte, da sie keine starke germanische Bevölkerung sich anzugliedern brauchten, und da auch von außen her ihr neues Besitztum nicht angegriffen wurde. So ist die gewaltige Epoche der germanischen Völkerwanderung ein großer Fehlschlag. Die Germanen dienten im Süden nur anderen Staaten als Völkerringen, und in der Heimat ging die ganze Osthälfte Germaniens verloren. Mit einem Vergleich dieser jahrhundertelangen Bewegung und dem Kampfe der Deutschen im letzten Weltkriege schloß der Vortragende seine Betrachtung mit den Worten: „Wie nach der Völkerwanderung im Mittelalter der deutsche Bauer, Mönch und Kaufmann in emsiger Kulturarbeit einen großen Teil des verlorenen Bodens wiedergewonnen hat, so wollen auch wir jetzt der Zukunft vertrauen und der gesunden, unzerstörbaren Lebenskraft des deutschen Volkes, eingedenk des Wortes „Es ist nur das verloren, was man selbst aufgibt“.

III. Bücherbesprechungen.

Jozef Kostrzewski. Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit. Leipzig und Würzburg 1919. Mannus-Bibliothek Nr. 18 und 19, Teil I, 254 Seiten mit 244 Abbildungen und 1 Karte. Einzelpreis M. 20,—, Vorzugspreis M. 16,—. Teil II (Material) 123 Seiten. Einzelpreis M. 11,—, Vorzugspreis M. 8,80.

Nachdem Kossinna 1905¹⁾ zum ersten Male den Entwicklungsgang und die Eigenheiten der ostgermanischen Kultur in großen Zügen dargelegt hatte, sind aus seiner Schule eine Reihe von Arbeiten hervorgegangen, die in eingehendster Weise einzelne Abschnitte dieses großen Gebietes behandeln. Blume machte uns 1912²⁾ mit den kaiserzeitlichen Kulturen Nordostdeutschlands bekannt. Eine sehr erwünschte Weiterführung dieses Wertes bringt soeben Åberg für Ostpreußen³⁾. Die Arbeit Kostrzewskis hinwiederum gibt eine genaue Darstellung der gesamten ostgermanischen Kultur in dem der Kaiserzeit vorausgehenden Zeitabschnitt. Es fehlt nur noch eine entsprechende Bearbeitung der Gesichtsurnenkultur und der wandalischen Kultur in der Kaiserzeit, um eine Handbücherei zu vollenden, die jedem einen schnellen und bequemen Überblick über Ostgermaniens Vorzeit bietet und dabei das vorhandene Material in einer Vollständigkeit und Genauigkeit vorführt, wie es bisher in keinem anderen Teile Deutschlands auch nur annähernd geschehen ist.

Die Kostrzewskische Arbeit ist die Frucht jahrelanger Sammeltätigkeit. In der strengen und unermüdlichen Zusammentragung des in der Literatur und den Museen arg zerstreuten Fundstoffes bis zu dem überhaupt erreichbaren Grad der Vollständigkeit trägt sie in schöner Weise den Stempel Kossinnascher Forschungsart. In der übersichtlichen Anordnung und der völligen Beherrschung des überreichen Materials reiht sie sich ebenbürtig neben das Blumesche Werk. Jeder, der sich selbst einmal der Mühe unterzogen hat, das Material eines größeren Gebietes vollständig zu sammeln und zu verarbeiten, weiß eine solche Arbeitsleistung gebührend zu würdigen. Da sich der Verfasser auch über die außerhalb seines Arbeitsgebietes gelegenen west- und nordgermanischen und keltischen Sunde einen genügenden Einblick zu verschaffen gewußt hat, gibt er uns nicht nur ein genaues Bild der Formenentwicklung der einzelnen ostgermanischen Fundstücke, sondern auch kurze Nachweise über ihr Verbreitungsgebiet und scheidet so rein ostgermanische Typen von den allerwärts vorkommenden und schließlich von den in Ostgermanien nicht bodenständigen, von außen hereingekommenen Formen.

Das einleitende Kapitel 1 geht in kurzer, gedrängter Fassung auf einige wichtige, allgemeine Fragen ein, die es wert wären, einmal ausführlicher behandelt zu werden.

¹⁾ Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 369ff.

²⁾ Mannusbibliothek Nr. 8 und 14.

³⁾ Åberg, Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit. Uppsala 1919.

So wird der Ursprung der Brandgrubenbestattung in den östlichen Alpenländern gesucht und über Süd- und Mitteldeutschland und das linke Oderufer hinab bis nach Bornholm verfolgt, von wo sie nach Ostdeutschland einwandernde Germanenstämme mitbrachten. Die Abhängigkeit ostgermanischer Kulturformen von keltischen liegt klar zutage. Trotzdem sind reinkeltische Einfuhrstücke selten. Ganz beträchtlich sind die wechselseitigen Beziehungen zwischen West- und Ostgermanen. Besonders der nordwestliche Teil Ostdeutschlands, der noch in der Frühlatènezeit von Westgermanen (Glockengräber!) besiedelt war, weist in der Spätlatènezeit zahlreiche in massivem Bronzeuß hergestellte Schmuckfachen von westgermanischem Schlage auf. Die Ostgermanen pflegten hingegen ihren Schmuck aus Eisen herzustellen. Die Eisentechnik stand bei ihnen in höchster Blüte, wofür die so häufig überlieferten Waffen ein gutes Zeugnis ablegen.

In den folgenden fünf Kapiteln bringt Kostrzewski eine eingehende Darstellung der Formen der einzelnen Fundarten. Seine Behandlung der ostgermanischen Latènesibeln zeigt die große Überlegenheit, die die von ihm angewandte Forschungsart gegenüber der bei Herstellung der Typentarten üblichen Arbeitsweise besitzt. Man vergleiche nur die fargen, wenig befriedigenden Ergebnisse der unter Aufwand so vieler Hilfsmittel und -kräfte zustandekomme nen Typentafel der Latènesibeln¹⁾ mit der bis ins einzelne gehenden Formenanalyse Kostrzewskis und seinen klar begründeten Ergebnissen über die Herkunft und Verbreitung der einzelnen Sibelformen. Hier steht der Verfasser durch das persönliche Studium der Originale seinem Arbeitsstoff viel näher und lauscht ihm die feinsten Züge der Entwicklung ab, während man dort den Eindruck hat, als ob der Sammler des ihm von den verschiedensten Seiten, oft in ganz unzureichender Form gemachten Mitteilun gen diesem aus zweiter und dritter Hand erhaltenen Material recht kalt und fremd gegenüber übersteht und es mehr schematisch einteilt, da ihm für genauere Derwertung die Unterlagen zu ungleichwertig und unsicher sind. Sollte die deutsche anthropologische Gesellschaft dem an und für sich sehr berechtigten Wunsche nach Typentarten auch weiterhin nachkommen wollen, so würde sie den neuesten wissenschaftlichen Forderungen nur dann genügen, wenn sie den Bearbeiter einer Typentarte persönlich den Fundstoff aus den Museen zusammentragen läßt und ihr altes Sammelsystem nur auf die Sammlungen beschränkt, die für einen Besuch zu entlegen oder zu unbedeutend sind. Dieser Arbeitsweg ist zwar kostspieliger, aber schneller und bei weitem besser und ergebnisreicher. — Kostrzewski kennzeichnet seine Sibelgruppen mit den einzelnen Buchstaben des Alphabets. Wenn dies kaum dem Gedächtnis einzuprägende System trotzdem seiner Kürze wegen scheinbar sich schwer vermeiden läßt, so sollte man doch dem Leser, der sich bis zur Gruppe O durchringen muß, es möglichst erleichtern, sich zu vergewissern, welche Form z. B. mit S, J oder gar I gemeint ist. Leider ist aber nie neben die Abbildungen der Sibeltypen der betreffende Buchstabe gesetzt. Auch im Text sind die Typennamen nicht durch gesonderte Überschriften hervorgehoben, sondern nur recht mühsam zu finden. Kostrzewski wendet auch sonst bei seiner Einteilung von Typen viel zu viel die Nummerierung an. Man sollte meines Erachtens die Anwendung der inhaltlosen Zahlen- und Buchstabenbenennung, die mit dem Typus in keinem inneren Zusammenhang steht, sich daher nicht einprägt, möglichst einschränken. Die Benennungen nach einem Charakterzug sind, auch wenn sie länger sind, meist vorzuziehen, da sich mit ihnen sogleich eine bestimmte Vorstellung verknüpft und das ewige Nachschlagen nach der Bedeutung des Namens vermieden wird.

Die Behandlung der Gürtelhaken ist besonders anziehend durch die klar herausgearbeitete Typologie und die zahlreichen ethnologischen Schlüsse, die sich aus der Verbreitung der einzelnen Formen ergeben. Die Gürtelhaken gehören nach Kostrzewski nur zur Kleidung der Frau; die Männer schlossen ihren Leibgurt mit einer ringförmigen Gürtelschließe. Am Schluß der Latènezeit tritt allmählich an die Stelle des Gürtel-

¹⁾ Zeitschr. f. Ethnol. 1911, S. 664 ff., 930 ff.

hatens die Schnalle. Eigentlich Schmud ist bei den Ostgermanen in der behandelten Periode selten. Im Nordwestteil treten, wie bereits erwähnt, bronzene Kolbenhalsringe auf, die auf westgermanischen Einfluß zurückzuführen sind. Den eigentümlichen Kronenhalsringen geht Kostrzewski bis zu ihren Urformen nach, obwohl nur ihre jüngsten Entwicklungen in die Spätlatenezeit fallen. Von Dänemark breitet sich diese Ringart allmählich südöstlich über Ostdeutschland bis nach Galizien aus. Von Schmudnadeln sind fast nur die von Westgermanien übernommenen bronzenen Flügelnadeln zu erwähnen.

Ein umfangreiches Kapitel ist den Waffen gewidmet. Wie Kostrzewski im Vorwort hervorhebt, hat er meine 1916 erschienene Arbeit über die Bewaffnung der Germanen nicht mehr berücksichtigt, obwohl er sonst die bis 1918 erschienene Literatur verwertet hat. Die Absicht des Verfassers, auf diese Weise die Selbständigkeit seiner Forschungen zu betonen, war unnötig, da jeder Sachmann die selbständige Leistung des Verfassers in dem Buche zur Genüge erkennt. Dem Leser und der Forschung wäre indessen wohl mehr gedient gewesen, wenn Kostrzewski zu den Punkten, in denen er von meiner Arbeit abweicht, nicht „absichtlich keine Stellung genommen“, sondern sie besonders hervorgehoben und begründet hätte. Ja er erreicht dadurch, daß er Abbildungen aus meiner Arbeit wieder abdruckt, unter anderem eine von mir entworfene Rekonstruktion eines Schwertscheidenmusters (Jahn, Bewaffnung, Abb. 141) in seiner Abbildung 86, noch dazu ohne Quellenangabe, eigentl. gerade das Gegenteil seiner Absicht. Da ohne langwierige Vergleiche beider Arbeiten die Abweichungen Kostrzewskis für den Leser nicht ersichtlich sind, will ich versuchen, sie im folgenden, soweit ich sie erkenne, darzulegen und zu ihnen Stellung zu nehmen, obwohl der Rahmen einer Besprechung dadurch etwas gesprengt wird. Im voraus betone ich, daß Kostrzewski, da er sein Material später als ich sammelte, und auch im Osten mehr Museen kennen lernte, meinen Fundstoff vielfach erweitert und ergänzt. Er beginnt mit den zweischneidigen Schwertern¹⁾ und unterscheidet nach den Formen des Griffüberganges 4 Typen, während ich Typus 3 und 4 als einen behandle. Die Abbildung 66 gibt übrigens nicht das Schwert von Rondsven wieder, das nur ein gleiches stumpfes Ende besitzt, sondern das Schwert von Meisdorf (Mus. f. Völkerk. I. g 458). Auch beträgt der Maßstab etwa $\frac{1}{2}$, nicht etwa $\frac{1}{6}$. Das Rondsener Schwert hat, wie Kostrzewski S. 87, Anm. 7 richtig angibt, vielmehr zwei Blutrinnen, sein Griffbügel ist nicht erhalten und sein Griffnauf ist länglich-oval (s. Jahn S. 103), eine Spätform des Griffes, die Kostrzewski übersehen hat. Die Formenreihe der Schwertschneiden, Abb. 68, ist reicher als die meinige (Abb. 104). Kostrzewski fügt als Typus e ein stumpfwinkliges Klingeneende hinzu, das ich nur in einem Beispiel (Schlesien, Fundort unbekannt) kannte (S. 101), welches Kostrzewski aber noch aus Koppenow und Lindholmgaard nachweist. Auf die in Abb. 68f. wiedergegebene Form kommt Kostrzewski nirgends zu sprechen; mir ist sie unbekannt. Ein neuer Typus ist auch das gerade abschneidende Schwertende 68 g, das aus Rondsven und Meisdorf vorliegt. Durch eine genaue Auskunft des Vorsitzenden des Graudenzener Museums Professor Günther und durch nochmalige Besichtigung des Meisdorfer Schwertes habe ich mich von der Richtigkeit der Angaben Kostrzewskis überzeugen können. Da beide Schwerter auffallend kurz sind (Gesamtlänge 74 und 78 cm), hatte ich früher die Enden für nachträgliche Aushämmierungen einer Bruchfante nach Verlust des eigentlichen Spizenteils gehalten, also für eine Zufallsform. Auch für das stumpfwinklig endende Schwert von Schlesien (Länge 75,5 cm) hatte ich das gleiche angenommen (Schles. Dorz. N. S. VII, S. 94 f, Abb. 7). Doch da bei allen Stücken die Enden einen fehlerlosen und ursprünglichen Eindruck machen und wegen der geringen Breite (3,75—4 cm) und Zier-

¹⁾ Die Angabe ihrer Durchschnittslänge S. 84, Anm. 2 ist zu hoch bemessen. Die Unterlagen für die ungewöhnlich kurzen Schwerter von Bužke und Gumbin erschienen mir zu wenig gesichert, um sie zu verwerten. Vgl. Jahn, S. 100 f.

lichkeit der Schwerter auch ihre geringe Länge in richtigem Verhältnis zu stehen scheint, möchte ich sie jetzt als einen besonderen Typus eines kleinen, mehr stutzerhaften Schwertes ansehen. Das scharf spitzwinklige Schwertende setzt Kostrzewski fälschlich an den Anfang seiner Formenreihe (Abb. 68a). Es ist vielmehr eine späte Form, die neben den stumpfwinkligen Typus 68e zu setzen ist. Die von Kostrzewski auf S. 87 ausgesprochene Ansicht, daß die immer zunehmende Abstumpfung der Schwertspitze die natürliche Entwicklung für die langen, nur für den Hieb berechneten Schwerter wäre, trifft nur bei den keltischen Schwertern zu. Die germanischen Schwerter werden am Schluß der Latènezeit zum Unterschiede von den keltischen wieder scharfspitzig (Abb. 68a) und die seltenen stumpf endigenden Schwerter (Abb. 68e, g) fallen, wie eben erwähnt, gerade durch ihre geringe Länge auf.

An verzierten Schwertern fügt Kostrzewski S. 87 f. als neu hinzu zwei Stücke aus Szadek Kr. Kalisz und Lindholmgaard auf Seeland. Ein Schwert aus Koppenow, das ich (S. 116) als mit Längsriefen versehen bezeichnete, ist nach Kostrzewski vielmehr mit längsgerichteten kurzen Strichen verziert. Das freilich recht schlecht erhaltene Muster des Schwertes von Jäschkowitz Kr. Breslau und die Technik seiner Herstellung gibt Kostrzewski S. 88 falsch an; vgl. Jahn S. 119 ff. Auch die Darstellung der Grabritze des Schwertes vom Montwyßluß ist bei Kostrzewskis Abb. 75 a ungenügend und nach Jahn Abb. 130 f. zu verbessern. Bei der recht eingehenden Bearbeitung der Schwertscheiden ist anzumerken, daß die Stegbildung der Scheide von Przybor in Abb. 77 nur unvollständig wiedergegeben ist. Auf S. 91 Anm. 2 führt Kostrzewski unter den Scheiden, deren hinteres Scherdenblatt an der Mündung nicht so hoch hinaufreicht wie das vordere („von dem vorderen übertragen wird“), fälschlich zwei Stücke von Culm auf. Es ist hier dem Verfasser offenbar ein Irrtum bei der Benutzung meines handschriftlichen Materials unterlaufen, das ich ihm, soweit es Ostgermanien betraf, seinerzeit zur Verfügung gestellt hatte. Ich gebe nämlich dort bei beiden Stücken in der verkürzten Form: „Vorderseite übertragen“ an, obß die Vorderseite von der Rückseite übertragen wird, verstehe aber dies, in ganz anderem Sinne als Kostrzewski, für die Längsränder der Schwertscheiden (vgl. Jahn S. 105). Doch solche geringen Versehen können den Wert gerade dieses Teils der Arbeit nicht beeinträchtigen, in dem Kostrzewski zum ersten Male die verschiedenen Formen der Schwertschlaufen, Scheidenmündungen und Ortbänder in ihrem Zusammenauftreten an einer Scheide genauer verfolgt, daraufhin vier Scheidentypen aufstellt und deren Verwandtschaft mit seinen vier Schwerttypen auf Grund des Zusammenliegens in einem Grabe in der Tabelle auf Seite 99 nachweist. Zu einer chronologischen Gliederung der Spätlatènezeit lassen sich diese und andere typologische Reihen jedoch nicht verwerten, da alte Formen auch neben jüngeren weiterleben. Die Spätlatènezeit bildet, wie auch Kostrzewski z. B. S. 12 angibt, ein unteilbares Ganze. Ihre Zeitspanne ist für Unterabteilungen zu kurz; man kann höchstens bei einzelnen Grabfunden sagen, daß sie einen mehr alten oder jungen Charakter zu haben scheinen.

Die einschneidige Schwertform kommt bei Kostrzewski verhältnismäßig kurz weg, obwohl sie doch ein besonderer ostgermanischer Typus ist. Freilich ist sie auch einförmiger als das zweischneidige Schwert. Die rechteckigen Vorsprünge am oberen Schneidende (wie Jahn Abb. 158) möchte Kostrzewski S. 101 als Schutz für die Hand und als Auflager auf den Scheidenmund erklären. Er läßt dabei ganz außer Betracht, daß diesen Zweck ja bei allen einschneidigen Schwertern vielmehr der vergangene Griffmantel diente, der stets diesen Teil der Klinge zudeckte (vgl. Jahn S. 136 ff.). Von dem eigenartigen Schwerte von Siemianice (Schimianitz) Kr. Kempen, das sich in der von Kostrzewski verwalteten Sammlung befindet, gibt er leider nur eine recht ungenügende Abbildung (Abb. 92). Die einzig dastehende, an der Schneide (!) liegende erhobene (!) Verzierung, deren Charakter ungeläut ist (s. Jahn S. 138, Anm. 2), bezeichnet Kostrzewski auf S. 104 ohne jegliche

Erläuterung als Sabritmarke. Das Schwert mit dem reich ausgebildeten Griff von Tucyno (Abb. 93) trägt an den Schmalseiten der Griffangel ein Muster, das ich als Querstriche (Jahn Abb. 162 a) angesehen hatte, nach Kostrzewski (S. 105) aber ein Zidzad bildet (Jahn Abb. 162 b—c). Wohl mit Recht sieht Kostrzewski dieses Schwert als ein aus Schweden eingeführtes Stück an. Treffend und von Wert ist die Beobachtung (S. 106), daß Gräber, in denen das Schwert ausnahmsweise in mehreren Exemplaren beigegeben wurde, meist reiche Bestattungen mit Bronzegefäßen sind. Unter den nichtostgermanischen Beispielen für diese Sitte vermiße ich das Bronzekeffelgrab von Langaa auf Sünen mit angeblich vier einschneidigen Schwertern. Auch unter den kürzlich von mir zusammengestellten Grabfunden mit zwei Schildbuden befinden sich mehrere mit Bronzeurnen (Mannus X, S. 19). Einen guten Überblick über die Arten der Verbiegung der Schwerter vor der Beiehung geben die Abbildungen 99—100.

Die große Masse der Lanzenspitzen sucht Kostrzewski in mehr Gruppen zu teilen als ich. Er unterscheidet noch mittelbreite und mittellange Formen. Seine Einteilung ist meines Erachtens jedoch zu sehr an äußerliche, nebensächliche Umstände geknüpft, so daß sie nicht fördert, sondern sogar die typologisch wichtige, einheitliche Lanzensform, die ich die „unprofilerte“ genannt habe (Jahn S. 56 f.), zerreißt und auf mehrere Gruppen aufteilt. Unter den Sondergruppen ist die mit deltoidförmigem Blatt (Abb. 109) nur mit einem Beispiel belegt, da das zweite mit Vorbehalt aufgeführte Stück von Kaulwitz sicher spätkaiserzeitlich ist. Bei der Behandlung der ausgeschmittenen Lanzenspitzen (S. 116) verwirft Kostrzewski ebenso wie mehrere andere Forscher meine Auffassung, daß diese Ausschnitte Verzierungen wären. Er schließt sich der häufig angeführten Meinung an, daß die Ausschnitte die Wunde, besonders beim Herausziehen, mehr zeretzten, also einen praktischen Zweck hatten, und beruft sich auf eine Diodorstelle, die bezeugt, daß die Kelten Lanzenspitzen mit geschwungenem Blatt für diesen Zweck besaßen. Ich benutze diese Gelegenheit, eine Begründung meiner Auffassung nachzuholen. Ich bezweifle nicht, daß bei den Kelten die Ausschnitte zum großen Teil dem praktischen Zweck dienen sollten. Bei ihnen habe ich bisher auch nie die Ausschnitte als Verzierung bezeichnet. Bei den langen, tiefen Ausschnitten, wie z. B. bei Jahn Abb. 31, kann ich mir auch tatsächlich vorstellen, daß die Lanze, besonders wenn sie sich beim Auftreffen oder Herausziehen etwas drehte, die Wunde mehr zerfleischte als eine glattrandige. Noch mehr traf dies aber bei Stücken zu, deren Rand gewellt war wie Groß, La Tène Tafel V, 2, sich also aus der Ebene des Blattes heraus hob, ohne Ausschnitte zu tragen. Schon bei den Kelten trat aber dieser ursprüngliche Sinn der Ausschnitte bisweilen zurück. So möchte ich bei kürzeren, schwächeren Ausschnitten wie bei Jahn Abb. 29, die zum Teil elegant geschweift sind, den praktischen Wert nur noch gering an schlagen. Man erkannte in den Ausschnitten ein geeignetes Mittel, den gewöhnlichen, eintönigen Verlauf des Blattprofils interessanter zu gestalten; geschweiften Blattformen wie Jahn Abb. 27—28 und den Innenausschnitten liegt dasselbe Bestreben zugrunde. Es ist nun anziehend zu verfolgen, wie die germanischen ausgeschmittenen Lanzenspitzen, je weiter ihr Fundort von der keltischen Grenze entfernt liegt, desto mehr den tiefen, praktischen Charakter der Ausschnitte verlieren und den belebenden, verschönernden eleganten Zug an ihnen betonen. Man betrachte nur das formvollendetste ostgermanische Stück aus Ronsden (Kostrzewski Abb. 114). Seine ganz leichten Ausschnitte dürften kaum eine Wunde merklich verschlimmert haben, wohl aber geben sie in ihrer gefälligen Anordnung der Waffe ein äußerst anziehendes Gepräge. Dazu kommt, daß ein so beträchtlicher Teil der ostgermanischen Lanzenspitzen mit Ausschnitten gleichzeitig auch auf der Blattfläche selbst verziert ist, daß sie gar nicht von der Gruppe der verzierten Lanzenspitzen zu trennen sind. Von den keltischen ausgeschmittenen Lanzen ist jedoch keine gleichzeitig gemustert. Der ostgermanische Waffenschmied übernahm die keltische Sitte der Blattausschnitte, wandte sie aber nicht im ursprünglichen praktischen Sinne der Kelten an, sondern

formte sie wie gewöhnlich erst für seinen Geldsack um und gebrauchte sie als Schweifung des Randes neben der Ähngung und Punzung der Lanzensblätter zur Verschönerung und Veredelung seiner Erzeugnisse. Will doch Kostrzewski selbst S. 121 in den verzierten Lanzenspißen, die ja zum Teil ausgeschnitten sind, nur Prunkwaffen sehen, die zum praktischen Gebrauch wohl zu kostbar wären¹⁾. Bei der Behandlung der verzierten Lanzenspißen macht sich wieder störend bemerkbar, daß Kostrzewski meine eingehenden Ausführungen über die Muster und ihre Herstellungsart, wie bereits erwähnt, nicht berücksichtigt. Er geht sogar soweit, Abbildungen aus meiner Arbeit in Schlesiens Vorzeit N. S. VII zu zitieren, den Inhalt der Arbeit aber zu übergehen. Da Kostrzewski nicht so umfangreiche Studien über die Technik der Muster gemacht hat, wie sie mir zur Verfügung standen — Kostrzewski wohnte nur einem Teil der von mir veranlaßten Untersuchungen des Materials im Berliner Mus. f. Völkert. als Zuhörer bei —, mußte dieser Teil der Arbeit schon beim Erscheinen überholt und veraltet sein. Seine Unterscheidung von erhabenem und vertieftem Muster ist zu scharf durchgeführt. Kostrzewski übersieht, daß das eine sich aus dem anderen entwickelt (s. Jahn S. 64 ff.). Einen Beweis, daß beide ineinander übergehen, liefert er unbewußt selbst, wenn er das Muster 115 d zwar zu den erhabenen rechnet, ihm aber den Namen „Schuppenmuster“ nach den Vertiefungen gibt, die nach seiner Auffassung nur den Untergrund des gitterartigen Ornaments bilden. Irreführend ist auch seine These, daß seine erhabenen Muster sämtlich geätzt, die vertieften Muster gepunzt seien. Muß er selbst für die letzteren schon Ausnahmen anführen, so bestehen für die ersteren ebenfalls solche (vgl. Jahn S. 67 ff. und Schles. Vorz. N. S. VII, S. 93 ff²⁾). Anschließend führt Kostrzewski Wurfspießspitzen mit Widerhaken und Pfeilspitzen auf, die nach ihm ans Ende der Zeitstufe fallen.

Bei der Behandlung des Schildbeschlages bringt Kostrzewski S. 127 ff. eine abweichende Formenentwicklung der Schildbuden. Während ich (Jahn S. 152 ff, Taf. III) aus dem halbkugeligen Budel (Kostrzewski, Abb. 118) die flachtonische Form (Abb. 121) entstehen lasse und daraus zwei nebeneinanderhergehende Formenreihen ableite, einmal den Spitz- und Stangenbudel (Abb. 122—123) und zweitens die hochtonischen und gewölbten Formen (Abb. 120 und 119), sucht Kostrzewski alle Typen in einer einheitlichen Reihe zu vereinen. Nach ihm folgt der halbkugeligen Urform gleich der gewölbte und die tonischen Typen, denen sich erst Spitz- und Stangenbudel anschließen. Die typologischen Reihen von spätlattenezeitlichen Stüden haben an und für sich nicht die Festigkeit und den chronologischen Wert wie solche aus längeren Zeitstufen, da es, wie gesagt, nicht möglich ist, die Periode zeitlich in noch kleinere Abschnitte zu zerlegen. Typologisch alte Formen kommen häufig neben viel jüngeren vor. Den Typenreihen liegt also mehr ein formaler Wert inne. Sie ordnen die plötzlich überreich aufstehenden Typen so, wie sie sich allem Anscheine nach auseinander entwickelt haben. Deshalb wäre an sich gegen eine einheitliche Typenreihe auch dann noch nichts einzuwenden, wenn in älteren Typengruppen Stüde von ganz jungem, absolutem Alter vorhanden sind. Nur muß diese Typenfolge auch ohne Zwang alle Formenpielarten in sich vereinen und in richtiger Reihenfolge ansetzen. All diesen vielen Budelformen liegt in der Tat insofern ein gemeinsamer Entwicklungsgang zugrunde, den auch Kostrzewski zum Teil anerkennt, daß die Zahl der Nieten und die Höhe der Budel beständig steigen (Jahn S. 155 und 159; Kostrzewski S. 131). Vergleicht man daraufhin die Typenfolge bei Kostrzewski (Abb. 118—123), so fällt einem der

¹⁾ Demgegenüber hat Kossinna, Deutsche Vorgeschichte, 2. S. 194 mit Recht darauf hingewiesen, daß durch die Funde von Alejia die tatsächliche Verwendung der verzierten Lanzens erwiesen ist.

²⁾ Die von Kostrzewski S. 121, Anm. 3, nach Schwantes erwähnte Lanze von Nienbüttel ist kaiserzeitlich. Vgl. Jahn S. 92.

unstete Wechsel von hohen und niedrigen Budeln auf, der noch mehr in die Augen springen würde, wenn Kostrzewski nicht die sechs Abbildungen in drei verschiedenen Maßstäben gebracht hätte¹⁾. Der schwächste Punkt der Reihe ist der an die zweite Stelle gesetzte gewölbte Budel, der, wie auch schon aus den Angaben über seine Nägelezahl erkennbar ist, vielmehr typologisch und absolut jung ist und zu den jüngsten Formen gezählt werden muß. Daß sein Profil ziemlich weich und gerundet ist, ist keine frühe Anlehnung an die ältesten halbtugeligen Formen, sondern ein gerade in der Zeit um Christi Geburt wiederauftretendes Charakteristikum (s. Jahn S. 155, 168). Gezwungen erscheint mir auch die Ableitung des Spitzbudels (Abb. 122) vom hochtonischen (Abb. 120). Gegen die Typenreihe sprechen endlich die Verhältnisse in der anschließenden frühesten Kaiserzeit. Hier trifft man nicht etwa nur den Stangenbudel (Abb. 123) noch an, sondern ebensogut und sogar noch häufiger den hochtonischen und gewölbten Typus, die also zu den jüngsten latènezeitlichen Formen gehören müssen (Jahn S. 155, 167 ff.). Ich glaube daher, daß meine Darstellung der Typenfolge dem Tatbestand mehr Rechnung trägt. Nur darin möchte ich Kostrzewski Recht geben, daß der seltene, bisher örtlich nur beschränkt auftretende flachtonische Typus nicht als Haupttypus gewertet werden kann. Da Kostrzewski Gründe anführt (S. 129), die für sein ziemlich spätes Alter sprechen, so ist er auf meiner Typentafel III, 2 als Angelpunkt der Entwicklung zu tilgen und nur als eine Nebenform des tonischen Budels zu betrachten. Spitzbudel und tonischer Budel entwickeln sich also unmittelbar aus dem halbtugeligen, wie ich es für den Spitzbudel als eine der vielen Spielarten schon (S. 154) angegeben hatte. Mit einer Behandlung der Schildfesseln, eines vereinzelt (zeitlich gesicherten? s. Jahn S. 209 f.) Ringpanzers und der Sporen schließt das Kapitel.

Im Kapitel 4 werden die Toilettengeräte und das Werkzeug aufgeführt. Die Pinzetten mit ihren teils barocken, teils reizvollen Formen und die Scheeren finden sich nur in Männergräbern. Auch die als Rasiermesser anzusehenden halbbrunden Messer, die eine Handhabe aus vergänglichem Stoff besaßen, sind Mannesgut. Es werden halbmondförmige und halbkreisförmige Typen unterschieden. Die Benennung dieser und der folgenden Messergruppen wechselte bisher in der Literatur häufig. Es wäre wünschenswert, wenn sich eine allgemein anerkannte Namengebung auch hier einbürgerte. Die von Kostrzewski angewendeten Namen dünken mir glücklich gewählt zu sein. Nur ziehe ich für die gebogenen gestielten Messer die Benennung: sichelförmige Messer der kürzeren, von Kostrzewski gewöhnlich gebrauchten Form: Sichelmesser vor, da letztere den Eindruck erwecken könnte, es seien zum sicheln benutzbare Messer gemeint. Die sichelförmigen Messer finden sich meist in Frauengräbern und fallen durch ihre zahlreichen, zierlichen Griffformen, die den Ostgermanen eigentümlich sind, auf. Sind sie sich hauptsächlich auf burgundischem Gebiet, so sind die geraden Messer den Wandalen eigentümlich. Frauengut sind Spinnwirtel und Nähnadeln. Nur in Männergräbern kommen eiserne Punzen vor, während die ähnlichen Pfriemen beiden Geschlechtern mitgegeben werden. Sie zerfallen in ein viertantiges, ursprünglich von einem Knochengriff bedecktes Schaftende und in ein drehrundes Arbeitsende. Auch der in Abb. 185 wiedergegebene Pfriemen von Taubendorf ist trotz seines sehr kurzen Schaftteiles so benutzt worden. Kostrzewski will ihn und ähnliche Stücke fälschlich am anderen Ende schäften und als Punzen ansehen. Den Schluß bildet selteneres Werkzeug wie Äxte, Hämmer, Zangen, Seilen, Schleifsteine u. a.

Besonders wichtig ist wieder das die Keramik behandelnde Kapitel. Obwohl nur in großen Zügen angelegt, weist es besonders auf die vielen Unterschiede der wandalischen

¹⁾ Die Abbildungen sind leider zum großen Teil recht grob und flüchtig wiedergegeben. Bei dem Budel von Siemianice, Abb. 118, ist die mehrfach S. 127 u. 132 erwähnte Größe der Nägeleköpfe, die die Nietrandbreite beträchtlich übertrifft, nicht dargestellt worden.

und burgundischen Gefäße hin. Der schönen, römischen Bronzeemern nachgeahmten wandalischen Krause stehen weniger schmude kugelige oder doppelkonische Töpfe auf burgundischem Gebiet gegenüber. Den Höhepunkt ostgermanischer Töpferei bilden die ganz jungen, reich und eigenartig gemusterten burgundischen Terrinen, die Kostzewski als Kultgeräte ansehen möchte. Die mannigfachen Formen der Beigefäße sind weniger gut nach Völkerschaften zu trennen. Ausführlicher legt Kostzewski die bemerkenswerten Unterschiede in der Ornamentik beider Volksgruppen dar. Mit einer Übersicht über die nach Ostgermanien eingeführten Bronzegefäße wird die Reihe der Fundarten geschlossen.

Das folgende Kapitel gibt einen guten Überblick über die verschiedenen Grabformen. Die reinen Urnengräber sind vorwiegend wandalisch. Die Brandschüttungsgräber, bei denen der ganze vom Scheiterhaufen übrig gebliebene Rückstand über die Urne geschüttet wurde, finden sich bei beiden Völkerguppen. Übergänge zwischen beiden Bestattungsarten trifft man in Hinterpommern und auf Bornholm. Brandgruben ohne Urnen sind hauptsächlich bei den Burgundern üblich, die wandalischen sondern sich durch die zahlreichen mitgegebenen Beigefäße ab. Die masurische Gruppe kennzeichnet ihre Gräber durch oberirdische Steinkreise. In dem Abschnitt über die Kulturgruppen faßt Kostzewski die Unterschiede in den Grab- und Geräteformen zusammen und scheidet daraufhin Ostgermanien in etwa sieben Kulturgruppen. Das Gebiet zwischen Odermündung und Perlane, dessen von Blume angegebene Grenzen Kostzewski berichtigt, fällt durch seinen stark westgermanischen Einschlag auf, der auf die hier ansässige alte, westgermanische Bevölkerung zurückzuführen ist. Die sie beherrschende ostgermanische Oberschicht ist, wie die nahen Beziehungen mit Bornholm bezeugen, von dieser burgundischen Insel eingewandert. Das östlich anschließende Hinterpommern und das Weichselmündungsgebiet bildet eine von Blume den Rugiern zugewiesene Gruppe, bei der Beziehungen mit Ostschweden, Öland und Gotland nachzuweisen sind. Von der Weichselmündung aus drang eine kleine ostgermanische Gruppe auf dem Seewege nach dem Samlande, wohin sie die reichen Bernsteinmengen dieser Küste lockten. Eine weitere Gruppe umfaßt den Südtteil Westpreußens und Nordostpolen. Sie steht einmal in enger Verbindung mit der rugischen Gruppe, weist aber auch besonders in der Keramik viele Berührungen mit den Wandalen auf¹⁾. Alle diese Gruppen faßt Kostzewski auf seiner Fundkarte und in den vorhergehenden Kapiteln als burgundische Bevölkerung zusammen. Zu den Wandalen rechnet Kostzewski drei Gruppen. Einmal die masurische im südlichen Ostpreußen und angrenzenden Polen, die, wie schon Blume annahm, durch das teilarartige Vordrängen der Burgunder von ihren Stammesbrüdern abgesprengt wurden, dann die niederlausitzische Gruppe, deren Aussonderung gerade für die schlesische Forschung von besonderem Wert ist, wie ich an anderer Stelle darzulegen beabsichtige, und schließlich das wandalische Hauptgebiet in Schlesien, Südpolen und dem benachbarten Polen. Diese Gruppeneinteilung und ihre genaue Begründung ist für die Forschung von ganz besonderem Werte, da sie eine Vertiefung der von Kossinna und Blume dargelegten Anschauungen über die ostgermanischen Völkerschaften und ihre Wanderungen ermöglicht. Kostzewski ist des näheren auf diese Fragen nicht eingegangen; er beschränkt sich mit Recht, da die zeitlich so eng gezogenen Grenzen seiner Arbeit ein Aufrollen der ostgermanischen Völkergeschichte erschwären, auf die Feststellung des Tatsächlichen. Desto mehr wird es den Leser reizen, zu erfahren, wie Kossinna unter Verwertung der Kostzewskischen Ergebnisse jetzt über diese Fragen urteilt. Ich verweise daher auf seine neuesten Arbeiten²⁾.

¹⁾ Die Südostausdehnung dieser Gruppe ist auf der Fundkarte etwas weiter gezogen, als es Kostzewski bei dem später verfaßten Text angibt.

²⁾ Kossinna, Die deutsche Ostmark ein Urheimatboden der Germanen in: Zeitschrift Oberschlesien XVII. Heft 12; Kossinna, Das Weichselland ein uraltes Heimatgebiet der Germanen. Danzig 1919.

Besonders wertvoll für den Sachmann ist der zweite Teil des Kostrzewstischen Werkes, der das Material in übersichtlicher Weise geordnet vorführt. In 118 Beilagen werden die einzelnen Fundarten und ihre Untergruppen aufgezählt, soweit sie nicht schon im Text selbst Platz gefunden haben. Vereinzelt kleine Unstimmigkeiten zwischen Text und Material sind auszumergen. So ist im Textband S. 87 erwähnt, daß der Typus III des zweischneidigen Schwertes auf burgundisches Gebiet beschränkt ist, während in der Beilage 38 neben vier burgundischen Schwertern dieses Typus zwei wandalische erwähnt sind. Im Text S. 114 werden die Lanzenspitzen mit teilsförmigem Blatt nur als Sonderform behandelt, in der Beilage 51 hingegen als Gruppe II. Im Text sind jedoch als Gruppe II die Lanzenspitzen mit gleichmäßig gewölbtem Blattrand aufgeführt, die in der Beilage 52 als Gruppe III bezeichnet werden. Den Beilagen folgt ein landschaftlich geordnetes Verzeichnis der Fundorte mit kurzer Angabe der Funde und der Literatur und endlich eine genaue Statistik der wichtigeren Grabfunde, die für vergleichende, chronologische und andere Forschungen schnellen und wichtigen Aufschluß geben.

So bildet das zweibändige Kostrzewstische Werk durch seine schönen Ergebnisse einen Fortschritt für den augenblicklichen Stand unserer Forschung und wird auch als Handbuch und Nachschlagewerk infolge seiner genauen Materialsammlung einen dauernden Wert behalten.

Breslau.

M. Jahn.

Urgeschichte und Besiedelung der Umgegend von Cassel. Ein Beitrag zur Heimatkunde unter Mitwirkung von Gustaf Kossinna bearbeitet von Carl Hefler. Mit 20 Abbildungen im Text. Leipzig und Würzburg, Curt Kabisch, 1920.

Warme Heimatliebe hat dies Schriftchen veranlaßt, dessen Verfasser schon durch seine hessische Landes- und Volkstunde bekannt geworden ist. Es ist für die weitesten Kreise gedacht und will Teilnahme und Verständnis für die Altertümer und Kultur unserer heidnischen Vorzeit wecken; vor allem aber ist es in die Hände unserer Lehrer bestimmt, um als Unterlage für den Unterricht und als Anregung für die Beschäftigung mit der Vorgeschichte der engeren Heimat zu dienen. Dem Forscher vom Fach will das Buch demnach nicht etwas Neues bieten. Der Inhalt beruht fast ausschließlich auf der allgemein bekannten Literatur. Leider bringen diese Quellen, aus denen der Verfasser seinen Stoff schöpft, es mit sich, daß unsere hessischen Denkmäler selbst viel zu kurz gekommen sind gegenüber allgemeinen Betrachtungen und Schilderungen aus der hessischen Vorgeschichte ferner stehenden Kulturen, namentlich der nordisch-germanischen Stein- und Bronzezeit, die den Schriften Kossinnas entnommen sind. Was an hessischen Altertümern benützt ist, geht — wenn man von der phantasievollen Schilderung des Mordberges (S. 13) absieht, — fast nicht über die Unterlagen hinaus, die Pinder (1878), Boehlau (1898) und Lange angegeben haben. Leider sind dem Verfasser aber auch bei der Benutzung dieses Materials Ungenauigkeiten unterlaufen, die bei der Bestimmung der Arbeit hätten vermieden werden müssen. So zählt Hefler S. 16 die Schnurkeramik von der Maderheide zur Bandkeramik, den Kössener Grabfund vom Schöneberg bei Hofgeismar hält er nur vermutlich für neolithisch (S. 9). Von den S. 13 erwähnten „zumeist viereckigen“ Hütten der Neolithiker sind im Regierungsbezirk bisher nur runde oder solche mit unregelmäßigem Grundriß und zeltförmigem Oberbau durch die Grabungen Georg Wolffs am Frauenberg bei Marburg bekannt geworden. Dankenswert ist die Zusammenstellung der Ringwälle des Habichtswaldes, wenn es hier auch vielleicht zweckmäßiger gewesen wäre, sich hauptsächlich auf die wirklich untersuchten und zeitlich bestimmten zu beschränken

(Alteburg bei Niedenstein, Milseburg in der Rhön), die die Bedeutung der Burgen klar erwiesen haben. Im II. Teil (S. 44 ff.), von der Einführung des Christentums bis zur Gegenwart, finden wir eine auf Landau beruhende Aufzählung der Dörfer und Wüstungen in der Umgebung von Cassel, bei der leider die wichtige Frage der Siedlungsgeschichtlichen Zusammenhänge dieser Niederlassungen mit solchen der vorgeschichtlichen Zeit nicht angeschnitten ist, wie man nach dem Titel des Buches erwarten könnte. Das Heft schließt dann mit einem Loblied auf den Habichtswald und die Herkulesbahn.

Das Schriftchen ist geeignet, in die weiten, der Forschung ferner stehenden Kreise eine Fülle von Anregungen zu tragen, so daß eine baldige Neuauflage zu erhoffen ist. Dabei wird es dem Verfasser dann hoffentlich möglich sein, durch eingehenderes Studium der hessischen vorgeschichtlichen Altertümer, das eine Vorbedingung für die Abfassung einer derartigen Schrift ist, die Unsaftlichkeiten und Ungleichheiten zu beheben.

• Marburg an der Lahn.

Walthar Bremer.

IV. Nachrichten.

Die Finnische Altertums-Gesellschaft

beging am 25. Oktober 1920 durch einen Festakt im Nationalmuseum Finnlands zu Helsingfors die Feier ihres 50jährigen Bestehens. Unser Erster Vorsitzender, erwähltes Mitglied der Finnischen Altertums-Gesellschaft, sandte dazu folgendes Glückwunschsreiben:

Der Finnischen Altertums-Gesellschaft sage ich zugleich im Namen des Vorstandes der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte herzlichste Glückwünsche zu ihrem 50jährigen Bestehen. Mögen die Leistungen, insonderheit die Veröffentlichungen der Finnischen Altertums-Gesellschaft stets denselben hohen Rang strenger Wissenschaftlichkeit behaupten, den die früheren und namentlich die lehtjährigen Schriften der Gesellschaft zeigten: besonders bewundernswert bei der schweren politischen Not, die Finnland in gleicher Weise zu überwinden hat wie Deutschland. Möge das innige Freundschaftsverhältnis zwischen Finnland und Deutschland, das sich im Kriege und nach dem Kriege so schön gezeigt hat, nie an Kraft verlieren.

Hermann Busse †.

Als Hermann Busse, unser hochgeschätztes Ausschußmitglied, im Februar 1916 in voller körperlicher und geistiger Rüstigkeit seinen 70. Geburtstag feierte, habe ich seine Verdienste um die Wissenschaft und um unsere Gesellschaft im *Mannus* (Bd. VII, S. 363) kurz geschildert. Bei dem Festessen, das Freunde und Sachgenossen zu meinem 60. Geburtstage im September 1918 veranstalteten, nahm Busse noch in gewohnter Frische teil. Aber von der wenige Wochen darauf fallenden Feier zur Einweihung des Hallischen Provinzialmuseums für Vorgeschichte, zu der er in seinem unverwundbaren Wissenschaftseifer sich hinbegeben hatte, mußte er durch körperliche Leiden gezwungen vorzeitig heimkehren. Er war in das Alter getreten, wo der Körper die jahrelange Unterernährung des Krieges im Verein mit den einstürmenden seelischen Leiden über des Vaterlandes Weh schließlich nicht mehr zu überwinden vermag. Seitdem erlebte Busse in Jahresfrist einen durch Zwischenräume besseren Befindens unterbrochenen so starken Verfall seiner Körper- und Geisteskräfte, daß er seit Anfang November 1919 Haus und bald auch Bett nicht mehr verlassen konnte, bis ihn am Tage nach seinem 74. Geburtstage der Tod von seinem Leiden erlöste (27. 2. 1920).

Über seinen Lebensgang schreibt mir die Witwe, unser verehrtes Mitglied Frau Helene Busse, die treueste Gefährtin und unermüdlische Helferin bei allen seinen Arbeiten und Bestrebungen, folgendes:

„Hermann Busse wurde am 26. Februar 1846 in Treuenbriezen als Sohn eines dortigen Eigentümers und Seifenfabrikanten geboren, besuchte die dortige Schule und erlernte bei seinem Vater die Seifeniederei. Dann ging er nach Berlin und später nach Köln, Andernach und Elberfeld, um in dortigen Fabriken sich in seinem Fach zu vervollkommen. Schließlich kehrte er nach Berlin zurück, wo er dann 31 Jahre im Hause Heinrich Keibes bis zur Auflösung der Firma im Jahre 1903 technischer Leiter der Seifenfabrik war. Wann und wo er die ersten Anregungen zur Vorgeschichtsforschung bekommen hat, kann ich nicht sagen, da ich die ersten Tagebücher noch nicht gefunden habe. Die ersten Grabungen für das Märkische Museum führte er 1883 aus. Dorthin gab er zuerst auch alle seine Fundgegenstände, wofür er später die silberne und dann die goldene Medaille dieses Museums erhielt. Einen großen Teil seiner späteren Funde überwies er dem Berliner Museum für Völkertunde. Er führte über alle Grabungen ein genaues Tagebuch. Im Jahre 1894



wurde er Mitglied der Berliner anthropologischen Gesellschaft, in der er mannigfache Vorträge über die Ergebnisse seiner Grabungen hielt. Seit vielen Jahren war er Mitglied der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde, auf deren Tagungen er auch oft Vorträge hielt und Fundgegenstände vorzeigte. Seit 1886 war er Mitglied des Vereins für die Geschichte Berlins, der ihm für seine Verdienste die bronzene und später die silberne Medaille verlieh. Für den achtzehner Ausschuß dieses Vereins war er bis zuletzt tätig. Ferner gehörte er seit 1881 dem Aufsichtsrat der Bank „Alt-Berlin“ an, deren wöchentliche Sitzungen er nur selten versäumt hat. In früheren Jahren, solange wir in Berlin wohnten, war er noch im Vorstand des Vereins gegen Verarmung, sowie im Waisenrat, und seitdem wir in Woltersdorf unseren Wohnsitz haben (1903), im Vorstand des hiesigen Verschönerungsvereins und seit vielen Jahren

Schöffe am Kalkberger Amtsgericht. Und nun, mit welcher Liebe er an der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte hing, das wissen Sie ja, Herr Geheimrat, am besten. Und endlich was hat nicht mein Mann hier im Garten alles geschafft: stets war dieser in musterhafter Ordnung und was dazu gehört, das sehe ich jetzt, wo ich allein für alles sorgen soll.“

Am Grabe rief der Vorsitzende unserer Gesellschaft dem Toten ein Abschiedswort nach, zunächst im Namen der Gesellschaft, der Busse als Mitbegründer, treuester und fleißigster Mitarbeiter, Ausschußmitglied, für den Bezirk Brandenburg auch Vorstandsmitglied angehört hat, dann auch in eigenem Namen als seinem alten Freunde. „Seit einem Vierteljahrhundert kenne ich diesen seltenen Mann, dessen Beruf dem Wertwesen angehörte. Er stand darin zwar an leitender Stellung, doch füllte diese Tätigkeit sein geistiges Leben schon frühe nicht voll aus. Denn als echtem Deutschen — und ein solcher war er von Grund aus, — war ihm ein starker Funke der Begeisterung und des Strebens nach hohem, Edlem, Unvergänglichem verliehen. Er war ein Mensch mit sittlichen und geistigen Hochzielen. Und diese Hochziele fand er in schöpferischer Mitarbeit am Bau der Wissenschaft, insbesondere der deutschen Altertumsforschung. Busse wurde Ausgräber und zwar bald ein berühmter Ausgräber, der nicht wie manche andere das Ausgraben als Raubbau trieb, aus Sammelwut oder gar aus Händlergeist, sondern in streng wissen-

schafflichem Geiste, nur um der Forschung zu dienen. Er störte nicht mutwillig die Grabesruh unserer Ahnen, sondern suchte das Wenige, was von ihnen heute noch übrig ist, zu retten, ehe der fortschreitende Straßenbau oder der immer tiefer und weiter greifende Pflug diese Reste der Vernichtung preisgab. Gern zeigte er Mitstrehenden und Teilnehmenden die Stätten dieser seiner Arbeit und berühmt wurden seine Führungen durch märkisches Gelände bei wissenschaftlichen Ausflügen unserer Gesellschaft und anderer Vereine. Nun ist er selbst zu den Vätern versammelt. Aber ein ehrenvolles Andenken an den Forscher und den treuen Freund wird in unseren Herzen nicht vergehen und, wenn auch wir dahingegangen sein werden, wird es noch viele Jahrzehnte durch seine Schriften lebendig bleiben.“

G. K.

Moritz Trautmann †.

Am 15. April 1920 starb in seinem 79. Lebensjahre zu Frankfurt a. M. unser Mitglied, der emeritierte Bonner Universitätslehrer Geh. Regierungsrat Dr. Moritz Trautmann, Professor der englischen Sprache und Literatur. Er war, was bei unseren gelehrten Germanisten leider keineswegs die Regel ist, ein Mann von besonders ferniger Deutschtum und kämpfte unermüdetlich in Wort und Schrift für reines Deutschtum, besonders auch in der Sprache. Und diese Gesinnung führte ihn in unsere Reihen.

G. K.

Gustav Goldsche †.

Am 1. Juli 1920 starb in seinem 75. Lebensjahre zu Griesbad unser Mitglied der Buchdruckereibesitzer, Schriftleiter und Städtälteste Gustav Goldsche, während langer Jahrzehnte der geistige Mittelpunkt seiner Heimatstadt, die durch seine unermüdete Wirksamkeit und Anregung weit über den für kleine Städte gewöhnlichen Horizont emporgehoben wurde. Goldsches rühriger Tätigkeit verdankt Griesbad nicht nur seine bekannten schönen Denkmäler und Gartenanlagen, sondern auch die Begründung des städtischen Museums, dessen vorgeschichtliche Abteilung manche schönen Funde enthält, die hauptsächlich Goldsches eifrigen Werbungen verdankt werden.

G. K.

Georg Girke †.

Wir jüngeren Prähistoriker haben den geistigen Führer unseres Kreises, unseren treuesten Freund verloren, Georg Girke. Geboren am 29. April 1887 entstammte er einer Alt-Berliner Handwerkerfamilie und besaß all die guten Eigenschaften dieser leider immer mehr verschwindenden Kreise: ernstes Pflichtbewußtsein, klaren nüchternen Blick für das Leben und seine Anforderungen, Hilfsbereitschaft für die, die ihrer bedürfen, und als köstliche Beigabe jenen echten, alten Humor, der seinen Besitzer über die großen Nöte und die kleinen Hemmungen des Lebens hinweghebt. Nach Besuch des Salt-Realgymnasiums widmete er sich dem Studium der Germanistik, Geschichte und Erdkunde an der Universität seiner Vaterstadt, die er nie mit einer anderen Hochschule vertauschte. Die Germanistik führte ihn zur Vorgeschichtswissenschaft, die dann sein Hauptfach wurde. Er hat am längsten von allen Schülern Kossinnas, volle zwölf Jahre, zu seinen Füßen gesessen, und er war nicht nur äußerlich der treueste Schüler. Denn das Studium der Vorgeschichte war ihm nicht nur Mittel, um ein Ziel, eine Lebensstellung zu erreichen, auch nicht nur ein Geld, um seinen Geist zu tummeln oder seinen Ehrgeiz zu befriedigen, sondern es war ihm tiefstes Herzensbedürfnis. Er fühlte sich aus tiefster Seele als Deutscher. Dies Gefühl bei sich und

anderen durch Selbsterkenntnis zu vertiefen, betrachtete er als seine Lebensaufgabe. Auf keine andere Weise aber glaubte er, dies Ziel so gut erreichen zu können, als wenn er zurückging auf die letzten Wurzeln seines Volkstums, auf jene Zeiten, wo Umwelt und Erlebnisse Körper und Geist seines Volkes die grundlegenden Formen gaben. Und nun ging er mit einer Dielseitigkeit und Gründlichkeit an das Ziel, das er sich gesteckt, die wohl einzig dasteht. Kein Gebiet gab es, aus dem er nicht den Stoff für seine Arbeit schöpfte, mochten es nun die körperlichen Überreste unserer Vorfahren sein, die Werke ihrer Hände oder die ihres Geistes, keine Methode gab es, die ihn zu seinem Ziel hätte führen können und die er nicht angewandt hätte, mochten es nun die Methoden der Archäologie sein oder der Naturwissenschaft, der Geschichte oder der Sprachwissenschaft und mochte es am Studiertisch sein oder im praktischen Museumsdienst. Und nirgends blieb er an der Oberfläche, überall drang er in die Tiefe.

Diese Dielseitigkeit und Gründlichkeit forderten freilich viel Zeit und viel Entsamung. Wie lange schon hätte er zu so mancher wissenschaftlichen Frage öffentlich Stellung nehmen können, mit viel mehr Recht und Erfolg, als so mancher oberflächliche Dielschreiber. Ihm aber war seine Sache viel zu heilig. Er wollte erst so reif sein, daß er nur Vollgültiges leistete. Und so verzichtete er auf den Ruf, den ihm ein Hervortreten an die Öffentlichkeit schnell gebracht hätte, verzichtete auf eine Stellung, die ihn wirtschaftlich selbständig gemacht hätte, und arbeitete und feilte jahrelang unermüdet an sich.

Ganz freilich verschloß er das, was er sich erarbeitet, nicht in sich: Der Jugend, die er für seine Ziele mit begeistern wollte, mochten es nun Studenten sein, oder junge Handwerker und Arbeiter, oder seine Kameraden im Felde, ihnen gab er Einblick in das, was er durch seine Arbeit gefunden hatte. Und ebensowenig verschloß er sich den mitstrebenden Freunden in eifersüchtiger Engherzigkeit. Rückhaltlos ließ er sie Einblick nehmen in seine Arbeiten und ihre Ergebnisse, und wir alle, die wir mit ihm nach dem gleichen Ziele strebten, verdanken seiner Anregung und dem geistigen Austausch mit ihm unendlich viel.

Und nun war die Zeit gekommen, wo er sich reif fühlte. Nun begann er, die Früchte seiner Arbeit auch weiteren Kreisen zuteil werden zu lassen. Und überrascht standen selbst die, die ihn zu kennen glaubten, vor der Fülle der Anregungen und Tatsachen und der Klarheit, mit der er sie über seine Zuhörer ausschüttete. Das war nur möglich bei so tiefen und ausgereiften Kenntnissen und zugleich so innerer Begeisterung für seine Sache, wie er sie eben besaß. Wohl das schönste Zeugnis dessen, was er konnte, wurde unserem Hallischen Kreise zuteil, als er Himmelfahrt hier über „Rasse und Kultur“ sprach. In diesem Stoff lag all das, was ihn erfüllte und trieb. Und so strömte aus ihm eine solche Überfülle von Wissen und Können und Fühlen, daß alle, die ihn anhörten, empfanden: dort redet ein Mensch, dessen reiche Anlagen in zäher Arbeit und bitterer Entsamung zur vollen Reife gelangt sind. Und er selbst empfand voll herzlicher Freude, daß er die Höhe erklommen hatte, daß auch die anderen es anerkannten. Nun bot sich ihm wirtschaftliche Unabhängigkeit, nun wurde ihm die Gelegenheit geboten, zunächst im engeren Kreise seine Lehrbefähigung zu betätigen, und in nächster Aussicht stand ihm das Wirken in größerem Kreise als Dozent an der Universität Berlin. Daneben fand auch seine glänzende Gabe als Organisator Anerkennung. In studentischen Kreisen hatte er sie schon längst betätigt und damit die Sache, die er vertrat, mächtig gefördert. Auch hier war er im Laufe der Jahre gereift, hatte die Schroffheit und Rauheit, die er als junger Student besaß, allmählich abgeschliffen und hatte sich durchgerungen zu einer Sachlichkeit, die selbst die schärfsten Gegner unumwunden anerkannten. Nun war er berufen, auch diese Gabe in den Dienst seiner Wissenschaft zu stellen. Alle fühlten, wie mächtig er ihre Stellung fördern würde, wenn er sich auch als Organisator ihr widmete, und daß er der Mann war, die schroffen Gegenstände, die gerade unsere Wissenschaft zu ihrem Schaden so zerklüften, so weit wie möglich zu überbrücken.

So lag vor ihm die Aussicht, mit vollen Kräften für seine hohen Ziele zu wirken, vor uns die Hoffnung, daß er unsere Wissenschaft fördern würde, wie es wenige sonst konnten. Da machte der bittere Tod allen Hoffnungen ein Ende. Eine Blinddarmentzündung machte einen ärztlichen Eingriff nötig; sein Körper, der durch eine im Felde erworbene Krankheit sehr geschwächt war, und dem er nicht die nötige Erholung gegönnt hatte, war diesem Eingriff nicht gewachsen und so erlag er am 7. Juni einer Herzschwäche.

Bei der Zurückhaltung im Veröffentlichlichen ist es nur ganz wenig, was er an gedruckten Arbeiten hinterlassen hat: außer Besprechungen im „Mannus“ und kleinen Aufsätzen in der „Saalburg“ meist dem allgemeinem Verständnis angepaßte Aufsätze in Zeitschriften und Tageszeitungen. Auch im ungedruckten Nachlaß ist nur eine Arbeit, seine Dissertation über die Kleidung der Vorzeit, druckreif. Wie weit sonst Arbeiten für den Druck reif gemacht werden können, muß eine genaue Durchsicht des Nachlasses ergeben. So werden wir uns in der Hauptsache mit der Überfülle an nicht vollständig verarbeitetem Material begnügen müssen als Ergebnis seines großen Fleißes. Das Hauptergebnis, jene innere geistige und seelische Fülle, ist freilich mit ihm dahin. Doch selbst das, was uns noch geblieben ist, bildet einen für lange Zeit unerschöpflichen Schatz von Tatsachen und Gedanken. Unsere Pflicht wird es sein, diesen Schatz so zu wahren, daß er nicht verschleudert wird und doch allen, die im Sinne Girkes streben und arbeiten, zur Verfügung steht. Er soll nicht nur Girkes Namen für die Dauer dem Gedächtnis erhalten, vor allem sollen die, die daraus schöpfen, einen Teil von seinem Geist in sich aufnehmen und, Jeder nach seinen Kräften, weiter wirken in dem Sinne, wie er bisher gewirkt hat und weiter gewirkt haben würde, wenn ihn nicht der Tod uns entziffen hätte.

Im Namen seiner Freunde

Albert Windler.

Gustaf Rehnus †.

Deutschland hat in den letzten Jahren eine Reihe seiner hervorragendsten Anthropologen wie Gustav Schwalbe, Kollmann, Klaatsch, Bartels, Schliz verloren. Für die deutsche Anthropologie muß auch der Tod des berühmten schwedischen Anatomen und Anthropologen Gustaf Rehnus als ein großer Verlust empfunden werden, hat er doch seine größten und bedeutendsten Arbeiten auf dem Gebiete der Anthropologie in deutscher Sprache geschrieben. Die deutsche Zeitschrift „Mannus“ kann daher eine Erinnerung an sein Leben und Wirken nicht entbehren. Ich, sein alter Freund und schwedischer Sachgenosse, will darum gern der Aufforderung des Herausgebers entgegenkommen, hier eine kurze Schilderung seiner Wirksamkeit als Anthropologe zu geben.

Es war eigentlich ein Rätsel, wie ungeheuer viel Rehnus auf so verschiedenen Gebieten wissenschaftlich leisten konnte. Er war einer von den bedeutendsten Histologen und Anatomen seiner Zeit. Seine Produktion hierin war ganz außergewöhnlich groß. So war er auch Ethnograph, Reisebildner, Dichter usw. Von 1877—1890 war er Professor an dem Karolinischem Institute in Stockholm; später lebte er als Privatforscher und hatte in seinem eigenen Hause sein Laboratorium eingerichtet.

Gustaf Rehnus war 1842 in Stockholm geboren. Er gehörte zu einer in den Naturwissenschaften berühmten Familie. Sein Großvater Anders Johan Rehnus war Professor sämtlicher Naturwissenschaften und der Oekonomie an der Universität Lund und Stifter der dortigen K. Physiographischen Gesellschaft. Er hatte drei Söhne, die Professoren wurden. Der berühmteste war der Anatom und grundlegende Anthropologe Anders Adolf Rehnus, der Vater Gustafs.

Die erste anthropologische Veröffentlichung von Gustaf Rehnus war eine deutsche Übersetzung der gesammelten Abhandlungen zur Anthropologie seines Vaters. Der 22jährige

Sohn hatte diesen „Ethnologischen Schriften“ von Anders Rehius beleuchtende Anmerkungen und Erklärungen beigegeben und er hat ganz gewiß durch diese Veröffentlichung hofermaßen zur höheren Kenntniss dieser für die Entwicklung der Anthropologie epochemachenden Schriften und zu der Berühmtheit seines Vaters beigetragen.

Gustaf Rehius war 1873 der eigentliche Stifter der „Anthropologiska Sällskapet i Stockholm“, die sich jetzt „Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi“ nennt. Er war der erste Sekretär der Gesellschaft und hat zahlreiche Vorträge in derselben gehalten und Abhandlungen zur Anthropologie und Ethnographie in ihren Zeitschriften geschrieben. — Schon 1873 machte er seine erste anthropologische Reise nach Finnland. Die Ergebnisse seiner Reisen wurden in vielen kleinen Schriften veröffentlicht, aber auch in einem großen Sammelwerk „Finska Kranier“ (1878) zusammengefaßt. Diese Arbeit ist als bahnbrechend für die Ethnologie und Anthropologie Finnlands aufzufassen und leitet die großartige Reihe von Werken ein, die Rehius uns in diesen Wissenschaften gegeben hat.

Er hat in jungen Jahren (1872) Reisen in den klassischen archäologischen Gegenden Frankreichs und Belgiens gemacht und darüber vorzügliche, allgemein verständliche Arbeiten herausgegeben. In Schweden nahm er auch als Anthropologe an vielen Ausgrabungen, hauptsächlich großer Megalithgräber in Dästergötland, teil und widmete dann dem Studium der schwedischen vorgeschichtlichen Schädel seine Zeit. So kam sein wunderbares Prachtwerk: „Crania suecica antiqua“ zuerst 1899 in schwedischer und dann 1900 in deutscher Sprache heraus. — Er gibt hier in natürlicher Größe Abbildungen der bis dahin erhaltenen schwedischen vorgeschichtlichen Schädel, um, wie er anspruchsvollerweise sagt, dieselbe für die Wissenschaft aufzubewahren. Diese Arbeit ist durch ihre umfassende inhaltsreiche geschichtliche Einleitung, ihre mitfolgenden Gräberbeschreibungen, ihre genauen Schädel-schilderungen, ihre Maßtabellen und vorzüglichen Bilder eine Quelle, aus der sowohl die Anthropologen als die Archäologen immerfort ihre Kenntnisse schöpfen können. Aus der Zeit vor den Megalithgräbern sind keine Schädel in Schweden gefunden worden. Als ein Hauptergebnis seiner „Crania suecica antiqua“ konnte Rehius aussprechen, daß dieselben Menschenrassen in der ganzen vorgeschichtlichen Zeit von der wir Schädel besitzen, in Schweden gelebt haben und daß unsere Vorfahren, wenigstens von der Zeit der Megalithgräber an, angeblich vom germanischen Stamme sind, sowie daß die jetzige Bevölkerung Schwedens in ihren Grundbestandteilen aus demselben vorgeschichtlichen Volke stammt.

Eine weitumfassende Untersuchung der lebenden Bevölkerung des Landes war oft bei uns in Schweden besprochen worden. Sie kam auch schließlich zustande nach einem Vorschlag vom Professor Wilh. Hultkrantz in der Anthropologischen Gesellschaft in Stockholm, seitdem Rehius die Sache durch sein Wort, seine Persönlichkeit und durch reiche Mittel unterstützte. Ungefähr 50000 Wehrpflichtige wurden hauptsächlich von den schwedischen Anatomen, Professoren und Assistenten, gemessen. Die Bearbeitung des Materials und die Ergebnisse der Untersuchungen wurden mit Tabellen, Karten, Kurven usw. von Rehius und mir unter dem Titel „Anthropologia suecica“ veröffentlicht. Sämtliche Vorarbeiten und das große schön ausgestattete Werk bezahlte Rehius.

Die Bedeutung dieser Arbeit ist, daß sie eine allgemeine und topographische Übersicht über das Vorkommen der wichtigsten anthropologischen Charaktere in ganz Schweden und dessen verschiedenen Landschaften und zugleich Anleitungen zu weiteren, ausführlichen und besonderen Untersuchungen gibt. Unter den vielen Ergebnissen aus dieser Arbeit tritt als die wichtigste hervor, daß der hohe, langköpfige, blondhaarige und blauäugige Typus in Schweden und besonders in Binnenschweden mehr als in jedem anderen Lande herrscht. — Norwegen stimmt indes vermutlich mit Schweden überein. — Dieser erwähnte Typus hat sich nämlich hier in Schweden am besten bewahrt. Stellt man die Ergebnisse von „Crania suecica antiqua“ (und auch von späteren Arbeiten von mir auf diesem Gebiete) und „Anthropologia suecica“ zusammen, so zeigen sie deutlich, daß wohl in keinem Lande

Europas der Volksstamm sich anthropologisch weniger verändert hat als in Schweden und daß also kein Volk mit größerem Heimatsrecht als das schwedische sein Land besitzt.

Rehnius hat viele bedeutende anatomische Arbeiten ausgegeben, die mittelbar auch von Wichtigkeit für die Anthropologie sind. Ich nenne hier nur: „Das Menschenhirn“, „Das Affenhirn“, „Zur Kenntnis der Entwicklung der Körperform des Menschen während der fötalen Lebensstufen“, „Wächst noch die Größe des menschlichen Gehirns infolge der Einwirkung der Kultur?“ usw. Er hat auch eine große Menge verhältnismäßig kleiner anthropologischer Schriften in schwedischer Sprache sowohl über allgemeine als nordische Anthropologie geschrieben.

Hohe wissenschaftliche Anerkennung wurde Rehnius bei Lebzeiten von der ganzen Welt zuteil. Eine ganz besondere anthropologische will ich hier nennen. Er wurde nämlich von The Royal Anthropological Institute in London 1909 berufen um die „Huxley Lecture“ zu halten. Seine Vorträge wurden später mit dem Titel: „The so-called North European race of Mankind“ veröffentlicht.

Es war eine großer Einfluß, den Rehnius mit seinen Schriften auf dem Gebiete der nordischen Anthropologie gemacht hat. Seine genauen Untersuchungen, seine klare Sprache und seine außerordentliche reichen und schönen Abbildungen stempeln die Rehnius'schen Werke zu Mustern ihrer Art.

Rehnius ganzes Leben war von wunderbarem Fleiß und idealischer Forscherfreude erfüllt. Seine wissenschaftliche Schriften werden auch für kommende Zeiten seinen Namen als einen hochgeschätzten bewahren. Seine Liebe für die Wissenschaft und sein fester Glaube an die Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeit für die Entwicklung der Welt hat er bewiesen durch die großartigen, ganz besonders der schwedischen Akademie der Wissenschaften übergebenen Stiftungen, die er und seine hochbegabte und für die Forschungen ihres Mannes begeisterte Frau Anna Hjerta Rehnius zur Unterstützung naturwissenschaftlicher Untersuchungen aller Art gemacht haben.

Mit dem Weltkrieg hörte die Arbeitslust Rehnius auf. Er hatte ja wissenschaftlich für eine Welt gearbeitet und an eine bestehende kulturelle Entwicklung der Völker geglaubt. Seine Ideale fielen wie für die meisten, eines nach dem anderen. Je länger der Krieg dauerte, desto tiefer litt er, und in dem Jg. Frieden sah er, der neutrale Anthropologe, nur einen fortgesetzten Kampf gegen die Kultur, worin man der Bedeutung der hochstehenden europäischen Rassen für die ideelle Entwicklung der Menschheit verständnislos gegenüberstand. Er starb in einer schweren Zeit beinahe siebenundsiebzig Jahre alt. Was er uns in der Wissenschaft gegeben hat, wird seinen Namen in weite Zukunft bewahren.

Lund.

Carl M. Sjöstr.

Die eiszeitliche Fundstätte Rigdorf (Neukölln) in Groß-Berlin.

In der Erörterung der so hart umstrittenen Systeme der eiszeitlichen Chronologie spielt lezhin wieder die alte Rigdorfer Fundstätte eine große Rolle. Ich selbst habe mich darüber in diesem Mannusbande S. 246 geäußert. Es wird für unsere Leser nicht bedeutungslos sein, zu erfahren, daß soeben wieder in einem Aufsätze der „Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft“ (Bd. 72, 1920, Monatsberichte S. 106 ff.) auf Rigdorf eingegangen wird. Auch aus persönlichen Gründen mache ich unsere Leser auf diesen Aufsatz besonders aufmerksam.

Es heißt dort S. 111: „Jeder, der die wundervoll erhaltenen Reste von Rhinoceros Merckii mit den völlig intakten, scharfzahnartigen Schmelzleisten der Zähne gesehen hat, wird nicht einen Augenblick im Zweifel sein, daß diese Tiere — ebenso wie die ganze Fauna — an Ort und Stelle gelebt haben“. Gegen die Meinung, daß diese Tiere in der Nähe des

Sundortes gelebt haben, kann man wohl nichts einwenden. Dagegen ist zu bemerken, daß aus der guten Erhaltung der Zähne sichere Schlüsse überhaupt nicht zu ziehen sind. Aus den Kiesgruben von Rigdorf sind die immerhin seltenen Einschlüsse von Knochen der Dickhäuter im Laufe von Jahrzehnten durch die Arbeiter verkauft worden. Darunter befinden sich intakte Molaren von *Rhinoceros Merckii* und auch ein solcher von *Elephas antiquus*, dieser letzte, der im Märkischen Museum liegt, wird in dem genannten Aufsatze gar nicht erwähnt. Es kann nicht wundernehmen, daß solche intakte Zähne als besonders wertvolle Teile der Funde gern einzeln verkauft wurden. Jedoch liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß diese Zähne nur noch locker im Kiefer gesteckt haben oder gar schon herausgefallen waren, nachdem sie während des Transportes durch den Kiefer vor Abrollung geschützt waren, während der Kiefer selbst abgerollt oder hierbei schließlich sogar nahezu untergegangen sein kann.

Diese Auffassung verdanke ich den freundlichen Mitteilungen unseres Berliner Mitgliedes, Geh. Bergrats Prof. Dr. Schröder, von der Geologischen Landesanstalt, einer der besten Kenner der diluvialen Säugetierreste, mit dem ich mich des Längeren über Rigdorf unterhalten konnte. Bei der Gelegenheit nahm Geheimrat Schröder Anlaß, mir den Fund eines Kiefers eines diluvialen Säugetiers aus einer mit Rigdorf völlig übereinstimmenden und von Rigdorf wenig entfernten Fundstätte zu zeigen und zu besprechen. Dieser Fund ist insofern besonders wichtig, als er aus zwei unzweifelhaft abgerollten Kieferstücken besteht, die zwar in derselben Kiesgrube, aber zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Stellen zutage gekommen und getrennt in die Sammlung eingeliefert worden sind. Erst vor kurzen ist es Geheimrat Schröder gelungen, festzustellen, daß es sich um zwei trotz der auch auf die Bruchstellen sich erstreckenden Abrollung lückenlos aneinander passende Stücke ein und derselben Kieferhälfte handelt: ein Beweis dafür, wie wenig man auf die äußere Beschaffenheit eines einzelnen Knochenrestes geben darf, weil man aber gar nicht beurteilen kann, in welcher Beschaffenheit und gegebenenfalls in welcher Nähe die zugehörigen Bruchstücke des Tieres sich befinden. Der vorsichtige Forscher steht hier vor Schwierigkeiten, bei denen er nur größte Sorgfalt und Zurückhaltung zu wahren die Pflicht hat. Geheimrat Schröder hat erfreulicherweise die Absicht, diesen wichtigen Fund selbst zu veröffentlichen.

Ich kann schließlich noch hinzufügen, daß es nach Ansicht mancher Geologen nicht ausgeschlossen ist, daß die Rigdorfer Tierwelt, zu der doch auch das Moschusschaf gehört, nicht interglazial, sondern glazial ist.

Auf die Angriffe gegen unsern Mitarbeiter Dozent Dr. Joseph Bayer (Mannus 11/12, S. 245 ff.) wird dieser selbst in den „Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien“ antwortet.

G. Koffinna.

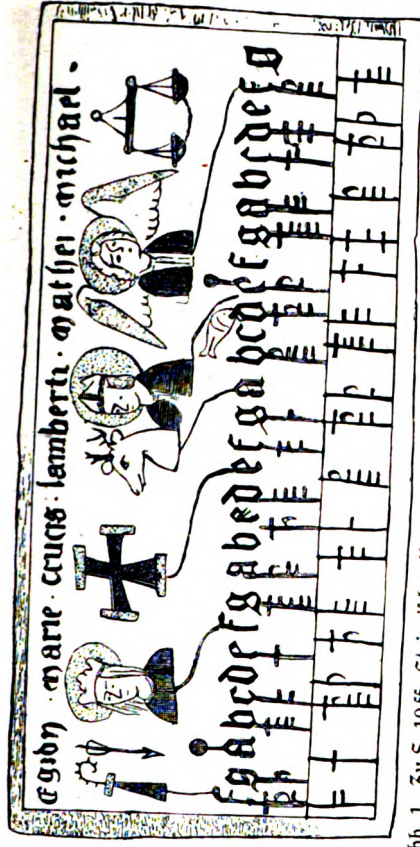


Abb. 1. Zu S. 19 ff. Steirischer Bauernkalender vom Jahre 1398. Natürl. Größe. Original im German. Museum in Nürnberg. Die Bilder und Symbole beziehen sich auf die kirchlichen Feste des Monatses.



Abb. 3. Zu S. 25 f. Taufstein aus der Norum-Kirche in Böhmen. Gussnar mit den Zeichen die Harfe schlagend, umgeben von Schlangen. Darüber Runen-Runen.

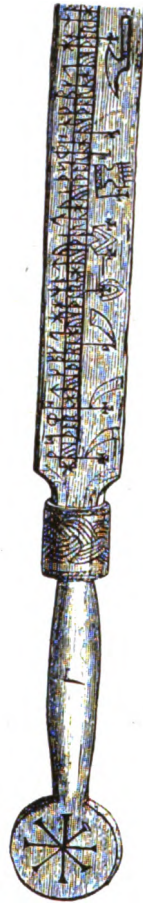


Abb. 2. Zu S. 25 ff. Altnordischer Runenstab aus Lindenholz. Original im German. Museum in Nürnberg. Größe 122,6 cm. Länge 4,9 cm. Die beiden Stüde sind aneinandergelast zu denten.

Steifer, Vorgeschichtliche Musiktheorie in Europa.

Kürzlich erschien :

Urgeschichte und Besiedelung der Umgegend von Cassel.

Ein Beitrag zur Heimatkunde

unter Mitwirkung von

Gustaf Kossinna

bearbeitet von

Carl Seßler.

VI und 68 S. mit 20 Abbildungen im Text. 1920.

m. 5.—.

Verfolgt den Zweck, für den Unterricht eine zweckentsprechende Auswahl des Stoffes zu bieten. Stellt eine kurze Einführung in die vor- und frühgeschichtliche Forschung überhaupt dar, legt unsere Vorfahren in das rechte Licht, zeigt uns, was sie geleistet haben und bietet nebenher eine Urgeschichte des heilichen Gebietes. Für die Lehrer an den höheren Schulen, für Volksschullehrer wie für jeden, der sich für heiliche Heimatkunde und für deutsche Vorgeschichte überhaupt interessiert, eine unentbehrliche Grundlage zur Einführung in diese Wissenschaft, die durch die politischen Verchiebungen besondere Bedeutung gewonnen hat.

Die Vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens.

Im Auftrage Thüringischer Geschichtsvereine und wissenschaftlicher Korporationen mit Unterstützung der Staatsregierungen von Preußen, Sachsen-Weimar, Sachsen-Coburg-Gotha, Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen herausgegeben von

Prof. Dr. H. Göge
Berlin-Großlichterfelde

Sanitätsrat Dr. P. Zschiesche
Erfurt

Prof. Dr. P. Böfer
Wernigerode

XLI und 466 S. mit 24 Lichtdrucktafeln, einer Übersichts- und einer archäologischen Karte.
m. 80.—.

Im Text gibt zunächst Zschiesche Auskunft über die Entstehung des mühevollen Unternehmens, dann Göge eine ausführliche und sehr lezenswerte Übersicht über die Vor- und Frühgeschichte Thüringens. Als Kern des Werkes folgt hierauf das von den drei Autoren bearbeitete Fundverzeichnis (400 S.), ein von Böfer verfaßtes wertvolles Literaturverzeichnis (43 S.), Ortsregister und Tafelerläuterung. Die vorzüglich ausgeführten Lichtdrucktafeln beruhen zum größten Teil auf eigens für das Werk hergestellten photographischen Aufnahmen und gewähren einen vollen Überblick über den Reichtum Thüringens an höchst bemerkenswerten Funden aus allen alten Kulturperioden Europas. . . . Die drei Autoren haben eine Musterarbeit geliefert, auf welche sie selbst und das Land, dem sie gewidmet ist, stolz sein können.

„Korrespondenzblatt d. deutsch. Geschichts- und Altertumsvereine“.

Hierzu 20 % Verleger-Teuerungsauflschlag.

Kürzlich erschienen:

Das Weib in anthropologischer und sozialer Betrachtung.

Von

Dr. Oskar Schulze,

Professor der Anatomie an der Universität Würzburg.

2. ergänzte Auflage.

VI und 64 Seiten mit 11 Abbildungen im Text. 1920. M. 5.—.

„In ruhiger objektiver Weise werden die Unterschiede von Mann und Weib auf Grund des anatomischen Baues und der Entwicklungsgeschichte an der Hand guter Bilder geschildert. Bietet eine wahre Fülle von gelichtetem, wichtigen Zahlenmaterial aus der einschlägigen Literatur. Ein sehr interessantes höchst lehrreiches Buch.“

„Bayr. Ärztl. Korrespondenzblatt.“

Die Frau in den indischen Religionen.

Von

Dr. M. Winternitz,

ord. Professor der Indischen Philologie und der Ethnologie an der deutschen Universität in Prag.

I. Teil: Die Frau im Brahmanismus.

IV und 122 Seiten. 1920. M. 5.—.

Eine ausgezeichnete Einführung in dieses interessante Thema, vom Standpunkte des Ethnologen und Anthropologen gesehen.

Über das Frauenstudium.

Eine soziologische und biologische Untersuchung auf Grund einer Erhebung.

Von **Dr. Max Hirsch, Berlin.**

Sonderdruck aus dem Archiv für Frauenkunde. IV u. 138 S. mit 9 Kurven und zahlreichen schematischen Darstellungen im Text. 1920. M. 7.—.

Inhalt: **Geschichtliches. — Soziologie des Frauenstudiums. — Statistik des Frauenstudiums. — Biologie des Frauenstudiums. — Hygiene des Frauenstudiums. — Frauenstudium und Mutterschaft.**

Für Akademiker und Pädagogen männlichen und weiblichen Geschlechts besonders interessant, wichtig auch für den Hygieniker, Frauenarzt und Sozialpolitiker.

Hierzu 20 % Verleger-Teuerungszuschlag.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig

..... Dörrienstraße 16

Soeben erschien:

Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus

Von

Georg Wilke

Gr. 8°. 84 Seiten mit 74 Abbildungen im Text. 1921. M. 12.—

.....

Die vorliegende Arbeit, will zunächst allen denen, die den Blick von der trüben Gegenwart abwenden und sich das Herz erwärmen wollen an den Leistungen deutscher Kultur vergangener Zeiten, es ermöglichen, sich ein Bild von unseren Vorfahren zu Tacitus Zeiten zu machen. Sie ist gleichzeitig eine Widerlegung der sich zu Unrecht noch immer in unseren Schulbüchern findenden Darstellung der alten Germanen als „Barbaren“. Diejenigen Leser der Germania, die noch keine Gelegenheit zu eingehenderen vorgeschichtlichen Studien hatten, können sich an der Hand des hier niederlegten archäologischen Materials ein selbständiges Urteil, inwieweit das von Tacitus in seinem unsterblichen Werke entworfene Kulturbild durch die Ergebnisse der heimischen Bodenforschung bestätigt wird oder der Berichtigung oder Ergänzung bedarf, bilden. Zu diesem Zwecke hält sich die Arbeit im allgemeinen nur an die der älteren Kaiserzeit entstammenden Funde. Auf älteres Material ist nur da zurückgegriffen, wo dies entweder zum Nachweis des hohen Alters und der selbständigen Entwicklung bestimmter Kulturererscheinungen, wie beispielsweise des Ackerbaues, erwünscht erschien, wo unmittelbare archäologische Zeugnisse aus taciteischer Zeit fehlen oder doch nur in sehr beschränktem Maße vorliegen, wie dies besonders für die Religion der Germanen gilt. Wenn auch das Buch für einen weiteren Leserkreis bestimmt ist, hofft der Verfasser doch auch dem fachmännischen Vorgeschichtsforscher mancherlei Neues und verschiedene Anregungen bieten zu können.

„Wilke kommt auf Grund seiner Ausführungen über die Beschaffenheit des Landes, die Stammesgliederung der Germanen, ihre äußere Erscheinung, Kleidung, Bewaffnung, Siedelungs- und Wirtschaftsweise, gewerbliche Tätigkeit und Handelsbeziehungen, ihre Sitten, Bräuche, Zeitrechnung und Religion zu dem Ergebnis, daß die Germania zwar einzelne Irrtümer, und zum Teil auch Lücken aufweist, die geeignet sind, irrige Vorstellungen über unser Land und seine früheren Bewohner hervorzurufen, daß aber andererseits zahlreiche von

 **Als Geschenk für Gymnasiasten, Altphilologen und für jeden national empfindenden Deutschen sehr geeignet.**

Probeabbildung aus Wilke, Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus.



Abb. 33. a) Einschneidiges Kurzschwert mit Griffbandverzierung; b) Schwert mit Scheide. Dimose, Sünen.

Tacitus' berichtete Einzelheiten durch die archäologischen Tatsachen: die aufgefundenen Waffen und Geräte, die Gräber- und Siedelungsfunde usw. aufs beste bestätigt werden. Dies beweist uns, wie sorgfältig Tacitus bei der Auswahl und Verwendung seiner Quellen zu Werke gegangen ist, und berechtigt uns, auch seinen sonstigen Berichten volles Vertrauen entgegenzubringen. Die Bodenfunde bilden somit eine willkommene Ergänzung zu den Angaben der „Germania“, und sind insbesondere dafür beweisend, daß die Germanen neben ihren hohen körperlichen und sittlichen Vorzügen, die ihnen der römische Schriftsteller nachrühmt, eine reiche geistige Veranlagung besaßen, die sie befähigte, aus sich selbst heraus eine durchaus eigene Kultur heranzubilden, der sie auch dann noch treu blieben, als die enge Berührung mit dem Römertum die Versuchung mit sich brachte, sie wegzuzwerfen und an ihre Stelle römisches Wesen zu setzen.

Diese Erkenntnis ist gerade jetzt von unschätzbarem Werte. Wenn jemals das deutsche Volk wieder emporkommen will, muß es erst den Glauben an sich selbst zurückgewinnen, sich der in ihm ruhenden geistigen und sittlichen Kräfte von neuem bewußt werden. Das aber läßt sich nicht besser erreichen, als wenn es sich selbst im Spiegel seiner fernen Vergangenheit betrachtet, der ihm am reinsten sein innerstes Wesen, seine körperliche und geistige Veranlagung vor Augen führt und damit neue Lebensfreude und neue Schaffenskraft verleiht.

Wilkes Schrift wird hoffentlich dazu beitragen, daß man in Zukunft in deutschen Schulen der „Germania“ des Tacitus erhöhte Aufmerksamkeit widmet und zu ihrer Erläuterung die germanischen Bodenfunde in weitgehenderem Maße heranzieht, als es bisher zu geschehen pflegte.“

Dr. La Baume in der „Danziger Zeitung“.

Auf die früheren Veröffentlichungen des Verfassers (siehe Mannusbibliothek Nr. 1, 7 und 10) sei bei dieser Gelegenheit hingewiesen.

In neuer 2., durch Nachträge und 9 Karten vermehrter Auflage ist erschienen:

Die Herkunft der Germanen

Zur Methode der Siedlungsarchäologie

Von

Gustaf Kossinna

(Mannusbibliothek Nr. 6.) 30 S. mit 9 Karten. M. 10.—

Für alle, die sich mit vorgeschichtlichen Studien befassen, sicher erwünscht, denn diese Arbeit hat etwa 8 Jahre gefehlt. Sie kommt gerade zurecht zum Jubiläum der Siedlungsarchäologie, mit der Verfasser vor 25 Jahren zum 1. Mal an die Öffentlichkeit trat.

Mannusbibliothek

herausgegeben von
Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

- No. 1. Wilke, Dr. Georg, **Spiral=Mäander=Keramik und Gefäßmalerei.** (Hellenen und Thraker). III, 84 Seiten mit 100 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 1910. Einzelpreis M. 4.50. — Vorzugspreis**) M. 3.60.
- No. 2. Kimakowicz=Winnicki, M. von, **Spinn= und Webewerkzeuge.** Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas. III, 70 Seiten mit 107 Textabbildungen. 1911. Einzelpreis M. 4.50. — Vorzugspreis M. 3.60.
- No. 3. Schulz, Prof. Bruno, **Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna** und seine Stellung in der Architekturgegeschichte. 34 Seiten mit 34 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. 1911. Einzelpreis M. 2.20. — Vorzugspreis M. 1.75.
- No. 4. Bartelt, Rektor Wilhelm, und Waale, Mittelschullehrer Karl, **Die Burgwälle des Ruppiner Kreises.** Ein Beitrag zur Heimatkunde. III, 65 Seiten mit 1 Karte und 20 Tafeln, enthaltend 27 Lagepläne, sowie 227 Abbildungen im Text. 1911. Einzelpreis M. 5.50. — Vorzugspreis M. 4.40.
- No. 5. Kropp, Philipp, **Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weißer Elster.** IV, 132 Seiten mit 167 Abbildungen und 2 Kärtchen im Text. 1911. Einzelpreis M. 8.50. — Vorzugspreis M. 6.80.
- *No. 6. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Die Herkunft der Germanen.** Zur Methode der Siedlungsarchäologie. 2. Aufl. Neudruck der Ausgabe von 1911 vermehrt durch Nachträge und 9 Karten. II u. 30 Seiten mit 9 Karten. 1920. Einzelpreis M. 10.—. Vorzugspreis M. 8.—.
- No. 7. Wilke, Dr. Georg, **Südwesteuropäische Megalithkultur** und ihre Beziehungen zum Orient. IV, 181 Seiten mit 141 Abbildungen im Text. 1912. Einzelpreis M. 7.50. — Vorzugspreis M. 6.—.
- No. 8. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme** und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. I. Teil: VI, 213 Seiten mit 256 Abbildungen im Text und auf 6 Tafeln nebst 1 Karte. 1912. Einzelpreis M. 8.—. Vorzugspreis M. 6.40.
- *No. 9. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Die deutsche Vorgeschichte** eine hervorragend nationale Wissenschaft. 3. Auflage (unveränd. Abdruck der 2. Auflage). VII, 255 Seiten mit 456 Abbildungen im Text und auf 50 Tafeln. 1921. Einzelpreis etwa M. 50.—. Vorzugspreis etwa M. 40.—. Unter der Presse.
- No. 10. Wilke, Dr. Georg, **Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa.** IV, 276 Seiten mit 216 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 12.—. — Vorzugspreis M. 9.60.

**) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 auf einmal bestellt werden. Gebunden kostet jeder Band M. 4.— bis M. 10.— mehr.

Hierzu mit Ausnahme von No. 6 und 9 80% Verleger-Teuerungsaufschlag und der jeweilige Sortimenter-Zuschlag.

Mannusbibliothek

herausgegeben von
Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

- No. 11. Schulz=Minden, Dr. Walther, **Das germanische Haus in der vorgeschichtlichen Zeit.** VIII, 128 Seiten mit 48 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 4. — Vorzugspreis M. 3.20.
- No. 12. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit.** I. Der Goldfund von Meilingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. IX, 56 Seiten mit 17 Tafeln und 24 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 5. — Vorzugspreis M. 4.—.
- No. 13. Lienau, M. M., **Über Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend.** III, 42 Seiten mit 1 Karte, 30 Tafeln und 5 Abbildungen im Text. 1914. Einzelpreis M. 5. — Vorzugspreis M. 4.—.
- No. 14. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit.** II. Teil: Material. Aus dem Nachlaß herausgegeben von M. Schultzé. XIII, 212 Seiten. 1915. Einzelpreis M. 8. — Vorzugspreis M. 6.40.
- *No. 15. Wahle, Dr. Ernst, **Altdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch.** IX, 216 Seiten mit 2 Karten und 4 Tafeln. 1918. Einzelpreis M. 10.80. — Vorzugspreis M. 8.65.
- No. 16. Jahn, Dr. Martin, **Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr.** X, 276 Seiten mit 1 Tafel, 2 Karten und 227 Abbildungen im Text. 1916. Einzelpreis M. 7.— Vorzugspreis M. 5.60.
- *No. 17. Åberg, Dr. Nils, **Die Typologie der nordischen Streit-äxte.** IV, 60 Seiten mit 75 Abbildungen im Text. 1918. Einzelpreis M. 3.60. — Vorzugspreis M. 2.90.
- *No. 18. Kołtzwski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** I. Teil: XII, 254 Seiten mit 244 Textabbildungen und 1 Karte. 1919. M. 24. — Vorzugspreis M. 19.20.
- *No. 19. Kołtzwski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** II. Teil: Material. Mit 118 Beilagen, Verzeichnis der Fundorte und Sachregister. VI, 123 Seiten. 1919. M. 13.20, Vorzugspreis M. 10.60.
- *No. 20. Rademacher, Karl, **Die vorgeschichtliche Besiedelung der Seideterrasse zwischen Rheinebene, Acher und Süß sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes zur fränkischen Zeit.** 35 Seiten mit 4 Abbildungen im Text nebst 11 Tafeln, darunter 4 Karten. 1920. M. 10.80, Vorzugspreis M. 8.65.
- *No. 21: Jahn, Dr. Martin, **Der Reiteriporn, seine Entstehung und früheste Eisenzeit.** 121 S. mit etwa 105 Abbildungen im Text und 1 Tafel. (Unter der Presse). 1921. Etwa M. 20.—. Vorzugspreis etwa M. 16.—.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Hierzu 80 % Verleger-Teuerungsaufschlag mit Ausnahme der mit * bezeichneten Nummern.

Band X.

Seite 1 u. 2.

MANNUS



Zeitschrift für Vorgeschichte

Band X. (1918.)

Festschrift
Gustaf Kossinna
zum 60. Geburtstag gewidmet.



Leipzig und Würzburg
Verlag von Curt Kabitzsch
1918.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Zueignung	III—VII
Anmerkungen	VIII—XII
Björgren, Zur Rugierfrage und Verwandtes	1—9
Bezenberger, Ein malerisches Steinzeitgrab	10—14
Jahn, Der Spätlatène-Fund von Tichildien Kr. Guhrau	15—24
Lienau, Die bronzezeitliche Quellfassung von St. Moritz (Nachtrag)	25—30
Mörfeldt, Die Entstehung des Wagens und des Wagenrades	31—63
Montelius, Die Vorfahren der Germanen	64—70
Näbe, Die Bodentempel auf wendischen und frühdeutschen Geldstücken des 9.—14. nachchristlichen Jahrhunderts	71—88
Netolický, Die Ursache der starken Zahnabnutzung an prähistorischen Schädeln	89—91
Peifer, Der Goldfund von Sammersdorf	92—96
Rademacher, Zur Chronologie der niederrheinischen Hallstattgräber	97—102
Schulze, Vorgekichtliche Untersuchungen während der Kriegszeit	103—107
Schulz, Urnenfriedhöfe und Grabhügel des letzten Jahrtausends v. Chr. im nordöstlichen Westfalen	108—116
Wahle, Der moderne Krieg, ein Minderer der vor- und frühgeschichtlichen Bodenfunde	117—120
Wilke, Die Zahl dreizehn im Glauben der Indogermanen	121—155
Feldbriefe	156—157

Die Festschrift

ist unter der Redaktion der Herren Professor Dr. Hans Bahne, Halle a. S.
und Generalarzt Dr. Georg Wilke, Leipzig, zusammengestellt worden.



Mannusbibliothek

herausgegeben von
Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

- No. 1. Wilke, Dr. Georg, **Spiral-Mäander-Keramik und Gefäßmalerei.** (Sellenen und Thraker). Mit 100 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 1910. gr. 8°. III, 84 Seiten. Einzelpreis M. 4.50. — Subskriptionspreis*) M. 3.60.
- No. 2. Kimakowicz-Winnicki, M. von, **Spinn- und Webwerkzeuge.** Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas. Mit 107 Textabbildungen. 1911. gr. 8°. III, 70 Seiten. Einzelpreis M. 4.50. — Subskriptionspreis M. 3.60.
- No. 3. Schulz, Prof. Bruno, **Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna** und seine Stellung in der Architekturgeschichte. Mit 34 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. 1911. gr. 8°. 34 Seiten. Einzelpreis M. 2.20. — Subskriptionspreis M. 1.75.
- No. 4. Bartelt, Rektor Wilhelm, und Waale, Mittelschullehrer Karl, **Die Burgwälle des Ruppiner Kreises.** Ein Beitrag zur Heimatkunde. Mit 1 Karte und 20 Tafeln, enthaltend 27 Lagepläne und 227 Abbildungen im Text. 1911. gr. 8°. III, 65 Seiten. Einzelpreis M. 5.50. — Subskriptionspreis M. 4.40.
- No. 5. Kropp, Philipp, **Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weißer Elster.** Mit 167 Abbildungen und 2 Kärtchen im Text. 1911. gr. 8°. IV, 132 Seiten. Einzelpreis M. 8.50. — Subskriptionspreis M. 6.80.
- No. 6. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Die Herkunft der Germanen.** Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Mit 1 Karte. 1911. gr. 8°. 30 Seiten. Einzelpreis M. 1.50. — Subskriptionspreis M. 1.20.
- No. 7. Wilke, Dr. Georg, **Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient.** Mit 141 Abbildungen im Text, 6 Tafeln und 1 Karte. 1912. gr. 8°. IV, 181 Seiten. Einzelpreis M. 7.50. — Subskriptionspreis M. 6.
- No. 8. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit.** I. Teil: Mit 256 Abbildungen im Text und auf 6 Tafeln nebst 1 Karte. 1912. gr. 8°. VI, 213 Seiten. Einzelpreis M. 8. — Subskriptionspreis M. 6.40.

*) Der Subskriptionspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 auf einmal bestellt werden. Einbanddecken für sämtliche Bände in gleichmäßiger Ausstattung sind zu M. 1.50 erhältlich.

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

- No. 9. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Die deutsche Vorgeschichte** eine hervorragend nationale Wissenschaft. 2. stark vermehrte Auflage. Mit 456 Abbildungen im Text und auf 50 Tafeln. 1914. gr. 8°. VII und 255 Seiten. Einzelpreis M. 6. — Subskriptionspreis M. 4.80.
- No. 10. Wilke, Dr. Georg, **Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa**. Mit 216 Abbildungen im Text. 1913. gr. 8°. IV, 276 Seiten. Einzelpreis M. 12. — Subskriptionspreis M. 9.60.
- No. 11. Schulz, Dr. Walther, **Das germanische Haus** in der vorgeschichtlichen Zeit. Mit 48 Abbildungen im Text. 1913. gr. 8°. VIII und 128 Seiten. Einzelpreis M. 4. — Subskriptionspreis M. 3.20.
- No. 12. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit**. I. Der Goldfund von Meißingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. Mit 17 Tafeln und 24 Abbildungen im Text. 1913. gr. 8°. IX und 56 Seiten. Einzelpreis M. 5. — Subskriptionspreis M. 4.
- No. 13. Lilenau, M. M., **Über Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend**. Mit 1 Karte, 30 Tafeln und 5 Abbildungen im Text. 1914. gr. 8°. III und 42 Seiten. Einzelpreis M. 5. — Subskriptionspreis M. 4.
- No. 14. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit**. II. Teil: Material. Aus dem Nachlaß herausgegeben von M. Schultze. 1915. gr. 8°. XIII und 212 Seiten. Einzelpreis M. 8. — Subskriptionspreis M. 6.40.
- No. 15. Wafle, Dr. Ernit, **Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit**, ein prähistorisch-geographischer Versuch. Mit 2 Karten und 4 Tafeln. 1918. gr. 8°. IX und 216 Seiten. Einzelpreis M. 9. — Subskriptionspreis M. 7.20.
- No. 16. Jahn, Dr. Martin, **Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit** etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr. Mit 1 Tafel, 2 Karten und 227 Abbildungen im Text. 1916. gr. 8°. X und 276 Seiten. Einzelpreis M. 7. — Subskriptionspreis M. 5.60.
- No. 17. Hberg, Dr. Nils, **Die Typologie der nordischen Streit- äxte**. Mit 75 Abbildungen im Text. 1918. gr. 8°. IV und 60 Seiten. Einzelpreis M. 3. — Subskriptionspreis M. 2.40.
- No. 18. Koltzowski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit** (im Druck).

20% Teuerungszuschlag.

Ge N 1
M 28

Anthrop.

GIV

Doppel-Band 11/12.

Seite 1 u. 2.

MANNUS

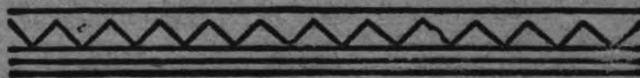


Zeitschrift für Vorgeschichte
 begründet und für die Gesellschaft
 für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

11/12. Band (1919/20)



Leipzig

Verlag von Curt Kabitzsch

1920.

„Mannus“, Zeitschrift für Vorgeschichte

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.
Jährlich 2—4 Seite in zwangloser Folge, die zusammen einen inhaltlichen Band mit vielen Tafeln und reichlichen Textabbildungen bilden. Einzelne Seite sind nicht käuflich.

Bezugspreis bis Band 10 M. 24.—; für vorliegendes Doppel-Heft M. 40.—. Der Bezug desselben verpflichtet zur Abnahme der Fortsetzung bis zum Schluß des Bandes.

Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Heftes:

I. Abhandlungen:

- Klenau, Michael Martin: Oldenburger Grabungen mit einer Studie über Brandgrabengräber. Mit Tafel I—IV und 14 Abb. im Text.
Bolten, Robert: Die steinzeitlichen Gräber des Kreises Pyritz. Mit Tafel V—VII und 4 Abb. im Text.
Wilke, Georg: Über den Beginn der Bronzezeit in Mitteleuropa. Mit 31 Abb. im Text.

II. Mitteilungen:

- Wilke, Georg: Baum und Schiff. Mit 20 Abb. im Text.
Stimming, R.: Das Barz in der vorgeschichtlichen Zeit und seine Verwendungswelse. Mit 21 Abb. im Text.
Kossinna, Gustaf: Noch eine Krötenurne. Mit 1 Abb. im Text.
Schulz, Walther: Zur Geschichte des deutken Baues. Mit 9 Abb. im Text.
Bein, Heinrich, Sumerer und Indogermanen.
Moldau, Rudolf: Eine steinzeitliche Scherbeninschrift der Spiral-Mäanderkeramik. Mit 1 Abb. im Text.

III. Bücherbesprechungen.

IV. Nachrichten.

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Der Mitgliedsbeitrag der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte beträgt ab 1920 25 M., für Mitglieder der Berliner Zweiggeseellschaft 3 M. mehr; die Einzahlung desselben hat an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Dörrlienstraße 16, zu erfolgen.

Neuanmeldungen sowie Abmeldungen sind entweder an den Vorsitzenden, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Eichterfelde, Karlstraße 10 oder an den Schatzmeister der Gesellschaft, Herrn Ernst Smetblage, Berlin NW 5, Quilowstraße 123 zu richten.

Anschrift-Änderungen und Zahlungen dagegen an den Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Dörrlienstraße 16.

Manuskripte, Vorlagen usw. sind nur an den Herausgeber, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. G. Kossinna, Berlin-Eichterfelde, Karlstraße 10 einzuliefern (Einschreiben!). Manuskripte sollen möglichst einseitig beschrieben sein, Zeichnungen reproduktionsfähig ausgeführt unter Vermeldung von Bleistiftstrichen oder mit Bleistift ausgeführten Schattierungen. Am besten geeignet sind Federzeichnungen, die jedoch tief schwarz gehalten sein müssen. Graue Striche erschweren die Wiedergabe.

Der Bezugspreis des Mannus im Buchhandel betrug bis einschließlich Band 10 M. 24.—, für den Doppel-Band 11/12 etwa M. 70.—. Ferner sei auf die beiden **Ergänzungsbände** aufmerksam gemacht.

Die Bände I—X und **Ergänzungsband I und II** können neu eintretende Mitglieder und Abonnenten, soweit noch vorhanden, nachbeziehen. Man wende sich an den Verlag.

Mannusbibliothek

herausgegeben von
Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

- No. 1. Wilke, Dr. Georg, **Spiral-Mäander-Keramik und Gefäßmalerei.** (Sellenen und Thraker). III, 84 Seiten mit 100 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 1910. Einzelpreis M. 4.50. — Vorzugspreis*) M. 3.60.
- No. 2. Kimakowicz-Winnicki, M. von, **Spinn- und Webwerkzeuge.** Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas. III, 70 Seiten mit 107 Textabbildungen. 1911. Einzelpreis M. 4.50. — Vorzugspreis M. 3.60.
- No. 3. Schulz, Prof. Bruno, **Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna** und seine Stellung in der Architekturgeschichte. 34 Seiten mit 34 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. 1911. Einzelpreis M. 2.20. — Vorzugspreis M. 1.75.
- No. 4. Bartelt, Rektor Wilhelm, und Waale, Mittelschullehrer Karl, **Die Burgwälle des Ruppiner Kreises.** Ein Beitrag zur Heimatkunde. III, 65 Seiten mit 1 Karte und 20 Tafeln, enthaltend 27 Lagepläne, sowie 227 Abbildungen im Text. 1911. Einzelpreis M. 5.50. — Vorzugspreis M. 4.40.
- No. 5. Kropp, Philipp, **Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weißer Elster.** IV, 132 Seiten mit 167 Abbildungen und 2 Kärtchen im Text. 1911. Einzelpreis M. 8.50. — Vorzugspreis M. 6.80.
- No. 6. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Die Herkunft der Germanen.** Zur Methode der Siedlungsarchäologie. 30 Seiten mit 1 Karte. 1911. Einzelpreis M. 1.50. — Vorzugspreis M. 1.20. Z. Zeit vergriffen.
- No. 7. Wilke, Dr. Georg, **Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient.** IV, 181 Seiten mit 141 Abbildungen im Text. 1912. Einzelpreis M. 7.50. — Vorzugspreis M. 6.—.
- No. 8. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit.** 1. Teil: VI, 213 Seiten mit 256 Abbildungen im Text und auf 6 Tafeln nebst 1 Karte. 1912. Einzelpreis M. 8.—. — Vorzugspreis M. 6.40.
- No. 9. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.** 2. stark vermehrte Auflage. VII, 255 Seiten mit 456 Abbildungen im Text und auf 50 Tafeln. 1914. Einzelpreis M. 6.—. — Vorzugspreis M. 4.80. Z. Zeit vergriffen. 3. Aufl. unter der Presse.
- No. 10. Wilke, Dr. Georg, **Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa.** IV, 276 Seiten mit 216 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 12.—. — Vorzugspreis M. 9.60.

* *) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 auf einmal bestellt werden. Gebunden kostet jeder Band M. 4.— bis M. 10.— mehr.

Mannusbibliothek

herausgegeben von
Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

- No. 11. Schulz-Minden, Dr. Walther, **Das germanische Haus in der vorgeschichtlichen Zeit.** VIII, 128 Seiten mit 48 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 4. — Vorzugspreis M. 3.20.
- No. 12. Kossinna, Prof. Dr. Gustaf, **Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit.** I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. IX, 56 Seiten mit 17 Tafeln und 24 Abbildungen im Text. 1913. Einzelpreis M. 5. — Vorzugspreis M. 4.—.
- No. 13. Klenau, M. M., **Über Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend.** III, 42 Seiten mit 1 Karte, 30 Tafeln und 5 Abbildungen im Text. 1914. Einzelpreis M. 5. — Vorzugspreis M. 4.—.
- No. 14. Blume, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit.** II. Teil: Material. Aus dem Nachlaß herausgegeben von M. Schultze. XIII, 212 Seiten. 1915. Einzelpreis M. 8. — Vorzugspreis M. 6.40.
- *No. 15. Wähle, Dr. Ernst, **Ostdeutschland in Jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch.** IX, 216 Seiten mit 2 Karten und 4 Tafeln. 1918. Einzelpreis M. 9. — Vorzugspreis M. 7.20.
- No. 16. Jahn, Dr. Martin, **Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr.** X, 276 Seiten mit 1 Tafel, 2 Karten und 227 Abbildungen im Text. 1916. Einzelpreis M. 7.— Vorzugspreis M. 5.60.
- *No. 17. Åberg, Dr. Nils, **Die Typologie der nordischen Streit-Äxte.** IV, 60 Seiten mit 75 Abbildungen im Text. 1918. Einzelpreis M. 3. — Vorzugspreis M. 2.40.
- *No. 18. Kozłowski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** I. Teil: XII, 254 Seiten mit 244 Textabbildungen und 1 Karte. 1919. M. 20. — Vorzugspreis M. 16.—.
- *No. 19. Kozłowski, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** II. Teil: Material. Mit 118 Beilagen, Verzeichnis der Fundorte und Sachregister. VI, 123 Seiten. 1919. M. 11.—, Vorzugspreis M. 8.80.
- *No. 20. Rademacher, **Die vorgeschichtliche Besiedelung der Beiderrasse zwischen Rheinebene, Elber und Sulz sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes zur fränkischen Zeit.** 35 Seiten mit 4 Abbildungen im Text nebst 11 Tafeln, darunter 4 Karten. 1920. M. 9.—, Vorzugspreis M. 7.20.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Hierzu 80 % Verleger-Vermerksaufschlag mit Ausnahme der mit * bezeichneten Nummern, auf die nur 20 % aufgeschlagen werden.

13618

GN
M2
V.10

GN	Mannus
1	
.M28	
v.10-12	
	1918 20 613618
OCT 23 '24	Ger. 93
D2424B	W 41
28	T. G. Allen
728.84	Op. Inst mB
41	all work
825	...

828



UNIVERSITY OF CHICAGO



097 155 383